Digitized by Google

27/9
4° Per.
7 fk
27, Juli-Sept.
Didaskalia
Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

DEUTSCHE
BIBLIOTHEK
IN
GENF
1833.

Digitized by Google

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Herausgegeben

von

J. L. Heller.

DEUTSCHE BIBLIOTHEK IN GENF 1938.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ein und zwanzigſter Jahrgang.

Juli — Dezember 1843.

Frankfurt am Main,

Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Juli bis Ende Dezember 1843.

Gedichte.

Der Hollunderſtrauch 180.
Oſterlied für Europa 183.
Landgraf Friedrich 185.
Main-Sagen 187. 198. 210. 218. 229. 239. 250. 262. 268. 281. 291. 303. 317. 322. 342. 357.
Das neue Lied vom Rhein 189.
Trauerzweig auf das Grab der Gräfin Bentzel-Sternau 190.
Allen Gretchen 191.
Offener Brief aus Frankfurt a. M. an die Fernen 192.
Schallen und Licht 194.
Wahrheit 196.
Morgen 201.
Beneide Keinen 208.
Poeſie und Proſa 216.
Tabakslied 222.
Zu Badens Jubelfeier 234.
Eine Rheinfahrt 236.
Die waldigen Höhen 240.
Die Meßrechnungen 243.
Lied 253.
Nach der Enthüllung des Denkmals für Walther von der Vogelweide 259.
Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren 263.
Vergiß mein nicht 264.
Landſtuhl 278.
Der Dampfwagen 284.
Eiſenbahn- reſp. Fortſchrittslied 288.
1843r Herbſtfreuden 294.
Ruhm und Nachruhm 298.
Gelehrte Bildung 300.
Karl der Große in Frankfurt a. M. 306.
Wechſel 312.
Der Graf von Paris 319.
An Alexander Dreyſchock 334.
Vereine 335.
Nordens Rhein 338.
Vergangene Zeit 343.
Lied, geſungen beim Feſtmahl des 50jährigen Jubiläums des Frankf. freiwilligen Scharfſchützenbataillons 344.
Karl der Große auf der Brücke zu Frankfurt 348.
Vorſatz 352.
Ferdouſi 355.

Erzählungen.

Don Beltran de la Cueva 179—194.
Der Hund von Gondeira 195—197.
Der letzte Schäfer 198—209.
Der Hut des Kaiſers Franz 210—214.
Die Prozeſſion des Grafen von Rechicourt 215—217.
Die Verſchworenen 218—221.
Die ſchöne Maid von Reichenbach 222. 223.
Das Ohrgehäng 224—227.
Die Seeräuber der Balearen 228—253.
Voiture zu Brüſſel 254—256.
Sabine von Villemane 257—260.
Der Talisman des Boabdil 260. 261.
Czerny-Georg 262—285.
Der Verſchwundene 286—301.
Advokat Loubet 302—321.
Das Schwert des Damokles 323—344.
Der arme Konrad 345—350.
Schybi, 351—360.

Vermiſchte Aufſätze.

Das Schweizeriſche Sängerfeſt 179. 180.
Eine neue Gefahr für das deutſche Original-Drama 180.
Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika 181—183.
Ueber die Erfindung des Hrn. Franz Bickes 184
Der kalte Sommeranfang 1843 184.
Gedächtnißfeier zu Ehren Lichtenberg's 185.
Die Smala Abd-el-Kaders 186.
Ein Tag in Strasburg 187.
Die Toilette 189.
Moderne Schiffsladungen 190.
Die ungewöhnliche Rechnung 190.
Das geſtörte Rendezvous 191.
Melpomene in der Provence 192—194.
Offene Zuſchrift über die mitwirkenden Urſachen der Kurzſichtigkeit unſerer Jugend 193.
Les Mystères de Paris 195.
Die Volksſchule als Staatsanſtalt 196. 197.
Der Geſchmack iſt verſchieden 198.
Der Miſſionär unter den Zigeunern 199—206.
Aſſiſengericht, Anklage auf Muttermord 202—207.
Prinz Auguſt von Preußen 208. 209.
Eine Pariſer Gerichtsſcene 210.
Was iſt die Urſache der großen Theurung aller Lebensmittel während den letztverfloſſenen zwei Monaten geweſen 211.
Die Wettrennen in England 212.
Ueber öffentliche Beſtrafung und Belohnung 214.
Communiſterei der deutſchen Handwerker am Genfer See 215—219.
M. G. Saphir in Frankfurt a. M. 216.
Dieſes Buch gehört dem Könige 220.
Die Statuetten berühmter Deutſchen aus der Werkſtätte des Herrn Emil Kauer zu Kreuznach 221.
Die neuen mikroſkopiſchen Entdeckungen des Herrn Profeſſors Klencke 222.
Sprech-Uebungen 223.

Digitized by Google

Der Erkönig von Schweden in München 224. 225.
Ueber Kinderzucht 226.
Johann Huß 227—237.
Die Sängervereine in Frankfurt 231.
Ueber die Geſchichte des untergegangenen kön. Opernhauſes in Berlin 233.
Detaillirter Bericht über den Brand des kön. Opernhauſes in Berlin 234. 235.
Das pfälziſche Muſikfeſt in Landau 236.
Die letzten Tage Mazarin's 238.
Die letzten Augenblicke des Buchhändlers Palm aus Nürnberg 239. 240.
Deutſches Rechtsverfahren 241.
Ein Sonderling primu sorte 242.
Atmoſphäriſche Eiſenbahnen 243.
Der Zuſtand der modernen Novelliſtik der Franzoſen 244—247.
Die Schrift von Paulus gegen Schelling 248.
Zſchokke's Urtheil über die vereinigten nordamerikaniſchen Staaten 249.
Der letzte Heidenzug im Amt Cleeberg im Taunus im Jahr 1809 250.
Euterpe auf der Reiſe 251—253.
Die beiden ſterbenden Jagdfreunde 254. 255.
Ein Wort über Schulferien 254.
Genf 256. 257.
Die jetzigen neuſten Moden 258.
Rede bei der Beerdigung des Freiherrn Julius Göler v. Ravensburg 258.
Zur Charakteriſtik oriental. Kriegführung 259.
Mesmer 261.
Merkwürdiger Rechtsfall 262.
Einige Worte über „ein Wort über Schulferien" 263. 264.
C. W. G. v. Grolmann 264. 265.
Schiffbruch des Regular 266.
Geben iſt ſeliger denn Nehmen 267.
Zwei ſächſiſche Miniſter — heute und vor hundert Jahren 267.
Aufruf an den deutſchen Lehrſtand in Kirche und Schule 268.
Das Duell zwiſchen Hrn. v. Göler und Hrn. v. Wereſkin 269. 270.
Beitrag zur Philoſophie des Lebens 271. 272.
Antigone von Sophokles 271.
Neue Südpolerpedition 273. 274.
Die Statuten für den evangeliſchen Geſammtverein der Guſtav-Adolph-Stiftung 273. 274.
Ein Abendfeſt bei Erzherzog Johann von Oeſterreich in Grätz 275.
Aufführung der Antigone auf dem Stadttheater zu Frankfurt a. M. 576.
Eine Duellgeſchichte 276.
Schwäbiſche Skizzen 277—282. 323—330.
Wie eine deutſche Provinzialoper in einer franzöſiſchen Provinzialſtadt gefeiert wird 283.
Ulrich von Hutten, der Streiter für deutſche Freiheit 283.
Anthologie aus den wichtigern neuern Schriften über Gefängnißreform und Pönitentiarſyſteme 283—285.
Ueber G. F. Kolb's Geſchichte der Menſchheit und Kultur 284. 285.
Wie ſich ein Gelehrter verſtändlich macht 285.
Die Vetturinis in Italien 286.
Aufforderung an Körner's und Lützow's Kampfgenoſſen 287.
Die Brüderſchaft della misericordia in Florenz 287.
Nekrolog des Schauſpielers Cornelius 287.
Das Turnen 288.
Die Volksleſevereine in Deutſchland 289.
Ein Roman von Georges Sand 290—292.
Ueber Klaviere auf der Inſel Java 290.
Maſaniello 292.
Der chineſiſche Moniteur 293.
Fernay 294—296.
Die italieniſche Oper in Paris 295.
Schloſſer's Weltgeſchichte für das deutſche Volk 296.
Zweck und Mittel des pennſylvaniſchen (philadelphiſchen) Pönitentiarſyſtems 297.
Der Streit der Gegenwart, in religiöſer, ethiſcher und politiſcher Hinſicht, mit Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft 298.
Bianka Capello 299. 300.
Neue Erfindung im Gebiete der Feldmeßkunſt 299.
Taunusſängerthum 301.
Ein Stiergefecht in Madrid 302.
Die ſchwarzen Pantalons 303.
Fragmente brieflicher Mittheilung aus Genua 304—305. 318.
Die Meſſe auf dem Meere 305.
Alexander Dreyſchock 306.
Eine franzöſiſche Zeitung über die Gründung des Muſeums zu Frankfurt a. M. 306.
Unſer täglich Brod gieb uns heute 307.
Erbachs feſtliche Tage. 308.
Das Standbild Karl's des Großen auf der Mainbrücke zu Frankfurt 309.
Sonderlinge 310—311.
Roman Soltyk 312
Das Turnen und der Kriegsdienſt 313.
Ein Duell in Spanien 314.
Der Stadtwehrpflichtige 315.
Ueber den Ackerbau im Großherzogthum Heſſen 316—317.
Die Verſammlung der Hydropathen bei Marienberg in Boppard 318.
Kaiſer Franz und nicht Wittekind 319.
F. Prume in Frankfurt a. M. 320.
Prozeß gegen den General Peymann und ſeine Mitſchuldigen 320—322.
Die Schweſtern Millanollo in Mailand 323.
Die Anwendung der elektro-magnetiſchen Kraft als Triebkraft 326.
Frankfurter Gewerbverein 326—329.
Münchener Zuſtände 327.
Verein gegen Wucherer mit Lebensmitteln 328.
Die gefangene Fürſtin 330.
Wittekind 331.
Gerolſtein; Epilog der „Mystères de Paris" von Eugen Sue 331.
Rheinheſſiſches Aſſiſengericht 332. 333.
König Wilhelm III. von Preußen über die Theologen 334.
Der Bau der Brücke über die Venediger Lagune 334.
Der Tod eines großen Chirurgen 335.
Der blinde Uhrmacher 336.
Zur muſikal. Charakteriſtik St. Peterburgs 336.
Elektro-magnetiſche Eiſenbahnen 336.
Athen im Jahr 1834 337—348.
Apologie Karls des Großen 338.
Ein Blatt aus Frankfurts Geſchichte 341.
Schnelle Juſtiz und richterliche Vorſorge 344.
Ein Wort zur Zeit 345.
Anton Rabl 345.
Motion des Freiherrn v. Andlaw in der badiſchen Kammer, die Aufhebung der Spielpacht in Baden betreffend 346—347.
Karl der Große und Wittekind 348—349.
Friedrich Rückert 349.
Die Jubelfeier des 50jährig. Beſtehens des Frankf. freiwilligen Scharfſchützen-Bataillons 349.
Der Rococogeſchmack 350.
Motion des Freiherrn v. Andlaw, die Einführung von Ehrenſchiedsgerichten betreffend, begründet in der 2ten Sitzung der badiſchen Kammer 351—352.
Das Oſterfeſt zu Paderborn 351—352.
v. Sarachaga und v. Haber im Duelle 351.
Der Uebergang Blücher's über den Rhein bei Caub, am 1. Januar 1814 353—355.
Gar keine Krankheiten mehr 356.
Dr. Ludwig Adam Dieffenbach 357.
Aus Heim's Leben 358.
Ueber den Nutzen der deutſchen Geſchichte für Bürger und Bauer 359.
Für Naturhiſtoriker 359.
Ein Feſt im J. 1760 360.
Das Haus Oranien und deſſen Familiengruft zu Delft 360.
Weihnachtsbilder 360.

Correſpondenzen.

Weimar 179. 186. 207—208. 233. 247. 263. 351. 356.
Aus dem Lorsbacher Thal 179.
Mainz 179. 194. 197. 206. 215. 223. 227. 231. 237. 244. 246. 255. 260. 265. 269. 279. 281. 282. 288. 289. 292. 296. 312. 317. 318. 321. 323. 330. 333. 335. 340. 341. 343. 348. 353—354. 356. 358.
Darmſtadt 180. 182. 183. 199. 210. 213. 216. 219. 224. 235. 245. 254. 255. 259. 262. 275. 283. 290. 293. 294. 295. 299. 303. 305. 307. 317. 320. 324. 330. 331. 332. 337. 338. 339. 347. 349. 352. 353. 358.
Nürnberg 181—182. 191. 197. 202. 242—244. 261—262. 276. 307. 341.
Wiesbaden 181. 194. 199—200. 217. 219. 256. 270. 277. 334. 337.
Köln 184. 211. 229. 247. 249.
Laubenheim bei Mainz 184.
Coburg 185. 263.
Homburg v. d. H. 185. 206. 218. 239. 253.
Paris 187. 193.
Berlin 188. 279. 306. 347.
Vom Rhein 188. 201. 238. 298. 333.
Aus Rheinheſſen 189.
Soden 190. 218. 253.
Kaſtel 195. 204. 222. 244. 307.
Guntersblum 195.
Hamburg 196. 200. 226. 232. 237. 249. 252. 264. 280. 286. 299. 310. 312. 314. 345. 359.

Digitized by Google

Braunfels 198.
Meiſenheim 198. 294. 331.
Wicker unweit Hochheim 199. 273. 300. 359.
Fürth im Odenwalde 199. 212.
Aus der bayeriſchen Pfalz 201. 324. 333.
Rödelheim 202.
Hanau 204. 288.
Aus dem Kreichgau 206.
Hachenburg 206.
Würzburg 207. 315. 350.
Aus dem Herzogthum Naſſau 207. 214—215. 223. 225. 237. 243. 257. 268. 295. 308. 313.
Trier 209.
Bad Ems 209. 269.
Gießen 210. 222. 228. 238. 244. 246. 248. 255. 257. 266. 314.
Aus dem Großherzogthum Heſſen 211. 296. 320.
Vom Taunus 212. 217. 267. 300. 336.
Aus der Rheinpfalz 213—214.
Schwalbach 214. 254.
Friedberg 214. 295.
Wetzlar 217. 224. 305. 312. 323. 333. 354.
Nauheim 221.
Von der Lahn 224.
Worms 226.
Baden-Baden 232.
Gonſenheim bei Mainz 235.
Aus dem Rheingau 238.
Frankfurt a. M. 240. 254. 257. 261. 264. 267. 268. 306. 322. 336. 348. 352. 356.
Bornheim bei Frankfurt a. M. 241.
Aachen 247. 357.
Karlsruhe 247.
Offenbach a. M. 248. 320.
Vilbel 249.
Naſſau-Dietz 256. 308.
Königſtein am Taunus 262.
Gernsheim am Rhein 267.
Crefeld 267.
Kaiſerslautern 270.
Bensheim 270. 358.
Bad Salzhauſen 271—272.
Bingen 275.
München 286.
Dürkheim an der Hardt 286.
Herborn 287.
Caſſel 289. 307—310. 330.
Straßburg 291—293.
Aus dem Kreiſe Worms 293.
Münden 297.
Von der Bergſtraße 297.
Bockenheim 305.
Bamberg 311.
Flörsheim 311.
Regensburg 321.
Weilburg 328.
Mannheim 340.
Marburg 340.
Lemberg 342.
Stuttgart 343.
Alzei 344.
Heddernheim 345.
Aus dem Kreiſe Alzei 346.
Vom Main 347.
Aus dem Badiſchen 355.
Aus Rheinpreußen 359.

Literatur.

Die Lehre von den göttlichen Eigenſchaften, dargeſtellt von Dr. J. F. Bruch, Dekan und Prof. an der theol. Fakultät ꝛc. in Straßburg 187.
Ein Phantaſieleben und ſeine Folgen, von Freifrau v. Dalberg 188.
Thaddäus Kosciuszko, von Heribert Rau 188.
Anſichten über Staats- und öffentliches Leben, von Karl Grafen von Giech, 2e Aufl. 192.
H. A. Pierer's Univerſal-Lexikon 201.
Konſtitutionelle Annalen 205.
Bibliothek für moderne Politik und Staatswiſſenſchaft 211.
Ueber die Anatomie der Rabbinen und das Prinzip der jüdiſchen Ehe, von Dr. S. Holdheim 222.
Die Pilger, hiſtoriſch-romantiſche Bilder aus dem Leben, von Richard Wanderer 226.
Handbuch für Reiſende auf dem Maine, von S. Hänle und K. v. Spruner 227.
Verſuch eines Handbuchs des gemeinen Civil- und Privatrechts in Deutſchland für den Bürger und Landmann, überhaupt für Nichtjuriſten, von S. Lilienfeld 238.
Evangeliſcher Glaubensſchild oder vergleichende Darſtellung der Unterſcheidungslehren der beiden chriſtlichen Hauptkirchen. Von C. Ludw. Sackreuter 242.
Gedichte von Hoffmann von Fallersleben 243.
Der Krieg Oeſterreichs gegen Frankreich, deſſen Alliirte und der Rheinbund im J. 1809 251.
Ueber das ſogenannte germaniſche und das ſogenannte chriſtliche Staatsprinzip, von F. W. Carové 257.
Beitrag zur geheimen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, mit beſonderer Berückſichtigung Danton's und Challier's, von Friedrich Funck 273.
Dêr Wêrlte lôn von Kuonrât von Wirzebourg, herausgeg. von Franz Roth 292.
Beſchreibung des Herzogthums Naſſau, von C. D. Vogel 323
Ueber den Proteſtantismus unſerer Kirche, eine Predigt am Reformationsfeſte des J. 1843, in Weimar gehalten von Dr. J. F. Röhr 327.
Schwarzwälder Dorfgeſchichten. Von Berthold Auerbach 332.
Ein deutſches Familienbuch, mit 50 Tafeln Abbildungen und vielen Holzſchnitten, Karlsruhe, Müller'ſche Hofbuchhandlung 1843 350.
Tagebuch der neueſten Geſchichte, von Dr. Bacherer. Geſchichte des Jahres 1842 352.
Dr. J. F. Schlez's Denkfreund. Ein Lehr- u Leſebuch für evang. Volksſchulen. 14e Aufl Gießen 1844. G. Fr. Heyer's Verlag 360

Kaleidoſkop.

188.

Buntes.

287.

Quodlibet für Scherz und Ernſt.

197. 213. 210.

Leſefrüchte.

198.

Frankfurter Theater u. Conzerte.

179. 190. 203. 209. 213. 217. 223. 230—231. 233—234. 245. 250. 260. 265—266. 271. 282. 287. 291. 296—297. 301—304. 309. 313. 316. 325—326. 332. 337. 338.

Mannichfaltigkeiten

durch faſt alle Nummern gehend.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 179. Samſtag den 1. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

I.

Die Abendglocken waren längſt verſtummt und die Nacht hüllte die Stadt Toledo in tiefes Dunkel, als eine Anzahl von Männern, in ihre Mäntel gehüllt, auf den entlegenſten und ſtillſten Straßen nach der Gegend des königlichen Schloſſes eilten. Die nächtlichen Wanderer, mit Guitarre und Degen bewaffnet, ſchienen ſo entſchloſſen, etwaigen Hinderniſſen mit Gewalt zu begegnen, daß die Nachtwächter wenig Luſt hatten, ſich mit ihnen in einen Streit einzulaſſen und es für's Klügſte hielten, ſie ziehen zu laſſen; ſie mochten wohl Geſchäfte haben mit den Edelleuten ihres Königs und Herrn Don Enrico IV. von Caſtilien, und im Jahr der Gnade 1459 war es oft gefährlich, mit dieſen etwas anzufangen.

Die Nachtwächter täuſchten ſich nicht. An der Spitze der Truppe ſtand Diego Lopez Pacheco, der Sohn des Don Juan Pacheco, Marquis von Villena, des mächtigſten Günſtlings des Königs. Der junge Edelmann, vertrauend auf die Autorität und den Namen ſeines Vaters, hatte die vertrauteſten Genoſſen ſeiner Abenteuer bei ſich, unter denen ſich ſein Vetter Don Alfonſo Tellez Giron, der Sohn des Großmeiſters von Calatrava, der Graf von Traſtamara, aus königlichem Geblüt, und einige Andere aus den edelſten Häuſern Spaniens ſich befanden. Sie blieben ſtehen vor dem Schloß, einem maſſiven, viereckigen Gebäude aus der Zeit Alphonſo's VI. zu Ende des elften Jahrhunderts. Vier große Thürme, auf denen ſich eine Anzahl kleiner erhob, deckten die Ringmauer dieſes finſtern Pallaſtes, deſſen beide Vorderſeiten den wohlgefälligen Anblick einer förmlichen Wölbung darboten, welche drei Reihen von übereinander geſetzten Bogengängen umſchloß. Dieſer Pallaſt erhob ſich am äußerſten Oſtende der Stadt auf einem ſteilen Hügel, an deſſen Fuß der Tajo floß, und wo das Auge entzückt die prachtvolle Gegend überſchaute, in deren Mitte Toledo lag, die Hauptſtadt des Königreichs gleichen Namens.

„Wir ſind am Ziel," ſprach der junge Pacheco mit leiſer Stimme, und warf ſeinen Mantel zur Erde. „Wohnt in dieſem Erker die Schöne?" fragte Alphonſo Tellez, indem er auf ein kleines Fenſter deutete, hinter welchem eine Lampe flimmerte. „Ja wohl!" — „Dann ſtimmt eure Mandolinen und befleißigt euch, wo möglich, einer klaren Kehle," fuhr Don Sancho fort, indem er ſich an die Muſiker wandte, die ſie mitgebracht hatten. „Ihr ſeyd doch verſichert, meine Freunde," fragte einer der Edelleute, „daß der König heute Abend nicht in's Schloß zurückgekehrt iſt?" „Gewiß; er hält ſich ſeit zwei Tagen in ſeinem Jagdſchloß im Gebirge auf." „Er möchte es leicht nicht gut aufnehmen," fügte ein Anderer hinzu, „daß man ſeinem Liebchen eine ſolche Aufmerkſamkeit erweiſ't." „Alle Teufel! er würde gewaltig in Harniſch gerathen," unterbrach ihn Don Sancho. „S'iſt nur eine Repreſſalie, die wir ausüben, meine Herren! im Namen meiner lieben Schweſter, der Königin von Caſtilien, welche gewiß lachen wird über das Mißgeſchick ihres treuloſen Gemahls." „Still," ſagte Don Alphonſo, „ſeht dort unten," und zeigte auf ein anderes Fenſter des Pallaſtes. „Es iſt Licht in dem Zimmer der Königin. Vielleicht wacht ſie aus Verdruß über ſeine Abweſenheit." „Arme Königin!" murmelte der Prinz Don Sancho, „ſo jung und ſchön! ſich ſo geopfert zu ſehen einem . . . ." „Richtig, wenn Ihr ſo wollt, Hoheit!" unterbrach ihn Don Diego Lopez Pacheco, „aber bedenkt, daß Ihr, indem Ihr von der Geliebten des Königs, Eures Schwagers, ſprecht, Ihr von einer Dame ſprecht, welche ich liebe, und welche auch mir nicht abgeneigt iſt. Donna Ineſilla Guiomar hat keine Schuld an der Auszeichnung, die ihr der König zu Theil werden läßt. Sie nimmt als ehrerbietige Unterthanin eine Liebe hin, die ſie nicht gewünſcht und nicht geſucht hat. Uebrigens beweiſ't die wohlwollende Freundſchaft, mit der die Königin, trotz der böſen Zungen am Hofe, die ſie ohne Zweifel kennt, ſie überſchüttet, genugſam, welche Achtung ſie für ſie hegt." „Don Diego," unterbrach ihn der Bruder der Königin, „wenn Ihr in Loblieder über Ineſilla Guiomar hineingerathen wollt, ſo riskiren wir, die Nacht mit Plaudern hinbringen zu müſſen. Vergeßt Ihr, warum wir hier ſind? Vorwärts mit den Mandolinen und Sängern; richtet die Augen auf jene Scheiben, und ſättigt Euch ein Mal durch und durch an jener Sonne der Schönheit, welche ohne Zweifel aufſteigen wird im Vollglanz ihrer Strahlen!"

Auf einen Wink Pacheco's ſetzten ſich die Muſiker in Bewegung, um mit der Serenade zu beginnen, als plötzlich Hörner- und Schallmeientöne von der andern Seite des Schloſſes erklangen. Die Muſiker erbebten und ſtoben auseinander wie eine verſcheuchte Vogelheerde, ohne daß die Drohungen des jungen

Digitized by Google

Edelmanns, der ſie im voraus bezahlt hatte, ſie auch nur einen Augenblick hätten zurückhalten können.

„Der König kehrt zurück,“ ſagte Don Sancho; „ſeine Jagd iſt zu Ende, und auch eure, Pacheco. Wir müſſen uns zurückziehen, und zwar ſo ſchnell als möglich, denn wenn wir hier überraſcht würden .....“ „Theure Ineſilla,“ flüſterte Pacheco, voll Liebe die Arme gegen das Fenſter gerichtet, „ich werde Dich bald wieder ſehen. Schlafe wohl! möge die Erinnerung an Deinen treuen Geliebten ſtatt ſeiner ſelbſt bei Dir ſeyn!“

Der Sohn des Marquis von Villena warf ſeinen Mantel um die Schultern und ſchickte ſich an, geſenkten Hauptes ſeinen Gefährten zu folgen, die ſich ſchon durch die krummen Straßen der Stadt flüchteten. „Still!“ ſprach Sancho, und hielt Pacheco zurück. „Was habt Ihr?“ „Seht dort!“ Der Geliebte der Donna Ineſilla ſtieß einen Schrei der Wuth aus, zog ſeinen Degen und ſtürzte in der bezeichneten Richtung auf das Schloß zu. Der einzige Don Sancho folgte ihm. Der Jüngling war nicht ohne Grund aus der tiefen Ruhe plötzlich in die höchſte Wuth und Indignation gerathen. Das Fenſter der Donna Ineſilla ſtand offen. Eine junge Dame neigte ſich auf dem Balkon, von dem eine Seidenſchnur herabhing, die bis zum Boden reichte. Ein Mann glitt an derſelben herab, den ohne Zweifel die unvermuthete Ankunft des Königs von Caſtilien in einem zärtlichen tête à tête geſtört hatte.

„Bleibt zurück, Pacheco,“ ſagte der Prinz Don Sancho zu ſeinem Freund, und zog ihn in den Schatten des einen Thurms. „Laßt die Ungetreue das Fenſter ſchließen und den Galan zu uns kommen, der Euch ausgeſtochen zu haben ſcheint. Wir werden ſo am beſten der Sache auf den Grund kommen.“

Kaum konnte er Pacheco zurückhalten. Der Unbekannte ſchwebte lange zwiſchen Himmel und Erde, und kam endlich auf den Boden. Die ſeidene Schnur wurde abgeknüpft und den Balkon hinaufgezogen. Das Fenſter ſchloß ſich. Der Nebenbuhler eilte der Mauer entlang von dannen und kam, das Geſicht in den Mantel gehüllt, geradezu auf beide Edelleute los. „Nicht weiter!“ rief ihm Pacheco zu. Er machte einen Seitenſprung und griff zum Degen. In der andern Hand hatte er einen Dolch. Jetzt bemerkte Don Sancho und ſein Freund, daß er eine Maske über dem Geſicht hatte. Es war ein ſtattlicher Cavalier. Der Weiſe nach zu urtheilen, wie er die Waffen führte, mußte er darin gut geübt ſeyn. Seinem dunkeln, aber eleganten Anzug nach ſchien er ein Edelmann zu ſeyn. — Der Augenblick war günſtig; tiefe Stille herrſchte ringsum, und der halbverdeckte Mond ſchien hell genug, um einen Hieb ſicher führen und pariren zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Das ſchweizeriſche Sängerfeſt.

Die „Neue Zürch. Zeit.“ gibt eine ausführlichere Schilderung des ſchweizeriſchen Sängerfeſtes in Zürich, der wir einige Züge entheben. Am 24. Abends und am 25. Morgens trafen die einzelnen Sängergeſellſchaften in Zürich ein und wurden von dem feſtleitenden Comité empfangen. Sonntag Morgens 10 Uhr langte die eidgenöſſiſche Fahne mit einem zahlreichen Gefolge von Zweigvereinen aus dem Weſten des Vaterlandes an. Von den Zürchern waren ihnen viele eine Strecke vor die Stadt hinaus entgegengeritten. Durch alle Gaſſen wogte die Menge der Fahne entgegen. Das Gefolge derſelben bildete einen Zug von nahe an zwanzig Wagen. Vor dem Gaſthof zur Krone ſammelte ſich das Heer der Sänger, begleitet von der Blechmuſik. Als ſich der lange Zug der zahlreichen Sängerſchaaren in vier Mann hohen Gliederreihen in Bewegung geſetzt hatte, voran die Fahnen des eidgenöſſiſchen Sängervereins und der „Harmonie“ von Zürich, rückten noch die mit Palmblättern geſchmückten Mitglieder des Stadtſängervereines von Winterthur, des dortigen deutſchen Liederkranzes mit ihren Fahnen herbei. Eine Abtheilung Scharfſchützen, die ſich mit einer Abtheilung Jäger in den militäriſchen Ehrendienſt des Tages theilte, ſchloß den langen Zug, der durch dichtgedrängte Maſſen dem Feſtplatze vor dem botaniſchen Garten zuwogte. Der unabſehbare Zug, welchem an 2000 Sänger mögen beigewohnt haben, war auf dem Feſtplatze angekommen und hatte ſich um die Fahnenburg geſchaart. Da trat Hr. Häfeli aus Aargau, die eidgenöſſiſche Fahne haltend, auf die Stufen derſelben und übergab unter angemeſſener Anrede im Namen des Aargau die Fahne dem neugeſtifteten Vereine. Der Präſident des feſtleitenden Vereins „Harmonie“, Hr. Reg.-Rath Zehnder, empfing dieſelbe, die ſofort aufgepflanzt und von mehr als 60 Töchterfahnen umgeben wurde. Nach dem Mittagmahle, das in den geräumigen Hallen des Feſtplatzes eingenommen wurde, zogen die Sänger, nach Vereinen geordnet, zur Fraumünſterkirche, wo ihrer eine zahlloſe Zuhörerſchaft harrte. Wettſingende Vereine waren im Ganzen zwanzig. Die „N. Z. Z.“ ſcheint den erſten Preis den Appenzellerſängern zuerkennen zu wollen. Sie hätten den fühlendſten Nerv der eidgenöſſiſchen Verſammlung getroffen, dem wunderbaren Kuhreigen des Aelplers Kunſt geliehen, ohne der Natur Abbruch zu thun. Rauſchender Beifall machte den Gefühlen der Menge Luft und würde auch ihrer zweiten Production gefolgt ſeyn, wenn nicht der feſtleitende Präſident die Verſammlung auf das Unpaſſende aufmerkſam gemacht hätte. Alle anderen Vereine hatten ſich an rein künſtleriſche Productionen gehalten. Nach den wackern Leiſtungen zog die Sängerſchaar zum Abendeſſen und zum Toaſtiren; doch muß die „N. Z. Z.“ geſtehen, daß nur wenige der gebrachten Toaſte: dem Vaterland, den Sängern, dem Vereinsleben u. ſ. f. in die Herzen der Verſammlung gegriffen zu haben ſchienen. Den erſten Toaſt, dem Vaterlande, brachte Hr. Dr. Zehnder: „Wenn trübe Herbſtnebel den Wanderer einhüllen, ſo ſehnt er ſich nach jenem höhern Punkt, wo die Sonne über dem Nebelmeer erglänzt und ihm das Ziel ſeiner Wanderung ſichtbar wird, und hat er ihn erreicht, ſo durchdringt neuer Muth ſein ganzes Weſen. Auf einem ſolchen heißerſehnten, lieblichen Höhenpunkt, über unſerm politiſchen Alltagsleben ſtehen wir jetzt. Und was iſt's, das unſern freudigen Blicken zuerſt ſich zeigt? Es iſt das Vaterland, ihm ſey das erſte Hoch gebracht. Es ſchleichen im Vaterlande finſtere Propheten, die der Aufklärung fluchen, die freie Forſchung der Wiſſenſchaft als Werk des Satans verdammen; ſie bieten ſich zu Rettern an, wie in der Fabel der Wolf zum Hüter der Schafe. Ihre Drohungen haben hie und da ein gläubig Volk gefunden, aber der Kern der Nation weiſ't ſie mit Verachtung zurück. Andere ſind ängſtlichen Gemüthes und verkünden täglich das feindliche Auseinandergehen aller Elemente unſerer Nationalität. Ich haſſe jene Propheten, aber ich theile auch die Furcht dieſer Aengſtlichen nicht. Heitern Auges blicke ich in die Zukunft und vor

Digitized by Google

meinem Geiſt zeigt ſich das Vaterland als ein Bild voll männlicher Kraft und Schönheit, beſchäftigt mit Werken des Friedens, aber auch gerüſtet zum Kampfe für ſeine Freiheit. Dieſes freudige Hoffen gibt mir die Geſchichte des Vaterlandes mit ſeinen erhabenen Beiſpielen, aber nicht nur das Beiſpiel der Väter, auch die neuere Zeit, die Gegenwart mit ihren Erſcheinungen ſtärkt mich. Sie iſt eine Zeit des Kampfes für geiſtige und bürgerliche Freiheit. Kampf verräth Kraft, übt ſie und fordert ſie heraus. Geprieſen ſey uns der offene Kampf gegenüber dem dumpfen, geheimen Brüten und Gähren der Völker, die der eiſerne Scepter eines Despoten beherrſcht. Dieſem Geiſt der Zeit bahnen die Sänger den Weg, die Schule liefert neue Schaaren auf den Kampfplatz und Vereine mit den mannichfachſten Zwecken dienen ihm. Darum ſey Vorwärts unſer Loſungswort, das Vaterland unſer Wappenſchild. Ihm, unſerm höchſten Gute, das erſte Hoch!“ Im Laufe des Tages hatten die Schaffhauſer, ihren Widder voran, ſich eingefunden; noch am ſpäten Abend kamen die Glarner. Aus allen Cantonen der deutſchen Schweiz waren Vereine oder einzelne Repräſentanten da. Ein großes Feuerwerk, das Hr. Schweizer abbrannte, erfreute die, welche nicht vorzogen, in den ſchön beleuchteten Sängerhallen der Geſelligkeit zu pflegen. Dies der erſte Tag des Feſtes.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Bergiſchen, 10. Juni.) Es wird erzählt, daß ein Bauernſohn in den dem allgemeinen Landrechte unterworfenen preußiſchen Landestheilen eine Bauerntochter entehrt und, ungeachtet aller Ermahnungen, vor Gericht dieſe That abgeſchworen habe. Dieſer junge Mann ſey nun, im Begriffe, ſich mit einem andern Mädchen trauen laſſen zu wollen, in dieſen Tagen auf dem Wege zur Kirche neben ſeiner Braut hergehend, plötzlich todt zur Erde geſtürzt, und zwar durch einen Schlaganfall. Ein ſolches ſchreckliches Ereigniß verdient, zur Warnung vor jugendlichem Leichtſinne und Gewiſſenloſigkeit, in jeder Weiſe veröffentlicht zu werden.

(München, 25. Juni.) In verfloſſener Nacht hat wieder eine rohe Hand mit vandaliſcher Bosheit an den italieniſchen Landſchaftsbildern der Arkaden des Hofgartens Zerſtörungen angerichtet; drei Gemälde ſind mit großen, wie es ſcheint, mittelſt eines Meſſers vorgenommenen Ritzen durchfurcht. Die frevleriſche Keckheit iſt um ſo auffallender, als die ganze Nacht hindurch eine Invalidenwache die Arkaden auf- und niedergeht. Solche Frevler dürfte die Strafe doch noch ereilen; einſtweilen trifft ſie die tiefſte Verachtung Aller.

Man lieſt jetzt in ſo manchen Blättern von einem berühmten Schachſpieler, Namens Alexander, welcher umherreiſe, um ſich vom Zuſtande der edlen Schachwiſſenſchaft aller Orten zu überzeugen. Die Herren Berliner haben kürzlich ſo ein Artikelchen in die Welt hinaus geſendet, das gewaltig viel Aufhebens davon macht, daß ein Mitglied ihres Schachclubs, Hr. von Bledow, den großen Schachſpieler in drei Partien beſiegt habe. Allerdings iſt der Name des Hrn. Alexander berühmt in der Welt der Schachfreunde, aber man kennt ihn keineswegs als Spieler, ſondern nur als Theoretiker. Er hat einen Codex des Schachſpieles herausgegeben, der bis jetzt das vollſtändigſte und (für den Geübten) beſte Werk iſt, das über dieſen Gegenſtand vorhanden. In dieſer Hinſicht hat Hr. Alexander ein ausgezeichnetes Verdienſt; als Spieler jedoch gehört er durchaus nicht zu den großen Meiſtern. Wir könnten hier in Frankfurt mehr als Einen namhaft machen, der den Kampf mit Hrn. Alexander ſiegreich beſtanden hat. Die Herren des Berliner Clubs brauchten alſo auf den Ruhm ihrer Thaten nicht ſo beſonders ſtolz zu ſeyn, und wenn, woran wir nicht zweifeln, Hr. von Bledow ein Meiſter auf dem Brette iſt, ſo wird er wohl ſelbſt eingeſehen haben, daß ſein Sieg weder die Palme noch die Berliner Poſaune verdiente.

(Aus Ungarn.) Der jedes nützliche Unternehmen bereitwilligſt fördernde Redakteur des Pesti hirlap hat, nachdem er kurz zuvor in Preßburg Kliegl's Setzmaſchine, die zu ihrer vollkommenen Herſtellung nur noch die letzte Hand erwartet, in Augenſchein nahm, zur Unterſtützung des noch ſtets mit Noth und Dürftigkeit kämpfenden Künſtlers eine Subſcription zu 10 fl. eröffnet, und hofft, daß er mit Sicherheit auf 100 Subſcribenten rechnen dürfe, um doch endlich wenigſtens 1000 fl. dem Künſtler in die Hände zu geben.

Die amerikaniſchen Damen ſollen nach Capitän Marryat aus Anſtandsgefühl ſogar die Beine des Fortepiano verhüllen.

Coleridge beſang einmal in einem Gedichte die 36 üblen Gerüche von Köln, ſo wie auch die Erfindung des kölniſchen Waſſers, um dieſelben zu überduften.

Frankfurter Theater.

Frau von Haſſelt-Barth und Anna Zerr.

Die immer mehr ſich ſteigernden Anforderungen, welche man heutigen Tages an die Kunſt und die Künſtler ſtellt, ſtehen zu den Leiſtungen und zur Zahl der vorhandenen Talente in keinem Verhältniß; auch an vorzüglichen Sängerinnen iſt kein Ueberfluß und ſelbſt die von mittlerer Befähigung ſind ſehr geſucht. Wir hörten neuerlich Frau v. Haſſelt-Barth und Fräul. Anna Zerr. Erſtere gehört jetzt zu den erſten Sternen unter den deutſchen Sängerinnen. Sie ſang die Norma und die Donna Anna in Don Juan und man konnte nicht umhin, die Kraft, den Umfang und den metallreichen Klang ihrer Stimme, ſo wie auch ihren durchaus gediegenen und glänzenden Vortrag zu bewundern. Da dieſe anerkannte Sängerin ſchon öfter von uns beſprochen worden, ſo haben wir nichts weiter beizufügen. — Fräul. Anna Zerr erſchien neuerdings in den Partieen der Lucia von Lammermoor, Zerline und Vitellia in Titus. Unter den jüngeren Geſangsnotabilitäten darf ſie in den erſten Reihen genannt werden und hat in Anerkennung ihrer Verdienſte ein höchſt vortheilhaftes Engagement bei der Karlsruher Hofbühne gefunden. Mit ſchönen, noch in jugendlicher Friſche, den Hörer erfreuenden Stimmmitteln vereint ſie die Vorzüge eines abgerundeten und geſchmackvollen Vortrags, wie ihn die moderne, namentlich italieniſche Schule bedingt. Ihre Lucia von Lammermoor war in dieſer Beziehung ausgezeichnet und ihre Zerline iſt hinſichtlich von Spiel und Geſang als ganz vorzüglich zu bezeichnen. Als Vitellia wäre theilweiſe eine etwas großartigere und leidenſchaftlichere Auffaſſung zu wünſchen geweſen. An lebhaften Beifallsbezeugungen fehlte es dieſer Sängerin nicht, deren wiederholtes Gaſtſpiel den beſten Beweis lieferte, daß man ſie bei uns gerne willkommen heißt.

Im Schauſpiel ſahen wir mehrere Gäſte, deren Darſtellungen ziemlich ſpurlos vorüber gingen. Das Auftreten des Hrn. Stein-

Digitized by Google

müller, eines Frankfurters, wird von Vielen gewünſcht. Auch die Vorführung von dramatiſchen Novitäten dürfte in dieſer Jahreszeit, wo man die Theaterbeſucher anzuziehen ſuchen muß, zweckmäßig ſeyn.

Korreſpondenz.

Weimar, 23. Juni.

Am 17. d. Mts. wurde unſere Hofbühne mit Mozart's „Zauberflöte" für die Dauer der Ferien geſchloſſen. Unter denjenigen Stücken, welche uns in letzterer Zeit vorgeführt wurden, dürften „Marie, oder die Regimentstochter", von Donizetti, „der alte Herr", von der bekannten fürſtlichen Verfaſſerin, „Kunz von der Roſe", von Freitag, und „ein Handbillet Friedrich's II.", von W. Vogel, am meiſten, weniger „Monaldeschi", von Laube, gefallen haben. — Ein reges Leben brachte der am 12. — 15. d. M. hier ſtatt gehabte Wollmarkt, der jedesmal für die Weimaraner eine Art Volksfeſt bildet. Er begann unter ſehr ungünſtigen Auſpicien; wolkenbruchähnliche Regengüſſe geſtatteten es den Produzenten nicht, ihre Wolle auf dem dazu beſtimmten Platze aufzuſtellen; Regengüſſe, die den ganzen erſten Tag anhielten, am zweiten mit Fortſetzung droheten und eine gleiche Ueberſchwemmung des Ilmthals wie am 26. v. M. veranlaßten. Die Käufer ſchritten aber raſch an's Werk und ſchon am Nachmittag des 14. war die vorräthige Wolle ziemlich ſämmtlich verkauft und die meiſten Verkäufer erklärten ſich mit den Preiſen, von 9 — 18 Thlr. der Stein, zufrieden. Laut der Weim. Ztg. ſind gegen 22,700 Steine hier theils verwogen, theils früher erkauft und von hier abgefahren, theils auch auf Probe verkauft worden; im Ganzen 5,500 Steine weniger als im Jahre 1842, was wohl zumeiſt am geringern Ertrag der Schur, theils aber auch in der Minderung der Heerden, veranlaßt durch den vorjährigen Futtermangel, liegen mag. Von vernichtenden Schloſſenwettern ſind wir bis jetzt im Allgemeinen verſchont worden, aber die unaufhörlichen Regengüſſe hatten viele Kleingläubige hinſichtlich des Mißrathens des Sommergetreides ängſtlich gemacht und auch gleich eine ſogenannte künſtliche Getreidetheurung hervorgerufen, was der Arme am ſchlimmſten empfindet; da die Saaten, insbeſondere das Sommergetreide und die mit Klee beſäeten Felder, jetzt ganz vortrefflich ſich herausgehoben, wird man dieſe Theurung hoffentlich bald verſchwinden ſehen. — Am 18. d. M., dem Denktage von Waterloo, feierte das Corps der alten Krieger Thüringens, deſſen Stab hier in Weimar unter Leitung und Führung des geheimen Secretär Händel ſteht, ihr jährliches und zwar das achte Erinnerungsfeſt auf der alten Burg zu Krannichfeld, zum Herzogthum Meiningen gehörig, vier Stunden von Weimar. Schon am frühen Morgen ſah man den von hier ausrückenden Kameraden eine ziemliche Menge Neugieriger nachziehen und ſie bis an Ort und Stelle, wo die Krieger ſich eines höchſt freundlichen Empfanges von Seiten aller Bewohner Krannichfelds zu erfreuen hatten, begleiten und in großer Anzahl da verbleiben. Das Feſt ſoll ein ſehr heiteres geweſen ſeyn, wozu freilich die äußerſt romantiſch gelegene Localität ſehr viel beigetragen haben mag. Die Veteranen thun ganz wohl daran, ihre Feſte, vermöge eines neuen Beſchluſſes, nicht mehr in der Weiſe, wie es in Weimar und Jena der Fall war, mit unnöthigem, Geldaufwand verurſachendem Prunk und Pomp, überhaupt nicht in Reſidenz- und größeren Städten, zu feiern, ſondern dazu kleinere Städte in romantiſchen Gegenden zu wählen, wo ſie ungenirt unter einander und im traulichen Verein mit den Bewohnern einen frohen Tag begehen können, was in größern Städten nicht geſchehen kann.

Aus dem Lorsbacher Thal, im Juni.

Mit dem wieder eingetretenen beſſern Wetter erhält auch unſer Thal wieder viele Beſucher aus Frankfurt und Mainz, und beſonders aus erſterer Stadt, von wo ſie an ſchönen Tagen ſchaarenweiſe gen Eppſtein ziehen, wobei nur zu bedauern, daß die projectirte und von den Landſtänden bereits genehmigte Chauſſeeanlage durch Eppſtein und Lorsbach noch nicht in Angriff genommen und man daher genöthigt iſt, einen Theil der Strecke zu Fuß zurück zu legen. Daß dieſer Uebelſtand indeſſen die rüſtigen Frankfurter vom Beſuche unſeres Thales nicht abhält, konnte man Sonntag den 18. d. wahrnehmen, an welchem Tage an 300 Perſonen beiderlei Geſchlechts, worunter über 100 Mitglieder des Frankfurter Liederkranzes, die bei den Frankfurtern ſo beliebte Gebirgstour machten, die diesmal auch vom ſchönſten Wetter begünſtigt wurde. Einen komiſchen Anblick bot es, als die vielen Leute, die faſt gleichzeitig hungrig und durſtig in Eppſtein ankamen, auf der Oelmühle, deren Beſitzer ſo zahlreichen Beſuch nicht erwartet hatte, nun beide Bedürfniſſe befriedigen wollten. „Wein!" riefen die Einen; „ſchnell etwas zu eſſen!" die Andern; und die Verwirrung, die Anfangs entſtand, erzeugte allgemeine Heiterkeit und viele Scherze. Hier zeigte ſich wieder die Anſpruchsloſigkeit und das humane Benehmen der Bewohner Frankfurts in einem ſchönen Lichte. Die Mitglieder des Liederkranzes, die zuſammen ſpeiſen wollten, warteten, bis die andern Gäſte befriedigt waren, und halfen den Wirthsleuten in gemüthlicher Gefälligkeit ihr Mittageſſen bereiten. Sogar die Herren leiſteten beim Serviren der Tafel hülfreiche Hand, wodurch natürlicherweiſe die Heiterkeit noch vermehrt wurde. Daß es bei dieſer Geſellſchaft nicht an gutem Geſang fehlte, kann man ſich wohl denken, und ſowohl auf der Oelmühle als auch im Walde führte ſie mehrere ſchöne Geſangſtücke mit der Präciſion aus, wovon dieſer Geſangverein ſchon ſo oft öffentliche Proben abgelegt. Möchten doch auch die andern Frankfurter Geſangvereine an ſchönen Tagen manchmal ſolche Touren in unſere Gebirgsgegend machen. Wahrlich, in Gottes ſchöner Natur ſingt man aus froherer Bruſt und mit heitererm Gemüth, als in einem mit Menſchen überfüllten Saale und hat ein vom guten Gott ſelbſt beſorgtes Orcheſter auf und über den Bäumen.

Mainz, 27. Juni.

Das hier bekannt gewordene Reſultat der jüngſten Wahl der Kandidaten zur Beſetzung des Bürgermeiſter-Amts in Worms, wornach ſich zu Gunſten des ſeitherigen Bürgermeiſters, Hrn. Rinz, ſämmtliche Stimmen weniger 17 vereinigten, iſt von den vielen hieſigen Freunden des in jeder Beziehung tüchtigen Mannes mit ungetheilter Freude vernommen worden. In dieſer Wahl ſpricht ſich der geſunde Sinn der Wormſer aus und iſt damit auch der unumſtößliche Beweis geliefert, daß Ortsvorſtände in einem aufgeklärten Lande wegen ihrer Wiedererwählung oder des Verluſtes ihrer Popularität wegen nicht ſehr bekümmert ſeyn dürfen, wenn ſie auch, wie Hr. Rinz, unterſtützt durch den Gemeinderath, es in ſeiner Amtsverwaltung gethan, die Zeit, in der ſie mit uns leben, beherzigend, muthig die hie und da obwaltenden kleinſtädtiſchen Vorurtheile bekämpfen, die zum Nachtheile der Allgemeinheit beſtehenden Monopole unterdrücken und überhaupt Mißbräuche, die dem vorigen Jahrhunderte noch angehören, beſeitigen, eine Arbeit, deren Ausführung im erſten Augenblicke wohl ſchwierig erſcheint, die aber ohne alle Gefahr und mit geringer Anſtrengung vollbracht werden kann, da unſere eben ſo loyale als humane Regierung, in ſo weit es erforderlich, gern die Hand dazu bietet.

Auflöſung der Homonyme in Nro. 177.

Ein Gläubiger.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 1. Juli. Der Mulatte, Luſtſpiel in 3 Akten, nach dem Franzöſ. von Th. Hell.

Sonntag, 2. Juli. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., nach dem Italieniſchen, Muſik von Roſſini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 180. Sonntag, den 2. Juli 1843.

Der Hollunderſtrauch.

Von
Wilh. Wagner.

1.

Du ſchöner Strauch mit deinen ſchwanken Zweigen,
Die ſchattenbietend, dichtbelaubt ſich neigen,
Mit weißen Blüthenbüſchen, Stern an Stern,
Ringsum vermiſchend ihre würz'gen Düfte
Mit warmer Fluth der ſommerlichen Lüfte,
In deinem kühlen Hauſe weil' ich gern!
Es ſpielt der Wind in deinen Blätterwellen
Und flüſtert lieblich durch die grünen Zellen.

Wie ſchön iſt's hier in deiner Schattenkühle,
Indeß die Mittagsgluth mit ihrer Schwüle
Des Raſens welke Halmen niederdrückt!
Es ſummt und ſchwirrt; auf leichtem Flügel heben
Sich deine friedlichen Bewohner, ſchweben
Um deinen Blüthenkelch, der ſie beglückt.
Welch' froh Gewimmel regt ſich in der Fülle
Von deinen Blättern unter bunter Hülle!

Du ſchöner Strauch, in deinen ſtillen Räumen
Mag ich gern ausruh'n unter heitern Träumen
Und friedlicher Betrachtung gern mich weih'n.
Im Lärm der Welt, bei ihrem bunten Spiele
Verirrt man ſich oft von dem rechten Ziele
Und kehrt verblendet bei der Thorheit ein:
Im Lärm der Welt iſt Frieden nicht zu finden
Und ihre eiteln Güter leicht verſchwinden.

Es mögen And're nach dem Glücke ſtreben,
Das Macht und Reichthum, Ruhm und Würden geben;
Ich bin zufrieden mit beſcheid'nem Loos;
Nicht Jeder iſt als Glücklicher zu preiſen,
Dem Andere ſich huldigend erweiſen,
Nicht Jeder, der auf Höhen ſteht, iſt groß.
D'rum weil' ich gerne in begränzten Schranken,
In Eintracht mit den friedlichen Gedanken.

2.

O Abendſtrahl! an Frieden reich,
Du flimmerſt lieblich durch's Gezweig
Und tauchſt in zarten Roſenſchein
Die weißen Blüthenkelche ein.
Wie ſchön ſich dein erglühend Licht
Im Perlenthau der Blätter bricht,
Wie deine milde Purpurfluth
Auf allen Wipfeln küſſend ruht!

O Abendglocken, Abendhall!
Wie tief bewegt mich euer Schall
Und wecket aus vergang'ner Zeit
Der Jugendträume Seligkeit.
O holder Abendglockenton!
Manch liebes Herz nun ruhet ſchon
Und hört nicht mehr den trauten Klang,
Der auch zu ihm einſt freundlich drang.

O Abendglocken, Abendlicht!
Warum verweilt das Schöne nicht,
Warum muß es ſo ſchnell vergeh'n
Und wie ein Roſenhauch verweh'n?
Ihr bringt mir keine Antwort her
Und meine Seele trauert ſehr;
Es ſtirbt des Tages letzter Schein
Und alles Leben ſchlummert ein.

3.

Die Freundſchaft altert, wann die Jahre ſteigen
Und ſchnöder Eigennutz verräth'riſch lauſcht;
Der Liebe Farbenglanz ſieht man erbleichen,
Wann ihre holde Maienzeit verrauſcht;
Das warme Herz, dem Ideal ergeben,
Wird kälter, wann es Täuſchung oft erfuhr;
Doch mög' auch manches Lebensglück entſchweben,
Stets jung und ſchön bleibſt du uns, o Natur!

Ein jedes ſeiner Werke iſt vollendet,
Ob wir's erhaben nennen oder klein,
Ob es ſich ſtolz empor zum Lichte wendet,
Ob Nacht es hüllt mit ihrem Dunkel ein.

Digitized by Google

Ein jedes trägt des ew'gen Meiſters Stempel
Und ſeiner Weisheit wundervolle Spur.
Du ſchöner Strauch, biſt mir ein blüh'nder Tempel;
Nimm dieſes Lied, iſt's auch ein ſchwaches nur!

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

„Du kennſt mich," ſagte Pacheco, „und Du weißt, über welche Beleidigung ich Dich zur Rechenſchaft ziehen will, da Du bei meinem bloßen Anblick Dich zur Wehre ſetzeſt. Aber wer biſt Du?" „Das geht Dich wenig an, ich bin ein Edelmann. Ich ſchwöre Dir, daß ich ſo viel bin, als Du. Iſt Dir das genug?" „Nein." „Was willſt Du weiter? Ich habe nicht Luſt, mehr von Dir zu erfahren." „Das wollen wir ſehen," entgegnete Pacheco, indem er mit der linken Hand ſeine Degenklinge bog. „Ihr ſteigt bei Nacht von dem Balkon meiner Geliebten, und wollt nicht, daß ich mich um Euern Namen erkundige?" „Ich kenne Eure Geliebte nicht," murmelte der Maskirte. „Du kommſt aus dem Zimmer der Donna Ineſilla Guiomar, und weißt nicht, wie ſie heißt?" „Ich ſchwöre Euch, ſo iſt es." „Die Intrigue verwickelt ſich," unterbrach ihn Don Sancho, und lachte hell auf. „Das macht einen Andern weiß," fuhr Pacheco fort. „Ihr entgeht mir nicht, ich bin ihr Geliebter, und habe alles Recht in der Welt, Euch für einen glücklichen Rivalen anzuſehen und darnach zu behandeln. Schlagt an!" „Ich ſchwöre nochmals, daß es nicht ſo iſt," erwiederte der Unbekannte, und ſenkte ſeinen Degen. „Haſt Du Furcht?" fragte Pacheco.

Statt aller Antwort führte ſein Gegner einen Kopfhieb, der ihn durch und durch geſpalten hätte, hätte er ſich nicht zurückgebogen, ſo daß die Klinge leicht an dem Kragen und dem Sammt ſeines Rocks hinglitt. Diego Lopez Pacheco wich zwei Schritte zurück, und ſein Gegner war edel genug, ſeinen Vortheil nicht zu verfolgen. „So, Du ſpielſt den Großmüthigen," rief der Jüngling. „Du haſt Unrecht, denn ich werde Dich nicht ſchonen." Mit dieſen Worten ſtürzte ſich Pacheco auf ſeinen Rivalen, der ihn feſten Fußes erwartete und bald zu weichen nöthigte. Er wäre verloren geweſen, wenn nicht Don Sancho, ſeinen Freund ſelbſt um den Preis einer Niederträchtigkeit zu retten entſchloſſen, plötzlich den entſetzlichen Gegner angegriffen hätte. Dieſer, von einem Hieb in's Geſicht getroffen, ſtürzte nieder und rief mit erſterbender Stimme: „Verräther! Verräther!"

„Was habt Ihr gethan?" ſagte Pacheco. „Was liegt daran? Schnell, ſchnell, nehmen wir ſeine Maske ab, um zu ſehen" .... „Er iſt nicht todt," flüſterte Pacheco, und hielt das Ohr dicht an die Bruſt des Verwundeten. „Wir können ihn retten, vielleicht" .... Don Sancho konnte die Schnüre der Maske nicht aufknüpfen, und nahm daher ſeinen Dolch, um ſie aufzuſchneiden. Plötzlich öffnete ſich eine kleine Thür des Schloſſes, und einige Männer näherten ſich mit Fackeln dem Kampfplatz. Don Sancho und Pacheco entwiſchten, ehe man ſie erreichen konnte.

Unterdeſſen ſtellten ſich die Angekommenen um den Unglücklichen, aus deſſen Wunde unaufhörlich Blut ſtrömte, und der auf der Erde lag, ohne ein Lebenszeichen von ſich zu geben. „Wohlan!" ſagte Einer, indem er ſeine Fackel über ihn hielt, „der Meiſter Don Chriſtophal hat uns befohlen, den Menſchen todt oder lebendig in's Schloß zu bringen. Er mag übrigens ein ſo guter Phyſikus ſeyn, als er will, ich zweifle, daß er etwas Weiteres aus ihm wird machen können, als einen guten Kirchhofsdünger. Doch was liegt daran, wir müſſen gehorchen." Zwei Diener ergriffen den Verwundeten, trugen ihn auf ihren Armen an das Schloß, das ſich ſchnell öffnete, und brachten ihn in einen Saal, welcher ſich im Erdgeſchoſſe eines Schloßthurms befand. Hier ſtand ein Mann, ſchweigend und nachdenklich, mit ſchwarzem, krauſem Haar, dicken Lippen und glänzenden, durch dichte Augenbrauen halb verdeckte Augen. Neben ihm war ein Tiſch, auf welchem verſchiedene chirurgiſche Inſtrumente lagen, beleuchtet von einer rußigen Lampe, deren röthlicher Schein ſeiner dürren knochigten Geſtalt einen mehr ſchrecklichen als friedlichen Charakter gab. Die Männer, welche den Körper gebracht hatten, legten ihn auf den Tiſch und zogen ſich ehrerbietig zurück. Als Don Chriſtophal allein war (denn er war es, mit dem wir es zu thun haben), riß er dem Edelmann die Maske ab, unterſuchte die Wunde, die dieſer mitten im Geſicht hatte, und wendete die Heilmittel an, die ihm am beſten ſchienen. Dann wiſchte er mit einem Schwamm ſanft das Blut, welches das Geſicht unkenntlich machte, ab.

„Wohl ihm!" murmelte er zwiſchen den Zähnen. „Wohl ihm! Gott ſey Dank! Du haſt nicht gewollt, daß er ſo ſterben ſollte. Nein, ſeine Beſtimmung iſt noch nicht erfüllt, ſeiner wartet noch ein weiteres Leben, ein anderer Tod!" Die Augen Don Chriſtophal's ſchienen Blitze zu ſprühen, indem er die geſchloſſenen Augenlieder dieſes Mannes betrachtete, welchen er durch ſeine Kunſt vor einem ſichern Tode bewahren wollte, obgleich er ihm in ſeiner Seele zu fluchen ſchien.

„Er ſoll leben!" fuhr der Chirurg fort, und ging mit großen Schritten im Saal auf und ab. „Und doch, wenn ich wollte....," ſetzte er hinzu und runzelte die Stirn. „Wohlan, ich habe nicht gehofft, meine Rache ſo bald und ſo geheim befriedigen zu können.... Doch das Blut nur aus einer Wunde fließen zu laſſen, die ihm ein Anderer beigebracht hat, iſt eigentlich keine Züchtigung. Wenn er ſtürbe, ohne nur zu wiſſen, wer ich bin, und welchen Akt der Gerechtigkeit ich an ihm ausübe .... Dies wäre eine Thorheit. Zudem iſt auch ſein Fall um ſo grauſenhafter, je höher er iſt. Erhebe Dich, ſchöner junger Mann! Du haſt nichts, als Deine zwanzig Jahre, die Schönheit, um die Dich Jeder beneidet, Deinen Adel und Deinen unſchuldigen Degen. Du mußt noch Titel beſitzen, Palläſte, Schätze, ein geliebtes Weib, einen berühmten Namen, Schmeichler und frohe Hoffnungen für die Zukunft; dann muß es ſüß ſeyn, Dir den Fuß auf die Bruſt zu ſetzen, Dich hier zu haben, unbeweglich, unter meiner Hand, wie ich Dich jetzt habe, und Dir unter Klagen, Winſeln und Verzweiflung alles Dies zu entreißen. Ha, dieſe Zeit wird kommen! ſie wird bald kommen, ich hoff's."

Als Don Chriſtophal dieſe Worte geſprochen hatte, öffnete ſich die Thüre, und langſamen Schritts trat ein Mann herein. Als ihn der Chirurg ſah, eilte er auf ihn zu, beugte ehrerbietig ſein Knie zur Erde und küßte ihm die Hand. Dieſer winkte ihm, ſich zu erheben, und näherte ſich dem Tiſche, auf dem der Verwundete lag.

„Chriſtophal," ſagte er zum Chirurg, „Du bürgſt mir wenigſtens für ſein Leben?" „Wie für das meinige, Herr." „Bedenke,

Digitized by Google

man hat große Abſichten mit dieſem jungen Mann; an ſeinem Leben könnte die Wohlfahrt des Königreichs Caſtilien ....“ „Ich weiß Alles, Herr!“ „Alſo,“ fuhr der Geheimnißvolle fort, „Du biſt verſichert, daß der traurige Vorfall keine ſchlimmen Folgen nach ſich ziehen wird?“ „Keine andern, als eine leichte Narbe im Geſicht, und ich wage zu behaupten, daß er dadurch bei den Damen nichts verlieren wird. Seine Züge werden durch dieſe Spur einer Wunde männlicher werden und ihnen neue Reize bieten.“ „Gut, Chriſtophal. Aber ſage mir, haſt Du die Mörder ergreifen laſſen?“ „Man hat ſie nicht erreichen können, Herr! Der Alcade iſt ſchon davon in Kenntniß geſetzt und wird mit aller Sorgfalt nachforſchen.“ „Noch ein Wort, Chriſtophal. Wann wird der junge Mann wieder bei Hof erſcheinen können?“ „Morgen, Herr! Im Augenblick wird er wieder bei Sinnen ſeyn, und ehe der Tag anbricht, wird er, Dank meinem kräftigen Elixir, welches ich in meiner Gefangenſchaft bei den Mauren habe kennen gelernt, wieder hergeſtellt ſeyn.“ „Gut, Chriſtophal, zweifle nicht, daß man Dich Deinem Eifer und Deinen Verdienſten gemäß belohnen wird.“

Der Chirurg wollte dem Sprechenden abermal die Hand küſſen, der ihm aber zu bleiben winkte und wegging.

(Fortſetzung folgt.)

Das ſchweizeriſche Sängerfeſt.

26. Juni.

Das Feſt hat ſich heut, wir dürfen es kühn ausſprechen, auf die Höhe deſſen erhoben, was je ein eidgenöſſiſches Feſt an Ideengehalt, an Herzlichkeit und Feſtlichkeit dargeboten hat.

Der Tag begann mit den Verhandlungen der allgemeinen Verſammlung in der Fraumünſterkirche. Sie beſtanden nach dem Programm in der Berathung der Statuten, in Wahlen, in definitiver Konſtituirung des Vereins und endlich in Beſtimmung des Feſtortes für das Jahr 1845. Zum letztern wurde, auf den Wunſch der dortigen Sektion, Schaffhauſen bezeichnet. Die allgemeine Geſangprobe nahm den noch übrigen Theil des Feſtes weg; nach derſelben folgte das Mittagsmahl. Um 1 Uhr begann ſodann die allgemeine Geſangaufführung. Eine nicht minder zahlreiche Zuhörerſchaft, als geſtern, hatte ſich eingefunden. An der Geſangaufführung ſelbſt mochten über 800 Sänger Theil nehmen. Ungeachtet der eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche dieſelbe darbot, des Ungewöhnlichen, das Chöre von ſo großer Stimmenzahl an ſich haben mögen, fiel ſie dennoch durchweg befriedigend aus und einzelne Partieen können als ganz gelungen bezeichnet werden. Das Ganze erſcheint als ein fruchtbarer Keim zur Entwickelung und Vervollkommnung. Zum Abendeſſen wogte die Menge dichter gedrängt, als geſtern. Die Stimmung war erhaben. Die Hallen des Feſtplatzes, für 2300 Gäſte berechnet, hatten ſich in ihrem ganzen Umfang angefüllt, und außer den Schranken drängten ſich in tiefen Reihen die Zuſchauer. Da ertönte die Glocke; den erſten Toaſt des Tages brachte Herr Pfarrer Sprüngli von Thalweil. Der Gefühle und des Wortes gleich mächtig, Volksredner durch die Gabe des Geiſtes und durch Uebung, feſſelte er durch ſeinen lieblichen Toaſt die Menge der Zuhörer; die tiefe Stille wurde nur von Zeit zu Zeit durch den Beifall unterbrochen, zu welchem die Worte des Redners hinriſſen. Er hielt den ſilbernen Becher in ſeiner Hand, den die Frankfurter Liedertafel als Feſtgabe geſandt hatte, und auf deſſen Deckel, ſchön gearbeitet, ein Sänger zu ſehen war mit dem Freiheitshütchen, mit ſeiner Liederwaffe, mit dem Glas in der Hand, auf einem Eichenſtrunk ſitzend. Er war dem Redner das Symbol des ſchweizeriſchen Sängers, den er nun nach ſeinem ganzen Weſen ſchilderte und dem er ſein Lebehoch brachte. Wir werden unſern Leſern den Toaſt nicht vorenthalten. Von den folgenden Reden nennen wir noch den Toaſt des Hrn. Landammann Wieland, dem Lichte, des Hrn. Pfarrer Tobler, allen kunſtbefliſſenen und doch natürlichen Sängern, des Hrn. Weißenbach von Bremgarten, der eidgenöſſiſchen Fuge, die zum ſchönen Einklang führt, des Hrn. Erzieher Wild, dem eidgenöſſiſchen Sängerfeſte.

Nun war der Augenblick der Preisvertheilung gekommen; man hatte ihn mit Spannung erwartet. Hr. Reg.-Rath Zehnder leitete den feierlichen Akt mit paſſenden Worten ein; dann wurde der Entſcheid des Kampfgerichts eröffnet. Den erſten Preis, den Freiplatz im Inſtitute des Hrn. Wild und eine Fahne, erhielt der Sängerchor vom Zürichſee, rechtes Ufer, unterer Kreis; den zweiten, eine Ehrenfahne, der Verein vom Limmatthal; den dritten und vierten, ſilberne Becher, die Sänger vom Zürichſee, linkes Ufer, unterer Kreis, und von Teufen, Kanton Appenzell, den fünften und ſechſten, Muſikalien und Herwegh's Gedichte (25 Exemplare), die Vereine von Schaffhauſen und vom Zürichſee, linkes Ufer, oberer Kreis. Die Ehrengaben, in Muſikalien, Gedichten u. ſ. w. beſtehend, erhielten die übrigen wettſingenden Vereine in folgender Reihenfolge: Baden, Chur, Zug, Riesbach bei Zürich, Baſel, Aarau, Regensberg, Ehrendingen, Zürichſee, rechtes Ufer, oberer Kreis, Stäfa, Othmarſingen und Windiſch. — Kampfrichter waren die Herren Landammann Wieland in Aarau, Laib von Chur, Dr. Elſter in Lenzburg, Schneider in Luzern, Riedel von St. Gallen, Staud von Schaffhauſen, Dr. Munzinger in Solothurn, Kücken in Teufen, Methfeſſel in Winterthur, von Blumenthal in Zürich, Krauskopf in Zürich, mehrere andere waren dem Rufe nicht gefolgt.

Mit einbrechender Dämmerung wurden unter Kanonendonner die Fahnen den abziehenden Vereinen übergeben und gegen 10 Uhr auch die eidgenöſſiſche Fahne abgenommen. Aber noch lange dauerte der Jubel in der Speiſehütte.

Eine neue Gefahr für das deutſche Original-Drama.

Man lieſt im „Telegraphen für Deutſchland“: Kaum haben die Bemühungen vaterländiſcher Talente für die Original-Bühne einigen Raum gewonnen, kaum ſind die deutſchen Dramatiker ſo glücklich geweſen, daß einige franzöſiſche Dramatiker mit ihren neueſten Produktionen ſehr unglücklich waren, kaum iſt endlich das Ueberſetzerweſen in den Mißkredit gekommen, den ihm ſeit Jahren jeder Freund des deutſchen Theaters von Herzen wünſchen mußte, ſo droht uns von Paris aus jetzt eine neue Gefahr. Es iſt daſelbſt von dem ehemaligen Schauſpieler Börnſtein im größten Styl eine dramatiſche Ueberſetzungsfabrik errichtet worden, die ſich die Aufgabe ſtellt, alle neuen, für die deutſche Bühne nur irgend paſſenden fran-

Digitized by Google

zöſiſchen Stücke ſchnell zu überſetzen und in gedruckten Manuſcripten an unſere hoch- und wohllöblichen Bühnenvorſtände zu überſenden. Mit Gleichgültigkeit könnte das deutſche Original-Drama den Operationen dieſes Ueberſetzungsgeſchäfts zuſehen, wenn deſſen Thätigkeit nicht durch einen Umſtand unterſtützt würde, der von bedeutendem Gewicht iſt. Aus zuverläſſiger Quelle glauben wir nämlich berichten zu können, daß Herr Börnſtein der Pariſer Berichterſtatter zweier Zeitungen iſt, deren weit verbreiteten Einfluß Niemand in Abrede ſtellen wird. Wenn Hr. Börnſtein in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ die mit φ und im „Hamburger Correſpondenten“ mit □ bezeichneten Correſpondenzen ſchreibt, ſo wird man eingeſtehen, daß die in dieſen Organen von ihm angeprieſenen Pariſer Novitäten ſich ſchnell über alle deutſchen Bühnen den Weg bahnen müſſen. Und in der That (denn wir müſſen Beweiſe liefern), man vergleiche die Schilderungen, welche in den genannten Blättern von dem enormen Furore der beiden Piecen: rue de la lune und Hermance zu leſen ſind, mit dem Intelligenzblatt der Leipziger Theaterchronik, die Börnſtein's Bearbeitung dieſer Stücke ankündigt, und man wird ſich geſtehen müſſen, daß einem für das deutſche Original-Drama gefährlichen Privatunternehmen nicht kräftiger ſekundirt werden kann. Wo wäre ein deutſches Stück zu nennen, dem politiſche Zeitungen einen ſolchen Vorſchub geleiſtet hätten, wie jetzt die beiden genannten Zeitungen den Ueberſetzungen des Hrn. Börnſtein? Möchten die Redaktionen der beiden genannten Inſtitute durch dieſen Wink auf ein Verhältniß aufmerkſam gemacht werden, bei welchem ihr patriotiſcher Sinn ſich gewiß entſchließt, einen Ausweg zu treffen, der für die Intereſſen des vaterländiſchen Schauſpiels minder beeinträchtigend iſt.

Mannichfaltigkeiten.

(Würzburg, 29. Juni.) Ein an ſämmtliche Pfarreien und Decanate des Kreiſes erlaſſenes Circular des biſchöflichen Ordinariats fordert die Landgeiſtlichkeit auf, dem überhandnehmenden Getreidewucher bei den ihrer Seelſorge anvertrauten Gemeinden durch kirchliche Vorträge und Predigten auf's kräftigſte entgegenzuwirken.

(Itzehoe, 26 Juni.) Man hat hier die betrübende Nachricht erhalten, daß die Aebtiſſin unſers Kloſters, J. D. die verehrte Prinzeſſin Juliane von Heſſen, die ſich ſeit kurzem bei ihrem Durchlauchtigen Bruder, dem Landgrafen Friedrich von Heſſen, auf Panker aufhält, daſelbſt das Bein gebrochen hat, weßwegen ſie die Hülfe des Profeſſors Langenbeck in Kiel in Anſpruch nehmen mußte. (A. M.)

(Ein Knabe, der ſeine Mutter ſucht.) In dem Eilwagen-Bureau von Laffitte, Caillard u. Comp. zu Paris wurde vor einigen Tagen ein kaum vier Jahre alter Knabe nach Brüſſel eingeſchrieben. Der Conducteur wurde erſucht, den kleinen Paſſagier nebſt einem Briefe an eine Mad. Alexandre, deren Adreſſe genau bezeichnet wurde, in Brüſſel abzugeben. An dem Beſtimmungsorte angekommen, wollte der Conducteur den ihm ertheilten Auftrag vollziehen; aber es war keine Mad. Alexandre zu finden, und er ſah ſich genöthigt, das Kind und den Brief auf das Poſtamt zurückzubringen. Der Brief ward geöffnet, und es ging aus den wenigen Zeilen, welche er enthielt, hervor, daß der Mann, welchem der Knabe anvertraut geweſen war, nach Algier gegangen ſey, und daß er ſich nur ſehr ungerne von ſeinem Pfleglinge getrennt habe. Da die Mutter des Knaben nicht aufzufinden war, ſo haben ſich die Brüſſeler Poſtmeiſter des Kleinen angenommen, und wollen ihn, falls er nicht reclamirt werden ſollte, erziehen laſſen.

„Lucia di Lammermoor“ hat im Teatro del Circo in Madrid Enthuſiasmus erregt.

(München, 19. Juni.) Ein einaktiges Luſtſpiel unſeres fruchtbaren Feldmann, „die freie Wahl“, hat geſtern bei der erſtmaligen Darſtellung ſehr gefallen. Hr. Jenke, Hofſchauſpieler und Regiſſeur, ein ſehr gebildeter Schauſpieler im Fache der feinen Komik, gaſtirt gegenwärtig mit ſehr großem Erfolg auf unſerer Bühne.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 28. Juni.

Auf dem hieſigen Geſchäftslokal des großh. Gewerbvereins werden bisweilen Ausſtellungen von vorzüglich gelungenen Erzeugniſſen der vaterländiſchen Induſtrie und Kunſt gemacht, in der löblichen Abſicht, dem Publikum Gelegenheit zu verſchaffen, durch unmittelbare Anſchauung davon Kenntniß zu nehmen. So waren vor einigen Tagen zwei in Elfenbein gearbeitete Humpen aufgeſtellt, welche Hr. Friedrich von hier mit ſeltenem Kunſtfleiß zu Stande gebracht hat. Meiſter in der Kunſt, in dem harten widerſtrebenden Elfenbein erhabene Figuren auszuſchneiden, hat er auf dem einen jener Humpen eine Sachſenſchlacht und auf dem andern eine Parforçejagd mit großer Wahrheit in der ſchönſten Gruppirung dargeſtellt. Beide Stücke werden von Freunden und Kennern der Kunſt ſehr geſchätzt. Der großh. Gewerbverein widmet ſeine Aufmerkſamkeit den Gewerben nicht blos im Allgemeinen, ſondern auch dem Detail derſelben und iſt hauptſächlich auch in dieſer Beziehung bemüht, reelle Verbeſſerungen und Fortſchritte zu erſtreben. Die Damaſtweberei z. B. war in einer Gegend der Provinz Oberheſſen ſchon längſt in Aufnahme, nur fehlte es den dortigen Webern an einer reichen Auswahl von Muſtern, um den Anforderungen der Mode genügen zu können. Auf dem Bureau des Gewerbvereins iſt man eben bemüht, dieſem Bedürfniß abzuhelfen, indem von fertigen Zeichnern geſchmackvolle Damaſtmuſter für jene Weber gezeichnet werden. Dieſe Art, in die unterſchiedlichen Zweige der Induſtrie einzugreifen und ihren Fortſchritt vorzubereiten und zu begünſtigen, iſt gewiß die nützlichſte, wie auch die Erfahrung in andern ähnlichen Fällen, z. B. bei der verbeſſerten Keſſelfeuerung, ſchon vielfältig bewährt hat. Die heutigen Gewerbvereine haben das Gute der alten Zünfte, ohne ihre Mängel zu theilen; ſie ſind würdige Repräſentanten der raſchen induſtriellen Bewegung unſeres Jahrhunderts und werden die aufblühende Generation mit einem Schatze von neuen Kenntniſſen und Erfahrungen bereichern. D.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 2. Juli. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., nach dem Italieniſchen, Muſik von Roſſini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 181. Montag, den 3. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

II.

Früh am nächſten Morgen erhielt Don Diego Lopez Pacheco die Weiſung von dem Marquis von Villena, ohne Verzug zu ihm zu kommen. Er vermuthete, daß ſein Abenteuer in der vergangenen Nacht, welches ſo ſchlecht abgelaufen war, verrathen und der Gegenſtand heftigen Tadels ſeyn werde, und leiſtete dem Befehl ſeines Vaters, im Bewußtſeyn ſeiner Schuld, ſogleich Folge. Der Marquis erwartete ſeinen Sohn mit Ungeduld, ging mit großen Schritten in einer Gallerie ſeines Pallaſtes nachdenklich auf und nieder, und ſtieß bisweilen einzelne Worte aus, aus denen man ſchließen konnte, daß er gereizt und in übler Laune war.

„Endlich biſt Du da!" ſprach er, als er ſeinen Sohn bemerkte. Pacheco küßte ihm die Stirne, grüßte ihn ehrerbietig, und beobachtete heimlich die Züge ſeines Vaters, um darnach den geeignetſten Vertheidigungsplan zu entwerfen. Dies Mal aber ſchien das Herz des Greiſes ungewöhnlich verletzt und aller Milde und Verzeihung baar zu ſeyn. Nichts deſto weniger kam es bei dem Marquis zu keinem heftigen Ausbruch ſeiner Unzufriedenheit. Gewohnt, viel Redens von ſeinen Grundſätzen, ſeinen Leidenſchaften und den Schickſalen ſeines Lebens zu machen, hielt er es dies Mal für am geeignetſten, ſich an das Ehrgefühl und den Egoismus ſeines Sohnes zu wenden. Mit gelaſſener, ruhiger Miene winkte er dem Jüngling, ſich zu ſetzen, und ließ ſich ſelbſt auf einen breiten, reich mit goldenen Franſen beſetzten Lehnſtuhl nieder, über welchem ſein Hauswappen angebracht war. Er begann folgendermaßen: „Mein Sohn, ich bin jung geweſen, wie Du. Fortgeriſſen von den Lockungen des Vergnügens und der Leidenſchaft meiner Jahre, habe ich die Pflichten mannichfach außer Acht laſſen können, die meine Stellung mir auferlegte; einen Gedanken habe ich aber immer feſtgehalten — das Verlangen nach dem Wachsthum des Glanzes und der Macht unſeres Hauſes. Daß Du Dich mit den Vornehmſten von Madrid und Toledo aus einem Vergnügen in das andere ſtürzeſt, daß meine Schatzmeiſter bisweilen über Deine Verſchwendung, über den Luxus Deiner Waffen, Deiner Pferde und Kleidung die Stirn runzeln, Das macht nicht allzuviel, ich bin reich und nachſichtig genug, um über ſolche Kleinigkeiten wegſehen zu können; daß aber Deine Unklugheit und Dein Leichtſinn die Gunſt und Gnade des Königs von Caſtilien täglich zu verſcherzen drohen, dem ich dieſe Macht und dieſen Reichthum, die ich mit ſo vieler Mühe erlangt habe, verdanke, — Das kann ich Dir nicht verzeihen."

„Mein Vater!" unterbrach ihn Pacheco, „habe ich denn ein ſo großes Verbrechen begangen, indem ich der Schönheit der Donna Ineſilla Guiomar huldige?" „Sey verſichert, der König wird Dir für das Abenteuer in der letzten Nacht ſchlechten Dank wiſſen, wenn er es erfährt. Doch beruhige Dich. Dank meiner Fürſorge, — dies Mal ſoll er nichts davon erfahren, wenn nicht Dein Freund, der Prinz Don Sancho von Portugal, die Geſchichte der Königin, ſeiner Schweſter, erzählt. Was die geheimnißvolle Maske anlangt, ſo denke ich, ſie wird es rathſam finden, Dich nicht zu verrathen. Gleichwohl iſt es Zeit, daß Du an die Zukunft denkſt. Weißt Du nicht, was die Gunſt der Könige für eine zarte und verwelkliche Blume iſt? Wie viel Sorgen bereiten Einem mißgünſtige Menſchen? Welche Mühen koſtet es, den Schlingen zu entgehen, welche Neid und Laune aller Wege legen? Könnte ich Dir alle Gefahren vorführen, alle Leiden malen, die ich während der ſchwierigen Regierung, die ich unter dem Namen des Königs Don Enrico geführt, ertragen mußte, Du würdeſt begreifen, wie ich fürchten könnte, ein Augenblick könnte das ganze, ſo mühſam errichtete Gebäude meines und Deines Glücks zuſammenſtürzen. — Fürwahr! haben wir nicht ſchreckliche Beiſpiele genug von der Wandelbarkeit des menſchlichen Glücks? Habe ich nicht ſelbſt das Götzenbild zerſtört, zu deſſen Füßen Caſtilien ſo lange gelegen hat?"

„Welch' trübe Gedanken verfinſtern Eure Seele, Vater!" „Keine anderen, als ſolche, die ſich bei der nüchternen Betrachtung der Dinge von ſelbſt aufdrängen. Und habe ich in ſechzig Jahren nicht genug erfahren können? Habe ich meinen grauen Kopf umſonſt? Erging es Don Alvaro de Luna anders, dieſem Abgott des Volkes, dieſer rechten Hand des Königs? Habe ich ihn nicht aus dem Himmel ſeines Glücks geſtürzt, in welchem er ſchwelgte, — ihn, den dreißigjähriger ruhiger Genuß deſſelben über die Wechſelfälle des Schickſals erhaben gemacht zu haben ſchien? Schrecklicher Sieg, deſſen Erinnerung beſtändig in meiner Seele aufſteigt wie eine Ahnung oder eine Weiſſagung von dem Loos, das meiner vielleicht wartet! Ich ſehe ihn noch, den Greis, wie er, vertrieben aus ſeinem Beſitz, aus all' der Pracht, die ihn früher umgab, mit ruhiger Miene

Digitized by Google

und ſtolzem Blick den entſetzlichen Urtheilsſpruch anhörte. „„Der König, unſer Herr,““ ſo lautete dieſer Spruch, „„verurtheilt dieſen Tyrannen, weil er ſchändlichen Mißbrauch mit ſeiner Gewalt getrieben, weil er Recht und Gerechtigkeit zerſtört, die Finanzen verſchleudert, die Krondomainen ruinirt, das Volk mit Abgaben überhäuft und ſich an den Staatseinkünften bereichert hat. Für alle dieſe Verbrechen, Frevel, Schandthaten, Erpreſſungen, Laſter, Grauſamkeiten und Tyranneien, deren er überwieſen iſt, ſoll ihm das Haupt abgeſchlagen werden, damit der Gerechtigkeit Gottes und des Königs Genüge geſchehe, und damit ein Exempel ſtatuirt werde, an welchem ſich alle ehrgeizigen und tyranniſchen Günſtlinge ſpiegeln können.““

„Diego, mein Sohn! ich ſehe noch das ſchwarz ausgeſchlagene Schaffot auf dem Marktplatz von Valladolid. Auf dem Schaffot war ein mit ſchwarzem Sammt bedeckter Tiſch, auf dem Tiſch ein ſilbernes Crucifix und zwei brennende Wachskerzen. Don Alvaro de Luna ſtieg auf das Schaffot, küßte das Kreuz und gab ſeinen Ring einem ſeiner Diener, der ihm folgte. „„Nimm ihn,““ ſagte er, „„es iſt Alles, was ich Dir zur Erinnerung an mich geben kann.““ Alsdann wandte er ſich zum Henker und fragte ihn ruhig, wozu der Eiſenhaken beſtimmt wäre, den er oben an einem auf dem Schaffot befeſtigten Balken bemerkte. „„Herr,““ erwiederte der Henker, „„daran ſoll Euer Haupt aufgeſteckt werden, wenn es abgeſchlagen iſt.““ Don Alvaro antwortete: „„mache mit meinem Leib, was Du willſt; der Tod kann den Glanz eines ſolchen Lebens nicht trüben, wie das meinige war.““ Alsdann entkleidete er ſich ſelbſt, und ich ſah das Haupt auf dem Schaffot hinrollen, welches eben noch voll Leben und Muth war.“

Ueberwältigt von ſeinen Gefühlen, hielt der Marquis einen Augenblick ein, und fuhr dann fort: „Don Diego! dieſe Macht, welche Don Alvaro Deinem Vater hinterlaſſen hat, iſt Dein Erbtheil, ſie iſt das Erbtheil Deiner Kinder. Höre! Mein Vater Don Alphonſo Giron de Belmonte hat in den ſchönen Träumen ſeines Ehrgeizes das Ziel nicht geahnt, das ich verfolgte und das ich zu erreichen entſchloſſen bin. Don Pedro, ſein Neffe, heirathete eine Tante des Königs von Caſtilien, und ſetzte durch dieſe Verbindung den Fuß auf die erſte Stufe des Thrones. Ich, ehrgeiziger und gewandter als Don Pedro Giron, möchte einen Schritt weiter gehen.“

„Mein Vater,“ rief Pacheco, indem er die Hände zuſammen ſchlug, „bei allen Heiligen, begeht kein ſolches Verbrechen! Erinnert Euch, daß an unſerm Hauſe von jeher kein Makel klebte, und daß die Uſurpation einer Krone“ . . . .

„Wer ſpricht von Uſurpation?“ unterbrach ihn der alte Miniſter. „Höre mich bis an's Ende, und dann urtheile. Don Diego, ich war den 23. September 1440 zu Valladolid. Damals wurde die Hochzeit des Don Enrico von Caſtilien mit der Prinzeſſin Blanca von Navarra mit aller königlichen Pracht gefeiert. Man ſprach lange in ganz Spanien von den großartigen Turnieren, Stiergefechten und Pferderennen, welche Rodrigo de Mendaza leitetete, der Großmeiſter und glorreiche Vorfechter des königlichen Hauſes. Was aber die Freude des Volks ſtörte, war, daß die Königin ihrem erlauchten Gemahl keinen Erben ſchenkte.“

„Das iſt wahr, Vater!“

„Nach vierzehn Jahren voll Verdruß und Widerwärtigkeit verſtieß Enrico ſeine Gemahlin unter dem nichtigen Vorwurf der Zauberei und Hexerei. Don Luis d'Acunha, Adminiſtrator der Kirche von Segovia, ſprach im Namen des Kardinals Don Juan Cervantes die Eheſcheidung aus, die von dem Erzbiſchof von Toledo beſtätigt wurde. Der König vermählte ſich ſodann wider Recht und Vernunft abermals den 21. Mai 1455, und zwar mit der Prinzeſſin Juanna von Portugal. Aber ſeit vier Jahren hat auch die neue Königin von Caſtilien dem Lande ſo wenig einen Thronerben geſchenkt, als die unglückliche Blanca von Navarra.“ „Was ſchließt Ihr daraus, mein Vater?“ „Daß die Infantin Iſabella, die Schweſter des Königs, einſt Königin werden wird, denn der Himmel ſcheint den König unſern Herrn dazu verurtheilt zu haben, keine Kinder zu erhalten. In Berückſichtigung der Wirren, die aus all' Dem nothwendig hervorgehen müſſen (ſey es, wenn Gott den König, unſern Herrn, abruft, oder daß die Factionen ihn entſetzen), wünſche ich, Don Diego, die Infantin mit meinem Bruder oder mit Dir zu vermählen.“

(Fortſetzung folgt.)

Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Aus „Thaddäus Kosciuszko“; von Heribert Rau. 2. Theil. Stuttgart. Franckh'ſche Verlagsbuchhandlung. 1843.)

Die Entdeckung von Amerika iſt eine jener großartigen hiſtoriſchen Begebenheiten, deren Folgen für die Geſchichte der Menſchheit unermeßlich ſind. Der Einfluß, welchen ſie auf Europa übte, iſt zu bekannt, um näher darauf einzugehen. Eine neue Bahn war gebrochen. Die alte Welt richtete die ſtaunenden, die verlangenden Blicke nach jener neuen Hemiſphäre, die im Morgengolde wunderbarer Mährchen, reizender Berichte, lag. Wiſſensdrang und Golddurſt, Ruhmbegierde und Herrſchſucht, Luſt zu Abenteuern und Freiheitsliebe, ja alle Leidenſchaften, die das Herz des Menſchen mit ihren Gluthen ſchwellen, trieben von nun an Tauſende von Bewohnern Europa's über das ſtürmiſche Meer den Küſten des neuen Welttheils zu. Er nahm ſie gaſtlich auf. Seine ungeheueren Wüſten, ſeine undurchdringlichen Wälder boten gern den edlen Männern Schutz, welche, den Arm des Despotismus fliehend, oder weichend der Religionswuth ihrer fanatiſchen Brüder, ſich lieber den größten Gefahren und Entbehrungen auf einem freien Boden ausſetzten, als daß ſie den unwürdigen Druck in ihrem Vaterlande länger ertrugen. Beſeelt von jenem Eifer, welcher den Menſchen bei neuen Unternehmen zu leiten pflegt, und begeiſtert für ihr junges Vaterland, entwickelten ſie eine bewunderungswürdige Thätigkeit und Ausdauer, und ſuchten in einem emſigen, arbeitſamen Leben die Mißgeſchicke zu vergeſſen, welche ſie über das Meer getrieben. Aber ſie hatten einen harten Kampf zu beſtehen. Wilde Thiere waren zu bändigen und abzuwehren, barbariſche Ureinwohner zu bekämpfen und zu civiliſiren, Hunger und Entbehrungen zu ertragen, Moräſte auszutrocknen, Wälder zu lichten, Flüſſe zu dämmen und ungeheure Strecken urbar zu machen. Doch der jungfräuliche Boden lohnte ihre Anſtrengungen auf das reichlichſte; Klima und Menſchen wurden milder und ſanfter, und in kurzer Zeit erhoben ſich da ſichere Wohnungen, Dörfer und blühende Städte, wo kaum noch der Jaguar und Caimann in finſteren Wäldern und ſchlammigen Waſſern geherrſcht.

Digitized by Google

So entſtanden allmählig die Colonien: New-Hampſhire, Maſſachuſſet, Rhode-Island, Connecticut, welche den gemeinſamen Namen Neu-England trugen, und mit dieſen vereinigten ſich in der Folge: Virginien, New-York, Pennſylvanien, Delaware, New-Jerſey, Maryland, Nord- und Süd-Karolina und Georgien. Dieſe dreizehn Provinzen, jetzt ein Körper, bildeten urſprünglich eine unzuſammenhängende Vielheit, verſchieden in Abſtammung, Sitten, Regierungsform, Religion und Lebensweiſe. Die Staatsverwaltung hauptſächlich bot drei entgegengeſetzte Seiten dar, eine engliſch-monarchiſche, patriarchaliſch-ariſtokratiſche und eine demokratiſche. Doch ſtanden ſämmtliche Colonien unter der Oberhoheit Englands, und ihre Verfaſſungen waren treue Nachbildungen der engliſchen Conſtitution.

Die britiſche Regierung, den Werth dieſer Beſitzungen erkennend, war während dem Verlaufe eines Jahrhunderts weiſe genug, dieſelben auf alle Weiſe zu begünſtigen und zu unterſtützen, und ſo blühten denn auch in dieſer Zeit die Colonien auf eine erfreuliche Weiſe empor, und die wenigen Einwanderer, Kinder aller Länder, wurden nach und nach zu einer mächtigen, nordamerikaniſchen Nation. Das Kind war zum Jünglinge gereift. Es fühlte ſeine Stärke, und die Fülle der ihm inwohnenden Kraft ward ihm bewußt. Vor allem Andern zeichneten ſich aber die Nordamerikaner von jeher durch glühende Freiheitsliebe aus. Es war dies eine natürliche Folge, theils der Urſachen der Anſiedlung, theils der Erkenntniß der Vorzüge einer freiſinnigen Verfaſſung. Und wie hätte auch jene Liebe zur Feſſelloſigkeit, die ſchon ſo viele Hinderniſſe beſiegt hatte, erſterben ſollen in den ungeheuren Wüſten Amerika's, wo man die Zerſtreuungen Europa's nicht kannte, wo unaufhörliche Arbeit den Körper abhärtete und die Selbſtſtändigkeit des Charakters verdoppeln mußte? Wenn ſie in ihrem Vaterlande ſich den Vorrechten der Krone widerſetzt hatten, wie hätten ſie dieſe ihre Geſinnung in Amerika verändern mögen, wo kaum ein Schatten des königlichen Glanzes vorhanden war? und mußte nicht die Allen gemeinſame, gleiche Beſchäftigung mit der Kultur des Bodens die Ueberzeugung und das Bedürfniß einer allgemeinen Gleichheit hervorbringen? — Dazu kam, daß die Mehrzahl der Bürger Nordamerika's aus Engländern beſtand, die Britannien in einem Zeitpunkte verlaſſen, wo die Unterthanen von ihren Königen mit gewaffneter Hand ausgezeichnete bürgerliche Rechte ertrotzten. Sie hatten dieſelben Grundſätze mit ſich gebracht, und ſie achteten es nun natürlich für ein unveräußerliches Recht jedes engliſchen Unterthanen, ſein Eigenthum nur mit eigner Bewilligung abzugeben: wie hätten ſie auch einem ſolchen Rechte entſagen ſollen, ſie, die ihren Unterhalt aus Ländereien bezogen, welche ſie zuerſt beſetzt und durch ihrer Hände Arbeit urbar gemacht hatten? — Alles vereinigte ſich in dem engliſchen Amerika zur Entwickelung bürgerlicher Freiheit und nationaler Unabhängigkeit. Der größere Theil der Amerikaner waren nicht nur Proteſtanten, ſondern Proteſtanten ſelbſt gegen den Proteſtantismus, d. h. ſie verſchmähten jeden Zwang und jede Autorität in Sachen des Gewiſſens und des Glaubens; ſie hatten die kirchlichen Würden bis auf den Titel abgeſchafft. Eben ſo hielten ſie auch auf freie Gedanken und Urtheile über Regierungs- und Staatsangelegenheiten.

Amerika wimmelte von Rechtsgelehrten, welche gewöhnlich in ihre Provinzialſtände gewählt wurden, und die ſcharfſinnigſten und glühendſten Vertheidiger der Freiheit waren. Den Nordamerikaner, wie einſt den alten Römer, zog ſeine Neigung mehr zu ernſthaften Studien, zu Betrachtungen über Geſetze und Recht und zu Beſchäftigungen, die dem Staate nützlich werden konnten, als zu den verfeinerten, geiſtigen Genüſſen Europa's. Der Fleiß in der Rechtsgelehrſamkeit machte ihn ſcharfſinnig, nachforſchend und gewandt, hitzig zum Angriff, fertig zur Vertheidigung und reich an Ausflüchten.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der geniale, von den Freunden der Tonkunſt hochgefeierte belgiſche Violin-Virtuoſe Prüme iſt im Irrenhauſe geſtorben. Sein Stern war unerwartet und hellſtrahlend aufgegangen, um aber bald wieder in nächtliches Dunkel zu verſinken. Die Lebens- und Leidensgeſchichte dieſes Künſtlers müßte für den Pſychologen und für den Menſchenfreund von hohem Intereſſe ſeyn; auch für einen Künſtler-Roman wäre ſie ein gewiß anziehender Vorwurf.

(Frankfurt a. M.) Am 30. Juni fand im Saale des „Hofes von Holland" die von Vielen gewünſchte Vereinigung zweier hieſigen Geſangvereine, des Neeb'ſchen und der Liedertafel, ſtatt. Durch dieſe Verſchmelzung können beide Theile nur gewinnen, indem ſie dadurch ſowohl in muſikaliſcher als in ſocialer Beziehung Bedeutenderes zu leiſten und eine Achtung gebietendere Stellung einzunehmen vermögen. Einheit macht ſtark und Eintracht befeſtigt. Mögen demnach die am genannten Abend in heiterem Freundes- und Brüderkreiſe ausgebrachten Toaſte auf das freudige Gedeihen der neuen Liedertafel ihre Verwirklichung finden, und möge ſie zum ſchönen Dreiklang — Liederkranz, Orpheus und Liedertafel — ſich einen. Drei Vereine dieſer Art ſind genug für unſere Stadt, und ehrenhaft reiht ſich der in Sachſenhauſen beſtehende Männerverein denſelben an. Hr. H. Neeb iſt zum Direktor der Liedertafel ernannt worden und beſitzt für dieſen Poſten die erforderliche muſikaliſche Tüchtigkeit und Energie. In fröhlicher Geſelligkeit verbrachten die zahlreich Verſammelten (gegen 100 Perſonen) einen genußreichen Abend.

(Dem. Capitain in Hamburg.) Dem. Capitain ſcheint mit den Hamburger Theaterfreunden in einiges Zerwürfniß gerathen. Die „Hamburger Neue Zeitung" bringt einen auffallenden Bericht über die genannte Sängerin. Es heißt darin: „Die Hamburger Luft ſcheint der Demoiſelle Capitain nicht zuzuſagen. Ob hier ein böſer Geiſt im Spiele ſey? — wir wiſſen's nicht genau. Factiſch iſt aber, daß ihr ein Unwohlſeyn nach dem andern überkommt; ein, zwei, ja ſelbſt drei Mal an einem Tage. Wo ſind die Urſachen davon zu ſuchen? Unnatürlich ſcheint es aber doch, daß man ſich den ganzen Tag ſehr wohl befinden kann, und dann plötzlich am Abend, eben wenn es Zeit iſt, die Bühne zu betreten, unwohl wird. Das Publikum hat Dem. Capitain bei ihrem erſten Auftreten, in den „Hugenotten", ſehr gut aufgenommen, wie ſie es verdiente. Da liegt es wohl ſehr nahe, bei dem wiederholten Ausfallen der angekündigten Opern, an eine oder andere Myſtification zu denken. Das Publikum aber darf und will nicht myſtificirt werden, es hat einen Widerwillen gegen jede Myſtifica-

Digitized by Google

tion und darf daher mit Zuverſicht hoffen, daß dieſem Unweſen ein Ende gemacht werde. Das Publikum bezahlt, um ſich von der Bühne herab unterhalten zu laſſen, nicht hinter den Couliſſen heraus." Das bezeichnete Blatt bringt hierauf eine Mittheilung einer durch plötzlich eingetretenes Unwohlſeyn der Fräul. C. geſtörten Vorſtellung von Robert der Teufel. „Der erſte Act war in beſter Ordnung vorübergegangen. Man hatte gut geſungen und gut geſpielt. Schon ſagten wir uns: Gottlob! das Unwohlſeyn iſt vorüber, und wir werden endlich bekommen, was wir wünſchen, eine gut gegebene gute Oper. Aber wie hatten wir unſere Rechnung ohne den Wirth gemacht! Nach einem langen Zwiſchen-Acte erſcheint Herr Henry, um uns anzukündigen, daß Dem. Capitain, welche eben noch im erſten Acte ſo gut geſangen und geſpielt hatte, mit einem Male unwohl geworden ſey und nicht weiter ſingen könne! Der ganze Saal theilte unſer Erſtaunen, und die Unzufriedenheit war nahe daran, ſich Luft zu machen. Die Direktion befand ſich, mit oder ohne ihre Schuld, darüber wollen wir kein Urtheil abgeben, in einer kritiſchen Lage. Das Stück war einmal angefangen, und mußte doch fortgeſpielt werden. Aber wie? Alice, der gute Geiſt des Robert, fehlte; Alice hatte Robert und das Publikum in der Klemme gelaſſen, wohl gar laſſen müſſen, und ſaß wieder ruhig in der Bretagne. Da mußte wieder unſer Deus ex machina, Mad. Cornet, aushelfen, welche ſich denn auch, ſo gut wie es in der Schnelligkeit gehen konnte, in die Roben der Iſabella warf, wogegen Dem. Jazedé die Prinzeſſin mit der Alice vertauſchte. So ward die Oper weiter und zu Ende geſpielt. — Ueber die Leiſtungen der Einzelnen dürfte heute zu berichten, der Umſtände wegen, nicht angemeſſen ſeyn, zumal da Dem. Jazedé als Alice doch nicht in ihrer Sphäre iſt. Hoffen wir, daß dieſe Myſtificationen hiemit ihr Ende erreicht haben. Man hüte ſich, ſie von neuem auftauchen zu laſſen. Wer auch die eigentliche Triebfeder ſeyn mag: wir würden kein Anſehen der Perſon gelten laſſen, wir würden uns verpflichtet halten, dem Publikum die reine Wahrheit offen zu legen."

Korreſpondenz.

Nürnberg, im Juni.

Wenn ein Nürnberger nach längerer Abweſenheit heimkehrt und etwa auf der Straße von München her, ſo ſind es wohl nur die hoch thronende alte Reichsburg und die ſchlanken Doppelthürme der Kirchen von St. Lorenz und Sebald, die ihn noch erkennen laſſen, daß er ſich ſeiner Vaterſtadt nähert; denn in den äußeren Umgebungen des Spittlerthores ſind ſo weſentliche Veränderungen und Umwandlungen ſeit wenig Jahren vorgegangen, daß dieſer Theil unſerer nächſten Umgegend eine von ſeiner früheren ſehr verſchiedene Anſicht erhalten hat. Hauptſächlich hat der Donau-Main-Kanal, dieſes ſo lange in ſeiner völligen Ausführung bezweifelte, Hoffnung und Beſorgniß erregende und nicht minder vielfach getadelte und beſpöttelte Werk dazu beigetragen und neben ihm die Nordgränz-Eiſenbahn, zu welcher die Erdarbeiten bereits auf den meiſten Punkten begonnen ſind. Der von der Münchener Straße herkommende Wanderer ſieht ſich imponirt von den im Kanalhafen zur linken Seite liegenden großen, mit Maſten und Flaggen begabten Schiffen, die vom Rhein und Main, ſelbſt von Straßburg zu uns heraufkommen und reiche Ladung führen. „Wer hätte das gedacht", hört man einen der früheren Spötter zum anderen ſagen, und wenn auch Dieſer oder Jener noch die alten Bedenklichkeiten von Mangel an Waſſerſtand, Ausfuhr von Getreide, für die Dauer ungenügende Frequenz u. dgl. laut werden läßt, ſo achtet man nur ſehr wenig mehr auf ſie, da der mächtig wirkende Augenſchein ſie niederſchlägt. Der Befahrung der ganzen Kanalſtrecke ſteht indeß noch ein nichts weniger als unbedeutendes Hinderniß entgegen, nämlich die noch immer nicht gelungene völlige Ausfüllung des ſogenannten Diſtlerloches in einer ſehr wildromantiſchen Gegend bei dem Landſtädtchen Altdorf, 5 Stunden von hier. Man füllte dieſe Schlucht mit Steinen und Erde, ſtampfte Alles feſt zuſammen und führte nun ſogleich den Kanal mitten durch; jetzt aber, nach kaum einem Jahre, hat ſich die Maſſe bedeutend geſetzt und die koſtſpielige, mühevolle Arbeit iſt zerſtört. Eben ſo iſt eine prächtig gebaute Brücke in derſelben Gegend, über welche der Kanal führt, aus Mangel eines feſten Grundes geſunken. Man hatte ſtatt auf Felſen, wie man glaubte, auf eine ſchieferähnliche Maſſe gebaut. Wird man nun endlich dieſen Widerſtand der Natur beſiegt haben, ſo werden wir das größte Werk, welches auf den Herrſcherwink König Ludwig's entſtand, wohl in ſeiner Vollendung bewundern, und die Verbindung des Mains mit der Donau, bis jetzt noch durch eine unwegſame Felſenſchlucht gehindert, iſt hergeſtellt. — Die am 8. d. M. ſtattgefundene Beſichtigung des Kanalhafens von Seite unſeres Königs bei ſeiner Durchreiſe nach Aſchaffenburg ſchien ſehr die Zufriedenheit Sr. Maj. erwirkt zu haben. Der König war beſonders heiter und unterhielt ſich lange und lebhaft mit den Eigenthümern zweier ziemlich großen Schiffe, welche er ſelbſt beſtieg und beſichtigte. Der Hafen ſelbſt war feſtlich geſchmückt, am Kai prangte die baieriſche Flagge mit den Emblemen der Schifffahrt und umgeben von den Flaggen aller Schifffahrt treibenden Nationen. In der Stadt war nicht minder Alles geſchehen, was geſchieht, wenn ein Volk ſeinen König erwartet, und das nach vielen Regentagen ziemlich hübſche Wetter machte den Tag zu einem vollkommenen Feſttag und lockte faſt die ganze Bevölkerung Nürnbergs aus den Schreibſtuben und Werkſtätten in's Freie. — Der ſeit drei Jahren hier beſtehende literariſche Verein ſieht ſeine Mitgliederzahl ſchon ziemlich angewachſen. Sein Vorſtand, der als Verfaſſer der Nürnberger Genrebilder bekannte Buchhändler Merz (Eduard Waldau) wirkt in ſehr angemeſſener, tüchtiger Weiſe für denſelben, und die Namen mehrerer ſeiner productiven Mitglieder — Mönnich, Löſch, Neumann, Hoffmann, Arnold, Biberbach, Lieboldt — dürfen mit Auszeichnung genannt werden. Eben ſo der eines dem Handwerkerſtande angehörenden, aber mit reicher Poeſie begabten jungen Mannes, Weiß, deſſen Dichtungen unter denen, welche in dem vor kurzem erſchienenen Jahresbericht des Vereins enthalten ſind, unſtreitig einen der erſten Plätze einnehmen.

(Schluß folgt.)

Wiesbaden, 1. Juli.

In vergangener Nacht ereignete ſich dahier auf offener Straße ein Selbſtmord, indem ſich der vor der herzogl. Staatskaſſe aufgeſtellte Militärpoſten mittelſt ſeines Gewehrs erſchoß. Dieſe grauſe That geſchah gegen zwei Uhr Morgens, wo die Ablöſung des Mannes erfolgen ſollte. Derſelbe ſcheint mit Ruhe und Ueberlegung gehandelt zu haben, da er ſich zuvor derjenigen Armaturſtücke entledigte, die ihn an der freien Bewegung ſeines Körpers hindern konnten. Dieſer Vorfall überraſchte um ſo mehr, als man an dieſem Manne, der als Einſteher diente, Spuren von Trübſinn oder Geiſtesverwirrung zwei Stunden früher, wo er den Poſten bezog, nicht bemerkt haben will. —

Theater-Anzeige.

Montag, 3. Juli. Capriccioſa, Luſtſpiel in 3 Abth., frei nach dem Italieniſchen des Federici, von C. Blum. Hierauf folgt (zum Erſtenmale wiederholt): Die Blutrache, Poſſe in 1 Act, nach Dumanoir von W. Friedrich. (Gaſtrolle) Jacopo: Hr. Butterweck, vom Hoftheater zu Deſſau.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 182. Dienſtag, den 4. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

III.

„Sennora! Ihr ſeyd die ſchönſte und liebenswürdigſte Dame beider Caſtilien."

„Don Diego! Ihr wollt mir ſüße Dinge ſagen."

„Von Toledo bis Valladolid iſt kein Bogenſchütze, der ſo ſichere Pfeile ſchießt, als Eure ſchwarzen Augen, aus denen Glück und Tod auf jede Chriſtenſeele ſtrahlt."

„Don Diego, Ihr probirt gewiß einen Vers auf mich, den Ihr heute Abend zum Preis einer Andern gedichtet habt?"

„Gott behüte, Donna Ineſilla, daß ich Euch je ein Beiſpiel von Untreue gebe. Ihr ſeyd ſo unübertrefflich, wie in Allem, ſo auch in *dieſem Punkt*, Sennora! daß ich mich hüten werde, mich darin mit Euch zu meſſen."

„Ihr werdet bitter, Don Diego. Was ſoll dieſe gezwungene Miene? Was habt Ihr mir vorzuwerfen? Seyd Ihr eiferſüchtig?"

„Wer weiß, Fräulein! — wenigſtens werdet Ihr es vielleicht nicht ohne Intereſſe vernehmen, daß ich vergangene Nacht den unglückſeligen Nebenbuhler, welcher heimlich aus Euerm Gemach entſchlüpfte, gezüchtigt habe, wie's ihm gebührte."

„Ihr ſeyd toll!" antwortete Donna Ineſilla Guiomar mit vollkommen ſich gleichbleibendem Geſicht.

„Wollt Ihr läugnen, Fräulein, daß dieſer Mann Euer Geliebter war? Wollt Ihr mich glauben machen, daß ich nicht mit eigenen Augen geſehen habe, wie Ihr ſeine Flucht befördert habt mittelſt einer ſeidenen Schärpe, die Ihr von dieſem Fenſter herabhängen ließet?"

„Auf dieſe Anſchuldigung, Don Diego, kann ich nur mit einer *Thatſache* antworten. Ich war in der verfloſſenen Nacht gar nicht in dieſem Zimmer. Die Königin war unwohl, und ich mußte in ihren Gemächern wachen."

„Iſt dies wahr?" rief Diego Pacheco. „Wer iſt der Mann, mit dem ich zu thun hatte? Wer iſt die Frau, die ihn bei der unverhofften Ankunft des Königs unterſtützt hat?"

„Ich weiß es ſo wenig wie Ihr, Don Diego. Wenn Ihr übrigens an meinen Behauptungen zweifelt, ſo iſt es eine Kleinigkeit, ſie zu beweiſen. Ihr ſeht, daß Ihr dies Mal mit Eurer Eiferſucht fehlgefahren ſeyd, und daß Ihr, ob Ihr wollt oder nicht, an die Treue Eurer Geliebten glauben müßt."

„Ich habe nicht die gefährliche Anmaßung," erwiederte der Jüngling mit einem ironiſchen Lächeln, „Euch mit der Beweisführung allzuſehr in's Gedränge zu bringen. Dem König von Caſtilien würde es zu viel Kummer bereiten, wenn Euer zartes Gewiſſen Euch zu einer heftigen Reue verurtheilte."

Donna Ineſilla fuhr lebhaft aus ihrem Lehnſtuhl auf und richtete ihre glühenden Augen zornerfüllt auf den Sohn des Marquis von Villena. „Ich hätte erwartet," ſagte ſie mit erregter und zitternder Stimme, „Ihr wärt der letzte, mein Herr, welcher mich ſolcher Dinge beſchuldigt. Ich habe Euch nie hintergangen, Diego, denn ich liebe Euch, und Gott ſey mein Zeuge, daß der König von Caſtilien" . . . .

„Verzeiht mir, Sennora" ſtotterte Pacheco, „ich wiederhole nur ein Gerücht, welches ſein Echo in den Ohren aller Bewohner des Pallaſtes findet. Vielleicht, daß die häufigen Beſuche des Königs Don Enrico bei Euch, und das Lob, welches er überall über Euern Geiſt und Eure Schönheit ausſpricht, zu Verläumdungen Veranlaſſung gegeben haben. Zudem, um die Wahrheit zu geſtehen, — der König hat ſich eines Tages in meiner Gegenwart faſt gerühmt" . . . .

„Er hat gelogen, Don Diego, wenn er geſagt hat, ich hätte Dich verrathen. Ich liebe Dich, Diego, — Dich allein, hörſt Du! kein Anderer, als Du beſitzeſt das Herz der Donna Ineſilla. Kein Anderer verſetzt abweſend oder gegenwärtig mein Herz in Freude und Trauer! Deinen Namen, einzig *Deinen* Namen rufe ich im Gebet wie im Traum, mein Pacheco. In Spanien, wie in der ganzen Welt, iſt Niemand, den ich ſo liebe, als Dich! Würden mir alle Kronen der chriſtlichen und mauriſchen Reiche ohne Dich angeboten, ich möchte ſie nicht. Von Dir aber wollte ich nichts, als Deine Liebe zum Erſatz für ein ſo leichtes Opfer."

„Ineſilla, ich will Dir glauben," ſagte Don Diego, und hauchte einen Kuß auf die Stirn ſeiner Geliebten. „Aber warum erweiſt Dir der König, unſer Herr, dieſe Huldigung, die Dich bei Jedermann in ein zweideutiges Licht ſetzt?"

„Ich weiß es nicht, Don Diego. Wenn Du jedoch willſt, ſo werde ich mir ſeine Beſuche verbitten."

„Das geht nicht an, er iſt König."

„Wohl, dann werde ich ihm nicht mehr antworten, wenn er mich anredet."

„Hüte Dich, theure Ines, ihn zu reizen. Weißt Du wohl,

Digitized by Google

das wäre ein Majeſtätsverbrecher. Aber ſage mir, hat Dir Don Enrico niemals ſeine Liebe erklärt?"

„Niemals."

„Bei Gott!" ſagte Pacheco, „ich habe doch mehr als ein Mal geſehen, wie er bei den Turnieren von Madrid und Cordova ſeinen Platz verließ, um mit Dir zu ſprechen. Seine Augen ruhten entzückt auf den Deinigen, meine Ines. Seine Stirne ſtrahlte vor Wonne und ſchien dem ganzen Hof und Volk zu ſagen: ich liebe ſie! Beneidet das Glück, welches uns vereinigt!"

„Das iſt wahr, Don Diego, aber wenn der König ſich herabläßt, mich in dieſem Gemach zu beſuchen, ſo benimmt er ſich nicht wie Du im Augenblicke; er faßt mich nicht ſo bei der Hand. Entzücken ſtrahlt nicht ſo in ſeinen Augen, wie ich es eben in den Deinigen leuchten ſehe, mein Pacheco. Der König ſpricht mit mir in einem ernſten, würdigen Tone. Wenn er manchmal ſeufzt, ſo drücken ſeine Züge mehr Wohlwollen als Liebe oder Unruhe aus. Du weißt nun Alles."

„O, ich danke Dir, Theure Ines, daß Du den Verdacht aus meiner Seele geriſſen haſt. Ich brauche jetzt nicht mehr gegen meine Liebe zu Dir zu kämpfen. Mit welcher Wonne überlaſſ' ich mich dem Glück, Dich zu lieben! Ja, ich glaube Dir. Wer jemals die ſchmachvollen Verläumdungen, die ich zu lange geglaubt habe, zu wiederholen wagt, dem werde ich mit dem Degen antworten. Meine Ineſilla! Dein für immer!" . . . .

(Fortſetzung folgt.)

Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Es darf nicht vergeſſen werden, daß es in den amerikaniſchen Colonien nur eine Menſchenklaſſe gab: für die Reichen und Mächtigen Europa's hatte die Mittelmäßigkeit der Verhältniſſe in jenen Anſiedelungen keine Anziehungskraft; daher drangen keine Privilegien, keine Feudalverhältniſſe über das Meer. Hier galt nur der arbeitende Mittelſtand. Jeder fühlte ſich in den ausgebreiteten Ländereien, die er bebaute, ſein eigner Herr, und ſchwerlich wäre er zu überzeugen geweſen, daß er ſein Glück, neben der Vorſehung, auch noch der Gnade von engliſchen Königen verdanke; er fand ſich unabhängig, und die perſönliche Freiheit iſt ein mächtiger Hebel der bürgerlichen.*)

Was aber namentlich dazu beitrug, dieſen, nach Unabhängigkeit ſtrebenden Geiſt in den Provinzen zu erhalten, war die große Entfernung von dem eigentlichen Sitze der Regierung. Kaum war es den Miniſtern möglich, ihren Einfluß bis in eine ſolche Weite geltend zu machen, und noch weniger vermochten ſie hier die verderblichen Mittel der Beſtechungen in Anwendung zu bringen, die ſonſt nur zu häufig von den, das Staatsſchiff Leitenden auszugehen pflegen.

So hatte ſich mit der Zeit und dem Reiferwerden des nordamerikaniſchen Volkes das Band gelockert, welches die Colonien an das Mutterland knüpfte, und man fing bereits an, das Verhältniß der Erſteren zu den Letzteren genauer zu prüfen, als der Protektor Cromwell den erſten Anlaß zu Mißvergnügen jenſeits des Oceans gab. Die Navigations-Akte nämlich verbot: daß irgend ein fremdes Schiff in den britiſchen Pflanzungen Handel treibe, oder nach England ſelbſt andere Waaren einführen dürfe, als die Produkte ſeines Landes. Durch dieſe Ungerechtigkeit, welche den Grund zu einem Handelsmonopol zu Englands Vortheil legte, waren die amerikaniſchen Kaufleute mit einem Male mit dem Abſatze ihrer Ladungen auf England beſchränkt; eine Beeinträchtigung, welche den ſpeculativen Geiſt derſelben, der ſich frei zu bewegen gewohnt war, auf das heftigſte empörte. Dazu kam, daß man ſogar den freien Verkehr zwiſchen den Colonien ſelbſt aufhob, und ſie zwang, ihre eigenen Produkte als: Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo ꝛc. ꝛc., im Lande ſelbſt zu verzollen.

Nichts war natürlicher, als daß man dieſe harten Maßregeln zu umgehen ſuchte, und ſich ſo ein Schmuggelſyſtem bildete, welches Stoff zu unzähligen Reibungen darbot. England ſuchte dieſem Unfug zu ſteuern, und empörte durch harte Maßregeln die Gemüther nur um ſo mehr. Es vernichtete zugleich damit den Schleichhandel mit den Pflanzungen, welche Spanien in jenem Welttheile beſaß, und der für Nordamerika, und ſogar für England ſelbſt, eine bedeutende Nahrungsquelle war, und ſchnitt dadurch einen Kanal des baaren Geldes gänzlich ab. Aber mit allem Dem war die habſüchtige Regierung noch nicht zufrieden, ſondern erließ, unklug genug, auch noch eine Bill (5. April 1764) welche auf verſchiedene Einfuhr-Artikel eine Abgabe legte, die in baarem Gelde entrichtet werden mußte. So erpreßte man hier von ihnen das baare Geld, und nahm ihnen dort die Mittel, welches zu erlangen. Ja, das Miniſterium ging noch weiter und hob das in den Colonien courſirende Papiergeld auf; wodurch es, wenn gleich eine gute Sache gefördert wurde, das Privateigenthum auf eine ſchroffe Weiſe verletzte.

Dieſen gehäſſigen Anordnungen wurde aber durch jene bekannte Bill die Krone aufgeſetzt, welche verordnete:

„daß für beſtimmte Fälle das Stempelpapier und für den Stempel eine Taxe einzuführen ſey."

Als die Kunde von dieſer Stempel-Akte nach Amerika kam, erhob ſich ein allgemeiner Schrei des tiefſten Unwillens; denn nicht allein war man neuerdings beſteuert worden, ſondern auch — was noch wichtiger war — das Parlament hatte damit ein ihm zuſtehendes Beſteuerungsrecht über die Colonien ausgeſprochen.

Jetzt war der wichtige Augenblick gekommen, der die ganze Bevölkerung Nordamerikas aufrief, ihre Rechte zu vertheidigen.

Die Preſſe übte ihren Einfluß, und überall ließen ſich Stimmen hören, die da erklärten:

„Kein britiſcher Unterthan könne ohne ſeine Zuſtimmung beſteuert werden; und ſolche Staatsbürger, die noch keine Vertretung im Parlamente hätten, ſeyen ſeit Jahrhunderten nur verpflichtet, in eigenen Verſammlungen freiwillige Abgaben („dons gratuits") zu bewilligen."

Der allgemeine Druck erweckte den Nationalgeiſt.

„Dieß iſt aber die Allgewalt des Nationalgeiſtes, daß die gemeinſame Gefahr die verſchiedenen Strebungen einigt, und die Herzen bereitwillig macht, jedes Opfer zu bringen, wenn es das Wohl des Vaterlandes gilt."

Die General-Aſſembly von Virginien, welche um jene Zeit verſammelt war, erklärte ſofort: in Erwägung, daß coloniſirte Bürger alle Privilegien, Freiheiten und Gerechtſame, welche die

*) Befreiungskampf der nordamerikaniſchen Staaten, nach den beſten Quellen bearbeitet von Dr. Heinrich Elsner.

Digitized by Google

Völker Großbritanniens für alle Zeiten genießen, mit herüber gebracht hätten; in Erwägung, daß dieſe Rechte durch Jacob I. bewilligt und beſtätigt ſeyen: „daß demgemäß alſo nur die General-Aſſembly einer Colonie, in Verbindung mit Sr. Majeſtät oder deren Stellvertretern, das ausſchließliche Recht habe, Steuern oder Taxen auf die Einwohner der Colonie umzulegen, und daß jeder Verſuch, dieſes Recht auf eine oder mehrere von der General-Aſſembly verſchiedene Perſonen zu übertragen, ungeſetzlich, ungerecht und den Grundſätzen ihrer Verfaſſung zuwiderlaufend ſey, und die offenbare Abſicht habe, die Freiheit, in England ſowohl, als in Amerika, umzuſtoßen."

Dieſe und ähnliche Aeußerungen fanden allgemein Anklang. Unruhen brachen auf allen Seiten aus; doch hielten die Beſſergeſinnten das rohere Volk im Zügel, und beſchränkten ſich bei Vertheidigung ihrer Rechte auf parlamentariſche Mittel. Zugleich ſuchte man die Zurücknahme der Stempelbill dadurch zu erzwingen, daß man ſich an vielen Plätzen entſchloß, keine engliſchen Waaren mehr zu kaufen; was auch bewerkſtelligt wurde. Aber Alles blieb fruchtlos. Das Miniſterium verharrte ſtolz auf ſeinen Verordnungen, und ſchickte ſich an, ſie mit Gewalt der Waffen durchzuſetzen. Da überzeugte man ſich auch in Amerika, daß man zu kräftigeren Mitteln greifen müſſe, und conſtituirte zu dem Behufe einen General-Congreß, der ſich den 7. Oktober 1765 zu New-York verſammelte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Etwas für Schützengeſellſchaften.) Hr. Charles Privat in Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H. iſt der Erfinder eines Maſchinchens zur Ausmeſſung der Schußblättchen bei Scheibenſchießen, welches an Pünktlichkeit und Genauigkeit alle anderen übertrifft. Auch an Schnelligkeit der Ausmeſſung müſſen alle anderen weit zurückſtehen, denn man kann ohne die geringſte Mühe und ohne Zirkel in 15—bis 20 Minuten hundert und mehr Schüſſe auf das allergenaueſte ausmeſſen. An dem Maſchinchen iſt ein Zifferblatt, mit einem Glas bedeckt, wie an einer Taſchenuhr, und ein Zeiger zeigt ſehr pünktlich und deutlich die Grade des Schuſſes. Zwanzig und mehrmal darf man einen und denſelben Schuß meſſen, und die Maſchine wird keinen viertel Grad differiren, welches gewiß für die Sicherheit und Richtigkeit der Ausmeſſung ſpricht. Allen Schützengeſellſchaften, welche auf Blättchen ſchießen, iſt dieſes Maſchinchen auf's beſte zu empfehlen. Hr. Charles Privat, dem dieſe Erfindung alle Ehre macht, iſt gern bereit, es jeder Geſellſchaft zur Einſicht zu übergeben, und ſieht mit Vergnügen Beſtellungen darauf entgegen.

Der Bankier Lazarus Gumpel in Hamburg hat zwei große dreiſtöckige Häuſer in der Schlächterſtraße zu dem wohlthätigen Zwecke hergegeben, armen Arbeiterfamilien, welche ſich nicht ihr volles Auskommen verdienen können, ohne Unterſchied der Religion freie Wohnung darin zu gewähren. Dieſe beiden Häuſer werden bereits von 41 Familien (132 Individuen) bewohnt. Außerdem läßt Hr. Gumpel von Zeit zu Zeit Kleidungsſtücke, Lebensmittel, Brennholz und Medicamente an die Aermſten verabreichen.

Gottfried Hermann's Gruß an die Schulpforte exiſtirt zwar in wenigen Abſchriften, und erregt freudiges Gefühl und volle Beiſtimmung bei Allen, die ihn geleſen; doch, merkwürdig! keine Zeitung hat ihn, ſo viel wir wiſſen, bis jetzt wiedergegeben. „Der Gruß kann nicht nur der Pforte, wenn er recht beherzigt wird, — er kann in unſerer, Alles verflachenden, die klaſſiſchen Studien ungebührlich verdrängenden, in die Rechte der Vernunft nicht immer nach Würdigkeit achtenden Zeit auch anderswo nur zum Segen gereichen!" ſagt ein alter Portenſer. Wenn die herrliche Sprache des lateiniſchen Originals ſchwer, faſt unmöglich in derſelben Vollkommenheit auch wiederzugeben iſt, ſo mag ein Verſuch zum Genuß, zur Erbauung unſerer Leſer hier folgen:

Gottfried Hermann's Gruß an die Pforte
bei ihrer dritten Säcularfeier
den 21. Mai 1843.

Stätte des Eifers für ernſtes Wiſſen,
klangreiche Pforte,
empfange die Wünſche, die dir darbringt
der Erſte, der Zeit nach, von den Schülern deines Ilgen.
Eingedenk deines Urſprungs,
eingedenk deines dreihundertjährigen Ruhmes,
bewahre dir unverſehrt dein Palladium,
die griechiſchen und römiſchen Muſen,
welche die Sprache bilden, den Verſtand ſchärfen,
den Geiſt wecken, das Gemüth ſtärken,
das ganze Leben ſchmücken.
Es herrſche innerhalb deiner Mauern, nach allen Seiten hin,
der Funke ſeiner ſelbſt, den Gott in die Geiſter gelegt hat,
die Vernunft,
die Mutter der Einfachheit, der Wahrheit, der Heiligkeit.
Wehre ab von deinen Hallen,
was die Zeit uns aufzuzwingen ſucht,
die zwei Krankheiten:
Die Bekanntſchaft mit vielen Sachen ohne irgend einer Sache
rechtes Wiſſen; der hat keine Heimath, der überall Gaſt iſt;
und
die unfromme Frömmigkeit der Finſterlinge,
die da lehren, daß der Menſch böſe und das bloſe Glauben genug
ſey, die göttliche Gnade zu erlangen;
für die Feigen gibt es keine Gnade vor Gott, den Tapfern bietet
ſie ſich ſelbſt an,
auch hat nicht Flehen, ſondern Tugend und Arbeit den Herkules
gebildet.
Des Herkules Geſchlecht mögen ſie ſeyn,
o ehrwürdige Pforte,
die aus deinen Waffenſälen
mit Schild und Speer hervortreten.

(Darmſtadt, 27. Juni.) Nach einer Notiz im hier erſcheinenden Vaterland hat die Sammlung weiterer Beiträge, welche mehrere hieſige Einwohner unternahmen, um das Schwert zu dem Standbilde Hermanns bei Detmold anzufertigen, im Jahr 1842 bis Juni 1843 die Summe von 369 fl. 20 kr. nach Abzug der Koſten eingebracht, welche am 21. Juni nach Detmold abgeſendet worden iſt.

Dem. Lenormand, die berühmte Kartenſchlägerin, iſt am 26. Juni, 72 Jahre alt, zu Paris geſtorben. Sie hinterläßt ein Vermögen, das man auf ungefähr 500,000 Franken ſchätzen kann. Sie hat keinen andern Erben als einen jetzt im Dienſt ſtehenden Neffen.

Digitized by Google

Capellmeiſter Philipp Fahrbach in Wien hat Titls be-
rühmte „nächtliche Heerſchau“ für das Militär-Orcheſter arran-
girt, und wird dieſelbe demnächſt öffentlich vorführen.

(Zürich.) Hr. Pfarrer Sprüngli hat zu Gunſten des
neugeſtifteten eidgenöſſiſchen Sängervereins eine Sammlung von
Männergeſängen herausgegeben, ein Seitenſtück zu der
Sammlung, welche er 1840 zu Gunſten der Mozartſtiftung
in Frankfurt a. M. erſcheinen ließ. Komponiſten Deutſchlands
und der Schweiz haben mit der größten Bereitwilligkeit zu die-
ſem Werke Hand geboten. Von 55 derſelben ſind ganz neue,
noch nirgends im Druck erſchienene Männergeſänge eingeſandt
und in daſſelbe aufgenommen worden.

Korreſpondenz.

Nürnberg, im Juni.

(Schluß.)

Das ſchlimme Wetter hat allein auf unſere Bühne einen günſti-
gen Einfluß. Der umſichtige Direktor Krull, der ſich bisher im
Kampfe mit den Uebelſtänden, welche die Leitung unſeres Theaters ſo
ſchwierig machen, wacker gehalten hatte, eröffnete ein Sommerabonne-
ment, welches ſo viele Theilnahme fand, daß dadurch dem Schluſſe der
Bühne, während des Sommers, vorgebeugt werden konnte. Freilich
müſſen wir der Oper gänzlich entbehren und uns nur mit dem Schau-
ſpiel und Vaudeville begnügen; indeß wir können hier für den Som-
mer nicht mehr verlangen. Noch iſt es keiner Direktion möglich ge-
worden, ſich die Sommermonate über mit dem vollſtändigen Perſonal
zu halten ohne den empfindlichſten Verluſt. Hält Hr. Krull, was
er für den Winter verſprochen, ſo können wir jetzt wohl Nachſicht ha-
ben, und zu ſeiner Ehre ſey es geſagt, daß er dieſe Nachſicht zu wür-
digen weiß und wohl nicht mißbrauchen wird. Das Schauſpiel iſt —
man kann ſagen — gut beſetzt; bei dieſem Urtheil wird uns Niemand
weder der Ungerechtigkeit noch der Uebertreibung beſchuldigen. Hr.
Philipp Herwegh, ſeit einem Jahre Mitglied der hieſigen Bühne,
hat ſich in dieſer Zeit die Gunſt des Publikums in hohem Grade er-
worben, was ſich beſonders kund gab, als er vor wenig Wochen, von
einer rühmlich vollendeten Kunſtreiſe zurückgekehrt, zum Erſtenmale
wieder als Otto von Wittelsbach auftrat. Ich bin kein Freund von
Lobpreiſungen der Schauſpieler, weder in Korreſpondenzberichten, noch
anderswo, doch muß man das wahrhaft Tüchtige anerkennen und dem
Talente Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Hr. Herwegh, von der
Natur für ſeinen Beruf befähigt, iſt ein denkender Schauſpieler,
und wie viel will das ſagen; ſein imponirendes Exterieur, ſein kräfti-
ges und dabei melodiſches Organ im Verein mit einer richtigen Auf-
faſſung jeder ſeiner Rollen machen ihn jeder Bühne ſchätzenswerth und,
ſo lieb er uns auch geworden, wünſchen wir ihm doch eine für ſein
Talent und ſeine Kraft angemeſſenere Stellung, als die an einem von
ſo vielen Klippen bedrohten Provinzialtheater. Als ſeine hier geſpiel-
ten bedeutendſten Rollen ſind zu nennen: Ingomar, Otto von Wit-
telsbach, Percival, Götz von Berlichingen, Tell, im Luſtſpiele: Doktor
Weſpe, Alsdorf (im bemooſten Haupt), Unfall (im Porträt der Ge-
liebten) u. a. Sehr würdig ſtehen ihm zur Seite die Damen Kel-
ler, Bren, Bartels, die Herren Krull, Böck und Matte,
ſo daß das Enſemble immer ein ſehr befriedigendes iſt. — Unſere
journaliſtiſche Literatur nimmt in der neueſten Zeit einen nicht unbe-
deutenden Aufſchwung. Das neue Blatt: „die Bühnenwelt“, redigirt
von Liedoldt und im Verlag des Winter'ſchen Centralbureau's für
Theater erſcheinend, zeichnet ſich durch beſondere Gediegenheit in allen
ſeinen Aufſätzen, ja ſelbſt durch eine wiſſenſchaftliche Färbung in Be-
tracht der theoretiſchen Aufſätze über Theater ſehr vortheilhaft vor an-
dern Journalen dieſer Gattung aus und dürfte bald zu einem ſehr
verbreiteten Organ für alle, beſonders aber die ſüddeutſchen Bühnen-
intereſſen werden. Unter unſern Lokalblättern iſt die von Winter re-
digirte „Nürnberger Zeitung“ ſeit Beginn dieſes Jahres ſo beliebt
geworden, daß ihr der ſeit 180 Jahren beſtehende „Nürnberger Ku-
rier“ (eigentlich Friedens- und Kriegskurier), das älteſte Blatt in
Deutſchland, ſehr merklich weichen muß. Das macht das Heraustre-
ten aus einer früheren Gemächlichkeit in eine lebensfriſche, allgemein
anſprechende Rührigkeit, die neben den Zeitintereſſen die lokalen nicht
vergißt.

F. A.

Darmſtadt, im Juni.

Unſere vaterländiſche Literatur gleicht meiſt einer ſtillwaltenden
Hausfrau, welche von ihrem Thun nicht viel Läm macht, aber in dem
engeren Kreiſe ihres Wirkens ſich deſto nützlicher zu machen weiß. Als
eines ihrer neueſten Erzeugniſſe verdient erwähnt zu werden: „Kurze
geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des Großherzogthums
Heſſen. Von Friedr. Auguſt Schäffer (Mainz, 1848, bei C. G.
Kunze). Der Hr. Verf., Lehrer an der hieſigen höheren Gewerb- und
Realſchule, hat auf dem Raume von wenigen Bogen das Wiſſens-
würdigſte und Intereſſante aus der Geſchichte, Geographie und Stati-
ſtik des Großherzogthums in zweckmäßiger Weiſe zuſammen geſtellt,
und zwar ſo, daß ſeine Arbeit nicht nur als Schulſchrift, ſondern über-
haupt auch als Leſe- und Reiſe-Handbuch gebraucht werden kann, was
auch in der Abſicht des Hrn. Verf. gelegen zu haben ſcheint, da in
letzterer Beziehung die angehängte Fluß- und Gebirgskarte mit einer
tabellariſchen Ueberſicht der Gebirgshöhen die nützlichſten Dienſte lei-
ſtet und von Jung und Alt mit Nutzen gebraucht werden kann. Bei
näherer Prüfung ſieht man es ſeiner Arbeit an, daß dem Hrn. Verf.
nicht blos gedruckte Quellen, ſondern auch andere brauchbare Mitthei-
lungen von Landeskundigen zu Gebot ſtanden. Geſchichte und Topo-
graphie der größeren Städte, wie Darmſtadt, Mainz, Worms, Gie-
ßen, Offenbach ꝛc. hat er mit entſprechender Ausführlichkeit abgehan-
delt und dadurch ſeiner Arbeit einen höheren Werth verliehen. — Die
geiſtlichen Wittwenkaſſen des Großherzogthums Heſſen entbehrten ſeit-
her einer allgemeinen Grundlage und waren nicht ſo organiſirt, daß ſie
den veränderten Zeitverhältniſſen und ihren geſteigerten Forderungen
entſprachen. Dies führte auf die Nothwendigkeit der Gründung einer
allgemeinen geiſtlichen Wittwenkaſſe, welche — wie man hört — dem
großh. Miniſterium des Innern und der Juſtiz bereits im Entwurfe
vorliegen ſoll. Welches Schickſal auch dieſer Entwurf erfahren dürfte
(und wir glauben ihm ein günſtiges prognoſticiren zu dürfen), ſo wird
doch die neue geiſtliche Wittwenkaſſe vor der alten jedenfalls große
Vorzüge haben und damit einer Anforderung der Gerechtigkeit und
Humanität in höherem Grade Genüge geleiſtet werden. Während
eine ſo wichtige, in das Familienwohl eines ganzen Standes tief ein-
greifende Maßregel bei den betreffenden höheren und höchſten Behör-
den berathen und ihrer Reife entgegen geführt wird, iſt das bisherige
geiſtliche Wittwenkaſſenweſen nach ſeinen abweichenden provinziellen
Einrichtungen auch vor dem Forum der Publizität verhandelt und in
mehreren Druckſchriften der Kritik unterworfen worden. Erſt kürzlich
erſchien von Hrn. Geheimenrath Kröncke eine Broſchüre unter dem
Titel: „Bemerkungen zu der Schrift des Hrn. Freipredigers Reu-
ling: die allgemeine Geiſtlichen-Wittwenkaſſe der Provinz Starken-
burg“, in welcher Hr. K. durch direkte Beweisführung darthut, daß
das von Hrn. Reuling in ſeiner Druckſchrift entwickelte Rechnungs-
verfahren durchaus unſtatthaft ſey.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 4. Juli. Eulenſpiegel, oder: Schabernack über
Schabernack, Poſſe mit Geſang in 4 Abth., von Neſtroy, Muſik von
Müller. (Gaſtrolle) Eulenſpiegel: Hr. Butterweck, vom Hof-
theater zu Deſſau.

Redakteur: J. L. Heßler. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro 183. Mittwoch, den 5. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

Don Diego hielt noch die Hand der Donna Ineſilla an ſeine Lippen gepreßt, als ſich die Thüre des Gemachs öffnete. Der König von Caſtilien trat ein. Ihm folgte Don Chriſtophal, ſein Chirurg. Don Enrico erſchrak, als er Pacheco bemerkte, welcher geſenkten Hauptes ſeine große Verwirrung unter dem Schein einer ehrerbietigen Miene zu verbergen ſuchte. Die Blicke des Königs fielen auf Donna Ineſilla, welche die Augen nicht niederſchlug. Eine tiefe Stille trat einige Augenblicke ein. Endlich ſetzte ſich der König auf einen Lehnſtuhl, und ohne an Diego, welcher unbeweglich daſtand, ein Wort zu richten, ſagte er zu Donna Ineſilla: „Man hat Euch krank gemeldet, Sennora. Ich habe der Königin verſprochen, mich über Euer Befinden zu erkundigen. Ich bringe Euch meinen Medicus, und hoffe, Ihr zweifelt nicht an der Theilnahme, die wir zu Euch hegen.“

Don Chriſtophal folgte einem Wink ſeines Herrn, ergriff die weiße, zarte Hand des zitternden Mädchens, fühlte den Puls und ſagte zum König: „Starke Gemüthsbewegung! — zu ſehr erregte Einbildungskraft! — Die Sennora muß ſich vor Allem in Acht nehmen, was ihren Geiſt heftig aufregen könnte. Sonſt nichts von Bedeutung. Sie bedarf weiter nichts als der Ruhe.“

Der König hörte Don Chriſtophal ſchweigend an, und ſelbſt nicht weniger aufgeregt als die junge Ines, drückte er konvulſiviſch das goldene Heft ſeines Degens. Er litt augenſcheinlich, und die Mühe, die er ſich gab, ſeine Gemüthsbewegung zu verbergen, verſchönerte ſein Geſicht nicht, welches von Natur wenig anmuthig und offen war, wenn man Juan de Mariana in ſeiner Geſchichte von Spanien glauben darf.

Der König Don Enrico war ein großer, nicht ſehr wohlgeſtalteter Mann. Seine Beine waren unverhältnißmäßig lang. Sein koloſſaler Kopf, ſeine grünen Augen, ſeine ſtumpfe Naſe und eine Art Rauhheit in allen ſeinen Zügen gaben ſeinem Geſicht etwas Schreckliches und Abſtoßendes. Seine Kleidung war weder reich noch ausgeſucht, und mit ſeinem ganzen Weſen übereinſtimmend. Verſchwenderiſch bis zum Uebermaß opferte er die Schätze, die er vom Volk erpreßte, den Launen ſeiner Schmeichler und Höflinge, von denen er in großer Zahl umgeben war. Er trank nur Waſſer, liebte aber — das Blut.

Pacheco ſtand immer noch ſchweigend und zitternd dem Könige gegenüber. Endlich, da dieſer, um ſich an ſeiner Verlegenheit zu laben, that, als ſähe er ihn nicht, faßte er den Muth, ſeine Stellung zu verlaſſen. Don Chriſtophal war im Begriff, wegzugehen. Indem er ſich bis zur Erde verneigte, trat Diego einen Schritt näher auf Don Enrico zu und fragte ſchüchtern, ob ſeine Hoheit ihm nichts aufzutragen hätten. Der König richtete einen ernſten Blick auf ihn, und ſagte: „Sennor Don Diego Lopez Pacheco! welch' glücklicher Zufall hat Euch hierher geführt?“ „Hoheit!“.... ſtotterte Don Diego.

„Sire,“ unterbrach ihn Donna Ineſilla, „ich habe etwas mit ihm zu ſprechen gehabt, und habe ihn darum zu mir bitten laſſen.“

„Potz tauſend!“ ſagte der König, und ſuchte einen Augenblick ſeine üble Laune zu verbergen; „Eure Familie ſcheint ſich eben ſo gut darauf zu verſtehen, die Gunſt der Damen, wie der Könige zu erwerben. Aber bedenkt, eine Laune vernichtet oft, was eine andere aufgebaut hat; und was die Gunſt der Könige betrifft, ſo könnte Euch Euer Vater mancherlei Belehrendes hierüber von den Schickſalen ſeines Vorfahren, Don Alvaro de Luna, erzählen, des Lieblings meines Vaters, des Königs Don Juan Majeſtät ſeligen Andenkens.“

Bei dieſer Drohung wallte Don Diego das Blut in allen Adern. Don Enrico ließ ihm nicht Zeit, zu antworten. „Sennor,“ ſagte er, „Ihr wart, glaube ich, unter den Edelleuten, die mich nach Andaluſien in dem letzten Feldzug vor drei Jahren begleiteten?“

„So iſt es, Hoheit.“

„Wart Ihr es nicht, der während der Plünderung der arabiſchen Stadt Mena die Frauen des arabiſchen Alcaiden aus den Händen unſerer tapfern Caſtilianer gerettet hat, die im Begriff waren, ſie zu tödten?“

„Ich war's, Hoheit!“

„Und zum Lohn für Euere Hochherzigkeit hat Euch der Sarazene eine goldene Kette geſchickt als zuverläſſigen Talisman eines Ungläubigen, der Euch und Euern Genoſſen das Leben retten ſoll, wenn Ihr je in die Hände unſerer Todfeinde fallen ſolltet?“

„So iſt es, Sire, und ich trage dieſes Zeichen der Erkenntlichkeit des mauriſchen Alcaiden von Mena beſtändig an meinem Halſe.“

Digitized by Google

„Bei'm St. Jago di Compoſtella! Ihr habt zu viel Anſprüche auf meine Achtung und auf die Dankbarkeit Eures Vaterlandes, Don Diego Lopez Pacheco, als daß ich Euch nach ſo vielen Großthaten die Zeit thatlos in der Ruhe des Hoflebens hinbringen ließe, wo Eure Talente und Eigenſchaften nicht ſo glänzen können, wie ſie es verdienen. Geht, Sennor, um Euch bei Euerm Vater und dem Erzbiſchof von Toledo zu verabſchieden. Sagt ihnen, daß Ihr morgen, — morgen — hört Ihr! abziehen werdet, um den Befehl über die hundert Lanzenreiter zu übernehmen, die ich zu meiner Armee zu Cordova ſchicke, um die Feindſeligkeiten mit dem mauriſchen König von Granada wieder zu beginnen. Geht!"

Pacheco grüßte den König und ging weg, ohne auch nur dem Blick der Donna Ineſilla begegnen zu können, die in ſtummer Verzweiflung daſtand.

(Fortſetzung folgt.)

Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Aus „Thaddäus Koſciuſzko"; von Heribert Rau. 2. Theil. Stuttgart. Frankh'ſche Verlagsbuchhandlung. 1843.)

(Schluß.)

Nachdem noch einmal der General-Congreß die Rechte feſtgeſetzt hatte, welche die Amerikaner als Menſchen und als Unterthanen der Krone Englands in Anſpruch zu nehmen befugt ſeyen, faßte er drei Petitionen ab, und ſandte ſie an den König, die Lords und die Gemeinen. Sie ſprachen unter Anderem mit Beſtimmtheit aus: daß bei der großen Entfernung von dem Mutterſtaate keine andere Vertretung derſelben möglich ſey, als diejenige durch die Provinzial-Aſſemblys.

Lange harrte man umſonſt auf Erfolg aller dieſer Maßregeln; endlich — den 19. März beſtätigte der König eine Akte, nach welcher die Stempelbill zurückgenommen wurde, die man denn auch in Amerika mit dem lauteſten Jubel begrüßte.

Aber nur gezwungen durch die Nothwendigkeit, hatte ſich der König zu dieſem Schritt entſchloſſen; und kaum ſtand ein neues Miniſterium an der Spitze der Geſchäfte, als man die alte Sprache wieder aufnahm, und neue Abgaben auf verſchiedene Einfuhr-Artikel, worunter ſich namentlich auch der Thee befand, legte. Zur Handhabung dieſer Maßregel wurde nach Boſton eine dauernde Zollverwaltung geſetzt, und dieſer militäriſche Macht zur Aufrechthaltung an die Seite geſetzt.

Neue unheilkündende Spaltungen waren die Folgen dieſer unklugen Verordnung, und wurden durch folgende Ungerechtigkeit die nächſte Veranlaſſung zu dem Ausbruche des Krieges.

Der oſtindiſchen Compagnie, deren Angelegenheiten, beſonders durch den fehlenden Abſatz von Thee nach Amerika — ſie hatte an 17 Millionen Pfund dieſes Produktes in ihren Waarenlagern liegen — in Unordnung gerathen waren, zu helfen, ertheilte man ihr die Erlaubniß: Thee nach einem jeden Orte frei von Abgaben auszuführen, in Amerika jedoch drei Pence Eingangzoll für das Pfund zu entrichten. Auf dieſe Erlaubniß hin gingen ſehr bedeutende Ladungen von Thee nach den Pflanzungen ab. Da aber die amerikaniſchen Handlungs-Aſſociationen einſahen, daß, wenn einmal der Thee ausgeladen ſey, derſelbe auch gekauft werde, boten ſie Alles auf, dieſes zu verhindern, und ſo begaben ſich mehrere Männer an Bord der Schiffe, und warfen die ganze Ladung Thee in das Meer. Der Verluſt wurde auf 18,000 Pfund geſchätzt.

Auf dieſe Nachricht kam von London der Befehl: den Hafen von Boſton zu ſperren und militäriſch zu beſetzen.

Der General-Congreß trat nun auf's neue in Thätigkeit, und ſandte unter andern zu dieſer Zeit auch jene Bittſchrift um Abſchaffung der herrſchenden Mißbräuche an den König, welcher Bedlock in ſeiner Rede gedachte. Zugleich aber machte man Anſtalten zu einer kräftigen Gegenwehr, falls England Gewalt gebrauchen würde. Alles Volk trat unter die Waffen, und ſelbſt die Prediger riefen in den Provinzen Neu-Englands, in welchen die Maſſen ſehr religiös waren, die Brüder für die Sache der Freiheit, die ſie — gewiß nicht mit Unrecht — für die des Himmels erklärten, zu den Bannern der Vertheidiger ihrer Rechte, und überall erſchallte aus ihrem Munde, wie zu den Zeiten der Kreuzzüge, das erſchütternde: „Gott will es!"

Eine heilige Begeiſterung wehte, gleich einer mächtigen Flamme, über ganz Nordamerika, und ergriff Jung und Alt. Kein Menſch wollte ſich ausſchließen von dem Dienſte für das Vaterland, und ſelbſt von Jahren gebeugte Männer traten zuſammen und bildeten die ſogenannte „Compagnie der Greiſe." Es waren deutſche Flüchtlinge, Männer in hohem Alter, die in Europa Kriegsdienſte gethan. An ihrer Spitze ſtand ein Capitän, der faſt hundert Jahre zählte. Aber Jugendkraft durchrieſelte ſelbſt die Glieder dieſer würdigen Veteranen bei dem Gedanken: für die Freiheit und für die Unabhängigkeit ihres zweiten Vaterlandes zu kämpfen.

Endlich gab ein Zuſammentreffen der Engländer und der Milizen bei Lexington das Zeichen, und von dieſem blutigen Tage an war die Fackel des Krieges eröffnet.

Englands Truppen ſtanden unter den Generalen Gage, Howe, Clinton und Burgoyne — die Amerikaner unter dem tapfern Waſhington, welchen der Congreß kluger Weiſe zum Oberfeldherrn erwählt hatte.

Von nun an entbrannte der Krieg in ſeiner ganzen Wuth und ward mit furchtbarer Erbitterung von beiden Seiten geführt. Die Colonien aber traten noch enger zuſammen, erklärten ihre Unabhängigkeit und bildeten von nun, unter dem Namen: „der vereinigten Staaten von Nordamerika", eine Union.

Der Anfang des Krieges fiel indeſſen ungünſtig für den neuen Staat aus. Es gebrach Waſhington an Truppen, Geld und allem Nöthigen; die Engländer brachen mit großer Macht von allen Seiten herein und drängten die Amerikaner, während Mangel und Noth deren Reihen lichtete. Ganze Regimenter fingen an ſich aufzulöſen, und die Sache der Freiheit ſchien verloren. Aber Waſhington verzagte nicht. Sein Muth, ſeine Klugheit und Entſchloſſenheit rettete das hart bedrängte Land. Endlich ſchienen ſchönere Sterne aufgehen zu wollen. Der junge Held Lafayette erſchien auf amerikaniſchem Boden, glühend vor Begierde, unter den Fahnen der Freiheit zu fechten; — Frankreich zeigte eine günſtige Stimmung und verſprach endlich, durch Benjamin Franklin's Bemühungen dahin gebracht, eine thätige Hülfe. Nach langem Zögern hielt es Wort, und am 5. Juli 1778 lief Admiral Graf d'Eſtaing mit zwölf Linienſchiffen in der Mündung des Delaware ein.

Auf dem franzöſiſchen Geſchwader befanden ſich auch mehrere edle Polen und unter denſelben: Thaddäus Koſciuſzko.

Digitized by Google

So ſtanden die Dinge in den vereinigten Staaten, als auch in Wioming der elektriſche Funke der Begeiſterung für Freiheit und Recht zündend ſchlug.

Oſterlied für Europa. *)

Auferſtehen! Auferſtehen!
Völkerſtimme! Gottes Wort!
Ja, wo deine Fahnen wehen,
Reißt's im Allmachtsſturme fort!
Nennet nicht Verrätherhorden
Völker, die ſich klar geworden,
Die der Vorwelt Rieſengeiſt
In die Bahn des Ruhmes reißt!

Auferſtehen! Auferſtehen!
Soll ein ſtarker, großer Sinn,
Und der mag wohl gern auch ſehen
Auf die alten Zeiten hin;
Will er euch doch nicht zertrümmern
Und ſich Republiken zimmern —
Nein, er weiß, die Freiheit wohnt
Da auch, wo ein König thront!

Auferſtehen! Auferſtehen!
Da, wo Pflicht iſt, ſey auch Recht!
Gleiche Wage ſoll beſtehen,
Für den Herrn, wie für den Knecht;
Gunſt ſoll nicht den Spruch verrenken,
Geld ſoll nicht die Schale ſenken;
Allen Ein Geſetzesbuch
Und dem Rechte ſchnellern Flug!

Auferſtehen! Auferſtehen!
Soll der Handel aus der Gruft,
Und mit freiem Schritte gehen
In der freien Gottesluft!
Sperrt ihr ihn in Pfahl und Schranken,
Wird der Wohlſtand ewig kranken;
Laßt ihn frei! Nach ſeinem Stand
Steu're Jeder in dem Land!

Auferſteh'n zum neuen Leben,
Adel, mit verjüngtem Haupt,
Das nicht Ahnen dir erheben,
Das allein Verdienſt umlaubt!
Stolz iſt nur der Gott der Thoren,
Wir ſind Alle gleich geboren;
Der nur iſt der große Mann,
Der das Große leiſten kann!

*) Der neuen Local-Cenſur-Behörde widmet die Trier'ſche Zeitung nachfolgende Zeilen aus einem „Oſterliede für Europa" als Angebinde bei dem Antritte ihres neuen Wirkungskreiſes. Möchten ſie derſelben bei der Handhabung der Cenſur ſtets zur Deviſe dienen!

Mannichfaltigkeiten.

Eine Frankfurter Korreſpondenz enthält folgenden originellen Ausſpruch über Hrn. Baiſon: „Hr. B. war als Marquis Poſa ſo überaus trefflich, daß außer dem ſtürmiſchen Beifall des Publikum die Kritik tief den Hut vor einem Künſtler abziehen muß, der noch ſo jung und ſchon ſo hoch ſteht." Das klingt ſo, als müſſe die Kritik nicht nur den Hut vor Hrn. B. abziehen, ſondern auch den ſtürmiſchen Beifall des Publikums dazu. Wir wollen dem Künſtler den Beifall des Publikums laſſen, denn er verdient ihn, und wollen nur den tiefabgezogenen Hut des Kritikers betrachten. Dieſer abgezogene Hut iſt weder ein Urtheil, noch liefert er einen Beweis, ſondern gibt nur den Leuten Gelegenheit, die äußere Kopfbildung des Kritikers beſſer kennen zu lernen. Gleichen jene Worte nicht einem verunglückten Toaſte? Der, welcher ihn ausbringt, verirrt ſich in ſeiner Rede, und bricht, um aus dem Labyrinthe zu gelangen, in ein ſtürmiſches, ſeiner geiſtreichen Bewunderung Luft machendes „Vivat, er lebe hoch!" aus.

(Leipzig, im Juni.) Der in Leipzig beſtehende Schillerverein hat in ſeiner Generalverſammlung am 9. Dezember verfloſſenen Jahres die Errichtung einer „Schillerbibliothek" beſchloſſen, die vorerſt in Leipzig, und, wenn dereinſt thunlich, in dem Schillerhauſe zu Gohlis aufgeſtellt werden und in chronologiſcher Reihenfolge Alles enthalten ſoll, was jemals in Zeitſchriften und Büchern von dem Dichter ſelbſt, oder zur Kritik über ihn mitgetheilt worden iſt, alle Einzelne und Geſammt-Ausgaben ſeiner Werke, ihre Nachdrücke nicht ausgenommen, ſo wie die Ueberſetzungen in fremde Sprachen. Der Verein hofft dadurch der Nachwelt die vollſtändigſte Sammlung aller literariſchen Urkunden zu überliefern, die jemals für die Beurtheilung Schiller's und zur Kenntniß ſeines Lebens, ſeiner Verhältniſſe und Wirkſamkeit von Bedeutung ſeyn können. — Der Verein fordert in einem Rundſchreiben Verfaſſer und Verleger ſolcher Schriften, ſo wie das übrige Publikum, namentlich Gelehrte, Buchhändler und Bibliothekbeſitzer, zur Mitwirkung zu dieſem Zwecke auf. (Hannov. Ztg.)

Der früher bei der Frankfurter und jetzt bei der hannöver'ſchen Bühne engagirte Schauſpieler Pohle gaſtirt gegenwärtig mit Beifall in Mannheim. Die rhein. Blätter ſprechen ſich über ſeine Darſtellung des Don Carlos ſehr vortheilhaft aus, und rühmen ſeine lebendige Auffaſſung und die Reinheit ſeines Vortrags. Hr. Kühn gab den König Philipp mit Auszeichnung, und Hr. Braunhofer den Marquis Poſa. Dieſer in Mannheim ſehr beliebte Künſtler wurde, als er nach achtmonatlicher Krankheit zum erſten Male wieder auftrat, vom Publikum ſtürmiſch begrüßt.

(Frankfurt a. M.) Am 6. d. M. wird auf unſerer Bühne die bekannte Oper von Scribe und Auber „Der Gott und die Bajadere" zum erſten Mal und im Abonnement gegeben. Auf die Scenirung und Einſtudirung iſt alle Sorgfalt verwendet worden. Hr. Balletmeiſter Martin und deſſen Frau und Demoiſelle Maria Rau vom Stuttgarter Hoftheater wirken darin mit, und haben die Solo-Tanzpartien, in denen ſie Vorzügliches leiſten ſollen, übernommen.

Digitized by Google

Es iſt neuerlich der Wunſch vielſeitig in Anregung gebracht worden, daß man in den Beſitz eines allgemeinen, ſich über das ganze Vaterland verbreitenden deutſchen Volksliedes gelangen möge. In dieſer Beziehung wäre gewiß keins geeigneter, als das herrliche „Was iſt des Deutſchen Vaterland“, für welches eine ſchöne und populäre Melodie komponirt werden müßte. Die bereits vorhandenen Compoſitionen, wie z. B. die von W. Speyer, ſind für geſangkundige Männer-Vereine und Liederkränze, nicht aber für das populäre Bedürfniß berechnet. Möge demnach einem genialen Tonſetzer der große Wurf gelingen, über beſagtes Lied eine kräftige und gediegene Volksmelodie zu erfinden.

(Berlin, 25. Juni.) „Die Welt geht einmal durch drei Enzen unter“, ſagte Saphir in ſeiner zweiten Vorleſung, „die diplomatiſche durch Conferenz, die induſtrielle durch Differenz, das Volk durch — Indifferenz.“ Ja Saphir trifft doch noch mit manchem Witzblitze. Man kann es unter den jetzigen Umſtänden nur loben, daß man ihm die politiſchen Witze nicht verleidet hat. Sie wurden am meiſten beklatſcht. In ſeinem Frag- und Antwortſpiele kamen ſehr viel zwergſell-erſchütternde Schläge vor. „Worin gleichen ſich Bücher und Beamte?“ — „Man ſtellt die am höchſten, welche man am wenigſten brauchen kann.“ — „Warum iſt die conſtitutionelle Verfaſſung eine göttliche Einrichtung?“ — „Gott befahl dem Noah, in der Arche Kammern zu machen.“ — „Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen Lichtern und Frauen?“ — „Die erſteren brennen für Den, der ſie putzt, die letzteren brennen oft für einen Anderen, als für Den, der ſie putzt.“ — „Die deutſche Einheit iſt wie eine arithmetiſche Eins. Jeder hängt, um ſie zu vermehren, noch eine Null daran, ſo entſtehen 10,000,000 Einheiten, aber keine Einheit. Es iſt mit der deutſchen Einheit wie mit dem Halleſchen Thore in Berlin, es führt überall hin, nur nicht nach — Halle.“ — Dieſe humoriſtiſchen Blitze habe ich behalten von den unzähligen, die allerdings größtentheils in das bürgerliche und Familienleben ſchlugen, aber doch auch nicht ſchlecht mit politiſchen Zuſtänden verſetzt waren. Es bleibt immer merkwürdig, daß ein Mann, der nichts hat als ſeinen Witz, nicht einmal eine einnehmende Perſönlichkeit und dazu einen ſchlechten Vortrag, blos mit dieſer einzigen Gewalt ein verwöhntes Publikum hinreißt und in demſelben Locale, wo es einſt ſich für Lißt enthuſiasmirte, Lorbeeren einärntete. Am Tage, ohne magiſche Beleuchtung, ohne jede Beſtechung der Sinne, blos durch den Witz ſolche erſchütternde Wirkungen hervorzubringen, das iſt wirklich eine Apotheoſe des Witzes. Uebrigens hat Saphir vom Kaiſer von Oeſterreich auch den Titel „Intendanz-Rath“ erhalten.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 2. Juli.

Geſtern gab der „Darmſtädter Sängerkranz“, unter Mitwirkung der großh. Hofkapelle, im Saale des Gaſthofes zur Traube ein Konzert zum Beſten der Kleinkinderſchule unſerer Stadt. Beides, ſowohl der künſtleriſche als der menſchenfreundliche Zweck dieſer Abendunterhaltung, hatte ihr viele Zuhörer zugeführt; alle Stände der Geſellſchaft waren repräſentirt und mit Recht berufen, vertreten zu werden, da die Kunſt im Bunde mit der Humanität eine der gebildeten Menſchheit gemeinſame Aufgabe zu löſen hat. Dieſe ſchöne Aufgabe wurde geſtern in beiderlei Beziehung recht würdig gelöſt und zeigte einestheils von dem löblichen Fleiße und Eifer der Mitglieder des Sängerkranzes, welche ſämmtlich dem Bürgerſtande angehören, anderntheils aber auch von der thätigen und ſachkundigen Leitung ſeines Vorſtehers, des Hrn. Stadtkantors J. D. Anton, der auch das heutige Konzert dirigirte. Die Männerchöre waren folgende: Heil unſerm Fürſten ꝛc., mit Orcheſterbegleitung; Herzensſtille; die Wacht am Rhein, von Mendel, mit Orcheſter; Mahomet der Lügner, von Zelter; altes Volkslied: „So viel Stern' am Himmel ſtehen“; altdeutſches Schlachtlied: die Türkengefahr. Die übrigen Geſänge waren nicht minder gewählt und bei ihrer Aufführung wirkten mit Fräul. Fiſcher, eine recht brave Sängerin, die Herren Reitz, Kniſpel, C. Wieſe u. a., wie es ſchien, zur allgemeinen Befriedigung. Tief und innig war die Wirkung des von Hrn. Regiſſeur Becker vorgetragenen ſchönen Gedichtes: „der König“, welches Hrn. Dräxler-Manfred zum Verfaſſer hat.

Die jetzige Getreideklemme.

Darmſtadt, 1. Juli.

In dem jetzigen Augenblicke, wo Alles darauf ankommt, die kurze Zeit bis zur Ernte die noch vorräthigen Lebensmittel beſtmöglichſt zu verwenden, möchten folgende Einrichtungen nützlich ſeyn: In allen Orten hätten alle Familienhäupter oder eine Haushaltung bildende Perſonen binnen 24 Stunden der Lokal-Ortsbehörde ein Verzeichniß einzugeben, wie viel Kartoffeln und Körnerfrucht aller Arten ſich noch in ihrem Beſitze befinden und aus wie viel Köpfen ihre Haushaltung beſteht, ob ſie hiervon und wie viel ſie freiwillig käuflich oder gratis abgeben wollen. Hieraus wird es ſich herausſtellen, daß noch viele Familien mehr Früchte, namentlich Kartoffeln, beſitzen, als ihnen bis zur nächſten Ernte durchaus nothwendig iſt; wenigſtens hat die Obrigkeit dann eine klare Ueberſicht über die Vorräthe und kann das Publikum beruhigen. Die meiſten Früchte könnten durch Anweiſung an den Abgeber ohne irgend eine Mühe der Verwaltung von dem Bedürfenden direkt in Empfang genommen werden. Ferner müßte die Erlaubniß gegeben werden, daß, ſo lange dieſe naſſe Witterung dauert, auch Sonntags auf den Feldern gearbeitet und eingeerntet werden dürfe, daß aller Verkauf auf dem Halme nochmals öffentlich unterſagt und gedroht würde, daß man die Uebertreter ſtreng nach den Geſetzen beſtrafen werde. Endlich wäre es ſehr wünſchenswerth, wenn die Feſtungsbehörden alles bis zur Ernte entbehrliche Getreide aus ihren Magazinen darleihungsweiſe an die Obrigkeit, bis nach der Ernte zurückerſtattend, geben wollten. In der Zeit der Noth macht man als nützlich erachtete Vorſchläge, der ſchnellen Verbreitung wegen, ſtatt an die Behörden durch die öffentlichen Organe; dies mag mir zur Entſchuldigung dienen.

Ernſt Emil Hoffmann.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 5. Juli. (Neu einſtudirt): Correggio, Trauerſpiel in 5 Abth., von Ohlenſchlager.

Donnerſtag, 6. Juli. (Zum Erſtenmale): Der Gott und die Bayadère, Oper mit Ballet und Pantomime in 2 Abth., von Lichtenſtein, Muſik von Auber. — (Tänze und Pantomime arrangirt von Hrn. Balletmeiſter Martin, vom Hoftheater zu Stuttgart.) — (Gaſtrollen) Zoloë: Mad. Martin-Zimann, vom Hoftheater zu Stuttgart. Fatme: Fräulein Marie Rau, vom Hoftheater zu Stuttgart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 184. Donnerſtag, den 6. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

IV.

Die Gallerie, welche zu den Gemächern der Königin führte, war angefüllt mit den Hofleuten, welche die glückliche Stunde des Handkuſſes erwarteten. Die alten Edelleute und die neuen Günſtlinge, welche der König von Caſtilien willkürlich zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben hatte, unterhielten ſich leiſe in einzelnen Gruppen über die Ereigniſſe des Tages. Hier ſtanden Don Miguel Luc d'Irança, ein einfacher Hidalgo aus Belmonté in der Mancha, jüngſt durch Don Enrico zur Würde eines Marſchalls und Gouverneurs der Stadt Aguda und der Schlöſſer Beraton und Bozmediano erhoben; Don Juan de Valençuela, der neue Großprior von St. Jago; Gomez de Solis, den die Cavaliere von Alcantara nach dem Tode des Don Guttiere de Sotomayor ihren Großmeiſter zur Vermittelung der guten Laune des Königs genannt hatten; dort, unter den Unzufriedenen Don Pedro Giron, Großmeiſter von Calatrava, Bruder des Marquis von Villena, die Grafen von Alba und Plaſencia, der Amirante von Caſtilien, der Graf von Traſtamara und die unzählbare Menge der Menriques.

„S'iſt eine Schmach,“ ſagte Don Pedro Giron, „daß dieſes Neſt kaum flügger unter den Flügeln der Gunſt ausgebrüteter Strohjunker täglich mitten unter den erlauchteſten und edelſten Namen ſich erhebt. Wieder iſt einer im Zug, meine Herren, den wir ſogleich werden anlanden ſehen. Er heißt Beltran de la Cueva. Vor ſechs Monaten hat ihn der König zum Grafen von Ledesma gemacht, heute wird er ihn zum Großmeiſter des Pallaſtes ernennen. Ich verbürge Euch die Richtigkeit meiner Mittheilung.“

„Es verhält ſich wirklich ſo,“ erwiederte der Amirante und der Cavalier von St. Jacques de l'Epée. „Morgen wird man ihm mein Amt geben, übermorgen das Eurige, Don Pedro; in einem halben Jahr macht man ihn vielleicht zum Miniſter oder Erzbiſchof. Der König Don Juan, gegen den wir uns verſchworen hatten, um Don Enrico auf den Thron zu ſetzen, war in der That beſſer, als ſein Sohn. Ich täuſche mich nicht.“

„Die Mißhelligkeiten im Reich ſind noch nicht ſo auf's Reine gebracht,“ fügte der Graf von Alba hinzu, „daß wir nicht, wenn es uns in den Sinn kommt, unſere Vaſallen könnten in's Feld rücken laſſen, um einen neuen Kreuzzug gegen die Günſtlinge zu beginnen.“

„Möchte dieſer Tag kommen, Graf,“ erwiederte der Großmeiſter von Alcantara! „Mein Banner würde nicht das letzte ſeyn, welches ſich erhöbe.“

„Auch das meinige nicht!“

„Auch das meinige nicht!“

„Sennor Don Pedro,“ fuhr der Herzog von Alba fort, „wer iſt der neugebackene Graf von Ledesma, von dem Ihr ſprecht?“

„Ich müßte lügen, wenn ich je hätte von ihm ſprechen hören. Sein Name iſt eben Beltran de la Cueva, ſeine Thaten aufzuzählen, möchte ihn wohl ſelbſt in Verlegenheit bringen. Aber, wenn ich mich nicht irre, ſo hat er guten Fahrwind, und er droht weit zu gehen, wenn man ihm nicht Einhalt thut. Wer weiß, ob mein Bruder, der Marquis von Villena, von dem feinen Herrn ausgeſtochen wird!“

„Pah; der Marquis iſt zu mächtig.“

„Don Alvaro de Luna war noch mächtiger als er, meine Herren! und doch habe ich ſein Schaffot zu Valladolid aufrichten ſehen.“

In dieſem Augenblick trat Don Sancho von Portugal, der Bruder der Königin von Caſtilien, in die Gallerie. Er wurde von Diego Lopez Pachero begleitet. Sie waren in tiefem Geſpräch.

„Wirklich, Don Sancho, der König will's. Morgen muß ich Toledo verlaſſen.“

„Und wollt Ihr gehorchen?“

„Ich würde ja ſonſt offenbar rebelliren.“

„Aprópos! mein lieber Diego, wüßt Ihr nichts Neues von unſerm geſtrigen Abenteuer? Sollte der unglückſelige Hieb ſchuld ſeyn, daß der König Euch grollt?“

„Ich ſtehe ihm im Weg, Don Sancho, bei der Donna Ineſilla Guiomar, die mir bei ihrem Leben geſchworen hat, daß ſie niemals den Zudringlichkeiten des Königs nachgeben werde.“

„Ihr ſeyd ein Kind!“ unterbrach ihn Don Sancho lachend. „Ihr habt gewiß gewollt, daß ſie Euch die Sache verrathen möchte? Eine anſtändige und kluge Frau verſteht es, ihre Geheimniſſe zu bewahren. Der handgreifliche Beweis für die Tugend der Dame iſt dies, daß ein Galan von ihrem Balcon

Digitized by Google

herabſtieg, den wir entweder wirklich oder doch beinahe getödtet haben."

„Ich will lieber glauben, Don Sancho, daß wir uns dieſes Unglücks wegen tadeln müſſen, denn unſere Handlungsweiſe war ſo wenig ritterlich als ſchicklich. Zwei gegen Einen! das iſt eine Schande."

„Todt oder lebendig — Don Diego! wenn uns ſein Leib oder ſeine Seele jemals begegnet," ſo werden wir ihn an der Schmarre, die er mitten im Geſicht haben muß, erkennen. Die Hiebe meiner portugieſiſchen Klinge kann man nicht mit andern verwechſeln."

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Erfindung des Hrn. Franz Bickes.

Da uns über dieſen Gegenſtand noch immer Mittheilungen und Beleuchtungen pro und contra zugeſendet werden, die ſich aber theils in Perſönlichkeiten verlieren, theils für den Raum und die Tendenz unſeres Blattes zu weit ausgeführt ſind, ſo ſehen wir uns veranlaßt, eine weitere Polemik hierüber auf ein geeigneteres Terrain zu verweiſen, und theilen ſchließlich nur noch die zwei nachſtehenden, uns zugegangenen Schreiben mit.

Koſtheim, 30. Juni.

Welchem Zweig des menſchlichen Wiſſens oder der Thätigkeit ſich auch der Menſch gewidmet hat, er denkt, er ſammelt ſich Kenntniſſe, urtheilt, macht Schlüſſe, erhebt ſich zu allgemeinen, klareren Vorſtellungen der Dinge in ſeinem Fache, ſammelt ſich Regeln, forſcht, kommt zu allgemeinen Grundſätzen und bringt es endlich zu einem gewiſſen Grade von Meiſterſchaft. Philoſophiſche Köpfe ſammeln die ſo gewonnenen Kenntniſſe, Regeln, Begriffe und Geſetze, und ordnen das Ganze; ſie geben den Zweigen der menſchlichen Thätigkeiten ein wiſſenſchaftliches Kleid. So haben ſich viele Gewerbe zur Wiſſenſchaft erhoben und werden wiſſenſchaftlich gelehrt. Wer ſein Gewerb nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen betreibt, iſt ein Doktor in ſeinem Fache, ſo gut als in jeder andern Wiſſenſchaft; und in der richtigen Anwendung der Theorie, auch durch andere Bildung, kann er leicht über einem gewöhnlichen Univerſitäts-Doktor ſtehen.

Die Landwirthſchaft hat ſich, beſonders durch die eingreifenden Naturwiſſenſchaften, zur Wiſſenſchaft geſtaltet. Dieſe war etwas Bekanntes vor der Bickes'ſchen Erfindung. Selbſt die neueſte Theorie über die Ernährung der Pflanzen und die Stoffe, welche ihr zur Nahrung dienen, geben der B.'ſchen Behauptung, daß die Pflanzen im magerſten Boden vermittelſt eines bloßen Anſtrichs ſich ernähren können, keinen Halt. Die Dungſtoffe alle, wenn ſie genügend angewendet werden ſollen, koſten viel Geld und Zeit, und bleiben immer nur Surrogate für den guten Miſt. Im Allgemeinen, die Neu-Chemie im Gegenſatz der Alt-Chemie, der das Goldmachen nicht gelungen, mag noch ſo viele Pflanzen-Ernährungsſtoffe auffinden, es bleibt die Viehzucht immer nothwendig zum vortheilhaften Betrieb der Landwirthſchaft. Doch der Chemie haben wir die größten wiſſenſchaftlichen Fortſchritte zu verdanken.

Welchem Reiche nun endlich die Beſtandtheile des Dungſtoffes des Hrn. B. angehören, die allgemeine Wirkſamkeit deſſelben als Dungſtoff iſt ſchon durch die Wiſſenſchaft feſtgeſtellt. Darf man alſo vom Bekannten auf's theilweis Bekannte ſchließen, ſo ſteht keinem Stoff, in ſo geringer Menge angewandt, und keinem Miſchverhältniß eine ſolche Wirkſamkeit zu. Die Zeit der Wunder-Jahrhunderte iſt vorüber.

Der Irrthum des Hrn. B. iſt nun endlich dieſer. Er iſt in einer Abſtraction ſtecken geblieben: er glaubt nämlich, man könne die Lebenskraft ſteigern, wie die mechaniſchen Kräfte. Freilich, je mehr Pulver man anwendet, um deſto größere Felsſtücke kann man wegſprengen, und ſogar ganze Berge, wenn man das Pulver dazu hat. Für die Lebenskraft hat er aber das Pulver nicht erfunden; ſie iſt an Geſetze, an äußere Lebensbedingungen gebunden. Wenn man dieſe übertreibt, ſo gibt es oft Abnormitäten, und damit iſt für den Geſchäftsmann nichts gewonnen. Die Landleute, die den geſundeſten Menſchenverſtand von der Welt haben, brachten bis jetzt ziemlich alles Das in ihrem Geſchäft in Anwendung, was ſich vollſtändig, nie aber Das, was ſich blos theilweis, bewährte.

Man kann ſich daher kaum des Wunſches erwehren, Hr. B. möge vorerſt, indem er ſich mageres Land ankauft und ohne Dung bebauet, ſein eigenes Glück verſuchen, und wenn ihm dies gelungen, ſo hätte er eine Art Garantie, die Andern, die das vernünftig abwarten wollen, auch glücklich zu machen.

Nun zu anderen Schlußfolgerungen:

Den Baum erkennt man an ſeinen Früchten. Wenn dieſer Satz keinem großen Zweifel unterworfen iſt, ſo dürfte man es wohl wagen, allerdings mit Vorſicht, von der Wirkung und Nichtwirkung des Bickes'ſchen Wundermittels auf deſſen Natur und Eigenthümlichkeit zu ſchließen. Die Nichtwirkung zeigt ſich am häufigſten, und danach beſtimmt ſich ſein vorläufiger Werth. Die ſorgfältig geleiteten Verſuche in Frankfurt, über welche die ausführlichen Berichte amtlich niedergelegt, die vielen Verſuche um Kaſſel und Koſtheim, welche letztere Unterzeichneter von der Saat bis zur Ernte beobachtete ꝛc., geben einen traurigen Beleg zur häufigen Nichtwirkung, die natürlich jeder Oekonom nur ungern wahrnehmen muß.

Iſt die falſche Anwendung des Mittels die Schuld, oder ſonſt ungünſtige Behandlung, ſo iſt man noch nicht im Reinen und Klaren, und man durfte es noch nicht für ein Univerſal-Mittel anpreiſen; denn die vergeblichen Verſuche der armen Landleute würden dieſen noch mehr ſchaden als nutzen. Ja, ſie ſollen als Actionäre, wie es ausdrücklich im Plane heißt, nicht einmal ſelbſt über den Erfolg des angewandten Mittels entſcheiden. Andere! entſcheiden für ſie. Jetzt ſtehen wir in der Zeit der Aufklärung; Jeder denkt, Jeder ſteht auf ſeinen eigenen Beinen. Die Privilegien haben aufgehört, die Vormundſchaft geht zu Ende. Der Landmann ſoll ſeinen eigenen Augen nicht mehr trauen!

Die öftere Unwirkſamkeit des Mittels läßt es nur vorläufig den unterſten Rang einnehmen unter den Dungmitteln; denn ein kräftiger Rindviehmiſt, in dem eine richtige Miſchung von animaliſchen und vegetabiliſchen Theilen, wenn er gehörig verfault iſt, treibt unter den ungünſtigſten Witterungsverhältniſſen, bei dem trockenſten Wetter, verhältnißmäßig ſchöne Früchte.

Nun erlaube ich mir noch eine kleine Analogie:

Die neueſte Erfindung, welche die meiſten andern menſchenbeglückenden unnöthig macht, iſt dieſe:

Ein chemiſcher Anſtrich, wodurch der Menſch die Speiſen, und alſo auch den ſo theuren Magen, der bei der geringſten Koſt nicht unter 15 kr. täglich zu befriedigen iſt, gänzlich ent-

Digitized by Google

behren kann. Mehrere Exemplare von Menſchen, die vorerſt mehr im Geheimen nach dieſer Methode erzogen und erhalten wurden, hat man wirklich vorgezeigt. Sie ſind rieſenhaft groß und beſitzen bedeutend ſtärkere Köpfe. Ihr Verſtand iſt in Folge des leeren Magens ſehr geſchärft. Sie werden durch ihre Aufklärung den Regierungen viel zu ſchaffen geben.

Wer dieſe einzelnen Exemplare hat ſehen und ſprechen hören, kann ohne Gewiſſensſcrupel ihr Daſeyn beſcheinigen, und ſomit wäre auch der Beweis geliefert, daß man alle Menſchen, ohne Ausnahme, durch dieſe Methode glücklich machen könne; offenbar bezweckt die Erfindung einen leichten Uebergang ins Paradies. Carl Garkoch, Oekonom.

Mainz, 29. Juni.

Das Daſeyn einer Erfindung beſtreiten zu wollen, die ſich im Laufe von 14 Jahren bewährt, deren Reſultate durch Hunderte von Zeugen, mit Augen geſehen und Händen betaſtet, von den achtbarſten ſachkundigen Männern und obrigkeitlich beſtätiget wurden, iſt an und für ſich ein Fechten des Don Quixote mit den Windmühlen, oder eine ſeichte Unwiſſenheit, wie ich dieſes in verſchiedenen öffentlichen Blättern, und ausführlicher in der „Karlsruher Zeitung“ verſtändlich gemacht habe.

Allen Angriffen war auch ohne Mühe anzuſehen, daß ſie das Gepräge der Leidenſchaftlichkeit trugen.

Nachdem nun der edle und geiſtreiche Graf v. d. Recke, Direktor des landwirthſchaftl. Vereines in Düſſeldorf, und andere ehrenhafte Männer dafür aufgetreten waren, ſo wurde der Neid friſch erregt, ein heimlich Gericht gebildet, und nach allen Seiten Verunglimpfungen ausgeſandt.

Die meiſten Angriffe geſchahen anonym; dann erſchien ein verwerfender Artikel des Hrn. C. Garkoch, dabei ein Votum des Inſtitutes für Garten- und Feldbau-Kultur in Frankfurt a. M., die meine Erfindung vernichten ſollen. In der Leipziger Zeitung habe ich bereits aufgefordert, dieſe amtlichen Berichte zu veröffentlichen. Warum hat man dieſer Aufforderung nicht Genüge geleiſtet!? Weil die angezogenen Berichte Zeugniß gegen daſſelbe geben würden.

Was das offizielle Schreiben des Hrn. Barth, Gaſtwirths zum Bären, und ſeit einigen Monaten Bürgermeiſter in Kaſtel, anbetrifft, ſo giebt daſſelbe Zeugniß im Widerſpruch mit 56 Bürgern ſeines Wohnſitzes, worunter ſein Vorgänger, der Beigeordnete, und mehrere recht ehrenfeſte Männer, die nebſt den hieſigen Naturforſchern, der Verſammlung der Naturforſcher, dem hieſigen Gartenverein und Anderen meine Urkunden unterzeichnet haben. Es iſt nicht nöthig, die Eigenſchaften des Hrn. Barth näher zu kennen, um ein Urtheil über ſeine Abſichten zu bilden, allein wer ſo glücklich, ihn näher zu kennen, iſt außer allem Zweifel über ſeine Autorität.

Der Raum dieſer Blätter erlaubt mir nicht, mich mehr hier auszudehnen, welches aber noch anderwärts geſchehen wird.

Franz Bickes.

Der kalte Sommeranfang 1843.

Ob ſich der kalte Sommer von 1821, wo wir am 21. Juni einen ſtarken Reif hatten und die Küh-Almen Schnee trugen, heuer wiederholen wird, kann zwar nicht vorausgeſagt werden; daß aber die kühlen, oft wirklich kalten Tage unſeres heurigen Sommeranfangs vom Mangel an Flecken und hellen Stellen auf der ſichtbaren Oberfläche der Sonne kommen, ſo wie es 1821 der Fall war, iſt nicht weniger gewiß. Aber dieſes Mal hat der große Sonnenfleck, der am 5. Jan. heuer am öſtlichen Rande der Sonne hervor kam, und welchem zufolge, nebſt manchem Regen- und Thauwetter, die verheerenden, ſchrecklichen Stürme auf allen Meeren und außer dieſen auf den Kontinenten auch große Ueberſchwemmungen entſtanden ſind, und ſich auch noch im Februar alle öfters wiederholten, kann leider nicht geläugnet werden. Hat eine ſolche Revolution auf der Sonne ein Mal unſere Atmoſphäre aus dem Gleichgewichte gebracht, ſo kommt ſie nicht ſobald wieder in Ruhe. In einer ungewöhnlichen Größe wiederholte ſich dieſelbe Kataſtrophe gegen Ende Aprils, indem derſelbe Sonnenfleck am 24. d. M. wieder am öſtlichen Sonnenrande erſchien, und unſere Atmoſphäre abermals in Unordnung brachte, aber, wegen ſeiner ſchnellen Abnahme an Größe, keine ſolche Verheerungen auf der Erde anrichten konnte. Doch kam die Atmoſphäre nie wieder in das Gleichgewicht, welches ſich durch das Schwanken des Barometerſtandes und die ſtete Unbeſtändigkeit der Witterung kund that. So erſchien er am 22. Mai in ziemlicher Größe wieder; aber am 20. Juni kam er abermals am öſtlichen Sonnenrande, jedoch nur äußerſt ſchwach zum Vorſcheine. Nur vom 10. Mai an war heuer zwiſchen den angegebenen Unterbrechungen ſteter Mangel an Oeffnungen und hellen Stellen bis zur Stunde, wovon blos der 15. Mai, einzelne ſehr kleine, gleich wieder verſchwindende Oeffnungen zeigend, eine Ausnahme machte. So war der oft wiederkehrende Sonnenfleck daran ſchuld, daß nicht auch heuer wie 1821, nebſt der kühlen und kalten Tage, die Sommerwitterung ordentlich verlaufen konnte. München, 27. Juni 1843. Profeſſor Gruithuiſen.

Mannichfaltigkeiten.

Kürzlich waren die Bauern auf einem Meierhofe in Creed Zeugen eines merkwürdigen Kampfes zwiſchen einer Henne, die ſich einiger junger Enten angenommen hatte, und einer großen Ratte, die, plötzlich hervorſtürzend, mit einer der jungen Enten davon eilen wollte; aber die Henne eilte, den Diebſtahl bemerkend, ſogleich herzu, und griff die Ratte mit ſolchem Eifer an, daß dieſe die Ente los ließ und ſich gegen ſie vertheidigte. Nach einem hartnäckigen Kampfe von mehreren Sekunden pickte die Henne der Ratte beide Augen aus; letztere ſuchte ſich, ganz unfähig gemacht, zu retten, allein die Henne folgte ihr beſtändig, und fiel mit einer ſolchen Wuth über die Ratte her, daß ſie todt auf dem Platze blieb.

Der Kleidermacher für Civil und Militär, Hr. J. Franzen in Berlin, empfiehlt in den „Berliniſchen Nachrichten“ als neueſte Mode O'Connell-Fracks und Röcke!

Korreſpondenz.

Köln, 26. Juni.

Muſikaliſches.

Vor einem exquiſiten, äußerſt zahlreichen Publikum fand vor wenigen Tagen im hieſigen großen Caſinoſaale das Vocal- und Inſtrumental-Konzert ſtatt, welches, zum Beneſiz der Fräul. Schloß und

Digitized by Google

unſeres wackern Dom-Organiſten **Weber** veranſtaltet, durch die Wahl ſeiner gediegenen Nummern und beſonders dadurch, daß der Pianiſt Hr. **Mortier de Fontaine** uns vorgeführt wurde, den vollſten Beifall und Dank der Kenner und Freunde der Muſik ſich erworben hat. Wenn eine vage, zuſammengewürfelte Quinteſſenz, wie man es beim Arrangement von Konzerten nicht ſelten antrifft, uns auf die Folter ſtellt und der Kontraſt des Sublimen zum Ridicülen mitunter zu unerfreulichen Parallelen Veranlaſſung gibt, ſo bot hier im Gegenſatze das Programm einen reichen Kranz auserleſener Blüthen von Cherubini, Mendelsſohn-Bartholdy, Beethoven und Weber, die, durch die energiſche Executirung und Präciſion der Mitwirkenden noch bedeutend erhöht, das Auditorium bis zum Finale lebhaſt in Anſpruch nahmen. Cherubini's Ouvertüre zu den „Abenceragen“ iſt eine glänzende Nummer dieſes Meiſters, in erhabenem, reinem Style gehalten, voll Melodie und Verve, und wurde ſie vom Orcheſter lebendig und mit Feuer ausgeführt. Ueber die Leiſtungen der Fräul. **Schloß** als Konzertſängerin brauchen wir uns hiee nicht weiter zu veebreilen, da ſolche aus unſerer Mitte hervorgegangen, allgemein bekannt und als ausgezeichnete Künſtlerin, zumal im Fache der Altiſtinnen, auch auswärts rühmlichſt anerkannt iſt. Sowohl in der von ihr vorgetragenen Piece ihres Lehrers Mendelsſohn-Bartholdy, als auch in einer Arie C. M. v. Weber's zur „Attalia“ bewährte ſie ihr Talent und ihren Ruf auf's ecclatanteſte und bewies abermals, wie ſie es wiſſe, ihr ſchönes Portamento, durch natürlichen Fond und tüchtige Schule unterſtützt, allgemein geltend zu machen. Die dritte Nummer, ein großes Konzert für Pianoforte von Mendelsſohn, auf einem Eck'ſchen Flügel von Hrn. **Mortier de Fontaine** executirt, riß um ſo mehr zu allgemeiner Begeiſterung hin, als dieſer Konzertiſt es verſteht, Furore zu machen, ohne die bunte Schellenkappe modernen Geſchmackes und den kokettirenden Flitter, der die Sinne beſticht, ſich umzuhängen; weder verwirrt er ſich hinein in die Extravaganzen und bizarren Originalitäten, worin nicht ſelten die neuere Schule ſich gefällt, noch begnügt er ſich mit dem leichten Schaume heutigen Ohrenkitzels, mit den glänzenden bunten Seifenblaſen eines Hünten oder den oberflächlichen fügitiven Modeartikeln Czerny's, ſondern der Franzoſe hat mit deutſcher Seele, Innigkeit und mit deutſchem Geiſte den Geiſt deutſcher Compoſition erfaßt und gleichſam die geheimſten Falten gelüftet, um, in das Heiligthum ſchauend, es mit Klarheit, Wahrheit, Treue und Tiefe wiederzugeben und ein Conterfei zu daguerreotypiren, was täuſchend dem Originale ähnlich geworden und unſere Illuſion mächtig feſtzuhalten weiß. Dabei executirt er ſelbſt die ſchwierigſten Paſſagen mit einer Leichtigkeit', einer liebenswürdigen Nonchalance und dennoch Korrektheit, Eleganz und Grazie, daß man, hingeriſſen, unwillkürlich den Tonwellen ſeines Inſtrumentes folgen muß. Mit einem Worte, Hr. **Mortier** hat wie Einer das Pianoforte in ſeiner Gewalt, und bewältigt ſiegreich ſeine Tonmaſſen. Ein Duett aus der Entführung aus dem Serail, für Tenor und Baß, war allerdings eine brillante Nummer dieſer Oper, verliert aber, aus dem Contexte geriſſen, an Bedeutung und blieb ſomit weniger als Konzertpiece von Belang. Der zweite Theil des Programms brachte des unſterblichen, genialen Beethoven neunte Symphonie, ein Meiſterwerk von Schwierigkeiten, grellen Contraſten und dämoniſchen, in Myſtik verhüllten, gewaltigen Tonmaſſen; und dennoch webt ſich magiſch der lieblichſte Zauber des Glückes, Heiterkeit und Frohſinn, Sentimentalität und Laune, Pietät und Feier als rother Faden hindurch, wo mit den Lemuren der Nacht und der bepanzerten Nemeſis in ihrem gigantiſchen Aufzug ein freundlicher Lichtſtrahl ringend die ſchwarzen Wolken des Horizontes theilweiſe wieder aufklärt und uns wieder ruhiger aufathmen läßt. Niedergeſchmettert bis in's tiefſte Reich der Verdammniß und wieder gehoben wird man zu den freundlich blinkenden Sternen, zu dem lichten Azur des Himmels und zu Luſt und Freude beſeelt bei dieſer tiefſinnigen Compoſition, welche ahnen und fühlen läßt, ohne, wie überhaupt die Inſtrumentalmuſik, in klaren Begriffen ſich auszuſprechen. Die Phantaſie des Zuhörers wird hier in Feſſeln gelegt, auf daß ſie, mit der Außenwelt abſchließend, ungeſtört dem Ideengange folgen möge, den Geiſt erfaſſen und ihn commentiren könne. Und daher waren auch von jeher ſo Wenige, die den Meiſter verſtanden, weil ſie nicht, gerne die Subjectivität abſtreifend, in den reinſten paſſiven Seelenzuſtand ſich zu verſetzen vermochten. Ueber die von Beethoven geſchaffene Manier, der Symphonie als Schlußſtein des Gebäudes eine Cantate beizugeben, wo theils Soloparten, theils Chorgeſang abwechſeln, iſt gar Vieles geſchrieben, geſagt und gefaſelt worden und dürfte auch ſchwerlich vielfache Anwendung dieſer Eigenthümlichkeit überall angewandt ſeyn und draſtiſch wirken, weil ein Vocal-Finale, gegen Inſtrumental-Symphonie-Partieen zu ſchwach abſtechend, an Effect insgemein verlieren würde. Aber Beethoven hat Inſtrument und Stimme hier derart in Wechſelwirkung geſetzt und Schiller's Lied mit einer ſolchen Fülle und Kraft inſtrumentirt und ausgeführt, daß gewiß die ſchönſte Symmetrie unter beiden Theilen herrſcht und würdig die Cantate dieſe grandioſe Schöpfung auflöſt, die Gemüther beſänftigend und Licht und Leben über alle verbreitend. Hr. **Weber** dirigirte das Orcheſter mit gewohnter Präciſion, ſo daß auch keine Note verloren ging, und wirkte das ganze Enſemble ſichtlich mit einer gleichen Liebe zur Vollendung des ſchönen Ganzen.

Laubenheim bei Mainz, 3. Juli.

Die Frauen unſeres ſonſt ſo friedlichen Dorfes hätten am verfloſſenen Samſtage beinahe eine gewiſſe Celebrität erlangt. Die Veranlaſſung dazu gab ein Haftbefehl, den ein Mainzer Gerichtsbote an einem hieſigen Bürger, der in die Hände von Perſonen gefallen iſt, die ihn nicht auf eine rechtliche Weiſe behandelt haben ſollen, in Vollzug ſetzen wollte. Der Vorfall war hier zu neu, als daß nicht die ganze Bevölkerung ſich an den Ort hätte begeben ſollen, wo er ſich ereignete und das Mitgefühl mit dem Manne, den das Mißgeſchick betraf, war allgemein. Vor wenigen Jahren von Darmſtadt, wo er ſich verheirathet und gewohnt hatte, in ſeinen hieſigen Geburtsort zurückgekehrt, um ſein großes väterliches Erbtheil anzutreten, iſt M. heute ſo herunter gebracht, ſo in Prozeſſe verſtrickt, daß ſeine Gläubiger ſich an ſeinem Vermögen nicht erholen zu können fürchteten, ſondern, einen perſönlichen Haftbefehl gegen ihn vonnöthen glaubend, einen Gerichtsboten mit deſſen Vollzuge beauftragten. Dieſer, um der Anweſenheit des drei Stunden von hier wohnenden Friedensrichters zum Vollzuge ſeines Haftbefehls nicht zu bedürfen, ſchickte einen Makler zu dem Schuldner in deſſen Behauſung, um ihn auf die Straße zu locken. Die gelegte Falle gelang leicht; der Schuldner erſchien aber kaum auf der Straße, als der Gerichtsbote herbeikam und ihm erklärte, daß er ihn in Folge eines Haftbefehls feſtnehmen und in den Schuldthurm nach Mainz abführen werde. Der Schuldner widerſetzte ſich der Feſtnahme unter dem Vorgeben, der Haftbefehl ſey ihm nicht vorgeleſen worden. Der Gerichtsbeamte und ſeine zwei Zeugen, der Makler und ſein Kutſcher, wollten jedoch den Schuldner mit Gewalt in den Wagen des Gerichtsboten bringen und da dieſer ferneren Widerſtand leiſtete, ſo holte der Kutſcher einen Strick und band damit des Schuldners Beine. Darüber brach der Unmuth der in großer Menge verſammelten Frauen los; ſie ſchrieen, ſchimpften, drohten und würden zu Thätlichkeiten übergegangen ſeyn, wenn der Gerichtsbote ſich nicht mit ſeinen Leuten ſchnell entfernt hätte, ohne den Verhaftbefehl vollzogen zu haben. Der hieſige Bürgermeiſter hat, wie man hört, eine Klage wegen Wucher und wegen ungeſetzlichen Verfahrens bei dem Hrn. Staatsprokurator eingereicht. Der Schuldner befindet ſich bis jetzt noch auf freiem Fuße.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 6. Juli. (Zum Erſtenmale): **Der Gott und die Bayadère**, Oper mit Ballet und Pantomime in 2 Abth., von Lichtenſtein, Muſik von Auber. — (Tänze und Pantomime arrangirt von Hrn. Balletmeiſter **Martin**, vom Hoftheater zu Stuttgart.) — (Gaſtrollen) Zoloé: Mad. **Martin-Zimann**, vom Hoftheater zu Stuttgart. Fatme: Fräulein **Marie Rau**, vom Hoftheater zu Stuttgart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 185. | Freitag, den 7. Juli | 1843.

Landgraf Friedrich *)

Hört, wie die Glocken hallen
Vom Thurm in's Thal hinab.
Zu Homburg's Tempel wallen
Franzoſen noch am Stab.

Seht ihr den Prieſter ſchreiten
Einher im Feſtalar?
Was mag er doch bereiten
So ſtolz am Weihaltar?

Es ſtrömt des Volkes Menge
Wohl in das Gotteshaus.
Aus feſtlichem Gedränge
Strahlt Einer mild heraus!

Es zieren Ordensſterne
Ihm hell die fromme Bruſt.
Sie künden ſchon von ferne
Dem Flüchtling Fried' und Luſt.

Wer iſt der Edle, Große,
Der freundlich um ſich blickt,
Dieweil warm der Franzoſe
Die Hand dem Franzmann drückt?

Der Friedrich iſt's von Heſſen,
Der wack're Fürſt und Held.
Er hat es ganz vergeſſen,
Wie er ſo hoch geſtellt!

Er hält in ſeinen Armen
Ein fränkiſch Knäbelein
Und läßt es recht erwarmen
In ſeiner Gnade Schein.

Der Prieſter aber weihet
Den Hugenottenſohn
Dem Gotte, der verleihet
Auch Fürſten ihren Lohn.

Des Volkes Beifallsrufen
Umrauſchet Friedrich laut,
Der von des Altars Stufen
Als Pathe niederſchaut.

Doch der Vertrieb'nen Thränen
Sie perlen hell und warm.
Geſtillt iſt all' ihr Sehnen,
Verſchwunden jeder Harm.

Heil, Friedrich! tönt es wieder
Wohl in der Kirche Raum,
Heil, Friedrich! ſchallen Lieder
Hoch zu des Himmels Saum.

Und ſo hat's fortgeſchallet,
Tönt's bis auf unſ're Zeit.
Geiſt Friedrich's, dich umwallet
Der Franken Dankbarkeit!

Ja, daß ſie ewig flamme,
Haus Homburg, dir zum Lohn!
Dieß wünſcht, vom Frankenſtamme,
Der Hugenottenſohn.

*) Friedrich Joſeph II, Landgraf von Heſſen-Homburg, vertrat Pathenſtelle bei dem erſten Knaben, der von geflüchteten Hugenotten in ſeinem Lande geboren wurde.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

Ein großes Geräuſch ſetzte in dieſem Augenblick die ganze Verſammlung in der Gallerie in Bewegung. Don Sancho und ſein Freund glaubten, die Gemächer der Königin öffneten ſich, und traten darum einige Schritte voran. Sie irrten. Der Tumult war durch die Ankunft eines Mannes veranlaßt, auf den alle Blicke fielen.

„Wer iſt dieſer Edelmann?“ fragte Pacheco. „Vielleicht ein Prinz von Navarra oder Aragonien? Oder ein mauriſcher König, welcher bei dem König von Caſtilien um Gnade fleht?“

„Nichts von all' Dem,“ antwortete ein Edelmann in ſeiner Nähe. „Der Mann, welcher eben eintritt, iſt einer von den neuen Günſtlingen des Königs, unſers Herrn, ſeit kurzem Graf von Ledesma, der nächſtens Großmeiſter des Pallaſtes werden ſoll, — kurz, es iſt Don Beltran de la Cueva.“

Digitized by Google

Sobald Pacheco und Don Sancho des Mannes anſichtig wurden, welchen man ihnen bezeichnet hatte, brachen ſie gleichzeitig in einen Schrei der Ueberraſchung aus. Er war ſtattlich und jung, prächtig gekleidet, von edler, kühner Haltung, und hatte im Geſicht die noch ziemlich friſche Spur einer Hiebwunde.

„Das iſt unſer Abenteurer von geſtern!" flüſterte Don Sancho ſeinem Freund in's Ohr.

„Jetzt weiß ich," antwortete Don Diego, „mit wem ich zu thun hatte, und kann die Sache nun in aller rechtlichen Form durchfechten."

„Aber Eure Abreiſe nach Cordova? . . . ."

„Der König hat mir bis morgen Zeit gelaſſen. Wir wollen ihn ſogleich zur Rede ſtellen, Don Sancho. Wenn er ein Mann von Ehre und kein Feigling iſt, ſo wird er uns die Wahrheit ſagen, und wir werden den Kampf von neuem beginnen."

„Für die Tugend der Donna Ineſilla Guiomar?" erwiederte hohnlachend der Prinz von Portugal. „Fürwahr ein würdiger Grund für ein Gottesurtheil!"

Don Diego war ſchon, ohne ihn anzuhören, zu Don Beltran de la Cueva herangetreten.

„Graf von Ledesma! ich heiße Don Diego Lopez Pacheco, bin der Sohn des Marquis von Villena, der Neffe des Großmeiſters von Calatrava, Don Pedro Giron. Ich gehe morgen zur Armee nach Cordova mit hundert Lanzenreitern ab, die der König, unſer Herr, meiner Führung anvertraut hat. Ich habe einige Worte mit Euch im Geheimen zu ſprechen. Folgt mir!"

Don Beltran warf einen verächtlichen Blick auf den Jüngling, ging dann in der Gallerie weiter und ſagte: „Herr Diego Lopez Pacheco! ich habe im Augenblick mit andern Dingen zu thun, als daß ich mich mit Euren perſönlichen Verhältniſſen befaſſen könnte. Ihr ſeyd der Neffe des Großmeiſters von Calatrava, der Sohn des Marquis von Villena, — gut! aber Ihr könnt warten bis morgen, wo wir uns gegenſeitig zur Rede ſtehen können. Eure Anweſenheit bei der Armee iſt nicht ſo dringend nöthig und unaufſchiebbar, als wenn etwa einige von unſern Truppen beſetzte andaluſiſche Städte in Gefahr wären, von den Mauren überrumpelt zu werden. Darum mögt Ihr Eure Abreiſe um einen Tag weiter hinausſetzen."

Don Diego ergriff Don Beltran lebhaft am Arm. „Graf von Ledesma!" murmelte er zwiſchen den Zähnen, „hat Euch der König, unſer Herr, mit der Grafſchaft auch das Recht gegeben, das reinſte Geblüt des caſtiliſchen Adels zu höhnen? Nur ein Wort, und ich laſſe Euch. Iſt Donna Ineſilla Guiomar Eure Geliebte? Antwortet!"

„Ihr ſeyd wahnſinnig."

„Antwortet, Don Beltran! oder ich halte Euch für einen Feigling und beſchimpfe Euch öffentlich."

Die Augen des Grafen von Ledesma erglänzten. Er nahm Pacheco bei der Hand. „Ihr ſeyd ein ehrloſer Wicht," ſagte er leiſe zu ihm. „Ihr habt mich verrätheriſch und meuchelmörderiſch überfallen, als ich Euch aus Mitleid für Eure Jugend und Unerfahrenheit das Leben ließ. Geh! mehr als Du ſehne ich mich nach Rache. Dies Mal werde ich Dich nicht ſchonen."

„Wohlan ſogleich!"

„Nein, heute nicht; ich kann den Pallaſt nicht verlaſſen. Reißt mir die Seele aus dem Leibe, — ich kann nicht. Aber morgen, morgen! . . . ."

Ohne weiter zu hören, ſtürzte ſich Don Diego, außer ſich vor Wuth, auf ſeinen Nebenbuhler, riß die goldene Kette von St. Jago, die Don Beltran am Hals trug, herunter, und trat ſie mit Füßen. Der Graf von Ledesma wollte ſich eben mit dem Degen auf den leidenſchaftlichen Jüngling ſtürzen, als man beide noch zur rechten Zeit aus einander brachte. Mit ungewöhnlicher Kraft ſchob er die Erſten, welche ſich zwiſchen ihn und Diego warfen, zurück; endlich aber ſtürzte er, überwältigt von dem Haufen, zu Boden, indem er einen Schrei der Verzweiflung und Wuth ausſtieß, welcher im ganzen Pallaſte erſcholl.

In demſelben Augenblick gingen raſch die Thüren der königlichen Gemächer auf. Die Königin trat mitten unter die Gruppen, welche ihr ehrerbietig Platz machten. Als ſie in die Nähe des Grafen von Ledesma kam, welcher, zerquetſcht von ſeinem Sturz, nach Tod oder Rache rief, erbleichte ſie und fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen. (Fortſ. folgt.)

Gedächtnißfeier zu Ehren Lichtenberg's.

Am 1. d. M. wurde zu Oberramſtadt das Feſt begangen, von welchem in unſerem Blatte ſchon öfters Erwähnung geſchehen. Einer in der „Großh. heſſ. Ztg." enthaltenen Mittheilung hierüber entnehmen wir Nachſtehendes:

Nach 11 Uhr bewegte ſich der Zug durch ein Spalier, welches die herangewachſene männliche Jugend des Dorfes, geſchmückt mit weiß-rothen Bändern, bildete, nach dem Pfarrhauſe. Unter ſchallender Muſik wurde mit Hülfe einer feſtlich verzierten Emporbühne die geſchmückte Denktafel befeſtigt, worauf Hr. Geh. Staatsrath Jaup eine gemüthliche Rede hielt, womit er das Denkmal der Gemeinde und in deren Namen dem würdigen Pfarrer Schaum übergab und ihrem Schutze anvertraute. Nachdem dieſer Geiſtliche in einer Gegenrede Worte des Dankes ausgeſprochen und die treueſte Bewahrung angelobt hatte, wurde von der geſchmückten Schuljugend ein von Buchner gedichtetes Lied abgeſungen, worauf ſich der Zug zurückbewegte. Kaum konnten die beſcheidenen Räume des Gaſthauſes zum Löwen die Zahl der Gäſte faſſen, unter denen ſich auch die zahlreichen Glieder der Familie Lichtenberg, namentlich der Regierungspräſident von Lichtenberg mit zwei Söhnen, Kirchenrath Lichtenberg von Pfungſtadt mit mehreren Söhnen, ein von Hannover in Auftrag ſeines Vaters und ſeiner Großmutter, der hochbetagten Wittwe Lichtenbergs, herbeigeeilter Enkel deſſelben, der ergreifende Worte ſprach, und ein Sohn Thibauts, Gatte einer Enkelin, befanden. Eine Reihe von Toaſten galt der Bedeutung des Feſtes, welches auch von poetiſchen Blüthen erglänzte. Ein von Buchner gedichtetes Lied bildete den Text des Rundgeſanges; ein von Dr. Wetter zu Gießen eingeſendetes Gedicht: „An Lichtenberg's Manen" trat grüßend hinzu. Pfarrer Willenbücher aus Güttersbach trug ein anſprechendes Gedicht vor, und Advokat Bopp nahm das Wort, indem er folgende Strophen vortrug:

Der erſte Juli 1743. — Der erſte Juli 1843.

Alle Zeit.

Der erſte Juli 1743.

Das Kind, vor einem Jahr geboren,
Klug hat es keine Zeit verloren;
Einſtweilen lernte es das Gehen;
Kann nun auf eignen Füßen ſtehen.

Digitized by Google

Und täuſchet Ahnung nicht und Hoffen,
So ſtehet einſt die Welt ihm offen;
Es wird ſie einſt als Mann umgehen,
Auf Füßen eigner Größe ſtehen.

Der erſte Juli 1843.

Und was der Ahnung Blick geſehen,
In reicher Fülle iſt's geſchehen.
Wir ſahen ihn die Welt umgehen,
Auf Füßen eigner Größe ſtehen.

Alle Zeit.

Und wird der Denkſtein auch vernichtet,
Den wir dem Mann heut' aufgerichtet,
Er wird durch alle Zeiten gehen,
Groß unter großen Deutſchen ſtehen.

und den Toaſt anreihte: Der Fortſchritt ſoll leben! — Erſt ſpät verhallten die letzten Töne des ſeltenen Feſtes in dem ſtillen Thal. Regenloſes Wetter hatte es begünſtigt. Geſammelte Geldbeiträge gedachten der Armen der Gemeinde.

Mannichfaltigkeiten.

In den Petersburger Nachrichten theilt ein Hr. Motſchulski Nachfolgendes über eine in Sibirien im Jahr 1840 aufgefundene Mammuthleiche mit dem Fleiſch, der Haut und den Haaren mit. Pallas fand ſchon in dem Jahre 1772 in den nördlichen Theilen Sibiriens in dem gefrorenen Boden völlig erhaltene Theile eines Nashorns. Später, im J. 1806, entdeckte der Reiſende Adams an der Mündung der Lena eine beinahe vollſtändige Mammuthleiche, die jetzt in dem Muſeum der k. Akademie der Wiſſenſchaften aufbewahrt wird. Sie war ſchon im Jahr 1799 von Tunguſen mit Fleiſch, Fell und Haaren aufgefunden worden, aber im Laufe der 7 Jahre, bis Adams dahin kam, hatten die Bären diejenigen Theile, welche durch das Aufthauen des Eiſes frei wurden, zerriſſen. Während meines Aufenthaltes in Sibirien hörte ich im Februar 1841, daß an den Ufern des Fluſſes Tas, welcher 300 Werſte von dem Eismeer in den Jeniſei fällt, eine vollſtändige Mammuthleiche mit Fleiſch, Haut und Haaren entdeckt worden ſey; durch das Unterwaſchen des Waſſers war ſie allmählig aus dem gefrornen Boden hervorgetreten. Ich benachrichtigte die k. Geſellſchaft der Naturforſcher in Moskau von dieſem Funde, und ergriff Maßregeln, dieſe Seltenheit für die Geſellſchaft zu erhalten, mußte aber dann Sibirien verlaſſen und nach Petersburg zurückkehren. Jetzt ſind durch die beſonderen Bemühungen des Civilgouverneurs von Tobolsk, des Staatsraths Ladeſchenski, ſo wie eines Bürgers von Obdor, Namens Troſimon, dieſe Ueberreſte der Vorwelt nach Beſiegung aller Hinderniſſe einer Reiſe von 200 Werſten durch unbewohnte Gegenden in Tobolsk angelangt, und bald wird man das Thier ausgeſtopft in Moskau ſehen. Beachtenswerth iſt auch noch der Umſtand, daß man aus der im Magen dieſes Mammuths erhaltenen Speiſe mit Zuverläſſigkeit wird abnehmen können, ob Sibirien in der antediluvianiſchen Zeit ſo kalt war, wie jetzt.

(Berlin, 28. Juni.) Dem Profeſſor Quirinus Müller, welcher mit ſeiner aus männlichen und weiblichen Individuen beſtehenden Geſellſchaft mehrere Akademien in nackter Geſtalt jetzt wieder hier gegeben, ſind nun fernere Vorſtellungen von der Polizeibehörde unterſagt worden, weil er ſich's hat zu Schulden kommen laſſen, einzelne Eintrittbillete an einer Kaſſe zu verkaufen, während es ihm nur geſtattet war, vor einer Verſammlung von Kunſtkennern dergleichen nackte Vorſtellungen für ein gewiſſes Honorar auszuführen.

(Baſel.) Die Vorbereitungen zum eidgenöſſiſchen Freiſchießen vom Jahr 1844 erregen nicht geringe Erwartungen von dem Eifer, mit welchem ſich Baſel eine würdige Abhaltung dieſes Nationalfeſtes wird angelegen ſeyn laſſen. Laut den bisherigen Komiſſionalbeſchlüſſen gedenkt man 60 Papierſcheiben und eine Schießhütte von 720 Fuß Länge aufzuſtellen. Die Speiſehütte ſoll 4000 Perſonen faſſen, und jedes der beiden zu errichtenden Kaffeehäuſer circa 500 Perſonen.

(Frankfurt.) Glänzende Verdienſte, hoher Rang und wichtige Stellen ſichern den Menſchen ein bleibendes Andenken, wenn ſie von dem Schauplatze dieſer Erde abtreten; hingegen verſchwindet ſo mancher ſchlichte Edle aus der Reihe der Lebenden, ohne daß ſeines Verluſtes weiter erwähnt würde, wenn nicht Wenige, denen die edle Denkungsweiſe und der biedere Charakter des Hingeſchiedenen bekannt war, ſeinem Andenken ein kleines Denkmal errichteten, indem ſie ihr ſchmerzliches Gefühl über deſſen Verluſt mit Worten zu äußern und die Theilnahme Anderer zu erregen ſuchen. Dies die Veranlaſſung der Anzeige, daß am 27. Juni die israelitiſche Realſchule einen würdigen Lehrer durch den Tod des Hrn. J. Brettenheim verlor, welcher ſechsunddreißig Jahre an dieſer Anſtalt den Unterricht im Schreiben beſorgte, und ſowohl durch ſeinen gewiſſenhaften Dienſteifer im Berufe, als durch einen frommen, ſittlichen Lebenswandel die Achtung aller Derer, die ihn näher kannten, ſich erwarb. Sein gemüthliches, ſanftes Weſen gewann ihm die Herzen ſeiner Zöglinge; ſein menſchenfreundliches, tieffühlendes Herz kannte keine größere Freude, als Leiden zu lindern, Bedrängten zu Hülfe zu eilen, und er ſcheute kein Opfer, um von ſeinem kärglichen Einkommen Thränen der Nothleidenden zu trocknen. Sanft ruhe ſeine Aſche!

Korreſpondenz.

Coburg, 30. Juni.

Wenn ich Ihnen über unſere ſtändiſchen Angelegenheiten Bericht erſtatten ſoll, ſo kann dieſer nur kurz ſeyn, da politiſche Blätter dieſen Gegenſtand längſt zur Genüge beſprochen, jene beklagenswerthen Differenzen zwiſchen Fürſt und Volk aber ſich hoffentlich bald um ſo leichter ausgleichen werden, als dieſelben eigentlich nur von einzelnen Vertretern ausgingen, die jetzt bekanntlich außer Function geſetzt ſind. Eine unter dem Titel: „Die am 8. März 1843 erfolgte Auflöſung der Ständeverſammlung des Herzogthums Sachſen-Coburg betreffend“ zu Gotha kürzlich erſchienene Broſchüre, augenſcheinlich aus juriſtiſcher Feder herrührend, legt die eigentlichen fünf Differenzpunkte actenmäßig treu und ziemlich unparteiiſch dar und gibt ſo dem bisher zum großen Theile indifferenten Publikum ein Mittel in die Hand, über jene Angelegenheit eine genauere Kenntniß zu erlangen und ſelbſt ein Urtheil zu haben. Letzteres dürfte indeß nicht zu Gunſten der ehemaligen Stände ausfallen, da aus Allem hervorgeht, daß dieſe, an einigen Scheinberechtigungen und kleinlichen Formen haftend, den Hauptgegenſtand, die Berathungen über das Wohl ihrer Vertretenen, dahin geſtellt ſeyn ließen. So viel wenigſtens geht aus der angezogenen Schrift hervor. In kurzem findet eine neue Ständewahl ſtatt, und der allgemeinen, für Frieden geneigten Stim-

Digitized by Google

mung nach, ſteht zu erwarten, daß man vorſichtiger wählen werde, da jene unſeligen Streitfragen nicht nur Spaltungen in den höhern Kreiſen Coburg's, ſondern ſelbſt bis in das ſociale Leben hinab vielfache und betrübende Folgen nach ſich gezogen. — Unſer herzogl. Hoftheater, welches uns in der letzten Zeit noch manches Neue brachte, wovon Halevy's Guitarreſpieler, Halm's Sohn der Wildniß, Birch-Pfeiffer's Nacht und Morgen und Bauernfeld's Liebesprotokoll Erwähnung verdienen, iſt ſeit dem 15. d. M. geſchloſſen und wird erſt im Auguſt wieder eröffnet werden. Manches Neue und Intereſſante iſt bis dahin für das Opern- und Schauſpielrepertoire in Ausſicht geſtellt. — Während mehrere Mitglieder unſerer Hofbühne ſich auf Reiſen befinden, auch ein Theil des Ballets in Nürnberg und Regensburg Vorſtellungen gibt, wurde uns bei einem Konzerte, welches ein Hr. Kraus am 29. d. M. veranſtaltete, gleichwohl der Genuß zu Theil, mehrere recht gelungene Opernpiecen durch die Sänger unſerer Oper trefflich ausgeführt zu hören. Hr. Kraus, Sänger aus London, deſſen Name vor einiger Zeit in mehreren ſüddeutſchen Blättern rühmlichſt genannt wurde, überraſcht neben ſeiner ſeltenen Geſangsvirtuoſität durch einen ſo auffallenden Umfang der Stimme, daß er im Stande iſt, ſowohl Baß- als Tenorpartieen vorzutragen. Dieſe Eigenthümlichkeit aber tritt noch dadurch um ſo mehr hervor, da Hr. K. für beide Stimmlagen beſondere Regiſter zu haben ſcheint, ſo daß man in den Tenorpiecen eine ganz andere Perſon zu hören glaubt, als in den vorhergegangenen Geſängen für Baß. — Am auffallendſten zeigte ſich dies in dem mit vielem Beifalle vorgetragenen Adagio für Baß: „Weinend ſehn' ich mich nach dir", und Adagio für Tenor: „Fra poco a me", aus der Oper: Lucia de Lammermoor, und einer engliſchen allerliebſten Serenade von Balfe. Hr. K. wird von hier aus nach dem Rhein und Belgien gehen. Drei Konzertſätze für Violoncello, Pianoforte und Violine, einzeln ausgeführt von den Herren Rößler, Lampert und Krämer, Mitglieder der herzogl. Hofkapelle, fanden allgemeinen Beifall.

Homburg v. d. Höhe, 3. Juli.

Unſere Saiſon hat nun ihren Höhepunkt erreicht; wir haben Urſache, zufrieden zu ſeyn. Die Wohnungen in Gaſt- und Privathäuſern ſind beſetzt und an den Quellen iſt ein buntes Treiben von Kurfremden bemerkbar. Die hier angeſtellten arteſiſchen Bohrungen haben lebhaften Fortgang und da man bei den neuen Grabungen, nachdem man 150 Schuh Felſengeſtein durchbrochen, auf feſte Lehmſchichten geſtoßen iſt, ſo geſtaltet ſich die Hoffnung, eine warme Quelle zu finden, nicht zu hypothetiſch. Der neue Kaiſerbrunnen wird ſehr geſchätzt und die längſt beliebte Eliſabethen-Quelle hat noch immer ihre zahlreichen Verehrer. Auch in Hinſicht des Comforts hebt ſich Homburg immer mehr. Die innere Einrichtung unſeres neuen Kurgebäudes iſt zum größten Theil vollendet und die bereits eröffneten Säle genügen allen Anforderungen des Geſchmacks und der Eleganz. Im Speiſeſaal dinirten geſtern mehr als 100 Perſonen. Hr. Deininger, früher Oberkellner im weißen Schwan in Frankfurt a. M., ſorgt hier auf's beſte für ſorgfältige Bewirthung und eine gute Tafel; auch im großen Saale des heſſiſchen Hofes, ſo wie in den übrigen Hotels war es ſehr beſetzt. Das neue, freundlich gelegene Hotel des Hrn. Maillard „zum ruſſiſchen Hofe" wurde geſtern mit einem zahlreich beſuchten Diner eröffnet; auch der engliſche Hof des Hrn. Brambier iſt bedeutend vergrößert worden. Von Seiten unſerer Behörden, ſo wie der hieſigen Privatunternehmer wird Nichts verſäumt, um den Fremden den Aufenthalt in Homburg angenehm zu machen, und daß die Umgegend an Naturſchönheiten reich iſt, dies wird von allen Beſuchern derſelben längſt anerkannt.

**** Homburg v. d. Höhe, 5. Juli.**

In meinem letzten Berichte verſprach ich, Ihnen weitere Berichte über unſern Badeort mitzutheilen, welches Verſprechen ich jetzt hiermit in einigen getreuen, jedoch kurzen Notizen über ſämmtliche Taunusbäder erfülle. Die äußerſt rauhe und regneriſche Witterung, die den ganzen Junimonat hindurch vorwaltete, hat dem Beſuch der Bäder ſehr geſchadet. Ems, Schwalbach und Schlangenbad waren von Gäſten ſehr leer; jedoch iſt dieſer Monat auch nie geeignet, daß in demſelben dieſe Kurörter auf einen ſtarken Beſuch Anſpruch machen dürfen. Ihre eigentliche Zeit fällt in die Monate Juli, Auguſt und die Anfangstage des Septembers, und da jetzt die wahren Sommertage einzutreten ſcheinen, ſo ſteht ein ſtarker Beſuch derſelben nunmehr mit Zuverſicht zu erwarten. Auch das längſt berühmte Wiesbaden mußte die Tücke der rauhen Regentage im Juni empfinden, indem die Zahl der Badegäſte auch hier im Verhältniß des vorigen Jahres gering zu nennen war. Leer konnte man indeſſen Wiesbaden nicht nennen; ſeine vortrefflichen Heilquellen wurden den ganzen Winter über von zahlreichen Fremden benutzt, die ſich ſchon im April vermehrten, und ſie würden noch weit ſtärker gebraucht worden ſeyn, wenn nicht zu befürchten geweſen wäre, daß die anhaltend naßkalte Witterung auf den Geſundheitszuſtand der Leidenden eher nachtheilig als wohlthätig gewirkt hätte. Spendete indeſſen die Sonne im Mai und Juni nur einigermaßen ihre belebenden Strahlen, ſo waren ſogleich der Kurſaal und ſeine freundliche Umgebung auf das lebhafteſte beſetzt, Reunion und Bälle, Schauſpiel und mehrere Konzerte faſt überfüllt. Seit einigen Tagen beginnt nun die Kur auf die gewöhnliche Weiſe, und mit jedem Eiſenbahnzug kommen ſeit dem 1. Juli fortwährend viele Fremde an, ſo daß ſchon jetzt vorauszuſehen iſt, daß die diesjährige Saiſon in Wiesbaden äußerſt frequent werden wird. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Badeorte Soden. Auch hier hielt die bisherige unfreundliche Witterung viele Beſucher ab. Aber ſeit einigen Tagen, wo warmes Wetter eingetreten iſt, nimmt die Zahl der Gäſte, beſonders aus dem benachbarten Frankfurt, denen Soden immer das geräuſchloſe, freundliche und harmloſe Bad bleiben wird, auf eine namhafte Weiſe zu. — Homburg hat in der zweiten Hälfte des vorigen Monats zahlreiche reiche und angeſehene Beſuche erhalten, wovon viele ſich aus entfernter Gegend befinden. Auch befanden ſich in den letzten Wochen und noch jetzt mehrere fürſtliche Familien hier, die dem landgräflichen Hofe ihre Beſuche abſtatteten und bei dieſer Gelegenheit Gebrauch von dem Bade machten. Da die Hauptbeſtandtheile der hieſigen Mineralquellen ſich hauptſächlich zur Reſtauration der verlorenen Eßluſt eignen, ſo werden dieſelben von einer nicht unbedeutenden Zahl reicher und wohlhabender Kurgäſte benutzt, die an dieſem Uebel zu leiden glauben. Ihre Erholungsſtunden verbringen dieſe Kurgäſte zu häufigen Wanderungen in unſere wahrhaft romantiſche Umgebungen. Die ſtärkſte Frequenz des hieſigen Bades erſtreckt ſich jedoch auf die Sonntage; an dieſen Tagen bringen uns die zahlreichen Eilwagen und Omnibus eine wirklich ſo große Anzahl Gäſte aus der Nachbarſchaft, daß alle Gaſt- und Wirthshäuſer von denſelben überfüllt ſind. Die meiſten davon beſchränken ſich aber nur auf die Tageszeit und verlaſſen uns wieder, wenn die Nacht einbricht. Viele davon treibt die Luſt zum grünen Teppich, um die ſauer erworbenen Gulden darauf zum Opfer niederzulegen, die ſie in dieſer ſchweren und theuren Zeit weit zweckmäßiger zum Ankauf von Brod für ihre zahlreichen Familien verwenden ſollten. In der Umgebung der Spieltiſche fehlt es aber auch nicht an ſtillen und einflußreichen Beobachtern, die in eintretenden Fällen ihre gemachten Bemerkungen ſolchen leichtſinnigen Spielern zu erkennen geben dürften. Wer übrigens Homburg ſeit mehreren Jahren nicht geſehen hat, wird es kaum mehr erkennen. Auf die jetzt beſtehende Pracht des Kurhauſes und ſeiner Umgebungen hat der Kurhauspächter, ein Ausländer, ſehr bedeutende Summen verwendet und die Säle und übrigen Einrichtungen laſſen keinen Wunſch der Beſuchenden unbefriedigt. Ein Hr. Deininger hat die Reſtauration des Speiſeſaals und der Umgebung des Kurhauſes übernommen, und Jedermann iſt mit der Bewirthung zufrieden; gleiches Lob verdienen mehrere neuerbaute Hotels. Eben ſo iſt die Bewirthung im Innern der Stadt, und die Billigkeit und Güte der Speiſen und Weine unſerer älteren Gaſtwirthe, ſo wie die Zuvorkommenheit aller Einwohner, mit denen man in Berührung kommt, verdient eine rühmliche Erwähnung. Wenn Sie nun wünſchen, daß ich in den Berichten über unſer Bad von Zeit zu Zeit fortfahren ſoll, ſo belieben Sie, mich davon zu unterrichten; auf Unpartheilichkeit und ſtrenge Wahrheit dürfen Sie zählen.

3.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 186. Samſtag den 8. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

V.

In Folge der Beleidigung, welche Don Diego Lopez Pacheco dem Grafen von Ledesma zugefügt hatte, wurde er durch die Wache des Pallaſtes ergriffen, entwaffnet und unter ſtarker Bedeckung nach dem Pallaſte ſeines Vaters gebracht, wo er auf ſpeziellen Befehl des Königs als Gefangener bleiben ſollte, bis ſeine Strafe beſtimmt wäre. Der Jüngling erwartete heftige Vorwürfe von Seiten ſeines Vaters, deſſen kluge Rathſchläge er ſo bald vergeſſen hatte. Den König reizen, hieß den Marquis in ſeinen theuerſten Intereſſen verletzen, und die Worte, welche Don Enrico in dem Zimmer der Donna Ineſilla Guiomar geſprochen hatte, ließen die Möglichkeit der Ungnade ſeines bisherigen Miniſters nur zu deutlich durchſchimmern. In ein Zimmer des Pallaſtes verbannt, brachte Don Diego den Reſt des Tags und die folgende Nacht zu, ohne ein menſchliches Geſicht zu ſehen, außer dem des Dieners, welcher ihm die Speiſen brachte. Wie ſollte er ſich dieſes Schweigen ſeines Vaters deuten? Sollte übermäßiger Zorn der Grund deſſelben ſeyn? --

Am folgenden Morgen öffnete ſich endlich die Thür und der Marquis trat ein. In ſeinen Zügen war eine heftige Bewegung zu leſen. Seine Seele war augenſcheinlich durch ein unvorhergeſehenes Unglück in Wallung verſetzt. Pacheco zweifelte keinen Augenblick, daß er die Urſache der Unruhe ſeines Vaters wäre. Wie groß war daher ſeine Ueberraſchung, als er ihn mit offenen Armen auf ſich zueilen ſah. „Mein Sohn!" ſagte der Greis, indem er ihn umarmte, „wunderbar und ſeltſam ſind die Wege der Vorſehung! Gott ſchleudert oft das Erhabene in den Abgrund und erhebt das Niedrige und Eitle, um zu zeigen, daß von ihm Alles kommt, und daß der Menſch Nichts ſchaffen könne, was nicht der Vergänglichkeit anheimfiele."

„Was habt Ihr, mein Vater?" fragte Pacheco erſtaunt über die Aufgeregtheit des Greiſes.

„Komm, mein Sohn, folge mir; Du ſollſt Alles erfahren."

Don Diego folgte ſeinem Vater in ſeine Gemächer, wo eine große Menge von Cavalieren verſammelt war, welche eifrig über die Ereigniſſe ſprachen, die ihre Zuſammenkunft veranlaßt hatten. Als der Marquis mit ſeinem Sohn hereintrat, wurde Alles ſtill, und der alte Miniſter wandte ſich an den Erzbiſchof von Toledo und die einflußreichſten unzufriedenen Edelleute, welche ihn umgaben. „Ja, meine Herren!" ſagte er zu ihnen, „der Himmel erhört endlich die Wünſche des Königs Don Enrico. Heute noch werden die Herolde des Pallaſtes der Stadt Toledo ſeine frohe Hoffnung, einen Thronerben zu erhalten, verkünden."

„Unmöglich!" entgegnete der Graf von Alba. „Die Gläubigen haben ſchon zu lange vergeblich zum Himmel gefleht, als daß der liebe Gott ſich ſo ſpät entſchließen könnte, ihnen eine ſo brillante Erhörung angedeihen zu laſſen. Die Zeit der Wunder iſt vorbei."

„Könnte es nicht ſeyn," meinte der Amirante, „daß man auf den Vorſchlag der Günſtlinge hin ein Kind unterſchieben wollte, um der Infantin Iſabella die Krone von Caſtilien zu entziehen? . . . . Aber dieſe Krone gehört ihr nach dem Teſtament des verſtorbenen Königs Juan II., im Fall Don Enrico ohne Erben ſtirbt. Wir, die Häupter des caſtiliſchen Adels, können und dürfen nicht dulden, daß eine ſolche Ungerechtigkeit ſtattfinde.

„Nein!" riefen alle Anweſenden; „wir werden's nicht dulden!"

„Es wird das Beſte ſeyn," ſchlug Pedro Giron vor, „man entführt Ihre Hoheit, die Infantin, und bewahrt ſie in einem unſerer feſten Plätze."

„Das geht nicht," antwortete der Erzbiſchof von Toledo, „der König läßt ſie ſtreng bewachen. Aber es bleibt uns noch ein anderer Erbe Don Juan's II. übrig, der Bruder des Königs Don Enrico, ein Kind, welches von einem Regentſchaftsrath umgeben . . . ."

„Begehen wir aber nicht dann ſelbſt eine Ungerechtigkeit, und zwar gegen die Infantin?" bemerkte der Marquis.

„Noth bricht Eiſen," erwiederte der Graf von Plaſencia. „Wir müſſen nach dem Sicherſten zuerſt greifen. Ich ſchlage darum vor, meine Herren, uns über die feſte Stadt zu verſtändigen, in welcher wir zuſammenkommen wollen. Dorthin werde ich den Infanten Don Alphonſo bringen, und dann wollen wir ihn als legitimen Thronerben anerkennen."

„Das wollen wir!"

„Wählen wir hiezu die Stadt Avila," erwiederte Don Pedro Giron, der Großmeiſter von Calatrava. „Wenn der König unſere Entſcheidung verwirft, ſo wollen wir ſehen, wer von ſeinen Günſtlingen den Infanten uns entreißen wird."

Der Vorſchlag wurde angenommen, und man wollte auf-

Digitized by Google

einander gehen. Da nahm der Marquis nochmal das Wort und ſagte: „Vor Allem, meine Herren! ein offener Krieg und kein Mitleid mit dieſer Brut von Emporkömmlingen, welche Don Enrico mit ihren ſchändlichen Plänen vergiften.“

„Für meinen Theil,“ erwiederte Don Pedro, „erkläre ich hier, daß ich Einen dieſer Verräther, Don Juan de Valencuella in meiner Eigenſchaft als Großmeiſter ſeines Großpriorats entſetze. Morgen werde ich mich unverzüglich in meine andaluſiſchen Städte begeben, von wo ich euch Soldaten zuführen werde. Ich verſpreche euch im voraus, daß wir an Sevilla und Cordova eine Stütze finden werden. Der Herzog von Medina Sidonia wird nicht ermangeln, ſich uns anzuſchließen, und wir können auf die geheime Unterſtützung des Königs von Aragonien rechnen.“

„Was den Don Beltran de la Cueva betrifft, dieſen Grafen von Ledesma durch die allerhöchſte Laune des Don Enrico,“ fügte der Marquis de Villena hinzu, „ſo übernehme ich es, ſeinen Stern erbleichen zu laſſen. Mein Sohn,“ fuhr er fort, indem er Pacheco, der mit ſtummem Erſtaunen zugehört hatte, bei der Hand faßte, „Du wirſt mich darin unterſtützen. Nicht wahr?“

Als die Unzufriedenen ihren Rebellionsplan feſtgeſtellt hatten, ertönte plötzlich Hörner- und Trommelklang, und Waffenherolde verkündeten dem Volke, daß ihm reiche Spenden verabreicht werden ſollten für den Segen des Himmels, welcher über den König in der Hoffnung gekommen ſey, einen Erben ſeines Namens und ſeiner Krone zu bekommen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Smala Abd-el-Kaders.

Das Wort Smala, beſſer Zamalat oder Z'malah, bedeutet das, was bei uns: Haus im figürlichen Sinne, nämlich die Familie und Angehörigen; bei einem Emir, wie Abd-el-Kader, entſpricht es unſerem: Hof, von dem hohen und niederen Perſonal, welches die Umgebung eines Fürſten ausmacht, geſagt. Die Gefangennahme dieſes Hofes des Abd-el-Kader durch den königlichen Jüngling am 16. Mai iſt ein großes Ereigniß für die Zuſtände Nord-Afrika's und für die Verhältniſſe des Iſlam überhaupt. Hätten die Araber noch eine Literatur, hätten ſie noch einen glänzenden Mittelpunkt, wie das einſtige Bagdad, ſo hätte gewiß der adlerſchnelle Ueberfall des tapfern Prinzen und ſein glücklicher Erfolg der Sammlung der Tauſend- und Einen Nacht ein liebliches Mährchen mehr angereiht, worin ein ungläubiger Prinz, durch Zauberei und böſe Geiſter unterſtützt, durch die Luft fliegt und die Prinzen und Prinzeſſinnen des großen Sultan der Gläubigen entführt. Aber die Araber haben keine Literatur, keine Wiſſenſchaft und keine Kunſt mehr, deßhalb ſind ſie nicht blos unfähig, die Begebenheiten nach geſchehener That darzuſtellen, ſondern auch unfähig, Thaten zum Vortheil ihrer Länder und Nationalitäten hervorzurufen und zu vollführen. Warum bricht im Oſten und Weſten das ehemals ſo gefürchtete und mächtige Reich des Iſlams ſo ſchmachvoll, ſo gedemüthigt zuſammen? Weil die Zeit der rohen Gewalt großer Maſſen, die nicht vom Geiſte der Wiſſenſchaft und Kunſt geleitet werden, vorüber, unwiederbringlich verloren iſt! Selbſt der ſonſt ſo mächtige Impuls des Aberglaubens ſchützt Araber, Türken, Chineſen und Afghanen nicht mehr vor einer Hand voll Europäer, welche die ihr von Gott anvertrauten Geheimniſſe der Natur wiſſenſchaftlich erforſcht und benutzt. So kam es, daß derjenige Abd-el-Kader, welcher vom glühenden Aberglauben der Araber zum Sultan erhoben worden, der viele alte und neue Städte die ſeinigen nannte, jetzt dieſelben Araber als die feurigſten Mitkämpfer der Franzoſen und als ihre Führer ſehen muß und alſo derſelbe Beherrſcher zahlreicher Länder und Städte jetzt ſeine Familien und ſeinen Hof in den Zelten in der Wüſte herumführen mußte, wie die Scheichs und Emire in der Bibel; und ſo kam es endlich dahin, daß 500 ermattete Reiter, von einem dem Knabenalter kaum entwachſenen Jünglinge angeführt, jene Smala wegnehmen, wie man die Jungen eines wilden Thieres wegnimmt, obgleich gegen die 500 Angreifer 5000 Vertheidiger da waren.*) Abd-el-Kader war glücklicher als Darius bei Iſſus, er hat ſeine Mutter und ſeine Frau (nicht Schweſter, wie die Zeitungen fälſchlich berichten) gerettet; allein das hält ſeinen Sturz nicht auf. Die vielen vornehmen Häuptlinge mit ihren Frauen und Kindern, welche in Gefangenſchaft gerathen ſind, zwingen ihn jetzt zur Entſagung aller ferneren Pläne, während die Vernichtung ſeines Reichthums ihm das Aufbringen neuer Widerſtandsmittel unmöglich macht. Wenn man im Intereſſe der fortſchreitenden Civiliſation dieſen Schlag mit freudiger Theilnahme geleſen hat, ſo muß man andererſeits auch die Vorſehung preiſen, daß ſie dem greiſen Erhalter des Weltfriedens durch das Glück, mit dem ſie die heldenmüthige Unternehmung ſeines Sohnes krönte, einen neuen Troſt nach großem Unglücke ſchenkte.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein Oekonom räth, an das feucht eingebrachte Heu oder Grummet bei der Einſcheuung Salz zu ſtreuen. Derſelbe nahm bei je einem metriſchen Centner Futter für ungefähr 3 kr. Salz, und bewirkte dadurch, daß ſein Futter niemals in Gährung gerieth und ſchimmlicht wurde; überdies iſt das daran gethane Salz noch dem Viehe äußerſt dienlich zur Geſundheit.

Schwanthaler hat ſich bei dem Dorfe Großheſellohe, unweit München, dem beliebteſten Beluſtigungsorte, ein Landhaus im alterthümlichen Style erbaut, das der Landſchaft einen eigenthümlichen Reiz mehr verleiht.

Zu Canton im Staate Miſſiſippi zankten ſich zwei Advokaten vor Gericht; der eine zog einen Stockdegen und tödtete ſeinen Gegner.

(Bamberg, 3. Juli.) Die zweite Verſammlung deutſcher Architekten wird nach vorläufigen Beſtimmungen am 8., 9. und 10. September hier ſtattfinden, und damit eine reichhaltige Ausſtellung von Plänen zu neuen bedeutenden Baudenkmalen und Zeichnungen nach bereits vorhandenen, minder bekannten Baudenkmalen der Vorzeit, ſo wie einer ſehr ausge-

*) So berichten die franzöſiſchen Bülletins, deren Zahlen-Angaben jedoch eben ſo wenig richtig zu ſeyn pflegen, als die mancher andern kriegführenden Nation.

Digitized by Google

zeichneten Sammlung architektoniſcher Werke verbunden ſeyn. Der Ausſchuß des Leipziger Architektenvereins hat bereits an den hieſigen Magiſtrat das Anſuchen um Einräumung eines paſſenden Lokals für die Verſammlung geſtellt. Dieſem entſprechend, wurden die in jeder Hinſicht ſehr zweckmäßigen Säle der Geſellſchaft „Concordia" ausgewählt, welche von dieſer mit gefälliger Bereitwilligkeit zur Verfügung geſtellt wurden. — Nach Briefen aus Leipzig ſteht ein zahlreicher Beſuch der Verſammlung aus allen Gegenden Deutſchlands zu gewärtigen.

(Augsburg.) In Betreff der falſchen Angaben der Getreidepreiſe hat ſich auf der letzten Schranne ein Fall ereignet, der die Wahrheit unſerer Behauptung (nämlich, daß ſolche falſche Angaben in der That vorkommen) nur zu ſehr beſtätigte. Ein Bäcker kaufte eine bedeutende Partie Korn, und veranlaßte den Verkäufer, einen höhern Preis anzugeben, als der ausgehandelte war. Als nun der Bauer zur Empfangnahme des Geldes in des Bäckers Wohnung kam, wollte letzterer nur den wahren Preis bezahlen, während der Verkäufer den auf Veranlaſſung des Bäckers der Behörde fälſchlich angegebenen bedeutend höhern Preis verlangte, und bei ernſtlicher Weigerung den Bäcker bei der Behörde verklagte, welche den Bäcker in die geeignete Strafe verurtheilte. Möchte es doch gelingen, ein Mittel zu entdecken, dieſen falſchen Angaben genügend zu begegnen; der Vortheil für das Publikum wäre ſehr groß.

(Hannover, 28. Juni.) Durch unſern trefflichen Paſtor Bödecker, dem Hannover und die Hannoveraner im Großen wie im Kleinen bereits ſo ſehr viel verdanken, iſt zu einem neuen frucht- und ſegensreichen Inſtitute der Grund gelegt, nämlich zu einer Anſtalt, in welcher die Mädchen aus den untern Ständen hieſiger Stadt zu tüchtigen und brauchbaren Dienſtmädchen ausgebildet werden ſollen. Die alles Gute gern fördernde Kronprinzeſſin hat das Protectorat über das Inſtitut zu übernehmen geruht, das nach ihr die „Marienſtiftung" heißt.

(Konſtanz, 2. Juli.) Das letzte Beſitzthum des Prinzen Ludwig Napoleon in unſerer Gegend, Arenaberg, iſt nun durch Verkauf in die Hände eines Privatmannes aus Neufchatel übergegangen. Der Preis des Schloſſes und Gutes mit ſämmtlicher Einrichtung und werthvollen Kunſtſchätzen, Malereien von David u. dergl., ſo wie mit vielen Reliquien aus des Kaiſers Hand, ſind für den Spottpreis von 840,000 Fl. zugeſchlagen worden.

(Von reichen Leuten.) Der vormalige amerikaniſche Konſul zu Antwerpen, Jacob Ridgway, iſt zu Philadelphia geſtorben, und hat ſechs Millionen Dollars, etwa ſechzehn Millionen Gulden, hinterlaſſen. Er war einer der Reichſten in den vereinigten Staaten. Achtmalhunderttauſend Dollars hat er wohlthätigen Anſtalten vermacht und das Uebrige bekommen ſeine drei Kinder. — Hr. von Demidoff hat der Pariſer Akademie einen Bericht über die Ausbeutung des Goldſandes im ruſſiſchen Reiche geſandt. Nur die Goldſandlager in Sibirien lieferten im Jahre 1842 einen Werth von acht Millionen Gulden. Merkwürdig war der Fund eines Klumpens Gold, wie er wohl noch nie gefunden wurde. Er hatte einen Werth von ſechzig- bis ſiebenzigtauſend Gulden.

(Paris.) Als neulich der Direktor des Palaisroyal-Theaters, Hr. Dormeuil, ſeine Tochter verheirathete, feierten die Pariſer Schauſpieler ein ſchönes Feſt. Faſt alle hatten Deputationen dazu geſandt und der Vaudevilledichter Bayard, der ſolche Scheinfeierlichkeiten ſo ſchön auf dem Theater anzuordnen weiß, erprobte hier einmal ſein Talent in der Wirklichkeit, und hatte hübſche, geiſtreiche Couplets zum Abſingen gedichtet.

Dem Bierbrauer in München, der es dahin zu bringen wußte, daß das Maß Bier einen Kreuzer theurer wurde, haben die Münchner den Galgen an die Thür gemalt und nennen ihn bis zur Stunde den Galgenbräu. In der Nacht ſchickten ſie erſt den Arzt, dann die Leichenfrau und zuletzt auch den Schinder zu ihm. Das Bier ſteht wieder auf dem alten Preis, der Bierbrauer aber nicht. (Dorfz.)

Unter dem Vorſitz des Oberconſiſtorialraths Grüneiſen iſt in Stuttgart eine Commiſſion aus Geiſtlichen, Lehrern und Muſikern zuſammengetreten, um für das neue Landesgeſangbuch ein neues Choralbuch zu berathen. Man hat bereits einen reichen Melodienſchatz aus alter und neuerer Zeit geſammelt und will das Beſte daraus aufnehmen.

(Paris, 24. Juni.) Es wurde ſchon mehrere Male von der vernachläſſigten Erziehung der jungen franzöſiſchen Adeligen geſchrieben, hier ein kleines Pröbchen. Der junge Vicomte von B. erſchien am vorigen Sonnabend, nach einem wahrſcheinlich etwas reichlich mit Champagner gewürzten Mahle, in einer Proſceniums-Loge des Ambigu-Comique von einigen ſeiner Freunde begleitet. Es wurde Eulalie Pontois gegeben; plötzlich fällt es dem Hrn. Vicomte ein, die Schauſpielerin Deslandes ganz laut auf eine Art anzurufen und anzureden, welche die Schicklichkeit, hier wiederzugeben, verbietet; Mad. Deslandes wurde ohnmächtig, (!) der mit ihr auf der Scene befindliche Schauſpieler verweiſt ihn zur Ruhe, der Vicomte entgegnet ſehr energiſch; das indignirte Publikum nimmt für die Schauſpieler gegen den Ruheſtörer Partei, und ſchon ſind ungefähr 50 junge Leute im Begriff, auf die Loge hinaufzuklettern, als Stadtſergeanten in derſelben erſcheinen und den Vicomte einladen, ſich zu entfernen; dieſer weigert ſich, ſchlägt zuletzt die Sergeanten, und es kommt zu einem allgemeinen Kampfe, in welchem der Sieg den Dienern der Gerechtigkeit bleibt, die den Vicomte hoch in der Luft, trotz alles Zappelns und Umſichſchlagens, auf den Wachtpoſten des Chateau d'Eau tragen. Am andern Morgen wurde er unter Bedeckung von vier Mann Soldaten, „entre quatre chandelles", wie man hier ſagt, und von einem heulenden Schwarm Gamins begleitet, zum Commiſſär geführt, wo er zur Beſinnung gekommen, ſein Unrecht zu entſchuldigen ſucht[illegible]e, jedoch dem Procurator des Königs zur Verfügung des P[illegible]arquets abgeliefert wurde. Wahrſcheinlich wird er nun in [illegible] den nächſten Tagen vor der police correctionnelle erſcheinen [illegible] ein Schauſpiel, dem alle Lions und Lionnes von Paris werd[illegible]en beiwohnen wollen.

(Das vereitelte Duell.) Ein junger Ele[illegible]gant in weißen Beinkleidern wartete das Gewitter ab, welche[illegible]s vergangene Woche über Paris losbrach, und poſtirte ſich [illegible] unter das große Thor des Louvre. Ein ziemlich übel gekleide[illegible]ter Mann, einen langen Degen tragend, eilt ſchnell an dem kl[illegible]inen eleganten Herrn vorbei, beſpritzt und bedeckt ihn mit K[illegible]oth. Dieſer

Digitized by Google

bezeugt ſeinen Unwillen darüber, der andere lacht ihn aus. Wüthend über dieſen Hohn, eilt der Elegant mit aufgehobenem Stocke auf ihn zu. Der Mann mit dem langen Degen hält an, zählt einige kleine Münzen in die Hand, und ſagt zu ſeinem Gegner, ihm den aufgehobenen Arm feſthaltend: Mein kleiner Freund, tragen Sie Ihr Unglück mit Geduld, und nehmen Sie dieſes Geld. Ich habe wohl ſechs Sous, um für die Wäſche ihrer Hoſen zu zahlen, aber nicht hundert Louisd'or, um zu fliehen, wenn ich Sie tödten würde. Hiermit flog er wie ein abgeſchoſſener Pfeil von dannen.

Bei La Fayette in Louiſiana flog Anfangs Juni das Dampfboot „Phönix“ in die Luft, wobei dreizehn Perſonen das Leben verloren.

Nach der „Augsb. Allg. Ztg.“ ſtellt ſich heraus, daß ſich im Monat Mai 703,670 Perſonen der deutſchen Eiſenbahnen bedient haben. Im Mai des vorigen Jahres betrug die Perſonen-Frequenz 731,323; dieſelbe hat ſich alſo im Mai d. J. um 27,653 vermindert.

(Verſuche mit Welſchkorn.) Ein Hr. Maſſey, meldet der „Reading Adler“ in Pennſylvanien, machte Verſuche mit dem Pflanzen des Welſchkorns und erlangte folgende Reſultate. Er nahm eine kleine Quantität von dem zum Pflanzen beſtimmten Welſchkorn und weichte es in eine Auflöſung von Salpeter ein, wovon er fünf Reihen pflanzte; der übrige Theil des Feldes wurde ohne dieſe Vorbereitung bepflanzt. Der Erfolg war unglaublich, die fünf mit Salpeter gepflanzten Reihen gaben eine reichere Ernte als 25 von den andern Reihen. Die fünf waren unberührt vom Wurme, während faſt alle andern ſtark von ſeiner Verwüſtung gelitten hatten.

Korreſpondenz.

Weimar, 3. Juli.

Leider kam in dieſen Tagen hier der Fall vor, daß zwei der ärmern Klaſſe angehörende Familien durch den Genuß von Schwämmen, welche ſie im Walde gefunden und als Speiſe zubereitet hatten, vergiftet worden waren. Nur durch ſchleunige ärztliche Hülfe war es möglich, ſie vom Tode zu retten; doch ſind einige Perſonen noch immer gefährlich krank und man zweifelt, ob ſie je wieder vollkommen hergeſtellt werden können. Möge dieſer Unglücksfall dazu beitragen, bei dem Aufſuchen von Schwämmen zur Vorſicht zu mahnen, da der Unterſchied der eßbaren Schwämme in Form und Farbe von den giftigen nur ſehr gering iſt. — Ein anderes Unglück ereignete ſich einige Tage früher in der Nähe des Städtchens Neumark, welches einige Stunden von hier entfernt liegt. Ein junger Mann, Namens Gerlach, der Sohn einer armen Mutter aus Buttelſtädt, brach während der Nacht auf, um mit ſeinem Fuhrwerk in einem Orte Salz zu holen. Als er Neumark bald erreicht hatte, geſchah ein Schuß und augenblicklich fühlte er, daß er von hinten durch den Rücken getroffen worden ſey. Eilig begab er ſich nun in das Städtchen, zeigte den Vorfall an, worauf er verbunden wurde. Da aber einige von den Schrotkörnern in die Lunge gedrungen waren, ſo gab er ſchon am folgenden Tage den Geiſt auf. Der Thäter, welcher, wie man glaubt, ein Wilddieb geweſen ſey und wahrſcheinlich an dem jungen Manne habe einen Raub verüben wollen, iſt bis jetzt noch unentdeckt geblieben; man hofft aber, daß es den vielfältigen Nachforſchungen gelingen werde, früher oder ſpäter die Spur des Meuchelmörders aufzufinden. — Um den unbemitteltern Einwohnern Gelegenheit zu geben, ſich den Bedarf ihres Getreides billiger zu verſchaffen und ſie weniger von den ſogenannten Kornwucherern abhängig zu machen, iſt auch hier aus wohlhabenden Männern eine Geſellſchaft zuſammengetreten, welche beſchloſſen hat, Getreidemagazine anzulegen und daraus den Bedarf an ärmere Einwohner zu mäßigen und beſtimmten Preiſen verabfolgen zu laſſen.

Den Freunden Schiller's.

Eine Bitte, die mit Schiller's Namen und Andenken in unmittelbarer Beziehung ſteht, hat dadurch eine mächtige Empfehlung an jedes deutſche Gemüth und eine Bürgſchaft wohlwollendſter Aufnahme für ſich. Das Geſuch aber, welches wir hierdurch an das geſammte deutſche Publikum richten, ſchöpft alle ſeine Motive aus der innigen Verehrung, mit welcher unſer Volk das Gedächtniß Schiller's feiert und feiern wird, ſo lange man an einen Genius des deutſchen Vaterlandes glaubt. Der in Leipzig beſtehende Schillerverein hat in ſeiner Generalverſammlung am 9. Dezember verfloſſenen Jahres die Errichtung einer Schillerbibliothek beſchloſſen, die vorerſt in Leipzig, und, wenn dereinſt thunlich, in dem Schillerhauſe zu Gohlis aufgeſtellt werden und in chronologiſcher Reihenfolge Alles enthalten ſoll, was jemals in Zeitſchriften und Büchern von dem Dichter ſelbſt, oder zur Kritik über ihn mitgetheilt worden iſt, alle einzelne und Geſammtausgaben ſeiner Werke, ihre Nachdrücke nicht ausgenommen, ſo wie die Ueberſetzungen in fremde Sprachen. Der Verein hofft, dadurch der Nachwelt die vollſtändigſte Sammlung aller literariſchen Urkunden zu überliefern, die jemals für die Beurtheilung Schiller's und zur Kenntniß ſeines Lebens, ſeiner Verhältniſſe und Wirkſamkeit von Bedeutung ſeyn können. Eine ſolche Bibliothek, deren ganze volksthümliche und literaturgeſchichtliche Wichtigkeit erſt dann zur richtigen Schätzung gelangen wird, wenn die ſchon jetzt mannigfach zerſtreuten Stoffe im Verlaufe der Jahre noch mehr zerſplittert und vielleicht zum Theil verloren ſind, iſt jedoch nur durch die Mitwirkung des geſammten deutſchen Publikums herzuſtellen, die wir hiermit vertrauungsvoll in Anſpruch nehmen. Denn die Geldmittel, die uns ein junger Verein, der überdies noch andere gemeinnützige Zwecke verfolgt, für die Errichtung der Bibliothek anweiſen kann, ſtehen natürlich außer Verhältniß zu dem Umfange deſſen, worauf ſich die Anſammlung erſtrecken muß. Deshalb wenden wir uns zunächſt an Verfaſſer und Verleger aller ſolcher Schriften, die unſeres Schiller's Namen an der Stirn tragen, oder durch ihren Inhalt direkt auf den Dichter hinzielen, mit der Bitte, uns ein Exemplar davon für die „Schillerbibliothek“ zu überantworten. Wir erſuchen ferner das übrige gebildete Publikum, beſonders Gelehrte, Buchhändler und Bibliothekenbeſitzer, unſere Nachforſchungen nach älteren Druckſchriften, in denen einzelne Werke Schiller's oder Kritiken derſelben zerſtreut ſind, zu unterſtützen und in geeignetem Falle das Ueberlaſſen derſelben an die „Schillerbibliothek“ zu vermitteln. Mancher, in deſſen Händen ſich ein einzelnes Heft oder Buch dieſer Art befindet, wird ſich deſſelben mit Vergnügen entäußern, um einen allgemeinen und nationalen Zweck fördern zu helfen. Alle literariſchen Geſchenke aber werden mit dem Namen des Gebers bezeichnet und es wird ſeiner Zeit öffentlich darüber quittirt werden. Anerbietungen, Notizen und Zuſendungen erbitten wir uns auf dem Wege des Buchhandels und unter Adreſſe der Verlagshandlung von Robert Frieſe in Leipzig.

Leipzig, im Juni 1843.

Der Vorſtand des Schillervereins.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 8. Juli. Correggio, Trauerſpiel in 5 Abth., von Oehlenſchläger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 187. Sonntag, den 9 Juli 1843.

Main-Sagen.

3. Die Hünen.

Wo Homburg jetzt und Eberſtein
Hinſchauen nach dem ſchönen Main,

Da wohnte einſt ein Hünen-Paar
Auf wald'gen Höhen manches Jahr.

Wenn für ein heut'ges Menſchenkind
Von Berg zu Berg 's zwei Stunden ſind,

War's für die Hünen nur zehn Schritt,
Sie nahmen noch Bagage mit.

Viel' Umſtänd' machten nicht die Herrn,
Das Fleiſch aßen ſie roh ſehr gern.

Die Kirſchen war'n für ſie Biskuit,
Sie ſchluckten auch die Bäume mit.

Das Blut der Auerochſen lief
In ihre Schüſſel weit und tief.

Die Schüſſel war ein Felsſtück hohl,
Das faßte tauſend Kannen wohl.

Täglich fraß jeder Hün' ein Schock
Haſen mit Kamiſol und Rock.

Sonſt waren's gute Bürſchelein,
Sie durften nur nicht hung'rig ſeyn.

Lag auch das Thal zwiſchen den Rieſen,
So hörten ſie ſich dennoch nieſen.

Wenn Der noß, ſlohen Ur und Wölf'
Und ſloh'n, wenn Jener ſprach: Gotthelf!

Nur eine Axt hatten die Flegel,
Damit beſchnitten ſie ſich die Nägel.

Wenn Einem ein Rad' in's Auge kam
Er mit der Axt heraus ihn nahm.

Hatt' er die Axt bei der Hand nicht g'rad,
Fordert er ſie laut vom Kamerad.

Und über's Thal, zwei Stunden weit,
Flog her die Axt mit Stiel und Schneid'.

Der Ford'rer fing ſie rüſtig auf,
Beſorgte ſein Geſchäft darauf,

Und warf ſie wieder dem Collegen
Mit ſeinem beſten Dank entgegen.

. . .

Was mußten einſt am lieben Main
Die Hünen doch für Kerle ſeyn!

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

VI.

Die Sonne neigte ſich zum Horizonte, als der Marquis de Villena ohne Diener, blos von ſeinem Sohne begleitet, und wie dieſer in einen dunkeln Mantel gehüllt, aus ſeinem Pallaſte trat. „Wo gehen wir hin, Vater?“ fragte Pacheco, welcher ſich des königlichen Gebots erinnerte, ſich in der Stadt nicht ſehen zu laſſen.

„Bei'm heiligen Kreuz!“ murmelte der alte Miniſter, indem er den Kopf ſchüttelte, „wir werden Euch ein ſchönes Schauſpiel bereiten, Herr König von Caſtilien! . . . . Du haſt recht daran gethan, mein Sohn,“ ſagte er ſodann zu Pacheco, „daß Du die Ehre des caſtiliſchen Adels wahren wollteſt, indem Du geſtern dieſen Beltran de la Cueva bei der Königin gezüchtigt haſt, — dieſen Grafen von Ungefähr, aufgerafft in dem Winkel irgend einer Provinz! . . . . Bei der Seele Deiner verſtorbenen Mutter! warum haſt Du nicht den glücklichen Gedanken gehabt, ihm den Degen in den Leib zu ſtoßen? Nicht wahr, Du hätteſt es gethan, wäre die Königin nicht plötzlich dazu gekommen? Sie ſchien, ſagt man, ſehr erſchreckt über dieſen Streit, in welchem Du Dich ſo tapfer benommen haſt?“

„Die Königin? Ja, mein Vater!“ antwortete Pacheco.

Der Jüngling blieb nachdenkend ſtehen, als wenn er ein Geheimniß bewahren wollte, welches nicht mehr ſein iſt.

Digitized by Google

Sie befanden ſich jetzt vor einem Haus von armſeligem Ausſehen, an welchem der Marquis ſtill ſtand und drei Mal an die Thüre ſchlug. Sie öffnete ſich von ſelbſt, und ſchloß ſich ſogleich, als ſie eingetreten waren. Der Marquis von Villena tappte im Dunkeln eine krumme Stiege hinauf, hinter ſich ſeinen Sohn, der ihn am Zipfel ſeines Mantels faßte und vergeblich fragte, wohin es gehe. Er ſchob ſodann einen von der Decke herabhängenden Vorhang weg, und beide befanden ſich nun in einem ärmlich meublirten Zimmer, wo bei mattem Lampenſchein auf eichenen, blutbefleckten Tiſchen eine Anzahl zum Theil gräßlich verſtümmelter Leichen lagen.

Don Diego fuhr erſchrocken zuſammen, und griff unwillkürlich an den Degen. „Beruhige Dich,“ ſagte der Marquis, „das Räthſel wird Dir nicht lange verborgen bleiben.“ Alsbald trat ein Mann hinter einer Gardine hervor, welcher, ſein braunes Geſicht ehrerbietig zur Erde gerichtet, langſam vor ſeine nächtlichen Beſucher trat. „Was wünſchen Eure Hoheit?“ fragte er den Marquis.

„Don Chriſtophal,“ antwortete dieſer, „Du ſollſt mir einen eigenen Dienſt leiſten.“

„Redet, Hoheit! heute wie immer ſtehen meine Kenntniſſe und mein Eifer Euch zu gnädigem Befehl.“

„Du weißt, Chriſtophal, daß ich die Belohnung nach dem Dienſt bemeſſe, den man mir leiſtet. Ohne Widerrede, — Du haſt ſchon manchen Cruſado von mir verdient. Wohlan, ich will Dein Vermögen verdoppeln, wenn Du mir mittelſt einer Mixtur, die Du mit ſo großer Geſchicklichkeit bereiteſt, einen Menſchen vom Hof wegſchaffteſt, wo er mir im Wege iſt, und aus der Welt, der es ohne ihn nicht ſchlimmer erginge — ich meine den Don Beltran, den der König neulich zum Grafen von Ledesma gemacht hat.“

„Mein Vater!“ rief Pacheco, „pfui! dieſe Handlung iſt Eurer unwürdig!“

„Still!“ flüſterte der Marquis.

„Vater!“ fuhr Pacheco mit Entrüſtung fort, „mein Vater! an mir iſt es, Euch von Euerm Feinde zu befreien, nicht mit Gift, ſondern mit dem Degen in der Fauſt“ ....

„Unſinniger!“ entgegnete der alte Miniſter, „ein Zweikampf mit dieſem Menſchen? Meinſt Du wohl, ich wollte die letzte Hoffnung meines Namens, das Blut von meinem Blut, in einem ſo ungleichen Kampf auf's Spiel ſetzen? Glaubſt Du, ich wollte mein bedrohtes Intereſſe von den Zufälligkeiten einer Rauferei abhängig machen? Bewahre Deinen Muth für eine beſſere Gelegenheit, Pacheco! Da kannſt Du weder Vortheil noch Lorbeeren erringen. Don Chriſtophal's Medizin kurirt ſicherer.“

„Excellentiſſime Sennor!“ erwiederte der Medicus, indem er ſich bis zur Erde verneigte, „es iſt wahr, ich habe Euch in mehr als einem Falle mit dem Beſten gedient, was ich habe. Auch Das iſt wahr, daß es nie an Eurer Erkenntlichkeit gefehlt hat; — aber einen Günſtling des Königs zu tödten — bei Gott! ich wag's nicht. Entſchuldigt meine Beſcheidenheit, Sennor, meine Lage genügt mir, ich ſtrebe nicht, mich zu erheben.“

„Du willſt nicht? Ich habe Dich verwegener geſehen!“

„Es giebt Gewiſſensſachen, Hoheit, die ſich nicht wegräſonniren laſſen.“

„Das Gewiſſen kommt bei Dir etwas ſpät, Chriſtophal! Unter uns geſagt, ich halte nicht viel auf Deine Religioſität. Wenn Dich die Gnade der Kirche erleuchtet, ſo iſt dies gewiß nicht lange her. Wenn Du Dich auch katholiſch nennſt, ſo habe ich von jeher einige mauriſche Ungläubigkeit hinter Dir im Verdacht gehabt, und daß Du mauriſcher Abkunft biſt, verrathen Deine braune Haut und das Feuer Deiner Augen.“

(Fortſetzung folgt.)

Ein Tag in Straßburg.

(Von Kapitän Medwin.)

Von C. Jügel's Univerſal-Magazin iſt die dritte Lieferung erſchienen, die an ſchöner Auswahl und Reichhaltigkeit den früheren nicht nachſteht. Bei der immer weiteren Verbreitung der Kenntniß und des Studiums der engliſchen Sprache in Deutſchland, die der Gebildete kaum noch entbehren kann, und bei den vielſeitigen Berührungen beider Nationen zweifeln wir nicht, daß Jügels Magazin einen ausgedehnten Leſerkreis gewinnen wird. Aus der engliſchen belletriſtiſchen Tagesliteratur bringt es das Neueſte und Beſte, und ſeine Auswahl iſt mit Geſchmack und Umſicht getroffen. Was uns beſonders zuſagt, iſt die ſittliche Tendenz dieſer Sammlung, welche das Gemeine oder Anſtößige ausſchließt und die veredelnden Zwecke der Literatur im Auge behält. Man kann dies Magazin, ungleich den franzöſiſchen, auch der Jugend ohne Gefahr in die Hand geben. Seine ſchöne Ausſtattung muß nebenbei gerühmt werden, und ſo dürfen wir ein, von Seiten des Verlegers mit anſehnlichem Koſtenaufwand geleitetes und den Freunden der engliſchen Sprache gewiß willkommenes Unternehmen beſtens empfehlen. Ein Fragment aus dem dritten Hefte laſſen wir hier folgen:

„Ich ſtand“, ſo erzählt Kapitän Medwin, „an einem Tage des vergangenen Herbſtes auf dem Thurme des Straßburger Münſters und folgte, über die Bruſtwehr gelehnt, mit meinen Blicken dem ausgedehnten Laufe des Rheinſtromes, welcher hier die Gränze zwiſchen Deutſchland und Frankreich bildet. Die Ausſicht, welche man von dem Thurme genießt, iſt bezaubernd ſchön, doch war damals meine Betrachtung weniger dem herrlichen Naturpanorama zugewendet, als ich vielmehr, in ſtilles Nachſinnen verloren, die Geſchichte der letzten fünfzig Jahre vor meinem Geiſte vorübergehen ließ, ſo wie die verſchiedenen Auftritte, große und erhabene, fürchterliche und ſelbſt lächerliche, von welchen Straßburg Zeuge geweſen.

Der Schlag der Thurmuhr ſchreckte mich endlich gewaltſam aus meinen Träumereien auf, was durchaus nicht zu verwundern, denn die Glocke hing in nur geringer Entfernung von dem Orte, an welchem ich ſtand, und der eiſerne Klang des Stundenhammers dröhnte mit mächtiger Gewalt durch den ganzen Thurm, und machte denſelben vom Gipfel bis zum Fuße erzittern.

„Sehen Sie“, begann ein alter Abbé aus dem Elſaß, der einer Geſellſchaft Deutſcher als Cicerone diente, „ſehen Sie und bewundern Sie die Gerichte des Allmächtigen. Sehen Sie“, fuhr er, den Zeigefinger ausſtreckend, fort, „jene Platte! Der Unſelige (er meinte Voltairen), welcher durch ſeine atheiſtiſchen Schriften die Hyder der Revolution heraufbeſchwor und Urſache war, daß ſo viel des beſten Bluts der Franzoſen vergoſſen wurde, grub ſeinen Namen auf jene Platte ein. Kaum hatte die gräuliche Peſt der Gottloſigkeit in dem Lande zu wüthen

Digitized by Google

aufgehört, als ein Blitzſtrahl herabfuhr, welcher die Platte zwar nicht im mindeſten verſehrte, aber den Namen des Atheiſten in zwei Theile ſpaltete und zwar ſo, daß die Sylbe „taire“ allein zu ſtehen kam, und in dieſer Vereinzelung eine lehrreichere Predigt enthält, als vielleicht bänderreiche Sammlungen von Homilien. Die Hand, welche unter dem Feſtmahle Belſazars an die Wand ſchrieb, wirkte nicht wunderbarer, als jener ſpaltende Blitzſtrahl.“

Ich konnte nicht umhin, über die erbauliche Erklärung des guten Abbé's zu lächeln, und ſtieg darauf noch höher, um andere Namen zu finden, welche, wie man mir ſagte, in den Stein eingegraben wären, und mit demſelben der Gewalt der Zeit trotzten, wie das Andenken an Diejenigen, welche gleich jenem witzigen Spötter hier ihre Namen aufzeichneten. Der erſte Name, welcher meinen Blicken begegnete, war der des Fürſten von Ligny, jenes geiſtreichen Schriftſtellers und Humoriſten, deſſen „bon mots“ ihn zum Talleyrand ſeiner Zeit machten, jenes feinen Weltmannes und Tonangebers der gebildeten Zirkel, jener Zierde aller Bälle und Karnevalsbeluſtigungen in Wien, der ſeine Laufbahn als ein gemeiner Soldat anfing und als öſterreichiſcher Feldmarſchall ſtarb, deſſen glänzendes Leichenbegängniß in ſeiner Hauptſtadt in ewigem Andenken leben wird. Einen ſonderbaren Kontraſt bildete dem Namen des Fürſten von Ligny gegenüber der des Dichters der „Meſſiade“, und es kam mir beim Anblicke ſeines Namens unwillkürlich der Gedanke, daß die Grabſchrift, welche er ſelbſt für ſeine Meta verfertigt, auch auf ihn paßte:

„Saat geſäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen.“

Goethe hat auch ſeinen zweimaligen Aufenthalt auf dem Thurme des Münſters hier aufgezeichnet in den Jahren 1776 und 1780; das erſte Mal in Geſellſchaft der Stolberge, das zweite Mal in Geſellſchaft ſeines Freundes Heinſe. Die genannten Dichter beſuchten damals den Elſaß nicht blos im Fluge, ſondern verweilten längere Zeit in demſelben. Diejenigen, welche es intereſſirt, die Orte zu beſuchen, wo große Männer verweilten, mögen von Straßburg einen Ausflug nach dem drei Stunden entfernten Dorfe machen, wo Goethe ſich in die Tochter eines lutheriſchen Paſtors verliebte, welche er ſo reizend in ſeinem Werke: „Dichtung und Wahrheit“ geſchildert. Gehen wir von dem Liebling der Muſen und des Glückes auf den vom Mißgeſchicke verfolgten Schiller über, der auch ein Andenken ſeines Verweilens auf dem Münſter hinterlaſſen hat. Mit welchem Entzücken mag der Dichter, dem dumpfen Gefängniſſe ſeiner Studierſtube entriſſen, dem ſanften Flüſtern der Frühlingslüfte in der Höhe, dem Gemurmel des tiefunten dahin wogenden Stromes gelauſcht, wie trunken mag ſich ſein ſchwärmendes Auge in dem tiefblauen Himmel verloren haben! Das Bild jener ſeligen Augenblicke ſchwebte wohl ſeinem Geiſte vor, als er folgende Strophe ſeine Gedichtes „Ideale“ ſchrieb:

„Wie ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war ſo hoch, und nichts ſo ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug!“

Auch Mozart, der auf einer Kunſtreiſe im Jahre 1771 durch Straßburg kam, hinterließ ein Andenken an ſich auf dem Thurm des Münſters; Mozart, der von ſeinem undankbaren Vaterlande verurtheilt ward, ehe er den Gipfel des Ruhmes erreichte, auf dem Wege dahin faſt Hungers zu ſterben, und deſſen hohem Genius, gleich dem Schillers, erſt vor kurzem eine ſpäte Huldigung dargebracht wurde, gleich als wenn beleidigte, gemißhandelte Todte durch ein Monument aus Stein oder Marmor verſöhnt werden könnten.

Nachdem ich ſo mich in heitern und betrübenden Scenen der nächſten Vorzeit ergangen, hatte ich Muße, das herrliche Panorama zu meinen Füßen zu bewundern, dem Laufe des Fluſſes in ſeinen mannichfaltigen Krümmungen zu folgen, die Dampfboote zu beobachten, welche auf ihrer Fahrt nach Baſel und zurück hier mit Blitzesſchnelle an einander vorbeifuhren.

Von dem Thurme des Münſters herabgeſtiegen, begann ich meine Wanderung durch die Stadt, gleich dem Philoſophen mit der Laterne ſuchend, was ich leider nicht finden konnte. Ein ſonderbarer Zwitter von einer Stadt iſt Straßburg, weder franzöſiſch, noch deutſch, indem ſeine Bewohner beide Sprachen ſprechen oder doch zu ſprechen vorgeben, und weder die Fröhlichkeit der einen Nation, noch den nüchternen Ernſt der andern beſitzen.

An dem „Abattoir“ ſind noch die Zahlen 1792 zu erblicken, und eben ſo die in ſchwarzen Lettern daſelbſt prangende Inſchrift: „Nous jurons de vivre libre, ou de mourir. Renov. 1830.“

„Eine bittere Ironie!“ bemerkte ein eingeborner Edelmann, der mich begleitete und ſich in vielen Aeußerungen als einen feurigen, ſtolzen Republikaner kund gab. Derſelbe führte mich auch auf den ſogenannten „Place d'Armes“, welcher mit einem Standbilde Klebers geſchmückt iſt, des Stolzes ſeiner Vaterſtadt, der durch die Hand eines Meuchelmörders in Aegypten fiel, nachdem er glücklich den Kugeln der Oeſterreicher, der Preußen, der Mameluken und der Engländer entronnen.

Gutenberg hat auch ein Monument in Straßburg, das gleich ſo vielen in Frankreich als eine moderne Ruine daſteht, indem die Basreliefs, auf Betrieb einer jeſuitiſchen Partei, als zu profan herabgeriſſen wurden, und auch ſchwerlich wieder an ihre vorige Stelle zurückkommen werden. Das Monument iſt von der Hand Davids.

Als wir den Platz verließen, ſtießen wir auf eine Bande Chaſſeurs, die eine muntere Arie ſpielten, zu derſelben Zeit, da das Glockenſpiel des Münſters die Vesper einläutete. Die Geſandtſchaftschaiſe Lafitte's rannte, mit ſechs Schimmeln beſpannt, über das ſchlechte Pflaſter. Das Raſſeln der Räder war betäubend, und übte einen noch peinlichern Einfluß auf die Gehörsnerven, da es ſich mit dem Geräuſch vermiſchte, welches die Schaaren der Kaufleute, Handwerker und Künſtler verurſachten, ſo wie die leichtgekleideten Nymphen, welche ſich in dem Circus Tourniaire's in dem Marais zudrängten, wo an dieſem Abende eine neue, höchſt intereſſante Vorſtellung gegeben werden ſollte. Da wir in eine andere Straße umlenkten, um dieſem Gedränge zu entgehen, ſtießen wir auf eine andere, anſtändiger gekleidete Schaar Schauluſtiger, die einer Vorſtellung der Piège „Napoleon, ou les cents jours“, in acht Tableaux, zuſtrömte. Die genannte Piège hat ſich länger auf der Bühne gehalten, als es ſonſt bei franzöſiſchen Stücken der Fall iſt, denn ich ſah dieſelbe bereits vor 12 Jahren in Lyon aufführen.

Was ſoll ich noch mehr von Straßburg ſagen? — daß es voll Soldaten ſteckt — daß es berühmt iſt wegen ſeines guten

Digitized by Google

Biers und ſchlechten Tabacks — ſeiner ſchönen Frauen, einer Eiſenbahn nach Baſel, die vielleicht die ſaumſeligſte in ganz Europa iſt, denn ſie macht auf 21 verſchiedenen Stationen Halt. Soll ich ferner ſprechen von den ewigen Reibungen zwiſchen den Straßburgern und Elſäſſern, von dem guten Einverſtändniſſe, in welchem die Studenten mit den Philiſtern leben — von dem ſchönen Theater, in welchem während des Sommers nicht geſpielt wird, und das auch ganz gut im Winter geſchloſſen bleiben könnte? Endlich darf ich nicht der berühmten Straßburger Gänsleberpaſteten vergeſſen, des nothwendigen Beſtandtheiles einer noblen Tafel, des Götterbildes jeder epikuräiſchen Phantaſie, in deren zarten Formen ein unbeſchreiblicher, hinreißender Zauber liegt für das Auge und die Zunge des Gourmands.

Links von der Landſtraße außerhalb Straßburg liegt auf einer grünen, einſamen Wieſe, die reich mit Blumen geſchmückt iſt, General Deſaix, ein Kind der Revolution, einer ihrer beſten, edelſten Söhne. Ein Sarkophag aus grauem Stein bedeckt ſeine ſterblichen Reſte. Armer Deſaix! es bedurfte nicht der Feder eines Dichters, um Dich unſterblich zu machen. Du fielſt, wie es großen, edlen Menſchen geziemt, in der Blüthe Deiner Jahre, zu rechter Zeit! Du ſollteſt nicht mehr die Tage eines militäriſchen Despotismus erleben, der noch verderblicher war, als der Despotismus und Druck unter welchem Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. ſchmachtete — Dir ſollte der Anblick jenes traurigen und demüthigenden Looſes erſpart werden, welches Deinen ehrgeizigen Chef, gleich einem zweiten Prometheus, an den Felſen von St. Helena ſchmiedete, und ſeine Leber von dem Geier des Verdruſſes über ſeine vereitelten Pläne zerfleiſchen ließ. Ruhe ſanft, junger Held: in dem Schooße der Mutter Erde, mit Hoche, Marceau und den andern Tapfern, die als Opfer dem Abgotte einer verblendeten Zeit dahinſanken. Die Regierung des Schreckens und der Conſcriptionen iſt längſt vorüber, beſſere Zeiten ſind aufgetaucht und haben den lang erſehnten Frieden herbeigeführt, der lebhafteſte Wunſch einer humanen, wahrhaft aufgeklärten Generation. Die Pflugſchar durchfurcht wieder den einſt blutgetränkten Boden; Eiſenbahnen durchziehen Gefilde, in welchen ſonſt das Eiſen des Kriegers ſo Manchen vom Leben zum Tode beförderte und wo Pulverdampf nur grauſe Mord- und Verheerungsſcenen verhüllte; Dampfſchiffe durchrauſchen jetzt die Ströme, deren Uebergang ſo Vieler Leben koſtete. — Ruhe ſanft, edler Deſaix! mit Dir mögen alle wilden Träume der Eroberung und Herrſchſucht auf ewig ſchlafen!

W.

Literatur.

Die Lehre von den göttlichen Eigenſchaften, dargeſtellt von Dr. J. F. Bruch, Dekan und Profeſſor an der theologiſchen Fakultät, Direktor des proteſtantiſchen Gymnaſiums in Straßburg. Hamburg, 1843. Verlag von Fr. Perthes.

Das hier angekündigte Werk gibt in allen ſeinen Theilen beredtes Zeugniß der tiefen Gelehrſamkeit, der geſunden Logik und des wahrhaft biedern Charakters des hochgeachteten Verfaſſers. Die in demſelben ausgeſprochenen theologiſchen Prinzipien ſind in ihrer rationellen Darſtellung ganz dem dogmatiſchen Lehrbegriffe des ächten Proteſtantismus angepaßt, frei von jener ſüßlichen Sentimentalität, die das Aushängeſchild des leider ſo ſehr überhandnehmenden Pietismus iſt, aber auch ohne Schonung gegen die pantheiſtiſchen Doctrinen einer gewiſſen Schule, deren Sätze mit dem Unglauben nur zu ſehr identiſch ſcheint. Das gründliche Studium, das ſich hier, wie in allen Schriften Bruch's, offenbart, iſt zugleich von jener Weltanſchauung begleitet, die allein den ausgeſprochenen Theorieen praktiſchen Werth und Haltbarkeit zu verleihen im Stande iſt. Bei den im Elſaß obwaltenden kirchlichen Zwiſtigkeiten gewährt es dem Freunde des Lichts wahre Freude, auch in dieſer Provinz Schriftſtellern zu begegnen, die ihre Kraft und ihr Talent ächt wiſſenſchaftlichen Tendenzen und Strebungen widmen und dadurch am beſten zur Belebung und Förderung wahrhaft religiöſer Geſinnungen beitragen. Wir empfehlen jedoch dieſes literariſche Produkt nicht nur Theologen, ſondern auch hauptſächlich Philoſophen, weil das in demſelben mit ſo vielem Glück auseinandergeſetzte und commentirte Syſtem ganz den Anforderungen der letztern entſprechen wird, wenn auch hie und da die Meinung des Verfaſſers von dem Leſer nicht getheilt werden ſollte. Rückſichtlich der Sprache und Darſtellung des Buches überhaupt hat Hr. Dr. Bruch abermals ſeinen Ruf bewährt, indem er die theologiſch-philoſophiſche Literatur mit einem Werke bereichert, das in dem heutigen Frankreich zu den ausnahmsweiſen Erſcheinungen gehört. —y—

Korreſpondenz.

Paris, 29. Juni.

Der berühmte italieniſche Geograph und Statiſtiker v. Balbi hat in dieſen Tagen die letzte Hand an ſeine bei Renouard erſcheinenden „Elémens de géographie générale“, einem die neueſten Reſultate geographiſcher Forſchungen enthaltenden Werke, gelegt. Nach Mailand zurückgekehrt, wird ſich dieſer fleißige Gelehrte mit der Aufſtellung einer neuen „Balance politique du globe“ mit aus dem Ende des Jahres 1840 geſchöpften ſtatiſtiſchen ꝛc. Datas beſchäftigen.

Charade.

(Dreiſylbig.)

Heil, wenn euch bei der Wahl der Zweiten
Die Erſte leitet — unverzagt.
Und Heil! wenn zu gewiſſen Zeiten
Die Dritt' der Zweiten nicht verſagt!
Dann labet euch — des Glückes eingedenk —
Am Ganzen als dem edelſten Getränk.

Gießen. W.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 8. Juli. (Zum Erſtenmale wiederholt): Der Gott und die Bayadère, Oper mit Ballet und Pantomime in 2 Abth., von Lichtenſtein, Muſik von Auber. — (Tänze und Pantomime arrangirt von Hrn. Balletmeiſter Martin, vom Hoftheater zu Stuttgart.) — (Gaſtrollen) Zoloé: Mad. Martin-Zimmann, vom Hoftheater zu Stuttgart. Fatme: Fräulein Marie Rau, vom Hoftheater zu Stuttgart.

Sonntag, 9. Juli. Mutterſegen, oder: die neue Fanchon, Schauſpiel mit Geſang in 5 Abth., nach dem Franzöſiſchen des G. Lemoine, von W. Friedrich, Muſik von Schäfer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druk und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 188. Montag, den 10. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

Don Chriſtophal erblaßte bei den Worten des Marquis, als wenn die Augen deſſelben ihm bis auf den Grund ſeiner Seele gedrungen wären. Er faßte ſich jedoch und antwortete, indem er ſeinen Schrecken unter einer grinſend-heitern Miene zu verbergen ſuchte: „Eure Hoheit täuſchen ſich; ich bin Spanier wie Sie. Meine Familie wohnte in Andaluſien. Cadix iſt meine Vaterſtadt."

Der Marquis ſchüttelte ungläubig den Kopf, und gab ſich einige Augenblicke ſeinen Gedanken hin. Dann klopfte er dem Medicus auf die Schulter und ſagte: „Alter Todtenbeſchwörer! ich laſſe Dich bei Deinen Leichen. Bedenke, daß ich Dir, verräthſt Du ein Wort von unſerer Unterhaltung, einen dieſer Tiſche zur Liegerſtatt anweiſen werde, auf welchem Deine unbeweglichen Pflegbefohlenen ruhen."

Der Alte verneigte ſich, ohne etwas zu erwiedern, und ergriff die Lampe, um ſeinen Gäſten einen gefahrloſen Rückweg durch die Winkel ſeines Hauſes möglich zu machen. Froh, aus dieſer Höhle des Todes herauszukommen, eilte Don Diego voraus. Auf der Stiege hielt Don Chriſtophal den Marquis an, flüſterte ihm vertraulich einige Worte zu, und geleitete beide Edelleute bis zur Hausthüre, wo er ſich ehrerbietigſt empfahl. — Vor ſich hinmurmelnd, trat er ſodann in's Haus zurück, warf ſeinen Mantel um, drückte ſeinen Hut in die Ohren und ſchickte ſich an, einen nächtlichen Gang zu machen. Er durchſchritt raſch mehrere Straßen der Stadt, und blieb endlich vor einem großen alten Hauſe in der Nähe des königlichen Pallaſtes ſtehen. Die Thüre öffnete ſich, und der Chirurg eilte unverzüglich über die marmorne Wendeltreppe in ein matterleuchtetes Gemach in dem obern Theile des Pallaſtes. Dort lag ein junger Mann todähnlich in tiefſtem Schlafe auf einem Ruhebett. Don Chriſtophal trat zu ihm heran, holte ein Fläſchchen aus ſeinem Gürtel hervor, und hielt es dem Kranken unter die Naſe. Alsbald hob ſich deſſen Bruſt, der Athem wurde hörbarer; und Leben und Bewegung kehrte in ſeine Glieder zurück.

„Wo bin ich?" fragte der Erwachende mit ſchwacher Stimme, indem er die Augen aufſchlug.

„Beruhigt Euch, Senner!" antwortete Don Chriſtophal, „ich bin bei Euch. Ihr habt dreißig Stunden geſchlafen, und Eure Wunde wird ſich, Gott ſey Dank, kraft meines vortrefflichen Balſams, nicht mehr öffnen."

„Ha, ich erinnere mich," entgegnete Don Beltran (denn er war der Kranke), und ſuchte ſeiner verwirrten Gedanken mächtig zu werden, „ich erinnere mich, wie ich, von der Maſſe überwältigt, ohnmächtig niederſank .... geſtern .... bei der Königin! meine Wunde öffnete ſich wieder .... warum doch? .... Ha, ein Elender hatte mich beſchimpft. Er hat die Kette von St. Jago mit Füßen getreten vor dem ganzen Hof, vor der Königin! und ich habe mich nicht gerächt. Chriſtophal, ein Schwert, ein Schwert, ich will ſein Blut, all' ſein Blut! Vor der Königin!" ſprach er wiederholt vor ſich hin, und Thränen der Wuth glänzten in ſeinen Augen.

„Herr Graf!" ſagte der Medicus, „Ihr werdet den Frevler ſchon ſtrafen, der Euch eine ſolche Beleidigung zugefügt hat. Aber in dem Augenblick nimmt Euch etwas Anderes in Anſpruch. Ein Brief, der ...."

„Gebt her!" rief Beltran, und ergriff haſtig ein kleines Pergament, welches ihm Don Chriſtophal hinreichte.

„Ich bin bereit, mit Dir zu gehen," fuhr er fort, und küßte das Billet, nachdem er es geleſen hatte. „Komm! komm! führe mich zu ihr, damit ich mich ihr zu Füßen werfe! Es dünkt mich eine Ewigkeit, ſeit ich ſie nicht geſehen habe! Komm! Chriſtophal, die Nacht iſt dunkel, nur ſchwach ſchimmert der Mond durch die dichten Wolken. Sonſt, Chriſtophal, habe ich die Nacht geliebt, wenn ſie wie eine arabiſche Sultanin mit dem ſternenbeſäeten fliegenden Gewand ſich klar und heiter über meine theuern andaluſiſchen Gebirge ausbreitete. Ich Thörichter! habe das Glück außerhalb geſucht, welches ich jetzt im Herzen finde! Komm, Chriſtophal! ſie erwartet mich; ich werde Dir nachher mein ganzes Leben geben, wenn Du es willſt!"

Don Chriſtophal half dem Grafen ſeinen etwas in Unordnung befindlichen Anzug zurecht richten. Nachdem dieſer die langen Haare auf der Stirne geſcheitelt und ſorgfältig geglättet hatte, legte er den Spiegel weg, reichte Don Beltran Mantel und Degen und ſagte: „Wohlan, Herr Graf! wir wollen gehen!"

„Wohlan," wiederholte Beltran, und goß wohlriechende Stoffe über ſein Kleid.

Chriſtophal ergriff eine Lampe und ging vor dem Grafen her. Bevor ſie zum Hauſe heraustraten, reichte er ihm noch eine Sammtmaſke. Dieſer zog ſie über das Geſicht, und beide gingen nun dem königlichen Schloß zu. Sie waren bereits

Digitized by Google

auf dem Vorplatz, als der Chirurg mit ſpähendem Blick um ſich ſchaute und Beltran zuflüſterte: „man folgt uns!“ Er deutete zugleich mit dem Finger auf einen in den Mantel gehüllten Mann, welcher an den Häuſern hinſchlich, um ſich, wie es ſchien, in ihrem Schatten zu verbergen.

„Folgt uns?“ wiederholte Don Beltran, und fuhr an ſeinen Degen. „Unglücklich der, welcher es wagen ſollte“ ....

Chriſtophal blieb endlich ſtehen. „Wir wollen eintreten!“ ſagte er, und wies auf eine kleine Thür des Schloſſes, welche er leiſe öffnete. „Wenn's ein Spion iſt, ſo wird er uns bald aus dem Geſicht verloren haben. Jedenfalls aber kann er uns nicht weiter folgen.“ Don Beltran richtete noch ein Mal einen ſcharfen Blick auf die dunkle Geſtalt, welche ſich tiefer in den Mantel zu verbergen ſuchte. Alsdann ſchloß der Medicus die Thüre.

Nachdem ſie eingetreten waren, ſagte Chriſtophal zu Beltran: „ich werde Wache halten. Alles iſt zu Eurer Ankunft vorbereitet. Das Schweigen der Nacht beſchützt Euch. Ihr wißt, wer Euch erwartet.“

Der Graf ſtieg leiſe eine kleine Treppe hinan, die zu einer Gallerie führte, wo ihn eine Dame im Dunkeln erwartete. „Seyd Ihr es, Donna Ineſilla?“ fragte er mit verſtellter Stimme.

„Ich bin's,“ war die Antwort.

Eine Hand faßte die ſeinige und führte ihn durch tauſend dunkle Gänge zu einer Thüre, die ſich vor ihnen öffnete.

„Adieu!“ flüſterte Donna Ineſilla dem Grafen in's Ohr. „Ihr werdet mich in der Gallerie wiederfinden!“

Don Beltran hob einen Sammtvorhang auf, und trat in ein prachtvolles, reich tapezirtes Gemach. Es war ſchwach erleuchtet durch eine ſilberne Lampe, welche von dem vergoldeten Deckgewölbe herabhing. Eine junge Frau von anſehnlicher Schönheit, deren Aeußeres noch durch eine geſchmackvolle, eben ſo anmuthige als einfache Toilette erhöht wurde, erhob ſich ſogleich von dem Lehnſtuhl, als Don Beltran erſchien. Der Graf, ohne ihr Zeit zu laſſen, einen Schritt zu thun, ſtürzte ſich ihr zu Füßen. Sie erhob ihn lächelnd und bedeutete ihm, ſich auf dem dicht neben ihr ſtehenden Lehnſtuhl niederzulaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Kaleidoſkop.

Der flammändiſche Maler Broor, auch Brauwer, war ein Sonderling und gefiel ſich in jenem Cynismus, welcher den Künſtlern ſeiner Schule oft eigen geweſen. Da er ſah, daß ihn ſeine Freunde nur deßwegen von ihren Feſten öfters ausſchloſſen, weil er ſchlecht gekleidet war, ſo ließ er ſich einen ſehr feinen Anzug machen und verfügte ſich in demſelben zu einem heitern Mahl. Als die beſte Schüſſel aufgetragen wurde, befleckte er ſein koſtbares Kleid mit dieſer Speiſe und ſagte: „Da ihr nicht mich, ſondern nur mein Kleid eingeladen habt, ſo muß ich doch wohl dieſes auch von euren Speiſen koſten laſſen.“ Hierauf verließ er die Geſellſchaft und begab ſich in eine Weinkneipe, die ſein Lieblingsaufenthalt war. Solche und ähnliche Züge werden viele von dem genialen Broor erzählt.

Joſeph Ribéra, mit dem Beinamen Eſpagnolet, ein ſpaniſcher Maler, lebte in der äußerſten Armuth, an die er ſich jedoch, ſeinem Talente ganz unbeſchadet, gewöhnt hatte. Die Kunſt lehrte ihn jedes Opfer bringen und jeglicher Entbehrung ſich unterziehen; er machte ſogar eine für ihn mit den größten Mühſeligkeiten verknüpfte Reiſe nach Italien, von Roms Meiſterwerken, von denen er ſo viel gehört hatte, mächtig angezogen. Eines Tages ſah ihn ein Cardinal auf dem Felde zeichnen und wurde eben ſo ſehr von dem Talente Ribéra's überraſcht, als von der Armuth des Künſtlers ſchmerzlich ergriffen. Er nahm ihn daher mit in ſein Haus und bot ihm alle Annehmlichkeiten eines bequemen und ſorgenloſen Lebens. Einige Wochen lang gefiel dies dem Maler, dann aber verließ er plötzlich das Haus ſeines Wohlthäters, welchem er durch einen Brief anzeigte, daß er geſonnen ſey, in ſeine frühere Armuth zurückzukehren, indem das Wohlleben alle Liebe zur Arbeit und zur Kunſt bei ihm getödtet habe, und er durchaus arm ſeyn müſſe, wenn er mit Erfolg arbeiten wolle. So war der gute Ribéra bei ſeiner Armuth reich; aber es gibt Andere, die bei ihrem Reichthum arm ſind.

Es wird erzählt, daß der Kaiſer Julian Paris ſehr geliebt habe und zwar, wie er ſich ausdrückte, wegen des ernſten und gediegenen Charakters ſeiner Bewohner. Seit jener Zeit muß der Charakter der Pariſer ſich bedeutend verändert haben.

Ein geiſtreicher Schriftſteller hat ſehr treffend geſagt: Man bewundert oft Männer, die Stunden lang über einen wichtigen Gegenſtand gelehrt ſprechen können, aber mehr noch ſollte man Frauen bewundern, die Stunden lang über Nichts ungelehrt reden. — Viel und gut ſprechen, iſt das Talent eines guten Unterhalters; wenig und gut ſprechen, das eines Weiſen; viel und ſchlecht ſprechen, das eines Schwätzers.

Madame Monteſpan hatte zwei Schweſtern, Madame Thianges und Mad. Fontevrault. Die erſte war gelehrt, die zweite eingebildet und adelſtolz und die dritte einfach und natürlich. Der Abbé Fétu ſagte daher von den drei Schweſtern: „Mad. Monteſpan ſpricht wie eine Leſende, Mad. Thianges wie eine Träumende und Mad. Fontevrault wie eine Sprechende.“

Während Karl V. in Brüſſel Hof hielt, hatte ſich zwiſchen zwei Damen des höchſten Ranges ein Streit entſponnen, welche von ihnen bei den Feſten am Hof den Vortritt haben ſolle. Der Kaiſer behielt ſich vor, in dieſer Angelegenheit die Entſcheidung ſelber abzugeben. Man muß den Hochmuth und die Eiferſucht ſolcher Frauen kennen, um zu begreifen, welche Kabalen geſpielt und welche Mittel in Bewegung geſetzt wurden, um einander den Rang abzulaufen. Endlich erſchien der Tag des Urtheils und beide Parteien waren auf's höchſte geſpannt. Da erſchien der Kaiſer und gab ſtatt langer Erörterungen oder freundlicher Verſuche zur Ausgleichung das höchſt überraſchende, aber treffende Votum: „Die größte Thörin von beiden iſt des Vortritts würdig und ſoll denſelben von heute an in Anſpruch nehmen dürfen.“

Die franzöſiſche Akademie beſteht aus vierzig Mitgliedern, und es darf die Zahl derſelben nicht überſchritten werden. So oft nun die Akademiker auch zur Zielſcheibe des Witzes der Nicht-Akademiker dienen müſſen, ſo bewerben ſich doch, ſobald ein Platz in jener Republik der Gelehrten erledigt wird, Hunderte um denſelben. Es hat daher ein geiſtreicher Mann ſehr wahr geſagt: „Wann wir vollzählig und unſerer vierzig beiſammen ſind, ſo machen die Andern ſich luſtig über uns; ſind wir

Digitized by Google

aber nur neununddreißig, ſo liegen alle Spötter uns zu Füßen, und Jeder bettelt um die Gnade, der Vierzigſte zu werden."

Ein franzöſiſcher Schriftſteller hat geſagt: „Ein ächter Diplomat muß kalt ſeyn, wie Eis, hart wie Stein, glatt wie ein Aal, neugierig wie ein Zeitungsſchreiber, ſtumm wie ein Fiſch, mißtrauiſch wie ein Geizhals, klug wie eine Schlange, beweglich wie ein Wetterhahn, liſtig wie ein Fuchs und herzlos wie ein alter Gefangenwärter." W.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein tröſtender Vergleich A. Zeune's.) Zeune, der Begründer und Dirigent der Berliner Blinden-Anſtalt, charakteriſirt, bei Gelegenheit der Vertheidigung der Blinden gegen das denſelben von Guillié abgeſprochene Gefühl der Scham, die Scham in ſeinem jüngſt erſchienenen „Beliſar" folgendermaßen: „Sie kündigt ſich, ſagt dieſer ſcharfe Beobachter der Menſchen, durch das Erröthen der Wangen an, welches man die Abendröthe der Unſchuld und die Morgenröthe des Selbſtbewußtſeyns (jenes Baums der Erkenntniß) nennen könnte, und welches eine eben ſo ewige Beglaubigung der Menſchheit iſt als nach Schillers Don Carlos die Thränen."

(Mannheim, Ende Juni.) Die gewünſchte Wiederholung einer wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Produktion bürgt vornherein für die praktiſche Anwendung. Dem elektro-magnetiſchen Telegraphen des Hrn. W. Fardely iſt geſtern dieſe Ehre zum zweiten Male widerfahren und fand abermals freudige Anerkennung. Eine Rede des Präſidenten bevorwortete dieſe Leiſtung, welche im Gebiete der Wiſſenſchaft einen ſo ſchönen und vortheilhaften Rang einnimmt. Demnächſt dürften wir gewiß einer, durch den Raum weniger beſchränkten Manipulation des Telegraphen, wahrſcheinlich von hier nach Ludwigshafen, entgegenſehen. Sobald die von Hrn. Fardely angekündigte Schrift über elektriſche Telegraphie erſchienen iſt, werde ich mir erlauben, Ihnen das Wichtigſte davon mitzutheilen, welches für die geehrten Leſer Ihrer Zeitſchrift von Intereſſe ſeyn wird.

(Einladung zur Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner.) Nachdem in der vorjährigen fünften Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner zu Ulm für dieſes Jahr Kaſſel als Ort der Zuſammenkunft gewählt, und durch höchſtes Reſcript genehmigt worden iſt, laden die Unterzeichneten, mit der Führung der Geſchäfte beauftragt, hiermit Alle, welche ſich für die Zwecke dieſes Vereins intereſſiren, insbeſondere die Lehrer an Univerſitäten und Gymnaſien, ergebenſt ein, dieſer Verſammlung, welche vom 2. bis 5. Oktober ſtattfinden ſoll, geneigteſt beizuwohnen. Zugleich erſuchen wir diejenigen Herren, welche Vorträge in den Sitzungen des Vereins zu halten gedenken, den Statuten gemäß, eine Abſchrift oder, im Fall frei zu haltender Vorträge, das Thema derſelben nebſt Andeutung der Hauptſätze, ſpäteſtens bis acht Tage vor Eröffnung der Verſammlung an die Unterzeichneten gelangen zu laſſen. Zuſendungen, Anmeldungen und Briefe, welche den Verein betreffen, wollen die Herren Theilnehmer an das Präſidium adreſſiren, welches auch den bis zum 10. September ihm zugehenden Wünſchen, wegen Privat- oder Gaſtwohnungen, zu entſprechen möglichſt bemüht ſeyn wird. Kaſſel und Marburg, am 1. Juli 1843. Dr. Weber, Gymnaſial-Direktor. Prof. Th. Bergk.

Ein bei Camden, unweit London, vorgefallenes Piſtolenduell zwiſchen Oberſt Fawcett und ſeinem Schwager, Lieutenant Munroe, macht großes Aufſehen, da erſterer heute an der empfangenen Wunde geſtorben iſt. Sein Gegner, ſo wie die beiderſeitigen Sekundanten, haben ſich geflüchtet. Als Urſache des Streites gibt man an, daß der Lieutenant von der Gattin des Oberſten, einer Schweſter ſeiner eigenen Frau, ungebührlich geſprochen habe.

(Gefahr bei'm Gebrauch der Percuſſionsgewehre.) Die Landesregierung zu Meiningen hat Folgendes bekannt gemacht: „Schon mehrfach will man die Beobachtung gemacht haben, daß eine Selbſtentladung der Percuſſionsgewehre dann erfolgt, wenn dieſelben, vom Pulverdampfe beſchmutzt, unter Einwirkung der Näſſe wieder geladen, mit aufgeſetztem Zündhütchen längere Zeit aufbewahrt werden. Unter dieſen Umſtänden erfolgt eine chemiſche Zerſetzung der Zündmaſſe, und in manchen Fällen dadurch eine Selbſtentzündung derſelben. Erſt neuerer Zeit iſt im hieſigen Lande ein Fall vorgekommen, wo ein Percuſſionsgewehr auf die bezeichnete Weiſe ſich entlud, und wir ſehen uns deshalb veranlaßt, hierauf aufmerkſam zu machen, und allen denen, die der Percuſſionsgewehre ſich bedienen, zu Vermeidung möglicher Gefahr anzuempfehlen, von feucht gewordenen oder ſtark beſchmutzten wieder geladenen Gewehren, wenn ſie in dieſem letzten Zuſtande aufbewahrt werden ſollten, jedes Mal das Zündhütchen abzunehmen und den Zündſtift, an welchem bei'm Abnehmen der Hütchen oft Zündmaſſe hängen bleibt, ſorgfältig zu reinigen."

(Die Vegetation in der Nähe großer Städte.) Mr. Richard Brinsley Hinds ſtellt in ſeiner botaniſchen Geographie die Behauptung auf: daß die Nachbarſchaft großer Städte einen entſchiedenen Einfluß auf die Vegetation habe. Rings um London (ſagt er) iſt dieſelbe ungemein üppig, und die Urſache dieſer Erſcheinung liegt offenbar darin, daß die Atmoſphäre mit hundertfältigen Stoffen geſchwängert iſt, welche ſich für das Pflanzenleben als nahrhaft und gedeihlich erweiſen.

Literatur.

1.

Menſchen, die ſich ihr ganzes Leben hindurch in gewiſſen Kreiſen bewegen, können bei gutem Willen über dieſe die treffendſten und intereſſanteſten Mittheilungen machen. Frauen hinwieder ſind die gewiſſenhafteſten und treueſten Detailmaler der Seelenzuſtände und der Stufengänge im weiblichen Streben und Leben. Dieſe wohlwollende kritiſche Einleitung möchten wir einem Buche vorausſenden, einem Romane in zwei Bänden, welcher unter dem Titel: „Ein Phantaſieleben und ſeine Folgen" im hieſigen Sauerländer'ſchen Verlage jüngſt erſchienen iſt und deſſen Verfaſſerin, Freifrau von Dalberg, das Erſtlingsproduct ihrer Muſe mit dem Wappenſchilde eines hiſtoriſch berühmten deutſchen Namens ſchmückt. Die Irrthümer einer in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft ſich bewegenden Frau, ihr Streben nach Emancipation aus geiſtigen und ſocialen Feſſeln, dieſes Streben gleichſam als eine Charakter-Eingeborrnheit, anfänglich und

Digitized by Google

bei den blaſirten Anſichten der Gegenwart leicht zu entſchuldigen, ſpäter in Fehltritte übergehend und moraliſch verſinkend, bis es, durch den ſchmerzlichen Prozeß des Feuers geläutert und abgebüßt, das Urtheil der Verdammung in ein Gefühl der Theilnahme und des Mitleids verwandelt, — dies bildet den Inhalt des genannten Romans. Mit beſonderer Sorgfalt ſind jene Abtheilungen ausgearbeitet, in welchen der Irrthum noch als ein leicht zu entſchuldigender erſcheint, und hier iſt allen Schattirungen des Frauencharakters, allen Fortſchritten einer mächtig anwachſenden Idee die größte Wahrheit und Treue der Zeichnung gewidmet. Es iſt ein tüchtiges Stück Weltleben, das uns die Verfaſſerin vorführt, worin ſich Geiſt und Beobachtungsgabe ausſpricht. Da das Buch die dem Zeitgeiſte aufgedrungenen Emancipationsverſuche des Frauenthums bekämpft und dieſen modernen Irrthum der Gegenwart auf der Wage der Moral abwägt, ſo können wir den Roman der Frau v. Dalberg als einen zeitgemäßen empfehlen und als einen ſolchen, deſſen Autorſchaft und deſſen Verbreitung dem geſunden, edlen deutſchen Frauenſinne Ehre macht.

2.

Wie das erſte Erforderniß eines Drama's lebendige, raſch fortſchreitende Handlung, ſo das erſte eines Romans lebendige und anziehende Begebenheit. Wahrheit und Intereſſe der Charaktere iſt beiden unerläßlich. Der neu erſchienene Roman von Heribert Rau — Thaddäus Kosciuszko. — iſt ein hiſtoriſcher und zerfällt nach ſeinen drei Bänden in drei Abtheilungen, des Helden Jugendleben, ſein Aufenthalt in Amerika und ſeine politiſche und militäriſche Wirkſamkeit. Obwohl der Verfaſſer aus guten Quellen geſchöpft und deren Ergebniſſe wohl benuzt hat, ſo iſt doch ſein Roman kein hiſtoriſches Compendium geworden, ſondern das unterhaltende Element der Novelle iſt vorherrſchend geblieben. Wer Geſchichte ſtudieren will, der wird wiſſen, wo er ſolche zu ſuchen hat. Den Freunden einer leichten und gefälligen Unterhaltungslectüre iſt Heribert Rau's Novelle eine ihre Theilnahme feſſelnde. Auch muß ruhmend bemerkt werden, daß der Verfaſſer weder irgend ein Zeitintereſſe verlezt, noch gegen Staat und Kirche feindſelig oder verlezend ſich aufgelehnt hat. Sein Held iſt kein demokratiſch-ungeſtümer Ultraliberaler, ſondern ein von wahrem Patriotismus geleiteter Freund ſeines Vaterlandes, wie ihn die Geſchichte ſchildert. An intereſſanten Epiſoden und Sittengemälden, ſo wie an poetiſch aufgefaßten Momenten fehlt es dieſem Romane nicht, deſſen Darſtellungsweiſe eine anziehende, eine auch mitunter nach moderner Weiſe etwas leicht gehaltene und flüchtige iſt. W.

Korreſpondenz.

Berlin, im Juli.

Die archäologiſchen Sammlungen des königl. Muſeums ſind in den lezten Jahren durch die Municenz des Königs ſehr bereichert worden. Die Drovetti'ſchen ägyptiſchen Alterthümer und die von Prof. Gerhard auf ſeinen wiederholten italieniſchen Reiſen gemachten antiquariſchen Erwerbungen ſind angekauft worden; ebenſo die (Boiſſerée'ſche) berühmte Schüſſel mit der Amazonen-Schlacht, ſo wie auch der Sarg des Patrocles aus Soeſt. Auch die mit den archäologiſchen Wiſſenſchaften im engſten Zuſammenhange ſtehende Münz-, Siegel- und Wappenkunde hat ſeit den lezt verfloſſenen fünf Jahren durch die Thätigkeit der Herren Pinder, Bocsberg, und ganz beſonders durch die ſeit 1841 begründete inhaltreiche Zeitſchrift des Dr. Köhne (Aſſocié der numismatiſchen Geſellſchaft in London) für Münz-, Siegel- und Wappenkunde große Fortſchritte gemacht. Dieſe von dem Miniſterium der Unterrichtsangelegenheiten unterſtüzte Zeitſchrift füllt eine große Lücke in dieſer Richtung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften aus, indem dieſelbe nicht allein durch gründliche, auf tiefen archäologiſchen Studien beruhende Abhandlungen des Redacteurs und anderer gelehrten Numismatiker, ſondern auch als Niederlegungsort wohlgelungener Abdrücke unedirter Münzen des In- und Auslands ſich eine bedeutende Stelle gewonnen hat. Die äußerſt reiche Wappenſammlung des geh. Staats-Archivars Köhne, die v. Rauch'ſche Münzſammlung in Charlottenburg, welche über 10,000 Münzen enthält, die von gleicher Chiffre des Obriſtlieutenants Schmidt und die des Kaufmanns Cappe, welche aus mehr denn 20,000 beſteht, ſind freilich außerordentliche Hülfsmittel, die ſich ſelten in einer Stadt vereint finden. — Das hieſige, von dem als Geograph und gelehrter Kenner des Altdeutſchen weithin berühmten Stifter der geographiſchen und deutſchen Geſellſchaft, A. Zeune, gegründete und dirigirte Blindeninſtitut (vielleicht die beſtorganiſirte unter den in Europa und Amerika vorhandenen 41 derartigen Anſtalten) hat ſeinen weithin verbreiteten „Beliſar“ in einer ſechsten, durch vielfache inhaltsreiche Zuſätze zu den Prolegomenen bereicherten Auflage erſcheinen laſſen. Es ergibt ſich aus dieſer Schrift, daß die Zahl der Zöglinge 40 ſind, von welchen 21 des Genuſſes einer feſten Koſtſtelle auf Staatskoſten theilhaftig ſind, während die Anſtalt noch von 8 Privat-Koſtgängern und 8 Schulgängern beſucht wird.

Vom Rhein, im Juli.

Seit fünf Jahren wieder zum Erſtenmal auf der Durchreiſe in Stuttgart, bemerkte ich ſchon bei meiner Ankunft manche Verſchönerung, was mich bewog, einige Tage zu bleiben, um der Hauptſtadt meines Vaterlandes mehr Aufmerkſamkeit als früher ſchenken zu können. Vor Allem fiel mir die nach allen Seiten vorgenommene Vergrößerung der Stadt in's Auge; eine Maſſe von neuen, meiſt geſchmackvoll ausgeführten Gebäuden ſind in dieſer kurzen Zeit entſtanden und die Stadt hat ſich in der Richtung gegen Cannſtadt in ſolcher Ausdehnung vergrößert, daß es wohl kaum über ein Jahrzehent anſtehen dürfte, bis dieſelbe das Ufer des Neckars erreicht. Aber auch die Fortſchritte im Gewerbsleben ꝛc ſind unverkennbar; ein neues Etabliſſement gründet ſich um das andere, und beſonders gewahrt man in Gaſthäuſern und Kaufläden eine hübſche äußere und innere Ausſtattung. Unter den erſteren verdient das Hotel Hermann mit allem Rechte einer beſonderen Erwähnung. Es iſt dieſes Etabliſſement eines der ſchönſten, die ich je geſehen habe, vis à vis des k. Hoftheaters und des k. Reſidenzſchloſſes, am Eingange der k. Anlagen, zeichnet es ſich eben ſo durch ſeine anmuthige Lage, eine wahrhaft prachtvolle Einrichtung, wie auch vorzügliche Küche und expedite Bedienung aus und wird beinahe von jedem Fremden beſucht. In nächſter Umgebung ſprach mich Cannſtadt und Berg am meiſten an, welche beide Badeorte im Verhältniſſe zu Stuttgart gleich verſchönert wurden, — aber auch Untertürkheim, wo ich die feinſten Neckarweine zu koſten bekam, verdient hier einer Erwähnung. Die übrige Umgebung Stuttgarts iſt reich an hübſchen Spaziergängen, Vergnügungsorten und intereſſanten Punkten, und nachdem ich Hohenheim und die Solitüde beſucht hatte, reiſte ich weiter mit dem Bewußtſeyn, einige Tage recht angenehm verlebt zu haben.

Auflöſung der Charade in Nro. 187.

Liebfraumilch.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. Juli. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Muſik von Auber. Vorkommende Tänze componirt von Hrn. Balletmeiſter Martin und ausgeführt von demſelben und Mad. Martin-Zimmann. Act I. Pas de deux noble, Muſik von Fr. Schira. Act III. Pas de deux de la Rose, Muſik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 189. Dienſtag, den 11. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

„Hohe Frau!“ ſagte Beltran, „wie danke ich Euch für das Billet!“

„Don Beltran, ich bin die unwillkürliche Urſache all' des Unglücks, welches Euch ſeit zwei Tagen getroffen hat.“

„Ein Wort von Euern Lippen, Verehrteſte! ein Lächeln Eures Mundes nimmt alle Erinnerung an Das weg, was ich leiden mußte.“

„O!“ ſeufzte die junge Frau, „Eure Leiden für mich ſind vielleicht noch nicht zu Ende. Es iſt eine traurige Fügung über mich verhängt, die ihren ſchlimmen Einfluß auf Alles erſtreckt, was mir theuer iſt.“

„Wenn Eure Gewogenheit mir bleibt, ſo werde ich nie mein Geſchick beklagen.“

„Eine bittere und ſchmerzliche Gewogenheit, Don Beltran, die ſich mit dem Dunkel der Nacht verbünden muß, um ihre Geheimniſſe vor den ewig drohenden Gefahren zu ſchützen! Beſtändig zittern, daß das Gefühl des Herzens entdeckt werde und einen Sturm errege, der uns beide zerſchellt! Zwiſchen Euch und mir beſtändig das Ohr eines Spionen oder den Dolch eines Verräthers argwöhnen zu müſſen! .... Ich folge ja nur dem Zuge meines Innern, welches liebt, weil es liebebedürftig iſt, und ſonſt keine Liebe findet! Ihr grauſamen Menſchen, wollt ihr denn nicht, daß ſich das Herz am Herzen freue? Habt ihr mich auf den Thron gehoben, damit ich in unnahbare Ferne, in tödtliche Einſamkeit entrückt ſey?“ ....

„Welch dunkle Bilder ruft Ihr hervor, hohe Frau?“ ſagte Don Beltran.

„Iſt es nicht ſo? Schweben nicht alle Gefahren über unſerm Haupt? Ich betrachte ſie mit feſtem und ruhigem Auge. Gott ſey mein Zeuge! aber von nun an ändere ſich Alles zwiſchen mir und Euch.“

„Wie? Verehrteſte!“

„Die Gründe liegen nahe genug. Ihr kennt die Hoffnungen, die der König bereits öffentlich dem Volk hat verkünden laſſen. Ihr kennt die tauſend mißtrauiſchen Augen, die mich fortan beobachten werden, die übelwollenden Zungen, die meinen Gemahl umgeben. Die Vorſicht zwingt uns, wir müſſen uns trennen!“

„Uns trennen?“ ſtotterte Don Beltran. „O Gott!“

„Hatte ich nicht Recht, wenn ich ſagte, es ſtänden uns noch größere Leiden bevor?“

„Uns trennen!“ wiederholte der Graf. — „Nein! unmöglich! nie!“

„Es muß ſeyn, Don Beltran. Ich beſchwöre Euch, morgen abzureiſen, Caſtilien ganz zu verlaſſen. In einem Jahr werden wir uns wiederſehen. Ich werde dieſelbe bleiben.“

„Abreiſen, o nehmt dieſen grauſamen Befehl zurück. Ich ſollte ein Jahr lang Euch nicht ſehen, Euern Namen nicht nennen hören?“

„Graf von Ledesma! betrachtet die Lage der Dinge! Fordert nicht das Unmögliche!“

„Juanna! Juanna! Ihr zerreißet mir das Herz!“ rief Don Beltran, vor Verzweiflung außer ſich. „Doch, Ihr wollt es, genug! ich will dieſen Hof, dieſen Pallaſt, Alles verlaſſen, was mich hier glücklich macht, will mich in das Dunkel der Einſamkeit zurückziehen, wo Niemand in der Welt, Ihr ſelbſt nicht, mich vermuthen werdet. Laßt mich im Geiſte um Euch ſeyn, allen Schritten folgen, die Ihr wandelt. Nichts als dies, Juanna, und ich gehorche Euch!“

„Hier iſt ein Brief, den Ihr mir an den König von Portugal, meinen Bruder, beſorgen werdet,“ erwiederte traurig die junge Königin, ohne auf ſeine Klagen zu hören. „Die Zeit eilt; es wäre unklug, länger zu verweilen. In einem Jahr wirſt Du mich wiederſehen, und dann werde ich Dich, wie jetzt, an mein Herz drücken.“

In dem Augenblicke hörte man Tritte und Stimmen, die von der Gallerie herzukommen ſchienen. Die Königin horchte auf.

„Hört Ihr nicht Lärm, Don Beltran? Gott, wenn wir verrathen wären!“

Der Graf von Ledesma ergriff Mantel und Schwert.

„Schnell! ſchnell!“ rief ſie mit unbeſchreiblichem Schrecken.

„Lebt wohl! Lebt wohl!“

„Nein, bleibt! ſie würden Euch tödten, Don Beltran. Ohne Zweifel ſind alle Ausgänge beſetzt.“

„Fürchtet nichts, hohe Frau! ich werde mich zu vertheidigen wiſſen. Doch dort ſehe ich eine geheime Thür.“

„Sie führt zu Donna Ineſilla Guiomar.“

„Dort will ich hinein.“

Der Graf von Ledesma entſchlüpfte durch die Gardine, welche die Thüre verbarg. Ein Mann trat herein. Die Königin ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus.

Digitized by Google

„Don Diego!“ rief der Graf, und riß den Degen aus der Scheide.

Es war in der That der Sohn des Marquis von Villena, der an der Thüre stand.

„Halt!“ ſagte er zu Don Beltran, indem er ihn am Arme faßte. „Was willſt Du, Wahnſinniger? Ich komme, um Dich zu retten.“

„Du?“

„Ja. Folge mir in das Gemach der Donna Ineſilla. Ich kenne bereits Dein Geheimniß, und will nicht mehr Deinen Tod. Verzeiht mir, Don Beltran, bei Gott! ich will Euch das Unrecht vergüten, welches ich Euch angethan.“

Im Augenblick, als beide ſich in das Gemach der Donna Ineſilla zurückzogen, öffnete ſich eine andere Thüre des Gemachs der Königin, und herein trat der Marquis von Villena, der den König geleitete. Don Chriſtophal folgte ihnen. — Der Marquis ſtand wie niedergeſchmettert da, als er ſeine Hoffnung vereitelt ſah. Vor ſich die erzürnte Königin, erliegend unter der Schwere einer Anklage, die er nicht begründen konnte, und die auf den Ankläger ſelbſt zurückfiel. Nichts deſto weniger wollte er den Sturm bemeiſtern. Don Enrico hieß ihn jedoch ſchweigen, und winkte ihm, abzutreten. Dies war ein Verdammungsurtheil über den alten Miniſter. Da trat zur rechten Zeit der Großmeiſter von Calatrava, Don Pedro Giron, ein.

„Sire!“ ſagte er, und blieb auf der Thürſchwelle ſtehen, die er aus Ehrfurcht nicht zu überſchreiten wagte, „wir kommen hieher, um Don Beltran gefangen zu nehmen. Wir ſind überzeugt, daß er ſich im Pallaſte befindet. Sprecht ein Wort, und der Schuldige wird Euch zu Füßen gebracht werden.“

Der König zitterte. Die Königin ſenkte das Haupt und war einer Ohnmacht nahe. Da näherte ſich Don Chriſtophal dem König, ließ ſich auf die Knie nieder und ſprach: „Hoheit, verzeiht dem Sennor Don Pedro Giron und ſeinem edlen Bruder ihren Irrthum. Sie haben die Briefe noch nicht erhalten, die Eure Hoheit an ſie geſendet haben. Sie wiſſen noch nicht, daß Ihr heute die Gnade hattet, den Graf von Ledesma zum Großmeiſter Eures Hauſes zu ernennen, und daß dieſer Dienſtangelegenheiten halber allerdings hier ſeyn könnte.“

„Das wäre wunderbar!“ brummte der alte Marquis. „Verhält es ſich ſo, Hoheit?“

„Es iſt allerdings ſo, meine Herren!“ erwiederte Don Enrico, indem er das Haupt wieder erhob.

„Dann werdet Ihr auch wohl nicht zögern, Herr König von Caſtilien!“ entgegnete verwegen der Marquis, „Euerm neuen Günſtling die Großmeiſterei von St. Jago, die eben vacant iſt, heute noch zu übertragen?“

„Auch die Einkünfte und die Titel des Herzogthums Albuquerque,“ fuhr Don Pedro Giron fort, „erwarten einen Nachfolger, Hoheit!“

„Bei allen Heiligen! meine Herren,“ bemerkte der König, „das ſollt Ihr mir nicht umſonſt geſagt haben. Ich erkläre hiermit und übertrage dem Don Beltran de la Cueva, Graf von Ledesma und Großmeiſter unſeres Hauſes, die Stelle des Großmeiſters von St. Jago und den Titel und die Einkünfte des Herzogthums Albuquerque. So ſtrafe ich Eure Verläumdungen und Anmaßungen.“

(Fortſetzung folgt.)

Das neue Lied vom Rhein.

Von Ludwig Wihl. *)

Das freie Wort, die freie That,
O Brüder, laßt uns preiſen!
Es ſteht ſchon da in reicher Saat
Ein Volk, ſo ſtark wie Eiſen,
Ein Volk, wie helles Gold ſo rein,
Das Volk, das Volk am deutſchen Rhein!

Es reicht ſich Jeder treu die Hand
Und fühlt ſich hoch getragen
Vom Geiſt im lieben Vaterland,
Wie in der Vorzeit Tagen,
Ein Geiſt, wie helles Gold ſo rein,
Der Geiſt, der Geiſt am deutſchen Rhein!

Es ſey ein donnernd Hoch gebracht
Dem König: Er ſoll leben!
Durch deſſen Ruf iſt auferwacht
Ein freies deutſches Streben,
Ein Sinn, wie helles Gold ſo rein,
Der Sinn, der Sinn am deutſchen Rhein!

Und dieſer Sinn und dieſer Geiſt,
Wie regt er ſeine Flügel,
Dem Aare gleich, der fliegt und kreiſ't
Hoch über Berg und Hügel,
Ein Geiſt, ein Geiſt, wie Gold ſo rein,
Der Geiſt, der Geiſt am deutſchen Rhein!

Hoch leben dann die Stände auch,
Die laut, einſtimmig ſprechen:
Die Prügel ſind am Rhein nicht Brauch,
Den Stock ſoll man zerbrechen! —
Die Prügel ſollen türkiſch ſeyn,
Drum weg damit vom deutſchen Rhein!

Auch ſey das Recht kein Lohnlakei,
Der ſchielet nach dem Kleide,
Ob Knecht, ob Junker einer ſey,
Ein gleicher Spruch für beide!
Ein Recht, wie helles Gold ſo rein,
Das Recht, das Recht am deutſchen Rhein!

Der Rhein, der Rhein, er werde frei
Vom Scheitel bis zu Füßen,
Mit deutſchem Lied und Melodei
Soll man ihn allwärts grüßen:
Ein Lied, wie helles Gold ſo rein,
Ein Lied, ein Lied vom deutſchen Rhein!

*) Dies Gedicht wurde bei dem am 2. Juli in Aachen ſtattgefundenen Feſte bei der Rückkunft der Aachener Deputation von Düſſeldorf mit vielem Beifall geſungen.

Digitized by Google

Die Toilette.

(Von Herloßſohn.)

Die Toilette iſt die älteſte Erfindung der Damen. Schon Eva ſoll im Paradies im Spiegel eines Baches ſich wohlgefällig betrachtet und ihr Haar à la chinoise geordnet haben. Seitdem haben die Frauen aller Nationen, ſie mögen noch ſo wild ſeyn, ihre Toilette. Die Europäerin ſchminkt ſich, die Amerikanerin tätowirt ſich, die Malayin durchbohrt den Naſenknorpel, die Samojedin drückt ihre Naſe platt, die Irokeſin beſtreicht ſich mit Thran; das gehört alles zur Toilette. Das ſchöne Geſchlecht will nicht nur ſchön ſeyn, ſondern auch ſchön ausſehen, und dazu dient der Putz. Die Toilette iſt der geheime Iſistempel der Damen, wo ſie als verſchleierte Bilder zu Sais für die übrige Welt erſcheinen; ſie iſt aber auch der Tempel der Wahrheit, wo ſie ungeſchminkt und natürlich erſcheinen, der Divan ihrer Berathungen über Herzensangelegenheiten und Eroberungen, das Orakel, bei welchem ſie ſich nach einem zu erfechtenden Siege erkunden, das Fegfeuer, aus welchem ſie gereinigt hervorgehen, das geheime Maskeradenzimmer, wo ſie ſich für die übrige Welt unkenntlich machen, der Waffenſaal ihrer erotiſchen Geſchoſſe, die Kirche, in welcher ſie voll Inbrunſt ſitzen und der Kammerfrau den Text leſen, die Vorſchule zum Ball und das Vorwerk zur Vermählung. Ohne Toilette gäbe es keine Kunſt und ohne Kunſt keine Damen. Seitdem die Natur ſo ſchülerhaft geworden iſt, daß ſie verbeſſert werden muß, muß auch der Schein alles zu Natürlichen vermieden werden. Vor der Toilette iſt die Dame nur Weib — im Salon iſt ſie Dame, im Hauſe Mutter und Gattin, je nachdem es die Umſtände erfordern, oder Sängerin, oder Deklamatrice, auf dem Ball Tänzerin u. ſ. w. Alles dieſes aber könnte ſie nicht ohne Toilette ſeyn; darum hätte es der Schöpfer beſſer gemacht, wenn er erſt die Toilette und dann das Weib erſchaffen hätte, inſofern man nicht annehmen will, daß ihr zuerſt Adam als Toilette gedient, der als erſter Menſch übrigens hölzern genug geweſen ſeyn mag.

Ein alter Dichter ſagt etwas ungalant: Manche Dame ſteigt als Raupe aus dem Bette und kommt als Schmetterling von der Toilette. Hierdurch wäre die Seelenwanderung, die Metempſychoſe, erwieſen, und wenn unſere Damen zu flatterhaft werden, braucht man ihnen nur die Toilette zu nehmen.

Die Dame tritt des Morgens an ihre Toilette, wie in ein Arſenal. „Hier", ſagt ſie (indem ſie die Locke über dem rechten Auge hoch auftoupiren läßt), „errichte ich eine Batterie gegen den A—, „dort" indem ſie den Gazeſchleier loſe über die Schulter anſtecken läßt) eine Redoute gegen B—; meine beiden durchſichtigen Paſchärmel ſollen als Amorskanonen ein Kreuzfeuer gegen C— während des Cotillons unterhalten. Dieſes regardez-moi ſoll gegen D— die Wirkung einer Sternſchanze ausüben. Sobald ich den Mund zum Lächeln verziehe und nur ein klein wenig die obere Zahnreihe erblicken laſſe, ſoll E— erbeben und um Gnade flehen."

Bei der Toilette, mit den Papilloten, den Haarwickeln werden die größten Verſchwörungen angezettelt und durch das Brenneiſen wird mancher Brand in ein ruhiges Männerherz geſchleudert, durch die Haarflechten wird manches Schickſal geflochten, das nur mit den grauſamſten Schmerzen wieder auseinander gezauſ't werden kann. Die Schminke bringt es dahin, daß manche Dame in der Ehe ungeſchminkt erſcheint, daß er ſich vom Teufel holen laſſen möchte, und die Pomade auf der Toilette hat es oft ſchon ermittelt, daß Mancher recht angeſchmiert worden iſt. Wer ein Buch ſchreiben will: „Das Weib, wie es ſeyn ſoll", der braucht nur eine Kosmetik, ein Handbuch der Toilettengeheimniſſe zu ſchreiben.

Darum, ihr Männer, fürchtet nicht die Damen, fürchtet nur die Toiletten, denn ſie ſind das Zeughaus ihrer Waffe; ohne Zeughaus aber gäbe es keine bewaffnete Macht; keinen Krieg, keinen Sieg!

Mannichfaltigkeiten.

* Der Violiniſt Rieſſtahl, der ſich einige Zeit in Putbus, auf der Inſel Rügen, aufhielt, um ſich von einer Krankheit zu erholen, hatte dort die Ehre, vor den Königen von Preußen und Dänemark zu ſpielen. Er wird nächſtens wieder in Frankfurt eintreffen, vorher aber noch das diesjährige norddeutſche Muſikfeſt in Roſtock mitmachen, wo er, nebſt Kapellmeiſter Pott, als Vorgeiger engagirt iſt.

(Nekrolog.) Dr. Samuel Chriſtian Friedrich Hahnemann, der Gründer der homöopathiſchen Schule, war im Jahr 1755 zu Meißen geboren, der Sohn eines Porzellanmalers. Seine erſte Bildung erhielt er an der Fürſtenſchule zu Meißen. Vielfach mit Noth kämpfend, ſtudirte er die Medizin, zu welcher ſeine Neigung ihn trieb, in Leipzig, Wien und Erlangen. Er lebte zuerſt als ausübender Arzt im Mansfeldſchen, dann in Deſſau, zuletzt in Gommern, gab jedoch ſpäter das Praktiziren auf und widmete ſich chemiſchen Unterſuchungen und der Schriftſtellerei. In dieſer Zeit ſchrieb er unter Andern ein Apothekerlexikon und ein Werk über Arſenikvergiftung, und erfand ein neues Queckſilberpräparat und eine Weinprobe. Das homöopathiſche Prinzip brachte er zuerſt zu Leipzig im J. 1790 an den Tag, in einer Abhandlung in Hufelands Journal. Von nun an lebte er an verſchiedenen Orten Deutſchlands, ſo in Braunſchweig, Hamburg, Torgau ꝛc. Im Zuſammenhang entwickelte er ſein Syſtem zuerſt in dem Organon der rationellen Heilkunde, Dresden 1810, und ſpäter in der reinen Arzneimittellehre und in einer Schrift über die chroniſchen Krankheiten. Erſt ſeit 1810 aber machte ſeine Lehre größeres Aufſehen, fand Vertheidiger, doch noch mehr Gegner, beſonders auch in den Apothekern. Da er in Leipzig, wo er ſeit 1812 wirkte, keine Erlaubniß zum Selbſtdiſpenſiren erhielt, wendete er ſich 1821 nach Köthen, wo er den Titel eines anhalt-köthenſchen Hofraths erhielt. Im Jahr 1834 vermählte er ſich mit einer jungen Franzöſin und ging nach Paris, wo ſein Syſtem gleichfalls viel Aufſehen machte und er von der Regierung die Erlaubniß erhielt, die Homöopathie auszuüben. Seither lebte er in Paris, umgeben von einem Kreiſe von Schülern. Dort ſtarb er am 2. Juli d. J.

In Wien geht ein Offizier mit ſeiner jungen Gemahlin und einem Kindermädchen, die das zweijährige Kind auf dem Arme trägt, bei einer Menagerie vorbei. Die Dame äußert den Wunſch, die Thiere zu ſehen, ſie treten ein, auch das Kindermädchen wird auf ihre Bitte mit hinein genommen. Während die Gatten ſich mit einigen zufällig anweſenden Bekannten un-

Digitized by Google

terhalten, geht das Mädchen mit dem Kinde vor den Käfigen auf und ab. Da ertönt plötzlich ein gräßlicher Angſtſchrei, das unglückliche Kind ſtreckt ein blutiges Aermchen, ohne Hand, nach der Mutter aus, die ſchaudernd und ohnmächtig zuſammenſinkt. — Als die leichtſinnige Dirne langſam an den Kaſten vorüberging, ſtreckte das Kind, ſpielend ſich über der Wärterin Arm beugend, ſein Händchen zwiſchen die eiſernen Stäbe des Behältniſſes des Tigers, der mit einem Hieb ſeiner gewaltigen Tatzen die Hand vom Arme ablöſete und verzehrte.

Neulich wurde, wie der „Reading Mercury“ erzählt, ein Reiſender in der Nähe von Colnbrook in England auf das herzzerreißende Geſchrei eines Kindes aufmerkſam, welches der Obhut einer Bettelfrau anvertraut ſchien, die außerdem noch zwei blinde Kinder bei ſich hatte. Der Reiſende fragte nach der Urſache des Geſchrei's und riß, da das Weib eine ausweichende Antwort gab, dem Kinde mit Gewalt einen Verband von den Augen. Mit Entſetzen gewahrte er, daß dieſelben von zwei kleinen durchlöcherten Schalen bedeckt waren, in welchen ſich zwei ſchwarze Roßkäfer befanden, welche offenbar nur zu dem Zwecke angebracht waren, dem Kinde das Augenlicht zu zerſtören. Das Weib wurde ſogleich zur Haft gebracht. Nicht ohne Grund beſorgt man, daß die zwei andern Kinder durch daſſelbe ruchloſe Mittel ihres Geſichts beraubt worden ſind.

In dem würtembergiſchen Flecken Erelingen, wo viele Bewohner der Secte der Swedenborgianer zugethan ſind, gibt ſich ein Bäcker für den Heiland aus, ein Bauer macht den Apoſtel Petrus, und ein Mädchen iſt die Jungfrau Maria. Der Heiland trägt ein weißes Kleid und eine Krone von Goldpapier und hat gar wunderliche Einfälle. Die Polizei hat ſich ins Mittel gelegt und dem Unfug geſteuert.

Zu Glasgow wurde vor ein paar Abenden in der Stadthalle eine Repealverſammlung gehalten, welcher 3000 Perſonen, meiſt Irländer, beiwohnten, und wobei ein irländiſcher Geiſtlicher den Vorſitz führte. Die Anweſenden waren Nichts-als-Theetrinker, und demgemäß wurde auch als Getränk blos Thee verabreicht. Die Toaſte für Irland und die Aufhebung der Union wurden mit großer Begeiſterung aufgenommen.

Korreſpondenz.

Aus Rheinheſſen, 4. Juli.

Es gibt gewiſſe Menſchen, welche alle ihre wohlthätigen Handlungen laut und öffentlich der Welt verkündigen, und dieſe haben nach dem Ausſpruche der heiligen Schrift ihren Lohn dadurch ſchon empfangen. Um ſo erfreulicher iſt es dem Einſender dieſes, eines Mannes hier zu erwähnen, welcher nicht mit dem gewöhnlichen Getriebe ſeines würdigen Amtes zufrieden, ſich vielmehr auch um die äußeren Verhältniſſe ſeiner Gemeinde angelegentlichſt bekümmert und das ſtille, aber — ſegensreich. Hr. Pfarrer Rutſch in Finthen bei Mainz machte es ſich zur thätigen Aufgabe, den früher in keinem guten Rufe geſtandenen Ort bald zum Muſter der übrigen Gemeinden zu erheben, dem Staate durch thätige und kräftige Einwirkung auf die einzelnen Mitglieder deſſelben tüchtige Bürger zu erziehen, ſo wie in ſeiner Gemeinde wohlhabende Familien zu ſchaffen. Er ergriff mit voller Energie ſeines ihm eigenen Charakters die ihm zu Gebot ſtehenden Mittel, um dieſen Plan zu verwirklichen und ſchon ſehen wir auch die heilbringenden Früchte deſſelben in ſeiner Gemeinde heranwachſen. So wurde von ihm eine Gemeindebibliothek gegründet und wir ſchauen manchen Familienvater, welcher ſonſt ſeine Unterhaltung im Wirthshauſe ſuchte, in den arbeitsloſen Wintertagen und den auf eine würdige Art zu feiernden Sonntagen im Kreiſe ſeiner Familie, ein Buch in der Hand, ſitzend und ſie durch Lehre und Beiſpiel zu einem gottgefälligen Leben erziehend; manche Unannehmlichkeiten und Zwiſtigkeiten, die früher in einer ſolchen Familie, in welcher das Haupt derſelben im Wirthshauſe zubrachte, vorfielen, ſind ihr dadurch ganz fremd geworden. Ferner erblicken wir an Sonntagen die Schulkinder wetteifernd in den Pfarrhof eilen, ihre von den Eltern oder ſonſt auf irgend eine Art erſparten Kreuzer zur allgemeinen Sparbüchſe hintragend, um dereinſt zur Zeit der Noth einen Sparpfennig zu beſitzen, und ſo haben ſich ſchon die einzelnen Beiträge zu einem bedeutenden Kapitale erhoben. Auch dem dringenden Bedürfniſſe ſeiner Gemeinde, deren Kirche durch die zahlreiche Bevölkerung des Orts zu klein iſt, ſucht er durch Erbauung einer neuen Kirche abzuhelfen. Leider ſind aber die Mittel zu ſolch einem Baue für die Gemeinde nicht hinreichend und der größte Beitrag kann nur aus dem Ertrage eines Gemeindewaldes geſchehen. Da dieſer in der Strenge des Winters nicht von Beſchädigung frei blieb, ſo hat er, um dieſen Wald vor fernerem Frevel zu ſchützen und ſomit den Ertrag deſſelben zu vergrößern, eine Subſcription eröffnet, in welcher die bemittelten Mitglieder ſeiner Gemeinde ein Kapital zuſammen brachten, welches er noch durch einen bedeutenden Beitrag erhöhte, von welchem eine Partie Steinkohlen angekauft wurden. Dieſe Steinkohlen wurden nun den unvermögenden und arbeitsloſen Familien während des Winters auf Kredit zum Ankaufspreis verabreicht, um ſie zur Zeit des Verdienſtes zu zahlen. — Heil und Segen dem Staate, welcher das Glück hat, ſolche Männer zu beſitzen, die durch kräftiges Wirken dem Bedürfniſſe der einzelnen Gemeinden ab- und aufzuhelfen ſuchen, welche der Staat nicht berückſichtigen kann. Möge die Vorſehung dieſem Pfarrer noch lange eine dauerhafte Geſundheit ſchenken und möge man ihn durch kräftige Mitwirkung und Beiſteuer recht ſehr unterſtützen, damit er bald die Freude erlebe, in ſeiner Gemeinde ein neues Gotteshaus entſtehen zu ſehen, in welchem er noch lange zum Heil und Frommen ſeiner Pfarrangehörigen wirken könnte!

Räthſel.

Die Frommen, Gläubigen und Weiſen
Verlockt mein trügeriſches Gleiſen
So wenig, als beſchränkte Köpfe
Und ſonſtige Naturgeſchöpfe.
Der Frevelſinn, ſo mich erzeuget,
Hat nie das blinde Ziel erreichet,
Obgleich mein geiſtiges Geſtalten
Von Kraftgenies oft hochgehalten.
Doch, iſt der Geiſt mir nicht geblieben,
So huldiget nur ſanften Trieben
Mein hoffnungsmuthig-ſchüchtern Weſen,
Das immerdar war auserleſen,
Um, ferne von der Zwietracht Tücken,
Der Menſchen Herzen zu beglücken,
Und Roſenketten zu bereiten,
Die Weiberhaſſer nur vermeiden.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 11. Juli. Correggio, Trauerſpiel in 5 Abth., von Oehlenſchläger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 190. Mittwoch, den 12. Juli 1843.

Doz Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

VII.

Einige Monate nach dieſer nächtlichen Scene erſcholl in allen Städten beider Caſtilien der Jubel der Feſte über die glückliche Geburt einer königlichen Prinzeſſin. Die Stadt Toledo, wo ſich der König lieber aufhielt, als zu Madrid, war nicht die letzte bei der Feier dieſes glücklichen Ereigniſſes. Die Feſte wiederholten ſich bei der Taufe des königlichen Kindes, welches den Namen ſeiner Mutter Donna Juanna erhielt, und den Grafen von Armagnac, den Geſandten des franzöſiſchen Königs Ludwig XI., zu einem ſeiner Pathen hatte.

Unterdeſſen hatte der Marquis von Villena, dem Mißgeſchick unterliegend, den Hof verlaſſen, und hatte ſich mit den Unzufriedenen in's Innere von Altcaſtilien begeben, um ſein Heil in einem Bürgerkrieg zu verſuchen. Don Beltran de la Cueva ſtieg in der königlichen Gunſt von Stufe zu Stufe, und fand ſich bald im Beſitz aller Würden, welche früher der Marquis inne gehabt hatte. Don Diego Pacheco war, ſeltſam genug, der Freund ſeines vermeintlichen Nebenbuhlers geworden, nachdem er ſich von der Unſchuld der Donna Ineſilla überzeugt hatte. Als Don Beltran erſter Miniſter des Königreichs geworden war, übergab er ſeine Großmeiſterſtelle des königlichen Hauſes an Andrea de Cabrera, ſeinen erklärten Parteigänger. Sodann übertrug er ſeinem Bruder Guthiere de la Cueva das Bisthum von Valencia, nachdem dieſes durch den Tod des Don Pedro von Caſtilien erledigt worden war.

Der Graf von Ledesma hatte nach und nach alle Gewalt in ſeinen Händen. Sein offenbarer Despotismus, ſein Hochmuth gegen den alten Adel und der Haß und Neid über ſein unerhörtes Glück, deſſen Quelle eine ſo zweideutige war, erweckten ihm von allen Seiten Feinde. Man ſprach unter dem Volk wie unter den Großen, ja in den königlichen Vorzimmern von den häufigen Beſuchen des Günſtlings bei der Königin und dem unbegreiflichen Stillſchweigen des Königs. Er allein ſchien Thatſachen nicht zu bemerken, an welchen Niemand im ganzen Königreiche zweifelte. Außer ſich vor Freude, endlich einen Erben ſeines Namens zu haben, war er hierauf ſo ſtolz, als wenn er die Mauren beſiegt und aus Spanien vertrieben hätte. Der Graf von Ledesma war ſein unumſchränkter Herrſcher, und er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, ihm ſeine Freundſchaft zu bezeigen.

Die Herrſchaft des Günſtlings wurde nur durch eine einzige gewitterdräuende Wolke verdunkelt, die ſich aber glücklich entlud, ohne ihn ganz zu zerſchmettern. Don Beltran hatte einen Theil der Nacht in dem Arbeitszimmer des Königs zugebracht. Als er nach ſeinem Pallaſte zurückkehrte, und ſich von den Dienern, welche die Fackeln vor ihm hertrugen, etwas entfernt hatte, ſtürzte ſich ein Mann, hintenher aus einem engen, krummen Gäßchen kommend, auf ihn und entfloh wieder blitzſchnell. Don Beltran, durch die Gewalt des Anfalls betäubt, fuhr mit der Hand unter ſeinen Mantel, und zog ſie ſogleich wieder blutbefleckt zurück.

„Zu Hülfe! ich bin verwundet!“

Seine Leute liefen herbei und brachten ihn nach Hauſe. Die Aerzte unterſuchten ihn, und fanden eine nicht ſehr bedeutende Wunde etwas über dem Herzen. Sie war ihm mit einem Dolch beigebracht worden. Das Portrait einer Dame, welches er an einer goldenen Kette unter ſeinem Kleid trug, hatte den Stoß gelähmt. — Die Nachricht von dieſem Vorfall verurſachte der Königin ein heftiges Nervenleiden, und der König ließ auf's ſtrengſte nach dem Meuchelmörder forſchen. Man konnte jedoch den Schuldigen nicht ausfindig machen. Aber die Drohungen Don Enrico's verfehlten ihre Wirkung nicht. Sie hatten ohne Zweifel Beltran's Feinde geſchreckt, denn ſeit jener Zeit fiel kein Attentat auf ſein Leben mehr vor. Berauſcht von ſeinem Glück, verließ er ſich auf ſeine Gewandtheit, von der er ſich, wie alle mittelmäßigen Miniſter, Alles verſprach, und auf die Blindheit des Königs, die er aber für größer hielt, als ſie in der That war.

Unterdeſſen machten die rebelliſchen Großen ungemeine Fortſchritte. Ihr Bund wuchs täglich, und gewann beſonders durch die Unterſtützung des Königs von Aragonien einen feſten Halt. Ihre Unternehmungen leitete ein gemeinſamer Plan, deſſen Seele der Marquis von Villena und Don Pedro Giron war. Der Bruder der Königin, Don Sancho von Portugal, war Einer von den Wenigen, welche ernſtlich das Gefährliche der Lage erkannten, und mit Unwillen bemerkte, wie der träge Schwager ſo ſorglos der Untergrabung ſeiner königlichen Macht zuſah. Don Sancho kam eines Tags zum König, als dieſer eben ein Sendſchreiben von dem Marquis und ſeinem Bruder, dem Großmeiſter von Calatrava, erhalten hatte.

„Nenne mir alle Beſchwerden der Unzufriedenen,“ ſagte

Digitized by Google

der König zu ſeinem Schwager, indem er ihm das weitläufige Schreiben hinreichte.

„Die Verſchwornen beklagen ſich,“ erwiederte Don Sancho, „über die ſchmachvolle Vergebung der Stellen, Würden und Aemter.“

„Was kann ich da machen?“ ſagte der König. „Das iſt Sache meines Miniſters, des Grafen von Ledesma. Fahrt fort!“

„Sie brandmarken in den energiſchſten Ausdrücken die ſkandalöſe Erhebung gerade dieſes Grafen von Ledesma.“

„Weiter!“

„Erlaubt mir, Sire, nicht weiter zu leſen. Die Achtung verhindert“ ....

„Leſt immerhin, Don Sancho! ich befehl's Euch!“

„Die Rebellen treiben ihre Unverſchämtheit ſo weit, zu verlangen, daß Ihr das Kind, welches Eurer Hoheit geboren worden iſt, daß Ihr die Prinzeſſin Donna Juanna für unfähig erklären ſollt, jemals die Krone von Caſtilien zu erlangen.“

(Fortſetzung folgt.)

Moderne Schiffsladungen.

Unlängſt wollte ſich ein italieniſcher Impreſario in einer größeren Stadt rekrutiren. Er hatte die Direktion eines neuen Theaters auf einer der nunmehr civiliſirten Südſeeinſeln übernommen. Es fehlte nicht an Bewerbern, und er warb tüchtig an. Bald war die ganze Truppe unter Segel gegangen und ſchwamm in Hoffnungen und von den Wellen gewiegt dahin, ihrem fernen Beſtimmungsorte zu. Jetzt aber lernten ſich die einzelnen Mitglieder erſt näher kennen. Nachdem die Seekrankheit der erſten Tage vorüber war und die Künſtler etwas feſter gegen die böſen Einflüſſe der Reiſe geworden waren, wurden einige Opern ausgetheilt und die Proben ſollten beginnen, um die tödtliche Langeweile zu verſcheuchen. Allein welch' ein Sturm erhob ſich da! Rollenvertheilen! Probehalten! Kampf der Elemente! ärger als die wogende See vom Orkane gepeitſcht. Zu jeder einzelnen Partie fanden ſich viele Berechtigte; da war eine Menge Tenore, Baritone, Bäſſe, Primedonnen. Was hatte der Direktor gemacht? Man beſtürmte ihn mit heftigen Anklagen. — Meine werthen Freunde, antwortete er mit kalter Miene, Ihr müßt wiſſen, daß ich die Reiſe nach Indien ſchon vier Mal gemacht habe, und daher verſtehen muß, was ich thue. Es iſt wahr, ich habe zwölf Tenore engagirt —

Die Tenore ſchreien entſetzt auf und gucken einander verblüfft an —

und zwar aus folgendem Grunde: Wenn wir bei den kanariſchen Inſeln vorbeikommen, ſo muß ich darauf rechnen, zwei Tenoriſten zu verlieren. Wegen der Fieber, verſteht mich wohl. Während des kurzen Aufenthalts zu St. Thomas wieder zwei, ganz natürlich das thut vier.

Wie? ganz natürlich! ſchrien Alle entſetzt.

Wie ich Euch ſage, liebe Freunde! In St. Helena gehen für gewöhnlich drei darauf; beim Kap der guten Hoffnung zwei, das iſt richtig wie Gold. Das hat nie gefehlt. Laſſen wir nur einen auf Bourbon und einen auf Isle de France, ſo können wir von Glück ſagen. Da ſeht Ihr nun, wenn ich von allen zwölf, die ich mitnahm, einen geſund an Ort und Stelle bringe, ſo kann ich von Glück ſagen.

Das wäre doch komiſch! ſcherzte der Komiker.

Mithin luſtig an's Werk! Zur Probe! rief ernſt der Direktor.

(Lewald's Europa.)

Die ungewöhnliche Rechnung.

Vor zwölf Jahren beſuchte ein geiziger Kaufmann in Königsberg alle Abende einen dortigen Gaſthof, ließ ſich in der Wirthsſtube nieder, las die Zeitungen, erfreute ſich des warmen Ofens und bediente ſich ſogar der Gaſtpfeifen, ohne irgend etwas zu begehren, wofür er herkömmlicher Weiſe hätte bezahlen müſſen. Natürlich fiel dieſes Benehmen ſowohl dem Wirthe als den Gäſten auf, und nachdem die Sache etwa ein halbes Jahr ſo fortgegangen war, beredeten letztere den erſteren, dem Geizigen über alle Dinge, wofür man ſonſt in einer Wirthsſtube nichts zahlt, eine Rechnung zu machen, und ihn, falls er die Schuld nicht anerkenne, zu verklagen. Wie vorauszuſehen war, verweigerte dieſer die Zahlung, der Fall kam vor Gericht und der Gaſtwirth gewann. Das Erkenntniß des Gerichtsamtes lautete: daß, da Verklagter nicht hat in Abrede ſtellen können, ſo häufig bei dem Kläger, als von demſelben angegeben, eingekehrt zu ſeyn und ſich der beregten Gegenſtände, als der Tabakspfeife, Zeitungen ꝛc. bedient zu haben, auch gegen die Höhe der einzelnen Poſitionen nichts erinnert hat, alſo angenommen werden muß, daß er ſolche eventualiter angemeſſen finde, da ferner Geſchenke nicht vermuthet werden (§ 1040 Tit. 11 Th. 1 des A. L. R.), im vorliegenden Falle um ſo weniger, als Kläger Gaſtwirth iſt, und einem Jeden zwar den Zutritt in ſein Haus geſtatten muß, indeß für Alles, was er einem Gaſte gewährt und verabreicht, angemeſſene Vergütung verlangen kann, es aber darauf, daß die beregten Gegenſtände von den Gaſtwirthen nicht in Anrechnung gebracht zu werden pflegen, nicht weiter ankommen kann, indem es von dem Belieben eines jeden Gaſtwirths abhängt, ob er ſolche ſpeziell in der Rechnung anführen, oder aber bei den andern Gegenſtänden, die der Gaſt gebraucht, in Anſatz bringen wolle, überdieß Verklagter nichts dieſer Art genoſſen, wenigſtens das Gegentheil mit keinem Beweiſe unterſtützt hat, in Betreff der Koſten nach §. 2 Tit. 23 Th. 1. der A. G. O. Verklagter ſchuldig, dem Kläger

1) für den Gebrauch einer Tabakspfeife incl. Fidibus auf 158 Abende à 1 Pf.	—	Thlr.	13	Sgr.	2.	Pf.
2) für Leſen der Zeitungen, Zeitſchriften ꝛc. auf 6 Monate à 5 Sgr.	1	ſ	—	ſ	—	ſ
3) für Logis incl. Bedienung auf 173 Abende à 2 Pf. . . .	—	ſ	28	ſ	10	ſ
4) für Benutzung eines Tiſches, Stuhles und Lichtes auf 173 Abende à 4 Pf.	1	ſ	27	ſ	8	ſ
5) für Benutzung des Hutkaſtens	—	ſ	6	ſ	7	ſ
6) für Heizung auf 141 Tage à 2 Pf.	—	ſ	23	ſ	6	ſ
überhaupt	5	Thlr.	9	Sgr.	9	Pf.

bei Vermeidung der Execution zu zahlen und die Prozeßkoſten zu tragen.

Digitized by Google

Trauerzweig auf das Grab der Frau Gräfin Bentzel-Sternau.

Auch ſie, die edle Dulderin ward abgerufen,
Auch ſie ſteht nun als Seraph um des Thrones Stufen,
Empfängt die ſchwer errung'ne Palme aus der Hand,
Die ſie zum Leiden in das Erdenthal geſandt.

Mit ſtiller Größe ſchmückte ſie das kurze Leben,
Mit Kraft trug ſie die Bürde, die ihr Gott gegeben.
Sie hörte nicht den Flügelſchlag, der ſie umrauſcht,
Nicht, daß den letzten Hauch ſchon lang der Tod belauſcht.

Die ſorgenvollſte Lieb' — des Gatten treuſte Pflege,
Die heißen Thränen, das Gebet zum Himmelswege,
Der Klageton der Theuern, ihr ſo eng verwandt,
Nichts konnte feſſeln ihres Lebens ſchwaches Band.

Gönnt ihr der Ruhe Wohlthat nach den langen Schmerzen,
Tragt ſie als Engel liebend in den wunden Herzen,
Stillt euren Jammerruf ihr Lieben nah' und fern!
Sie wandelt ſchützend euch auf einem lichtern Stern.

Die Zeit wird eurer Bruſt den milden Balſam reichen,
Das Bild voll ſanfter Hoheit wird nie von euch weichen.
Die reine Seele wird für euch um Tröſtung fleh'n
Und wird ſich freuen auf der Lieben Wiederſeh'n.

Drum tröſtet euch, ihr Tiefbetrübten, laßt das Weinen,
Nach Gottes Wille müſſen alle wir erſcheinen,
Er fordert, was er gab, dem Herzen wieder ab,
Der Weg zum Vaterhaus geht durch das dunkle Grab.

Bamberg, 17. Juni 1843. F.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, im Juli.) Hr. Dr. Kuhlmann, aus Holſtein, der in letzter Zeit in Mainz eine Reihe von Vorträgen über die geiſtigen und materiellen Verhältniſſe unſerer Zeit gehalten hat, wird, öffentlichen Anzeigen zufolge, binnen kurzem auch in hieſiger Stadt über denſelben Gegenſtand Vorleſungen eröffnen. Einſender dieſes, welcher Gelegenheit hatte, den für ſeine Aufgabe begeiſterten jungen Mann in Mainz zu hören, war tief ergriffen von der lautloſen Stille und dem ſinnenden Ernſte, womit eine gewählte, den erſten Notabilitäten jener Stadt angehörende Verſammlung den Worten lauſchte, mit welchen der jugendliche Redner die höchſten Wahrheiten über die weſentlichen Verhältniſſe der Gegenwart behandelte. — Wenn der gedankenloſe Leichtſinn ſich damit befriedigen kann, eine Zeit lang im bunten Allerlei des Alltagslebens ſich herumzuwerfen, und mit der wechſelnden Erſcheinung ein leichtſinniges Spiel zu treiben: ſo iſt es um ſo erhebender, mit einem Male einem jungen Manne zu begegnen, der, von heiligem Eifer für die Intereſſen der Menſchheit ergriffen, ſein ganzes Leben uneigennützig dem Dienſte der Wahrheit und der bürgerlichen Geſellſchaft widmet, um durch begeiſtertes Wort und ſittliche That in nahen und entfernten Kreiſen zu wirken. Schon die äußere Erſcheinung des Hrn. Dr. Kuhlmann deutet auf den ungewöhnlichen Menſchen. Die tiefe Bläſſe des von glänzend ſchwarzem Haupt- und Barthaar umſchatteten Geſichtes wird von einem ſeelenvoll blickenden Auge milde durchleuchtet und gehoben, ſo daß man ſchon bei ſeinem erſten Anblick einen begeiſterten Seher in dem trefflichen Menſchen ahnet. Wie geſagt, je ſeltener derartige Erſcheinungen in einer Zeit ſind, wo der große Haufe ſich lediglich im wirren Taumel ſinnlicher Antriebe bewegt, wo die wichtigen Fragen über das Woher? und Wohin? der Geſellſchaft von den Meiſten ſcheu und ſchüchtern in den Hintergrund gedrängt werden: um ſo mehr verdient es Anerkennung, daß gerade aus dem Schooße der Jugend heraus begeiſterte Stimmen ſich vernehmlich machen. Möge er hier in unſerm ſinnigen Frankfurt viel theilnehmende Zuhörer finden; möge man durch ſeine Vorträge überzeugt werden, daß die oberflächliche Erſcheinung des Lebens noch nicht das ganze Leben iſt, und daß man, um recht gelebt zu haben, mit geſchärftem Auge durch alle Erſcheinung zum Weſen durchdringen, aber dann auch dies ſo erkannte, den Meiſten räthſelhafte Weſen in neuen entſprechenden Formen ausprägen müſſe.

(Brüſſel, 7. Juli.) Stille herrſcht in der Politik, aber an Unterhaltung fehlt es nicht. Weilt doch die liebliche Sylphide, Fanny Elsler, in unſerer Stadt, die Herzen fangend, die Köpfe verrückend. Geſtern hat die Begeiſterung, in die ihre Füße das Publikum zu verſetzen pflegen, einen wahren Tumult hervorgerufen. An 400 Perſonen erwarteten ſie bei'm Heraustreten auf die Straße. Kaum erſchien ſie, als ein donnernder Bravoruf erſcholl, und die Unvergleichliche dankte holdlächelnd. Von dem Theaterverwalter Hrn. Paul und dem erſten Schöffen Hrn. Verhulſt am Arm geleitet, kehrte ſie zu Fuß nach ihrem Gaſthof zurück. Drei bis vier Polizeidiener hatten die größte Mühe, vor ihr her Platz zu machen, da die Menge ſie unterwegs unter beſtändigem Vivatgeſchrei umdrängte. Als Fanny Elsler endlich im Hotel de Suède anlangte, wollte das begeiſterte Publikum ihr in den Gaſthof nachfolgen. Der Eingang deſſelben wurde jedoch von einem Korporal mit 4 Mann Infanterie bewacht, welche, von dem Volksſchwarm gedrängt, Miene machten, denſelben mit gefälltem Bajonnet zurückzuhalten, was den furchtbarſten Lärm verurſachte. Das Pfeifen und Schreien nahm kein Ende, und der Tumult begann mit erneuerter Gewalt loszubrechen, als man einigen Perſonen den Eintritt geſtattete. Erſt ſpät in der Nacht verlief ſich die Menge. Vielen, die im Gewühl geweſen, mögen heute noch Füße und Rippen wehe thun, aber die Begeiſterung für die göttliche Fanny läßt ſolchen Schmerz nicht achten!

An einer Kirchthüre in Hertfordshire (England) war kürzlich folgende Bekanntmachung angeheftet, die überdies auch in der Kirche ſelbſt verleſen ward: „Es wird bekannt gemacht, daß auf dieſem Kirchhofe Niemand begraben wird, außer wer in der Pfarrei lebt, und Diejenigen, welche begraben zu ſeyn wünſchen, ſind erſucht, ſich an den Pfarreiſchreiber zu wenden."

Frankfurter Theater.

Der Gott und die Bayadère.

Wer kennt nicht Göthe's herrliche Ballade — der Gott und die Bayadère — welche der Dichter nach einer indiſchen Legende ſo mei-

Digitized by Google

ſterhaft bearbeitet hat, voll tiefer Bedeutung und vollendet in der Form. Mahadöh, der Gott der Erde, ſteigt zu den Menſchen nieder und wird einer ihres Gleichen.

Er bequemt ſich, hier zu wohnen,
Läßt ſich Alles ſelbſt geſcheh'n.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſeh'n.

Da findet er eines Abends eine reizende Bayadère und kehrt in ihre ärmliche Hütte ein; freundlich begrüßt ihn das liebliche Kind:

Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willſt, das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.

Der Gott ſieht hier durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz und verweilt eine glückliche Nacht bei der Schönen. Als dieſe am Morgen erwacht, findet ſie den unbekannten Fremdling todt auf ihrem Lager. Tief betrübt iſt ihre Seele und laut ertönt ihr Klageruf; denn ſie liebt mit aller Innigkeit des Herzens. Wie nun nach indiſchem Gebrauch der Leichnam des Gottes in die Flammengrube geworfen wird, da ſtürzt ſie ihm nach, um zu ſterben wie er.

Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme ſich empor,
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feu'rigen Armen zum Himmel empor.

Dieſen unverwüſtlich ſchönen Stoff hat ein Franzoſe mit viel Geſchick und rühmlicher Einfachheit für die Bühne und zwar als Oper bearbeitet, ohne jedoch in den Einzelnheiten mit unſerm deutſchen Dichter zuſammen zu treffen. Das Hauptmotiv iſt daſſelbe geblieben; die Bayadère liebt den Unbekannten, wird von ihm auf manche Probe geſtellt und bleibt ihm treu in Freud' und Leid bis zur endlich erfolgten Apotheoſe, die ſie verklärt mit dem Geliebten emporhebt.

Wir ſind überzeugt, daß man nach öfterer Beſchauung dieſe höchſt freundliche Oper ſtets lieber gewinnen wird. Neu iſt ſie nur für uns; denn der geniale Auber componirte ſie ſchon vor etwa 14 Jahren und ſie erſchien 1831, kurz nach Fra Diavolo. Auber's Muſik iſt auch hier leicht und verſtändlich, pikant und reich an gefälligen Melodieen und überraſchenden Modulationen, lieblich und einſchmeichelnd, ohne aber auf Tiefe oder groſe Gediegenheit Anſpruch machen zu können. Es herrſcht das Element der Balletmuſik vor. Als ſolche betrachtet, wird man zwar ihre Bedeutung nicht überſchätzen, ſie aber mit Vergnügen und als der geſtellten Aufgabe vollkommen entſprechend vernehmen. Auber hat ſein anerkanntes Talent bewähet und wenn er auch kein Kunſtwerk von höherer Bedeutung geſchaffen, ſo hat er doch höchſt Anſprechendes geboten. Bei gehöriger ſceniſcher Ausſtattung und kunſtfertigem Tanzperſonal kann der günſtige Erfolg nicht ausbleiben und wird dieſe Oper ihre zahlreichen Freunde finden.

Hr. Conradi (Olifur) hatte Gelegenheit, ſeinen Geſang im beſten Licht zu zeigen und ſeine männliche ſonore Stimme in ihren beſten Verhältniſſen hervortreten zu laſſen; es wäre nur zu wünſchen, daß dieſer ſchätzbare Sänger die Coloratur etwas mehr cultiviren und auch nach größerer Deutlichkeit der Pronunciation ſtreben möge. — Hr. Caspari (Unbekannter) ſang ſchön und rein, mitunter ein wenig zu ſchmachtend; hinſichtlich der poetiſchen Auffaſſung und des Spieles ließ er auch heute viel zu wünſchen übrig. Fräul. Rudersdorff hat ſich ſeit längerer Zeit ſichtlich erholt und wirkt ununterbrochen mit. Mittel, Perſönlichkeit und geiſtige Bildung dieſer talentvollen Sängerin ſind ganz zu gediegenen Leiſtungen geeignet; nicht ſelten aber thut ſie des Guten zu viel und überſchreitet die Gränzen, weßhalb auch ihr Geſang nicht immer zu loben iſt und öfters nur verblendet; was namentlich den Triller betrifft, ſo iſt dieſer an Regeln gebunden und durch den Geſchmack bedingt. — Die andern Geſangspartieen der Oper ſind nur untergeordnet.

Die Vorſtellung der genannten Oper erhielt durch die Kunſtleiſtungen des Hrn. und der Mad. Martin und der Dem. Rau vom Hoftheater zu Stuttgart einen erhöhten Werth. Mad. Martin-Zimmann, als Zoloé, gewann ſowohl durch den ſchönen und edeln Ausdruck ihrer Mimik und Plaſtik, als auch durch ihre wahre Virtuoſität in der Tanzkunſt den ungetheilteſten Beifall. Leicht und graziös wie eine Sylphide ſchwebt ſie dahin und vereint Anmuth mit ſeltener Fertigkeit. Man darf ſie wohl zu den Meiſterinnen ihrer Kunſt rechnen und ihr Gaſtſpiel beſtens empfehlen. Auch Hr. Zimmann und Dem. Rau müſſen mit Anerkennung genannt werden und wurden vom Publikum freundlich aufgenommen. W.

Korreſpondenz.

Soden, 10. Juli.

Unſere Saiſon hat erſt in den letzten acht Tagen einiges Leben gewonnen und die Zahl der hier anweſenden Kurgäſte betrug am 7. d. 535, welche unterdeſſen wieder gewachſen iſt. Ihren eigentlichen Glanzpunkt wird jene erreichen durch die auf morgen beſtimmt angeſagte Ankunft Ih. k. Hoh. der Großherzogin von Baden, Höchſtwelche in der Behauſung des Hrn. Reis ihr Abſteigquartier nehmen wird. Es heißt, Höchſtdieſelben würden bis gegen Mitte Auguſt hier verweilen. — In der vorigen Nacht hatten wir hier ein heftiges Gewitter, welches ſich in ſtarken Donnerſchlägen und wiederholten Regengüſſen entlud. Der benachbarte Altkönig, dieſer alte Wettermacher, der ſeine Herrſchaft gegen Welt und Zeit trotzig behauptet, zeigte geſtern Abend ſchon, daß er Arges im Schilde führe, und ſeine königliche Verſtimmung (vielleicht die Folge aufſteigender Vapeurs aus dem Centralfeuer unſeres Planeten) hat er uns und die Bewohner von Homburg, wo der Blitz ein Haus angezündet haben ſoll, ſchwer genug empfinden laſſen. — Freihr. v. Knigge hat bekanntlich ein Buch über den Umgang mit Menſchen geſchrieben, welches der Neuling in der Welt- und Menſchenkunde hier nicht bedarf, da die Kurfremden nur an der Table d'hote, zum Theil wenigſtens, und an den Quellen ſich zu begegnen pflegen. Letztere ſind aber wegen ihrer Zahl und Entfernung eher geeignet, die Kurgäſte auf einer größeren Fläche zu zerſtreuen, als auf einem beſtimmten Punkte zu vereinigen. Beſſer wäre es daher, wir beſäßen von dem erwähnten Freiherrn ein Buch über den Umgang mit der Natur, welche hier in ihrer Mannichfaltigkeit und Schönheit eines philoſophiſchen Wegweiſers nicht unwürdig iſt. Kronthal z. B. mit ſeinem kloſterartigen Kurgebäude und ſeinen reizenden Umgebungen, welche der Altkönig in wilder Majeſtät ziert, gehört zu den näheren intereſſanteren Punkten und wird von hier und Homburg aus fleißig beſucht. Geſtern und vorgeſtern herrſchte dort ein recht heiteres Treiben, ſo daß die Waſſerkur faſt ſuspendirt zu ſeyn ſchien. Ein zahlreicher Frankfurter Sängerchor kam geſtern vom Feldberge herab und erfüllte die Hauptſtraße von Soden mit ſeinen harmoniſchen Geſängen, welche bei den Bewohnern eine um ſo freundlichere Aufnahme zu finden ſchienen, als Muſik und Geſang unter den diesjährigen Kurvergnügungen bis jetzt noch keine Stelle angewieſen erhalten haben. Vielleicht kommt ein Häuflein wandernder Muſikanten bald zu uns und läßt ſeine Klagelaute früh Morgens am Hauptbrunnen ertönen. Ohne Eiſenbahn und Kurhaus wird Soden nie das ganz werden, was es eigentlich ſeyn ſollte, und in beiderlei Beziehung werden fortwährend Wünſche gehegt, die vielleicht für die Folge in Erfüllung gehen.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 12. Juli. Czaar und Zimmermann, komiſche Oper in 3 Abth, Muſik von Lortzing. — (Vorkommende Tänze componirt von Hrn. Balletmeiſter Martin, vom Hoftheater zu Stuttgart.) Zum Letztenmale ausgeführt von demſelben und den Damen Martin-Zimmann und Marie Rau.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 191. Donnerſtag, den 13. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

Don Enrico nahm das Schreiben aus den Händen ſeines Schwagers und legte es ruhig auf ſeinen Tiſch. Er ſchwieg einige Augenblicke, und fragte dann Don Sancho, was man ſeiner Meinung nach den Unzufriedenen antworten ſollte.

„Ein König von Caſtilien, Sire! muß den Rebellen mit dem *Schwert* in der Hand antworten. Eure Güte und Nachgiebigkeit *ermuthigt* die Frechen, ſtatt ſie zu entwaffnen. Das Volk hält Eure Milde und Langmuth für Schwäche, und Verzeihung von Beleidigungen ruft deren nur neue hervor. Ha! wenn Eure Hoheit den Blick auf die Undankbarkeit der Elenden richten wollte, welche ſie mit Wohlthaten überhäuft hat!“.... fuhr Don Sancho im Eifer fort, wagte jedoch Don Beltran nicht deutlicher zu bezeichnen.

„Gut, Don Sancho!“ unterbrach ihn der König. „Ich werde Eure Meinung in Erwägung ziehen ..... Wenn nun aber Einen dieſer großen Schuldigen, welche Schmach über die königliche Majeſtät bringen, einige Strafe träfe, ſo würde das Volk von Caſtilien“ ....

„Beifall rufen, Sire! über dieſe ſpäte Gerechtigkeit.“

Don Enrico erhob ſich, und reichte ſeinem Schwager die Hand zum Kuſſe hin. Dann ſetzte er ſich wieder, und rief einem ſeiner Offiziere.

„Iſt Don Chriſtophal im Pallaſt?“

„Er erwartet die Befehle Eurer Hoheit.“

„Er ſoll kommen!“

Der Chirurg des Königs war im Augenblicke da. Auf ſeinen Wink unterſuchte er, ob alle Thüren zu ſeyen. Alsdann trat er, wie ein wohldreſſirter Hund, der durch einen Inſtinkt den Gedanken ſeines Herrn erräth, ehrerbietig näher, die Mütze in der Hand und die Augen niedergeſchlagen, und erwartete, was ihm Don Enrico ſagen würde.

„Haſt Du meinen Auftrag ausgerichtet?“

„Ausgerichtet, Hoheit!“

„Was hat *er* geſtern gethan?“ fuhr der König mit einer geheimnißvollen Miene fort, ohne die Perſon zu bezeichnen, nach der er ſich erkundigte.

Er iſt um Mittag aufgeſtiegen, denn er hatte die Nacht vorher mit dem Spiel zugebracht. Um zwei Uhr hat er geſpeiſ't, um vier Uhr hat er ſich in einer Sänfte zum Erzbiſchof von Toledo bringen laſſen, um der Rathsverſammlung beizuwohnen. Dort hat er einen gründlichen Vortrag über die Erziehung der Jagdfalken gehalten, und hat ſich um ſechs Uhr zu *ihr* begeben.“

„Wie lange iſt er dort geblieben?“

„Bis ſieben Uhr, vierzehn Minuten.“

„Worüber haben ſie geſprochen?“

Der Gegenſtand ihrer Unterhaltung iſt immer derſelbe. Sie hat ihn ermahnt, vorſichtig zu ſeyn und auf Spione wohl Acht zu haben.“

„Und was hat er geantwortet?“

„Er trüge einen ſtählernen Panzer unter ſeinem Kleid, und die Dolche ſeiner Diener ſeyen friſch geſchliffen. Spione fürchte er nicht; er vermöchte es, ſie von den Ohren des Königs fern zu halten. Eure Hoheit ſeyen zu blind, zu ſorglos, und zu ſehr unter dem Einfluß, den er über Sie übte, als daß Sie etwas merkten; die Zukunft mache ihm keine Sorgen; er wette ſeinen Kopf, daß er ſo lange Miniſter und *faktiſcher* Souverain ſeyn werde, als Ihr *nomineller* wäret. — Das war's!“

„Er iſt im Irrthum, Chriſtophal!“ erwiederte kalt der König. „Seine Zukunft iſt ihm näher, als er glaubt, und ich zweifle ſehr, daß beide Perioden ſeines Lebens ſich ſo entſprechen werden, als er hofft .... Der Thor!“ fügte er hinzu, und ſchüttelte das Haupt. „So lange denkt er mich zum Narren zu machen, und ſieht nicht, daß er ein Schmetterling mit Perlmutterflügeln iſt, welche die Flamme in meiner Hand verzehren kann. Armer Tropf! geputzter Gliedermann! ..... Du begnügſt Dich nicht mit dem Glanz des Mantels, den man um Deine Schultern gehängt, mit dem reich geſchmückten Pferd, welches Du im Rennſpiel tummelſt! Du biſt nicht zufrieden, dergleichen Lappalien bei den Frauen, welche darauf ſo begierig ſind, wie die Vögel nach Trauben, gut anzubringen, und glaubſt einen Staat zu beherrſchen, weil man ſich Deiner Hand bedient, um damit die Zügel zu halten!“

„Haben Ihre Hoheit mir weitere Befehle für morgen zu geben?“ fragte Chriſtophal.

„Ja; höre!“

Der König erhob ſich, kreuzte ſeine Hände auf dem Rücken und ging ſtillſchweigend im Gemach auf und ab. Dann ſtand er ſtill, und faßte den Chirurg ſcharf in's Auge.

„Ich bezahle Dich königlich,“ ſagte er nach einer Pauſe.

Digitized by Google

„Ich darf darum auf Deinen Gehorſam und überdies auf Deine Verſchwiegenheit rechnen."

„Davon habt Ihr Proben, Hoheit!"

„Morgen," fuhr der König fort, „wirſt Du genau auf alle ſeine Schritte Acht haben, und, was er ſpricht und thut, beobachten. Du wirſt davon einen treuen Bericht entwerfen. S'iſt das letzte Mal."

„Sire!" flüſterte Chriſtophal mit zweifelndem, unruhigem Geſicht, „wird er Toledo verlaſſen?"

„Ja, Chriſtophal! um nie mehr zurückzukehren. Morgen alſo, ſobald der Abend dämmert, wirſt Du kommen. Verbirg Dolch und Degen unter Deinem Mantel. Du wirſt für vier zuverläſſige Leute ſorgen und Deinen Mann erwarten, wenn er allein aus dem königlichen Pallaſte tritt. Allein! — hörſt Du? — denn ich werde Sorge tragen, daß ſeine Diener nicht anweſend ſind."

„Dies Mal ſoll weder Eiſen noch Gold den Stoß lähmen, wie vordem."

„Vergiß nicht, daß er einen eiſernen Panzer trägt."

„Iſt dies Alles?"

„Du wirſt morgen das Weitere erfahren. Geh!"

Ohne ein Wort zu ſagen, näherte ſich Chriſtophal dem Fenſter und zeigte Don Enrico mit ſataniſchem Lachen einen Mann, welcher, bedeckt von fünfzehn bewaffneten Dienern, über den Schloßplatz ritt. Es war Don Beltran. Sein neuer Freund Don Diego ritt ihm zur Seite.

„Deine Rolle iſt zu Ende!" ſprach der König vor ſich hin, und ſtreckte ſeine Hand nach den Cavalieren aus. „Träume noch ein Mal von Deiner unendlichen Macht, den zahlloſen Schätzen, den unerſchöpflichen Freuden und dem Glück einer geheimen Liebe. Ein Augenblick genügt, Dich aufzuwecken!"

Chriſtophal hatte ſchon das königliche Gemach verlaſſen. Don Enrico ließ ſich bei der Königin anmelden, wo er den Reſt des Tags zubrachte, um ſein Töchterchen mit Stolz in ſeinen Armen zu wiegen.

Unterdeſſen geſtaltete ſich der Aufruhr immer furchtbarer. Der Marquis von Villena, ſein Bruder, der Amirante, und die andern früher genannten Großen hatten ſich auf der Gränze von Altcaſtilien in der Ebene von Avila verſammelt und ihre Soldaten dorthin geführt. Hier wurde ein ungeheures Schaugerüſt errichtet und reich mit mauriſchen Teppichen ausgeſchlagen. Eine unabſehbare Menſchenmenge hatte ſich eingefunden. Man zog eine hölzerne Puppe herauf, bekleidet mit dem Gewand und den Inſignien der königlichen Würde, und ſetzte ſie auf einen Thron. Das Bild ſollte Don Enrico von Caſtilien vorſtellen. Man ließ den Infant Don Alphonſo, den Bruder des Königs, auf dem Gerüſte Platz nehmen. Alsdann verkündete ein Herold mit ſtarker Stimme das Abſetzungsurtheil, welches die Rebellen über ihren Herrn ausgeſprochen hatten, und entwickelte eine lange Reihe von Beſchuldigungen gegen den König von Caſtilien. Bei jedem Grund zur Entſetzung deſſelben nahm man der königlichen Puppe ein Stück ihres Putzes und bekleidete damit ſofort den jungen Nachfolger. Der Hermelinmantel, Scepter und Krone wanderten ſo nach und nach auf ihn über. Jedes Mal ſtieß die Menge ein Freudengeheul aus, vermiſcht mit Flüchen über den entſetzten König. Die Puppe wurde endlich zur Erde geworfen und von dem Volk mit Füßen getreten. Der Infant Don Alphonſo, mehr erſchreckt als beglückt durch dieſes Schauſpiel, wurde endlich von ſeinen Parteigängern auf die Schulter gehoben und die fliegenden Fahnen über ſein Haupt gehalten. In unaufhörlichem Jubel rief das Volk in der herkömmlichen Weiſe: „Caſtilien! Caſtilien! Für den König Don Alphonſo!"

(Fortſetzung folgt.)

Allen Gretchen.

(An ihrem Namenstage, 13. Juli.)

Meinen Glückwunſch allen Gretchen
Zu dem heut'gen Namensfeſte!
Allen Gretchen bin ich gut;
Sind's doch meiſt recht liebe Mädchen,
Holde Bräute, gute Frauen:
Ob dies wohl der Name thut?

Seh' ich wo ein hübſches Mädchen,
Schön geformt, von ſanftem Weſen,
Das durch dunkle Wimpern blickt,
Nenn' ich ſie: „mein liebes Gretchen."
Und dann lächelt wohl die Schelmin,
Weil das Rathen mir geglückt.

Hör' ich zu der Harfe Klängen
Aus dem off'nen Fenſterbogen
Einer Stimme reinen Schall
In melodiſchen Geſängen,
Weiß ich ſicher, 's iſt ein Gretchen,
Denn ſie ſingen überall.

Seh' ich, wie ein junges Weibchen
Ihren Knaben liebend koſet,
Mit dem Gatten traulich ſüß
Scherzet, wie ein ſanftes Täubchen,
Frag' ich nicht: Wie iſt ihr Name?
Gretchen heißt ſie ganz gewiß.

Iſt ein Gretchen wohl mitunter
Auch ein bischen eigenſinnig,
Nun, ſo liegt's vielleicht im Blut;
Wär' es doch fürwahr kein Wunder,
Denn des eig'nen Werth's Bewußtſeyn
Führet ja leicht zum Uebermuth.

Möcht' ich Einer nur gefallen!
O wie wär' ich überglücklich,
Nennte ich ein Gretchen mein:
Aber leider, noch bei Allen,
Wo ich je mich liebend nahte,
Hieß die Antwort immer: „Nein."

M. G.

Das geſtörte Rendezvous.

(Ein Pariſer Genrebild.)

Die Tante der Joſephine Altern, einer reizenden Pariſerin von achtzehn Jahren, gab ſich alle erdenkliche Mühe, um die

Digitized by Google

Tugend ihrer Nichte zu beſchützen und vor den zahlreichen Schlingen zu erretten, welche einer achtzehnjährigen Schönen in Paris gelegt werden. Am Tage kömmt Joſephine ihrer Tante nicht von der Seite, oder vielmehr die Tante der Nichte: Morgens in aller Frühe gehen Beide mit einander auf den Markt, dann kehren ſie mit einander zurück, um in demſelben Zimmer bis zur Stunde des Mittageſſens zu arbeiten; am Abend gehen ſie mit einander in die Vesper und empfangen gemeinſchaftlich den letzten Segen; alsbald kehren ſie nach einem kurzen Spaziergange in ihre Klauſe zurück und begeben ſich zu Bette. Die Tante ſchläft jedoch nur mit einem Auge und einem Ohre; die Nichte, um ſich in ſüßen Träumen jene ſchöne Zeit vorzuſtellen, wo ſie auf den Flügeln der Liebe der traurigen Haft, in der ſie bis jetzt ſchmachtet, entrinnen könne. Die Scheidewand, welche das Bett Joſephinens von dem ihrer Tante trennt, iſt ſehr dünn und verrätheriſch; ein Seufzer, ein im Schlafe geſprochenes Wort durchdringt dieſe ſchwache Barrière und ſtiehlt ſich in das ſtets wache Ohr der Tante, die ſo leicht Verdacht ſchöpfen und den unſeligen Entſchluß faſſen könnte, ihre Wachſamkeit zu verdoppeln. Spottet aber die Liebe nicht aller Arguſe und Duegnen? Sie kleidete ſich dieſes Mal in die Geſtalt eines Goldſchmiedes, Namens Hermann; eines artigen Knaben von zwanzig Jahren, ſanft, brav, geſetzt und fleißig; er logirte ſich in ein Zimmer ein, gerade über dem Joſephinens.

Wenn er des Morgens an ſein Fenſter trat, ſo erblickte er manchmal das niedliche Blondköpfchen Joſephinens, während dieſe ihre Blumen begoß. Manchmal ſah er auch die Tante in dem reizenden Negligée einer alten Jungfer. Er begegnete eben ſo von Zeit zu Zeit beiden auf der Treppe und wagte es beim dritten Begegnen, ſeine Nachbarinnen zu grüßen, von denen die eine den Gruß mit artigem, holden Lächeln erwiederte, die andere aber brummend bemerkte:

„Fürwahr, ein ſehr dreiſter Nachbar! Wenn das ſo fortdauert, ſo ſagen wir auf, Joſephine."

„Warum aber, liebe Tante?" ſagte Joſephine, „dieſer junge Menſch . . ."

„Junger Menſch? . . . Woher wiſſen Sie das, Mamſell? Sie haben ihn alſo ſchon betrachtet, den jungen Menſchen?"

„Verzeihen Sie! Es geſchah ohne meinen Willen. Wenn man ſich auf der Stiege begegnet . . . Dann ſcheint mir unſer junger Nachbar nur aus ſchuldiger Artigkeit zu grüßen."

„Was, Artigkeit? Ich kenne ſolche Artigkeiten! Erſt ein oberflächlicher Gruß, dann eine charmante Verbeugung, dann Zuwerfen verliebter Blicke, dann Händedruck, und endlich Kuß und gar Umarmung . . . O, ich kenne das, Jungfer Vorwitz, und verbiete Ihr hiermit ein für alle Mal, mit dem jungen Schmarotzer Worte oder Blicke zu wechſeln, ja nicht ein Mal ſeinen Gruß zu erwiedern."

„Er wird mich aber dann für unhöflich halten, liebe Tante!"

„Mag er dich halten, für was er will! Wenn dir an ſeiner Perſon nichts liegt, ſo kann dir auch ſeine Meinung über dich gleichgültig ſeyn."

Am folgenden Tage traf Hermann, der die Stunde ihres Ausgangs erſpähte, wieder mit beiden zuſammen, und grüßte ſie, wie gewöhnlich. Dies Mal aber wurde ſein Gruß von keiner Seite erwiedert . . . und der ſpröde und verächtliche Blick der alten Jungfer zeigte ihm, wem er dieſe plötzliche Veränderung in dem Betragen Joſephinens zu verdanken habe.

„Die Alte traut mir nicht", ſagte der junge Goldſchmied zu ſich ſelbſt, „und doch ſind meine Abſichten ſo redlich . . . Joſephine iſt ſchön und zugleich geſittet, brav und fleißig . . . Es wäre ein Verbrechen, dieſes reine, gute Geſchöpf zu betrügen!" Hermann entſchloß ſich, um die Hand Joſephinens anzuhalten. Er wollte ſich aber zuerſt die Ueberzeugung verſchaffen, ob er auch ſeiner artigen Nachbarin gefiele. Zu dieſem Zwecke ließ er ihr mehrere zärtliche Sendſchreiben zukommen, die ſie jedes Mal Morgens unter ihren Blumen fand, wenn ſie mit Begießung derſelben beſchäftigt war. Joſephine hielt es für eine Pflicht, auf dieſelben zu antworten, zumal da ihr die Tante ja nur den mündlichen Verkehr, aber keineswegs den ſchriftlichen unterſagt hatte. Als Hermann ſo die Gewißheit erlangt hatte, daß er geliebt ſey, dachte er auf Mittel, ſich der Tante vorzuſtellen; der Zutritt zu derſelben war aber nicht ſo leicht, und konnte, nach Umſtänden, zu fatalen Auftritten führen und das ganze Glück der beiden Liebenden in Gefahr bringen. Es war daher vor Allem nöthig, ſich mit Joſephinen zuvor zu verabreden und ſie um ihren Rath zu fragen, wie er es am ſchicklichſten und beſten anfange, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Die junge Schöne eröffnete nun ihrem Anbeter brieflich, daß die Thüre ihres Gemachs um zwei Uhr des Morgens offen ſtehen werde, und daß Hermann alsdann, während des erſten feſten Schlafes der Tante, mit Joſephine eine Unterhaltung führen könne, aber nur ganz leiſe.

Die verabredete Stunde kam heran: das Herz ſchlug Joſephinen heftig; auch das Hermanns pochte. Die Liebenden ſind nun bei einander; genöthigt, ganz leiſe zu ſprechen, um die Tante nicht zu erwecken; um aber leiſe zu ſprechen, und ſich dabei zu verſtehen, muß man nahe bei einander ſeyn; die Lippen Hermanns kamen auch den Lippen Joſephinens allmählig ſo nahe, daß es nur eines raſchen Avancements bedurfte, um dieſelben zuſammentreffen zu laſſen. Sie trafen zuſammen und ein feuriger, geräuſchvoller Kuß ſchallte durch das jungfräuliche Gemach . . .

Von dieſem Schalle erweckt, fährt die alte Tante mit gleichen Füßen aus dem Bette auf, wirft ſchnell einen Hausſhawl um, ihre Reize zu verhüllen, bewaffnet ſich mit einem Beſen und ſchießt, ſo gerüſtet, wie eine Furie in Joſephinens Zimmer. Hermann verſucht bei ihrem Anblick zu fliehen, doch kömmt er auf ſeiner eiligen Flucht hart wider die alte Dame, die durch die Erſchütterung das Gleichgewicht verliert, wider die Lehne eines Stuhles ſchlägt und außer manchen blauen Mälern eine gefährliche Kopfwunde davon trägt.

Als Hermann am folgenden Tage das Unglück erfährt, wovon er die unſchuldige Veranlaſſung geweſen, begibt er ſich zu der Tante, bringt tauſend Entſchuldigungen vor, offenbart ihr die redliche Abſicht ſeines Beſuchs bei Joſephinen und hält, zum Beweiſe ſeiner Ausſage, feierlich um die Hand Joſephinens an. Die Tante, die, beiläufig geſagt, dieſen Morgen höchſt reizend ausſah, indem ſie den Kopf drei- und vierfach umwickelt, entgegnet dem jungen Menſchen auf ſeine Erklärung, daß er in acht Tagen Antwort erhalten ſollte. Dieſe Antwort beſtand in einer Ladung vor das Zuchtpolizeigericht auf die doppelte Anklage der Verletzung des Hausfriedens und thätlicher Mißhandlung.

Der arme Hermann ſieht ſich gezwungen, auf der Bank der Angeklagten zu erſcheinen. Er erzählt unbefangen und treu den ganzen Hergang der Sache und erneuert ſein Geſuch, der Neveu ſeiner Gegenpartie zu werden. Joſephine beſtätigt

Digitized by Google

geſenkten Blickes die Wahrheit der Ausſage Hermanns, und zwar ſo zur Zufriedenheit der Richter, daß dieſelben, in der Ueberzeugung, die Abſichten des Angeklagten ſeyen unſträflich geweſen, die alte Tante in die Gerichtskoſten verurtheilen und den jungen Brautwerber freiſprechen. „Beruhigen Sie ſich“, wandte ſich Hermann ſanft zu der niedergeſchlagenen Tante, „ich zahle die Koſten..., wenn Sie mir die Hand Ihrer Nichte geben.“

„Wird ſich finden, Herr Neffe!“ entgegnete beſänftigt die Tante. L.

Mannichfaltigkeiten.

Man berichtet aus London: Der deutſche Tondichter Spohr aus Kaſſel, welcher ſich am 3. Juli in der hieſigen philharmoniſchen Geſellſchaft hören ließ, wurde bei ſeinem Auftritt von der Verſammlung mit dem lebhafteſten Beifall, welcher einige Minuten lang andauerte, empfangen.

In Trier ſind Harmoniechöre und Muſikvereine zuſammengetreten, um durch ihre künſtleriſchen Leiſtungen Mittel zur Unterſtützung der Trier'ſchen Armen und der Hagelbeſchädigten in Graach zu erſchwingen.

Korreſpondenz.

Nürnberg, im Juli.

Kanal. Vereine. Theater.

Wenn ich Ihnen in meinem letzten Berichte mittheilte, daß die Eröffnung der Kanallinie von Erlangen bis Bamberg am 1. Mai, eingetretener Hinderniſſe wegen, nicht ſtattfand und viele ſchauluſtige Nürnberger am Abend, durchnäßt und bitter getäuſcht, von unſerer freundlichen Nachbarſtadt an den heimiſchen Herd zurückkehrten, ſo war es um ſo überraſchender für das hieſige Geſammtpublikum, als Samſtag den 6. Mai das erſte Schiff mit wehenden Flaggen und Wimpeln in Baierns Nationalfarben — werden wir vielleicht bald die deutſche Flagge ſehen? — von Bamberg kommend, in unſern geräumigen Kanalhafen einlaufen ſollte. Jede derartige Erſcheinung — ſie ſey auch weit unbedeutender — iſt für Nürnbergs Bewohner ein kleines Volksfeſt; namentlich, wenn ſie in eine Zeit fällt, die die Anweſenheit der gewerbtreibenden Klaſſe erlaubt. So auch diesmal. Der Samſtag Abend gab Alle frei und ſchwarz und dicht wallten die Schaaren zum Spittlerthore hinaus, das hier noch nie geſchaute Wunderding zu ſehen. Und es kam. Ein lauter Jubel empfing es und Haufen umringten es, es anzuſtaunen und die Helden zu begrüßen, die mit kecker Todesverachtung gewagt hatten, zum Erſtenmal die neue Verbindungsſtraße zweier Meere zu befahren. Doch ſonderbar! Außer den bedienſteten Bootsleuten entſtiegen nur Soldaten — an der Zahl etwa fünfzig — dem niedlichen Bauche des Fahrzeugs und es drängte ſich mir unwillkürlich die Bemerkung auf, daß man in neuerer Zeit diejenigen, die die Männer der bleichen Furcht nicht ſind, gerne dahin ſchiebt, wo ſich beim erſten Verſuch mögliche Gefahren zeigen. Wir haben dieſes Beiſpiel im neuen Theater — ich glaube zu Lyon — erlebt, wo 2,000 Soldaten die nicht allzu feſt ſcheinenden Logen anfüllen mußten, um den Beweis zu liefern, daß ſie die größten Maſſen zu tragen vermöchten. Jetzt wiederholte es ſich beim Ludwigskanal. Wenn auch nicht lebensgefährlich wie in Lyon, ſo war der erſte Verſuch doch gewagt wegen der Unerfahrenheit der Schleußenwärter, und es hatte ſich wirklich kurz zuvor bei einer der nördlicheren Schleußen der Fall ereignet, daß der Wärter das Schiff zu ſchnell aus der Schleuße fallen ließ, dieſes mit dem Schnabel in's Waſſer ſchoß und zwei Menſchen dabei hart beſchädigt wurden. Es iſt allerdings rühmlich, daß der Soldat für's Vaterland ſein Leben in die Schanze ſchlägt, ob aber vorliegender Fall Patriotismus genannt zu werden verdient, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Genug, wir ſahen am 6. Mai das erſte Schiff mit Perſonen, und am 7. zwei andere, mit Gütern befrachtet, in unſerm Hafen einlaufen. Seitdem geht der Transport nach den Main- und Rheinſtädten beinahe ununterbrochen fort, und, wenn erſt die ganze Linie eröffnet ſeyn wird, läßt ſich für die commercielle und induſtrielle Zukunft Nürnbergs ein erfreuliches Prognoſticon ſtellen. König Ludwig, der hohe Gründer deſſelben, ſchien ſich bei ſeiner Durchreiſe am 9. Juni ſeines Werkes zu freuen, wenn man auf Phyſiognomik etwas halten darf, nur der Umſtand, daß der verunglückte Bau des ſogenannten Diſtelkabels bei Altorf noch eine faſt zweijährige Hemmung der vollſtändigen Beſchiffung veranlaſſen werde, hatte das Allerhöchſte Mißfallen erregt und den Befehl zur Folge, daß mit möglichſter Eile dabei verfahren werde. Glück auf! — Unter den zahlreichen Vereinen für Muſik, Geſang, geſellſchaftliche Unterhaltung, prunkloſe Beerdigung, neue Sprachen, gegen Thierquälerei, der Veteranen u. ſ. w. verdient beſonders der vor drei Jahren in's Leben getretene literariſche Verein einer achtbaren Erwähnung. Wenn auch nicht ſo weit vervollkommnet, um nach Außen ſeine Kräfte verwenden zu können, zählt er doch viele und ehrenwerthe Mitglieder, die im Innern Gutes zu wirken und Schönes zu befördern ſuchen. Der vor einiger Zeit erſchienene Jahresbericht pro 1843 gibt uns eine Ueberſicht der gelieferten Vorträge und veröffentlicht einen Theil derſelben. Wir finden darin Recenſionen über Uhland, Rückert's Schi:king, Humoresken, lyriſche und epiſche Poeſieen, deren größter Theil durch ſeine Gediegenheit einer weitern Verbreitung würdig wäre. Nicht umhin kann ich, dabei eines jungen Autodidakten namhaft zu erwähnen. C. Weiß liefert häufige Beiträge und ſeine Poeſieen finden allgemeine Anerkennung. Es herrſcht in ihnen eine Tiefe des Gefühls, ſie ſind ſo zart durchdacht und ſo treu und wahr aus des Menſchen innerſtem Leben gegriffen, daß wir viel zu erwarten hätten, wenn dem ſchlummernden Talente größere Theilnahme und Unterſtützung geſchenkt würde. — Der Tempel, den, ſeiner an der Façade befindlichen Ueberſchrift zufolge, die Stadt den Muſen gewidmet hat, iſt nicht geſchloſſen worden, ſondern behauptet mit eiſerner Conſequenz ſeine Sommerſaiſon. Leider ſieht ſich aber die Direktion zu häufigen Lamento's veranlaßt und ſucht durch Appellation an die Güte des Publikums das dürftige Leben bis zu einer neuen Aera zu friſten. So cirkulirte erſt kürzlich wieder eine Einladung zu Subſcriptionsvorſtellungen, und es war noch ausdrücklich dabei geſagt, daß dies die einzige Hülfe ſey, auf welche die Direktion ſich ſtützen könne. Da bewährte ſich wieder der ächte Kunſtſinn der

Treuen, fleiß'gen Stadt,
Wo Dürer's Kraft gewaltet,
Und Sachs geſungen hat.

Etwa 150 Unterſchriften unter 45,000 Einwohnern! — Indeſſen iſt einmal die große Geſchäftsſtockung des Mittelſtandes und dann die traurige Verfaſſung des Theaters ſelbſt ein bedeutender Grund für ſolche Theilnahmloſigkeit. Ohne Oper und auch nur ein erträgliches Schauſpiel bei Anweſenheit mehrerer Gäſte, ſo kann das Theater für ein Publikum, welches ſchon beſſere Tage geſehen hat, unmöglich Anziehungskraft haben. Und es wird auch niemals beſſer werden, ſo lange die Direktion nicht von der drückenden Laſt der Abgaben befreit werden und eine, wenn auch nur geringe, ſtädtiſche Unterſtützung erhalten wird. Vor der Hand und wahrſcheinlich auf noch lange Zeit pia desideria! B. M.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 13. Juli. Czaar und Zimmermann, komiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Lortzing. — (Vorkommende Tänze componirt von Hrn. Balletmeiſter Martin, vom Hoftheater zu Stuttgart.) Zum Letztenmale ausgeführt von demſelben und den Damen Martin-Zimmann und Marie Rau.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 192. Freitag, den 14. Juli 1843.

Offener Brief aus Frankfurt a. M. an die Fernen.

Frankfurt a. M., 12. Juli 1843.

P. P.

Euch, die in unſern Mauern vor Jahren einſt geweilt,
Sey, wie wir uns befinden, hier brieflich mitgetheilt!
Auch Euch, Ihr Kinder Frankfurt's, die Ihr der Mutter fern,
Bring' ich von ihr heut' Kunde; ich weiß, Ihr leſ't's doch gern.

Zuerſt ſey Euch berichtet, daß unſ're gute Stadt
Bis dato keinen Mangel an frohen Menſchen hat.
Zwar in den jüngſten Tagen ſank Vielen wohl der Muth;
Es ſchien, als ſollte enden die Welt durch Waſſerfluth.

Das liebe Brod ward theuer; manch' Herz hat ſich gegrämt,
Doch liebreich hat der Höchſte die Zagenden beſchämt:
Als Jeder an die Zukunft mit banger Sorg' gedacht,
Da winkt' er und die Sonne, ſie ſtrahlt' in alter Pracht.

Es prangen unſ're Fluren in ſelt'ner Ueppigkeit;
Kaum trägt der Halm die Aehre. Fahr' hin, du trübe Zeit!
Beim Anblick all' der Gaben wird's um das Herz uns leicht,
Die Freude waltet wieder, die Traurigkeit entweicht.

Viel unſ'rer Bürger ſchicken zur Reiſ' in's Bad ſich an;
Im Wagen und zu Pferde und mit der Eiſenbahn.
Bad-Homburg zieht am meiſten; man geht da um die Wett'
Die Einen in das Waſſer, die Andern an's Roulett.

Kein Ort der Luſt und Freude iſt mehr an Gäſten arm,
Nur unſer Muſentempel, 's iſt aber auch zu warm.
Schön iſt ſie hergerichtet, die heit're Bretterwelt,
Gemalet und vergoldet und reich mit Gas erhellt.

Die **Mainluſt**, — Alle kennet den Zauberort Ihr ja! —
Von Bäumen dicht beſchattet, dem kühlen Strome nah',
Sie iſt jetzt ſtark bevölkert, — man ſitzt beim Labetrunk
Und lauſcht den ſüßen Klängen, beherrſcht vom Meiſter **Funk**.

Noch in gar manchen Gärten ertönet Freudenſchall:
Da iſt der **Felſenkeller**, da iſt die **Weſtendhall**,
Die **neue Anlag'** ferner und **Schwager's** Gartenraum!
Beim **Eyſen** und beim **Enrich** trifft man ein Plätzchen kaum.

Doch glaubt nur nicht, die Freude ſey unſer einzig Ziel;
Humanität, die milde, zählt auch hier Tempel viel.
An Bürgern, treu und bieder, die, guten Geiſtern gleich,
In jüngſter Zeit gewaltet, an ſolchen ſind wir reich.

Von Fremden wird ſeit Kurzem uns Zuſpruch viel zu Theil,
Franzoſen, Briten, Ruſſen luſtwandeln auf der Zeil;
Ein Laden an dem andern iſt hier voll Glanz zu ſeh'n;
Fragt Ihr nach den Geſchäften: — ich weiß nicht, wie ſie geh'n.

So viel nur kann ich ſagen, daß ſich mit jedem Jahr
Der Läden Zahl vermehret, ſo wie der Händler Schaar.
Auch jetzt wird wieder fleißig gezimmert und gebaut,
Palläſte ſie entſtehen, wohin das Auge ſchaut.

Von einer Brettermauer geb' ich Euch noch Bericht;
Ich glaub', ſie gilt dem Göthe, — Gewiſſes weiß man nicht.
Der wack're Meiſter **Launitz**, er hat ſeither mit Luſt
Am Gutenberg gemeiſelt, am Schöffer und am Fuſt.

Die trauten Sängerbünde, ſie blüh'n in friſcher Kraft;
Dem deutſchen Liede huldigt ſtets die Genoſſenſchaft.
Man wählt verſchied'ne Plätze, wo der Geſang erſchallt,
Der „Liederkranz" den Taunus, der „Orpheus" wählt den Wald.

So ging's am letzten Sonntag! Da ſah zum Walde hin,
Freund **Jungmann** an der Spitze, man Orpheus-Brüder zieh'n;
Manch' Lied voll Kraft und Feuer ward da wohl ausgeführt,
Auch Bachus nicht vergeſſen, wie ſich's von ſelbſt gebührt.

Fragt Ihr nach neuen Moden, die heiſcht der gute Ton, —
Darin bin ich ein Laie, verſteh' nicht viel davon:
Die Strohhüt' ſind verſchwunden von jedem Männerhaupt;
Wer hätte vor vier Jahren ſo Etwas nur geglaubt!

Dem Rock droht auch Verderben; man trägt jetzt einen „Sack",
— Ich glaub', ſo klingt der Name! — 's iſt neueſter Geſchmack.
Es ſey ein leichtes Tragen, ſo hat man mir geſagt;
Mag ſeyn! Doch Form und Farbe nur wenig mir behagt.

Die neuen Dinger werden entſetzlich populär,
Man trägt ſie von dem Schuſter bis zu dem Millionär;
Ein Weilchen noch, umwallen ſie jeden Gaſſenbub',
Auch wird — doch ich will ſchließen! — Bald Weiteres!

Ludwig Huk.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

VIII.

Verſetzen wir uns wieder in das dunkle Haus des Don Chriſtophal zu Toledo. Nichts hatte ſich in dem weiten Saale mit den eichenen Tiſchen, welche dem Chirurg zum anatomiſchen Theater dienten, geändert; nur daß die Leichen hinausgeſchafft waren. Eine rußige Lampe, welche des Windes wegen, der durch die ſchlecht verwahrten Fenſter zog, unſtät flackerte, erleuchtete den düſtern Ort. Niemand war da. Das Haus ſchien ganz unbewohnt. Der Regen fiel in Strömen herab.

Alsbald knarrte die wurmſtichige Treppe. Die Thüre öffnete ſich, und zwei Menſchen, deren reiche Kleidung in Fetzen um ſie hing, traten, den Mund geknebelt und die Hände auf den Rücken gebunden, herein. Vier Diener führten ſie, und ohne ein Wort zu ſagen, banden ſie ihren Schlachtopfern die Füße mit Stricken zuſammen, um ihnen alle Bewegung unmöglich zu machen.

Nach einigen Minuten öffnete ſich die Thüre von neuem und Don Chriſtophal trat herein. Auf dem Geſicht des Chirurgen war nicht mehr jene Miene niedriger Schmeichelei und ſardoniſchen Lächelns, wie früher. Es ſchien ſeinen natürlichen Ausdruck zu haben. Den Kopf vorwärts gerichtet, die Naſenlöcher aufgebläht, die Augen leuchtend von ſtummer und tiefer Erregtheit, glich er einem Hund, welcher eben die Hand leckt, deren Schläge er fürchtet. Eine andere Seele ſchien in ſeinen Körper getreten zu ſeyn, und ſeine Häßlichkeit erweckte nicht mehr Abſcheu, ſondern Schrecken.

Mit trotziger Miene ließ er den Gefangenen den Mund frei machen. Die Diener zogen ſich zurück, nachdem ſie gethan, wie befohlen war.

„Chriſtophal!“ ſchrieen wie aus einem Mund Don Beltran de la Cueva und Don Diego Lopez Pacheco — die beiden Schlachtopfer — und ſuchten ſich, zur Erde ſtürzend, vergebens von ihren Feſſeln loszumachen.

„An Euch iſt es jetzt,“ rief der Chirurg, „Euch im Staub zu winden; an mir, frei heraus zu reden!“

„Ehrloſer Wicht!“ rief Don Beltran voll Angſt und Wuth.

„Was ich auch thue, Don Beltran! ich werde niemals werden, was Du biſt.“

„Elender!“ wiederholte Don Diego.

„Was Dich anlangt,“ erwiederte Chriſtophal, „Du biſt ein edler und hochherziger Jüngling. Ich geſteh's, Dich möchte ich ſchonen; Du haſt mir nichts gethan. Warum warſt Du dieſen Abend in der Geſellſchaft dieſes Ungläubigen? Ich bedaure Dein Schickſal, aber ich kann Dich nicht retten. Das Geheimniß meiner Rache muß verſchwiegen bleiben.“

„Und warum willſt Du Dich an mir rächen, Unmenſch?“ fragte Don Beltran. „Ich habe mir gegen Dich nichts vorzuwerfen, und hätte geglaubt, daß wenigſtens die Wohlthaten, mit denen ich Dich überhäuft habe, Dich mir verbindlich machten.“

„Ich werde Dich ſogleich belehren, Don Beltran, daß ich weder Gutes noch Böſes, was ich von Dir erfuhr, vergeſſen habe. Du ſprichſt von Verbindlichkeit? Du rühmſt Dich der Wohlthaten, mit denen Du mich überhäufſt? Lohn für Verdienſt, Herr Miniſter! Ich habe des Nachts Wache gehalten unter dem Fenſter Deines Liebchens. Ich habe mich zu Deinem Dienſt den Partiſanen der Soldaten und den Dolchen der Abenteurer ausgeſetzt, und am andern Tag haſt Du mir ein Spottgeld gegeben, während Dir die Gunſt meines Herrn, den ich ſo ſchmählich betrog, ungeheure Schätze eintrug. Ich habe Dir mein Blut verkauft, und Du bezahlteſt mich mit Gold. Doch jetzt iſt Alles zu Ende. Ich diene einem andern Herrn.“

„Chriſtophal!“ ſtotterte der Graf von Ledesma, „ich will Dir mehr Gold geben, als der je beſaß, dem Du meinen Kopf verkauft haſt, wenn Du mich frei läſſeſt.“

„Ich bin zur See geweſen,“ erwiederte der Chirurg, „und weiß, was die Gebete der Matroſen im Sturm für einen Werth haben.“

„Elender Hund!“ rief Diego, „ſo tödte uns dann, und höhne uns wenigſtens nicht mit Deinen Späßen.“

„Bis wir dazu kommen, meine Herren, habe ich Euch noch Allerlei zu ſagen. Aber ich werde mich ſo viel als möglich kurz faſſen. Graf von Ledesma! Großmeiſter von St. Jago! Herzog von Albuquerque! ich muß Dir die Wahrheit ſagen, weil Du ſie wiſſen willſt. Es geſchieht keinem Andern zu Gefallen, wenn ich Dich bei Deinem Austritt aus dem Pallaſt angefallen habe, wenn ich Dich habe knebeln und in dieſes Haus ſchleppen laſſen, aus dem Du nicht mehr herauskommen wirſt. Ich muß mich an Dir rächen. O, es giebt keine heiligere Rache, als dieſe! Sie iſt mir durch Vater und Mutter aufgetragen, welche Dein Vater und Deine zwei Vettern vor etwa fünfzig Jahren auf den Ebenen von Granada ſchmachvoll niedergemetzelt haben. Ich bin kein Chriſt, obſchon ich Chriſtenkleidung trage. Meine Seele iſt arabiſch. Meinen Leib hat man getauft, meine Seele nicht, und dieſe zittert und blutet bei der bloßen Nennung eurer Grauſamkeiten.“

Don Beltran wollte antworten.

„Schweig!“ unterbrach ihn Chriſtophal, „wenn Du wiſſen willſt, warum Du ſterben wirſt. Du ſprichſt von Verbindlichkeit, von Erinnerung an empfangene Wohlthaten. Unſerer Gewohnheit nach übernehmen wir die Schulden unſerer Väter, ſeyen dieſe nun Geld- oder Blutſchulden. Wenn ein Elender meinem Vater ein Auge ausreißt, ſo reiße ich auch ihm eines aus. Ein Fuß für einen Fuß, eine Hand für eine Hand, ein Kopf für einen Kopf! Ich habe Dir geſchmeichelt, um Dich ſicher zu machen; ich habe mich um Dein Vertrauen bemüht, um Dich beſſer zu täuſchen. Heute iſt der Tag meines Siegs! Blut für Blut! Herzog von Albuquerque! Das iſt das Geſetz der Wiedervergeltung!“

(Fortſetzung folgt.)

Melpomene in der Provence.

(Nach Armand de Pontmartin von Wilh. Wagner.)

Die Ankunft der Dem. Rachel in der Provence iſt durch eine Epiſode bezeichnet, welche erzählt zu werden verdient, wäre es auch nur, um der kommenden Zeit eine Erinnerung mehr an Hermione und Roxane zu hinterlaſſen. Dem. Rachel befand ſich zu Lyon und das alte Lugdunum war entzückt, die letzte Römerin in ſeinen Mauern begrüßen zu können; doch verweilte ſie nicht lange, da man ſie zu Marſeille erwartete. Schon hatte ſie den Fuß auf den Tritt des Poſtwagens geſetzt, um weiter

Digitized by Google

zu eilen, als plötzlich ein ungewöhnliches Geräuſch zu ihr drang. Man hinterbrachte ihr die höchſt fatale Nachricht, daß der Oreſtes von Marſeille in Folge einer ſtarken Unverdaulichkeit erkrankt und unfähig geworden ſey, zu ſpielen. Was nun anfangen? Zwar hatte die große Darſtellerin das Recht, zu ſagen — „Das Trauerſpiel bin ich“, — aber ſie bedurfte doch noch eines Andern, an den ſie ſich wenden, an den ſie ihre Worte richten und ihre ausdrucksvollen Blicke heften konnte. Ohne dieſen Andern wäre Rachel verlaſſen und nicht im Stande geweſen, den Enthuſiasmus von Marſeille zu erwecken. Die Götter, die über Melpomene wachen, wie über die Wohlbeleibtheit eines Miniſters des Innern, mußten hier hülfreich einſchreiten, und ſie thaten es. Melpomene fand den Lelio.

Wer iſt denn dieſer Lelio? Lelio iſt einer jener wandernden Schauſpieler, der letzten Ueberreſte vergangener Zeit und anderer Sitten, jener Leute, die ſo ſorglos in den Tag hinein leben, als ob ſie Genie hätten, die den fröhlichen Humor der armen Teufel beſitzen, die mit ihrem Talente, wann es ihnen zu Gebot ſteht, verſchwenderiſch umgehen, die man die Zigeuner des Theaters nennen könnte, die nach allen Richtungen hin ſtreben und in keiner etwas leiſten, die Alles durcheinander ſpielen, ſingen, entſtellen und verſtümmeln, die als Individuen recht amüſant und als Künſtler höchſt langweilig ſind, die ihre fröhliche und maleriſche Armuth mit glänzenden Lumpen überkleiden, die endlich immer von Glück und Unſterblichkeit träumen und ſchwatzen, aber immer um ein paar Minuten zu ſpät kommen, um das Glück und den Ruhm zu erhaſchen. Lelio, ſagte Rachel, willſt du mein Oreſtes ſeyn? Solche Leute haben immer Zeit und ſind immer ſchlagfertig, und dazu noch war es für Lelio ein Göttertraum, mit der berühmten Rachel zu ſpielen und mit ihr in einer Poſtchaiſe von Stadt zu Stadt zu reiſen. Er ſagte zu und ſie reiſten ab; Lelio, nimmer wiſſend, was er ſagen wird; Rachel, eines jeden Wortes, einer jeden Bewegung ſeit Jahren ſich bewußt; er, ohne einen Sous in der Taſche; ſie, mit einer jährlichen Einnahme von 100,000 Francs, und ſo, als die beiden Extreme der dramatiſchen Kunſt, ſich ganz nahe berührend.

Schon ſind ſie auf der Reiſe und ſchon vergoldet der heiße Sonnenſtrahl den weißen Staub, den die eiligen Räder aufwühlen; ſchnell trägt ſie der Wagen dahin. Hier iſt die Eremitage! lächle, o Ariadne, bei dieſen von Bacchus geliebten Hügeln! Hier iſt Vienne! begrüße, o Rachel, das Grab des Pylades und neige dich, o Melpomene, vor der Wiege des Herrn Ponſard! Hier iſt Orange, die Stadt mit ihren alten Denkmälern und Triumphbogen, und hier Avignon mit ſeinen reizenden Hügeln und dem ſtolzen Strome, der ſie beſpült, die Stadt, die an das neue Rom erinnert. Immer reiſen ſie weiter und Rachel theilt ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen der herrlichen Gegend und ihrem neuen Begleiter, dem ſie das Verſtändniß der Dichter zu geben ſich bemüht und erklärt, wie er dieſen oder jenen Vers betonen müſſe, damit er Wirkung thue und ſeinen Gegenſatz um ſo ſtärker hervortreten laſſe, und während dieſer Erklärungen weckt der Anblick der herrlichen Gegend manchen neuen Gedanken in ihrem Geiſte und die Erinnerungen aus der großen Vergangenheit von Rom ſcheinen ihr immer näher zu treten.

Die Reiſenden waren nun nach L., einem artigen Dorfe in der Provence, gekommen, welches gefällig am Abhange eines mit Reben und Oelbäumen bepflanzten Hügels liegt und einem jener poetiſchen Weiler gleicht, aus welchen Virgils Heerden und Hirten dem Wanderer entgegen zu treten ſcheinen. Eine reinliche und lächelnde Armuth, weiße Häuſer unter dunkler Bedachung, erheitert durch grüne Feſtons von Weinlaub, hier und dort italieniſche Pinien, die in den Azur des Himmels emporſteigen, ſaftig-grüne Wieſen und Felder mit wogendem, beinahe reifem Korn, in welchem der Nordwind ſeine phantaſtiſchen Schattenſpiele treibt; das Alles vereinte ſich zu einem wunderſchönen Ganzen. Lelio ſprach: Hier möchte ich wohl leben, um nichts zu thun, — und Melpomene ſagte: Hier möchte ich gerne von den Sorgen der Größe und des Ruhmes ausruhen. Wohl iſt dies Alles wunderſchön, aber nichts deſto weniger, gefeierte Künſtlerin, iſt die Achſe deines Wagens, der ſo ſtürmiſch einherrollte, gebrochen.

Da mußten ſie nun Halt machen und ausſteigen. Das erſte Geſicht, welches ihnen entgegentrat, war ehrlich und gravitätiſch, und über ſeiner Stirne wölbte ſich eine feine baumwollene Mütze; es war das Geſicht eines Gaſtwirthes, des ehrenwerthen und würdigen Lazarus Crepiſſard. Dieſer gute Mann war zugleich Maire des Dorfes, erſt neuerlich in dieſe Funktion getreten, ganz erfüllt von der hohen Wichtigkeit und den heiligen Pflichten ſeines Amtes, aber auf dem Gebiete der Kunſt und Litteratur nicht bewandert. Mit lächelnden Mienen begrüßte er die Reiſenden, und es war die Freude des Wirthes, der ſich wohl nur ſelten ſo vornehmer Gäſte erfreuen mochte, die vorerſt die Oberhand behielt. Lelio war ihm aber bald ſehr auffallend; denn dieſer hatte einen großen Bart, trug eine rothe, griechiſche Mütze, und in ſeiner Phyſiognomie lag etwas Unſtätes und Schweifendes, ſeine Augen rollten hin und her und ſeine Bewegungen waren ungeſtüm. Als ihn Lazarus aufmerkſamer betrachtete, wurde die Heiterkeit des Wirthes ein wenig getrübt und der Ernſt der Magiſtratsperſon warf ein flüchtiges Wölkchen darüber. Rachel hatte kurz vorher mit Lelio eine große Scene repetirt, und dieſer war noch halb in derſelben. Sie ſelber aber lebte noch ganz darin; ihr Auge war ſtarr, ihr Geſicht glühte, ihre Haare waren in Unordnung, ihre Stimme zitterte und ihre große Aufregung war nicht zu verkennen. Der Maire betrachtete auch ſie, trat darauf ein paar Schritte zurück und gedachte bei dieſem etwas verdächtigen Anblick ſeiner obrigkeitlichen Stellung. Mit gemeſſener Stimme fragte er nach dem Vor- und Zunamen und nach dem Stande der Reiſenden.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Kunſt und Wiſſenſchaft gehen nach Brod!**) Ein einſichtsvoller Menſchenfreund äußerte ſich einſt, daß es klüger wäre, wenn man die ungeheuern Summen, die auf Monumente verſtorbener Autoren verwendet würden, als einen Fond zur Unterſtützung lebender Schriftſteller und Literaten anlegte, deren ſehr viele bittern Hunger litten. Ueberhaupt ſcheint Armuth ein Uebel zu ſeyn, an welchem Gelehrte und Dichter ſchon ſeit dem grauen Alterthume leiden. Nach glaubwürdigen Nachrichten ſoll der blinde Homer auf Straßen und öffentlichen Plätzen herumgezogen ſeyn und ſeine unſterblichen Geſänge dem Publikum vorgetragen haben, worauf dann der Knabe, welcher ihn führte, mit dem Teller herumging, um ein paar armſelige Groſchen zu einem Mittagstiſche für den Sänger der Iliade

Digitized by Google

zuſammeln. Der Komödienſchreiber Plautus mußte in ſeinen Mußeſtunden eine Handmühle drehen, um ſich das tägliche Brod zu verdienen. Der gelehrte Grieche Xilander ſoll ſeine Noten über den Dio Cassius für ein wenig Suppe verkauft haben. Der große Philolog Aldus Manutius war ſo arm, daß er kaum ſo viel zuſammenbringen konnte, um den Transport ſeiner Bibliothek von Venedig nach Rom bezahlen zu können, wohin er einen ehrenvollen Ruf erhalten. Michael Cervantes, der unſterbliche Verfaſſer des Don Quixote, ſtarb Hungers. Taſſo, der Dichter des befreiten Jeruſalems, befand ſich einſt in ſo großer Noth, daß er ſich von einem guten Freund einen Thaler leihen mußte, um eine Woche hindurch exiſtiren zu können. Wir haben auch noch ein artiges Sonnet von ihm, worin er ſeine Katze bittet, ihm doch während der Nacht das Licht ihrer Augen zu leihen, da er ſelbſt kein Licht hätte, um ſeine Verſe dabei zu ſchreiben. Paolo Borgheſe, ein italieniſcher Dichter, welcher gleichfalls ein „Jerusaleme liberata" nach dem Plane und in dem Versmaße Taſſo's verfertigte, und nebenbei vierzehn Handwerke verſtanden haben ſoll, wußte oft nicht, wovon er ſeinen Hunger ſtillen ſollte. Der Kardinal Bentivoglio, die Zierde Italiens und der ſchönen Wiſſenſchaften, welcher ſich um ſein Vaterland ſowohl durch ſeine diplomatiſchen Unterhandlungen, als ſeine Schriften ſo große Verdienſte erworben, ſchmachtete in ſeinen alten Tagen in der äußerſten Dürftigkeit, nachdem er ſein Palais verkauft hatte, um ſeine Schulden zu bezahlen; er hinterließ bei ſeinem Sterben nicht ſo viel, um ehrlich begraben werden zu können. Es ließen ſich noch andere viele Beiſpiele von andern verdienten Autoren aus aller Zeit anführen zum Belege der ausgeſprochenen Behauptung, daß die Armuth eine faſt unheilbare Krankheit der Schriftſteller ſey. Daß es auch in neuerer Zeit keineswegs an Literaten und Dichter mangele, die an dieſem Erbübel ihrer Zunft laboriren, bedarf wohl keines Beweiſes, und es werden Hunderte, welchen dieſer Artikel vor die Augen kömmt, in ſtiller Wehmuth, die Hand auf's Herz gelegt, mit Schiller ausrufen: „Auch ich bin in Arkadien geweſen!"

(Ein Hund als Schnellläufer.) Im Anfange dieſes Monates ſetzte in dem Augenblicke, da der erſte Convoi auf der Eiſenbahn von Mons nach Brüſſel abfuhr, ein junger Windhund, welcher ſeinen Herrn in einen Wagen ſteigen ſah, es ſich in den Kopf, dem Zuge zu folgen. Von Ruysbroeck bis nach Forêt lief das Thier neben dem Wagen ſeines Herrn her. Zu Forêt ließ der Convoi den Hund, der ihm ſeit einer halben Stunde in einer Entfernung von 50 Metres gefolgt war, ziemlich weit hinter ſich. Auf der Höhe von Nieuw-Molen hatte der Hund den Zug ganz verloren. Als letzterer endlich auf der letzten Station ankam, ſtellte ſich auch der thieriſche Läufer, drei Minuten nach dem Ausſteigen der Paſſagiere, ein. Die Entfernung zwiſchen Ruysbroeck und Brüſſel beträgt zwei Lieues, die der Zug in zehn Minuten zurücklegt.

Der B. Schott'ſche Muſikverlag in Mainz, welcher neben den beſſern Erzeugniſſen der modernen Tagesliteratur immer das Klaſſiſche in der Kunſt im Auge hält, iſt gegenwärtig mit zwei Werken beſchäftigt, deren Erſcheinen für den gebildeteren Theil der muſikaliſchen Welt von hohem Intereſſe ſeyn muß. Das erſte beſteht aus dem Klavierauszug der Cherubiniſchen Medea, von einem Frankfurter Muſiker, Hrn. Kühl, ganz im Geiſte des Originals arrangirt. Da es der erſte Klavierauszug iſt, der von dieſer Oper erſcheint, ſo iſt er um ſo mehr zu beachten. Das zweite Werk iſt eine Auffriſchung der alten Gretry'ſchen Oper: Richard Löwenherz, von Adam neu inſtrumentirt, und von Palianti nach der erſten Vorſtellung in der Pariſer Opera comique (1841) in Scene geſetzt. Die deutſche Ueberſetzung mit vereinfachtem Text iſt von Carl Gollmick. Da die Editionen ſolcher Werke ſich nicht auf Gewinn gründen können, nichts deſto weniger aber bedeutende Koſten verurſachen, ſo verdient der uneigennützige Kunſtſinn der HH. Schott's Söhne dankbare Anerkennung des Publikums.

Literatur.

Zur Publiziſtik der Gegenwart.

Wir haben vor einiger Zeit die Leſer dieſes Blattes auf eine in der publiziſtiſchen Literatur der Gegenwart intereſſante Erſcheinung aufmerkſam gemacht, auf die Schrift des durch ſeinen freiwilligen Rücktritt aus dem Staatsdienſte bekannten vormaligen k. baier. Regierungs-Präſidenten, Grafen Carl v. Giech: „Anſichten über Staats- und öffentliches Leben, Nürnberg, bei Fr. Campe 1843." Von dieſer Schrift iſt nach Verlauf weniger Monate bereits eine zweite, vermehrte Auflage erſchienen und dadurch unſer damals über das Buch ausgeſprochenes Urtheil auf eine erfreuliche Weiſe faktiſch beſtätigt worden. Wir erlauben uns, auch auf dieſe zweite Auflage das literariſche Publikum hinzuweiſen, da dieſelbe in mehreren Aufſätzen, namentlich in dem über Verwaltung und öffentliches Leben, und in dem über die Gemeinden durch den ſeine Muße ſo fleißig nützenden Verfaſſer ſehr reiche, für den Publiziſten intereſſante und werthvolle Zuſätze und Vermehrungen erhalten hat. Beſonders ſind die in der erſten Auflage ſchon ſo reichen Auszüge und Zuſammenſtellungen aus den in den deutſchen Staaten geltenden Gemeindeordnungen um Vieles bereichert und vervollſtändigt worden, ſo daß wohl wenig mehr an einer vollſtändigen Ueberſicht über ſämmtliche Gemeindeverfaſſungen in Deutſchland nach ihren weſentlichſten Punkten fehlt. Der Verfaſſer deutet in der Vorrede zur erſten Auflage an, daß, wenn ſein Beſtreben, auf dieſem Wege zu nützen, nicht verkannt werde, er dieſem erſten Verſuche vielleicht noch weitere folgen laſſe. Möge ihm dieſe günſtige Aufnahme dazu ein Aufruf ſeyn!

Für den Bau eines Hauſes auf dem Feldberge

ſind weiter eingegangen: aus Frankfurt, durch R. 6 fl. 24 kr., durch denſ. am 9. Juni 6 fl. 42 kr., von einigen T. 40 kr. und 25 kr., J. M. W. 1, Prf. Sch. 1, Prf. H. 1, Prf. W. 1, Prf. G. 1, Dr. Sch. 1 45, Dr. C. 2 42, B. Ep. 2 20, F. P. 2, von Uſingen durch die Red. d. Taun. Bot. 21 fl, von Idſtein und Camberg 29 fl. 13 kr., zuſammen alſo 78 fl. 11 kr., deren Empfang beſtätiget

Frankfurt a. M., 10. Juli 1843.

Die Commiſſion für Erbauung eines Hauſes auf dem Feldberge.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 15. Juli. (Zum Erſtenmale): Vicomte de Letorières, oder: Die Kunſt, zu gefallen, Luſtſpiel in 3 Abth., von Carl Blum.

Redakteur: J. L. Heller; — Druk und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 193. Samſtag den 15. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Fortſetzung.)

„Ungläubiger Verräther!“ rief Don Diego, „glaubſt Du, Du könnteſt uns durch Deine Drohungen erſchrecken? Räche Dich, aber höre: auch ich habe gegen die Mauren in Granada gefochten! auch ich habe mein Schwert in dem Blut der Deinigen getränkt. Drei Jahre ſind es nun, als ich in der Sackgaſſe der Stadt Mena war!“

Bei dieſen Worten Don Diego's ſchienen die Augen Chriſtophal's Flammen zu ſprühen. Er ſtieß ein gellendes Geheul aus und ſtürzte ſich über den Sohn des Marquis von Villena. Er erfaßte ihn an den Seilen, mit denen er gebunden war, und ſchwang einen Dolch über ihm. Durch dieſen wüthenden Anfall zerfetzte er das Sammtkleid des Jünglings und zerriß eine goldene Kette von wunderbarer Arbeit, welche dieſer am Halſe trug, und deren Ringe nun auf den Boden hinrollten. Chriſtophal haſchte ſoglich nach ſeiner Beute, als plötzlich ſeine Hand zitterte und ſeine Augen ſich mit Thränen füllten. Er blieb unbeweglich ſtehen, als hätte ihn eine zauberiſche Macht feſtgebannt.

„Don Diego,!“ ſprach er endlich, ſichtlich ergriffen, „wie kam dieſe Kette in Euern Beſitz?“

„Was geht das Dich an!“

„Sagt mir's, Don Diego! wer hat Euch die Kette gegeben?“

„Ich habe ſie von dem arabiſchen Alcaiden von Mena empfangen, dem ich das Leben rettete.“

„Seyd frei!“ ſeufzte Don Chriſtophal. „Gott befiehlt, den Eid zu halten, den ich, wie alle Glieder meiner Familie, geleiſtet haben. Don Diego! ich bezahle jetzt die Schuld meines Bruders an Euch, den Ihr auf den Ruinen von Mena geſchützt habt.“

„Iſt's möglich!“ rief Don Beltran, dem dieſer unerwartete Vorfall Hoffnung eingeflößt hatte.

„Wenn Du ein edler Mann ſeyn willſt, wie Du Dich rühmſt,“ ſagte Don Diego, „ſo befreie auch dieſen Edelmann.“

„Nimmermehr! ich muß Vergeltung an ihm ausüben. Euch ſchenke ich das Leben. Fürchtet nichts, Ihr ſeyd mir heilig!“

Chriſtophal öffnete die Thüre und ſprach leiſe mit ſeinen Leuten. Zwei derſelben kamen herein, verſtopften Pacheco den Mund, und trugen ihn auf ihren Armen hinaus.

Der Chirurg eilte alsdann auf den Grafen von Ledesma zu, welcher mit kläglicher Stimme um Gnade flehte.

„Für Dich,“ ſagte er, „giebt es keine Gnade! Du biſt doppelt verurtheilt. Wenn ich Dich ſchonen würde, würde der König morgen mein Haupt ſtatt dem Deinigen verlangen.“

„Du irrſt Dich, Chriſtophal!“ ſtotterte der unglückliche Günſtling. „Der König wird Dir es Dank wiſſen, daß Du ihm einen Freund gerettet haſt.“

Chriſtophal zuckte die Achſeln.

„Dein Freund? Der König von Caſtilien Dein Freund?“ ſagte er mit einem ſardoniſchen Lächeln. „Armer Thor, der Du nicht weißt, in welch ſchmähliche Intrigue Du verwickelt biſt! Du weißt alſo nicht, daß der König“ ....

Er hielt plötzlich ein, als wenn er ſich fürchtete, zu viel zu ſagen.

„Dieſes Geheimniß, — o ſag' mir's, warum ich ſterben ſoll,“ rief Beltran mit Angſt.

„Du ſollſt es nicht wiſſen!“ ſagte der Chirurg mit feierlichem Tone. „Dieſe dunkeln Geheimniſſe, dieſe politiſchen Berechnungen des Königs, welche das Schickſal einer ganzen Dynaſtie betreffen, ſind nicht für Ohren, wie die Deinigen, gemacht. Man darf ſie nicht ein Mal Denen anvertrauen, welche man tödten will.“

„Gnade! Gnade! O Gott!“ wiederholte der Graf von Ledesma.

Ohne ihn weiter anzuhören, ſchleifte ihn Chriſtophal auf dem Boden in ein Nebenzimmer, welches ſich hinter ihnen ſchloß. Man hörte ein verzweiflungsvolles Schreien, welches jedoch bald ſchwächer wurde, und endlich wie ein erſterbender Orgelton verſtummte. Bleich, und auf's heftigſte erregt, trat Chriſtophal in den Saal zurück.

„Du biſt gerächt, mein Vater!“ ſagte der Chirurg, und warf einen blutbefleckten Dolch zur Erde.

Der König von Caſtilien trat bald darauf in den Saal. Chriſtophal ergriff eine Fackel und öffnete das Zimmer, in welchem der Leichnam des Günſtlings lag.

Don Enrico betrachtete ihn einige Augenblicke ſtillſchweigend, und warf dann einen Blick auf eine an der Wand hängende Uhr.

„Drei Uhr des Morgens!“ ſagte er, „ſchon ſo ſpät! Ich muß ſchnell in den Pallaſt zurückkehren, denn meine kleine Juanna iſt heute etwas unwohl!“ (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Melpomene in der Provence.

(Nach Armand de Pontmartin; von Wilh. Wagner.)

(Fortſetzung.)

Wer ich bin? fragte Lelio. Man ſieht wohl, edelmüthiger Mann, daß Sie Ihren Geiſt in der Schärpe tragen; aber wer ich auch ſeyn mag, ich nenn' mich Ihren Gaſt. Bereiten Sie uns ein Mahl, laſſen Sie uns einige Stunden unter Ihrem Dache verweilen, und ſorgen Sie unterdeſſen für die Wiederherſtellung unſeres Wagens.

Herr und Madame haben doch wohl Ihre Päſſe? fragte der Wirth und Maire, welchen die Anrede des Lelio etwas verdutzt hatte.

Päſſe! ei, was denken Sie? was ſollen wir mit Päſſen thun, mit gemeinen Päſſen, wie ſie jeder Handlungsreiſende und jeder Deputirte in der Taſche trägt? Brauchen Oreſtes und Hermione auch Päſſe? Braucht Oreſtes einen Paß, um den Pyrrhus zu ermorden, oder Roxane einen ſolchen, um den Bajazet erdroſſeln zu laſſen? — Wo haben Sie jemals gehört, würdiger Pfeiler der geſellſchaftlichen Ordnung, daß Oedipus ſeine Papiere in gerichtlicher Ordnung gehabt, als er ſeinen Vater ermordete, oder, daß Egiſtes ſein Signalement den Polizeibehörden ſeiner Zeit überreicht hätte, bevor er den Agamemnon erdolchte? Wer wir ſind? — wollen Sie es wiſſen? — Ich bin Alles und Nichts; heute Ariel, morgen Caliban; heute ein guter, morgen ein böſer Geiſt; bald ein Millionär ohne einen Sous, oder ein König ohne einen Thron; bald ein unſchuldiger Verbrecher, oder ein Mörder, der nicht vor Gericht geſtellt wird: mit einem Worte, ich bin Lelio!

Und wer iſt denn dieſe Dame?

Sie iſt eine königliche Perſon; begrüßen Sie dieſe Melpomene, dieſe Göttin, Muſe und Herrſcherin in Einer Perſon!

Sie ſcheint mir noch verdächtiger, als ihr Begleiter, erwiederte der Maire.

Lelio ſchlug ihm zutraulich auf die Schultern und ſagte: Laſſen Sie das gut ſeyn, werther Freund, und bereiten Sie uns ein ſchmackhaftes Frühſtück! wir können dann ſpäter auf unſere Angelegenheiten zurückkommen.

Bei dieſen Worten wurde Crepiſſard wieder zum Wirthe. Obwohl ihm die Reden Lelio's ſehr verdächtig vorkamen, ſo blieb ihm doch noch immer Gelegenheit, gerichtlich einzuſchreiten, wenn es nothwendig geworden, und es ſchien ihm ſeine Pflicht, auch ſeiner Eigenſchaft als Wirth Genüge zu leiſten. Er beeilte ſich demnach, die Gäſte in ſein beſtes Zimmer zu führen und den Tiſch für ſie zu decken. Unterdeſſen verſäumte er nicht, an der Thüre zu lauſchen, und hörte, wie Lelio ſagte: Ein fataler Streich! wir kommen nun zu ſpät, und ich werde ſchwerlich am Freitagabend den Pyrrhus umbringen können.

Welch' ein Ungeheuer! ſo iſt es alſo ein Verbrecher, der in mein Haus gekommen, meinen Wein trinkt und meine Cotelletten ſpeiſt.

Lelio, ſagte Rachel, wir wollen dieſen günſtigen Augenblick benutzen; haſt du auch darüber nachgedacht, was den Mord, den du begehen willſt, veranlaßt, und haſt du die tragiſche Bedeutung einer ſolchen That gehörig aufgefaßt? Fühlſt du dich dem großen Momente gewachſen und wirſt du ihn würdig zu Ende führen?

Ja, entgegnete Lelio, indem er den Flügel eines gebratenen Huhns verzehrte, ich fühle es, wozu mich das Schickſal berufen hat. Bei meiner Abreiſe ſoll ganz Epirus weinen, aber wenn Sie mich rächen wollen, ſo rächen Sie mich bald, jeder Aufſchub wird uns Verderben bringen; eilen wir in den Tempel, um den Todesſtreich zu vollführen.

Jetzt erhob ſich die Rachel, wie von gewaltiger Leidenſchaft belebt und ſchien plötzlich größer und majeſtätiſcher zu werden, ihre Augen ſchleuderten Blitze, krampfhaft zuckten ihre Arme, und ein Meſſer, das ſie in der Hand hielt, hob ſie hoch und drohend empor. Sie ſprach donnernde Worte, und ſelbſt Lelio ſah ſie erſchüttert an.

Crepiſſard erſchrak nicht wenig und zog ſich ängſtlich zurück. Auf Ehre, ſagte er, hier wird es ernſt. Dieſe Frau beabſichtigt einen Mord, vielleicht den eines Königs oder eines Prinzen von Geblüt. Hier muß ich einſchreiten, ſelbſt auf die Gefahr hin, um den Betrag meiner Rechnung zu kommen.

Sogleich ſchickte er einen Boten nach dem nächſten Städtchen, um einen oder auch mehrere Gensd'armen herbeirufen zu laſſen. Er ſelber begab ſich nach der Wohnung des Herrn Pfarrers, um mit dieſem zu berathen, was in dieſer ſonderbaren Angelegenheit zu thun ſey. Der Pfarrer von L. war einer der ausgezeichneten Männer ſeines Standes, wie man ſolche auf dem Lande nur ſelten zu finden pflegt; er beſaß in einem ſchwachen Körper einen klaren und edlen Geiſt und lebte ſeit Jahren in glücklichem Verkehr mit den Wiſſenſchaften, welchen er alle Zeit widmete, die ihm ſein mühevoller Beruf übrig ließ. Wann er die Kranken getröſtet und die Armen durch Rath und That aufgerichtet hatte, wann er dann in ſeine ſtille Wohnung heimgekehrt war und das Gebetbuch auf den alten Tiſch von weißem Holz niedergelegt hatte, wann allmählig die letzten Klänge des Angelus verhallten, dann nahm er gern aus ſeiner kleinen Bibliothek einen Klaſſiker zur Hand, und war glücklich, mit ſeinen beſten Freunden, wie er ſie nannte, mit Boſſuet, Fenelon und Corneille, ein trauliches Stündchen zubringen zu können. Eben hatte er an Corneille's unerreichten Verſen ſeinen Geiſt erfriſcht, als plötzlich der Maire bleich und faſt athemlos hereinſtürzte.

Was gibt es denn in unſerm armen Dörfchen, fragte der Pfarrer, um Sie, mein lieber Herr Maire, in ſo große Aufregung zu verſetzen?

Etwas Unerhörtes! Es ſind zwei Reiſende bei mir angekommen, die einen gewiſſen Pyrrhus ermorden wollen, zwei ſchauderhafte Verbrecher. Wer iſt dieſer Pyrrhus? Frankreich ſcheint mir in Gefahr, aber ich werde meinen Poſten nicht verlaſſen und, ſelbſt mit Gefahr meines Lebens, dieſer Schandthat entgegentreten. Kennen Sie einen Pyrrhus, Herr Pfarrer, und was rathen Sie mir, zu thun?

Der Pfarrer ſuchte den aufgeregten Crepiſſard zu beruhigen und ahnte wohl, daß hier entweder ein Mißverſtändniß obwalten oder eine Myſtification zu Grunde liegen müſſe. Beide verfügten ſich jetzt nach dem Wirthshaus zurück. Sie fanden die Verbrecher vor der Thüre ſitzend, wo ſie den ſüßen Wohlgeruch einer blühenden Hecke von wilden Roſen einſogen und köſtliche Erdbeeren ſpeiſten, die in einem zierlichen Körbchen vor ihnen ſtanden. Sie ſahen gar nicht wie Verbrecher aus. Ein ſchöner Maulbeerbaum beſchattete die friedliche Gruppe, an welcher Nichts zu entdecken war, was an irgend ein verdächtiges Vorhaben hätte erinnern können.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Düſſeldorf, 9. Juli.) Als Anekdote wird aus dem neulichen Feſte der Stände erzählt, daß der bekannte Maler Kiderich, der zum feſtleitenden Comité gehörte, als die Kanonen zu einem Toaſte verſagten, weil die Lunten der Konſtabler verlöſcht waren, durch's Fenſter ſprang und mit ſeiner Cigarre die Geſchütze raſch losbrannte.

(Berlin, 8. Juli.) Durch die Bemühungen der Herren Meyerbeer, Liszt, Thalberg, Berlioz, Halevy, Schleſinger, Baron Taylor u. a. m. iſt nun ein allgemeiner Muſik-Künſtlerverein in's Leben getreten, der da bezweckt, nothleidende Muſiker zu unterſtützen. Der Sitz dieſer Geſellſchaft iſt vorläufig in Paris. Jeder Künſtler oder Dilettant kann gegen einen jährlichen Beitrag von mindeſtens 1 1/2 Rthlr. Mitglied werden. Viele hieſigen Künſtler und Muſikfreunde ſind bereits dieſem Vereine mit namhaften Summen beigetreten. Das Geſellſchafts-Kapital iſt auch ſchon durch außerordentliche Schenkungen gewachſen. So hat Liszt erſt vor kurzem 1000 Fr. und Meyerbeer ebenfalls eine anſehnliche Summe zu dieſem edeln Zwecke eingeſandt.

In der Wagenfabrik zu Höchſt ſieht man die für die Köln-Bonner Eiſenbahn beſtellten und zum Theil bereits gefertigten Waggons. Sie zeichnen ſich durch Eleganz, gepaart mit Gemächlichkeit, ſehr vortheilhaft vor denjenigen aus, die auf den meiſten deutſchen Eiſenbahnen bis jetzt im Gebrauch ſind.

Jetzt, wo in den erſten Staaten Deutſchlands ſo eifrig und mit einer ſo großen Theilnahme des Volks an der Strafgeſetzgebung gearbeitet wird, iſt es Pflicht, an die täglich dringender werdende Nothwendigkeit der Hebung und Vervollkommnung des Volksſchulweſens zu erinnern. Der Zuſammenhang dieſer beiden Staatkanſtalten iſt klar und allgemein anerkannt. Er iſt ſo wichtig, daß man mit vollkommener Wahrheit ſagen kann: je mehr die Strafjuſtiz zu thun hat, deſto weniger hat das Volkslehramt ſeiner Pflicht Genüge geleiſtet. Die wachſamſte Polizei, die ſtrengſte und gerechteſte Strafgerichtsbarkeit ſind nicht im Stande, der ſteigenden Entſittlichung zu ſteuern, und daß dieſe Entſittlichung, wie leider Niemand läugnen kann, von Jahr zu Jahr wächſt, iſt ein Beweis, daß unſere Volksbildungsanſtalten nicht genügen. Wahr iſt es allerdings, Deutſchland iſt im Schulweſen allen andern Staaten vor, allein wenn auch unſere Nachbarn ſich unſere Schulen zum Muſter nehmen, ſo dürfen wir doch keineswegs wähnen, daß ſie durchaus muſterhaft ſeyen. Seit vielen Jahren wird allenthalben und dringend Abhülfe für die vielen Mängel des Volksſchulweſens verlangt, aber man muß mit gerechtem Tadel ſagen, daß nur zu oft nur wenig und oft noch geradezu Verkehrtes gethan wird, um dieſem dringenden Zeitbedürfniß abzuhelfen. Zwar rühmt man ſich allenthalben der zunehmenden Bildung des Volks, und behauptet mit Stolz, daß heutzutage der geringſte Arbeiter in vielen Beziehungen mehr wiſſe, als einſt der Gelehrte; aber dieſe Bildung iſt leider nur zu oft eine Verbildung, ſie iſt in den meiſten Fällen eine einſeitige Bildung des Verſtandes auf Koſten des Gemüthes. Hiermit iſt das Grundübel unſers Schulweſens angedeutet, welches die Quelle der meiſten Verkehrtheiten und Schäden iſt, an denen jetzt die Geſellſchaft leidet. „Wohl Denen, die des Wiſſens Gut nicht mit dem Herzen zahlen,“ ſingt uns Schiller, aber wir arbeiten im geraden Gegenſatze zu dieſem goldenen Worte. Dieſes Wort ſoll der Leitſtern bei der Reform unſers Schulweſens ſeyn, welche jetzt, wo die Bewegungen der untern Stände ſo drohend an dem Gebäude der Geſellſchaft rütteln, die nächſte und dringendſte Pflicht jeder Regierung iſt. (D. A. Ztg.)

Das an einem kranken Zögling des Erziehungshauſes der Jeſuiten in Freiburg durch den Pat. Rektor vermittelſt Auflegung eines Stückes vom Rock Jeſu Chriſti bewirkte Wunder erregt immer noch viel Aufhebens. Die Jeſuiten haben eine Münze ſchlagen und Gebete drucken laſſen. Aber — befremdendes Zuſammentreffen! der gleiche Rock bewirkt Wunder zu Argenteuil in Frankreich. Es iſt dies ein Seitenſtück zu dem der Jungfer Dremond vor einigen Jahren begegneten Wunder, worüber dieſe ſpäter zuerſt angefangen hat, tüchtig zu lachen. Mundus vult decipi.

In Marſeille zog in dem Gefolge des Herzogs von Aumale eine fremde Perſon die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es iſt ein junger Kabyle von 24 Jahren, welcher ſich mit jener innigen Anhänglichkeit, die an den Mamelucken des Kaiſers erinnert, an das Glück des Prinzen angeſchloſſen hat. Dieſer Afrikaner gehört, ſagt man, einer vornehmen Familie an. Er wurde von dem Prinzen mit einer Sendung beauftragt, die er mit viel Muth und Einſicht erfüllte, und gehört gegenwärtig zu zu ſeinem Etat-Major. Dieſer junge Mann erſchien mit ſeiner maleriſchen Tracht in einer Loge des großen Theaters. Er hatte ſeine lange Pfeife und ſeinen Tabak mitgebracht, und war ſehr erſtaunt, zu erfahren, daß man an ſolchem Ort nicht rauche.

Ein längerer Artikel in der „N. Zürch. Z.“ räth, die Heimathloſen in der Schweiz in einer zu gründenden Ackerbaucolonie zu verſorgen, und weiſt auf den Vorgang Straßburgs hin, welches die heimathloſen Bettler und Landſtreicher, von welchen die Stadt ſo ſehr heimgeſucht war, zu einer Colonie auf dem früher faſt ertragloſen Boden von Oſtwald vereinigte, welche Colonie ſeither auf das erfreulichſte gediehen ſey.

Johannnes Peter von Somborn erntete am 4. d. Korn ein; am 5. iſt es gemahlen und verbacken worden und hat derſelbe das Brod den Bedürftigen der Gemeinde gratis vertheilen laſſen.

Der Grund, warum man ſich ſo wenig ein Gewiſſen daraus macht, geliehene Bücher zu behalten, mag wohl darin liegen, daß es für Viele leichter iſt, die Bücher ſelbſt, als ihren Inhalt zu behalten.

(Zur Warnung.) Die Dame N . . ., welche das dritte Stockwerk eines Hauſes in der Straße Fontaine-au-Roi in Paris bewohnt, hatte den Augenblick benutzt, in welchem ihr dreijähriges Kind ſchlief, um einige nothwendige Gänge in der Nachbarſchaft zu machen. Während ihrer Abweſenheit erwachte das Kind, rückte einen Stuhl an das Fenſter und ſtieg auf denſelben, um auf die Straße zu ſehen. Da es ſich noch nicht hoch genug ſah, kletterte es auf die Lehne und neigte ſich von derſelben über das Fenſtergeſimſe, um weiter ſehen zu können. Es befand ſich keine zwei Minuten in dieſer gefährlichen Lage, ſo ſah es ſeine Mutter von der Straße aus; ſie rief ihm zu,

Digitized by Google

es ſolle doch herunterſteigen, das Kind verſtand ſie aber nicht, neigte den Kopf vielmehr noch mehr vorwärts und ſtürzte drei Stockwerke herunter auf die Straße zu den Füßen der Mutter. Dieſe ſank ohnmächtig neben ihrem entſeelten Kinde nieder. Ihre Geiſteskräfte befanden ſich nach ihrem Erwachen in einer ſolchen Zerrüttung, daß man lebenslänglichen Irrſinn befürchtet.

Da ein Gatte ſich über die Untreue ſeiner Frau beklagte, ſo entgegnete ihm Santeuil: „Dies iſt nur ein eingebildetes Uebel: Wenige ſterben, Viele leben davon!"

Endlich ſind zur Ausführung des vielbeſprochenen Unternehmens, den **Iſthmus von Panama** zu durchſchneiden, ernſtliche Maßregeln getroffen. Wie Arago kürzlich in der Pariſer Akademie mittheilte, haben nämlich die Herren Baring und Comp. in London mit der Republik Neu-Granada einen Vertrag abgeſchloſſen, kraft deſſen letztere ihnen die zur Grabung des erforderlichen Canals nöthige Landſtrecke nebſt 80,000 Morgen an beiden Ufern deſſelben und 400,000 Morgen im Innern des Landes abtreten muß. Binnen fünf Jahren ſoll der Canal, der 4 — 5000 Arbeiter beſchäftigen wird, vollendet ſeyn. Die Herren Baring wollten anfangs den Zollbetrag für die Beſchiffung des Canals auf den enormen Preis von 18 Franken per Tonne feſtſetzen, haben denſelben jedoch auf 8 Fr. zu ermäßigen beſchloſſen.

Offene Zuſchrift
über
die mitwirkenden Urſachen der Kurzſichtigkeit unſerer Jugend.

Wohlgeborner, hochgeehrteſter Herr Redacteur!

Nach einer von Ew. Wohlgeboren in die Extra-Beilage zum Frankfurter Journal vom 27. Juni 1848 (Nro. 175) aufgenommenen Mittheilung aus Darmſtadt ſoll man des in neuerer Zeit öfters vorgekommenen Falles wegen, daß Conſcriptionspflichtige wegen **Kurzſichtigkeit** die Befreiung vom Militärdienſte nachſuchten und zum Theil auch erhielten, Veranlaſſung genommen haben, den Urſachen der jetzt ſo häufigen Kurzſichtigkeit junger Leute auf amtlichem Wege nachzuforſchen. Unter Anderm ſeyen auch, heißt es daſelbſt, die Schulbehörden zum Berichte darüber aufgefordert worden und es unterliege wohl kaum einem gegründeten Zweifel, daß die typographiſche Ausſtattung der Schulbücher, namentlich der compreſſe Druck und die feinen Lettern (vorzüglich aber auch das jetzt ſo gebräuchliche **blendend** weiße Maſchinenpapier) eine der mitwirkenden Urſachen der Kurzſichtigkeit unſerer Jugend ſey u. ſ. w. Dieſen auf richtige Beobachtung gegründeten Ausſpruch glaube ich vollkommen beſtätigen zu können, nachdem ich dem in ſanitäts-polizeilicher Hinſicht unläugbar hochwichtige Gegenſtande ſeit einer Reihe von Jahren eine fortdauernde Aufmerkſamkeit geſchenkt habe. Derſelbe iſt bereits in einer im Jahre 1836 (bei Karl Groos, Heidelberg und Leipzig) erſchienenen Schrift, die den Titel führt: „Das Auge von dem Standpunkte der Medicinal-Polizei betrachtet von Dr. **Joh. Heinr. Beger**, praktiſchem Arzte und Augenarzte in Dresden", von mir ausführlich beſprochen worden (S. 53 — 57). Auch habe ich daſelbſt nicht blos auf die Nothwendigkeit hingewieſen, daß den Nachtheilen und Gefahren, welche aus der Benutzung übermäßig eng und klein und wohl obendrein auf blendend weißes Papier gedruckter Bücher für das Gehorgan erwachſen, durch ſanitäts-polizeiliche Maßregeln vorgebeugt werde, ſondern auch in extenso die Mittel angegeben, durch welche der Zweck, zu deſſen Erreichung Eltern, Lehrer und Erzieher kräftig mitwirken ſollten, am ſicherſten erreicht wird. Mit der ergebenſten Bitte, dieſe Mittheilung einer Aufnahme in das von Ihnen redigirte Journal zu würdigen, genehmigen Sie, wohlgeborner, hochgeehrteſter Herr Redacteur, die Verſicherung der vollkommenſten Hochachtung, mit welcher ich zu ſeyn die Ehre habe Ew. Wohlgeboren ganz ergebener Dr. **Joh. Heinr. Beger**, prakt. Arzt, Augenarzt und Arzt vom Augenkranken-Heilvereine zu Dresden.

Dresden, den 9. Juli 1848.

Korreſpondenz.

Paris, 8. Juli.

Geſtern verließ der der kaiſ. öſterr. Staatsconferenz attachirte Rath, Ritter Adrian v. **Balbi**, nach einem faſt einjährigen Aufenthalte die franzöſiſche Hauptſtadt, in welcher er die nach den neueſten Entdeckungen und den jüngſten politiſchen Transactionen bearbeiteten „Élémens de géographie générale" bei Renouard veröffentlicht hatte. Die Könige von Holland und Griechenland haben, in Anerkennung ſeiner großen Verdienſte um die geographiſch-ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaften, das Ritterkreuz des niederländiſchen Löwen- und des griechiſchen Erlöſer-Ordens ihm zu verleihen geruht. Der überall hochverehrte Gelehrte, welcher nun ſeit 35 Jahren ſeine ganze Thätigkeit der Bearbeitung der Geographie und Statiſtik mit raſtloſem Eifer gewidmet hatte, kehrt in ſein Vaterland zurück und wird in Mailand, deſſen berühmtes Inſtitut in ihm eines ſeiner thätigſten Mitglieder ehrt, die zur Herausgabe einer neuen ſtatiſtiſchen Schrift, welche eine vergleichende ſtatiſtiſche Ueberſicht der präponderirenden Mächte des Erdkreiſes zum Gegenſtande hat, geſammelten Materialien verarbeiten und ordnen.

Charade.

In Kirchen, Schul- und Bauernſtuben
Fehlt wohl die erſte Sylbe nie;
Dient ſie als Reitpferd muntern Buben,
Dann iſt's ein Gaudium für ſie.

Die letzten Zwei ſind Hieroglyphen
Für mich, nicht kenn' ich ihren Sinn,
Nicht ihre Höhen, ihre Tiefen,
Weil ich kein Kunſtbefliſſ'ner bin.

Vom Ganzen möcht' ich viel beſitzen,
Dann lebt' ich ſorglos in der Welt;
Ich wüßte es wohl zu benützen,
Wär' mir ſo lieb wie blankes Geld.

Bornheim. G. Buck.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 189.

Freigeiſterei. Freierei.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 15. Juli. (Zum Erſtenmale): **Vicomte de Letorières**, oder: **Die Kunſt, zu gefallen**, Luſtſpiel in 3 Abth., von Carl Blum.

Redakteur: J. L. Heller. — Druk und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 194. Sonntag, den 16. Juli 1843.

Don Beltran de la Cueva.

Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Royer frei bearbeitet von J. H. K.

(Schluß.)

Während der König ſeine Zeit rath- und thatlos an der Wiege ſeiner Tochter zubrachte, näherte ſich das immer mehr und mehr anſchwellende Heer der Rebellen der Stadt Toledo. Schon zwei Tage nach Don Beltran's Fall öffnete ſie denſelben freiwillig die Thore.

Obgleich durch den grauſenhaften Tod des Günſtlings einer der weſentlichſten Beſchwerdepunkte der Parteiführer weggefallen war, ſo genügte ihnen dies bei weitem nicht. Sie beſtanden auf der Entſetzung Don Enrico's, und zwangen ihn, förmlich für ſich und ſeine Descendenten zu entſagen. So vom Glück verlaſſen, mit Fluch und Hohn beladen, zog er ſich in die Verborgenheit zurück und lebte von einem Gnadengehalt ſeines Bruders, des nunmehrigen Königs Don Alphonſo XII. Die Königin verfiel in eine heftige Krankheit; man hielt ſie für unrettbar. Nur langſam erholte ſie ſich wieder durch die Pflege der Donna Ineſilla Guiomar, welche der unglücklichen Familie unerſchütterlich treu geblieben war. —

Die beiden Helfershelfer Chriſtophal's hatten Don Diego in jener verhängnißvollen Nacht aus dem Hauſe des Chirurgen gebracht, auf einen der öffentlichen Plätze Toledo's geſchleppt, und dort ſeinem Schickſal überlaſſen. Durch Vorübergehende am frühen Morgen aus ſeinem Zuſtande befreit, eilte er unverzüglich nach dem königlichen Pallaſt, um Rache und Tod über den Mörder zu rufen. Wie erſtaunte er aber, als er, ſtatt unverzüglichen Einlaß zu finden, von den Wachen ergriffen und in einen finſtern Thurm des Schloſſes geworfen wurde. Erſt die Eroberung der Stadt befreite ihn wieder aus demſelben. Er wurde vor ſeinen Vater geführt, deſſen ganzen Zorn er durch ſeine Anhänglichkeit an Don Beltran und an die Sache des Königs auf ſich geladen hatte. Der Marquis liebte jedoch ſeinen Sohn zu ſehr, und hatte immer noch zu ſehr ſeine weitgehenden politiſchen Pläne im Sinn, als daß er ihm nicht alsbald verziehen hätte.

Der erſte Gedanke Don Diego's war, ſich an dem blutdürſtigen Mauren zu rächen. Mit einigen ſeiner Getreuen erſtürmte er die Mörderhöhle, die er aber leer und verlaſſen fand. Don Chriſtophal war im Gewirre der kriegeriſchen Ereigniſſe verſchwunden, und Niemand wußte zu ſagen, wo er hingekommen. Alle Nachforſchungen blieben fruchtlos. Nur die Vermuthung ging, er ſey zu den Mauren geflohen.

Obgleich der Marquis von Villena nun wieder mächtiger war, als zuvor, ſo befriedigte doch der Ausgang der Dinge ſeine hochfahrenden Abſichten nicht ganz. Er war darum wieder der Erſte, welcher gegen den neuen König Verdacht und Unzufriedenheit zu erwecken ſuchte. Der baldige und plötzliche Tod deſſelben ſchien ihm die Erreichung ſeiner Pläne näher zu rücken, als je. Er eilte ſofort zur Infantin Iſabella und bot ihr die Krone von Caſtilien an, ſetzte jedoch mit einem bedeutſamen, unzweideutigen Blick hinzu, ſie würde wohl daran thun, wenn ſie, um ihre Macht zu befeſtigen, mit ſeiner Familie, welche von der edelſten Abkunft und faktiſch im Beſitz aller Gewalt wäre, in eine nähere Verbindung träte. —

Die Infantin bat ſich einen Tag Bedenkzeit aus.

Außer ſich vor Freude, kehrte er nach Hauſe zurück, um ſeinen Sohn mit der Möglichkeit eines ſo nahen Glücks bekannt zu machen. Don Diego, wohl wiſſend, daß eine offenbare Widerſetzlichkeit von ſeiner Seite den alten Miniſter zur Raſerei bringen würde, ſuchte ſeine Beſtürzung unter einer anſcheinend heitern Miene zu verbergen, und erklärte ſich über das Projekt ſeines Vaters in einer Weiſe, die an ſich zweideutig genug war, die aber den berauſchten Marquis vollkommen befriedigte.

In der Noth ſeines Herzens gedachte der junge Pacheco des Erzbiſchofs von Toledo. Dieſen von lange her ihm väterlich geſinnten, ehrwürdigen und im Staatsweſen hochwichtigen Mann, welcher zugleich in näherer Beziehung zu der königlichen Familie wie zu ſeinem Vater ſtand, wollte er um Rath und Hülfe anflehen. Der Erzbiſchof hörte ihn mit großer Theilnahme an, und verſprach das Möglichſte zur Vermittlung einer ſo verwickelten Sache anzuwenden. Es war an dem Abend deſſelben Tags im Dom die Vorfeier zum Jahresfeſte des caſtiliſchen Schutzpatrons. Er wußte, daß die Infantin dahin kommen werde. Um allen Verdacht einer politiſchen Machination zu vermeiden, ließ er ſie während des Gottesdienſtes bitten, nach der Beendigung ihrer Andacht auf einen Augenblick in ſeine erzbiſchöfliche Kapelle zu treten.

Donna Iſabella erſchien. Der Erzbiſchof machte ſie auf ihr an keinerlei Nebenbedingung geknüpftes Recht auf die Krone aufmerkſam, ſchilderte ihr in beredten Worten die unbefugte Anmaßung des ehrgeizigen Miniſters und den Schrecken und die Verzweiflung des jungen Pacheco. Sey es nun, daß die Infantin, die Verhältniſſe klug überſchauend, nur zu gut wußte,

daß ſie bei allem Recht gegen den Willen des mächtigen Marquis den Thron nicht werde erreichen oder wenigſtens nicht behaupten können, oder daß ihr gar der ſchöne, am ganzen Hofe gefeierte Jüngling nicht ganz gleichgültig war, — ſie zögerte mit der Entſcheidung. Da ſtürzte Don Diego, die hochglühende Donna Ineſilla Guiomar an der Hand, herein, und warf ſich, verzweiflungsvoll um Gnade flehend, vor der königlichen Tochter nieder. Dieſer Scene vermochte die hochherzige Iſabella nicht zu widerſtehen. Gerührt legte ſie beider Hände ineinander, und der alte Erzbiſchof ſprach, mit Thränen in den Augen, den Segen über den neuen Bund. Noch in der Nacht wurde die Flucht des jungen Paares eingeleitet, welches ſich, mit Empfehlungsbriefen ſeiner Beſchützer verſehen, an den aragoniſchen Hof wandte.

Dies war ein Donnerſchlag für den hochſtrebenden Marquis, der ihn im innerſten Mark des Lebens erſchütterte. Er erhob ſich aber bald wieder, und ſetzte, theils aus Zorn über das Mißrathen ſeines Projekts, theils um ſeines Reichthums und Einfluſſes deſto ſicherer zu ſeyn, ſtatt der Infantin den vertriebenen Don Enrico wieder auf den Thron, ja er arbeitete ſogar darauf hin, die Tochter deſſelben, die er von der Erbfolge verdrängt hatte, wieder zur Anerkennung zu bringen. Aber der Stern ſeines Glücks erbleichte immer mehr. Es bildete ſich allmählig eine Gegenpartei, an deren Spitze der Erzbiſchof von Toledo ſtand, welcher durch Don Diego Unterhandlungen zur Vermählung der Infantin Iſabella mit dem aragoniſchen Königsſohn Don Fernando einleiten ließ, die denn auch auf einer Flucht Erſterer nach Valladolid zu Stande kam. Trotz des Widerſpruchs des Marquis, und obgleich der König noch auf dem Todesbette ſeine Tochter feierlich zur Nachfolgerin erklärt hatte, wurde Donna Iſabella nach ſeinem Tode Königin von Caſtilien, und da ihr Gemahl bald darauf König von Aragonien wurde, ſo kamen auf dieſe Weiſe beide ſo lange getrennten Reiche wieder zuſammen. Der Tag ihrer Vereinigung war der Geburtstag der ſpätern ſpaniſchen Weltmacht.

Schatten und Licht.

(Von J. Pirazzi.)

1.

Es waren trübe, kummervolle Tage,
Als ſich der Himmel ſtets umflort nur zeigte,
Die junge Saat zur Erd' ſich traurig neigte,
Gebeugt vom Regen und vom Hagelſchlage.

Faſt endlos ſchien die unheilvolle Plage,
Die ſelbſt Gebetes Flehen nicht erweichte.
Als wachſend ſie den höchſten Grad erreichte,
Ertönte laut der Sorge bange Klage.

Und aus dem feuchten Dunſt der Regengüſſe
Kam ein Geſpenſt, ein Schatten, aufgeſtiegen,
Hohläugig und mit drohendem Gebiſſe.

Ein Freund von Wucher, Peſt und wilden Kriegen,
Wem ſchauderte nicht vor dem bleichen Recken?
Der Hunger war's mit allen ſeinen Schrecken!

2.

Da drang die Sonne endlich durch die Schleier,
Die neidiſch ſie ſo lange uns entzogen;
Sie ſtrahlte wieder an dem Himmelsbogen
Im vollen Glanze ihrer Sieges-Feier.

Und Alles athmete bald froh und freier,
Die wetterſchweren Wolken, ſie verflogen,
Ein milder Hauch zog durch der Halme Wogen,
Und reiche Ernte künden ſie uns heuer.

Es reifet ſchnell die neubelebte Aehre;
Den ſchlimmſten Feind der Menſchen zu beſiegen,
Sandt' Gott uns ſeine grüngeſchmückten Heere.

Vor ſolcher Macht muß ſicher er erliegen —
Die Noth verwandelt ſich in Hoffnungs-Wonne
Und freudig preiſen wir das Licht der Sonne!

Melpomene in der Provence.

(Nach Armand de Pontmartin; von Wilh. Wagner.)

(Schluß.)

Bei der Ankunft des Geiſtlichen begrüßten ihn die Fremden mit der ſeinem Stande ſchuldigen Achtung. Nun, meine Freunde, ſprach er lächelnd, es ſcheint, daß wir mit der Municipal-Autorität in einiges Zerwürfniß gerathen ſind? — Wegen des Paſſes? entgegnete Lelio ſehr heiter. Allerdings haben wir keinen Paß, aber wir ſtützen uns auf ſehr vornehme Caventen und Beſchützer. — Wer ſind dieſe? — Corneille und Racine. — Wahrlich, zwei höchſt achtbare Patronats-Herren, erwiederte der Geiſtliche, dem dieſe Namen einiges Licht in der vorliegenden Angelegenheit gaben, aber es fehlt ihnen doch die Unterſchrift jener Herren, und die Autoren von heute würden gewiß zu beſcheiden ſeyn, um für jene zu unterzeichnen.

Während dieſer kurzen Unterhaltung war Melpomene etwas bei Seite getreten, und ſprach, leiſe und verdrießlich: Da ſieht man wieder, was doch die Berühmtheit für ein armſeliges Ding iſt. O Eitelkeit und Nichtigkeit! Oft hat man mir geſagt, mein Name ſey in aller Welt und von Pol zu Pol gekannt und gefeiert, aber das waren nur Redensarten; denn ſchon hier in meinem Vaterlande, an einem Orte, durch welchen die königliche Landſtraße führt, kennt man mich nicht! O Herr Duchatel, was haben Sie uns für einen unwiſſenden Maire hierher geſetzt! — Doch, als eine Frau von Geiſt, faßte ſie ſich bald und ſprach zum Seelſorger: Es thut mir recht leid, würdiger Vater, daß wir dem Herrn Maire ſo viele Verdrießlichkeiten machen. — Allerdings, verſetzte der Pfarrer mit einem geiſtreichen Lächeln, haben Sie ihn in einige Unruhe verſetzt, und ich kann ihm nicht ganz Unrecht geben, da Sie, wie er mir erzählt, von Mord und Todtſchlag geredet haben. Auch die Kirche hat Abſcheu vor ſolchen Dingen.

Jetzt errieth Melpomene Alles, aber ſie bemerkte auch, daß ſie es mit einem Manne von Einſicht zu thun hatte. Sie gab Lelio ein Zeichen, ſie nicht zu unterbrechen, und nach wenigen Worten hatte ſie ſich mit dem Geiſtlichen ſchon ſo weit verſtändigt, als es nöthig war. Der Maire befand ſich in ſichtbarer Verlegenheit. Sie begann darauf einige der herrlichſten Stellen

Digitized by Google

von Racine und Corneille zu declamiren, und ſprach mit ſo hinreißender Kraft und Schönheit, daß der gute Pfarrer ſich des Ausrufs nicht enthalten konnte: O, das iſt ſchön, ſehr ſchön! Aber ſie fuhr fort, und der entzückte Hörer vernahm Verſe, die ihn tief erſchütterten, um ſo mehr, als ihr Inhalt ſich auf Gegenſtände der Religion und des Glaubens bezog. Eine Thräne, zugleich der Bewunderung und der Rührung, rollte über ſeine Wangen, welche die Zeit vor den Jahren gefurcht hatte. — Von allen meinen Erfolgen iſt dies wohl der ſchönſte, ſagte Rachel. — Selbſt Crepriſſard begriff jetzt, daß er ſich übereilt hatte, und ſchlug die Augen nieder, während Lelio, ſeine Verlegenheit bemerkend, ihn lächelnd fragte: Nun, mein würdiger Herr Maire, was halten Sie von unſern Päſſen?

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre und das Geſicht eines ſehr friedfertigen und gutmüthigen Gensdarmen erſchien. Weit entfernt, die friedliche Auflöſung des Drama's zu ſtören, trug er nur dazu bei, ſolche noch zu beſchleunigen. Lelio reichte ihm die Hand, und der Maire deutete ihm an, daß ſein Einſchreiten nun nicht mehr nöthig ſey. Melpomene ſchien das Ganze zu beherrſchen und ihren treuen Unterthanen eine wohlwollende Verzeihung zuzulächeln. Alle waren vergnügt über das ſo friedliche Ende des von uns erzählten Drama's.

Endlich erſchien die Stunde der Trennung; denn, obgleich es unſern Künſtlern in dieſer reizenden Gegend ſehr gut gefiel, ſo durften ſie doch das Ziel ihrer Reiſe nicht aus den Augen verlieren. Der Wagen war wieder hergeſtellt und mit raſchen Poſtpferden beſpannt.

Herr Pfarrer, ſagte jetzt Rachel, Sie haben heute eine wahrhaft chriſtliche That gethan, indem ſie Ihre freundliche Geſinnung und Ihre hülfreiche Hand einer Schauſpielerin, und dazu noch einer Jüdin, zugewendet haben.

Ich weiß nicht, wer Sie ſind und bin nicht gewöhnt, nach Namen und Stand Derjenigen zu fragen, die meines Rathes und meiner Hülfe bedürfen. Eins aber weiß ich, — Sie verſtehen es, Verſe, die noch von keinem Dichter übertroffen worden ſind, auf eine Weiſe zu ſprechen, die gleichfalls noch Niemand übertroffen hat!

Rachel machte eine Verbeugung des Dankes, grüßte den Maire, ihm Alles verzeihend, und lächelte dem Gensdarmen, der ſie militäriſch ſalutirte, freundlich zu. Darauf ſtieg ſie in den Wagen, Lelio folgte und der Poſtillon trieb die Pferde zum raſchen Laufe an. So war nun das Trauerſpiel der ihm drohenden Gefahr glücklich entronnen und die gefeierte Rachel um ein paar heitere Lebensſtunden reicher geworden. Nach ihrer Ankunft in Marſeille überſchickte ſie dem Geiſtlichen von L. 15 Louisd'or für ſeine Armen und dem Maire zwei Eintrittskarten für die erſte Vorſtellung der Andromache.

Mannichfaltigkeiten.

(Von der Weſer, 6. Juli.) Am 1., 2. und 3. d. M. haben die vereinigten norddeutſchen Liedertafeln ihr — wenn wir nicht irren — dreizehntes Geſangsfeſt zu Osnabrück begangen. Repräſentirt waren dabei, außer den ſämmtlichen Mitgliedern des Vereins in Osnabrück, die Liedertafeln zu Bielefeld, Bremen, Bückeburg, Detmold, Hameln, Hannover, Herford, Hildesheim, Minden, Münſter, Oldenburg, Heſſen-Oldendorf, Rinteln, Salzufflen und Blotho, und die Geſammtzahl der Sänger mochte ungefähr 220 betragen. Der Empfang der Feſt-Theilnehmer von Seiten der Stadt war wahrhaft überraſchend. Vor den Thoren wehten, von fernher grüßend, große Flaggen, und beim Einzuge durch die Thore und Straßen erblickten die Sänger über ſich feſtliche Bogen von Laubwerk. Die Häuſer waren mit Guirlanden, Fähnchen und Flaggen geſchmückt, und wohl keinem fehlte wenigſtens die Zierde grünen Laubwerks. Sonntags, den 2. Juli, vereinigten ſich die Liedertafeln um $7\frac{3}{4}$ Uhr Morgens auf dem Marktplatze, woſelbſt die Geſänge „Hoch thut euch auf, ihr Thore der Welt ꝛc." von B. Klein, „Das iſt der Tag des Herrn ꝛc." von Kreuzer, und „Zuruf ans Vaterland" von Nägeli, ausgeführt wurden. Sodann zogen ſämmtliche Liedertafeln in ihren mit großen und kleinen Fahnen gezierten Wagen nach dem benachbarten Piesberge, auf deſſen die reizendſten Ausſichten gewährender Höhe nach eingenommenem Frühſtücke der harmoniſche Jubel der fröhlichen Sängerſchaar ertönte. Nach der Rückfahrt fand die Aufführung der Hauptgeſänge in der Marienkirche ſtatt. Die Mittagstafel begann um $2\frac{1}{2}$ Uhr in dem Saale des Schützenhofes. Während derſelben wurden neben den gemeinſchaftlichen Geſängen von einigen Liedertafeln einzeln Geſänge vorgetragen, und herrſchte allgemein die heiterſte Fröhlichkeit. Waren die beiden erſten Tage des Feſtes durch ungünſtige Witterung einigermaßen getrübt, ſo entſchädigte dafür der heitere Himmel des dritten Tages vollkommen. Der Morgen dieſes Tages verſammelte die Sangesgenoſſen auf dem Domhofe bei dem Möſer-Monumente. Außer zwei anderen Liedern ertönte daſelbſt kräftig „das deutſche Vaterland" von Reichard, das, wie immer, ſo auch hier, ſeine Wirkung nicht verfehlte. Nach der Rückkehr von dem Gertrudenberge, wo im Wickenſchen Garten das Frühſtück bei fröhlichem Geſange eingenommen war, ſetzte ſich um Mittag der Feſtzug nach Iburg in Bewegung. Herzlich empfangen von der daſigen Liedertafel, wurden die Sänger zur Mittagstafel in den Ritterſaal des Iburger Schloſſes geleitet. Auch hier bekundete ſich die Macht der Töne in dem Erguſſe des gemeinſchaftlichen Geſanges und in den Weiſen der einzelnen Liedertafeln. Der Kaffee wurde bei dem Förſterhauſe in der Nähe von Iburg eingenommen. Hier erſcholl zum letzten Male der Geſang der Liederbrüder, und den Beſchluß machte ein donnerndes Lebehoch, welches der Feſtdirektor den Osnabrücker Freunden ausbrachte, und woran der harmoniſche Jubel der Sänger ſich knüpfte.

Ein ſchleſiſcher Jude kam nach Berlin, und beſuchte unter mehreren Orten auch Joſty's Konditorei. In dem Augenblick ſeines Hereintretens forderte Jemand ein Glas Waſſer, und der Garçon rief: verre d'eau! Der Jude, welcher ſich in ſeinem Dialekt mit: „Wer do?" angerufen glaubte, antwortete ſchnell und laut: „Der Levi Heinemann aus Polkwitz!"

(Neuere Dichter.) In einer dramatiſchen Poeſie von G* kommen untern andern folgende kräftige Stellen vor:

„Die Sterne hatten alle ſich verkrochen,
Durch dichte Wolken watete der Mond" ꝛc.

Welcher Leſer könnte bei Durchſehung dieſer Stellen das Lachen unterdrücken! Nur immer darauf los geſchrieben, ihr wackern Söhne der Muſen!

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Wiesbaden, im Juli.

Obgleich die Witterung lange höchſt ungünſtig war, ſo haben wir uns dennoch einer Frequenz zu erfreuen, die den Erwartungen ziemlich nahe kommt; wir hoffen indeſſen, daß die Anzahl der Fremden ſich noch vermehren wird. Wiesbaden vertraut der bewährten Heilkraft und dem überall verbreiteten Rufe ſeiner Quellen, die, in Verbindung mit den hier beſtehenden, in jeder Beziehung gediegenen und zweckmäßigen Einrichtungen, ſeinen Rang in der Reihe der erſten Bäder Deutſchlands ſtets aufrecht erhalten werden. Alles iſt aber auch darauf berechnet, die Bedürfniſſe der Kranken, wie die Wünſche der Geſunden zu befriedigen; jene finden Geneſung oder Linderung, dieſe Erholung und Vergnügen, und wo ſich irgend eine Lücke zeigt, da ſucht man nach Möglichkeit das Fehlende zu ergänzen. Um nun, was die ſtets zunehmenden Verſchönerungen betrifft, mit andern Bädern gleichen Schritt zu halten, hat ſich hier in der neueſten Zeit ein Verſchönerungs-Verein gebildet, deſſen Aufgabe darin beſtehen ſoll, den herrlichen Umgebungen Wiesbadens einen noch größeren Reiz zu verleihen. Wenn dieſer Verein den Zweck ſeines Beſtehens immer vor Augen hat und hiernach ſeine Aufgabe zu löſen ſucht, ſo wird das gewiß allgemeine dankbare Anerkennung und kräftige Unterſtützung finden. Zu wünſchen wäre indeſſen, daß der Verein ſeine Wirkſamkeit recht bald beginnen möge, und es wird ſich dann zeigen, welche Bahn derſelbe verfolgt. Sodann iſt kürzlich ein Schriftchen im Druck erſchienen, welches die Aufſchrift führt: „Patriotiſche Wünſche eines Wiesbadeners.“ Wenn man dieſe Wünſche, deren Verehrer ſich auch in verſchiedenen öffentlichen Blättern darüber ausgeſprochen haben, mit Beſonnenheit betrachtet und verfolgt, ſo möchten ſich ſolche eben nicht als ſehr pateiotiſch erweiſen. Es wird darin viel von Einrichtungen geſprochen, die zwar zur Verſchönerung beitragen, aber einen ſo enormen Koſtenaufwand erfordern würden, daß die Möglichkeit der Ausführung nicht abzuſehen iſt, während Einrichtungen, deren Zweckmäßigkeit am Tag liegt, worüber deshalb auch ſchon Verhandlungen gepflogen wurden und wozu die Koſten wohl aufzubringen wären, mit Stillſchweigen übergangen ſind. Ueberhaupt geht der langen Rede kurzer Sinn dahin, alle Verſchönerungen auf dem vor dem Kurſaale befindlichen Platze, der ihrer gar nicht bedarf, anzubringen, namentlich aber dahin, eine zum Kochbrunnen gehörige Quelle zu führen, um die Gäſte an dieſer das Waſſer trinken zu laſſen und auf ſolche Weiſe den Bewohnern dieſes Stadttheils und der Landhäuſer noch größere Vortheile zuzuwenden, als ſie ohnehin ſchon beſitzen. Was dieſes letztere Project betrifft, ſo wollen wir die dabei obwaltenden privatrechtlichen Verhältniſſe ganz unberührt laſſen und nur den mediciniſch-polizeilichen Punkt in's Auge faſſen. Man gibt ſich alle Mühe, glauben zu machen, daß, nachdem der Ankauf des Badhauſes „zur Blume“ behufs Erbauung einer Trinkhalle verſäumt worden iſt, die Möglichkeit der Einrichtung einer ſolchen in der Nähe des Kochbrunnens abgeſchnitten und daher kein anderes Mittel mehr übrig ſey, als die erwähnte Quelle vor den Kurſaal, alſo in die Nähe der Colonnaden, zu leiten. Dem iſt aber nicht ſo, wie der Augenſchein lehrt; es iſt noch immer der ſchönſte Raum bei dem Kochbrunnen vorhanden, um eine zweckmäßige Trinkhalle zu erbauen, und wir hegen auch zu unſern Behörden das Vertrauen, daß ſie auf dieſe Weiſe dem Bedürfniſſe abhelfen werden; das jetzt vor dem Kochbrunnen errichtete Zelt reicht nicht aus, wird aber neben der Trinkhalle ganz angemeſſen ſeyn. Auf dem Platze vor dem Kurſaale würde der Zweck gar nicht zu erreichen ſeyn, weil man von der Quelle bis in die Colonnaden immer noch eine ziemliche Strecke gehen müßte, was bei Regenwetter doch ſehr läſtig wäre, die Errichtung von Seitenhallen oder Zelten aber die Schönheit des Platzes beeinträchtigen würde. Von allen dieſen Verhältniſſen aber auch ganz abgeſehen, ſo kann die Leitung jener Quelle vor den Kurſaal, wenn gleich die Hauptquelle an ihrer Stelle bleiben ſoll, mit Rückſicht auf die Heilkraft und den Ruf des Wiesbadener Waſſers durchaus nicht zugegeben werden; — das Waſſer muß in ſeiner Eigenthümlichkeit erhalten und es darf keine Veränderung getroffen werden, die eine Verminderung ſeiner Kraft zur Folge haben könnte. In dieſem Sinne ſoll ſich auch einer unſerer erſten Aerzte bereits vor mehreren Jahren, wo ein ähnliches Project zur Sprache gekommen war, geäußert haben und unſere Behörden werden daher, ungeachtet aller Machinationen, wohl Anſtand nehmen, ein ſo gewagtes Unternehmen zu geſtatten, um ſo mehr, da die Nothwendigkeit dazu gar nicht vorliegt, ſondern nur das Privat-Intereſſe Einzelner im Spiele iſt, die, zum Theil der Klaſſe der erſten Staatsdiener angehörig, ohnehin ſchon mehr Vortheile genießen, als ihnen rechtlicher und billiger Weiſe zukommen; ſie betreiben faſt ganz das Geſchäft der Gaſt- und Badewirthe, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe von dem Geſchäfte Abgaben bezahlen müſſen, jene aber davon befreit ſind. Es iſt in der That auffallend, daß ein ſolches Mißverhältniß geduldet wird.

Mainz, 13. Juli.

Künftigen Montag den 17. d. M. wird die Aſſiſenſitzung des dritten Quartals unter dem Vorſitze des Hrn Obergerichtsraths Metz eröffnet; die dabei vorkommenden Prozeduren ſind folgende: Am 17.: Friedr. Fleck II., Taglöhner von Ockenheim, eines ausgezeichneten Diebſtahls angeklagt; er wird vertheidigt von Hrn. Anwalt Schmidt. Am 18.: Jak. Forback, Taglöhner von Dinheim, eines qualifizirten Diebſtahls unter Theilnahme beſchuldigt. Vertheidiger: Hr. Anwalt Zitz. Am 19.: Philipp Heinrich, ein Schreiber von Alzei, der Verführung eines Mädchens unter 14 Jahren angeklagt, Vertheidiger: Hr. Anwalt Dernburg. An demſelben Tage: Philipp Dorewagen, Ackersmann von Oberſilbersheim, eines ausgezeichneten Diebſtahls beſchuldigt. Vertheidiger: Hr. Anwalt Kull. Am 20. Juli: 1) Martin Hofmann, 2) Valentin Heinrich, 3) Joſeph Keßler, alle drei von Mainz, ausgezeichneter Diebſtähle unter Mitwirkung beſchuldigt. Vertheidiger: ad 1) Hr. Anwalt Krämer, ad 2) Hr. Anwalt Henco, ad 3) Hr. Anwalt Klonck. An demſelben Tage: Johann Beiſer, Taglöhner von Oberſilbersheim, eines ausgezeichneten Diebſtahls angeklagt. Vertheidiger: Hr. Anwalt Glaubrech. Am 21: Johann Harth, Ackersmann von Oberſaulheim, der Verfälſchung einer öffentlichen Urkunde beſchuldigt. Vertheidiger: Hr. Anwalt Glaubrech. Am 22.: Peter Fuhrmann, Schneider von Büdesheim, des vorbedächtlichen Mordes ſeiner Mutter angeklagt. Vertheidiger: Hr. Anwalt Zitz. Am 24: Jak. Anton Scheuer, Aufkäufer von Ockenheim, eines ausgezeichneten Diebſtahls beſchuldigt. Vertheidiger: Hr. Anwalt Otto Mayer. An demſelben Tage: Anton Bicking, Lumpenſammler von Blödesheim, eines ausgezeichneten Diebſtahls angeklagt. Vertheidiger: Hr. Anwalt Hernsheim. Am 26.: Specialgericht; Jakob Scharf, Schreinergeſell von Worms, eines Rückfalls im Begehen eines ausgezeichneten Diebſtahls beſchuldigt. Vertheidiger: Hr. Anwalt Görz. Margaretha Kraft, ohne Stand noch Wohnort, gleichfalls eines ausgezeichneten Diebſtahls angeklagt. Vertheidiger: Hr. Anwalt Kull. — Die am 22. vorkommende Prozedur gegen Peter Fuhrmann iſt vor einigen Monaten bereits im deutſchen Frankfurter Journale beſprochen worden; der Angeklagte ſoll nämlich in einem Anfalle von Zorn, weil ſeine Mutter ihre Einwilligung zu ſeiner Verehelichung mit einem fremden Mädchen nicht geben wollte, dieſelbe mit dem Kopfe an ein Feuer gehalten, bis ihre Haut verkohlt war und ſie dann in eine Kiſte gezwängt haben, an welchen Mißhandlungen ſie geſtorben iſt. Dieſe Prozedur nimmt die allgemeine Aufmerkſamkeit im höchſten Grade in Anſpruch.

Auflöſung der Charade in Nro. 193.

Banknoten.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 16. Juli. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Muſik von Meyerbeer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 195. Montag, den 17. Juli 1843.

Der Hund von Condeira.

(Nach der Erzählung eines Reiſenden von Guſtav Fels.)

Vielleicht hat keine Stadt an der Straße von Liſſabon nach Oporto eine ſchönere Lage als Condeira.

Wenn man ſich ihr von der Hauptſtadt her nähert, erhebt ſich zur Rechten ein hohes, mächtiges Gebirg, deſſen großartige Umriſſe in ſchneidendem Kontraſte mit dem heiteren blauen Himmel ſtehen, während zur Linken dichte Fichtenwälder, je näher man zur Stadt kömmt, Büſcheln von Felſenröschen weichen. Blühende Myrthen, wilder Geranium und Lavendel umgeben den Reiſenden von allen Seiten, und Aloe- und Stachelbeerenhecken ſchließen weite Felder von indianiſchem Korn ein, deſſen breite Blätter rauſchend und wogend im ſäuſelnden Zephyr den Fahnen eines mächtigen Heeres gleichen.

Köſtliche Orangenwäldchen prangen in allen Stufen der Schönheit, des Wohlgeruchs und der Ueppigkeit. Aber den eigenthümlichſten Reiz verleiht dieſer ſchönen Scene der breite Fluß, welcher unter dieſen Bäumen dahinrauſcht und, von Fels zu Fels herabfallend, eine Reihe natürlicher Caskaden bildet, die wahrhaft bezaubernd ſind.

Bald wallt er über einen hellen Aſt, der in der Sonne ſchimmert, gleich einer reinen Silberwolke; bald donnert er über ein ungewöhnlich großes Hinderniß dahin mit dem Gebrülle und der Eile einer pygmäiſchen Schneelavine. Weiter oben, denn die Stadt liegt auf einer kleinen Anhöhe, erſchallt der frohe Laut eines Mühlrades an das Ohr, und geſchützt in einer Ecke, welche eine paſſende Wohnung für eine Waldnymphe ſeyn würde, ſteht das niedliche Haus des Müllers. Es war klein, glänzend weiß und in einen Felſenſpalt gebaut, von dem es auf zwei Seiten eingeſchloſſen war. Man hätte denken ſollen, der treffliche Müller müſſe eine Tochter gehabt haben oder wenigſtens eine hübſche Frau, denn eine weibliche Hand war durch das ganze Lokal hin ſichtbar — Blumen blühten in Büſchen auf dem Portale und ſpendeten ihre angenehmen Wohlgerüche dem zudringlichen Beſucher aus. Aber was den Reiſenden noch mehr als ſogar dieſe prächtigen Blumen ergötzt, ſind die langen, ſich anmuthig windenden Aeſte eines wilden Weinſtocks, der an dem äußerſten Ende eines Felſenabſchnittes Wurzel gefaßt hat, und ſein phantaſtiſches Blumengewinde längs des Daches ausbreitet. Bei jedem Windeshauche erhebt er ſich und wendet ſich in die Spalte der entgegengeſetzten Seite. Das alles hat die Wirkung einer theatraliſchen Täuſchung, nur daß es ſchöner iſt. Da dieſes wilde Kind des Gebirges keine Früchte bringt, ſo liegt es nur ſtets mit dem Gewichte ſeiner breiten Blätter im Kampfe, und nirgends kann man etwas Anmuthigeres ſehen! —

Wenn man die Brücke hinter ſich hat, ſo tritt man in die Stadt ein, wo der Krieg noch überall traurige Spuren zurückgelaſſen hat — denn nur ihrer Lage ſchuldet ſie die Schönheit, mit der ſie die Natur ſo verſchwenderiſch beglückt hat; aber ihre Tage des Ruhms ſind vorbei, denn die Landhäuſer, welche einſtens der Stolz und die Zierde der Vorſtädte waren, ſind beinahe alle verſchwunden. Schwert und Feuer haben am meiſten dazu beigetragen. Nur noch die Ruinen ſind übrig als ſtumme Zeugen des verheerenden Kriegslooſes.

Ich wohnte während meines kurzen Aufenthaltes in dieſer Stadt bei einer Wittwe, die eine ausgebreitete Verbindung hatte und ein beträchtliches Vermögen beſaß. Ihre Familie beſtand außer ihr noch in einer verwaiſten Nichte und einem ehrwürdigen Prieſter, ihrem Beichtvater. Dieſe Dame, deren feinen Umgang und gute Erziehung ich nicht genug ſchätzen konnte, beſtand darauf, daß ich während meines Aufenthalts ihr Gaſt wurde. In einem Augenblicke der Rührung, die durch ſchwermüthige Gedanken an die Vergangenheit geweckt worden war, erzählte ſie mir die einfache, aber wahre Geſchichte. — Wir machten in der erfriſchenden Kühle eines köſtlichen Abends einen Spaziergang nach den Trümmern, aus denen einſt das reizende Landhaus meiner Wirthin beſtanden hatte. Es war noch ein Haufen geſchwärzter Ruinen, und die Bäume in ſeiner unmittelbaren Nähe waren mit demſelben ſchwarzen Schatten gefärbt. Donna Anna vergoß Thränen, wie ſie ſo daſtand und ſchweigend um ſich blickte, und ich fing an zu bedauern, daß ich ihre Einladung angenommen, mich nach ihrem früheren Hauſe zu führen. Doch bald ſcherzte ſie wieder. Als wir uns auf die lockeren Fragmente einer umgeſtürzten Bildſäule neben einer verſtopften Fontaine niedergelaſſen hatten, und behaglich den Schatten eines blühenden Orangenbaumes genoſſen, da begann ſie ihre traurige Erzählung.

Vor dem Anfange des Krieges auf der Halbinſel war ſie eine glückliche Gattin und die Mutter zweier lieblichen Kinder. Das älteſte war ein Sohn. Als er ſeinen Vater das Schwert umgürten ſah, um ſein Regiment unter den glorreichen Bannern Wellington's zum Siege gegen die geſchworenen Feinde ſeines Vaterlandes zu führen, da wollte der Kühne nicht zurück-

Digitized by Google

bleiben. Er war zwar erſt ſechzehn Jahre alt, aber der kräftige Geiſt und der Muth ſeines Vaters wohnten in ihm, und ſo ſagte ſie an demſelben Tage ihrem Gatten und ihrem Sohne Lebewohl! — Iſabella, ihre Tochter, war kaum ein Jahr jünger als er, und doch, als ſie an dem Halſe ihres Vaters hing, und die geliebten Lippen ihres Bruders am Abende vor ſeiner Abreiſe küßte, wie beneidete ſie da ihre weinende Mutter, daß ſie nur um zwei zu trauern habe! Arme Iſabella! ein Anderer ging hinaus in die Schlacht zum Kampfe für das bedrängte Vaterland, der ihr theurer war, als ſogar Dieſe. Heinrich de los Santos hatte ſchon das Unterpfand ihrer Treue erhalten, und Iſabella fühlte, daß ſie jetzt in der That ganz verlaſſen war, als dieſe drei Theueren durch das Thor des Landhauſes zogen. Heinrich war der Letzte. Er hatte ein anderes Wort für ihr Ohr, einen anderen Kuß für ihre bleichen Wangen. Endlich überließ er das flüchtige Roß ſeiner Eile und ſprengte davon, ohne ſein Haupt umzuwenden.

(Fortſetzung folgt.)

Les Mystères de Paris.

(Frankfurt a. M., Verlag der Ullmann'ſchen Buchhandlung.)

Sie ſind keine Geheimniſſe mehr, dieſe herzerſchütternden Geheimniſſe einer halbfaulen Civiliſation. Alle Welt kennt ſie, lieſt ſie. Man trifft ſie auf jedem Boudoir, in jedem Bureau, in jedem Salon.

In der That, dies Buch iſt die Geſchichte der ſocialen Menſchheit unſeres Jahrhunderts, und die Aufmerkſamkeit, die es überall erregt, iſt nicht blos Sache der Mode, ſondern ſie hat einen tieferen, weit umfaſſenderen Beweggrund. Und dieſer Beweggrund hat ſeine Wurzel nicht allein in Paris, in ganz Europa iſt die Geſellſchaft der Art geſtaltet, daß ſich Bruchſtücke aus dem Leben derſelben in dieſen Myſterien abſpiegeln, und das iſt die erſte triftige Urſache ihrer europäiſchen Allbekanntheit.

Ich will hier nicht den artiſtiſchen Werth dieſes Buches dem Skalpel der Kritik unterwerfen. Der Verfaſſer geſteht ſelbſt, daß er die Kunſtform darin preisgebe; daß es ihm nicht ausſchließlich darum zu thun war. Sein Zweck war ein höherer, allgemein menſchlicher; er wollte das Volk, ſeine Verbrechen, ſeine Kraft und auch ſeine höheren, beſſeren Elemente unſerer Geſetzgebung gegenüber zeigen; er wollte theils die Mangelhaftigkeit dieſer Geſetzgebung ſelbſt kund thun, theils zugleich ergänzen. Ob dies ihm gelungen, das iſt eine höhere Frage; aber die Aufmerkſamkeit aller ernſten Geiſter, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, hat er in hohem Grade in Anſpruch genommen, und dies nicht auf eine rationelle Weiſe, ſo daß ſie nur einigen Eingeweihten zugänglich iſt, ſondern auf eine ſehr angenehme und romantiſche Art.

Die Geſchichte der Romane iſt mit der politiſch-ſocialen Geſchichte Europas eng verknüpft. In einem Lande, wo der hiſtoriſche Roman blüht, kann man ſchließen, daß die Wirklichkeit nicht die Sache der Volksvertreter oder der öffentlichen Geiſter iſt. Der eigentliche Roman entſtand zuerſt in den conſtitutionellen Staaten, wo Preßfreiheit herrſchte und wo man die Gebrechen und die Leiden der Gegenwart in den Leiden Einzelner abſpiegeln ließ. Daß die Franzoſen Meiſter des Romans ſeit vierzig Jahren ſind, hat eine tiefere Urſache, als man gewöhnlich glaubt. Sie liegt nicht in ihrem größeren Talente, noch in ihrer deutlicheren Auffaſſung; der einzige Grund iſt, weil ihre Romane wirklich leben und Wahrheit haben; weil ſie die Zeit darin ſkizziren und weil Sitten und Politik den goldnen Rahmen zu dem Liebesbilde ausmachen.

Wenig deutſche Schriftſteller konnten oder durften ihre Zeit in ihren Romanen abſpiegeln laſſen. Nur Goethe durfte es in ſeinen Wahlverwandtſchaften und im Werther. Wollte ein deutſches Talent die Geheimniſſe Berlins, Wiens oder ganz Deutſchlands in einer Serie zuſammenhängender Novellen geben, er könnte es nicht, er müßte denn franzöſiſch ſchreiben.

In den Romanen der Zeit aber gibt es wieder verſchiedene Serien, je nach den Abſtufungen der Geſellſchaft. Daß ein gutgeſchriebener Roman, worin Herz, Geiſt und Menſchenliebe vorherrſchen, mehr Einfluß haben kann, als alle trockenen Moralbücher, wird Niemand leugnen können. Dieſe Mystères de Paris nun ſind vor Allem einer ſittlich-verbeſſernden Tendenz zugethan; man braucht ſie nur genau zu leſen, um ſich von dieſer Wahrheit zu überzeugen. Der Verf. hat ſich einen Mann als Ideal gewählt, in dem ſich die Bruderliebe und die Gerechtigkeit perſonificirt. Dieſer Mann iſt Rodolphe, ein Fürſt, dem keine menſchliche Regung fremd iſt. Dieſer Fürſt wagt es, in die letzte Hefe des Volkes zu dringen, und ſiehe da, er trifft Veſtalinnen unter Phrynen an und die Tugend ſogar bei erklärten Spitzbuben. Das menſchliche Gefühl iſt nirgends ganz erſtickt, und wo dies der Fall iſt, ſucht der Verfaſſer, nachdem er die Urſachen angegeben, die Mittel zu finden, — und beſſere zwar als die bis jetzt beſtehenden — um ſie ſpäter der Geſellſchaft wieder zu geben. Die Figuren von Fleur de Marie, Rigolette, Lalouve ſind eben ſo wahr als meiſterhaft, und finden ſich überall, auch außerhalb Paris, wenn man ſich die Mühe geben will, um ſie aufzuſuchen. Hingegen ſind der maître d'école, la chouette, der Notarius Ferrand und die Familie Martial Verbrecher, wie man ſie nur in Paris findet. Sie ſind aber nicht weniger wahr, und Sue zeichnet ſie mit einem Meiſtergriffel. Sonderbar, die Salonsſcenen der Gräfinnen und Fürſtinnen gelingen ihm weniger, obſchon er ſich oft in dieſen Kreiſen bewegt.

Das Ganze iſt, obſchon ſcheinbar abgegliedert, doch zuſammenhängend. Es iſt eine Geſellſchaftskette, und die höchſten Zirkel ſtoßen direct an die niedrigſten, wie dies ja im Leben ſelbſt der Fall iſt. Es iſt daher ein Verdienſt, dieſem Buche eine noch allgemeinere Verbreitung zu verſchaffen. Die Ausgabe von der Ullmann'ſchen Buchhandlung iſt, bei der eleganteſten Ausſtattung, auch die wohlfeilſte, die bis jetzt erſchienen iſt; ſo wohlfeil, daß ſie faſt in der Leihbibliothek mehr koſtet. Wir empfehlen ſie daher Allen, die den Wunſch äußerten, dieſes Buch zu leſen und zu beſitzen, und wir glauben, daß es wenig gebildete Leſer gibt, die dieſen Wunſch nicht ſchon hegten.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus einer alten Predigt.) Wir entnehmen aus einer Predigt, welche Thomas Rörer, Pfarrherr zu Druck im Jahr 1570 geſchrieben, und die den Titel führt: „Eine Predigt von dem Leutten gegen das Wetter, ſampt einer feinen

Digitized by Google

Unterricht, warumb die Wetter kommen, und wie ſie ſollen vertrieben werden," einige den Geiſt jener Zeit charakteriſirende Stellen. Der obengenannte Thomas Rörer ſpricht in dem Eingange ſeiner Predigt folgendermaßen von den Urſachen der Gewitter: „Der Urſachen, darumb Ungewitter kommen, ſind dreierlei: Die Erſte ſoll, wie nicht allein die weiſen Heiden ſchreiben, ſondern auch die alten einfältigen Burger und Bauern glauben, ſein die große Hitz, ſo Sommerzeyten erfolgt; das Gewitter ſei demnach ein natürlich, zufellig Ding und nicht ſtraff oder Zorn Gottes." Dagegen bemerkt der erleuchtete Paſtor: „Es ſei zwar wohl war, daß große Hitz großes Donnern und Blitzen bringe, aber es ſei noch nicht die Prinzipalurſach." Dann fährt er fort: „Wie man ſiehet, ſo donnert und blitzt es nicht allein im Sommer, ſondern auch im Winter und zur Zeit der Kälte, wie man Anno 1552 mitten im Januario erfaren, dann daſſelbe mal hat es bei Nacht nicht an einem, ſondern zugleich an vielen Orten (zu Sultzbach, Forchheim, Fürt, Reicheneck), nicht allein gräulich geſchneiet und gewehet, ſondern auch grauſſam gedonnert und geplitzt, wie es dann hernach bei Tag zu Awerbach auſm Thurm einen Mann erſchlagen hat, alſo daß man vermeindt, es wurde der Jüngſte Tag kommen oder aber alles undergehen und verderben." Dann wendet der Paſtor gegen die damals von Vielen gehegte Meinung, daß es Menſchen gebe, die durch Macht des Teufels Donner, Blitz und Hagelſchlag hervorbringen könnten, Folgendes ein: „Obwohl der Teufel mächtig und den Menſchen, ſammt allem dem, was dem Menſchen zugehört, ſehr feind und der Zauberei ſehr viel ſei unter den verdammten Leuten, ſo ſei doch nicht zu glauben, daß der Teufel oder ein böſer Menſch ein Donnern und Blitzen am Himmel machen könne, wann und wo er will, ſondern daß es jedesmal durch Gottes Macht oder Zulaſſung geſchehe." Als die dritte oder fürnehmſte Urſach, warum Donner, Hagel und Schauer kommen, nennt endlich der Herr Paſtor: „Die Sünde." Da nämlich die Leute ſich an Gott nicht mehr kehrten, ſondern lebten, als wenn keiner wäre, ſo müſſe der allmächtige Gott mit ſeiner Donnerſtimme von Zeit zu Zeit vom Himmel predigen, damit die Leute ſich wieder erinnern, daß es einen über ihnen gebe. „Darnach ſei auch dies ein Urſach häufiger Gewitter, daß man Gottes Gaben als Brodt, Wein, Bier, Kleider rc. greulich mißbrauchet, das iſt, weil ſich etliche böſe Leute laſſen bedünken, Gott gebe darum gute Jahr, voll und genug, daß man entweder freſſen und sauffen, ſpilen und panketieren oder aber Geizen und Wucher treiben und die Armen damit bedrücken könne, ſo läſt unſer lieber Herr Gott ſeinen Bogen, (als Donner und Blitz, Hagel und Schauer, Feuer und Waſſer, Krieg und Theurung, Raupen und Ungezieſer) faren und hält ſo Haus und zeigt ſich, als den Gott, dem Gottloß Weſen nicht gefällt, wie im 5 u. 7 Pſalm zu leſen."

(München.) Als neuer Beweis, daß es einen Rumor giebt, wenn Frauen, wie das Sprichwort ſagt, die Hoſen anhaben, mag folgendes Ereigniß in der Modewelt gelten: Am 27. Juni trat die liebenswürdige Sängerin Fräulein Hetznecker in der ganz neuen Operette „der Sänger und der Schneider", als Signor „Cavatini" auf, und trug dabei ſehr geſchmackvolle Beinkleider von beſonderem Stoff. Das hieſige „Tagblatt" nahm ſogleich Veranlaſſung, die reſp. Kleidermacherzunft zu haranguiren, Beinkleider à la Hetznecker zu fertigen, und ſiehe da: Hr. Sigmund Weiß, Schneidermeiſter und Kleiderhändler in der Weinſtraße, hat ſich, in Folge des Andranges der Münchner Lions, bewogen gefunden, denſelben Stoff in einer Fabrik fertigen zu laſſen, und macht jetzt mit 25 Gehülſen Tag und Nacht Beinkleider à la Hetznecker — und wer nicht Beinkleider à la Hetznecker trägt, iſt kein „Schöner Münchner."

Die ſtettiner „Börſen-Nachrichten" theilen als Warnung, wie vorſichtig man bei'm Reinigen der Flaſchen mit Schrotkörnern ſeyn müſſe, folgenden Fall mit: Vor einiger Zeit bekam Jemand, der einige Gläſer Liqueur getrunken hatte, heftige Leibſchmerzen, mit allen Anzeichen einer Vergiftung. Bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß die Flaſche, woraus der Liqueur geſchenkt worden war, am Boden noch ſechs Schrotkörner enthielt, die ſchon ſehr vergangen waren und ſich zum Bleiſalz gebildet hatten. Die Perſon wurde durch ſchleunige Anwendung der geeigneten Gegenmitel zwar gerettet, mußte doch längere Zeit heftige Schmerzen erdulden.

Ein furchtbares, von einem Wolkenbruche begleitetes Gewitter ergoß ſich am 8. d. M. über den Sinngrund, und ſetzte ſolchen großentheils unter Waſſer. Orb, Burgſinn erfuhren bedeutenden Schaden; am furchtbarſten jedoch traf das Gewitter den Marktflecken Zeitlofs, deſſen Markung durch die Gewalt des Waſſers völlig verwüſtet ward. Erde, Feldfrüchte, Stämme wurden von demſelben mit fortgeriſſen, und die Paſſage der zum Flecken führenden beiden Hauptſtraßen gänzlich unterbrochen. Die ausgetretene angeſchwellte Sinn wuchs in kurzem zu einer bedeutenden Höhe an, ſo daß nur mit großer Mühe das Vieh aus den Ställen gerettet werden konnte. Der Schaden der beiden erſtgenannten Orte dürfte ſich auf circa 6000. fl belaufen.

(Lübeck.) Die ſämmtlichen hieſigen Aerzte haben vor kurzem folgendes amtliches Gutachten veröffentlicht: „Die Aerzte Lübecks erklären hiermit ihrer Ueberzeugung gemäß, daß ſie den Genuß des Branntweins im Allgemeinen für ſchädlich, und unter den gewöhnlichen Lebensverhältniſſen für durchaus entbehrlich, ja ſelbſt die plötzliche Entwöhnung von dem Genuſſe deſſelben für die Geſundheit ungefährlich halten." Eine ähnliche Erklärung haben bereits vor längerer Zeit die Aerzte in Osnabrück und Münſter abgegeben.

(Frankfurt a. M.) Unſere ſchöne und freundlich gelegene Mainluſt iſt auch in dieſem Sommer, was ſie ſeit Jahren geweſen, der beliebteſte der hieſigen Vergnügungsorte und der ſtets frequentirte Vereinigungspunkt der eleganten Welt. Der Beſitzer der Mainluſt ſucht von Zeit zu Zeit dem Publikum einen außergewöhnlichen, anziehenden Genuß zu bereiten, und als ſolcher iſt das auf heute Montag den 17. veranſtaltete Konzert des in Mainz garniſonirenden Regimentes Graf Khevenhüller-Medſch zu bezeichnen. Es iſt dies daſſelbe Muſikkorps, deſſen Freitagskonzerte auf der Neuen Anlage in Mainz ſo bekannt und beliebt ſind. Bei günſtiger Witterung ſteht uns nun das Vergnügen bevor, ſie auf der Mainluſt zu hören, und das Programm der vorzutragenden Piecen bietet eine ſchöne und entſprechende Auswahl. Daß das genannte Konzert den zahlreichſten Beſuch finden werde, ſteht wohl nicht zu bezweifeln, da es an Freunden des Vergnügens heutigen Tages nicht fehlt.

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Guntersblum, 15. Juli.

Wie glücklich iſt doch das Land, wo die chriſtliche Religion die Religion der Liebe iſt und die Confeſſionsverſchiedenheit keine Ungleichheit in dem bürgerlichen und kirchlichen Leben begründet! Während die evangeliſche Gemeinde der anſehnlichen Stadt L..., in einem deutſchen katholiſchen Staat, wie die Beilage Nro. 191 des Journals aus Leipzig meldet, mit ihrem projectirten Kirchenbau ſich hingehalten ſieht, troz der bedeutenden disponiblen Geldmittel, welche die Pietät ſteuerte, geht der Neubau der hieſigen katholiſchen Kirche raſch von ſtatten und dürfte, im Aeußeren wenigſtens, bis zum Eintritt des Spätjahres vollendet ſeyn. Obgleich die evangeliſche Gemeinde die bei weitem zahlreichere iſt, ſo werden nicht nur die Koſten dieſes Baues, ſondern auch die des neuen katholiſchen Pfarr- und Schulhauſes aus der Gemeindekaſſe beſtritten. Dies und die kürzlich erfolgte Wiederherſtellung der evangeliſchen Kirche verurſacht der hieſigen Gemeinde, die übrigens mit zu den wohlhabendſten der heſſiſchen Pfalz gehört, einen Koſtenaufwand von beiläufig 30 — 36,000 fl., die aus dem Gemeindeärar beſtritten werden. Thatſachen, wie dieſe, beweiſen mehr als prunkende Reden, daß in Rheinheſſen die wahre Toleranz zu Hauſe iſt, welche den Menſchen in dem Menſchen ehrt und das Religionsbekenntniß zu keiner Scheidewand in der bürgerlichen Geſellſchaft macht. — Die Ernte beginnt hier mit der nächſtkommenden Woche und eröffnet die Ausſicht auf einen reichen Ertrag. Alle Vorkehrungen, welche gegen die ſteigende Theuerung getroffen wurden, ſind nun entbehrlich geworden und der entfeſſelte Hunger, der kürzlich noch wie ein gefräßiges Ungeheuer zwiſchen Rhein und Main umherſchweifte und brüllend Sättigung forderte, iſt wieder in des Wuchers dunkle Höhlen zurückgekehrt, wo ſeine großmüthigen Pfleger ihn mit den Schaubroden Davids bewirthen werden.

Kaſtel, 10. Juli.

Wohllöbliche Redaction,

Das in der Mainzer Zeitung, Nro. 186, vom 9. l. M. erſchienene Inſerat des Hrn. Franz Bickes, welcher in Kaſtel und nicht in Mainz wohnt, und durch ſeine angebliche Erfindung zu einer gewiſſen Celebrität gelangt iſt, veranlaßt die Unterzeichneten zu nachſtehender einhelliger Erklärung, um deren gefällige Aufnahme in Ihr geleſenes Blatt wir Sie erſuchen:

Alle Verſuche des genannten Hrn. Bickes, den Boden ohne Dünger anzubauen, die derſelbe während drei Jahren in den Kaſteler Feldern, ſowohl auf mageren, als auf Aeckern erſter Klaſſe (beſter Qualität), und zwar für ſeine Rechnung, gemacht hat und die wir geprüſt, hatten im Allgemeinen keineswegs die Reſultate, wie ſolche im voraus hoch angeprieſen waren, und nicht allein, daß deſſen Gewächſe durch alle Rubriken vor denen, die ein großer Theil der Unterzeichneten gepflegt, keinen Vorzug hatten, waren dieſelben mitunter noch ſchlechter ausgefallen, Vieles ſogar ſo ärmlich, daß es nicht zur Ernte kam. Was derſelbe in einem an üppigem Grunde reichen Garten hieſiger Gemeinde, dem mitunterzeichneten Johann Jung gehörig, in den er ſich mit ſeiner Kunſt miethweiſe zu flüchten für rathſam hielt, an Gewächſen, die er zur Einſicht erbietet, von einigem Belange gezogen hat, ſo mag hier die Bemerkung genügen, daß dieſer Garten ſeit 15 — 20 Jahren theils zu Trauben-Planken, theils zu Raſen für Waſchbleichen verwendet war, welch letzteren Theil, als von der Sonne bis zum Mittag begünſtigt, Hr. Bickes hatte roden, das Plankenſtück dagegen, welches von dem Eigenthümer jedes Jahr gedüngt worden und der Sonne den ganzen Tag ausgeſetzt iſt, bei vorjähriger Hitze, täglich zweimal und zwar mit Rheinwaſſer hatte begießen laſſen; allein, was man durch einzelne Körner in einem ſolchen Grund und Boden erzielen kann, iſt jedem Oeconomen und Sachverſtändigen genugſam bekannt. Das zu einiger Vollkommenheit Gelangte wußte ſich Hr. Bickes durch eine Menge competenter und nicht competenter Richter certificiren zu laſſen, und da derſelbe ſich ein gewiſſes Bene auf die Unterſchriften von Kaſteler Bewohnern thut, deren Acquiſitions-Weiſe wir vorerſt mit Stillſchweigen übergehen wollen, ſo ſind dies großentheils Landwirthe ohne Aecker, was freilich den Hrn. Bickes, dem Auslande gegenüber, wenig kümmern mochte. Kaſtel kann unter dieſen Verhältniſſen die Ehre nicht anſprechen, als habe hier die weltbeglückende Erfindung, den Boden ohne Dünger anzubauen, Wurzel geſchlagen. Allein dem Hrn. Bickes und den Leichtgläubigen zum Troſte bemerken wir bei dieſer Gelegenheit, daß derſelbe noch mehrere Erfindungen beſitzt, deren öffentliche Beleuchtung wir denen überlaſſen, welche die Proben geſehen und betaſtet haben, und nach deren völliger Zutagbeförderung dem Erfinder, als Millionär, etwa mit Zurücklaſſung einer Kapelle, Europa zu eng und die Bewohner der Urwälder Amerika's ihn als neuen Schutzgott verehren werden.

A. Weſtenberger, Gemeinderath und Gutsbeſitzer.
J. Jung, Gemeinderath.
Georg Pfeiffer, Gemeinderath und Gutsbeſitzer.
Bernard Höſel, Gutsbeſitzer.
Johann Fritz, Ackersmann.
Bernard Ernſt, Gemeinderath und Gutsbeſitzer.
Johann Koch, Gutsbeſitzer.
Johann Roſendorn, Gutsbeſitzer.
Joſeph Breckner, Ackersmann.
Emanuel Gieſel, Gutsbeſitzer.
Jakob Hermann, Gutsbeſitzer.
Balthaſar Buſch III., Gutsbeſitzer.
Lorenz Ritzheim, Gutsbeſitzer.
A. Buſch, Gutsbeſitzer.
Chriſtoph Ritzheim, Gutsbeſitzer.
Peter Koch, Gemeinderath.
Martin Kleinmann, Ackersmann.
Jakob Fiſcher, Gutsbeſitzer.
Joh. Wagner, Gemeinderath und Gutsbeſitzer.
Steinberger, Gutsbeſitzer.
Philipp Pfeifer, Ackersmann.
Adam Pfeifer, Ackersmann.
Joſeph Koch, Ackersmann.
Andreas Pfeifer, Ackersmann.
Franz Falker, Gutsbeſitzer.
Franz Joſeph Koch, Gutsbeſitzer.
Peter Felment, Gutsbeſitzer
Heinrich Mann, Gutsbeſitzer.

Der Unterzeichnete atteſtiret anmit, daß er außer Legaliſationen von Unterſchriften dem Hrn. Bickes kein Zeugniß bezüglich ſeiner Erfindung, den Boden ohne Dünger anzubauen, ertheilt habe.

Kaſtel, den 11. Juli 1843.

B. Buſch, früher Bürgermeiſter der Stadt Kaſtel.

Unter amtlicher Atteſtation der Aechtheit vorſtehender Unterſchriften, ſieht ſich der Unterzeichnete zu der weiteren Erklärung veranlaßt, daß die Unterfertigten mit zu den größeren Gutsbeſitzern der Gemeinde Kaſtel gehören und glaubhafte Männer ſind, auch in Folge vorſtehender Atteſtation meines Amtsvorgängers Hrn. Balthaſar Buſch die Behauptung des Hrn. Bickes in deſſen Korreſpondenz-Artikel in der Didaskalia Nro. 184, inſoweit ſich ſolche auf dieſen bezieht, ſich als falſch darſtellt, und behalte ich mir meine Rechte gegen Hrn. Bickes bevor. Kaſtel, den 11. Juli 1843. Barth, Bürgermeiſter.

Theater-Anzeige.

Montag, 17. Juli. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung des Bulwer'ſchen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gaſtrolle) Philipp Morton: Hr. Pohle, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druk und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 196. Dienſtag, den 18. Juli 1843.

Der Hund von Condeira.

(Nach der Erzählung eines Reiſenden von Guſtav Fels.)

(Fortſetzung.)

Die Nachrichten, welche die Verlaſſenen von der Armee erhielten, waren nothwendig unſicher, und eben auch nicht ſehr häufig. Während ſie aber ihren ängſtlichen Sorgen nachhingen, rückte der Kriegsſchauplatz ſogar bis zu ihrer Wohnung, und ſie wurden genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Die ausgezeichnete Schönheit Iſabellens war noch eine neue Gefahr, welcher Donna Anna ſich vollkommen bewußt war. Während ſie die Nachricht, daß die vereinigten Waffen der Engländer und ihres Vaterlandes die Franzoſen gezwungen hätten, zu fliehen, mit Freuden aufnahm, ſo zitterte ſie doch, wenn ſie ſich an die Nähe der gefürchteten Feinde erinnerte. Sie enteilte mit ihrem Kinde aus Condeira, und in Bauerntracht ſchlugen ſie langſam, furchtſam, aber entſchloſſen den Weg nach Liſſabon ein. Die Eile, mit der ihre Flucht geſchah, hatte Donna Anna blos in den Stand geſetzt, eine kleine Summe, die ſich gerade im Hauſe befand, und die Juwelen, welche ſie am beſten bei ſich und ihrer Tochter verſtecken konnte, mitzunehmen. Bei ihrer Ankunft in Liſſabon fühlte ſie bald, daß ihre beſchränkten Mittel kaum für die gegenwärtigen Lebensbedürfniſſe hinreichen würden, und daß, wollten ſie ihre frühere Lebensart fortſetzen, ſie bald gar nichts mehr haben würden. Unter dieſen Umſtänden miethete ſie ein Zimmer in dem zweiten Stockwerke eines mittelmäßigen Hauſes, und hierher ging Iſabella, um auf Nachrichten von ihren abweſenden Helden zu warten.

Die Neuigkeiten kamen zu bald. Donna Anna hatte einen Spaziergang in die Stadt gemacht, um von den geſchwätzigen Gruppen, welche die Straßen anfüllten, einige Hoffnung zu ſammeln, womit ſie ihr liebes Kind, das ſich abhärmte und allmählig in ſtillem Kummer dahinſchwand, laben könne.

Iſabella ſaß allein in dem einſamen Zimmer. Große Thränen perlten auf ihre bleichen Wangen, und ihre Gedanken verweilten bei den Geliebten. Plötzlich erweckte ſie ein heftiges Kratzen an der Thüre des Gemaches und ein leiſes Gewimmer, das ſie in einem Augenblicke erkannte, aus ihren Träumereien. Anfangs mochte ſie ihren Sinnen nicht glauben, aber bald ſprang ſie vom Stuhle und ließ einen kleinen häßlichen Blendling ein, den ſie heftig in ihre Arme nahm und faſt mit ihren Liebkoſungen erdrückte. Der Hund nahm den ſtürmiſchen Druck ihrer kleinen Hand, ja ſogar ihrer warmen Lippen mit ruhiger Zufriedenheit auf, aber er verrieth kein Zeichen von Freude, im Gegentheile ließ er von Zeit zu Zeit ein leiſes, klägliches, melancholiſches Gewimmer hören, das Iſabellen zu Herzen ging.

„Und dein Herr“ — brachte ſie endlich mit Mühe hervor, als wenn das kleine Thier ſie hören und ihr antworten könne, „der mir gelobte, ſich, ſo lange er athme, um meinetwillen nie von dir zu trennen, wo iſt er? Iſt er auf dem Wege zu ſeiner geliebten Iſabella?“ —

Der Hund ſtieß abermals einen leiſen, durchdringenden Klageton aus. —

Das junge Mädchen fuhr auf; tauſend ſchreckliche Vermuthungen kreuzten ſich in ihrem Gehirne. — Wie kam der Hund nach Liſſabon, außer in Begleitung ſeines Herrn? Es iſt Thatſache, daß der Hund, als ſein Herr verwundet und faſt ſterbend von den Franzoſen gefangen genommen wurde, ſeinem Schickſale folgte, bis er ihn in das kühle und unbekannte Grab ſenken ſah, dann machte er ſich auf, zuerſt durch die franzöſiſche, nachher durch die britiſche Armee, und hatte wirklich die Spur ſeiner ehemaligen Herrin in ihrer niedrigen Wohnung einer der dunkelſten Straßen Liſſabons gefunden.

Als Donna Anna von ihrem melancholiſchen Spaziergange zurückkehrte, fand ſie ihre Tochter mit dem kleinen Thiere auf dem Schoße, aber ſie liebkoſte es nicht mehr. Ihr Haupt war über ihn herabgebeugt und ihr Auge thränenlos; doch war ein Ausdruck der Ruhe und entſchloſſenen Verzweiflung darin, welcher die Mutter bald überzeugte, daß niemals ein paſſenderer Augenblick zur Mittheilung der traurigen Nachricht, die ſie brachte, kommen könne.

„Iſabella,“ ſagte ſie ſanft, „meine liebe Iſabella,“ und das Mädchen ſah mit einem ſolchen Lächeln, hoffnungsloſem Elende auf, daß die Mutter meinte, das Herz müſſe ihr brechen; „das kleine Geſchöpf iſt weit hergekommen, um Dich zu beſuchen.“

„Er hat ſeine Botſchaft gut überbracht,“ war die ruhige Antwort; „er hat mich auf das, was Sie mir ſo eben ſagen wollen, vorbereitet. — Heinrich iſt todt.“

Die Wittwe — denn ſchon wußte Donna Anna, daß ſie Wittwe war, wandte das Haupt zur Seite, da ſie den Ton und Blick Iſabellens nicht ertragen konnte.

„Er iſt glücklicher als wir, Mutter, denn ſeine Leiden ſind vorbei — die unſrigen fangen erſt an. — Die h. Mutter hat mich gelehrt, daß ich mir ein vergängliches Bild aufgeſtellt

Digitized by Google

und das ſogar mehr als Gott und mein eigenes Blut geliebt habe, — aber Du wirſt mir verzeihen, Mutter, denn mein Altar iſt umgeſtürzt und meine Lampe iſt ausgelöſcht. Wir haben jetzt nur noch Zwei, über welche wir trauern können, Weine nicht wegen mir — anderer Kummer als der meinige wäre hier unnöthig. Obgleich Schwert und Kugel den Tod bringen können, ſo ſind wir doch nicht ganz hoffnungslos, weil es einen Gram giebt, der auch tödtet."

(Schluß folgt.)

Wahrheit.

Wahrheitsfreunde gibt es viel;
Mancher hört ſie gerne;
Mancher blickt mit Freudigkeit
Oft nach ihrem Sterne.
Ihre Würde, ihren Werth
Hört man öfters preiſen
Und ſieht ihrem Götterbild
Huldigung erweiſen.

Aber meiſtens ſind es nur,
Leider, ſchöne Worte.
Wen'ge, wenn es Opfer gilt,
Oeffnen ihr die Pforte.
Wen'ge haben Muth genug,
Sie durch That zu ehren
Und im Kampfe unverzagt
Stark ſich zu bewähren.

Wahrheit iſt ein ſchönes Wort,
Jeder führt's im Munde;
Doch wann ſie ihn ſelber trifft,
Haßt er ihre Kunde.
Eig'ne Mangelhaftigkeit
Mag man gern verkleinen,
Fremde ſieht man doppelt groß,
Doppelt ſchlimm erſcheinen.

Die Volksſchule als Staatsanſtalt.

Unter dieſem Titel enthält der Gothaer Allgemeine Anzeiger einen beherzigungswerthen Artikel, aus dem wir nachſtehende Auszüge mittheilen:

Wenn Intelligenz und Sittlichkeit die Haupthebel des Beſſerwerdens ſind und mehr als alle Reichthümer die Völker vor ihrem Verfall bewahren, mithin die wichtigſten Staatsbedürfniſſe ſind, ſo liegt klar am Tage, daß von jeder Staatsverwaltung alle Mittel, welche zu jenem Ziele führen und führen ſollen, ganz beſonders berückſichtigt werden müſſen. Zu den wirkſamſten und darum wichtigſten derjenigen Mittel, welche auf die Geſtaltung des ſittlichen und bürgerlichen Lebens, auf die Erzeugung und Nährung der Geſinnungen und der daraus entſpringenden Handlungen der Geſammtheit mächtig einwirken, gehört anerkannt die Schule, von der größten Univerſität bis zur kleinſten Dorfſchule herab. Betrachtet man aber das Schulweſen im Allgemeinen etwas näher, ſo fällt in die Augen, daß die Volks- oder Elementarſchule heute noch dem Kampfe weniger theoretiſch als praktiſch entſchiedener Principien preisgegeben iſt, indem ſie in Hinſicht der Art ihrer Exiſtenz noch immer in der unentſchiedenen Mitte zwiſchen Staat und Kirche ſteht, in welcher Zwitterlage ſie ſich bald zu jenem, bald zu dieſer neigen muß, je nachdem die Umſtände und Zufälligkeiten es gerade erheiſchen, während dieſelbe bezüglich ihrer Exiſtenzmittel in der Regel gleichſam der Gnade der Gemeinde anheim gegeben iſt, welche für die Erfüllung ihrer öconomiſchen Pflichten natürlich auch Rechte fordern kann und, nicht ſelten zum Nachtheil der Schule, auch wirklich fordert. So müſſen alſo die Volksſchullehrer, ſonderbar genug, dreien Herren dienen, indeß die Lehrer an den höheren Schulen als Staatsdiener anerkannt und darum größtentheils lediglich dem Staate verantwortlich ſind.

Hiernach möchte man faſt glauben, daß die Volksſchule für das glückliche Beſtehen des Staates weniger nothwendig und wichtig ſey, als die übrigen, höheren Schulen. Daß dem aber nicht ſo ſey, wird nicht in Abrede geſtellt werden können.

Bedenkt man, wie viele höchſt achtbare Stimmen ſich über die Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Volksſchulweſens für das Staats-, Gemeinde- und Familienleben in Schriften und Deputirtenkammern inner- und außerhalb Teutſchlands mit augenfälliger Wärme, ja, man kann ſagen, mit Begeiſterung erhoben haben, ſo iſt hierdurch jedem Freunde wahrer Volkswohlfahrt die Frage nahe gelegt: warum der Staat dem Volksſchulweſen nicht dieſelbe unmittelbare Fürſorge widme, wie dem höheren Schulweſen, warum alſo auch die Volksſchule noch nicht zur eigentlichen Staatsanſtalt erhoben worden ſey. Offenbar würden wir undankbar ſeyn, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß namentlich die hohen Regierungen Deutſchlands für das Volksſchulweſen beſonders während der letzten 25 bis 30 Jahre im Vergleich zu Dem, was hierfür in früherer Zeit geſchehen, viel, ſehr viel gethan haben; wohl iſt's wahr, daß der Staat außer dem Schulweſen überhaupt noch für gar viele andere Dinge und gewöhnlich mit bedeutenden Opfern Sorge zu tragen hat: was aber ſeyn muß, was durch den Staatszweck unmittelbar bedingt iſt, das bleibt, wenn anders der Staat ſelbſt glücklich beſtehen ſoll, ſo lange eine unabläſſige Forderung, als man derſelben noch nicht genügt hat. Zu dieſen Forderungen gehört bezüglich des Volksſchulweſens unbeſtreitbar vor Allem die bereits angedeutete, welche auch in der zweiten Kammer auf dem badiſchen Landtage 1831 von einer Commiſſion beantragt worden iſt.

Warum ſoll die Unterhaltung und Vervollkommnung der höheren Schulen und ſonſtigen öffentlichen Bildungsanſtalten als allgemeine Pflicht aller Staatsbürger angeſehen werden, und warum nicht auch zugleich die der Volksſchule in ihrem ganzen Umfange? Schöne Straßen und Eiſenbahnen, allerdings höchſt nützlich und nothwendig, werden auf Staatskoſten angelegt, palaſtähnliche Caſernen ſind bequeme Wohnungen für das Militär: aber unſere ſchulpflichtige Jugend iſt an gar vielen Orten noch in einer engen Schulſtube zuſammengepfercht, die Volksſchullehrer nagen mit ihren Familien noch immer am Hungertuche; mit dem Tode eines Schullehrers wird in der Regel eine Bettlerfamilie mehr, wenigſtens müſſen die Witwen

Digitized by Google

und Waiſen der Schullehrer nicht ſelten in großer, unverſchuldeter Dürftigkeit dahin leben.

Doch verzaget nicht, ihr Volksſchullehrer! Ihr habt gegründete Hoffnung, daß auch euch, und vielleicht bald, eine glücklichere Stunde ſchlagen mag; daß auch euch, ohne Dazwiſchenkunft Dritter, lediglich der Staat den ſchuldigen Tribut ententrichten, überhaupt ſeine bis zu einer unbegreiflichen Höhe herangewachſene Schuld an die Volksſchule abtragen werde. Schon iſt der Anfang gemacht: der Staat fordert, daß alle Eltern ihre Kinder in die Volksſchule ſchicken müſſen, ſofern dieſelben nicht eine höhere und wiederum nur von dem Staate genehmigte Schule beſuchen. Dieß iſt der erſte Schritt zu Dem, was wir wollen und herzlichſt wünſchen: ein ſelbſtſtändiges, von der Kirche und der bürgerlichen Gemeinde emancipirtes Staatsſchulweſen. Alles Andere wird alsdann der Schule ſchon zufallen, insbeſondere können dann die Volksſchulen, ſofern ſie namentlich die allgemeine Menſchenbildung ins Auge faſſen, Das werden, was ſie heutzutage vorzugsweiſe ſeyn ſollen, aber noch nicht ſind: moraliſche Volksburgen zur Wohlfahrt des Staates und des einzelnen Bürgers. Dafür ſpricht wenigſtens der Umſtand, daß der Staat jenen erſten Schritt nicht ſowohl der Eltern und der Kinder wegen, als vielmehr um ſeiner ſelbſt willen gethan hat oder auch thun mußte, und alſo damit auf eine ganz unzweideutige Weiſe die Volksſchulen als wirkliche Staatsanſtalten, mithin die Pflicht ihrer Unterhaltung und Vervollkommnung aus Staatsmitteln öffentlich anerkannt hat. Und dieſe Anerkennung iſt auch nicht ohne That geblieben: Deutſchlands Regierungen haben Schullehrerſeminarien errichtet, welche wohl alle oder doch zum größten Theile unmittelbar vom Staate und ausſchließlich zu Gunſten des Volksſchulweſens unterhalten und vervollkommnet werden. Auch hat eine andere und vielleicht noch größere Noth mit einigem Erfolg auf jenes Recht Anſpruch gemacht: die Ständekammern können nicht mehr anders, ſie müſſen den überaus geringen Gehalt vieler Schullehrer, wenn auch nur um Weniges, erhöhen, weil gleichſam die Zeit nicht mehr geſtattet, daß der Schullehrer während des Winters Schullehrer, im Sommer aber Viehhirte iſt, oder nebenbei ſchneidert, ſchuſtert und dergleichen Dinge treibt.*) Mehr als dieſes, was der allgemeine Drang des unaufhaltſamen Fortſchreitens gebieteriſch gefordert, hat indeß der Staat zur Abhülfe jener Armuth, welche ein lebendiges Gedeihen des Volksſchulunterrichts ganz beſonders niederhält, noch nicht gethan. Offenbar iſt aber, wie bereits angedeutet, im Staate kein Bedürfniß wichtiger und darum dringender, als das des öffentlichen Unterrichtes überhaupt, des Volksſchulunterrichtes insbeſondere, deſſen Förderung das Wohl der Geſammtheit, des Staates, nach dem Obigen mindeſtens in demſelben Grade erheiſcht, wie die des Unterrichtes auf höheren Schulen und Univerſitäten. Gleichwohl gab es in Deutſchland eine Zeit (die anderwärts noch iſt), in welcher man deßfalls der Jugend der großen Maſſe freien Lauf ließ, während gebildetere Eltern aus eigenem Antriebe ihre Kinder theils auf Univerſitäten, theils in höhere Schulen ſchickten, einmal, weil ſie die nöthige Einſicht und dann auch Geld dazu hatten, und weil überdies der Staat ihnen dadurch zu Hülfe kam, daß er ſich des höheren Schulweſens annahm, den Volksſchulunterricht aber mehr oder weniger unbeachtet ließ. Unbeſtreitbar hat hier der Staat die am wenigſten kranken Glieder des Patienten, der ganzen Geſellſchaft nämlich, heilen, den Bau von oben nach unten aufführen wollen, was die Thatſache augenfällig beweiſt, daß die Volksſchule namentlich auf die intellectuelle und moraliſche Bildung der Mehrzahl noch nicht denjenigen Einfluß geäußert hat oder vielmehr äußern konnte, welchen man anzuſprechen berechtigt wäre, wenn der Staat für das Volksſchulweſen wenigſtens in dem Maße geſorgt haben würde, in welchem er ſich der höheren und Hochſchulen angenommen hat.

(Schluß folgt.)

*) Allerdings mag es in dieſer Hinſicht jetzt anders, im Allgemeinen aber noch nicht viel beſſer ſeyn. Denn nach dem vorjährigen Protocolle (1842) des Landrathes der Oberpfalz und von Regensburg ſind viele Schullehrer, weil ſie ſelbſt das Minimum des Normalgehaltes von 200 fl. nicht mehr erhalten, gezwungen, nebenbei noch ein Handwerk zu treiben, während andere durch Aufſpielen bei öffentlichen Tänzen oder durch Arbeit bei dem Canalbau in der Ferienzeit anderweitigen Erwerb ſuchen müſſen!

Mannichfaltigkeiten.

(Brüſſel.) Unſer Miniſter Hr. Nothomb hat kürzlich auf den Wunſch des Comité's des Gutenberg-Monuments in Frankfurt a. M. bewilligt, daß die in Berlin ꝛc. ſo viel Aufſehen erregten Gemälde von Biew, de Kayſer ꝛc. nach Frankfurt geſendet, und dort zum Beſten des Gutenberg-Monuments ausgeſtellt werden.

Am 10. d. M. ereignete ſich in dem Dorfe Strausfurt, bei Erfurt, ein rührender Unfall. Ein Burſche von 26 und ein Mädchen von 18 Jahren, Verlobte, begaben ſich bei'm Herannahen eines ſtarken Gewitters von der Wieſe eilends nach Hauſe; in ihrer Mitte ging der Vater der Braut. Plötzlich fuhr ein Blitzſtrahl auf das junge Brautpaar und den Vater herab, tödtete die Kinder und warf den Vater betäubt, aber im Uebrigen unverſehrt zu Boden.

Viele Münchner Metzger ſind wegen der ſtrengen, durch den Verein gegen Thierquälerei bewirkten Verordnungen gegen die Mitglieder deſſelben nicht wenig erbittert. Als ſich neulich mehrere dieſer Vereinsmitglieder auf dem Viehmarkte einfanden, kaufte ein Metzger ein Kalb, ließ einen Fiaker kommen, führte das Thier, da es eben zu regnen anfing, unter einem Regendach bis an den Wagen, hob daſſelbe hinein, ſtellte ſich dann ſelbſt hinten auf und fuhr ſo mit ſeinem Kalb nach Hauſe. Groß war das Gelächter und das Zuſammenlaufen des Volkes, als der Wagen durch die Gaſſen fuhr und das Kalb ſeine Stimme aus demſelben ertönen ließ, während der Metzger, das Meſſer an der Seite, hinten zu ſehen war. Bald aber wäre er im Zorne vom Wagen herabgeſprungen, als einige Gaſſenjungen hinten nachliefen, lautrufend: „Das kleine Kalb ſitzt im Wagen, das große Kalb ſteht hinten auf!“

(Genf.) Ein ſchreckliches Unglück hat eine der geachtetſten Familien der Stadt Genf vorletzten Freitag getroffen. Fünf Kinder des Hrn. Scherer-Bonneton, der auf ſeinem Landgut wohnte, fuhren während ihrer Eltern Abweſenheit mit Pferd und Wagen auf das Feld, um an den Freuden der Heuernte Theil zu nehmen. Ein Hausknecht folgte von weitem. Eine vierzehnjährige Tochter ſaß auf dem Pferde. Die Straße führte

Digitized by Google

an der Arve vorbei, und durch einen unglücklichen Zufall fiel der Wagen an einer Stelle in den Waldbach, wo er auf eine weite Strecke hin ſehr tief und reiſſend iſt. Als das Pferd wieder feſten Fuß faſſen konnte, waren drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen verſchwunden; das vierte hatte ſich an einem Baumzweig feſtgehalten und konnte von dem zu Hülfe eilenden Hausknecht noch dem Tode entriſſen werden.

Die wegen Ermordung der Wittwe Bayer zur Todesſtrafe verurtheilte, von Sr. königl. Maj. aber mit Kettenſtrafe begnadigte Wittwe Ramſtöck iſt am 13. Juli Vormittags vor dem Rathhauſe in Nürnberg eine Stunde lang am Schandpfahl öffentlich ausgeſtellt und ſodann in das Zuchthaus nach Würzburg abgeführt worden.

Der berühmte Doctor Gannal zu Paris hat eine neue Art, das Bleiweiß zu fabriciren, erfunden; die Hauptverbeſſerungen dabei ſind die ungemeine Schnelligkeit der Fabrication und die Unſchädlichkeit derſelben. Der Arbeiter kommt mit den giftigen Materien gar nicht in Berührung. Ein einziger Arbeiter liefert in 5 Stunden 75 Kilogramme der erſten Qualität (alſo ſtündlich 30 Pfund), die nach 24 Stunden in den Handel gebracht und verwendet werden können. Von der Güte des auf ſolche Art gewonnenen Produktes zeugt die Erfahrung. Die Erfindung iſt nicht erſt jetzt gemacht, ſondern ſchon vor einer Anzahl von Jahren; doch der Erfinder hat ſeitdem fort und fort daran verbeſſert und ſich mit genauer Prüfung des Fabricats, in Betreff der Dauer deſſelben, beſchäftigt. Für dieſe letzte zeugt es, daß ein im Jahr 1839 mit demſelben gemaltes Cabinet und Zimmer noch ſo ſchön weiß und friſch ausſieht, als ſey es geſtern erſt fertig geworden.

Korreſpondenz.

Hamburg, 12. Juli.

Saphir iſt hier, der Cröſus des Witzes, der Kaiſer der Humoriſten, oder wie die Journaliſten ihn ſonſt benamſet haben, und iſt auch bei uns Mann des Tages geworden. Sein Bildniß, lithographirt und daguerreotypirt, prangt vor den Fenſtern unſerer Bilderläden und Hr. Campe hat ſogar eine alte Broſchüre von oder über ihn wieder hervorgeſucht und in Umlauf geſetzt. In den Café's, wo Saphir zuweilen, von ſeinen Trabanten begleitet, zu erſcheinen pflegt, flüſtern die Philiſter mit geheimnißvoller Miene einander zu: „das iſt Saphir!“ und horchen mit geſpitzten Ohren ſeiner Rede. Bis jetzt hat er in den acht Tagen ſeines hieſigen Aufenthalts ſelbſt öffentlich nichts zum beſten gegeben und nur die Journaliſten haben um die Wette in die Trompete geſtoßen und Fanfaren geblaſen: Saphir iſt hier, Alaaf Saphir! Alles iſt geſpannt, Alles iſt voller Erwartung. Heute wird er zuerſt im Theater leſen. — Die Daguerreotypie iſt jetzt bei uns zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt und mehrere Maler, namentlich Biow, Stelzner, Bendixen, Bonilly haben in neuerer Zeit zu dieſem Behufe Ateliers eingerichtet und ſollen ſehr gute Geſchäfte machen, da die Daguerreotypportraits ein Modeartikel geworden ſind. Biow — von deſſen Verſuchen ich ſchon früher in dieſen Blättern erwähnte — war der erſte, der bei uns das Daguerreotyp einführte; ſeine Portraits und die von Stelzner ſind noch immer das Vollkommenſte, was in dieſer Art geleiſtet werden kann. Biow hat überhaupt jetzt vielleicht das ſchönſte und eleganteſte Atelier, wie man eins in Deutſchland findet. Zahlreiche und die vornehmſten Fremden finden ſich hier täglich ein, um ihr wohlgetroffenes Biowtyp mit heim zu nehmen. — Im Uebrigen gibt es in dieſem Augenblicke der Sehenswürdigkeiten, Schauſtellungen und Kunſtgenüſſe ſo viel, daß Alles wahrzunehmen kaum möglich iſt, namentlich in dieſen herrlichen warmen Sommertagen, wo nach den Tagesſchäften die reizenden Umgebungen Hamburgs uns zu ſich einladen und ſo Mancher mit Recht dem reinen und erquickenden Naturgenuſſe vor allem Uebrigen den Vorzug gibt. Der berühmte Akuſtiker Kaufmann aus Dresden hat mit ſeinen verſchiedenen, die Bewunderung der Kenner und Laien in gleichem Maße erregenden Inſtrumenten bis jetzt drei ziemlich zahlreich beſuchte Konzerte gegeben und wird uns hoffentlich noch mit einem geiſtlichen Konzerte erfreuen; auf dem Stadttheater gaſtiren Balletttänzer aus Kopenhagen, unter denen beſonders Hr. Bournonville und Dem. Maria das Publikum enthuſiasmiren und volle Häuſer machen; Mantius aus Berlin hat ebenfalls mit großem Beifall ſein Gaſtſpiel begonnen; im Tivoli produciren ſich ungariſche Nationaltänzer und eine kleine Tänzerin, die zugleich als Schauſpielerin auftritt, übt auf die junge Männerwelt eine ſolche Zauberkraft aus, daß ſie wahrſcheinlich engagirt werden wird; im St. Paulitheater auch Gäſte und Gaſtrollen alle Tage, dazu das Schreyer'ſche Affentheater, das Hr. Bärmann ſogar in intereſſanten Knittelverſen beſungen hat, eine Kunſtreitergeſellſchaft aus London, einige Winkeltheater, die ſogenannten Salons, Flüzribälle — die ſehr in Mode gekommen ſind ꝛc. ꝛc., mit einem Wort, des Sehens- und Hörenswerthen ſo mancherlei und ſo viel, daß ein auswärtiger Freund neulich mit Recht gegen mich äußerte, ein Fremder werde durch die Vielheit und Mannichfaltigkeit in Verlegenheit geſetzt, und wenn er ſich auch wochenlang in Hamburg aufhielte, könne er doch von Allem kaum nur die Hälfte zu ſehen bekommen.

Räthſel.

Nichts gibt's, was man mit mir nicht ſchon verſucht,
Um Herr zu werden meiner Rieſen-Wucht,
Und nie noch wollt' es gelingen,
Mich allwärts völlig zu bezwingen.
Zwar leih' ich meinen Rücken mit Geduld,
Verdanke Vieles weiſer Fürſten Huld
Und folge den Geſetzen,
Sey's zum Bedarf, ſey's zum Ergötzen;
Auch meine Güter bring' ich willig dar,
Wenn Feindesbrand bedräuet mit Gefahr
Und Hände mich zu leiten wiſſen,
Die Muth und Klugheit nicht vermiſſen;
Mit Gleichmuth hör' ich, wie man hier mich preiſ't
Und dort, daß ich vom Nebel, mir beweiſ't,
Auch, daß zum Heile ich erkoren
Und daß, wer mir vertraut, verloren.
Doch alles dies zerſtört nicht meine Macht,
Die tauſendfach ſchon Menſchenwitz verlacht,
Um, trotz Syſtemen, Feſſeln, Lehren,
Im Nu rings Alles zu verheeren.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 18. Juli. Großes Konzert des Hrn. Pariſh-Alvars aus London, Virtuoſe auf der Harfe und der Gebrüder Lewy aus Wien, Virtuoſen auf dem Waldhorn und dem Pianoforte. Vorher geht: Der Dorfbarbier, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Schenk. Adam: Hr. Butterweck, vom Hoftheater zu Deſſau.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 197. **Mittwoch,** den 19. Juli 1843.

Der Hund von Condeira.

Nach der Erzählung eines Reiſenden von Guſtav Fels.)

(Schluß.)

„Wir haben nicht länger über Zwei zu trauern, mein Kind,“ ſchrie Donna Anna, mit einem Ausbruch des Kummers, den ſie nicht länger unterdrücken konnte. „Ich bin allein mit meinen Kindern!“

„Zwei, zwei,“ murmelte Iſabella, indem ſie die Hand an die klopfenden Schläfe preßte, „der Schlag iſt hart! aber es giebt keine Thränen in dem Grabe — und mein tapferer Bruder?“

„Er lebt noch — die h. Jungfrau ſey gelobt“ — war die ruhige Antwort.

„Armer Jüngling! ſein Opfer iſt noch nicht vollendet — Mutter, Mutter, dieſer Krieg iſt etwas Schreckliches! Er färbt unſere Herzen mit Blut und brennt unſern Verſtand mit Feuer aus — ja, ſagen wir nicht,“ fügte ſie leidenſchaflich hinzu, „daß ſie für ihr Vaterland ſtarben. — Was kümmert uns dieſes? Du, die Du Wittwe biſt, und ich, die — ich weiß kaum, was ich jetzt ſage — die ich will, daß das Vaterland uns unſere theueren Todten zurückgebe. Wird es wieder das Licht ihrer Augen herſtellen, und die Liebe in ihre Herzen zurückbringen? Wird es geſtatten, daß die kraftloſen Finger die unſerigen wieder erfaſſen, wie ſie es einſtens gewohnt waren? Wird es uns, wie wir es in den Tagen des Glückes thaten, den ſüßen Worten lauſchen laſſen, welche von Lippen kamen, die jetzt ſchwarz und blutig in dem dunkeln Grabe ruhen? Sprich mir nicht von meinem Vaterlande — mein Vaterland iſt, wo ich meinen Heinrich wiederfinde, wo mein Vater jetzt in der Glorie bei der heiligen Jungfrau und allen Heiligen ſchwebt.“ —

Der Paroxismus der unnatürlichen Kraftanſtrengung war vorbei, und Iſabella ſank ohnmächtig zu den Füßen ihrer betrübten Mutter. Eine Zeitlang glaubte Donna Anna, die Seele ihres Kindes wäre entflohen, aber es war nicht ſo. Langſam und mühevoll erwachte ſie aus ihrer todähnlichen Ohnmacht, um für längere Zeit das Siechbett zu hüten. —

Endlich fiel auch der letzte Tapfere. An dem Lager ihres leidenden Kindes hörte die Wittwe, daß ihr braver Sohn, tödtlich verwundet, in der Stadt war. Iſabella verſtand das leiſe Geflüſter, mit dem die Nachricht mitgetheilt wurde.

„Die h. Jungfrau hat mein Gebet erhört,“ ſagte ſie, indem ſie ſich auf den Ellenbogen ſtützte, „ich werde ihn noch ein Mal wieder ſehen. — Mutter, er iſt verwundet dem Tode nahe — gieb mir Deinen Arm, damit ich aufſtehe und ihm das einzige Bett, das uns noch das Vaterland gelaſſen hat, abtrete.“

Donna Anna wies ſie mitleidend zurück, allein Iſabella war entſchloſſen. „Mutter,“ flüſterte ſie, „ſeine Wunden werden Ruhe verlangen — die meinigen können nie Etwas davon wiſſen; habe denn Geduld mit mir, und laß mich Dich nicht weinen ſehen. Iſt nicht Dein Sohn eben im Begriffe, noch ein Mal Deine Schwelle zu überſchreiten? Willſt Du ihn mit Thränen bewillkommnen?“

Der junge Krieger ward in demſelben Augenblicke an den Armen von vier ſeiner Kameraden über die Schwelle gebracht; ſeine Todesſtunde war gekommen. Es war äußerſt rührend, ſeine in der Blüthe der Jugend dahinwelkende Schweſter, die ſelbſt nicht viel weniger ſchwach war, als er, ſich über ſein Bett beugen zu ſehen, indem ſie von ſeiner Stirne den Todesſchweiß, der da hervordrang, abwiſchte; während ſie zuſammen von ihrem todten Vater, von Heinrich, und von dem Orte, wo ſie gefallen waren, ſprachen. Iſabella vergoß keine Thräne, ſie ſtieß keinen Seufzer aus, aber als ein augenblickliches Aufleuchten der Begeiſterung die ſchönen, obgleich entſtellten Züge ihres Bruders entflammte, da lächelte ſie traurig und bitter.

Sie waren allein beiſammen, als er ſtarb. Nachdem er ſeinen letzten Seufzer auf ihrer Bruſt ausgehaucht hatte, ſtand ſie entſchloſſen auf und faltete ſorgfältig ſeine Hände, dann ſetzte ſie ſich neben den Leichnam. Ihren Arm um ſeinen Hals geſchlungen und das Antlitz auf ſeiner Bruſt begraben, lag ſie ruhig und thränenlos da, die Rückkehr ihrer Mutter erwartend. —

Die traurige Geſchichte iſt beinahe zu Ende. Als die britiſchen Waffen den Frieden wieder herſtellten, wünſchte Iſabella, abgezehrt gleich einem Schatten, noch ein Mal vor ihrem Tode die geliebten Berge und ſtillen Thäler zu ſchauen, wo ſie ſo oft in den Tagen, da das Leben nur lauter Hoffnung und Sonnenſchein war, mit ihrem Geliebten wandelte.

Die hart gebeugte Donna Anna, welche an ihrem ſterbenden Kinde, als an ihrer letzten Stütze des Glücks, mit aller Liebe hing, fügte ſich ſogleich, und Iſabella, begleitet von ihrer Mutter und dem treuen ſcharfſinnigen Thiere, welches der Herold all' ihres Unglücks geweſen war, verließ Liſſabon.

Ich ſah ihr Grab, es war überwachſen mit einem grünenden Raſen und wilden Blumen; der Hund, welcher ſeine Herrin nur wenige Wochen überlebte, liegt zu ihren Füßen.

Digitized by Google

Die Volksſchule als Staatsanſtalt.

(Schluß.)

Nachdem der Verfaſſer die Nothwendigkeit angedeutet, den Schulbeſuch auf alle Weiſe zu erleichtern und den Betrag der Schulgelder ſo gering als möglich zu ſtellen, fährt er alſo fort: Die Unterhaltung und Verbeſſerung der Zucht- und Irrenhäuſer wird ja und wohl auch aus dem ſehr richtigen Grunde als Sache aller Steuerpflichtigen betrachtet, weil alle Bürger nicht nur vor Verbrechern und Tollen geſchützt, ſondern dieſe zugleich auch der Geſellſchaft als nützliche Glieder zurückgegeben werden ſollen. Aber bringen unerzogene und verwahrloſte Individuen nicht auch allen Bürgern Gefahr, der alle Bürger um ſo mehr vorzubeugen haben, als durch die Entfernung dieſer Gefahr auch jene, wenn auch nicht ganz verſchwinden, ſo doch abnehmen muß? Noch immer hat man das Gute weniger poſitiv befördert, als das Böſe negativ beſchränkt, mithin nicht bedacht, daß jenes ſo gewiß die beſte Schutz- und Trutzmauer gegen dieſes iſt, ſo gewiß nach dem ewig unwandelbaren Geſetz der Natur die Wirkung von ihrer Urſache beſtimmt wird. Die Geſchichte, dieſe große untrügliche Lehrerin, hat darüber ſchon längſt entſchieden, daß all' unſer Wollen und Streben zum Guten ſo lange nicht recht gedeihen wird, ſo lange wir nicht das Beſſerwerden, die Volkswohlfahrt hauptſächlich von der moraliſchen Natur des Menſchen abhängig machen, alſo das rein Menſchliche in Wort und That lebendig zu machen ſuchen. Dies iſt das probateſte und wirkſamſte Univerſalmittel zur Heilung einer jeden Staatskrankheit. Die bürgerlichen Geſetze allein mit ihren Strafen werden nie im Stande ſeyn, eine Nation zu beglücken, ſie vor ihrem Verfall zu bewahren; alle oder doch der größte Theil derſelben muß ein Geſetz in ſich haben, dem er folgt: die Erfüllung des Sittengeſetzes; dieſes zur That gewordene Ergebniß der Willensfreiheit und Vernunft iſt die einzige Grundbedingung des Beſſerwerdens im Staats- und Volksleben.

Darum hat man auch ſchon längſt eingeſehen, daß der Werth, die Kraft und Macht eines Staates nicht in der Größe ſeines Gebietes, nicht in der Menge ſeiner Bajonnette, nicht in den Millionen ſeiner Köpfe, ſondern in der geiſtigen Bildung und ganz beſonders in der Moralität ſeiner Bewohner beſteht. Darum iſt man auch ſchon längſt überzeugt, daß Unwiſſenheit und Rohheit, der Mangel an guten Sitten, an ächter Humanitätsbildung die Hauptquelle des Staaten-Ruins, insbeſondere der Revolution und des Krieges, ſo wie aller dem Staate und ſeinen Bewohnern Unheil bringenden und läſtigen Verbrechen ſind. Denn ſo lange die Maſſe nur von einem dunkeln und darum gar zu leicht heftigen Gefühl verletzten Rechts bewegt ſeyn kann, alſo insbeſondere auch kein deutliches Bewußtſeyn ihrer bürgerlichen Rechte und Pflichten hat, mit einem Worte, ſo lange die Maſſe des Volkes nur Leidenſchaften zu äußern vermag, aber keine Ideen hat, ſo lange werden namentlich Revolution und Krieg nicht zu vermeiden ſeyn. Wenn daher die Welt in Wahrheit beſſer werden ſoll, ſo muß man vor allen Dingen dafür Sorge tragen, daß die angedeuteten allerroheſten Ausartungen des menſchlichen Geiſtes — Revolution und Krieg — nicht mehr möglich ſind, d. h. man muß zunächſt dafür Sorge tragen, daß die überwiegende Mehrzahl des Volkes zu einem motivirten Selbſturtheile über die bürgerlichen Rechte und Pflichten, über die jeweilige Lage des Staates, über deſſen Stärke oder Schwäche gelange, weil alsdann die Elemente zu jenen an ſich, wie auch in ihren Folgen wahrhaft furchtbaren Ausartungen fehlen; mit einem Worte: daß dem Volke ein moraliſches Selbſtbewußtſeyn gegeben werde. Wo keine Urſache iſt, da kann auch keine Wirkung ſeyn. Darum ſollte der Staat kein irgendwie mögliches Opfer ſcheuen, das Volk zur geiſtigen und moraliſchen Bildung zu erziehen, alſo die Erreichung gewiſſer Staatszwecke niemals durch das an ſich überaus wohlfeile Mittel der Verdummung verſuchen, weil bei ſolchen Verſuchen, wie die Geſchichte lehrt, zuletzt immer die Nachtheile, wie dem Volke, ſo auch der Regierung zur Laſt fallen müſſen. Blicken wir nur nach Frankreich. Weder Louis XIV., noch das Weiberregiment jener Zeit wäre möglich geweſen, wenn die Majorität des franzöſiſchen Volkes ſich ihrer Rechte und Pflichten bewußt, alſo auch im Stande geweſen wäre, ſolche auf ordnungsmäßigem Wege geltend zu machen. Und was waren die weiteren Folgen jener geiſtigen Unſelbſtſtändigkeit des franzöſiſchen Volkes? Wir erinnern an Das, was von 1789 bis 1815 nicht bloß in Frankreich, ſondern in der ganzen civiliſirten Welt und nur als Wirkung jener geiſtigen Armuth geſchehen!! —

Jede für die Schule zweckmäßig verwendete Summe, ſo groß ſie auch ſeyn mag, iſt nur relativer Aufwand: ein einziger Böſewicht kann mehr ſchaden, ein einziger moraliſch Erzogener mehr nützen, als jene Summe ausmacht; jeder vernünftige Mehraufwand für die Schule iſt darum ein Minderaufwand für die Rechtspflege und öffentliche Verwaltung; Erſparniſſe an öffentlichen Unterrichts- und Bildungsanſtalten ſind mithin baarer Schaden für die Geſammtheit des Staates. Insbeſondere werden durch die heilbringenden Ausgaben für die Schule überhaupt auch ſolche Koſten erſpart, welche die Menſchheit entbehren: es wird durch jene Ausgaben immer weniger nothwendig werden, Zuchthäuſer und andere Strafanſtalten und Gefängniſſe zu bauen und zu erweitern.

Hiermit übereinſtimmend, ſagte ein nordamerikaniſcher Redner am Jahrestage der amerikaniſchen Unabhängigkeit unter Anderem ſehr treffend: „Wir wenden Millionen Dollars und viele Jahre ſorgenvoller Mühe auf Geſetze für vollendetes Verbrechen, und wundern uns dann, daß wir keinen beſſern Erfolg wahrnehmen. Die Urſache liegt deutlich vor: wir fangen am verkehrten Ende an. Vorbeugen iſt beſſer, denn heilen. Wir aber laſſen das Verbrechen zur Männerkraft reifen, vor unſern Augen Tigerwuth entfalten, und beginnen dann erſt einen Kampf mit ihm. Wie ungleich iſt dieſer! Pflanzet Wahrheit und Billigkeit, Freundlichkeit und Liebe in das offene, vertrauensvolle Herz des Kindesalters, und die nächſten Geſchlechter werden die ſo unentbehrlichen Kerkerriegel und Eiſenſtangen entbehren können."

Auf gute Volksſchulen werden wir aber ſelbſt unter ſonſt günſtigen Umſtänden ſo lange vergebens hoffen, ſo lange es noch an den nöthigen, wohl auch nöthigſten Mitteln fehlt, mithin namentlich der Lehrer, nachdem er 30, 40 bis 50 Jahre ſeinen Zeitgenoſſen das Brod des Geiſtes gereicht hat, nicht ſelten und natürlich im Alter ſogar das Brod des Leibes entbehren und dabei noch, wie ſchon geſagt, das niederbeugende Bewußtſeyn in ſich tragen muß, daß es nach ſeinem Tode, der allein ſeinen Leiden ein Ende macht und machen kann, der Witwe ſammt den Kindern an Allem, an Obdach und Unterhalt, an Rath und Hülfe fehlt, Die hierzu erforderlichen Mit-

Digitized by Google

tel können viele, vielleicht die meiſten Gemeinden auch beim beſten Willen nicht herbeiſchaffen, und die wenigen Gemeinden, denen es auch an jenen Mitteln nicht fehlt, ſind gewöhnlich der Meinung, es ſey beſſer und weit nothwendiger und wichtiger, das Straßenpflaſter in gutem Zuſtande zu erhalten, ſchöne Feldwege anzulegen, Brücken zu bauen u. ſ. w., auch ein tüchtiges Capital für unvorhergeſehene Fälle ähnlicher Art auf Zinſen zu legen, als die Lehrer ſo zu beſolden, ſie in ökonomiſcher Hinſicht überhaupt ſo zu ſtellen, daß es ihnen nicht an Muth gebricht, ihr ſchweres Amt mit Freuden und nicht mit Seufzen verwalten zu können.

Welche Urſachen die geringen Beſoldungen der Lehrer und das ſogenannte Beſchneiden des Einkommens der Lehrerſtellen auch haben mag, — nur die Geſammtkraft des Staates kann hier die überall laut gewordene Sehnſucht nach einer zweckdienlichen Reform, welche vorhandene Uebel und Mängel außer allen Zweifel ſetzt, ſtillen, und namentlich derjenigen Armuth abhelfen, welche den feurigſten Geiſt entmannt, den kräftigſten Willen lähmt und, worauf zuletzt Alles hinausläuft, durch welche die Volksſchule aus der ganz einfachen Urſache in ihren Grundfeſten erſchüttert bleibt, weil nur allein der Lehrer das belebende Princip der Schule iſt.

Hierauf verbreitet ſich der Verfaſſer wiederholt über die dringende Nothwendigkeit, die äußere Lage der Schullehrer möglichſt zu verbeſſern, und führt zum Belege die Ausſprüche von mehreren geachteten Schulmännern und Volksvertretern an, worauf er ſeine gehaltvollen Bemerkungen mit nachſtehenden Worten ſchließt: Ja, wir ſind lebhaft überzeugt, daß das ganze Volksſchulweſen ſo lange nicht recht gedeihen kann, ſo lange den Schulmeiſter die ihn in den Staub beugenden Brodſorgen noch zwingen, zugleich Privatlehrer zu ſeyn, oder dem Bürgermeiſter und anderen Leuten als Schreiber, dem adeligen Schulpatron als Verwalter zu dienen, ſeine beſte Kraft überhaupt auf Nebenerwerbe zu verwenden; daß mithin jede Schulverbeſſerung, welche nicht mit der Verbeſſerung der Beſoldung des Lehrers beginnt, nur ein ſyſtematiſcher, noch mehr zu Boden drückender Despotismus iſt. Eine nachhaltige Verbeſſerung der Lehrerbeſoldungen iſt aber, wie aus dem Vorſtehenden zur Genüge erhellt, nur allein von dem Staate zu erwarten. Möchte daher, wiederholen wir, jeder Staat in dem Bewußtſeyn ſeines ſchönſten Rechtes, nämlich das geiſtige Leben ſeiner ſämmtlichen Angehörigen zu concentriren, und ſomit in dem ſeiner heiligſten Pflicht, für eine gute Grundlage wahrer Volksbildung und öffentlicher Moralität zu ſorgen, die auf das Budget des Finanzminiſters kommende allgemeine Steuer in dem Maße erhöhen, damit das geſammte Schulweſen eine unmittelbare, ſelbſtſtändige Staatsangelegenheit und namentlich allen Lehrern ein nur von drückenden Nahrungsſorgen freies Loos zu Theil werden könne!

D., im Mai 1843. E. C. K.

Quodlibet für Scherz und Ernſt.

1.

Lebeau, der Verfaſſer der Senti Lucrécia, bewarb ſich um eine erledigte Stelle bei der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, ohne zu wiſſen, daß Herr von Bougainville gleiche Schritte that. Dieſer begegnete ihm im Hofe des Louvre und ſagte mit großer Aufregung: „Ich erkenne den ganzen Umfang Ihrer Verdienſte, aber wenn ich die erledigte Stelle nicht erhalte, ſo iſt es mein Tod.“ — Lächelnd erwiederte Lebeau: „Ich bitte Sie, mein Freund, ſterben Sie nicht! es wäre zu früh für die Wiſſenſchaft; kommen Sie mit mir zu den Freunden — und ich habe deren viele — die mir ihre Stimmen gegeben haben; ich will ſie bitten, ſolche auf Sie zu übertragen.“ Er hielt Wort, rühmte ſich ſcherzend, einem Freunde das Leben gerettet zu haben, und kam erſt bei der nächſten Wahl in die Akademie.

Bei der Schlacht von Rocour gab ein Sergeant vom Regiment Flandern, Namens Vidal, dem Prinzen von Monaco, der verwundet worden war, den Arm, um ihn nach dem Feldlazareth zu führen. Ein Schuß zerſchmetterte ihm während des Weges den Arm. Den Schmerz bewältigend, gab er dem Prinzen den andern Arm und führte ihn ruhig weiter. Nach der Schlacht wurde Vidal zum Offizier ernannt.

Ein Biſchof lobte eines Tages mit großer Emphaſe den Vater von Ludwig XVI. über die graziöſe Weiſe, womit er mit der Prinzeſſin Henriette getanzt habe. Der Prinz, dem dieſe Lobrede aus dem Munde eines Geiſtlichen mißfiel, erwiederte, um ihn dies fühlen zu laſſen: „Sie haben Recht, aber um das ſchöne Schauſpiel vollſtändig zu machen, ſollte jedes Mal, wenn eine fürſtliche Perſon tanzt, ein Biſchof Violin ſpielen.“ Der Biſchof merkte den Verweis und ſchwieg.

Zu einem berühmten Arzte ſagte Jemand: „Sie ſind ein ſo geſchickter Arzt, und doch mißglücken Ihnen ſo viele Kuren; woher mag das wohl kommen?“ Der Arzt antwortete: „Es geht uns wie den Kutſchern und Laſtträgern von Paris; wir kennen alle Straßen, aber was im Innern der Häuſer vorgeht, das wiſſen wir nicht.“

Eine ſchöne Frau ſagte: „Nicht wahr, wir Damen haben oft Recht?“ Ein Herr erwiederte: „O ja, aber nur zu oft und zu ſchnell, und Unrecht haben ſie nie.“

Wie bekannt, waren Gluck's „Iphigenia“ und Piccini's „Roland“ ihrer Zeit der Gegenſtand vieler Vergleichungen und Debatten. Um nach den äußeren Erfolgen zu einem Reſultate zu gelangen, ſummirte man den Ertrag der zwölf erſten Vorſtellungen einer jeden der beiden Opern, und fand, daß „Iphigenia“ 70,818 Livres 5 Sous und „Roland“ 69,406 Livres 5 Sous eingebracht hatte. Ueber dieſes Kaſſenargument waren die Picciniſten ſehr verdrießlich. Meyerbeer mit ſeinem „Robert der Teufel“ würde ſchwerer in die Wagſchale gefallen ſeyn, denn dieſer brachte 1,200,000 Francs ein.

Der Gebrauch des Tabacks hat ſeine Gegner und ſeine Freunde gefunden. Ein türkiſcher Kaiſer, ein Czaar und ein perſiſcher König unterſagten den Gebrauch deſſelben ihren Unterthanen, und Urban VIII. verbot ihn durch eine päpſtliche Bulle. Jakob I., König von England, verfaßte ein dickes Buch, worin er die Nachtheile des Tabacks weitläuftig auseinander ſetzte, und von mehreren berühmten Gelehrten ſind ähnliche Abhandlungen erſchienen. Alles umſonſt, der Taback trug den Sieg davon. W.

Korreſpondenz.

Nürnberg, 13. Juli.

Ein ſeltenes Schauſpiel ſtörte heute die Bewohner Nürnbergs aus ihrer gewöhnlichen werktäglichen Ruhe auf und war die Veranlaſ-

Digitized by Google

ſung, daß Kaufleute die Comptoirs, Künſtler die Ateliers, Fabrikanten und Handwerker die Werkſtätten verließen, um gemeinſchaftlich und en maſſe die außerordentliche „Bürgerluſt" zu ſchauen. Die berüchtigte Mörderin Ramſtöck ſtand heute morgen eine Stunde lang am Pranger. Es war ihr zwar von dem Gerichte das Todesurtheil geſprochen worden, allein die Gnade Sr. Maj. hatte die Sentenz in lebenslängliche Kettenſtrafe und öffentliche Ausſtellung umgewandelt. Ob es für die Malefikantin ſelbſt eine Gnade ſeyn wird, möchte ich bezweifeln. Wenn ſie auch heute mit einer Unverſchämtheit, die ihres Gleichen ſucht, von der Schandbühne herabſchaute und ſelbſtzufrieden lächelte, daß um ihretwillen vierzigtauſend Menſchen in Bewegung waren und ſich während einer Stunde der drückenden Sonnenhitze ausſetzten (denn die Nürnberger begnügen ſich nicht mit der oberflächlichen Anſchauung, ſie müſſen die Sache bis zu Ende in allen Nüancen erforſchen), ſo möchte doch die qualvolle Unthätigkeit bald eine Zuchtmeiſterin werden, die ihr das Gewiſſen blutig peitſcht. Kommen aber ſolche Augenblicke, Stunden und Tage, dann iſt auch die Strafe zehnmal gräßlicher als der Tod. Ramſtöck hatte im Verein mit ihrem verſtorbenen Mann bereits früher mehrere Mordthaten begangen. Die letzte, die die Entdeckung nach ſich zog, geſchah am erſten Tage des Jahres 1842 und das unglückliche Opfer war eine betagte Wittwe, die dem ſaubern Ehepaar ein Legat in ihrem Teſtamente anwies und wahrſcheinlich zu lange nach dieſem lebte. Sie ermordeten ſie während einer Bacchanalie, warfen nach der That den Kopf in eine Kloacke des Rathhauſes, Arme und Beine in verſchiedenen Zwiſchenräumen in die Pegnitz, die Eingeweide in eine andere Kloacke, und als noch vor der Entdeckung, die erſt im April vorigen Jahres ſtattfand, der Mann ſtarb — nach dem Geſtändniß der Verbrecherin durch einen in der Hölle gewürzten Trank ſeiner theuern Ehehälfte — hatte ſie ſogar die Güte, ihm die letzten Bruchſtücke des Corpus mit in den Sarg zu geben, wo man ſie bei der nachherigen Ausgrabung fand. Die Ramſtöck iſt eine Frau von etwa 40 Jahren, ziemlich groß, aber keineswegs abgemagert durch Kerkerluft und Kerkerkoſt. Auf ihrem Geſichte malt ſich ihre Seele. Es ſcheint jetzt unbegreiflich, daß man eine Phyſiognomie ſo lange verdachtlos in Nürnberg's Mitte wohnen laſſen konnte, während ihr das Laſter mit Flammenzügen auf die Stirne gedrückt iſt. Genug, ſie hielt die fürchterliche Stunde unter einem ungeheuern Zudrang des Volks mit vieler Reſignation aus und wurde alsdann nach dem Gefängniſſe abgeführt, um es nie mehr zu verlaſſen. — Der Molkenkurort Streitberg in der fränkiſchen Schweiz verdient als ſolcher in dieſen Blättern einer ehrenhaften Erwähnung. Muggendorf mit ſeinen reizenden Umgebungen, mit ſeinen grotesken und wunderbaren Höhlen, ſeinen üppigen Thälern, ſeinen Bergruinen ꝛc. iſt allen Freunden der Natur unter dem Namen „fränkiſche Schweiz" gewiß bekannt. Aber in der Ferne weniger bekannt dürfte ſeyn, daß ſeit dem Jahr 1829 in jener Gegend, und zwar in Streitberg, eine Anſtalt gegründet wurde, die den Zweck hat, wirklich kranken und leidenden Menſchen, in Verbindung mit dem Genuſſe der ſtärkenden, lieblichen Gebirgsluft, Geneſung und neues Leben wieder zu geben. Dieſe Molkenkuranſtalt erfreut ſich ſeit mehreren Jahren eines günſtigen Fortgangs, und es läßt ſich vermuthen, daß er von Jahr zu Jahr ſteigen werde, weil ſchon längſt ein derartiger Kurort im nördlichen Baiern vermißt wurde und eine glücklichere Wahl des Orts kaum hätte getroffen werden können. Für die Bedürfniſſe der Gäſte iſt genügend geſorgt. Die Räume des Kur- und Gaſthauſes ſind bei gegenwärtiger Frequenz hinlänglich, und die Einrichtung iſt ſo zweckmäßig und elegant, die Bedienung und Bewirthung der Kur ſo angemeſſen, daß nichts zu wünſchen übrig bleibt. Mit Recht darf er deshalb allen Leidenden empfohlen werden. — Ueber das Theater läßt ſich nichts ſagen. Es zu loben, wäre Hochverrath an gutem Geſchmack und Kunſtſinn, und es zu tadeln, nachdem vor noch nicht langer Zeit einige Korreſpondenznachrichten ſich zu ſeinen Gunſten ausgeſprochen haben, hieße dem Hrn. Referenten den Fehdehandſchuh vor die Füße werfen. Dies würde dann einen dem reſp. Leſepublikum ſtets unangenehmen Federkrieg veranlaſſen, und obgleich ich — in transitu — die Schranken nicht fürchte, ſo iſt mir der literariſche Friede eben ſo heilig, als den Gewaltigen der Erde der politiſche. Folglich bis zum Erſcheinen glücklicherer Geſtirne über das Theater nichts, aber nothwendig eine kleine Beleuchtung der eminenten Urtheilskraft ſeines Direktors. Es wurde ihm kürzlich von einem hieſigen geachteten Literaten ein neues, von ihm aus dem Franzöſiſchen überſetztes Luſtſpiel zur Durchſicht geſendet. Bald darauf erlaubte ſich der Ueberſetzer in öffentlicher Geſellſchaft die Frage: wie den Hrn. Direktor die Pièce angeſprochen habe? — „Bah!" rief er aus, „das iſt nichts! kann nicht intereſſiren!" — „Weshalb?" — „Mein Gott! weshalb? Wenn ich ein Stück durchleſe und nicht wenigſtens zweimal laut auflachen muß, wie kann es dann das Publikum anſprechen?" — Und er gab es wirklich, als nicht zur Aufführung tauglich, zurück, weil es ihm nicht gelungen war, zweimal laut aufzulachen. Auch hübſch!

X.

Mainz, 17. Juli.

So arm an öffentlichen Luſtbarkeiten, wie man hier im gegenwärtigen Sommer iſt, muß man es in langen Jahren nicht geweſen ſeyn. Schon im Monat April hörte das Theater auf; das ungünſtige Wetter während der Monate Mai und Juni ließ an Ausflüge auf das Land oder den nah gelegenen Städten und Badeorten, wohin uns ſo vielfältige Gelegenheiten zu Land und zu Waſſer zu Gebote ſtehen, gar nicht denken; an jedem Freitage regnete es, oder es war ſo kalt, daß die Muſiken in der Anlage entweder gar nicht ſtatt fanden, oder doch wenig beſucht waren; die ſonſt ſo beliebte Kirchweihe von Zahlbach mußte des ungünſtigen Wetters wegen von einer Woche zur andern verſchoben werden und heute vor acht Tagen, wo ſie zum zweitenmale bei großem Orcheſter gefeiert werden ſollte, kam Nachmittags das ſchreckliche Gewitter, das ſo viele ſchöne Hoffnungen zerſtörte und auch die Freude der Kirchweihe zu Waſſer machte. Nicht minder mißglückte das Gonſenheimer Kapellenfeſt und die Marienborner Wallfahrt, des üblen Wetters wegen. Geſtern war der erſte Sonntag, wo es am Kurſaale zu Wiesbaden beſetzt, wo es lebhaft war, aber nicht wie ſonſt, wo man, um zu Kaſtel in die Wagen der Eiſenbahn zu gelangen, dem Erdrücken ausgeſetzt war, wo man beim Billetlöſen in Wiesbaden Gefahr lief, Contuſionen zu erlangen und wo die Rheinbrücke die von Kaſtel hieher Strömenden kaum faſſen konnte. Alles iſt anders geworden; ſtatt in das Theater oder in Konzerte zu gehen, die wir nicht haben, beſuchen wir mit unſern Damen die Rheinluſt und trinken ein Glas Lagerbier; wir beſteigen den Michelsberg, an der Abtsgaſſe, jener berühmten Gaſſe, wo Kaiſer Karl der Große vor 1040 Jahren die erſte gelehrte Schule am Rheine gründete und wo er in eigener Perſon die Prüfungen der Schüler vornahm; hier, wo Arthur und die Ritter der Tafelrunde wahrſcheinlich die erſten Elemente des Wiſſens erhielten, tröſten wir uns bei Bier und Wein über die Vergänglichkeit der Zeiten eben ſo gut wie die regulirten Chorherren, die an dieſer Stelle ihr Weſen trieben und die Karthäuſer, die bis wenige Jahre vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution dieſen klaſſiſchen Boden in Beſitz hatten, der nun das Eigenthum eines Mainzer Bierbrauers geworden iſt.

Räthſel.

Obgleich ich wohl dem Staat ſo lang' in Ehren diene,
Verdrängt man dennoch mich durch eine Art Maſchine.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 196.

Das Waſſer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 19. Juli. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Muſik von C. Kreutzer.

Redakteur: [illegible] L. Heßler. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 198. Donnerſtag, den 20. Juli 1843.

Main-Sagen.

4. Das Teufelsthor zu Würzburg.

Am Teufelsthor zu Würzburg geht
Bei Nacht gehörnt ein Satan um,
Der Muſketier, der Schildwacht ſteht,
Hört oft ſein zorniges Gebrumm.

Doch dieſer Teufel war vor Zeit
Auf Würzburg's hoher Schul' Student,
Vom Orden, den man weit und breit
Der luſt'gen Vögel Orden nennt.

Beſonders foppte er ſehr gern
Der Stadtſoldaten trock'ne Schaar
Und ſchreckte dieſe tapfern Herrn
In jeder Nacht ein volles Jahr.

Denn er zog Teufelskleider an,
Behörnte und beſchwänzte ſich
Und ſah, wie ſelbſt der kühnſte Mann
Bei ſeinem Nah'n vom Poſten wich.

Oft war die Schildwacht todtenblaß
Zum Wachthaus ſchon zurück gekehrt
Und hatt' von Würfelſpiel und Glas
Die Kameraden aufgeſtört.

Die drängten dann, voll Angſt und Grau'n
Sich an das nied're Fenſterlein
Und ſtets ließ ſich der Teufel ſchau'n,
Spazierend im Laternenſchein.

Da ward ein unerſchrockener
Rekrut auf Poſten einſt geführt,
Den pünktlich-ernſt ein trockener
Sergeant vorher ſo inſtruirt:

„Läßt ſich hier was Verdächt'ges ſeh'n,
„Rufſt dreimal du dein Werda laut,
„Und will's auf deinen Ruf nicht ſteh'n,
„So brennſt du ihm Eins auf die Haut!“

Der Poſten merkt die Red' genau,
Geht ab und auf und auf und ab,
Da plötzlich kommt mit Horn und Klau
Der Teufel auf ihn los im Trab.

Und: wer da? wer da? wer da? rief
In einem Athem der Soldat,
Dann knallt die Büchſ' und gut und tief
Den Teufel er durchſchoſſen hat.

Die ganze Wache lief herzu,
Todt war der Satan, todt und ſtumm,
Doch hat im Grab er keine Ruh'
Und geht noch ſtets als Teufel um.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

Ich wünſchte, ich hätte um das Jahr 1672 in Frankreich gelebt. Es war damals die Zeit der zwanzigbändigen Romane, der wallenden Alongeperücken, der Schuhe mit hohen Abſätzen, der Reifröcke, der „Elegançe“, des Witzes, der Schminke, der belletriſtiſchen Soupers, der Galanterie und der Andacht. Welch herrliche Namen ſind die der Schriftſtellerinnen La Calprenède, D'Urfé und De Scudery; wie geeignet zu Idolen und Schutzgöttinnen des ſpekulativen Buchhandels! Und Fräulein von Sevigné, wie auserleſen, die „Morning-Poſt“ mit faſhionablen Korreſpondenzartikeln zu bereichern! Und Racine, um Dramen zu verfertigen, die nie zur Aufführung kamen! Und Damen, welche die ſteilſten Höhen des Parnaß erklommen, mit wohl aufgeſchürzten Unterröcken, die plaſtiſche Schönheit ihrer Knöchel zu zeigen, die Hände voll von künſtlichen Blumen — faſt ſo ſchön, wie die natürlichen — um dadurch die edle Simplizität ihres Geſchmackes zu zeigen. Ich wünſchte, ich hätte im Jahre 1672 in Frankreich gelebt; denn in dieſem Jahre verließ Madame Deshoulieres, welche bereits von allen Koryphäen des Parnaſſus „die zehnte Muſe“ genannt wurde, und deren Idyllen von den Lippen aller gebildeten Schäferinnen in Paris ertönten, — die blühenden Ufer der Seine, um wieder ein Mal in die Arme ihres Gatten zu eilen. Herr Deshoulieres befand ſich in Guyenne. Madame begab ſich in die Dauphiné. Der Eheſtand ſcheint geographiſche Studien eben nicht ſonderlich zu

Digitized by Google

Federn; doch Madame Deshoulieres war eine Dichterin, und trotz der acht und dreiſſig Sommer, die den Glanz ihrer Wangen beſchatteten, war ſie immer noch ſchön zu nennen, und bezauberte durch die Anmuth ihres jugendlichen Geiſtes. Wo ſie immer weilte, ließ ſie Schaaren von Korydon's und Aleris zurück; doch waren, zum Glücke für Herrn Deshoulieres, nur Schafe und Lämmer der Gegenſtand ihrer poetiſchen Unterhaltung.

Die zwei Fräuleins Deshoulieres, Madeleine und Bribri, waren junge Schönen von ſiebzehn bis achtzehn Jahren, in aller Schäferunſchuld ihrer Mutter auferzogen. Sie glaubten von ganzem Herzen an die poetiſchen Fiktionen, welche ihnen die Idyllen der Mutter vorzauberten. Sie waren ſchon in allem Ernſt darauf gefaßt, ſchmachtenden Schäfern zu begegnen und Schäferinnen, die auf bunten Wieſen tanzten, und Najaden, die an den ſchattigen Ufern rauſchender Bäche in üppigem Graſe ruhten. Die Mädchen waren zudem froh, endlich ein Mal aus der proſaiſchen Atmoſphäre der Hauptſtadt entrückt zu werden, und Mutter wie Töchter faßten ſich kaum vor Wonne, als ſie an einem Maiabende vor dem Schloſſe der Madame d'Urtis aus dem Wagen ſtiegen. Obſchon nun jene Tage des Wonnemondes nicht ſelten durch Regenſchauer getrübt wurden, ſo waren die Morgenſtunden doch immer heiter und ſchön; unſere Reiſenden ſtanden daher meiſt ſchon mit Tagesanbruch auf, um über das bethaute Gras zu wallen, das noch unter den Tritten der Aſträa zitterte — um Silberquellen zu ſehen, an deren Rande Schäferinnen wilde Blumen in ihr Haar flochten — um den Hain zu durchſpähen, der noch von den zärtlichen Klagen Seladon's ertönte. Auf einem ihrer erſten Ausflüge fragte Madeleine Deshoulieres, die vor Begierde brannte, einige der Scenen in Wirklichkeit zu ſehen, welche ihre Mutter ſo reizend geſchildert, ob ſie nicht bald einen verliebten Schäfer an den Ufern des Lignon treffen würden. Madame Deshoulieres bemerkte in einiger Entfernung einen Kuhhirten und eine Bauerndirne, welche mit einander ſchäkerten; nachdem ſie dieſelben einige Augenblicke mit ſtiller Schwärmerei betrachtet, begann ſie:

»Sieh dort das üpp'ge Grün der Lenzesflur,
Den holden Schäfer auf der Hirtin Spur!
Ihr Arm iſt weiß, ihr Fuß ſo nett gebaut,
Daß ſelbſt mit Wonn' die Heerde auf ſie ſchaut!
Das Lockenhaar, geflochten halb, halb los,
Es flattert um den Hals, der ſchimmernd weiß und bloß!«

Während Madame Deshoulieres dieſe Zeilen mit unnachahmlicher Grazie vortrug, war die Geſellſchaft dem ländlichen Paare nahe gekommen. „Die Bemerkung," murmelte Madeleine leiſe vor ſich hin, „ſcheint mir vollkommen richtig, daß Naturgemälde ſich in der Ferne immer beſſer ausnehmen, als in der Nähe. Iſt es möglich? Dies iſt eine Schäferin — eine Schäferin am Lignon?" Die vermeinte Schäferin war in der That nichts, als ein armes kleines Bauernmädchen, ungekämmt, ungewaſchen, mit ungeheuer großen Händen, auf beiden Augen ſchielend, mit einem Munde, welcher allerdings einen Anfang hatte, von dem aber durchaus das Ende nicht abzuſehen war. Der Schäfer war der Schäferin würdig, und doch hatte die unbeſchreibliche Einfalt ſeines feiſten, glänzenden Geſichts etwas höchſt Anziehendes für ein feines pariſer Auge. Madame Deshoulieres, welche zu ſehr mit den Verſen der großen d'Urfé beſchäftigt war, um das zu bemerken, was vor ihr war, ſetzte ihre Schilderung fort:

»Von Philomelen wird ſie laut geprieſen,
Und Blumen hold der Schäf'rin Tritt' entſprießen.«

„Deine Beſchäftigung," wandte ſich Madeleine zu der Bauerndirne, „muß ſehr angenehm ſeyn."

„Nein, Mamſell — gar nicht. Ich erhalte nichts für all' meine Mühe, und wenn ich Abends heim komme, manchmal noch Prügel obendrein!"

„Und Du?" wandte ſich Madeleine an den Hirten, der ſich ſchon forttrollen wollte.

„Mi — mir geht's ein wenig beſſer;" entgegnete der Hirt ſtotternd, „denn ich habe Koſt und Logis, bei'm St. Veit! das Brod iſt aber ſo hart wie Kieſel, und mein Lager im Stall neben den Pferden."

„Wo ſind aber Deine Schafe, ſchöner Hirt?" fragte Bribri.

„Schafe habe ich keine," ſtammelte der Bauer wieder. „Bei'm St. Veit!"

„Wie!" rief Madeleine verzweifelnd, „hör' ich nicht holde Lämmer dort an den blühenden Ufern des Lignon munter blöken, mein theurer Seladon?"

Madame Deshoulieres war zu ſehr Dichterin, um etwas von dem zu hören und zu ſehen, was um ſie vorging. Sie war jetzt nur mit den Liebeshändeln der Aſträa beſchäftigt, und hörte nichts, als das ſüße Flötenſpiel der Daphniſe und Myrtille.

(Fortſetzung folgt.)

Leſefrüchte.

Johannes Mathäus, Profeſſor der Arzneikunde in Herborn um das Jahr 1621, pflanzte die erſte Kartoffel in Naſſau. Er hatte ſie aus England erhalten, und behandelte ſie als Zierpflanze, welche er in einem Topfe vor ſeinem Fenſter zur Schau ſtellte.

Als die Tochter eines der angeſehenſten Bürger gerade zur Zeit, als die Blüthe ſich entfaltet hatte, Hochzeit hielt, ſo erbat ſich der Vater die ſeltene Blüthe zum Schmucke der Braut. Mathäus gab ſie, und das blühende Bräutchen trug ſie am Buſen!

Um das Jahr 1630 wußte man ſchon beſſer Beſcheid. „Damals", wie ein gleichzeitiger Schriftſteller erzählt, „aßen die Edlen die Knollen des Solanum tuberosum als Nachtiſch, weil ſie eben noch rar waren."

— Das ſchönſte Anagramm, welches vielleicht jemals verfertigt worden, rührt von Jablonsky, ehemaligem Rektor zu Liſſa, nachherigem Hofprediger zu Berlin, her. Als Stanislaus Lescinsky, nachmaliger König von Polen, in ſeiner Jugend von Reiſen zurückkam, verſammelte ſich das ganze Lescinsky'ſche Haus in Liſſa, um ſeinen Stammerben zu bewillkommnen. Jablonsky veranſtaltete zu dieſer Feierlichkeit einen Schulaktus, und ließ zum Beſchluſſe deſſelben von dreizehn Schülern, die als junge Helden gekleidet waren, ein Ballet tanzen. Jeder derſelben trug einen Schild, auf dem einer der Buchſtaben der Wörter: „Domus Lescinia" (das Haus Lescinsky) mit Gold geſchrieben war.

Am Ende des erſten Ballets bildeten ſie eine Reihe, ſo daß auf den vorgehaltenen Schilden „Domus Lescinia" zu leſen war.

Digitized by Google

Nach dem zweiten Ballete war die Stellung verändert, und man las: „Ad es incolumis“ (Wohlbehalten biſt du da).

Nach dem dritten: Omnis es lucida“ (Ganz ſtrahlend biſt du da).

Nach dem vierten: „Lucida sis omen“ (Strahlend ſey Ahnung).

Nach dem fünften: „Mane sidus loci“ (Bleib des Landes Stern).

Nach dem ſechsten: „Sis columna dei“ (Sey eine Säule Gottes).

Nach dem letzten: „I scande solium“ (Geh', beſteige den Thron).

Bekanntlich traf das letzte wirklich ein.

— Ein franzöſiſcher Marquis ſtritt einſt mit Käſtner über den Reichthum ihrer Mutterſprachen, und behauptete, daß es im Franzöſiſchen Wörter gebe, die durchaus nicht deutſch ausgedrückt werden könnten. Als Beiſpiel führte er das Wort „Hypokrene“ an. Schnell überſetzte Käſtner: „Roßbach“, womit aller Streit geendet war.

— Als Graf Eberhard von Erbach im Jahre 1538 die Grafſchaft Erbach unter ſeine Söhne Georg, Eberhard und Valentin vertheilte, erhielten die beiden erſten das Land, der letztere, welcher ſich dem geiſtlichen Stande widmete, erhielt zur Entſchädigung eine Jahres-Revenue von dreihundert Gulden und zwar fl. 100 baares Geld, und fl. 200 an Naturalien; nämlich 2 Fuder Wein, 200 große Malter Hafer, 8 Wagen Heu, 20 Capaunen, 30 Faſtnacht- und 30 Sommerhühner, ſo wie die nöthige Kleidung für zwei reiſige Knechte! Hieraus läßt ſich ſchließen, welchen Preis dieſe Gegenſtände damals hatten.

— Zwei Diebe, ein Engländer und ein Franzoſe, ſollten zugleich gehängt werden. Der Geiſtliche, welcher ſie zum Tode vorbereiten ſollte, fragte den Engländer:

„Welche Religion haſt du?“

„Gar keine!“

„Und du?“ fragte er den Franzoſen.

„Celle, Monsieur, qui vous plaira!“ antwortete dieſer mit einer tiefen geſchmeidigen Verbeugung.

— Bei einem Fähndrichs-Examen wurde ein junger Soldat gefragt: „Wie viele Inſeln liegen im Weltmeere, und wie heißen ſie?“ Darauf erwiederte er: „Im Weltmeere liegen ſehr viele Inſeln, und ich heiße Krauſe!“

— Als Georg I., Graf von Erbach, ſich mit Eliſabeth, Tochter des Pfalzgrafen Johann von Simmern, vermählt hatte, erfolgte am 8. Januar 1536 die Heimführung mit großem Gepränge. Es wohnten nur allein 26 Grafen, Fürſten, Herzöge, Fürſtinnen, Prinzeſſinnen u. ſ. w. mit großem Gefolge bei, ohne die vielen andern Adeligen, Ritter, Abgeordnete ꝛc. zu erwähnen. Bei dem Hauptfeſte am 10. Januar gab es folgendes Traktament:

Zu Mittag: Faiſt Wild und Hirſch-Zimmel, gelb geſottene Koppen, blaue Forellen und Hecht. — Große Hechtköpfe mit Feuerwerk in einer Gallren verwapnet, als Schaueſſen. — Faiſt verdämpfte Gänſe, Kraut, Paſteten mit Vögeln, gebackene Birn, ein Storch mit Jungen und einem Strick um den Hals mit den Reimen:

Ich wollt' mit rechtem Begier
Daß jedem Claffer wär als mir.

Gemüß von eingemachten Dingen, gebratene Crammets-Vögel, Schaueſſen, ein Berg mit Gänſen, dabei der Reim:

Wem je zu Claffen iſt ſo goch
Der Lug, verſteig ſich nicht zu hoch.

Kalt Hirſchſchlägel, Mandeltorte, Pfeffer und Schwein-Wildprett, Haſen-Paſtete, allerlei Gebratenes, Marcipan, Parmeſan-Käs.

— Bayle ſah nichts lieber als Gaukler und Seiltänzer, und noch im 50. Jahre lief er, gleich einem Kinde, auf öffentlichem Markte dieſen Poſſenreißern nach.

Cujacius legte ſich alle Mal mit dem Bauche platt auf die Erde, und ſeine Bücher um ſich herum, wann er ſtudirte.

Der Kanzler Duprat aß nichts lieber als Eſelsfleiſch, und er brachte dieſe Mode in ganz Frankreich auf, die nur wieder mit ſeinem Tode abkam. H.

Der Geſchmack iſt verſchieden.

Die Japaneſer vergolden ihre Zähne; die Indianerinnen färben ſie roth; die Weiber aus vielen ſüdlichen Gegenden Amerika's halten viel auf glänzend ſchwarze Zähne. In Grönland ſchminken die Frauen ihr Antlitz gelb und blau, und die Moskowiterinnen legen Weiß und Roth auf. Die Chineſinnen verbringen ihre Jugend in einer dauernden Folter, um ihre Füße ſo unſcheinbar als möglich zu machen. Im alten Perſien galt eine Adlernaſe für die ſchönſte. In gewiſſen Ländern drücken die Eltern ihren Kindern die Naſe ein, in anderen formen ſie die Köpfe derſelben in einen Würfel. Die Türken lieben ſo ſehr die rothen Haare, als die Perſer ſie verabſcheuen. Die Schönen der Eskimo's bedecken ihren ganzen Körper mit einer dicken Lage von Bärenfett. In China ſind kleine Augen bei Mädchen ſehr geſucht, und dieſe letztern reißen ſich mit kleinen Zangen die Augenbraunen und Wimpern aus. Die Peruanerinnen durchbohren die Naſe, um einen Ring darin zu tragen, deſſen Gewicht dem Range des Mannes angemeſſen (wie leicht iſt dort ein weibliches Weſen an der Naſe herumzuführen!). Die vornehmen Chineſinnen tragen auf dem Kopfe die Figur eines Vogels von Gold oder Silber, deſſen Flügel ihre Schläfe bedecken, wovon ſich der Schweif über ihren Kopf hinabdehnt und der Schnabel auf ihrer Naſenſpitze ruht, und deſſen Kopf bei der leiſeſten Bewegung der Perſon, die ihn trägt, hin- und herſchwankt.

Mannichfaltigkeiten.

Die am 15. d. M. in der Didaskalia erſchienene Notiz, daß in der Höchſter Wagenfabrik die Bonn-Kölner Eiſenbahnwagen beſtellt und in ausgezeichnet bequemer und eleganter Weiſe ſchon zum Theil ausgeführt ſeyen, bedarf der Berichtigung dahin, daß nicht die Höchſter, ſondern die Bockenheimer Wagenfabrik von J. C. Reifert u. Comp. mit dem Bau der Bonn-Kölner Perſonenwagen beauftragt iſt, und letztere bereits ihrer Vollendung nahe ſind.

(Paris.) Der Streit zwiſchen Geiſtlichkeit und Univerſität hat eine Schrift hervorgerufen, die ohne ihn gewiß nicht erſchienen wäre. Es iſt ein Nothſchrei der katholiſchen Dorf-

Digitized by Google

Pfarrer gegen die Jeſuiten und die Allmacht der Biſchöfe. Napoleon führte bekanntlich den Klerus wieder ein, in der Hoffnung, er werde ihm zu ſeinem Despotismus die Hand bieten. Zu dieſem Zwecke gab er den Biſchöfen das unumſchränkte Recht, alle Dorfpfarrer zu wählen und abzuſetzen, je nach ihrem Belieben. Es findet keine Appellation ſtatt, und die Exiſtenz von 10 — 12,000 Menſchen hängt von der Willkür weniger Obern ab. Dadurch fiel das Dorfpfarramt ſo tief, daß, wie die Verfaſſer behaupten — es ſind Pfarrer — es eine Schmach iſt, dies nur mit dem rechten Namen zu benennen. Schreiber dieſes hat ſich oft ſelbſt von dieſer traurigen Wahrheit überzeugt. Ein deutſcher Keſſelflicker iſt in allen Hinſichten gebildeter als ein franzöſiſcher katholiſcher Dorfpfarrer. Sie ſind es, die Aberglauben und Haß über die Gemeinden bringen, und ſind ſie trotz ihrer Seminare gute Menſchen, die das Chriſtliche im Auge haben, ſo laufen ſie mit jedem Tage Gefahr, ihr Brod zu verlieren. Daher die große Verachtung, die im Elſaß alle proteſtantiſchen Pfarrer gegen ihre katholiſchen Kollegen hegen, ſie grüßen ſie nicht ein Mal und erwiedern auch den Gruß nicht. Die Regierung begünſtigt den Druck, weil ſie glaubt, mit einigen Biſchöfen auch alle Geiſtlichen auf ihrer Seite zu haben, aber es ſcheint doch, als erhöben ſich laute Stimmen gegen dieſe Tyrannei. Der Univers ſpeit Feuer und Flammen gegen die Verfaſſer dieſer Schrift, und doch iſt ſie ſehr unterthänig und fromm gehalten. Die Jeſuiten ſind den wahren Katholiken ſelbſt zuwider, und ſobald der Kampf öffentlich wird, kommen ſie zwiſchen zwei Feuer, die ſie von hinten und vorn verzehren.

(Bamberg, 14. Juli.) Die Cotta'ſche Buchhandlung hatte gegen einen Juden von Aub in Unterfranken, der hier mit dem Verſchleiß von Nachdrucken Cotta'ſchen Verlags ertappt wurde, einen Proceß geführt und dieſen durch alle Inſtanzen gewonnen. Von den 100 Dukaten, dem Strafgelde des Verurtheilten, hat die verehrliche Buchhandlung ihren Antheil von 50 Dukaten theilweiſe der Bibliothek des Gymnaſiums und der lateiniſchen Schulen, ſo wie zur Anſchaffung von Büchern für arme Schüler dieſer Anſtalten, theilweiſe der Gewerbſchule zu ähnlichem Zwecke, durch das literariſche Inſtitut übermacht.

Als der Profeſſor Vater einen Sohn taufen ließ und ihm den Namen Herrmann gegeben hatte, ſo ſagte eine geiſtreiche Dame: „Dieſer Knabe iſt ſchon in der Wiege Chriſt, Sohn, Herr, Mann und Vater."

Korreſpondenz.

Braunfels, 10. Juli.

Geſtern erfreuten uns die Mitglieder des Wetzlarer Geſangvereins mit einem Beſuche, der inſofern einer öffentlichen Erwähnung verdient, weil er unſere ſonſt ſtille Reſidenz in die froheſte Bewegung verſetzte und uns einen, uns unvergeßlich bleibenden, genußreichen Sonntag verſchaffte. Dieſelben kamen am Nachmittag in drei vierſpännigen, mit grünem Laub geſchmückten Wagen angefahren, ſtiegen vor der Stadt, wo ſie von einer harrenden Menge herzliche Bewillkommnung fanden, aus, und zogen unter der freundlichſten Begrüßung der Einwohner durch die Reſidenz mit Muſik und Fahnen in den nahen fürſtlichen Thiergarten. Hier war zu ihrer Aufnahme Alles auf das beſte eingerichtet, und dahin folgte nun die ganze Bevölkerung nach. Auch der Hof erſchien. Es wechſelte Geſang mit Harmoniemuſik ab, und die Geſangſtücke erhielten von allen Zuhörern, unter welchen viele dieſerhalb herbei gekommene Fremde ſichtbar waren, einen ungetheilten Beifall und Anerkennung der meiſterhaften Ausführung. Selbſt unſere höchſtverehrteſte Frau Fürſtin konnte nicht umhin, dem Direktor des Vereins, Hrn. Cantor Franke, Höchſtihre Zufriedenheit in den ſchmeichelhafteſten Worten zu erkennen zu geben. Nachdem man ſich zum Schluß noch durch Tanz beluſtigt hatte, verließen uns die Sänger gegen 10 Uhr Abends in derſelben Weiſe, wie ſie gekommen waren, indem ſie aus dem Thiergarten wieder mit Muſik ꝛc. durch die Stadt gingen. Ein großer Theil unſerer Einwohnerſchaft begleitete ſie auf der Heimfahrt eine Strecke Weges, herzlichen Dank nachrufend, den wir bei dieſer Gelegenheit mit Vergnügen erneuern!

. . . p.

Meiſenheim, 10. Juli.

Seit mehreren Jahren befinden ſich die Vicinalwege zwiſchen Meiſenheim, Reifelbach und Gangloff, wie auch zwiſchen Odenbach, Adenbach, Ginsweiler, Roth ꝛc. in einem Zuſtande, der bei ungünſtiger Witterung dem Leben der Menſchen und Thiere Gefahr droht. An vielen Stellen dieſer Wege ſind 3 bis 4 Fuß tiefe Löcher, an andern findet man Anhäufungen von Steinen und Koth, ſo daß ſich bei aller Vorſicht hier nicht ſelten zur Winterszeit Unglücksfälle ereignen. Wer nicht ſelbſt einmal zur Winterszeit in hieſiger Gegend die Vicinalwege auf königl. baieriſchem Gebiete bereiſ't hat, kann ſich unmöglich eine Vorſtellung von der Qual machen, welche hier die Fuhrleute und ganz vorzüglich ihre Thiere zu erdulden haben. Bei jedem Schritte läuft man auf dieſen grundloſen Wegen Gefahr, entweder in ein tiefes Loch oder über einen Haufen Steine zu ſtürzen. Sollte unglücklicher Weiſe in einer der genannten Ortſchaften hieſiger Umgegend zur Winterszeit eine Feuersbrunſt entſtehen, ſo würde es den angränzenden Gemeinden bei dem beſten Willen nicht möglich ſeyn, eine Feuerſpritze dahin zu bringen, weil dieſelbe auf den grundloſen Wegen verſinken würde. Iſt es nicht traurig, zu ſehen, daß das Material, welches die Natur, wie es ſcheint, hier abſichtlich zur Ausbeſſerung der Wege an die Hand gab, von den Menſchen nicht allein unbenutzt, ſondern ſogar als Stein des Anſtoßes unberückſichtigt liegen bleibt? In der Gemeinde Reifelbach ſoll ſeit mehreren Jahren ein Gemeindefonds vorhanden ſeyn, um die Wege von da nach Meiſenheim und Gangloff in einen guten, fahrbaren Zuſtand zu ſetzen, und dennoch bleiben dieſe Wege vernachläſſigt und ohne alle Ausbeſſerung liegen. An wem liegt wohl die Schuld dieſes großen Uebelſtandes in der ſonſt ſo ſchönen und geſegneten baieriſchen Rheinpfalz? Wohin ſoll man ſich noch um Abhülfe wenden? Um endlich noch einen auffallenden Beweis zu geben, wie wenige Rückſicht auf die Vicinalwege in hieſiger Gegend, und zwar im königl. baieriſchen Gebiete, genommen wird, mag hier der unerhörte Umſtand angeführt werden, daß ein großer Theil der Bewohner der genannten Ortſchaften allerlei Arten von Schutt auf dieſe Wege wirft, ſo daß man glauben ſollte, dieſe Ortſchaften ſollten mit Koth barrikadirt werden, um einen Jeden, der es wagt, heraus- oder hineinzutreten, darin verſinken zu laſſen. Sapienti sat.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 197.

Der Scharfrichter.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 20. Juli. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Muſik von C. Kreuzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 199. Freitag, den 21. Juli 1843.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Fortſetzung.)

In das Schloß zurückgekehrt, beklagten ſich Madeleine und Bribri, daß ſie weder eine Heerde, noch eine Hirtin geſehen.

„Ihr wäret wohl ſehr froh, wenn ihr deren zu ſehen bekämt?“ fragte Madame d'Urtis die Mädchen lächelnd.

„Und wie froh!“ rief Bribri. „Wir hofften, als wir hier ankamen, ein Schäferleben zu beginnen. Ich habe Alles mitgebracht, was dazu gehört.“

„Ich ebenfalls!“ fügte Madeleine bei. „Ich habe zwanzig Ellen Roſaband gekauft und zwanzig Ellen blaues, um meinen Stab damit zu ſchmücken, wie die netteſten meiner Lämmer.“

„Wohl denn,“ ſagte die Herzogin von Urtis, in gutmüthigem Tone, „dort weidet ein Dutzend Schafe am Ende des Parks. Nehmt den Thorſchlüſſel und treibt ſie hinaus auf die Wieſe dort unten.“

Madeleine und Bribri waren außer ſich vor Freude, während ihre Mutter ſich bemühte, einen idylliſchen Reim zu finden, nicht achtend auf das wirkliche Schäferſpiel, das jetzt unter ihren Augen beginnen ſollte. Die Mädchen nahmen ſich kaum Zeit zum Frühſtücken. „Sie zogen ſich höchſt kokett an,“ — ſchrieb Madame Deshoulieres an Mascaron — „ſie ſchnitzten ſich mit eigenen Händen Stäbe und verzierten ſie reich mit Bändern. Madeleine wählte blaue Bänder, Bribri rothe. O, der holden Schäferinnen! Sie verbrachten eine ganze Stunde mit Berathung über die Wahl eines für ſie paſſenden Namens aus der Schäferwelt. Madeleine entſchied ſich endlich für „Amaranthe,“ Bribri für den Namen „Daphne.“ Ich ſah ſie ſo eben zwiſchen den ſchattigen Bäumen dahinſchlüpfen, welche den reizenden Strom begränzen. — Holde Schäferinnen! Seyd wohl auf eurer Hut vor reißenden Wölfen.“

Um die Mittagsſtunde deſſelben Tages führten Madeleine und Bribri oder vielmehr Amaranthe und Daphne, in grauſeidenen Unterröckchen und Atlasleibchen, das ſchöne Haar in der reizendſten Unordnung, die bunten Stäbe in den Händen, ihr Dutzend Schafe aus dem Park hinaus auf die Wieſen am Lignon. Die Heerde, welche keinen geringen Appetit zu haben ſchien, benahm ſich ziemlich ungezogen und widerſpänſtig. Die Schäferinnen boten Alles auf, um ſie in Ordnung zu erhalten. Das muntere Geblöke der Schafe und das reizende Gelächter, wie der abwechſelnde Geſang der Mädchen, bildeten ein höchſt komiſches Quodlibet.

Die holden Kinder athmeten, wie ihre poetiſche Mama ſich ausdrückt, die Seele der Natur ein. Sie ſchwärmten munter über die Wieſen, ſie warfen ſich auf das weiche Gras, ſie betrachteten mit Wohlgefallen ihr Bild in der klaren Fluth des Lignon; ſie ſammelten Veilchen und Schlüſſelblumen in Menge. Unterdeſſen machte ſich die Heerde die ihr gegönnte Freiheit auf's beſte zu nutze, und von Zeit zu Zeit wagte eins der Schafe, das eine ſchärfere Beobachtungsgabe hatte, wie die andern, und ſah, daß die Heerde von ſo außerordentlichen Schäferinnen angeführt ſey, einen Abſtecher von circa einer halben Stunde, um ſich in dem ohnweit blühenden Korn nach Herzensluſt zu ergehen.

„Das iſt eines von Deinen!“ ſagte Amaranthe.

„Nein, es iſt eines von Deinen!“ entgegnete Daphne. Damit aber in Zukunft keine Streitigkeiten mehr entſtünden, ſo entſchloſſen ſie ſich, die Heerde zu theilen und die eine Hälfte mit blauen, die andere mit Roſabändern zu ſchmücken. Sie gaben auch jedem ihrer Schafe einen beſonderen Namen, als zum Beiſpiel die Namen Melibonus, Jeannot, Robin und Blanchette. Es befanden ſich vielleicht nie zwölf poetiſchere Schafe auf der Weide. Als die Sonne zu ſinken begann, trieben die Schäferinnen ihre Heerden heim. Madame Deshoulieres brach bei ihrer Ankunft in lautes Entzücken aus und ſagte, indem ſie die ſchönen Stirnen ihrer Töchter küßte: „Ihr habt eine Idylle gedichtet, nicht ich, liebe Kinder!“

„Es fehlt in der That nichts an dem idylliſchen Gemälde!“ ſagte die Herzogin, ſich unter den Weiden des Schloßbrunnens niederlaſſend und die Schönheit der Mädchen bewundernd.

„Nur etwa noch ein Schäferhund!“ fügte Daphne bei.

„Oder ein Wolf!“ flüſterte die reizende Amaranthe — und erröthete.

II.

Nicht weit von dem Schloſſe d'Urtis erhob ſich das alte Stammſchloß der Langevy's mit ſeinen ſpitzen Thürmchen über den Schatten der umgebenden Wälder. Es lebte in demſelben, gänzlich von der Welt zurückgezogen, Herr von Langevy mit ſeiner alten Mutter und ſeinem jungen neunzehnjährigen Sohne. Herr von Langevy hatte mit mancherlei Stürmen und manchem Mißgeſchicke eines bewegten Lebens gekämpft, und ruhte nun in dem Schoße der Einſamkeit; er gedachte oft in ſtiller Wehmuth ſeines frühe verſtorbenen Weibes und der ſchönen Zeit

Digitized by Google

ſeiner Jugend. Sein Sohn, Hektor Heinrich von Langevy, hatte bis in ſein achtzehntes Jahr bei den Jeſuiten zu Lyon ſtudirt. An die nachſichtsvolle Liebe und Zärtlichkeit ſeiner Großmutter gewöhnt, war er vor ungefähr einem Jahre in das väterliche Schloß zurückgekehrt, entſchloſſen, in häuslicher Stille zu leben, ohne ſich um den kriegeriſchen Ruhm zu bekümmern, welcher einſt die Seele ſeines Vaters begeiſterte. Obſchon Herr von Langevy bei ſich die Wahl des Jünglings nicht billigte, ſo widerſetzte er ſich doch nicht derſelben, ſondern verlangte nur von dem Sohne, daß er von Zeit zu Zeit ihn auf die Jagd begleitete, welche er für die nächſtbeſte Beſchäftigung nach dem Kriege hielt. Die Jagd hatte aber auch wenig Reiz für Hektor. Sie hätte vielleicht größeren Reiz für ihn gehabt, wenn er nicht gezwungen geweſen wäre, ſich jedes Mal mit einer ungeheuern Vogelflinte zu bewaffnen, die einem ſeiner Vorfaheen zugehört, und deeen Anblick allein ſchon abſchreckender für ihn war, als die Jagd ſelbſt. Hektor ward ein ſo gewaltiger Jägersmann, daß er nach ſechsmonatlichem Pirſchen mehr als je bei dem Auffliegen eines Rebhuhns erzitterte. Man denke darum aber nicht, daß Hektor ſeine Zeit ohne alle Beſchäftigung dahin brachte. Ee ſann und träumte, und dachte es ſich als etwas ſehr Reizendes, verliebt zu ſeyn; er lebte noch in jener goldenen Zeit — der einzigen, welche die Welt je geſehen, da das Herz von Täuſchung zu Täuſchung übergeht und in ſeinen Hoffnungsträumen von dee Erde zum Himmel ſich erhebt, aus dem heitern Sonnenſchein in comantiſche Schatten, aus ſchallenden Hainen zu ſeufzenden Schönen ſchwärmt. Doch ach! das Herz Hektors ſehnte ſich vergeblich nach ſeufzenden Schönen in den Wäldern von Langevy.

(Fortſetzung folgt.)

Der Miſſionär unter den Zigeunern.

Als die Londoner Bibelgeſellſchaft vor ohngefähr zehn Jahren den Herrn George Borrow Eſq. nach Spanien ſandte, um in dem genannten Lande nach Kräften zue Verbeeitung der Bibel zu wirken, ſo gab ſie ihm unter andern auch den ſpeciellen Auftrag, zu verſuchen, die Zigeuner, welche ſich noch in großer Zahl in jenem Lande aufhalten, mit dem Inhalte der heiligen Schriften und den Lehren des Chriſtenthums bekannt zu machen. Die Londoner Geſellſchaft hätte in letzterer Beziehung iheen Mann nicht beſſer wählen können. Herr Borrow, dee, beiläufig geſagt, die hauptſächlichſten Sprachen des Occidents und Orients verſteht und bereits Ueberſetzungen aus dreißig veeſchiedenen Sprachen herausgegeben, hatte ſchon in früheſter Jugend eine beſondere Vorliebe für die Zigeuner. Das lebhafte Intereſſe, welches ihm dieſes nomadiſirende Gaunervolk einflößte, ließ ihn bald ſich eine genaue Kenntniß ihrer Sitten und ganzen Lebensweiſe verſchaffen, ſo daß er die Eigenthümlichkeiten und den Charakter der Zigeuner vielleicht beſſer kennt, als dieſe ſelbſt. Er hat zugleich ihre Speache vollkommen in ſeiner Gewalt und wurde unter den Zigeunern der verſchiedenen Länder, durch welche er auf ſeinen ausgebreiteten Reiſen von den Steppen Rußland's bis in Afrika's Sandwüſten kam, überall als einer der Ihrigen aufgenommen, ja ein großer Theil derſelben behauptete feſt und ſteif, daß Herr Borrow ein ächter Zigeuner ſey. Da nämlich viele unter denſelben an die Lehre von der Seelenwanderung glauben, ſo geben ſie vor, daß die Seele des Herrn Borrow früher in dem Leibe eines „Rom" oder eines Zigeuners gewohnt habe. Herr Borrow hielt ſich fünf Jahre in Spanien auf. Ee veranſtaltete eine Ueberſetzung des ganzen neuen Teſtaments in die Sprache der „Gitanos", und ließ im Jahre 1838 zu Madrid die vorläufige Ueberſetzung des Evangeliums des heiligen Lukas drucken. Dies iſt, nach der Behauptung des Hrn. B., das erſte Buch, welches in der Zigeunerſprache gedruckt ward. Hr. B. bediente ſich der „Gitanos" ſelbſt als Kolporteure, um ſeine Ueberſetzung in Madeid und den Provinzen zu verbreiten. Er hielt auch regelmäßige Zigeunerkonventikel. Er war aber gleich im Anfang weit davon entfernt, ſich der Hoffnung hinzugeben, daß er mit ſeinem Verſuche zur Bekehrung der Zigeuner im mindeſten glücklich ſeyn werde. Seine Kolporteure wurden, wie ee ſelbſt geſteht, durchaus nicht von Liebe zum Evangelium angetrieben, ihre Exemplare unter die Leute zu bringen, ſondern thaten es nur, weil ſie glaubten, daß ihr Bruder, der „Don Joege", wie ſie Hrn. B. zu nennen pflegten, beabſichtige, duech Verbreitung ſeiner Zigeunerbibel das Intereſſe der Zigeuner zu fördern und zur Beſchämung und Plünderung der „Busno" oder Nicht-Zigeuner beizutragen. Die Männer verſtanden wohl den Inhalt des Buches, ſo weit ſie nämlich mit dem Leſen vorwärts kamen, doch ſchätzten ſie es nicht ſowohl wegen des Inhalts, ſondern als das erſte in dee Zigeunerſprache abgefaßte Buch. Die Zigeunerinnen, welche, obſchon des Leſens unkundig, ſich mit größerem Eifer um den Beſitz eines Exemplares der B.'ſchen Ueberſetzung des heiligen Lukas bemühten, als ihre Männer, thaten dies lediglich darum, weil ſie dem von Hrn. B. ſo ſehr geprieſenen Buche eine zauberiſche Kraft beimaßen und daſſelbe auf iheen Diebszügen ſtets bei ſich führten, als einen Talisman, der ſie gleich dem „Bar Lachi" oder Magnete vor gefährlichen Zufällen jeder Aet ſicher ſtellen könne. Was jene Zigeunerkonventikel Hrn. B's betrifft, ſo genügt es, hinſichtlich des Reſultats derſelben unſern Leſern zu bemerken, daß, als He. B. nach einem der feierlichſten derſelben ſich eings umſah, um ſich von dee Wirkung, die ſeine Rede auf die Verſammlung gehabt, zu überzeugen, kein einziges Glied dee Verſammlung war, welches dem Zigeunerapoſtel nicht die fürchterlichſten Geſichter ſchnitt.

Wie wollen hier zur Ergötzung unſeeer Leſer eine Privat-Unterredung, die He. B. in ſeiner Eigenſchaft als Miſſionär mit zwei jungen Zigeunerinnen hielt, geben, wie ſie derſelbe in ſeinem intereſſanten Werke übee die Zigeuner in Spanien, das er im Jahr 1842 in London heeausgab,*) zur Kenntniß des Publikums gebeacht.

Die eine der Zigeunerinnen war unter iheen Genoſſinnen unter dem Beinamen „la Tuerta" bekannt, den ſie darum erhalten, weil ſie nue ein Auge hatte; ihre Schweſter, ein Mädchen von dreizehn Jahren, führte den Beinamen „la Casdami" oder „der Skorpion", wegen der beſondern Bosheit, die ſie in all' ihren Reden und Handlungen zeigte. Hr. B. eröffnete die Untereedung, indem er ſich an die Tuerta wandte: „O, Tuerta,

*) Der ganze Titel des Werks iſt: „The Gypsies of Spain, their manners, customs, language, and ceremonies. By George Borrow, Esq., late Agent to the British and Foreign Bible society. 2 vols. Murray. London 1842." Eine gründliche Recenſion dieſes Werks mit intereſſanten Exzerpten aus demſelben befindet ſich in der dritten Nummer des Jügel'ſchen Univerſalmagazins Seite 454 — 465.

Digitized by Google

du biſt doch nicht ein Jokey*) oder Straßenräuber, da du Männerkleider anhaſt?"

La Tuerta: „Ich bin ein Halano, Bruder, und habe oft Straßenraub verübt, wie all' meine Leute bezeugen können. Ich trage Männerkleider und ziehe in Geſellſchaft der Männer aus. Ich habe auch ohne alle Begleitung und Hülfe in dem Paſſe von Guadarama geraubt, nur mein Pferd und meine escopéta bei mir habend. Eben ſo beraubte ich allein eine „cuadrilla" von zwanzig gallegos, welche nach Hauſe zurückkehrten, nachdem ſie in Kaſtilien die Ernte eingethan. Ich nahm ihnen ihren Schnitterlohn und hätte ihnen auch noch, wenn ich Luſt gehabt hätte, ihre Kleider ausziehen können, denn ſie lagen vor mir, um Gnade flehend, auf den Knien, die erbärmlichen Wichte. Ich liebe tapfere Leute, mögen es nun „Busno's" (Chriſten) oder Zigeuner ſeyn. Als ich wenige Jahre älter war, als der „Skorpion", zog ich in Geſellſchaft mehrerer Andern meines Stammes aus, um den „cortijo" (Meierhof) eines alten Mannes zu plündern; es war derſelbe über zwanzig Meilen von hier entfernt. Wir brachen um Mitternacht ein und knebelten den Alten; wir wußten, daß er viel Geld hatte; er aber läugnete es und wollte uns nicht ſagen, wo er ſein Geld verborgen hätte; ſo folterten wir ihn, indem wir ihn mit unſern Meſſern zerſtachen und ſeine Hände über dem Lichte ſengten; nichts wollte ihn indeſſen mürbe machen. Endlich ſagte ich: laßt es uns mit den „pimientos" verſuchen. So nahmen wir die grünen Pfefferhülſen (pepperhusks), riſſen ſeine Augenlieder auf und rieben ihm die Augäpfel mit der grünen Pfefferfrucht. Dies iſt unſere empfindlichſte Tortur. Kannſt du es aber wohl glauben? Der alte Mann ertrug ſie ruhig und ſtandhaft. Dann ſagten unſere Leute: „Laßt uns ihn tödten!" ich aber ſagte „nein"; ſo ſchonten wir ſeiner, obſchon wir nichts bekamen. Ich habe ſeit der Zeit eine beſondere Vorliebe für dieſen alten Mann getragen wegen ſeiner Standhaftigkeit und ſeines Muthes und mir ihn ſchon oft zum Manne gewünſcht."

Der Skorpion: „Ojalo, wäre ich doch auch in dem Cortijo des Alten geweſen, um den Spaß mit anzuſehen!"

(Fortſetzung folgt.)

*) Die Zigeuner dienen oft als „Jokey's" bei vornehmen Spaniern.

Mannichfaltigkeiten.

Ein äußerſt feiner Betrug wird von Breslauer Blättern als Tagesgeſchichte gemeldet. Ein dortiger Kaufmann verſetzte bei der dortigen Bank für 10,000 Thlr. ſchleſiſche Pfandbriefe, und erneute dies Geſchäft zu mehreren Malen. Bei der jüngſten Prolongation bemerkte der Rechnungrath, welcher ſolche zu beſorgen hatte, daß bei den Ausfüllungen auf den Dokumenten zweierlei Dinte gebraucht zu ſeyn ſcheine. Eine Verfälſchung vermuthend, aber mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, rief er noch zwei andere Beamte zu einer Unterſuchung herbei, die ſich indeſſen von der Aechtheit und Unächtheit nicht überzeugen konnten. Der Rechnungsrath ſeinerſeits nicht beruhigt, läßt die Papiere bei der Direktion der Landſchaft vorzeigen, und ſich zu ſeiner Sicherſtellung eine Beſcheinigung über deren Aechtheit erbitten. Da ergab es ſich denn, daß ſämmtliche Pfandbriefe gefälſcht und immer ein 0 angehängt war, ſo daß ein Pfandbrief von 50 jetzt über 500 Thlr. lautete. Der Kaufmann wurde verhaftet, erklärte aber ganz ruhig, daß er die Papiere auf der Leipziger Meſſe gekauft habe, mithin ſelbſt betrogen ſey, wie er durch ſein Meßbuch beweiſen könne. Man möchte ihm geſtatten, unter einer polizeilichen Begleitung dieſes herbeizuſchaffen. Als er unter Begleitung der Polizeibeamten in ſeinem Comptoir ankam, ſuchte er lange; endlich fand er es, und rief den Officianten zu: „Hier, hier, meine Herren, hier iſt es endlich: laſſen Sie uns zurückgehen!" Bei'm Verlaſſen des Comptoirs nöthigte er die Beamten, voranzugehen; kaum waren ſie jedoch über die Schwelle, als er die Thür hinter ihnen zuwarf. Als man die Thür mit Gewalt öffnete, fand man ihn, in ſeinem Blute ſchwimmend, todt daliegen. Er hatte ſich mit einem Federmeſſer die Halsarterien geöffnet.

(Leipzig, 15. Juli.) Geſtern verbreitete ſich hier das Gerücht, daß man aus einem Schwibbogen des Friedhofes, worin Tags vorher ein Todter beigeſetzt war, deutlich ein Aechzen und Stöhnen von Menſchenſtimmen höre. Es erfolgte ein Zuſammenlauf von Menſchen, und wirklich überzeugte man ſich von der Wahrheit. Die Polizei, welche Anzeige davon erhalten hatte, verfügte ſich ebenfalls dahin mit dem Gerichtsarzte und traf Veranſtaltung zur ſchleunigen Unterbringung des erwachten Scheintodten. Statt eines ſolchen entdeckte man aber eine Frau, die wenige Stunden vorher aus einer überſtandenen Gefängnißhaft entlaſſen worden war, und die wiedererlangte Freiheit durch Branntweingenuß gefeiert, dann aber die Folgen ihrer Unmäßigkeit in einer Ecke des Schwibbogens, wo man ſie von außen nicht ſehen konnte, hatte verbergen wollen.

(Berlin, 14. Juli.) Unſer Raupach macht jetzt eine Reiſe nach Paris, wo er einige Monate für ſeine Studien zubringen will. — Aus Petersburg wird gemeldet, daß Rubini eine italieniſche Oper in der ruſſiſchen Kaiſerſtadt begründen will.

Korreſpondenz.

Wiesbaden, 17. Juli.

Der Korreſpondenz Ihres Blattes aus Wiesbaden vom 16. d. ſieht man es gleich an der Stirne an, welchen Geiſtes Kind ſie iſt. Hätte deren unpatriotiſcher Verfaſſer, von Neid und Mißgunſt nicht verblendet, mit unbefangenem Auge das Schriftchen, das ihm ein Aergerniß iſt, geleſen, ſo würde er geſehen haben, daß es das wahre Beſte unſeres Kurorts bezweckt und der kurzen Rede klarer Sinn dahin geht, daß wir Wiesbadener bei der großen Concurrenz mit andern kräftig aufſtrebenden Bädern alle unſere Kräfte aufbieten müſſen, um von dieſen nicht überflügelt zu werden, und ungeſäumt diejenigen Verbeſſerungen einzuführen haben, welche noch zur Zeit bei uns vermißt werden. Aber der langen Rede kurzer Sinn meiner „patriotiſchen Wünſche", beliebt der Hr. Korreſpondent zu ſagen, beſtehe nur darin, alle Verſchönerungen auf dem Platze vor dem Kurſaale anzubringen, deren er gar nicht bedürfe, und dieſem Stadttheile noch größere Vortheile zuzuwenden, als er ſchon genieße. Allein ſchon ſeit 33 Jahren, ſeit ſeiner Erbauung iſt und bleibt der Kurſaal mit ſeinen Umgebungen der Mittelpunkt des Wiesbadener Kurlebens und werden hier nun neue Verſchönerungen und zweckmäßige Anlagen geſchaffen, ſo gereichen ſie weniger den nahen Hausbeſitzern, deren Beſitzungen durch ihre vortheilhafte Lage ſchon ohnedies hinlänglich geſichert und rentbar ſind, als vielmehr dem Kurpublikum ſelbſt zu Nutzen und Frommen. Im Kurſaale und ſeinen Umgebungen beſitzen wir eine Anlage, welche ganz dem beabſichtigten Zwecke, der Mittelpunkt des geſelligen Lebens zu ſeyn und den zerſtreuten Gäſten einen Vereinigungspunkt darzubieten,

Digitized by Google

entſpricht. Wir können auf dieſes Gebäude, das allen anderen der Art zum Muſter gedient hat, mit Recht ſtolz ſeyn, und Alles, was zur Verſchönerung dieſes Glanzpunktes von Wiesbaden beiträgt, kann offenbar nur vortheilhaft auf den Flor der Kur ſelbſt zurückwirken. Der verehrliche Korreſpondent blickt offenbar mit Neid auf dieſe ſchönen Schöpfungen, denn er würde ſonſt nicht ſagen, weil ſie ſchön ſeyen, bedüeften ſie keiner weiteren Verſchönerungen mehr. Meiner Meinung nach ſollte man ein Kleinod je höher in Ehren halten, je ſchöner es iſt und, um ſeinen Werth zu erhöhen, daſſelbe immer mit neuem Schmucke umgeben. Eine mächtige Fontaine in der Mitte des Raſenplatzes vor dem Kurſaale würde dieſer Partie zur ſchönſten Zierde gereichen, und da man ſie von beliebiger Höhe machen könnte, ſo würde ſie, wenn ſie ſpielte, eine Maſſe von Fremden hierher locken, um dieſes ſchönen Schauſpiels ſich zu eefreuen. Was aber den beſonderen Unwillen unſeres Korreſpondenten erregt, iſt der in der Broſchüee und auch von andern Seiten ſchon oft gemachte Vorſchlag, eine warme Trinkquelle auf den Kurſaalsplatz zu leiten. Nach der Ereiſerung unſeres ehrenwerthen Korreſpondenten ſollte man glauben, daß der Kochbrunnen ganz geſchloſſen oder trocken gelegt werden ſollte. Nichts weniger als dies; der Kochbrunnen wird nach wie vor die Haupttrinkquelle bleiben. Es iſt aber eine zweite und zwar kühlere Trinkquelle zum Gebrauche des Kurpublikums nöthig, um damit die Kur beginnen und dann zur wärmeren übergehen zu können. Und wo könnte dieſe zweckmäßiger angetracht werden als in den ſchönen Umgebungen des Kurſaals? Schattigr und breite Alleen ſchützen hier gegen die Sonnenſtrahlen und die großen Colonnaden gegen Wind und Wetter. Jeder Fremde wundert ſich, daß dieſe Ider nicht ſchon längſt ausgeführt iſt, und bei der diesjährigen ungünſtigen Witterung mußte man täglich die Vorwürfe der Gäſte übee die Nichtbeachtung und die wenige Rückſicht, die man auf ihre Bedürfniſſe nimmt, hören. Denn das Trinken des Waſſers bildet jetzt einen weſentlichen Beſtandtheil der hieſigen Kur, und wird dieſes durch ſchlechte Witterung unterbrochen, ſo iſt der Zweck der Kur theilweis ganz verfehlt. Wiesbaden erſetzt in neuerer Zeit in vielen Fällen den Gebrauch von Karlsbad, und ein großer Theil der Gäſte könnte in Zukunft wohl ausbleiben, wenn ſie das Waſſer nicht trocknen Fußrs ſtets trinken können. Es iſt daher durchaus nöthig, daß für einen trockenen Gang geſorgt werde, wozu die großen Colonnaden vorzüglich geeignet ſind. Dieſelbe Quelle könnte man je nach der Witterung entweder auf dem Platze odee in einem Pavillon der Colonnade fließen laſſen und es würde damit einer bedeutenden Beſchwerde abgeholfen.

(Schluß folgt.)

Darmſtadt, 18. Juli.

Man hat ſchon mancherlei Mittel erdacht, das Studium der Geſchichte zu erleichtern: ſynchroniſtiſche Tabellen, hiſtoeiſche Atlaſſe, gedrängte Ueberſichten u. dgl. haben dazu gedirnt, die Maſſe des hiſtoriſchen Stoffes zu gruppiren und dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Selbſt einzelne Zweige der Staatengeſchichte ſind ſchon in ſolcher Weiſe bearbeitet worden; ob aber auch die Kriegsgeſchichte insbeſondere? darüber iſt uns bis jetzt noch kein hierher gehöeiges literariſches Erzeugniß zu Geſicht gekommen. Der vormalige großh. heſſiſche Obeelieutenant Hr. Chr. Gerlach iſt gegenwärtig mit einer darauf Bezug habenden Arbeit beſchäftigt, welche, wie wir vernehmen, die Geſchichte der Kriege während der ganzen cheiſtlichen Zeitrechnung umfaſſen und in 18 Tableaux, jedes dem Zeiteaum von ungefähr einem Jahrhundert gewidmet, erſcheinen ſoll. Jedes dieſer Tableaux (das eeſte ſoll die überſichtliche Darſtellung der Keiege und Schlachten Friedrich's des Großen, Napoleon's und des Erzherzogs Karl von Oeſterreich enthalten) wird geſchmückt werden mit Emblemen und Porteäts der vornehmſten handelnden Perſonen und dee ausgezeichnetſten Generale. Dieſe Bildniſſe ſollen ſämmtlich von bewährten Künſtlern in Stahl geſtochen werden, ſo daß auch die äußere Ausſtattung den Anforderungen der Kunſt und der Zeit genügen dürfte. Jedem Tableau wird zugleich ein Band erklärender Text beigegeben werden, welcher die Biographieen der Hauptheldeu in gedrängter Kürze enthalten ſoll. Das zur baldigen Ausführung herangereifte Unternehmen iſt — unſeres Wiſſens — ſowohl in Anlage als Ausführung neu und dürfte, dem zu Grunde liegenden Plane nach zu urtheilen, ſich demnächſt einer beifälligen Aufnahme zu erfreuen haben.

Wicker unweit Hochheim, 18. Juli.

Die bangen Beſorgniſſe, welche in der jüngſten Zeit, der Lebensmittel wegen, die Herzen Vieler beängſtigten, ſind gemindert und werden bald, ja bald, gänzlich verſchwunden ſeyn. Die alte Sonne glänzt wieder herrlich und liebend am blauen Himmel und erfreut alle Kinder im ſanften Schooße der holden Mutter Erde. Der Reps, die erſte Gabe der Bemühungen des Landmannes, iſt reichlich ausgefallen und zu Hauſe. Das Korn, geſchmückt mit vollen und ſchweren Aehren, fällt bereits unter den Sicheln rühriger Schnitter. Die Gerſte ſteht wundervoll und nicht minder prangt der Hafer. Alle Wurzelgewächſe, beſondees Drake's Geſchenk — die Kartoffeln, berechtigen zur ſchönſten Hoffnung. Birnen, Zwetſchen, Pflaumen ꝛc. gibt es in reichlicher Menge; Aepfel dagegen weniger, doch in befriedigender Quantität. Dee Weinſtock läßt, in Betracht der wenigen ſonnigen Tage, deren wie uns bis jetzt zu erfreuen hatten, hinſichtlich des Wuchſes und der kräftigen Fülle ſeiner Trauben, nichts zu wünſchen übrig.

Fürth im Odenwald, 15. Juli.

Die ſeit einiger Zeit von vielen Seiten her in öffentlichen Blättern geprieſene Fürſoege der Oetsvorſtände wegen ſchneller Abhülfe der voegelegenen Brodnoth veranlaßt den Einſender dieſes, auch die zweckmäßigen Vorkehrungen zu veröffentlichen, welche der hieſige Bürgermeiſter, Hr. Kaufmann Jagemann, geteoffen hat. Derſelbe ſorgte nämlich, als kaum der Brodmangel laut geworden war, für Ankauf von 23 Malter Brodmehl, welches nach und nach verbacken, und der 5pfündige Laib Brod jedem Bürger zu 16 kr. — von heute an zu 14 kr. — den Armen aber ganz unentgeldlich verabreicht wurde. Eben ſo veranlaßte derſelbe die alsbaldige Aufhebung der polizeilichen Brodtaxe bis auf weitere Verfügung und die Erlaubniß zum öffentlichen Backen und Beodverkauf für jeden einzelnen Büegee. So ward dann auf einmal die Brodnoth verdrängt und Hülfe von allen Seiten verſchafft. Doch machten nue wenige der Bedürftigeren von dem ihnen dargebotenen billigeren Brode Gebrauch, was offenbar auf einem lobenswerthen Ehrgefühle dieſer Büegerklaſſe zu beruhen ſcheint. — Außer der oben gedachten Unterſtützung hat aber die hieſige Gemeinde, 270 Bürger groß, ſchon viele andere und große Opfer gebracht, indem unter andern aus der Gemeindskaſſe jährlich 600 fl. an die Armen veeabeeicht werden, und die Herſtellung der Brücken und Wege im Ort — woran gegenwäetig eifrig gearbeitet wird — über 8000 fl. koſtet. — Die Fürſoege, Umſicht und Thätigkeit unſeres achtbaren Bürgeemeiſters thut ſich übrigens zur Beruhigung aller braven Fürther auch in vielfachen andeen Beziehungen kund, indem er namentlich auch bei dem dermaligen Wegbau in Fürth nicht nur ausgezeichnete Eneegie entwickelt, ſondern auch den Vortheil der Gemeinde überall gewiſſenhaft zu wahren ſucht. So werden dann alle etwaigen Beſorgniſſe entfernt, das Zutrauen dee Büeger geſtärkt und die Hoffnung ſteigender Wohlfahrt genährt. Heil daher einer Gemeinde, deren Vorſtand, wie hier, ſolche Tugenden mit Uneigennützigkeit gepaart in ſich vereinigt und dem ein gleichgeſinnter, nur das Beſte wollender Gemeinderath zur Seite ſteht! ....r

---

Räthſel.

Es gibt kein Ding, dem ich nicht angehöre.
Und hätte ich den Kopf zu Fuß, ich wäre
Ein Wort, das man beim Sacrament
Und jeder Andacht betend nennt. M.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 200. Samſtag den 22. Juli 1843.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Fortſetzung.)

In dem Schloſſe ſelbſt befand ſich nur eine alte Haushälterin, welche, nach Allem zu ſchließen, ſeit dreißig Jahren nicht mehr geſeufzt hatte, und eine plumpe Küchenmagd, — beide ſehr unwürdige Gegenſtände für eine Phantaſie, die ſich in poetiſchen Träumen an den Ufern des Lignon erging. Hektor hoffte viel von der Ankunft einer Nichte aus Paris, welche verſprochen, ſeinen Vater im Frühlinge zu beſuchen. Unterdeſſen ſchritt er ſtolz in dem Schloſſe auf und ab, mit einer Flinte auf dem Rücken, ſich ſchon für einen vollkommenen Jägersmann haltend und ſelig in der Hoffnung künftiger Eroberungen und zärtlicher Abenteuer. So wandelte er eines Tages, in ſeine gewöhnlichen Träume verloren, an dem Ufer des Lignon dahin, ohne auf Hecken und Gräben zu achten, immer gerade vorwärts, und erwachte erſt aus ſeinen poetiſchen Träumen, als er mit einem Fuße in die Fluth des Lignon tauchte, und ſchon im Begriff war, mit dem andern nachzufolgen. Er bemerkte noch zu rechter Zeit die Gefahr und hielt inne in ſeiner hitzigen Wanderung, mit dem einen Fuß im Waſſer ſtehend, den andern über demſelben in die Höhe haltend, mit weit offenem Munde, ſtarrem, vergeiſtertem Blicke, und abwechſelnd blaß und roth werdend.

In dieſer höchſt unmaleriſchen Stellung erblickte er auf dem entgegengeſetzten Ufer des Fluſſes unſern zwei reizende Schäferinnen, welche verſtohlen alle Bewegungen Hektors beobachteten. Dieſer erröthete jetzt noch mehr, als zuvor, und war mit ſich im Zweifel, ob er vorwärts oder rückwärts ſollte. Sich zurückzuziehen, dachte er, würde große Feigheit verrathen; zu gleicher Zeit aber erkannte er, daß er ſich den Ruhm männlicher Entſchloſſenheit mit Gefahr ſeines Lebens doch zu theuer erkaufen würde. Und dann, wenn er auch das andere Ufer glücklich erreichte, würde er dann wohl den Muth haben, die Schönen anzureden? Er benahm ſich übrigens, wenn auch weniger ritterlich, doch klüger, als es Viele an ſeiner Stelle gethan haben würden. Er legte ruhig ſeine Flinte auf den Boden, ſetzte ſich am Ufer nieder und betrachtete die Lämmer, welche auf der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes weideten. Mit zwanzig Jahren geräth man ſehr leicht in's Feuer, und Hektor fühlte auch bald, daß er in eine der holden Schäferinnen ſterblich verliebt ſey. Er hielt ſich übrigens nicht lange dabei auf, zu unterſuchen, welche unter den beiden ſein Herz entflammt — es war ihm genug, zu wiſſen, daß er endlich ein Mal verliebt ſey. Wäre er zwanzig Jahre älter geweſen, ſo würde er ſie vielleicht beide bewundert haben; das wäre allerdings nicht ſo romantiſch, aber doch ohne Frage vernünftiger geweſen.

Es kann nicht geläugnet werden, daß auch Amaranthe und Daphne über dieſes zärtliche vis-à-vis errötheten. Sie ſenkten ihre Köpfchen auf die reizendſte Art, und verharrten eine Zeitlang in träumeriſchem Nachſinnen. Endlich aber brach die redſeligere Amaranthe das Schweigen.

„Sieh dort,“ begann ſie, „Daphne, einen der Waldgötter, wenn nicht Narziß, der ſein holdes Bild im Spiegel des Quelles betrachtet.“

„Oder vielmehr, der Dich betrachtet,“ entgegnete Daphne, erröthend.

„Es iſt Pan, der ſich hinter den Weiden verſteckt, bis Du in eine Flöte verwandelt biſt, theure Daphne.“

„Nicht doch, ſchöne Schweſter,“ fuhr dieſe fort, „es iſt Endymion, der die Schäferin Amaranthe verfolgt.“

„Wenn er ſich bei ſeiner Verfolgung nicht mehr anſtrengt, ſo wird es ziemlich lang dauern, bis er Amaranthe einholt. Hätte er kein ſo bäuriſches Ausſehen, ſo wäre er ſchon ein ziemlich artiger Schäfer, mit ſeinen langen, braunen Locken und dem Geſichte wie Milch und Blut. Er iſt ſchon über eine halbe Stunde nicht vom Flecke gekommen. Wie, wenn er Wurzel geſchlagen hätte, wie eine Hamadryade?“

„Der arme Schäfer!“ ſagte Daphne in dem gutmüthigſten Tone; „wie betrübt er vor ſich hinſieht.“

„Er muß zu uns herüber kommen! Wir geben ihm dann einen Stab und einen Strauß!“

„O, herrlich!“ rief die unſchuldige Daphne. „Wir brauchen gerade ſo einen Schäfer, und doch . .“ fügte ſie, eiferſüchtig auf ihre Schweſter, bei, „doch iſt es ein Glück, daß ſich der Fluß zwiſchen uns befindet.“

„Ich hoffe, die Liebe wird ihm ſchon eine Brücke bauen!“ ſprach Amaranthe.

In demſelben Augenblicke ſah ſich Hektor forſchend um, wo er am ſchicklichſten über den Fluß ſetzen könne. Er gewahrte endlich einen alten Weidenbaum, der ſeine Zweige bis in die Mitte des Fluſſes ausbreitete. Bei einigem Eifer und Muth war dies eine ganz poetiſche, reizende Brücke. Hektor entſchloß ſich, dieſelbe zu paſſiren; als er aber an dem Baume anlangte,

Digitized by Google

konnte er ſich doch des Gedankens nicht erwehren, daß der Fluß zu dieſer Jahreszeit außerordentlich tief ſey. Er ermannte ſich jedoch bald wieder, ſprang kühn auf den Baum, kletterte bis gegen das Ende des am weiteſten vorſtehenden Aſtes und ſprang von demſelben glücklich hinüber auf die Wieſe, die ſich von dem Schloſſe d'Urtis bis an das Ufer des Lignon zog. Es blieb ihm jetzt noch ſehr wenig zu thun übrig, um ſeinem Werke die Krone aufzuſetzen. Er nahte ſich den Schäferinnen, und überhäufte, in dem Bemühen, ſeine Verlegenheit und Schüchternheit zu verbergen, das erſte Schaf der Heerde mit ſeinen ſchlauen Liebkoſungen, und machte, als er ſich nur wenige Schritte von Amaranthe entfernt ſah, eine tiefe Verbeugung, lächelte und begann: „Mademoiſelle . . . .“

Er wurde ſogleich von einer klaren Silberſtimme unterbrochen:

„Hier ſind keine Mademoiſelles — hier ſind nur zwei Schäferinnen, Amaranthe und Daphne.“

Hektor hatte ſich eine Begrüßung für eine junge Dame, die zum Zeitvertreib einige Schafe hütet, ausgedacht, aber er fand nicht eine Sylbe, eine wirkliche Schäferin zu begrüßen.

Er verneigte ſich abermals, und es trat alsdann eine bedeutungsvolle Pauſe ein.

„Schöne Amaranthe,“ begann er endlich, „und Du ſchöne Daphne, wollt Ihr wohl einem ſterblichen Jüngling vergönnen, dieſe blühenden Gefilde zu betreten?“

Amaranthe erwiederte auf die poetiſche Floskel Hektors mit einem leiſen Anfluge von Ironie: „Du ſprichſt ja wie ein ächter Schäfer!“

Daphne aber war gutmüthiger, und wurde von dem angeſtrengten Bemühen Hektors, artig zu ſeyn, gerührt. Sie ſprach mit geſenkten Blicken und leiſe erröthend:

„Wenn Du auf dieſer Wieſe zu verweilen wünſcheſt, ſo wollen wir . . . .“

„Dir einen Platz auf dem Graſe an unſerer Seite vergönnen!“

„Es iſt ſchon Seligkeit für mich, vor Euch niederzuknieen,“ entgegnete Hektor, ſich auf ein Knie niederlaſſend. Doch er hatte in ſeinem Eifer nicht darauf geachtet, wo er hinkniete, und Daphnen's Stab zerbrochen.

„O, mein ſchöner Stab!“ ſeufzte das Mädchen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Miſſionär unter den Zigeunern.

(Fortſetzung.)

Herr Borrow ſprach weiter zur Tuerta: „Glaubſt du an Gott?“

La Tuerta: „Bruder, ich fürchte n i ch t s.“

Hr. B.: „Glaubſt du an Gott, Tuerta?“

Die Einäugige: „Nein, Bruder; ich haſſe vielmehr Alles, was mit dem Namen verknüpft iſt: es iſt Alles eitel Dummheit — me dinela conche. — Wenn ich in die Kirche gehe, ſo geſchieht es nur, um die Bilder anzuſpeien. Ich ſpie auf die Statue der Maria erſt dieſen Morgen, und ich liebe die „Corojai“ (Juden) und die „Londoné“ Engländer, weil ſie nicht getauft ſind.“

Hr. B.: „Ihr ſprecht alſo auch nie ein Gebet?“

La Tuerta: „Nein, nein; nur drei oder vier alte Worte, die ich von einer Zigeunermutter gehört, ſpreche ich mir manchmal ſelbſt vor; ich glaube, es liegt eine beſondere Kraft und Wirkung in denſelben.“

Hr. B.: „Die möchte ich gerne hören; ſage mir doch die Worte?“

La Tuerta: „Bruder, es ſind Worte, die nicht wiederholt werden dürfen.“

Hr. B.: „Warum nicht?“

La T.: „Weil es heilige Worte ſind.“

Hr. B.: „Heilig? Du ſagteſt ja ſo eben, daß es keinen Gott gebe; wenn dem ſo iſt, ſo kann auch Nichts heilig ſeyn; ich bitte dich, Tuerta, ſage mir die Worte!“

La T.: „Bruder, ich darf nicht.“

Hr. B.: „Dann fürchteſt du alſo doch Etwas?“

La T.: „Etwas — ? . . . Saboca Eureeas Maria Ereria,*) und nun wünſchte ich, die Worte nicht geſagt zu haben.“

Hr. B.: „Du biſt nicht recht klug, o Tuerta, die Worte ſagen einfach nur: „Bleibe bei uns, gebenedeite Maria!“ Du haſt dieſen Morgen, wie du ſelbſt ſagſt, ihr Bild angeſpieen, und nun fürchteſt du dich, weil du vier Worte wiederholt, unter denen ihr Name iſt.“

La T.: „Ich verſtand den Sinn der Worte nicht, als ich ſie ſprach; doch ich wünſchte jetzt, ſie nicht geſprochen zu haben.“

Der Zigeunerapoſtel hat, wie man aus dem Vorhergehenden leicht abnehmen kann, bei ſeinem Bekehrungsgeſchäfte unter den Zigeunern mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Diejenigen unter den Gitanos, mit denen es der Miſſionär zu thun hatte, und die meiſt zum weiblichen Geſchlechte gehörten, das doch ſonſt für religiöſe Eindrücke empfänglicher iſt, gingen leicht von ſcheinbarer Aufmerkſamkeit auf ſeine Predigt zu den unſchicklichſten Poſſen und Verſpottung des Predigers über.

„Eines Tages“, ſo erzählt Hr. B., „kamen ſie an, begleitet von einem Zigeunerjokey, den ich nie zuvor geſehen. Wir hatten uns kaum niedergelaſſen, als dieſer Burſche, aufſtehend, mich mit ſich ans Fenſter nahm und ohne alle Umſtände mit den Worten anredete: „Don Jorge, du mußt mir zwei Baria's (Unzen Gold) leihen.“ „Nicht deinem ganzen Stamm, mein trefflicher Freund“, entgegnete ich; „biſt du toll? Setze dich wieder und ſey beſcheiden.“ Er gehorchte mir pünktlich, ſetzte ſich und zog, als die übrigen aufbrachen, mit denſelben fort. — Wir hielten unſere Zuſammenkünfte nicht ſtets in meiner eignen Wohnung, ſondern auch manchmal in einem Hauſe der von den Zigeunern bewohnten Straße. Ich begab mich einſt zu der beſtimmten Stunde in das Haus der Zigeunerſtraße, wo ich die weiblichen Gitano's ſchon beiſammen fand; auch der Jokey war zugegen. Als er mich erblickte, trat er vor, nahm mich wieder bei Seite und begann: „Don Jorge, du ſollſt mir zwei Baria's leihen.“ Ich erwiederte ihm kein Wort, ſondern ging gleich auf den Gegenſtand über, wegen deſſen Behandlung ich diesmal hierher gekommen war. Ich ſprach eine Zeit lang ſpaniſch; ich hatte zum Gegenſtande meiner Rede den Aufenthalt und die Lage der Hebräer in Aegypten gewählt, und wies auf die Aehnlichkeit hin, welche in dieſer Hinſicht zwiſchen den Juden und den Gitano's in Spanien ſtatt finde. Ich erhob die Allmacht Gottes, welche ſich beſonders darin gezeigt, daß ſie

*) Dieſe Worte ſind nach der Verſicherung des Hrn. Borrow ſehr alt und wurden vielleicht von den erſten Zigeunern in Spanien gebraucht; ſie weichen ganz von der jetzigen Sprache der Gitano's ab und ſind dieſen ſelbſt durchaus unverſtändlich.

Digitized by Google

die Juden und Zigeuner bis auf den heutigen Tag als zwei eigene, unvermiſchte Völker erhalten. Ich ſprach mit Wärme über meinen Gegenſtand und zog endlich ein geſchriebenes Buch hervor, woraus ich ein Stück der heiligen Schrift und das Vaterunſer las, ſo wie das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß in der Zigeunerſprache. Als ich mit meiner Vorleſung zu Ende war, ſah ich mich forſchend in der Verſammlung um. Alle ſchnitten Geſichter und warfen mir furchtbar ſchielende, mißgünſtige, verdächtige Blicke zu. Der obengenannte Jokey, dem ich die zwei Baria's verweigert, ſchielte am allerboshafteſten auf mich. Trotz dieſer großen Unempfänglichkeit, welche die Zigeuner für jedwede religiöſe Belehrung des Hrn. B. zeigten, behauptet derſelbe, daß ſie doch eine Art Moral, daß ſie ihnen eigenthümliche Tugenden hätten. Die Männer ſind nach dem Zeugniſſe des Genannten nüchtern und die Weiber keuſch. Trunkenheit und Unzucht verabſcheuen ſie am allermeiſten, und wiſſen keine größere Schimpfnamen zu geben, als die eines Trunkenboldes und Unzüchtigen. Hr. B. beſchränkt ſich hinſichtlich dieſer Behauptung offenbar nur auf die Zigeuner in England und Spanien, indem er ſich ſcheut, von Allen das zu behaupten, wovon er ſich nur bei einem Theile genau überzeugt hat; doch geht aus Allem, was bis jetzt über die Zigeuner in den verſchiedenen Ländern bekannt geworden, klar hervor, daß ihr Charakter überall derſelbe ſey, und daß alſo jene zwei Tugenden allen vindicirt werden können. Was übrigens Hrn. B.'s Behauptung von der Tugend der Zigeunerinnen betrifft, ſo könnte dieſe noch am leichteſten in Zweifel gezogen werden, indem es bekannt iſt, wie Weiber und Mädchen unter den Zigeunern ſich an den gemeinſten Orten und in den verrufenſten, ſchlechteſten Schenken herumtreiben. Doch ſcheinen einige bekannte Thatſachen die Behauptung B.'s hinſichtlich der Moralität der Zigeunerinnen zu unterſtützen und uns zu berechtigen, ſie auf die Zigeuner aller Länder anzuwenden. Dieſe Thatſachen ſind ihr langes Beſtehen und die Reinheit und Ungemiſchtheit aller Zigeunerſtämme in England, Spanien, Ungarn, Rußland und andern Ländern.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Herr Carnier in Paris wollte ſeinen Thürſchließer entlaſſen. Hr. Carnier iſt ein kleiner, alter und ſehr auffallend noch nach alter Mode gekleideter Mann; er trägt noch ſeidene Strümpfe, Schuhe mit Schnallen, kurze Beinkleider und eine Zopfperücke; die ganze Erſcheinung hat etwas Komiſches. Der alte Herr ſteht nun vor dem Friedensrichter und ſagt: „Herr Richter, ich verlange, daß mein Portier unverzüglich mein Haus verlaſſe." — „Wo iſt der Thürſchließer?" — „Hier, Herr Richter, und ich heiße Berichon und bin in Dienſten des Hrn. Carnier." — Der Richter verlangt darauf von Hrn. Carnier, daß er ſein Anliegen kurz und deutlich vorbringen ſolle, worauf dieſer erzählt: „Ich kann den Mann nicht länger in Dienſten behalten, da ich es nicht zugeben will, verſpottet und verhöhnt zu werden, ſo oft ich in mein Haus gehe oder daſſelbe verlaſſe." — „Aber Sie können mich nicht entlaſſen, da Sie mich für ein Jahr engagirt haben und dieſe Zeit noch nicht vorüber iſt." — Der Richter verlangt genauer zu wiſſen, welcher Art die Beleidigung iſt, worüber Hr. Carnier Klage führt, und Berichon erwiedert ſchnell: „Es iſt nur eine Kleinigkeit, gar nicht der Mühe werth, davon zu ſprechen, nur ein Spaß, den ſich ein kleines Thier manchmal erlaubt, und dieſes Thier iſt mein beſter Freund, von dem ich mich durchaus nicht trennen kann, ein gutes Thier, der einzige Geſellſchafter in meiner kleinen Loge." — „Herr Richter, glauben Sie ihm nicht, das Thier iſt ein Affe, und ein bösartiger dazu." Berichon erzählt nun, daß er ſeinen lieben Affen abgerichtet habe, die Schnur der Hausthüre zu ziehen, ſo oft Jemand ſchelle, um einzutreten; durch dieſe Abrichtung erlange er den Vortheil, ruhig bei ſeiner Arbeit bleiben und etwas verdienen zu können. Herr Carnier aber ſtrecke oft den Kopf durch's Fenſterchen, um mit Berichon zu ſprechen, was den Affen verdrieße, und dieſer habe ihm darum ſchon mehrmals die Perücke vom Kopfe geriſſen. Hr. Carnier und Berichon gerathen in heftigen Wortwechſel; der Richter hört ſie an und entſcheidet dahin, daß der Affe unter beſſere Zucht geſtellt werden müſſe, daß aber Berichon vor Ablauf ſeines Dienſtjahres nicht entlaſſen werden könne.

Vor einigen Tagen ſtellte ſich ein junger Mann in Geſellſchaft zweier Freunde bei einem Londoner Zahnarzt ein, dem Hrn. Fitzgerald, und bat ihn, ihm einen Zahn auszunehmen. Der Operateur bemerkte, daß der Zahn ganz geſund ſey, aber der junge Mann behauptete, er müſſe dieſen Zahn, der ihm Schmerzen verurſache, wegſchaffen laſſen. Der Zahnarzt gab endlich nach; während der Operation ſchrie der Patient heftig, und die Freunde verabſchiedeten ſich mit der Bemerkung, daß ſie nicht länger Zeuge eines ſo ſchmerzlichen Auftritts ſeyn wollten. Zugleich nahmen ſie, ohne daß es Hr. Fitzgerald bemerken konnte, einen ganz neuen Rock, ein ſeidenes Tuch und noch mehrere andere Gegenſtände mit. Als der Zahn ausgenommen war, zahlte der junge Mann und empfahl ſich in höflichen Worten. Erſt nach einer Stunde entdeckte der Arzt, daß er beſtohlen worden war. Der Polizei glückte es, der Induſtrieritter habhaft zu werden, und dieſelben wurden zur Deportation auf 7 Jahre verurtheilt.

Bewahre uns der Himmel vor dem Aufenthalte in Malta! Dort giebt es faſt keinen Baum mehr, und wenn es einen giebt, ſo iſt er mitten im Sommer blätterlos, wie im Winter bei uns; denn es regnet oft in Jahr und Tag nicht einen Tropfen! Das Waſſer fehlt dermaßen, daß die engliſchen Schiffe ſich in Sicilien damit verſorgen müſſen. Und wehe dem, der Quarantaine dort halten muß. Die 15 Tage der ſchrecklichſten Langeweile koſten ihm mindeſtens gegen 100 Thlr.! Die ganze Inſel hat gegen 120,000 Einwohner, aber alle Jahre wandern jetzt Tauſende aus!

Korreſpondenz.

Hamburg, 17. Juli.

Hamburg wird täglich mehr verſchönert. Der Steinthorwall wird jetzt abgetragen und dieſe Arbeit vermittelſt kleiner Eiſenbahn und eigens dazu conſtruirter Wagenkaſten auf äußerſt raſche und zweckmäßige Weiſe bewerkſtelligt und ſomit alle Anſtalten zu einer gewiß bald erfolgenden Vereinigung Hamburg's mit der Vorſtadt St. Georg getroffen. Ein Theil des Stadtgrabens ſoll an dieſer Stelle ausgefüllt werden. Auch zwei neue prächtige Pavillons ſind in letzter Zeit entſtanden. An der Ecke des neuen Jungfernſtiegs und der Lombards-

Digitized by Google

brücke am herrlichen Alſterbaſſin haben einige unſerer erſten Kapitaliſten einen Pavillon erbauen laſſen, der an Eleganz und geſchmackvoller Einrichtung im Innern wie im Aeußeren ſeines Gleichen ſucht. Wahrſcheinlich ſchon im nächſten Monat wird derſelbe dem Publikum geöffnet werden. — Hr. Hechner, früher Mitglied des zweiten Theaters, jetzt Inhaber eines Caffeehauſes, hat auf unſerm Bahnhofe einen eiſernen Pavillon errichtet, der um ſo zahlreicher beſucht wird, da bei dem hieſigen Bahnhofe noch immer ein ſolches Erfriſchungszelt fehlte. Der eiſerne Pavillon hat die Form eines chineſiſchen Zeltes (weiß und blau geſtreiſt übermalt) und iſt aus der Schumacher-Zimmer'ſchen Maſchinenfabrik hervorgegangen. Dieſe Fabrik, in Hamburg's Nähe an der Bille etablirt, verbunden mit einer Eiſengießerei, beſchäftigt gegenwärtig eine ſehr große Anzahl von Mechanikern, Schmieden, Eiſengießern und Arbeitern. — L. Walesrode aus Königsberg (Ludwig Cohn, aus Altona gebürtig) iſt auf ſeiner norddeutſchen Reiſe bei uns eingetroffen, um zugleich ſeine Vaterſtadt zu begrüßen. Sonſt iſt es in literariſcher Hinſicht hier ſehr ſtille. Von dem fleißigen und productiven Humoriſten Theodor v. Kobbe, der gegenwärtig in Ems verweilt, ſind im Literatur-Comptoir neue Reiſebilder erſchienen. Thereſe (Frau v. Bacheracht), Verfaſſerin der „Briefe aus dem Süden" und des „Tagebuchs", hat einen Roman, „Falkenſtein", vollendet, der bei Vieweg in Braunſchweig gedruckt wird. — Das Theater war in letzter Zeit in großer Confuſion. Hr. Hendrichs hat ſich glücklich wieder mit der Direktion ausgeſöhnt, allein auf jedem Theaterzettel wird eine Reihe der erſten und beliebteſten Mitglieder fortwährend als „unpäßlich", „krank", „beurlaubt" oder abweſend (wie z. B. Hr. Leithner) angemeldet. Das hat mitunter ſeine guten Gründe. Auch mit den Novitäten hat die Direktion wenig Glück. Am letzten Sonnabend wurde als neu gegeben: „Die Frau im Hauſe", Luſtſpiel in 3 Acten, von A. P. — und als nun endlich der Vorhang fiel, erwies es ſich, daß abermals die Darſteller ſich anderthalb Stunden lang vergebens abgemüht hatten, den Zuſchauern ein erfreuendes Beifallszeichen zu entlocken, denn das fade, zum Einſchläfern langweilige Stück ward ausgeziſcht. Das war nun innerhalb einer Woche die zweite Novität, der man das Wiedererſcheinen unterſagte und die von einem unglücklichen Wahlprincip der Regie Zeugniß gab.

Wiesbaden, 17. Juli.

(Schluß.)

Einer ſolchen Anlage ſteht durchaus kein privatrechtliches Hinderniß entgegen, wie der Hr. Korreſpondent zu wähnen ſcheint, und wiſſen wir auch nichts von andern dahin einſchlagenden Verhandlungen, welche auf minder koſtſpielige Weiſe den Zweck erreichen ſollten. Verſteht er vielleicht darunter die Erbauung einer kleinen Colonnade vom Kochbrunnenplatz bis an die Taunusſtraße, ſo bedauern wir nur die Kurzſichtigkeit des Korreſpondenten, welcher glauben mag, daß dieſe wenigen Schritte für das hieſige große Kurpublikum ausreichen möchten. Mag dieſe Colonnade immerhin gebaut werden, das Bedürfniß einer größern wird nur um ſo fühlbarer und die Benutzung der großen Colonnaden um ſo einleuchtender. Ueber den mediciniſch-polizeilichen Punkt, wie ſich unſer werther Gegner ausdrückt, nämlich wegen der Beſorgniß, als könnte das Waſſer durch die Leitung an Heilkraft verlieren, braucht ſich derſelbe nicht die mindeſten Scrupel zu machen, obgleich unſer mit Recht gefeierter Lehr ſich vor zwanzig Jahren dagegen ausſprach, was aber in ganz andern als mediciniſch-polizeilichen Gründen ſeine Urſache hatte. Der Hr. Korreſpondent möchte wohl, um die Gärten des Badhauſes zur Roſe als Bauplatz möglichſt hoch zu veräußern und die iſolirte Lage dieſes Badhauſes auf Koſten der Stadt zu verbeſſern, eine große Trinkhalle daſelbſt zu erbauen in Vorſchlag bringen; da er aber von den enormen Koſten ſpricht, welche die Ausführung meiner Pläne verurſachen würde, ſo wird er es wohl noch nicht an der Zeit halten, mit den ſeinigen hervorzutreten. Dieſe enormen Koſten nun anbelangend, ſo ſind ſie nicht ſo bedeutend, als ſie dem erſten Anſcheine nach erſcheinen möchten, denn die Waſſerleitung einer warmen Quelle auf den Platz der vier Jahreszeiten habe einer herzogl. Regierung vorgeſchlagen, auf eigene Koſten auszuführen, und die Erbauung einer Trinkhalle, als eines großen Saales nämlich, würde nach meinem Plane, als ein Anbau von 500' Länge an die große alte Colonnade ausgeführt, nicht ſo viel koſten, als der Bauplatz des Gartens der Roſe allein. Denn die hintere Wand der Colonnade kann als eine Seitenmauer zu dem Baue ſchon benutzt werden, das Terrain würde wohl die Domaine umſonſt hergeben, und wenn die Idee von Sr. Durchl. als zweckmäßig befunden würde, ſo dürften wohl auch noch weitere Unterſtützungen folgen und die Stadtkaſſe nicht damit beläſtigt werden. Die Colonnade würde alsdann gleichſam nur die Vorhalle zu dieſem Saale bilden, und beide verbunden eine Anſtalt bilden, die nirgends ihres Gleichen finden würde. Der Eingang zum Saal würde von der Mitte der Colonnade aus durch Caſſirung einiger Boutiquen zu bewerkſtelligen ſeyn. Vor der Hand würden wir uns aber ſchon gerne begnügen, wenn man die großen Colonnaden als Spaziergang bei Regenwetter für die waſſertrinkenden Kurgäſte benützen könnte. Was aber die große Fontaine für den Raſenplatz vor dem Kurſaal betrifft, ſo mag deren Ausführung wohl nicht für immer ein ſchöner Traum bleiben, indem die Waſſerleitung für das Palais der verwittweten Frau Herzogin dazu mit benutzt werden könnte. Der Korreſpondent ſchließt ſeinen Aufſatz mit einem Ausfall gegen einige Staatsdiener, die Häuſer in der Nähe der Anlagen beſitzen und dieſelben an Kurgäſte vermiethen. Wir begreifen nicht, warum es irgend einem Hausbeſitzer nicht frei ſtehen ſoll, ſeine überflüſſigen Wohnungen auf irgend beliebige Art zu vermiethen? Von der Miethe wird bei uns keine Abgabe erhoben, ſondern nur vom Wirthſchaftsbetrieb, welcher bei dieſer Miethe nicht ſtatt findet. Es wäre daher nicht allein ungeſetzlich, wenn eine Abgabe von der Miethe, wie der Verfaſſer verlangt, erhoben würde, ſondern auch höchſt ungerecht, wenn man die Vermiether in der freien Benutzung ihres Eigenthums beeinträchtigen wollte. Schließlich wollen wir aber bemerken, daß wenn uns der ehrenwerthe Korreſpondent beſchuldigt, daß wir unſere gemeinnützigen Vorſchläge aus reinem Privatintereſſe gethan hätten, wogegen wir aber hiermit förmlich proteſtiren, dieſes unſer Privatintereſſe als Beſitzer der vier Jahreszeiten doch wahrhaftig noch mehr oder wenigſtens eben ſo viel gilt, als daſſenige irgend eines Badewirths am Kochbrunnen. Die Etabliſſements der vier Jahreszeiten, des Naſſauer Hofes, des Zais'ſchen Hauſes, wo in der Regel die reichſten und vornehmſten Kurgäſte logirten, die Wilhelmsſtraße, Burgſtraße, Friedrichsſtraße, Louiſen- und Rheinſtraße, auf deren Belebung eine Trinkquelle am Kurſaalsplatz mehr oder weniger vortheilhaft einwirken würde, verdienen doch dieſelbe Berückſichtigung, als die Taunus- und Neroſtraße und die Badhäuſer in der Nähe des Kochbrunnens, welcher ſelbſt erſt ſeit dem Jahr 1824 als Trinkquelle eingerichtet und benutzt wurde, und wir vermögen nicht einzuſehen, warum jener Theil der Stadt ein Privilegium auf eine Trinkquelle haben ſollte. Ueberhaupt thut unſer Korreſpondent ſehr unrecht, über einige hausbeſitzende und hausvermiethende Staatsdiener ſich ſo ſehr zu ereifern, zu welchen zu gehören ich auch mir zur Ehre rechne; er hätte doch bedenken ſollen, daß Wiesbaden ſeine ganze Umgeſtaltung und höhern Werth des Eigenthums allein den Staatsdienern zu verdanken hat, ohne daß die Stadtkaſſe dazu etwas beigetragen hätte; denn dem verſtorbenen Miniſter, Freihrn. v. Marſchall, hat man die Erbauung des Kurſaals zu verdanken und meinem Vater, dem verſtorbenen Bauinſpector Zais, die Erbauung der vier Jahreszeiten, und ohne dieſe beiden Etabliſſements würde der Kurort wohl noch auf einer ſehr niederen Stufe ſtehen, und, ohne mich mit jenen großen Männern im mindeſten vergleichen zu wollen, glaube ich doch auch ſchon ein Scherflein zum Beſten der Stadt beigetragen zu haben und noch beizutragen.

Dr. Zais, Medicinalrath.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 22. Juli. Marie, oder: die Regimentstochter, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 201. Sonntag, den 23. Juli 1848.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Fortſetzung.)

„Was hab' ich gethan!" rief Hektor beſtürzt. „Wie ungeſchickt war ich doch! Ich will Dir einen andern Stab ſchnitzen in dem Eſchenhaine dort unten. Doch dieſer Stab war Dir vielleicht beſonders werth und theuer als das Geſchenk irgend eines geliebten Schäfers, nein, eines Prinzen; denn Ihr ſelbſt ſeyd entweder Prinzeſſinnen oder Fee'n!"

„Wir ſind weiter nichts, als ſimple Schäferinnen!" entgegnete Amaranthe.

„Ihr ſeyd," ſagte Hektor, „reizende junge Fräuleins aus der Reſidenz, zum Beſuche in dem Schloſſe der Herzogin d'Urtis. Dem Himmel ſey Dank! Ich kann doch nun manchmal auf meinen Spaziergängen einen verſtohlenen Blick aus der Ferne auf Euch werfen, wenn ich es auch nicht wagen darf, mich Euch zu nähern."

„Ja, wir ſind Pariſerinnen, wie Du richtig gerathen, doch haben wir uns für immer von der Welt und ihren betrügeriſchen Freuden zurückgezogen."

Amaranthe ſprach die letzten Worte in einem theatraliſchen Tone; ſie klangen wie eine poetiſche Reminiscenz aus den Schriften ihrer Mutter.

„Ihr klagt, wie mir ſcheint, etwas zu früh;" entgegnete Hektor lächelnd; „ſolltet Ihr denn in der Welt ſchon ſo viele Täuſchungen erlebt haben?"

„Dringe nicht in unſer Geheimniß, ſchöner Waidmann," entgegnete Amaranthe; „ſcheinſt Du doch auch in ſtiller Zurückgezogenheit zu leben."

„Ich, ſchöne Amaranthe? Ich ſehnte mich in der Einſamkeit unſeres Stammſchloſſes noch nach nichts ſo ſehr, als nach reizender Geſellſchaft, wie etwa die Eurige. Kann ich Euch nicht behülflich ſeyn, Eure Heerde zu hüten?"

Die beiden jungen Schönen wußten nicht, was ſie auf dieſe Frage erwiedern ſollten. Daphne wagte endlich zu ſprechen:

„Unſere Heerde iſt allerdings nicht zum beſten gehütet."

„Wie freue ich mich, Euer Daphnis werden zu können, Euch Lieder zu ſingen und Roſen zu pflücken, um ſie in Euer ſchönes Haar zu flechten!"

„Laß uns unſere Unterredung ſchließen," unterbrach Amaranthe, etwas beunruhigt durch dieſe plötzliche Hitze des Jünglings; „die Sonne ſinkt ſchon hinter die Berge; wir müſſen in den Park zurückkehren. Lebe daher wohl," fügte ſie endlich hinzu, vom Graſe aufſtehend.

„Lebe wohl, Daphnis!" flüſterte die zärtliche Daphne, verlegen und erröthend.

Hektor wagte nicht, ihnen zu folgen. Er ſtand eine geraume Zeit, die Blicke zuerſt auf die Mädchen geheftet und dann wehmüthig nach der Thüre des Parks ſehend.

Sein Herz ſchlug gewaltig, er folgte mit ſehnſüchtigen Blicken den Schritten der ſich entfernenden Schäferinnen.

„Lebe wohl, Daphnis!" ſagte die reizende Daphne zu mir. Ich höre noch immer ihre holde Stimme. Wie ſchön iſt Daphne! Wie ſchön ſind Beide! Amaranthe iſt wohl anmuthig, aber Daphne iſt himmliſch bezaubernd — hellglänzende Augen, weiße Hände, ſüßes Lächeln! und der nette Anzug, ſo einfach und doch ſo ſchön! Das weiße Atlasmieder, auf das ich kaum meine Blicke zu richten wagte — das ſeidene Unterröckchen, welches trotz ſeiner Länge den zarten, niedlichen Fuß nicht zu verhüllen vermochte! Wie bezaubernd iſt ſie! Venus und Diana zugleich! O, Couſine, warum kamſt Du auch nicht früher, um Deinen Vetter vor den Schlingen dieſer Zauberin zu bewahren!"

Die Sonne war hinter die Wolken hinabgeſunken — die Nachtigall ließ ihre holde Stimme ertönen, und das junge Laub rauſchte ſanft, von der Abendluft bewegt. Die Biene ſummte fröhlich ihrer Zelle zu, mit den ſüßen Düften der Frühlingsblumen beladen. Unten im Thale erſchallten die Lieder der Hirten, die ihre Heerden heimtrieben; der Lignon rauſchte melancholiſch dahin unter dem Schatten der alten Weidenbäume; die Luft war mit ſanftem Geräuſch, mit lieblichen Wohlgerüchen und ſüßen Klängen erfüllt. Hektor's Herz war aber für alle dieſe Reize der Natur jetzt unempfänglich. „Morgen alſo," ſagte er, den zerbrochenen Schäferſtab küſſend — „morgen werde ich ſie wiederſehen!"

III.

In der Frühe des folgenden Morgens wandelte Hektor dem Ufer des Lignon entlang, einen friſch geſchnitzten Schäferſtab in der Hand. Er blickte wiederholt nach der Thüre des Parkes d'Urtis, jeden Augenblick erwartend, die herrlichen Erſcheinungen des vorigen Tages aus demſelben hervorſchweben zu ſehen. Mit dem Schlage neun ſchoß ein Lamm durch das Parkthor über die nahliegende Wieſe, und die elf andern Lämmer rann-

Digitized by Google

ten munter hinter ihm drein, unter dem ſchallenden Gelächter Amaranthens. Daphne lachte nicht. In dem Augenblick, da ſie aus dem Parke trat, warf ſie einen ängſtlich beſorgten Blick nach dem Fluſſe hinüber. „Das dachte ich mir!“ flüſterte ſie alsdann verlegen.

Daphnis, außer ſich vor Freude, eilte ſchon ſchnellen Laufes auf die Schäferinnen zu, als er mit einem Male durch die Erſcheinung der Madame Deshoulieres und der Herzogin d'Urtis aufgehalten wurde. Nach der Heimkunft der beiden Schweſtern am vergangenen Abend hatte Amaranthe, zu Daphnens großem Verdruſſe, Alles haarklein erzählt, was vorgegangen; wie ein junger Jäger zu ihnen geſtoßen, und wie vertraulich ſie mit einander geplaudert und geſcherzt hätten; Madame d'Urtis hielt ſich nach der Beſchreibung Amaranthens für überzeugt, daß der Jäger kein Anderer, als Hektor von Langevy geweſen. Da Amaranthe am Schluſſe ihrer Erzählung bemerkte, ſie ſey feſt überzeugt, trotz aller Gegenerklärungen Daphnen's, daß der ſchmucke Jäger ihnen heute wieder begegnen werde, ſo hatten ſich die älteren Damen entſchloſſen, ſich perſönlich von der Wahrheit der Behauptung Amaranthen's zu überzeugen. Hektor hätte bei ihrem Anblicke gern die Flucht ergriffen; zwei Damen wäre er ſchon unter die Augen getreten, aber vieren! und zwei darunter gingen ſogar mit ſtarken Schritten in die Dreißige! Obſchon er indeſſen bei dem Anblicke der Damen in die äußerſte Verlegenheit gerieth und über und über erröthete, ſo grüßte er doch mit dem Anſtande eines Pagen. Er empfing drei höchſt freundliche Gegengrüße — aber nur d r e i; denn Daphne wünſchte unbemerkt durchzuſchlüpfen und durch keinen freundlichen Gruß die Aufmerkſamkeit der Damen zu erregen. Hektor ſah dies als ein ſehr günſtiges Zeichen an. Er wußte nicht, wie er eine Unterredung anknüpfen ſollte, und ſtand da in der peinlichſten Verlegenheit, roth bis über die Ohren, den friſchgeſchnitzten Schäferſtab ſeiner Daphne hinhaltend. Dieſe empfing denſelben mit zitternder Hand, indem ſie dabei zugleich ihre Mutter zw.ifelnd anblickte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Miſſionär unter den Zigeunern.

(Fortſetzung.)

Wenn man bedenkt, wie die Zigeuner ſtets mit den niedrigſten Klaſſen der Völker, unter denen ſie wohnten, im vertrauten Verkehre ſtanden, ſo ſcheint es, ohne die Annahme der Borrowſchen Behauptung, faſt unerklärlich, daß ſich ihr Stamm bis jetzt in ſeiner Reinheit und unvermiſcht erhalten konnte. Es gibt auch, nach der Verſicherung des Hrn. B., kein Wort, mit welchem die Gitanos ſo hohe Begriffe verbinden, als mit dem Worte „cacha“, welches in der Zigeunerſprache „Keuſchheit“ heißt. Die Zigeunermädchen werden von früher Jugend an von ihren Müttern gelehrt, ihre Ehre höher, als Alles zu halten, obgleich ſich die mütterliche Ermahnung gewöhnlich mit den Worten ſchließt: „Wahre alſo deine Ehre, meine Tochter, und iß nun dies Brod und zieh' aus und ſieh, wo du Etwas ſtehlen kannſt.“

Die Zigeuner heirathen früh, und es geht der Hochzeit ein zweijähriger Verlobungsſtand voraus. In Spanien findet die Verlobung ſtatt, wenn das Mädchen vierzehn Jahre zählt und der Jüngling ein wenig älter iſt. Während jener zwei Jahre darf das Mädchen hingehen, wo es immer will, ſey es nun mit den Busno oder den Rommany; es iſt aber in Bezug auf den Umgang mit dem Zukünftigen ſehr eingeſchränkt, indem es der Verlobten nicht erlaubt iſt, ſich mit demſelben hinaus auf's Feld zu begeben, oder ſonſt irgend ein Rendezvous mit demſelben zu haben, außer dem Bereiche des Fleckens oder Weilers, wo beide wohnen. — Die Treue ihrer Weiber ſcheint auch das große Band ihrer Einheit zu ſeyn, wie ſchon der Name zeigt, mit welchem ſie ihre Geſammtheit überall am liebſten zu benennen pflegen, und der auf deutſch ſo viel heißt als: „Männer und Frauen.“

Die phyſiſchen Eigenthümlichkeiten der Zigeuner ſind in allen Ländern dieſelben und nur hier und da wenig durch das Klima modifizirt. Ihre Körperbildung, ihre Züge, die Farbe ihres Haares, ihre Phyſiognomie und Haltung, das dunkle ſtarre Auge, die auffallende Eigenthümlichkeit ihres Ganges ſind in allen Ländern faſt dieſelben. Am auffallendſten aber iſt, daß ihre Sitten und Lebensweiſe ſich überall gleich bleiben, gleich als wären ſie, von Generation zu Generation übergehend, zu einem natürlichen Inſtinkte geworden. Die Zigeuner befaſſen ſich nach der Angabe des Hrn. B. nirgends mit Bebauung des Bodens, noch begeben ſie ſich in den Dienſt eines regelmäßigen Herrn. Sie ſuchen meiſt ihren Lebensunterhalt als Jokey's, Schmiede, Keſſelflicker, Wahrſager, indem ſie geſchickt mit der Erfüllung der Pflichten jedes dieſer beſonderen Berufe die Erfüllung ihres allgemeinen Berufes zum Stehlen zu verbinden wiſſen. Die Zigeuner ſind nicht feig, doch können ſie auch nicht in edlem Sinne des Worts muthig und ritterlich genannt werden. Sie fallen den wehrloſen Reiſenden wohl im Wald oder auf der Heide an, haben ſich aber nie durch kühne Unternehmungen, wie die Banditti's in Spanien oder Italien, ausgezeichnet. Die Zigeuner ſind ferner im Vergleich mit den niedern Klaſſen der Völker, unter denen ſie vorzugsweiſe wohnen, frei von Aberglauben, doch können ſie von demſelben darum nicht ganz freigeſprochen werden. Sie meſſen zwar den myſtiſchen Gebräuchen, durch welche ſie Andere zu blenden ſuchen, durchaus keine Kraft und Bedeutung bei, doch haben ſie dennoch einige, ihnen eigenthümliche abergläubiſche Schwachheiten. So legen ſie z. B. dem Magnet — La Bar Lachi — jede Art von wunderbarer Krafr bei. Die Eigenſchaft dieſes Steins, Eiſen und Stahl anzuziehen, erregte wahrſcheinlich ſchon früh die Verwunderung der Zigeuner, und daher rührt vielleicht allein ihre traditionelle Hochſchätzung und Verehrung deſſelben. Sie glauben, daß, wer immer im Beſitz eines Magnetes iſt, nichts von Stahl oder Blei, von Waſſer oder Feuer zu fürchten, und daß der Tod ſelbſt keine Macht über ihn habe. Daher ſind die Pferdeſtehler und „contrabandista's“ unter den Zigeunern, wenn ſie ihrem Berufe nachgehen, ſtets ängſtlich beſorgt, einen Magnet mit ſich zu nehmen. Es befindet ſich in dem Muſeum der Naturſeltenheiten zu Madrid ein großes Stück Magnet aus den Minen Amerika's. Allen Gitanos iſt dies wohlbekannt, und es wurden daher von denſelben unzählige Verſuche gemacht, den Magnet zu entwenden. Die Herrſchaft eines ſo plumpen Aberglaubens bei denen, welche in anderer Beziehung weder dem Glauben noch Aberglauben zugänglich ſind, liefert einen neuen Beweis von der Schwäche des menſchlichen Geiſtes und dem tiefeingewurzelten Hange deſſelben zum Aberglauben.

Es herrſcht eine große Aehnlichkeit unter den Namen, welche die Zigeuner in den verſchiedenen Ländern führen, in denen ſie

Digitized by Google

ſich aufhalten. In Rußland werden ſie „Zigani“ genannt, in der Türkei und Perſien „Zingarri“, in Deutſchland Zigeuner, in England „gypsies“, in Spanien „Zincali“ oder „Gitanos“, in Frankreich „bohemiens“, weil ſie in dieſes Land zuerſt aus Böhmen einwanderten, wo ſie ſich bekanntlich zu der Zeit in großer Zahl aufhielten. Der Name, mit welchem ſie ſich ſelbſt im Allgemeinen benennen, lautet „Rommany“, welches ein indiſches Wort ſeyn und ſo viel als „Gatten“ (Männer und Frauen) bezeichnen ſoll. Sie ſind in Spanien außerdem unter dem Namen „Cales“ bekannt, welches angeblich auch ein indiſches Wort iſt und ſo viel bedeutet als „ſchwarze Leute“, wie auch der obenangeführte ſpaniſche Name für die Zigeuner, „Zincali“, nach der Behauptung dieſer ſchwarze Männer aus Zecad oder Indien bedeutet.

(Fortſetzung folgt.)

Morgen.

O du freundliche Welt
In dem Morgenroth!
Alles Leid iſt todt,
Alle Luſt erhellt.

In dem Waldesort
Erhebt ſich der Schall,
Und der Wiederhall
Brauſet ihn fort;

Und der Reiter ſprengt
In das dunkle Grün,
Wo die Hirſche flieh'n,
Wo das Wild ſich drängt;

Und im grünen Gefild
Erklinget Geſang
Unter Glockenklang
Feierlich mild.

Auf Bergeshöh'n
Aber ſteht der Geſell,
Rafft auf ſich ſchnell,
Um weiter zu geh'n;

Schaut noch einmal zurück
In die lichte Au':
Leb' wohl, ſchöne Frau!
Mit dem leuchtenden Blick!

A. Kaufmann.

Mannichfaltigkeiten.

(Darmſtadt, 20. Juli.) In der geſtrigen Sitzung des Ausſchuſſes des landwirthſchaftlichen Provinzialvereins von Starkenburg brachte der Präſident des Vereins, Hr. Geheimer Staatsrath Schenck, zur Sprache, wie faſt allenthalben die Aehren des Korns von ſo ſtarken Körnern ſtrotzen, daß ſie in den ſie umſchließenden Spelzen kaum Raum genug finden, und wie darum auch manche ſo locker ſitzen, daß ganz beſondere Vorſicht bei der Ernte nöthig ſey, um Verluſten an Körnern vorzubeugen. Ohnehin beſtehe noch an vielen Orten der leidige Gebrauch, das Getraide viel länger auf dem Halme ſtehen zu laſſen, als eigentlich für die Mehlgewinnung gut ſey, wie dies in der landwirthſchaftlichen Zeitſchrift ſchon öfters dargethan worden. — Die Verſammlung pflichtete der Anſicht des Hrn. Präſidenten einſtimmig bei, daß eine Mahnung, „die Ernte des Korns nicht unnöthig in die Länge zu ziehen und zum Abſicheln, Binden ꝛc. vorzugsweiſe die kühlere Tageszeit zu benutzen,“ dies Mal ganz beſonders zeitgemäß ſey.

(Landau.) Das Programm über das zehnte Muſikfeſt des Centralmuſikvereins der Pfalz beſtimmt im Weſentlichen: Die Mitwirkenden treffen Sonntags den 6. Auguſt des Nachmittags in Landau ein. Die erſte Generalprobe findet Montags, des Morgens 8 Uhr, ſtatt. An dieſem und dem folgenden Tage, Abends 8 Uhr, Reunion. Das erſte Konzert beginnt unter der Leitung des Hrn. Hofkapellmeiſters Franz Lachner aus München am 9. Auguſt, Nachmittags 4 Uhr. An demſelben Abende Illumination auf dem Max-Joſephsplatze, türkiſche Muſik und Reunion. Das zweite Konzert findet den 10. Auguſt, Nachmittags 4 Uhr, ſtatt. Drei Bälle, die Abends 9 Uhr ihren Anfang nehmen, beſchließen die Feier dieſes Tages. Freitags den 11. Auguſt, des Nachmittags 1 Uhr, große Partie nach der Eſchbacher Schloßruine. Die Beluſtigungen allda beſtehen in Volksſpielen, Muſik, Geſang ꝛc. Auf dem Rückwege Feuerwerk auf der Wollmesheimer Anhöhe.

(Statiſtik der Klöſter in der öſterreichiſchen Monarchie.) Die Zahl der Mannsklöſter in den öſterreichiſchen Staaten beläuft nach Balbi ſich auf 766 und die der Religioſen auf 10,354. Der Kapuziner-Orden hat die meiſten (98) Klöſter und die meiſten (1298) Mitglieder. Die Zahl der Frauenklöſter iſt 157, die der Religioſen 3,661. Der Urſulinerinnen-Orden hat die meiſten (26) Klöſter und die meiſten (785) Mitglieder.

Es iſt unangenehm, wenn Damen in Eiſenbahnwagen genöthigt ſind, ſich das Tabakrauchen verbitten zu müſſen; faſt eben ſo unangenehm iſt es für Männer, ſich in die Geſetze darüber zu fügen, und ſich den Zwang, den die gewöhnlichſte Urbanität befiehlt, gefallen zu laſſen. Dieſe Konflikte ſind auf den amerikaniſchen Eiſenbahnen dadurch beſeitigt, daß nicht, wie bei uns, Wagen erſter und zweiter Klaſſe, ſondern Herren- und Damenwagen beſtehen. In den letztern wird nie geraucht. Viele Männer ſitzen aber auch in dieſen, wenn ſie Damen zu begleiten und ſo viel Kraft haben, dieſer zur Nothwendigkeit gewordenen Sitte auf kurze Zeit zu entſagen. Wir zweifeln gar nicht, daß dieſe verſtändige Anordnung alsbald auf deutſchen Bahnen ſtatt haben wird.

(Orthographie.) In der böhmiſchen Stadt B. ſind fünf Drechsler in geringer Entfernung von einander; jeder hat ſein Gewerbe auf verſchiedene Weiſe geſchrieben, und keiner das Rechte getroffen. Man lieſt nämlich: Dregsler, Drekſler, Drexler, Dräxler, Threxler — aber vergebens ſucht man den Drechsler!

Digitized by Google

Der Sultan hat dem Prinzen Albrecht von Preußen mehrere koſtbare Geſchenke überſandt: einen Ehrenſäbel mit goldener Scheide und Gefäß, reich mit Brillanten verziert, zwei koſtbare Pfeifen mit citrongelben Berſteinſpitzen, ebenfalls mit den ſchönſten Edelſteinen beſetzt, zwei ächte Caſhmirſhawls, mehrere Teppiche und zwei arabiſche Hengſte, von denen der eine auf das prachtvollſte geſattelt und gezäumt war. Eine lange, nach orientaliſcher Sitte mit Gold und Perlen reich geſtickte Schabrake ſchmückte den Nacken des edlen Thieres. Die beiden Adjutanten des Prinzen erhielten den Niſchan-Iſtiharorden in Brillanten und Ehrenſäbel mit goldener Scheide. Der Prinz hatte ſeinerſeits den türkiſchen Beamten reiche Geſchenke an Tabatieren, Ringen u. ſ. w. gemacht, und unter die Dienerſchaft, welche während des Diners im großherrlichen Pallaſt ſervirte, 20,000 Piaſter in Gold vertheilen laſſen.

(Statiſtik der Journale.) Adrian von Balbi gibt in ſeinem ſtatiſtiſchen Verſuche über die periodiſche Preſſe des Erdkreiſes die Zahl ſämmtlicher auf demſelben erſcheinenden Journale auf 3168 an, wovon auf Europa 2142, auf Amerika 978, auf Aſien 27, auf Afrika 12 und auf Oceanien 9 kommen.

Literatur.

Zu den erfreulichſten Unternehmungen der buchhändleriſchen Induſtrie der neueſten Zeit gehört unſtreitig H. A. Pierer's Univerſal-Lexikon. Heutigen Tages, wo die Wiſſenſchaften eine ſo große Ausdehnung gewonnen, daß das Gebiet einer einzigen derſelben kaum noch zu überſehen iſt, und wo die geſammten Schätze des menſchlichen Wiſſens ſo unermeßlich geworden, bedarf es eines ſichern Führers durch ihre weiten Räume. Dieſe Aufgabe hat ſich Pierer's Lexikon geſtellt. Nachdem wir unſere Leſer mit Plan und Tendenz dieſes Werks bereits genügend bekannt gemacht haben, bleibt uns nur über den weiteren Fortgang deſſelben zu berichten. Es iſt bis zum Schluſſe des Buchſtabens H in 14 Bänden gediehen und erſcheint in mehreren Ausgaben zu verſchiedenen Preiſen. Die den Buchſtaben H. umfaſſenden Bände enthalten gleich den früheren, außer einer Maſſe von kleineren Artikeln, ſehr viele größere und theilweiſe ſehr gediegene Abhandlungen aus allen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt. Um nur Einiges anzudeuten, verweiſen wir auf ausführliche Nummern, wie z. B. Hamburg, Handel, Hannover, Hebräer, Heinrich, Heſſen, Hochzeit, Hof, Hohenzollern, Holſtein, Hugenotten, Hund u. a., in welchen, zwar möglichſt gedrängt, aber vollſtändig, Alles mitgetheilt wird, was irgendwie von Intereſſe und Wichtigkeit iſt. Aus den jedem Artikel beigefügten Angaben der Quellen und der Literatur erſieht man, daß die Mitarbeiter auf gründliche Studien gebaut und wiſſenſchaftlich gearbeitet haben. Allen Gebildeten iſt dies Lexikon zu empfehlen und ſie werden es nicht nur bei ihrer Lectüre zum Nachſchlagen, wo es ihnen gewiß keine Antwort ſchuldig bleibt, gebrauchen, ſondern auch zur Ergänzung bei ihren Studien benutzen können. Das Vorzügliche findet immer ſeine Anerkennung und das Pierer'ſche Lexikon iſt bereits im Beſitze ſehr zahlreicher Subſcribenten. Ueber den Fortgang deſſelben werden wir zu berichten nicht unterlaſſen.

Korreſpondenz.

Vom Rhein, im Juli.

Es gibt Ereigniſſe im Leben und der Sittengeſchichte der Menſchen, welche zu den unglaublichen gehören und nicht geglaubt werden würden, wenn ſie nicht der Gegenwart angehörten und von Mund zu Munde gingen. Für die Journaliſtik iſt es eine nothwendige, aber betrübende Aufgabe, auf dergleichen Ereigniſſe hinweiſen zu müſſen, wäre es auch blos in der Abſicht, durch deren Veröffentlichung die Darlegung des eigentlichen Thatbeſtandes zur Ehrenrettung vielleicht unſchuldig Gekränkter zu veranlaſſen. Wo wäre aber ſolche mehr zu wünſchen, als bei dem tragiſchen Vorfall, der, wie allgemein erzählt wird, ſich kürzlich in dem benachbarten C.... ereignet haben ſoll und der im Weſentlichen darin beſteht, daß eine von mehreren Perſonen angefeindete Frau durch eine falſche Freundin in das Haus einer renommirten Kartenſchlägerin verlockt, dort von ihr und ihren Helfershelfern, ſowohl männlichen als weiblichen, gewaltthätig überfallen, ja ſogar entkleidet und durch unzählige Ruthenſtreiche ſo übel zugerichtet wurde, daß ihr Leben in Gefahr kam und ſie jetzt noch nicht ganz hergeſtellt ſeyn ſoll. Zur Abwendung einer criminellen Verfolgung der Schuldigen ſoll die Unglückliche ein Schmerzengeld von mehreren Hundert Gulden erhalten haben. Theuer erkauftes Geld, welches ihr ſogar für die nun verſchwundene Ausſicht auf künftige Mutterfreuden Erſatz bieten ſoll!

Aus der baieriſchen Pfalz, 15. Juli.

Unter allen Provinzen, die durch Schönheit, Pracht und Ueppigkeit der Vegetation — unter 49 — 50 Grad Nordbreite — und hauptſächlich durch lebensfriſche Thätigkeit der Bewohner derſelben bleibenden wohlthuenden Eindruck in mein Gemüth gebracht haben, ſteht die baieriſche Pfalz oben an. Dieſe, an Denkmälern grauer Vorzeit ebenfalls reiche Gegend Deutſchlands verdient wirklich vom reiſenden Publikum ſehr beachtet zu werden; öſtlich vom Rheinſtrome begränzt, bietet ſie — mit guten Straßen und Poſteinrichtungen beſtens verſehen — zum Durchreiſen die anziehendſte Gelegenheit und dar. Die unüberſehbaren Weinberge, Getreidefelder und Gärten am Fuße der Vogeſen und des Hardtgebirges bilden mit den hervorragenden Obſt-, Nuß- und Kaſtanienbäumen ꝛc., den Städten, Flecken und Dörfern mit ihren Thürmen bis zum ehrwürdigen Dome zu Speier hin, von der Hardenburger, Hambacher, Trifelſer, Eichbacher ꝛc. Schloßruine aus betrachtet, dem Auge ein Panorama dar, das auch den ſchwermüthigen Beſchauer in ein angenehmes Erſtaunen ſetzt. Kehren wir dann von den Höhen in die nahen Orte und in die wohleingerichteten Gaſthöfe zurück, ſo treffen wir hier freundliche, prompte Bedienung, bei welcher unter heiteren Geſprächen die vorzüglichen Speiſen und Getränke, die natürlich dann zur Hauptſache gehören, uns ganz vortrefflich munden. Namentlich fand ich ſolches zu Dürkheim in den vier Jahreszeiten, Neuſtadt, Edenkoben im Schafe und zu Landau im weißen Löwen, Schwan, Schafe und in den drei Königen, in welchem erſteren eleganten Gaſthofe ich auf einige Tage mein Zelt aufgeſchlagen hatte; nirgends fand ich Küche und Keller beſſer beſtellt und die Rechnungen des Hrn. Jung ſind demungeachtet ſehr mäßig. Wer beim diesjährigen pfälziſchen Muſikfeſte, das am 9. und 10. Auguſt in Landau und am 11. auf der Eſchbacher Schloßruine pompös abgehalten wird, auf gaſtwirthſchaftliche Vorzüge reflectirt, dem kann ich, wenn er dieſen erhabenen Ergötzlichkeiten und dem Volksfeſte der lebensfrohen, biederen Pfälzer beizuwohnen gedenkt, mit gutem Gewiſſen die Gaſthöfe und die Schönheiten der Pfalz empfehlen, und es wird ihn nicht gereuen, einige frohe Tage, die ihm ſein Gedächtniß dann oft vor die Seele zurückführen wird, daſelbſt verlebt zu haben.

L.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 199.

Name. Amen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 23. Juli. (Zum Erſtenmale wiederholt): Vicomte von Letorières, oder: Die Kunſt, zu gefallen, Luſtſpiel in 3 Abth., von Carl Blum.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 202. Montag, den 24. Juli 1843.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Fortſetzung.)

„Ich zerbrach geſtern Deinen Stab, ſchöne Daphne,“ ſagte Hektor, „doch iſt er darum nicht verloren. Ich werde ihn aufbewahren, wie eine Reliquie .... die mir heiliger ſeyn ſoll, als, als —“ der Name des Heiligen, deſſen Gebeine er hier nennen wollte, blieb ihm im Halſe ſtecken und er verſtummte.

„Mein Herr von Langevy,“ ſagte Madame d'Urtis in mildem Tone, „da Sie ſich eine ſolche Angelegenheit daraus machen, ſich dieſen jungen Schäferinnen gefällig zu erzeigen, ſo hoffe ich, daß Sie dieſelben in das Schloß zurückgeleiten werden, um dort mit ihnen zu frühſtücken.“

„Ich werde denſelben folgen, und wäre es bis an das Ende der Welt!“ entgegnete Hektor freudig bewegt.

„Das wäre alſo in Richtigkeit,“ ſchloß die Herzogin. „Ich werde vorausgehen und das Frühſtück beſtellen: friſchgeſtoßene Butter und Rahmkäſe.“

„Ein ächtes Schäfermahl!“ rief Madame Deshoulieres, und ſann ſogleich auf einen Reim über das idylliſche Dejeuner. Daphne war langſam vorausgegangen, indem ſie den Stab unwillkürlich an ihr Herz drückte. Unter den Bändern deſſelben war ein niedliches Briefchen verſteckt; erröthend entfaltete ſie es und las:

»Der ſchönſte Tag, den ich erlebt,
War in dem holden Wonnemond,
Da mich Dein zaub'riſch Bild umſchwebt,
Dein Engelbild ſo ſüß belohnt!

Ich ſchaute Dich, und ward entzückt,
Als ſäh ich G-ttes Angeſicht.
Nicht höher, wahrlich, iſt beglückt,
Wer wallet in des Himmels Licht!

Von heißer Liebesgluth entbrannt,
Möcht' ſtets ich ruh'n an Deiner Bruſt,
Dich, Holde, ſchauen unverwandt,
Und fühlen hohe Götterluſt!«

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn eine ſo entſchiedene, feurige Liebeserklärung in nackter Proſa an Daphne gerichtet geweſen, ſie dieſelbe mit Mißfallen aufgenommen haben würde; nun aber war ſie weiter nichts, als eine poetiſche Licenz. Statt daher das Billet in Stücke zu zerreißen und in den Lignon zu werfen, faltete ſie es ſorgfältig zuſammen und verbarg es unter dem Atlasleibchen. Kaum war ſie damit fertig, ſo ſah ſie Hektor und Madame Deshoulieres an ihrer Seite.

„Armes Kind,“ begann die Dichterin, „wie gedankenvoll weilſt Du an dem blühenden Ufer des Lignon — Deiner Lämmer vergeſſend. —“

Die bang und zitternd auf den Fluren weilen,
Wie leicht kann ſie des Wolfes Zahn ereilen!

„Es ſcheint mir Ihre Pflicht, Herr von Langevy, der Schäferin, welcher Sie einen Stab geſchenkt, auch in Erfüllung ihrer Hirtenpflichten treuen Beiſtand zu leiſten.“

In dem Augenblick, als die Dichterin dieſes ſprach, ſchlug die Schloßuhr die Stunde des Dejeuners. Daphne rief ihren Lämmern, Hektor bot Madame Deshoulieres galant ſeinen Arm. Sie erreichten bald den Park, wo ſie mit der Herzogin d'Urtis und Amaranthe zuſammentrafen. Das Frühſtück war herrlich. Der erſte Gang beſtand in einer Omelette mit Schinken, Kuchen und friſcher Butter; der zweite Gang in einem köſtlichen Rahmkäſe. Das Deſſert bildete Eingemachtes und Macaroni.

Erſt mit einbrechender Dämmerung trennte ſich Hektor von der idylliſchen Geſellſchaft; er hatte aber nun auch keinen Augenblick mehr zu verlieren, denn das Schloß ſeines Vaters lag zwei Stunden entfernt, und es waren die Wege, welche dahin führten, durch langen Regen faſt ungangbar gemacht, und dieſen Abend dazu weder von dem Lichte des Mondes, noch der Sterne erhellt, indem der Himmel mit dichten Wolken umzogen war.

Am folgenden Tage begab ſich Hektor wieder über die Wieſe in das Schloß d'Urtis. Als er an die Weide kam, welche ihm vorgeſtern zur Brücke über den Fluß gedient, fand er ſich auf's höchſte überraſcht, auf dem andern Ufer weder Schafe noch Schäferinnen zu ſehen. Er kletterte voll trauriger Ahnungen auf den Baum; kaum war er aber von deſſen äußerſtem Ende auf das entgegengeſetzte Ufer geſprungen, ſo ſah er in einiger Entfernung Schafe hier und da auf der Wieſe zerſtreut. Er eilte auf dieſelben zu, fand aber zu ſeiner äußerſten Betrübniß weder Amaranthe, noch Daphne bei ihnen; wie groß war ſein Erſtaunen, als er, näher kommend, dennoch ſeine angebetete Schäferin an dem Rande des Fluſſes erblickte, da, wo derſelbe einen ſchönen Waſſerfall bildete. Daphne hatte ihren Arm um eine der jungen blühenden Weiden geſchlungen, und neigte, dieſer Stütze vertrauend, ſich über den Waſſerfall. Sie hatte, in ſchwärmeriſches Sinnen und Betrachtung des lieblichen Schau-

Digitized by Google

ſpiels verloren, Hektors Nahen nicht bemerkt. Als ſie ihn erblickte, fuhr ſie daher, wie aus einem ſüßen Traume aufgeſchreckt, heftig zuſammen.

„Du weilſt hier ganz allein?“ ſagte Hektor, näher tretend, zu ihr.

Sie entgegnete ihm darauf, ſichtlich verlegen, daß ſie ihre Schweſter hier erwarte. Die zwei Liebenden ſahen eine Zeitlang ſchweigend einander an, und wagten nicht ein Wort zu ſprechen, als wenn ſie in der Einſamkeit den Ton ihrer eigenen Stimme zu hören fürchteten.

„Du ſcheinſt betrübt, Daphne!“ begann Hektor endlich, doch ſeine Stimme zitterte, indem er ſprach.

„Ich bin es wirklich!“ entgegnete das Mädchen. „Die Mutter hat geſtern Nachrichten von Herrn Deshoulieres erhalten. Er wird bald durch Avignon kommen, und wir müſſen ſchnell von hier weg, um ihn auf ſeiner Durchreiſe noch zu treffen.“

„Ihr wollt uns verlaſſen!“ rief Hektor, blaß werdend.

„Ja; und ich fühlte mich doch hier ſo glücklich,“ ſagte Daphne traurig, „auf dieſen blühenden Wieſen, in Geſellſchaft meiner Lämmer, die ich ſo innig, ſo herzlich liebe.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Miſſionär unter den Zigeunern.

(Fortſetzung.)

Die Zigeuner erſchienen zuerſt, ohngefähr 3000 an der Zahl, unter der Regierung des deutſchen Kaiſers Sigismund, im Jahr 1417, in der Moldau, Ungarn und Böhmen. Im Jahr 1418 zog ein Theil von ihnen in die Schweiz und es meldete eine Zürcher Chronik hierüber: „1418 kam ein ſeltſames und ungeſtaltes Volk in die eidgenöſſiſche Lande, welche ſich an Männern, Weibern und Kindern auf 1000 Perſonen beloffen: Sie lagerten ſich vor der Stadt Zürich auf dem Schießplatz 6 Tage lang, wurden gemeinlich Zigyner oder Heiden genannt, ſie gaben vor, ſie weren aus Egypten verſtoßen und müßten 7 Jahre im exilio und elend herumgehen, ſie trugen viel Gold und Silber bei ſich, und wurden von den ihrigen aus ihrem Vaterlande mit Gelt verſehen, ſo daß ſie niemand beſchwerlich geweſen, ſondern alles bezahlt hatten. Nach ſieben Jahren fuhren ſie wieder heim.“ In Frankreich findet man die erſte Nachricht von der Erſcheinung der Zigeuner im Jahre 1427. 1499 wurde in Spanien ein ſtrenges Geſetz gegen ſie erlaſſen und im Jahre 1530 wurden ſie durch ein Statut Heinrich's VIII. von England angewieſen, das Königreich ſchnell zu räumen. Aus dem Inhalt des ſpaniſchen ſowohl als des engliſchen Geſetzes gegen die Zigeuner geht deutlich hervor, daß ſie lang zuvor und in großer Anzahl in beiden Ländern eingewandert ſeyen. Woher ſie überhaupt kamen und welches die Urſache ihrer Zerſtreuung geweſen, läßt ſich nicht ermitteln. Sie haben ſelbſt gar keine Geſchichte, keine Ueberlieferung, keinen Kultus und keine Religion. Auf gleiche Weiſe den Halbmond und das Kreuz verachtend, bequemen ſie ſich ſtets im Aeußern nach der Religion des Landes, in welchem ſie gerade wohnen. Obgleich ſie indeſſen ſchon Jahrhunderte lang unter den verſchiedenſten Völkern zerſtreut leben, ſo haben ſie doch noch immer alle ihre Eigenthümlichkeiten. In Hinſicht auf ihre Abſtammung ſind die Meinungen der Gelehrten ſehr getheilt. Einige halten ſie für Abkömmlinge der Aegyptier, andere für die Nachkommen eines Stammes der Hindos, der aus unbekannter Urſache ſeine Heimath verlaſſen mußte. Einige Gelehrte wollen ſogar in ihnen die Nachkommen der zehn Stämme Israels finden. Nach einer unter den Zigeunern ſelbſt herrſchenden Sage wurden ſie aus Aegypten verbannt und verurtheilt, heimathlos durch die ganze Welt zu irren, weil ſie der Jungfrau Maria, als ſie mit dem Jeſuskinde in Aegypten Schutz und Obdach ſuchte, die Aufnahme verſagten. — Intereſſant iſt die Vergleichung, welche der gelehrte Herr Borrow in ſeinem im Jahre 1842 in London erſchienenen Werke über die Zigeuner zwiſchen dieſen und den Juden anſtellt.

„Beide“, ſagt er, „ſind aus ihrem Lande vertrieben und in alle Welt zerſtreut, und meiſt von den Völkern, unter welchen ſie wohnen, verachtet und gehaßt, die ſie aber dagegen wieder haſſen und verachten unter dem Namen der „Busnen oder Goyim“; beide, Zigeuner und Juden, haben, obgleich ſie die Sprache des Landes ſprechen, in dem ſie gerade wohnen, doch ihre eigene Sprache, welche nur ſie ganz verſtehen; beide zeichnen ſich durch eine eigenthümliche Geſichtsbildung aus, ſo daß man den Juden und Zigeuner unter Hunderten, die anderer Abſtammung ſind, auf den erſten Blick erkennen kann. Doch ſind Zigeuner und Juden in andern Punkten wieder durchaus von einander verſchieden. Die Juden haben eine beſondere eigenthümliche Religion, der ſie eifrig (?) anhängen; die Zigeuner haben gar keine. Die Juden beſitzen eine Geſchichte, die zuverläſſiger iſt, als die irgend eines Volkes; ſie ſind mit ihrer Geſchichte genau bekannt und lieben es, Thatſachen aus derſelben anzuführen und ſich deſſen zu erinnern, was ihrem Volke von den älteſten Zeiten an begegnet iſt; die Zigeuner dagegen haben gar keine Geſchichte, und die einzige Tradition, die ſie über ihren Urſprung beſitzen, iſt wahrſcheinlich von ihnen ſelbſt oder von Andern erfunden. Die Juden ſind ferner das reichſte unter allen Völkern, die Zigeuner das ärmſte, ſo daß ſie in dieſer Beziehung ſprichwörtlich geworden ſind; beide ſind übrigens in gleich hohem Grade gewinnſüchtig. Eben ſo zeichnen beide ſich durch Liſt und Schlauheit aus; es gibt aber vielleicht kein unwiſſenderes Volk als die Zigeuner, während die Juden ſtets ein unterrichtetes, gelehrtes Volk waren und auch im Beſitze einer Literatur ſind, die nicht nur die älteſte iſt, welche auf uns gekommen, ſondern auch jedenfalls die wichtigſte und intereſſanteſte.“ — In Bezug auf die gegenwärtige Verbreitung der Zigeuner bemerkt Hr. Borrow in dem ſchon angeführten Werke: „Es gibt kaum einen bewohnbaren Theil der Erde, wo ſie ſich nicht aufhalten; ihre Zelte ſind eben ſo auf den Heiden Braſiliens, wie auf den Gipfeln des Himalayagebirges aufgeſchlagen; man vernimmt die Klänge ihrer wunderlichen Sprache ſowohl in Moskau als Madrid, in London wie in Stambul.“ — Hr. B. gibt uns in dem bereits angeführten Werke höchſt intereſſante Nachrichten über den Zuſtand der in Rußland, Ungarn und Spanien gegenwärtig noch anweſenden Zigeuner.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Aſſiſengericht.

Anklage auf Muttermord.

Mainz, 22. Juli.

Heute nahm die Entwicklung des gerichtlichen Drama's, der cause celèbre der diesmaligen Sitzung, auf welche die öffentliche Aufmerkſamkeit ſchon längere Zeit gerichtet iſt, ihren Anfang. Der Andrang von Einheimiſchen und Fremden war ſehr groß. Alle Plätze des Saales, der Tribünen, der Gallerie und des reſervirten Raums waren ſchon um acht Uhr Morgens großentheils beſetzt und noch immer trafen neue Ankömmlinge ein, um die ſchon beſetzten Plätze zu beſchränken, oder etwa entſtehende Lücken in Anſpruch zu nehmen.

Auf der Anklagebank ſieht man einen in ſchwarzem Rocke anſtändig gekleideten jungen Mann, mit modiſch geſcheiteltem Haare, ſchwarzem Barte à la jeune France, von kräftigem, unterſetztem Körperbau und ruhigem bemeſſenem Blicke. Es iſt Peter Fuhrmann, ſeines Gewerbs ein Schneider, 26 Jahre alt, von Büdesheim bei Bingen gebürtig. — Vor dem Richtertiſche ſteht eine in zwei Abtheilungen getheilte große tannene Kiſte und auf demſelben liegen einige Stricke, ein eiſerner Ring und ein Nagel.

Der Anklageakt, auf deſſen Ableſung der Präſident des Gerichts, Hr. Metz, den Angeklagten beſonders aufmerkſam machte, enthält folgende Angaben:

Am verfloſſenen Charfreitage den 14. April l. J. nach Beendigung des Gottesdienſtes fand Eliſabeth Fuhrmann die Thüre des von ihr und ihrer Mutter bewohnten Hauſes von innen verſchloſſen. Sie klopfte einigemal an der Hausthüre; der Angeklagte, ihr Bruder, öffnete die Thüre und verließ das Haus. Die Eliſabeth Fuhrmann ging die Treppe herauf nach der Stube im obern Stocke, wo ihre Mutter ſich aufzuhalten pflegte. Die Thüre und die Fenſter der Wohnſtube ſtanden offen; demungeachtet war die Stube mit Rauch angefüllt. Ein klägliches Jammern führte die Eliſabeth Fuhrmann in die an die Stube ſtoßende Kammer vor eine Kiſte; der Deckel ſtand etwas von der Kiſte ab und die an dem Deckel angenagelte eiſerne Schlinke war an die an der vorderen Seitenwand der Kiſte befeſtigte eiſerne Hafte mit einer Kordel angebunden. Die Eliſabeth Fuhrmann löſ'te dieſe Kordel ab, ſchlug den Kiſtendeckel zurück und es bot ſich nun ihrem Anblicke ein herzzerreißendes Trauerbild dar: ihre Mutter war, das Geſicht und die Füße nach dem Boden der Kiſte, den Rücken nach dem Deckel gekehrt, beide Hände mit einer Kordel auf dem Rücken zuſammengebunden, in ein enges Geſach dieſer Kiſte eingezwängt. Die Eliſabeth Fuhrmann rief einige Nachbarn zu Hülfe, um die Mutter aus der fürchterlichen Lage zu befreien. Der Kopf war in der einen Ecke, die Füße in der entgegengeſetzten Ecke der Kiſte ſo zuſammengedrückt, daß es große Anſtrengung koſtete, um den Körper aus der Kiſte herauszuziehen.

Folgende Verletzungen waren an dem Körper ſichtbar: das ganze Geſicht war angeſchwollen, ein großer Theil deſſelben durch Verbrennen der Oberhaut entblößt, die Augenbraunen und Augenwimpern abgeſengt, die Augenlieder dermaßen angeſchwollen, daß es nicht möglich war, ſie zu öffnen, die Kopfhaare waren ganz abgeſengt, die Kopfſchwarte theils mit Brandbeulen bedeckt, theils von der Oberhaut entblößt, das rechte Ohr war ganz verbrannt, das linke Ohr war es in geringerem Grade; die Zunge war dermaßen angeſchwollen, daß die Beſchädigte dieſelbe aus dem Munde nicht herausſtrecken konnte; auf dem rechten Scheitelbeine waren vier nebeneinander von vorn nach hinten laufende Hautwunden, worin noch einige Glasſcherben ſtaken; auf dem Boden der Kiſte hatten einige porzellanene Taſſen und einige Medizingläſer geſtanden, durch das Einzwängen und Niederdrücken des Kopfes nach dem Boden der Kiſte waren die Taſſen und Gläſer zerbrochen und hatten jene vier Hautwunden erzeugt. Auf dem Boden der Kiſte fand man ferner ein der Mutter des Angeklagten gehörendes Halstuch, das zuſammengeballt, etwas zuſammengedreht und mit friſchem Blute befleckt war. Offenbar hat dieſes Tuch zum Verſtopfen des Mundes gedient.

Es wurde ſogleich ärztliche Hülfe herbeigerufen, allein es war nicht möglich, das Leben der Mutter des Angeklagten zu erhalten; ſie ſtarb am 22. April, acht Tage nach der erlittenen Mißhandlung.

Durch das gerichtsärztliche Gutachten wurden die Brandwunden und die durch die Verbrennung bedingte Blutkongeſtion nach dem Gehirne und den Lungen als die Urſachen des Todes der Wittwe Fuhrmann bezeichnet.

Dieſe Tödtung hatte der Angeklagte vollbracht, und er hat ſie mit Vorbedacht verübt.

Eine vollſtändige Darlegung der Beweiſe ſeiner Schuld erheiſcht, daß vorerſt des feindſeligen Verhältniſſes gedacht werde, in welchem er ſchon ſeit ſeiner Kindheit zu ſeiner Mutter ſtand; daß alle Aeußerungen und Handlungen der Getödteten erwähnt werden, welche in dem Angeklagten den Entſchluß zu dieſem abſcheulichen Verbrechen erweckt und zur Reiſe gebracht haben, und daß alle der That vorangegangenen Aeußerungen und Handlungen des Angeklagten, welche die Exiſtenz ſeines wohlüberlegten, auf das fragliche Verbrechen gerichteten Entſchluſſes darthun und auf deſſen nahe Ausführung hinweiſen, zuſammengetragen werden.

Juſtine, geborne Schmitt, war die Ehefrau des Schneiders Aureus Fuhrmann zu Büdesheim. Sie galt in ihrem Wohnorte allgemein für ein äußerſt zankſüchtiges, böſes Weib; zwiſchen ihr und ihrem Ehemanne herrſchte während vieler Jahre ſtatt ehelicher Eintracht nur Zwiſt und Unfriede; ſie lebte ſogar längere Zeit getrennt von ihrem Ehemanne, und dieſer wurde wegen Mißhandlung ſeiner Ehefrau mit 6monatlicher Gefängnißſtrafe belegt. Im Januar dieſes Jahrs wurde dieſe unglückliche Ehe durch den Tod des Ehemannes gelöſt; er ſtarb in dem ehelichen Hauſe und ſoll in den letzten Tagen ſeines Lebens auf dem Krankenbette über Mangel an Nahrung, woran ihn ſeine Frau darben laſſe, heimlich geklagt und hiebei Furcht vor Mißhandlungen von ſeiner Ehefrau geäußert haben. Den aus dieſer Ehe entſproſſenen Kindern ſchwebte durch den elterlichen Haß und Zwiſt kein gutes Beiſpiel vor. Der Angeklagte ſtammt aus dieſer Ehe ab; er iſt mit einem heftigen aufbrauſenden Temperamente begabt, lebte mit ſeinem Vater von jeher im beſten Einverſtändniſſe, und nahm für denſelben gegen die Mutter Partei. Er hat daher für letztere weder kindliche Liebe empfunden, noch wurden ſeine Geſinnungen und Handlungen gegen ſie durch die Gebote kindlicher Ehrfurcht geläutert oder gemäßigt; dagegen hat auch die Mutter den Kindern, welche für den Vater gegen ſie Partei nahmen, keine Beweiſe mütterlicher Zuneigung geſchenkt. Dem Angeklagten ſteht das amtliche Zeugniß des Vorſtands ſeines Wohnorts zur

Digitized by Google

Güte, daß er ſich ſtets gegen alle Menſchen, ſeine Mutter und ſeine Schweſter ausgenommen, ſeit ſeiner Kindheit muſterhaft betragen. Während 6 Jahren hat er bei dem Großh. Garde-Chevauxlegers-Regimente gedient, und wurde am 1. April 1843 mit einem Abſchiede entlaſſen, worin ihm beſcheinigt wird, daß er brav gedient und keine Regimentsſtrafe erhalten habe.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Nürnberg, 18. Juli.) Daß die Ausſtellung der Mörderin Ramſtöck noch immer den Hauptinhalt der Tagesunterhaltungen bildet, liegt in der natürlichen Geneigtheit der Menſchen, außerordentliche Fälle ſo lange zu beſprechen, bis alle Nüancen zum Vorſchein gekommen ſind. Ehe die Delinquentin das Schaugerüſte, worauf der Schandpfahl ſtand, beſtieg, ſoll ſie eine gute Portion rothen Wein zu ſich genommen und geäußert haben, daß ſie wohl wiſſe, wie ſehr ihr Schickſal den beſſeren Ständen zu Herzen gehe, weßhalb ſie der Meinung des Pöbels wohl getroſt den Rücken zuwenden könne. Die Frechheit, mit der ſie auf die zahlloſe Menge herabſah, läßt auch mit Gewißheit annehmen, daß ſolche Einbildungen in der Seele der Verbrecherin die Oberhand vor der Schmach ihrer Strafe behielten. Aber dieſe Frechheit des Benehmens war es auch, welche das derbere Publikum dergeſtalt aufbrachte, daß es ſich ernſtliche Demonſtrationen nicht verwehren konnte. Vor dem Thore flogen eine Menge Steine trotz der Militäreskorte, der Gensdarmerie-Begleitung und Polizeimannſchaft nach dem Wagen und trafen die Ramſtöck ins Geſicht und an den Nacken, und nur dadurch, daß der Wagen im geſtreckten Galopp davon fuhr, entging ſie größeren Mißhandlungen, die ſie auch auf den anderen Stationen noch erfahren mußte. In Fürth war die Aufregung ſo ſtark, daß man die Brücke ſperren mußte, um den nacheilenden Volkshaufen von Verfolgungen zurückzuhalten. — In der Friſur unſerer Damenwelt bis zu den kleinen Schulmädchen hinab hat die Ausſtellung der Mörderin eine totale Veränderung hervorgebracht. Die Ramſtöck ſtand nämlich mit ſogenannten Agneszöpſchen am Schandpfahl und ſogleich erhielten dieſe den Spottnamen „Ramſtöckzöpſchen" oder „Prangerzöpſchen", weßhalb nun kein Frauenzimmer dieſe Coiffure mehr an ſich leiden mag.

(München, 15. Juli.) Der Hofmaler Kaulbach hat einen Ruf als Direktor der Kunſtanſtalt zu Frankfurt a. M. erhalten, aber abgelehnt.

Korreſpondenz.

Nürnberg, im Juli.

Endlich hat die Julisonne Alles wieder gut gemacht und die Befürchtungen des Landmannes und die Sorgen des ängſtlichen Städters, die auch bei uns, wie in den meiſten Gegenden Deutſchlands rege wurden, niedergeſchlagen. Ja, man hofft nun ſogar auf eine ungewöhnlich reiche Ernte und in Folge davon ſind die Getreidepreiſe überraſchend geſunken, wozu der bereits ſehr fühlbar gewordene Wucher, zum Ergötzen Aller, verdrießliche Geſichter macht. Die langentbehrte ſchöne Sommerwitterung lockt Nürnbergs — man darf es wohl ſagen — genußſüchtige Bevölkerung täglich in's Freie und nach den vielen Beluſtigungsorten, die die nächſte und weitere Umgebung zählt. Man iſt hier an keinem Tag in der Woche um Unterhaltung verlegen — heute Geſellſchaft in der abonnirten Roſenau, dem beſuchteſten und anſtändigſten Platz in der Nähe der Stadt, morgen Fahrt nach der alten Wüſte, die mit ihren geſchichtlichen Erinnerungen und ihrer ſchönen Fernſicht immer in der erſten Reihe unſerer Vergnügungsplätze bleibt und durch die Eiſenbahn um eine Stunde näher gerückt wurde, — dann wieder Roſenau und Schloßzwinger und endlich Production à la Strauß auf dem Harnszwinger, mitunter alle dieſe Geſellſchaftstage an einem zuſammen fallend, kurz, man kann auf Nürnberg's luſtiges Völklein ganz wohl des Dichters Worte anwenden: „Immer iſt's Sonntag, es dreht immer am Herd ſich der Spieß." Bei ſo bewandten Umſtänden kommt natürlich das Theater am ſchlechteſten weg und es bedarf der kräftigſten Anſtrengung des Direktors unſeres Muſentempels, ſich den Sommer über oben zu erhalten. Indeß geſchieht, was von einer Provinzbühnenleitung zu verlangen iſt, die, ſtatt Unterſtützung zu erhalten, 1200 fl !! jährlich Abgaben zu entrichten hat. Der Gott der Muſen lenke den Sinn der Väter unſerer Stadt, daß ſie dieſem Uebelſtand endlich einmal ein Ende machen, was leicht geſchehen könnte, wenn die behufs der Erbauung eines nun vollendeten Spitals erhobene indirekte Auflage von 1 pf. per Maß Bier nur zum vierten, ja nur zum achten Theile für das arg gedrückte Unternehmen verwandt würde. Da wird es freilich dem gegenwärtig hier befindlichen, nunmehrigen Direktor des Regensburger Stadttheaters, Hrn. Ferdinand Röder, leichter gemacht, der von dem kunſtſinnigen Fürſten Thurn und Taxis eine jährliche Zulage von 6000 fl. erhält und keine Abgaben zu leiſten hat. Es iſt den Regensburgern jedenfalls zu gratuliren, daß ihre Bühne unter eine ſo tüchtige Leitung kommt, wie ſie von Hrn. Röder zu erwarten ſteht, der durch ſeine bisherige Direktion des herzogl. meiningenſchen Hof- und des Bamberger Stadttheaters ſeine Befähigung zu einem ſo ſchwierigen Poſten hinlänglich beurkundete. Dies mag man auch wohl in Regensburg erwogen haben, da man Hrn. Röder unter 28 Bewerbern um die erledigte, auch vordem ſehr umſichtig geführte Theaterleitung den Vorzug gab. Wie verlautet, hat derſelbe bereits ein ſehr reſpectables Opern- und Schauſpielperſonal in den erſten Fächern beiſammen und ſeine gegenwärtige Reiſe zielt hauptſächlich dahin, daſſelbe angemeſſen zu completiren. Auch ein Ballet, jedenfalls bei den beſtehenden Umſtänden eine gute Acquiſition, wird dem Regensburger Theater einverleibt werden. — Hr. Mans und Dem. Jahn, vom Kaſſeler Hoftheater, gaſtiren an hieſiger Bühne mit dem glänzendſten Erfolge. — Unſere Nachbarſtadt Erlangen trifft bereits große Vorkehrungen zu dem am 24., 25. und 26. Auguſt dortſelbſt ſtattfindenden Jubelfeſte der Friedrich-Alexander-Univerſität, das beſonders glänzend und großartig werden ſoll. Nicht Se. Maj. der König, ſondern der Kronprinz wird der Feier beiwohnen. Das in Stiglmaier's Atelier zu München bereits fertig ſtehende Standbild des Stifters der Univerſität wird auf dem Platze vor dem Schloſſe (nunmehrigen Univerſitätslocale) aufgeſtellt, und ſoll in den nächſten Tagen ankommen. — Die Arbeiten an den Eiſenbahnen nach Augsburg und Bamberg ſchreiten ſehr vorwärts; ſchon iſt der Tunnel bei Erlangen zur Hälfte ausgegraben und die Erdarbeiten auf den meiſten Puncten faſt vollendet. Man hofft bis Auguſt künftigen Jahres die Eröffnung der Bahn wenigſtens bis Erlangen. Die Schifffahrt auf dem Kanale kann nun wieder ohne Störung ſtattfinden, und die Frequenz nimmt in großem Maße zu. Der Hafen wimmelt von Schiffen.

Rödelheim, 23. Juli.

Der ſeit einem Jahre dahier beſtehende Geſangverein Concordia ließ ſich geſtern in einer öffentlichen Production im Saale des Frankfurter Hofes hören und wenn ſchon die Wahl und der Vortrag der ausgeführten Geſangſtücke eine treffliche zu nennen war, ſo gereicht es doch den Mitgliedern des Vereins, meiſtens Israeliten, doppelt zur Ehre, daß ſie den ganzen, nicht unbedeutenden Ertrag des Konzertes einem Bedrängten, chriſtlicher Religion, zuwendeten, ein Verfahren, dem allſeitig Nachahmung zu wünſchen iſt. R.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 203. Dienſtag, den 25. Juli 1843.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Fortſetzung.)

Indem Daphne von ihren Lämmern ſprach, blickte ſie auf Hektor.

„Doch, warum müßt Ihr, Du und Deine Schweſter, von hier weg? Madame Deshoulieres könnte Euch ja hier laſſen, und nachdem ſie ihren Gemahl geſprochen, wieder hieher zu Euch zurückkehren“ — —

„Und mich mit ſich nehmen, wenn ich länger hier verweilt, und die Trennung meinem Herzen nur noch ſchmerzlicher fiele. Nein, ich muß jetzt von hier fort oder immer bleiben!“

Da Hektor dieſe Worte hörte, ließ er ſich vor Daphnen auf ein Knie nieder, ergriff des Mädchens rechte Hand, küßte ſie und ſprach, die Blicke zärtlich auf ſie geheftet:

„Ja, immer, ewig! — Du weißt, daß ich Dich liebe, Daphne, unausſprechlich liebe! daß ohne Dich das Leben mir verhaßt ſeyn würde!“

„Aber ach!“ entgegnete Daphne, „kann ich denn immer Schafe hüten? Was ſoll die arme Schäferin am Ende beginnen, womit ihre Tage zubringen?“

„Bin ich nicht Dein Schäfer, Dein Daphnis?“ rief Hektor in liebender Begeiſterung. — „Verlaſſe Dich auf mich, Daphne, auf mein Herz, auf die Macht meiner Liebe! Dieſe Hand ſoll ſtets in der Deinigen ruhen! wir wollen vereint miteinander leben, in dem Lichte derſelben Sonne, unter dem Schatten derſelben Bäume, in derſelben Hütte; mit Dir vereint, theuerſte Daphne, würde mir die armſeligſte Hütte zum Pallaſte! Höre mich, Geliebte! nicht weit von hier liegt das ſogenannte „Rebenhäuschen“; es gehört der Schweſter meiner Amme, und wir könnten daſelbſt in ſtillem Lebensglücke leben, von keinem Auge beobachtet, von keinem kränkenden, liebloſen Worte verletzt!“

Als Hektor ſeiner jungen Geliebten den verführeriſchen Vorſchlag gemacht, zog ſie ſchnell ihre Hand aus der ſeinigen, fuhr einige Schritte zurück und that dann einen lauten Schrei. Hektor aber ging beſänftigend ihr nach; er betheuerte ihr ſeine Liebe, er bat ſie unter Thränen, er redete ihr ſo warm und herzlich zu, daß die arme Daphne nicht zu widerſtehen vermochte; ſie ſprach mit zitternder Stimme:

„Nun denn, es ſey! Ich vertraue Dir und dem Himmel! Wer wollte mich verdammen! Was kann ich dafür, daß ich Dich ſo ſehr liebe?“

Eine zärtliche Umarmung folgte dieſen Worten. Unterdeſſen war es Abend geworden; die Sonne warf, hinter den Wolken am weſtlichen Himmel unterſinkend, nur noch einen matten Schein; der Hirt des nächſten Dorfes trieb ſeine Heerde heimwärts, deren anmuthiges Geläute allein noch die trauliche Stille der Dämmerſtunde unterbrach. Daphnens Lämmer eilten unwillkürlich dem Schloſſe zu.

„Sieh meine armen Schafe,“ ſagte Daphne, ihre blonden Locken zurückſtreichend, welche um ihre Stirne wallten, „ſieh meine Schafe, ſie zeigen mir den Weg, welchen ich einſchlagen ſollte.“

„Im Gegentheil!“ erwiederte Hektor, „das undankbare Volk verläßt Dich, ohne ſich auch nur ein Mal umzuſehen.“

„Wenn ich aber ſo leichtſinnig fliehe, wird meine Mutter ſicherlich vor Gram ſterben!“

„Sie wird ein rührendes Gedicht darüber ſchreiben, und das iſt Alles!“

„Ich will ihr ſchreiben, daß ich meinem Hange zum Kloſterleben nicht widerſtehen konnte, und daß ich mich in das Nonnenkloſter zu Unſerer Lieben Frau begeben habe, von welchem wir noch geſtern geſprochen haben.“

„Ja, Theuerſte,“ ſagte Hektor, über den glücklichen Einfall entzückt, „Du ſchreibſt ihr, daß Du den Schleier genommen; Deine Mutter begiebt ſich alsdann nach Avignon, und wir bleiben hier ungeſtört beiſammen, unter dieſem heitern Himmel, auf dieſen reizenden Fluren, glücklich und frei, wie die Vögel in der Luft!“

Daphne glaubte hier irgend ein glänzendes Citat aus einem Gedichte ihrer Mutter zu hören, und wurde vielleicht dadurch nur um ſo eher beſtimmt, dem verführeriſchen Rathe zu folgen. Nachdem das liebende Paar eine halbe Stunde mit einander gegangen und manchen zärtlichen Blick gewechſelt, kamen ſie endlich an dem Rebenhäuschen an, deſſen mit Hektor befreundete Beſitzerin Daphnen das Schlafzimmer ihrer Tochter überließ, worauf Hektor zärtlichen Abſchied nahm.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Miſſionär unter den Zigeunern.

(Fortſetzung.)

Wir wollen zum Schluſſe unſern Leſern noch Das mittheilen, was Hr. Borrow von dem jetzigen Zuſtand der Zigeuner in Rußland, Ungarn und Spanien mittheilt.

Es finden ſich „Zigani“ oder ruſſiſche Zigeuner in allen Theilen Rußlands, nur nicht in dem Diſtrikte von St. Petersburg, aus welchem ſie ſchon lange verbannt wurden. Sie ſind übrigens in den meiſten Provinzialſtädten zu finden, die größere Zahl derſelben aber wandert in einzelnen Banden durch das ganze Land, indem die ausgedehnten Ebenen Rußlands ihnen hinreichende Weide für ihre Heerden, und die Jagd Mittel ihres Unterhalts bietet. Sie können einen erſtaunlich hohen Grad von Kälte aushalten. Man ſieht ſie oft mitten im Schnee gelagert, unter leichten, dünnen Zelten, wenn der Thermometer dreißig Grad unter dem Gefrierpunkt ſteht. Auffallend iſt es, wie der Zuſtand eines Theils der ſich in Moskau aufhaltenden Zigeuner ſich von dem der übrigen unterſcheidet. Es finden ſich nämlich daſelbſt viele, welche ſtattliche Häuſer bewohnen, in eleganten Equipagen fahren und den vornehmern Ruſſen weder in der äußern Erſcheinung, noch in intellektueller Bildung nachſtehen. Dieſe theilweiſe Erhebung aus dem Zuſtande der Entartung und Dürftigkeit verdanken ſie hauptſächlich dem weiblichen Theile ihres Stammes, indem derſelbe ſeit undenklichen Zeiten in Rußland mit ſolchem Glück die Kunſt des Geſangs kultivirte, daß, obgleich mitten unter einer Nation, von welcher der Geſang mehr geliebt und gepflegt wird, als irgendwo ſonſt in Europa, die Zigeunerchöre in Moskau, nach dem allgemeinen Zeugniß der Ruſſen ſelbſt, ihres Gleichen ſuchen an Kraft und Lieblichkeit. Es iſt eine in Rußland bekannte Thatſache, daß die berühmte Katalani einſt ſo hingeriſſen ward von dem bezaubernden Geſange eines Zigeunermädchens, welches ſich nach der großen Sängerin in einem Konzert zu Moskau, vor einem zahlreichen, glänzenden Publikum hören ließ, daß ſie einen Caſhmirſhawl, den ſie von dem heiligen Vater zum Geſchenke erhalten, von ihrem Halſe nahm, und der jungen Zigeunerin umwarf, indem ſie dieſelbe dringend bat, das Geſchenk, als ein Zeichen ihrer Verehrung und Liebe, anzunehmen.

Der Zuſtand vieler Zigeuner in Moskau bildet eine höchſt auffallende Anomalie in ihrer Geſchichte. Der glänzende Gewinn, welchen daſelbſt die Zigeunerinnen durch ihren Geſang machen, ſetzt dieſelben in den Stand, ihre Genoſſen reichlich zu unterſtützen. Eine andere Eigenthümlichkeit derſelben iſt, daß manche unter ihnen an vornehme Ruſſen verheirathet ſind. Eine Dame, einſt die Zierde eines Zigeunerchors zu Moskau, nun die bewunderte, geprieſene Gattin des Grafen von Tolſtoy, iſt von Geburt eine Zigeunerin. Wenn übrigens auch die Lage der Zigeuner in Moskau im Einzelnen eine ſehr glänzende und glückliche genannt werden darf, ſo iſt doch ihr Zuſtand im Allgemeinen dort derſelbe, wie an anderen Orten. Die Weiber wahrſagen und tanzen in den Schenken, die Männer treiben Roßtäuſcherei oder noch etwas Schlimmeres.

Die Zigeuner in Rußland bekennen ſich im Aeußern zur griechiſchen Religion, und die Weiber tragen meiſt am Halſe Kreuze von Kupfer oder Gold; ſie thun dies aber nicht etwa aus Ehrfurcht oder Aberglauben, ſondern nur den Ruſſen zu gefallen, wie mir eine Zigeunerin entgegnete, als ich ſie in ihrer eigenen Sprache gefragt, warum ſie die Kreuze trügen.

Die Zigeuner in Ungarn oder „Chingany“, wie ſie daſelbſt genannt werden, ſind zahlreicher, als vielleicht in irgend einem andern Lande. Es gibt dort ganze Zigeuner-Dörfer und man findet ſie auch in den meiſten Vorſtädten. Die niederen Klaſſen des ungariſchen Volks ſchmachten in ſchwerem Druck, da noch immer das Feudalſyſtem in Ungarn herrſcht. Nur zwei Klaſſen der dortigen Bevölkerung erſcheinen als frei: der Adel und die Zigeuner, indem die erſteren über, die andern unter dem Geſetze ſtehen. So muß z. B. auf einer Brücke zu Peſth jeder paſſirende Handwerker oder Bauer einen beſtimmten Zoll erlegen; wer aber immer zur vornehmeren Klaſſe gehört, wer anſtändig gekleidet iſt oder ein Zigeuner, iſt von Erlegung des Zolls befreit. Die ungariſchen Zigeuner befinden ſich übrigens meiſt in der größten Dürftigkeit. Ihre Hütten ſind erbärmlich, ihre Kleider Lumpen, ihre Nahrung nicht ſelten das Fleiſch gefallener Thiere, und manchmal, ſo behauptet man, noch etwas Schlechteres. Doch vermögen Nacktheit und Mangel, wie ſelbſt bei uns die Erfahrung zeigt, nicht immer die Fröhlichkeit des Herzens zu verſcheuchen, und nirgends wird vielleicht mehr getanzt und geſungen, als in einem ungariſchen Zigeunerdorf. Die „Chingany“ ſind daſelbſt, gleich ihren Brüdern in andern Ländern, Roßtäuſcher, Keſſelflicker, Schmiede und Wahrſager, und dabei, Männer ſowohl wie Frauen, Diebe von der erſten Sorte. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der ungariſchen Zigeuner iſt ihr Hang zu Wanderungen in andere Länder, um daſelbſt zu rauben und zu ſtehlen. Sie ziehen oft, in Banden von zwölf oder vierzehn, nach Frankreich auf drei oder vier Jahre, und kehren meiſt, wenn ihnen nicht etwa ein Unfall begegnet, reich zurück. Sie behalten jedoch in der Regel ihr zuſammengeſtohlenes Geld nicht lange, indem ſie es gewöhnlich an tolle Feſtlichkeiten und Schmäuſe verſchwenden.

(Fortſetzung folgt.)

Aſſiſengericht.

Anklage auf Muttermord.

Mainz, 22. Juli.

(Fortſetzung.)

Am 2. April l. J. kehrte der Angeklagte aus der Fremde in das älterliche Haus zurück; er kam nicht allein, er brachte Thereſe Ackermann aus Biswangen bei Heilbronn mit; ſie war ſeine Braut, jedoch bis zu dieſem Augenblicke ſeiner Mutter und Schweſter noch gänzlich unbekannt. Die Wittwe Fuhrmann nahm ihren Sohn und deſſen Braut nicht gern auf, ſie erklärte ihm ſogleich, er müſſe ſich eine andere Wohnung miethen. Während der erſten zwei Tage lebten alle Vier in gemeinſchaftlichem Haushalte ohne Unfriede. Am 4. April des Abends brach zum Erſtenmale ſeit der Rückkehr des Angeklagten ein Wortwechſel zwiſchen ihm und ſeiner Mutter aus. Die Veranlaſſung dazu war eine von der Mutter an die Braut des Angeklagten gerichtete Bemerkung, ihr Sohn ſey grade ſo ein Kerl, wie ſein Vater. Der Angeklagte hatte die Aeußerung erlauſcht; er warf ſeiner Mutter vor, daß ſie ſeine Geliebte gegen ihn aufhetze, er ſchimpfte die Mutter „Gezeug“, „Bagage“ und ſtieß die Drohung aus, er werde ſie mit einem Meſſer erſtechen. Von dieſem Tage an erhoben ſich zwiſchen dem Angeklagten und ſeiner Mutter öfters Wortſtreite und beide

Digitized by Google

belegten ſich wechſelſeitig mit Schimpfreden. Bei ſolchen Zänkereien erfrechte ſich der Ang., ſeine Mutter eine H... zu nennen und gegen ſie die Schimpfworte: „Koſack, Hurrah" zu gebrauchen. Die gehäſſigen, feindſeligen Geſinnungen gegen ſeine Mutter legten ſich noch in andern Drohungen dar: z. B. wenn ſie nicht ſtillſchweige, ſo vermaſſakre er ſie; wenn ſie ihn ſo in die Hitze bringe, ſo werde er ſich einmal an ihr vergreifen.

Den Grund zu dieſen Streitigkeiten gab die Anweſenheit des Angeklagten und ſeiner Braut in der mütterlichen Wohnung. Er war nicht zu vermögen, mit ſeiner Braut auszuziehen; er äußerte dem zu dem Auszuge mahnenden Peter Roth: er werde nicht ausziehen, er habe ſo gut ein Recht, in dem Hauſe zu wohnen, wie ſeine Schweſter. Am 14. April, Charfreitag Morgens, erklärte die Braut dem Angeklagten, ſie werde nicht mehr in der Wohnung ſeiner Mutter ſchlafen; der Angeklagte erwiederte aber, ſie dürfe wo anders nicht ſchlafen, ſie müſſe dableiben. Am nämlichen Morgen kam der Nachbar Peter Roth in die Stube, als die Braut mit ihrem Haarputze beſchäftigt war, und richtete an dieſelbe ſcherzweiſe die Frage, ob er ihr ein Klockeiſen bringen ſollte. Die Ackermann antwortete, ſie brauche kein Klockeiſen, ſie habe ja nicht ein Mal einen Spiegel, die Mutter Fuhrmann habe ihr ſogar das Waſſer eingeſchloſſen. Dieſe Aeußerung der Ackermann hat die Schweſter des Angeklagten der Mutter hinterbracht, und Letztere ſtellte ihren Sohn deshalb zur Rede, warum ſie von ihm und ſeiner Geliebten ſo ausgemacht würde. Es entſpann ſich nunmehr zwiſchen der Mutter und dem Sohne ein heftiger Wortwechſel, wobei Erſtere ſagte, es vergingen keine zwei Tage mehr, ſo müſſe er aus dem Hauſe. Der Angeklagte knirſchte mit den Zähnen und entgegnete mit der Drohung, wenn ſie nicht ſtillſchweige, ſo vermaſſakre er ſie.

Am Charfreitage hat er von Zeit zu Zeit während des ganzen Tages die Worte geſungen: „Alle Schlag ein Jud kaput, heut geht noch ein Jud kaput." Des Nachmittags um 2 Uhr wurde er von ſeiner Mutter auf der Straße geſchimpft: „Du biſt der Antichriſt, Du hältſt mit H.... Haus."

Schon des Morgens war der Angeklagte darauf bedacht, daß ſeine Braut dem am Charfreitage um 5 Uhr beginnenden Gottesdienſte beiwohne, und trieb ſie, als die Stunde zum Beſuche der Kirche herannahte, ſehr an, ſich zu beeilen. In dem Augenblicke, als ſie wegging, lachte er ſie an und ſagte: ſie ſolle auch für ihn beten. Nicht nur die Braut, ſondern auch die Schweſter des Angeklagten ging um 5 Uhr in die Kirche, der Gottesdienſt dauerte bis 7 Uhr.

Während deſſelben war der Beklagte und ſeine Mutter allein im Hauſe, eine dritte Perſon war nicht anweſend, und gerade in dieſer Zeit wurde das obenerwähnte Verbrechen an der Wittwe Fuhrmann verübt.

Unmittelbar nach vollbrachtem Verbrechen bis zur Beendigung des Gottesdienſtes war der Angeklagte im Hauſe, denn er öffnete ja ſeiner Schweſter die von innen verſchloſſene Thüre; da ſah er ganz verwirrt aus; er ſprach kein Wort zu ſeiner Schweſter, und erkundigte ſich nicht ein Mal nach ſeiner Geliebten, und entfernte ſich ſchnell in der Richtung von Bingen.

Nachdem der Mutter des Angeklagten die Beſinnung zurückgekehrt war, bezeichnete ſie ihren Sohn als den Thäter des an ihr vollführten Verbrechens, und gab über die Art, wie er daſſelbe vollbracht, folgende Ausſage zu Protokoll: Nachdem meine Tochter um 5 Uhr zur Kirche gegangen, war ich oben im Zimmer allein, mein Sohn war unten im Zimmer mit Schneiderarbeiten beſchäftigt; auf ein Mal höre ich, daß die Hausthüre von innen verſchloſſen wird, mir wird es unheimlich, ich will hinabgehen, ich war aber erſt bis an meine Stubenthüre gekommen, als mein Sohn mir entgegeneilt, ich redete ihn an, er ſolle doch nicht wie ein Tyrann auf mich zugehen, allein er ergriff mich, warf mich zuerſt auf das Bett in meiner Stube, kniete auf mich, ſtopfte mir den Mund mit den Händen und etwas Anderm zu, ſo daß ich nicht ſchreien konnte und mir die Zunge ganz zuſammengedrückt wurde, band mir an jede Hand eine Kordel und beide Hände auf den Rücken, er drückte mir den Hals mit den Händen ſo feſt zuſammen, daß ich beinah erſtickte, er ſchnürte mir alsdann mit einem Riemen den Hals zu, trug mich ſchwebend vom Bett aus der Stube in die Kammer, und verſuchte, mich an dem um meinen Hals befeſtigten Riemen an einem Nagel aufzuhängen, äußernd: jetzt hänge ich dich dahin, und wenn ſie kommen, dann ſehen ſie, was verrichtet iſt.

Der Angeklagte konnte durch das Aufhängen den Tod ſeiner Mutter nicht herbeiführen, denn für den Nagel, an welchem er ſie aufgehängt hatte, war die Laſt zu ſchwer, der Nagel bog ſich abwärts, obſchon der Beklagte einen der ſtärkſten unter den in dem Durchzugbalken der Kammer eingeſchlagenen ſieben Nägeln ausgewählt hatte.

Die Mutter des Angeklagten fährt in ihrer Ausſage folgendermaßen fort:

Darauf ergriff er mich, ſteckte mich, das Geſicht und die Füße gegen den Boden gekehrt, in einem zuſammengekauerten Zuſtande in das eine Gefach der Kiſte und machte den Deckel derſelben zu; derſelbe lag auf meinem rechten Ellenbogen auf. Im Kiſtengefache lagen verſchiedene Taſſen und porzellanes Geſchirr, die durch mein Hineindrücken zerbrachen und mich ſchnitten. Wann und wie ich verbrannt worden bin, darüber vermag ich keine Auskunft zu geben, ich hatte die Beſinnung verloren.

Die Brandwunden wurden der Wittwe Fuhrmann zugefügt, nachdem der Aufhängverſuch mißlungen war und bevor ſie in die Kiſte geſtopft wurde. Während dem war ſie allein unter den Händen des Angeklagten, und darum kann auch nur er der Urheber jener Brandwunden ſeyn. Um die Verbrennung ſeiner Mutter zu bewerkſtelligen, hat der Angeklagte ſich eines eiſernen Kroppens bedient, um in demſelben das Feuer anzuzünden und den Kopf ſeiner Mutter darüber zu halten. Am Charſamſtage ſtand der eiſerne Kroppen, in welchem die Wittwe Fuhrmann Tags zuvor ihr Mittageſſen gekocht hatte, zwar in der Küche ebener Erde, aber er war über die Hälfte mit angebrannten und ſchwarzverbrannten Schälwellenſtücken angefüllt, mehrere halbverbrannte Stücke eines Halstuchs der Wittwe Fuhrmann lagen darin, und am Rande des Kroppens waren einige verſengte Haare ſichtbar. Nach der That lag ein Stück Schälwellenholz in der Kammer, ein anderes Stück im Gange im oberen Stocke.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Franken.) Durch die häufigen Regen mit niederer Temperatur ſchritt das Wachsthum des Weinſtocks in dem

Digitized by Google

Frühjahr langſam vor, und derſelbe blieb in der Blüthe zurück, dieſe Feuchtigkeit war ihm jedoch günſtig zur Bildung der im Winter 1840 bis 1841 erfrornen und durch die vorausgegangenen dürren Sommer noch nicht neu erſetzten Wurzeln. Gerade zur Blüthezeit trat plötzlich heiteres und warmes Wetter ein, und bei vollkommener Bodenfeuchtigkeit ging die Blüthe der vielen Samen ſchneller und beſſer vorüber, als man erwartet hatte. Der 4. Juli iſt als der allgemeine Anfang, der 8. als Mittel der Traubenblüthe anzunehmen, und bis zum 12. hatten dieſe, mit Ausnahmen geringer Lagen, gänzlich verblüht. Mit dem Anfange blieben wir um drei Tage gegen das Jahr 1837, im Mittel um 14 Tage gegen das Mittel 14jähriger Beobachtungen, und um einen Monat und fünf Tage gegen das Jahr 1834 zurück. Die erſt Verblühten wachſen ſchon heran, und bei warmem Wetter iſt nun eine kurze Reifperiode zu erwarten, die auch in 2½ Monaten erfolgen kann, wo dann noch Zeit zur Zuckerbildung übrig bliebe. Bei einem günſtigen September und Oktober dürfte dem Winzer alſo die Hoffnung zu einem Mittelweine werden, was ſehr zu wünſchen wäre, da gerade dieſe Weine am meiſten conſumirt ſind, der Winzer durch die hohen Preiſe aller Lebensbedürfniſſe ſehr im Nachtheile iſt, und eine Mißernte ihn in einen großen Nothſtand verſetzen würde.

(Ein neues Produkt der Induſtrie.) In unſerer jetzigen, an Erfindungen in allen Gebieten des menſchlichen Wiſſens ſo reichen Zeit dürfte ein neues Produkt der Induſtrie um ſo mehr der Beachtung werth ſeyn, als bereits die Zweckmäßigkeit und praktiſche Brauchbarkeit deſſelben durch Ertheilung von Privilegium und Patent von Seiten der k. k. öſterreichiſchen, ſo wie der k. preußiſchen Regierung anerkannt worden iſt. Der Papiermüller Hr. Joſ. Weiß in Ziegenhals hat nämlich die wichtige Erfindung gemacht, aus den Nadeln der Kiefern oder Föhren-Bäume (pinus sylvestris) durch eine eigenthümliche Behandlung eine hanfartige Faſer zu gewinnen, welche mit gezupften Roßhaaren ſowohl im Aeußern, als auch beſonders in Bezug der Elaſtizität faſt identiſch iſt, und durch Vermiſchung mit kurzem Hanfwerk ein dem Flachsgarne ganz ähnliches Geſpinnſt liefert. Dieſem Pflanzen-Faſernſtoff hat der Erfinder den ſehr paſſenden Namen Waldwolle gegeben. Unter der vielſeitigen Verwendung dieſes neuen Produktes iſt eine der zweckmäßigſten die Anfertigung von Matratzen und Steppdecken. Statt daß in die gewöhnlichen Bettdecken ꝛc. Baumwolle und Watte eingelegt iſt, enthalten die Waldwolldecken die, wegen ihrer heilkräftigen Wirkung dem Körper ſo höchſt wohlthätige Waldwolle. Für alle an gichtiſchen und rheumatiſchen Krankheiten Leidende iſt die Benutzung dieſer Decken von entſchieden günſtigem Erfolge, dieſelben ſind daher auch bereits in dem großen k. k. allgemeinen Krankenhauſe in Wien zur Verwendung eingeführt worden, und der dort fungirende Dr. Prliſcheck hat in einem amtlichen Bericht ein ſehr günſtiges Gutachten darüber erſtattet. Auch für die Berliner Charité ſind bereits Probedecken in Anwendung gekommen, und es läßt ſich mit Grund die allgemeine Verwendung derſelben erwarten.

Frankfurter Theater.

Das Repertoir der vorigen Woche brachte uns als Novität und in erſter Wiederholung das Luſtſpiel: — Vicomte von Letorières, oder: die Kunſt, zu gefallen, nach Bayard von Carl Blum. Das Publikum verlangt Novitäten und eine Bühnendirektion wie die unſrige muß ſolche, die an andern Orten beifällige Aufnahme gefunden haben, vorherrſchend berückſichtigen. Demnach mögen wir die Wahl des genannten Luſtſpiels, das auf mehreren Bühnen Glück gemacht, nicht tadeln, obwohl es ſelber uns wenig zugeſagt hat. Einige allerdings effectvolle Scenen und pikante Einzelnheiten, wie z. B. die der Bibliothek des Parlamentsrathes, abgerechnet, beſitzt der Vicomte von Letorièees nicht einmal die den franzöſiſchen Effectſtücken ſonſt eigenen Vorzüge und der dritte Act iſt gedehnt und unintereſſant. Der Kern der Pièce iſt frivol und die Bedeutung des Ganzen nur ſehr gering. Solche Stücke ſind nicht geeignet, zu der ſo lebhaft gefühlten und gewünſchten Bildung und Verbeſſerung des Geſchmacks beizutragen und wenn man ſie einmal geſehen, haben ſie allen Reiz verloren. Einige Entſchädigung bot das wirklich treffliche Spiel des Hrn. Meck (Parlamentsrath). So viel Wahrheit der Charakteriſtik, mit ächtem, unoeekünſteltem Humor vereinigt, konnte die Wirkung nicht verfehlen und wir erkannten wieder, welchen ausgezeichneten Darſteller unſere Bühne in Hrn. Meck beſitzt, dem der lebhafteſte Beifall einſtimmig geſpendet wurde. — Unſere vielbeliebte Mad. Frühauf, als Vicomte von Letorières, darf dieſe Rolle nicht zu ihren intereſſanten zählen. Einestheils hätte ſie dem Chevalier eine noblere Haltung geben und ihn mit mehr Liebenswürdigkeit ausſtatten müſſen, anderntheils iſt es für eine Dame eine wenig dankbare Aufgabe, den Betrunkenen zu agiren, in welchen männlichen Liebhabereien das ſchöne Geſchlecht weder Erfahrung hat, noch haben darf. Solche Verſuche können daher nur mißglücken und zur Karrikatue werden; auch ſind ſie für den Beſchauer höchſt unerbaulich und der Bühne nicht würdig. — Fräul. Albini, welche neulich als Marie in der — neuen Fanchon — ihre Befähigung für die Kunſt auf recht freundliche Weiſe bethätigte und bereits die Zeichen wohlwollender Anerkennung erhalten hat, war als Mariane Grevin mehr die Pariſer Griſette, als die ſchon bedächtiger gewordene Pariſer Bürgersfrau. — Die Rollen des Baron Tibull von Hageon (Hr. Grahn) und des Prinzen von Soubiſe (Hr. C. Schneider) wurden durch die genannten, für unſer Repertoir eifrig und mit gereifter Einſicht wirkenden, geſchätzten Mitglieder gut und beifällig dargeſtellt.

In mehreren Partieen iſt Fräul. Capitain nach ihrer Hamburger Kunſtreiſe wieder aufgetreten und wie ihre Geſangsleiſtung namentlich als Valentine in den Hugenotten ſehr anſprechend war, ſo bewies die ihr gezollte freundliche Aufnahme, daß man ihr ſchönes Talent und ihre ſtets bereitwillige Thätigkeit in gleichem Maße würdigt. Fräul. Capitain möge bleiben, was ſie ſeit fünf Jahren iſt, ein Liebling der Opernfreunde, die ihr mannigfache Kunſtgenüſſe verdanken. — Die Partie des Pagen in den Hugenotten wurde von Fräul. v. Knoll eben ſo anmuthig dargeſtellt als geſungen. Dies zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigende junge Talent ſollte unſeres Bedünkens recht zweckmäßig beſchäftigt werden und würde die verdiente Anerkennung immer finden.

Hr. Pohl 6, vom Theater in Hannover, iſt zweimal aufgetreten, als Philipp Morton und Prinz von Homburg. Jugendliche Perſönlichkeit, ſonores Organ und Wärme der Empfindung gereichen einem Darſteller, auf den wir weiter zurückkommen werden, zur Empfehlung.

M.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 25. Juli. Beliſar, große Oper in 3 Acten, der dritte in 2 Abth., Muſik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 204. Mittwoch, den 26. Juli 1843.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Fortſetzung.)

IV.

Daphne konnte die ganze Nacht faſt kein Auge zuthun. Sie ward von mancherlei Gedanken beunruhigt, und erſchrak jetzt über den unüberlegten Schritt, welchen ſie gethan. Kaum fing es an zu tagen, ſo öffnete ſie raſch das Fenſter ihres kleinen Zimmers. Die goldnen Strahlen der Morgenſonne ſpiegelten ſich in tauſend Thautropfen auf dem Laub der Bäume; rings erſchallte das Gezwitſcher der Vögel, die ihr fröhliches Morgenlied ſangen, in das manchmal feierlich der Ruf des Hahns hineintönte; überall regte ſich munteres Leben auf Feld und Wieſen, und Daphne fand wieder auf Augenblicke ihre frühere Heiterkeit. Ihr Geiſt ſchwärmt jetzt von neuem auf den heiteren Gefilden ihrer hoffnungsvollen Liebe. Die Wege der Liebe ſind wie die der Sünde, anfangs reizend mit Blumen beſtreut; Daphne ſtand erſt am Eingange dieſes verlockenden Weges, und ahnte nicht, in welche Abgründe er führen könnte. Während ſie ſich bemühte, alle traurigen Gedanken von ſich zu bannen, welche ſie in der vergangenen Nacht gequält hatten, ſah ſie auf ein Mal Hektor mit raſcher Bewegung hinter der Weißdornhecke hervorkommen.

„Willkommen!“ rief ſie, „willkommen! Du kömmſt ja mit der aufgehenden Sonne!“

„Wie reizend biſt Du dieſen Morgen!“ entgegnete ihr Hektor, mit dem Ausdrucke angenehmer Ueberraſchung. Daphne ſchlug verſchämt die Augen nieder, als er dies ſprach, und warf zugleich einen flüchtigen Blick auf ſich. Sie gewahrte zu ihrem höchſten Entſetzen, daß ſie nur nachläſſig bekleidet war. Sie flog vom Fenſter zurück und machte in der Eile ihre Toilette, wie am vergangenen Tag. Hektor war unterdeſſen in das Zimmer getreten. Er hatte Schreibmaterialien bei ſich, und Daphne ſetzte nun den beſprochenen Abſchiedsbrief an ihre Mutter auf.

„Meiſterhaft!“ rief Hektor, als er den Brief geleſen; „ich habe einen Bauernburſchen mitgebracht, der das Schreiben an Madame Deshoulieres überbringen ſoll; was mich betrifft, ſo begebe ich mich, wie gewöhnlich, um 9 Uhr in den Park. Durch mein Erſcheinen daſelbſt werde ich jeden etwaigen Verdacht verſcheuchen. Deine Mutter reiſ't noch dieſen Abend nach Avignon, ſo daß wir ſchon morgen früh von keiner Seite mehr etwas zu befürchten haben.“

Das liebende Paar frühſtückte alsdann mit all' der Heiterkeit und muntern Laune, welche nur Jugend und Liebe immer geben können. Daphne war ſelbſt mit dem zerbrochenen Kruge ihrer Wirthin an den Brunnen gegangen, um Waſſer zu holen. „Du ſiehſt, Hektor,“ ſagte ſie, als ſie ſich zu Tiſche ſetzte, „daß ich alle Eigenſchaften eines tüchtigen Bauernmädchens habe.“

„So wie die Anmuth einer Herzogin,“ fügte der Jüngling galant bei.

Um neun Uhr kam Hektor auf der Wieſe vor dem Parke an. Kein Menſch war ringsum zu ſehen. Er öffnete das Thor des Parks, und war kaum einige Schritte in demſelben gegangen, ſo begegnete er der Madame Deshoulieres.

„Wo iſt Daphne?“ rief dieſe mit ſchmerzlich bewegter Stimme. „Haben Sie meine Tochter nicht geſehen?“

„Ich hoffte, ſie hier zu treffen,“ entgegnete Hektor mit dem Ausdrucke verſtellter Ueberraſchung.

„Sie iſt entwichen,“ begann die Mutter wieder, „ſie hat ſich, gleich einer verſchlagenen Dirne, heimlich fortgeſtohlen, und iſt, als Schäferin verkleidet, in ein Kloſter gegangen, das undankbare, tolle Geſchöpf! — Und ich muß dazu noch heute Abend von hier abreiſen, ſo daß es mir unmöglich iſt, die Spur der Flüchtigen zu verfolgen.“

Hektor fuhr fort, den Ueberraſchten zu ſpielen; ja, er erbot ſich, der Entflohenen ſelbſt nachzuſetzen. Die Herzogin, Amaranthe und Madame Deshoulieres dankten ihm alle für ſeine freundſchaftliche Theilnahme, und er ſchied endlich von denſelben in der feſten Ueberzeugung, daß er ein Meiſter in der Verſtellungkunſt ſey, und die herrlichſten Anlagen zu einem Schauſpieler habe.

Er kehrte ſogleich wieder zu Daphnen zurück, die er in Schwermuth verſunken fand; er ſuchte ſie durch eine beredte Schilderung ihres künftigen Glückes zu erheitern. Am folgenden Tage aber kam er ſpäter, wie bisher — er ſchien ſelbſt traurig und verſtört, und umarmte ſeine Schäferin mit ſichtlicher Befangenheit. Erſcheinungen, wie dieſe, entgehen nie der Beobachtung liebender Schäferinnen, mögen ſie von vornehmem oder gemeinem Stande ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Miſſionär unter den Zigeunern.

(Fortſetzung.)

Um unſern Leſern einen Begriff von dem unſinnigen Charakter zu geben, welcher manche dieſer Feſte bezeichnet, wollen wir hier die Beſchreibung einer Hochzeitfeier folgen laſſen, der Hr. Borrow in Perſon beigewohnt.

„Das Brautpaar hatte“, ſo erzählt der Genannte, „für ungeheure Koſten eine Tonne voll Zuckerwerk gekauft, nicht etwa zur Weide des Gaumens, ſondern zu einem ächt zigeuneriſchen Zwecke. Dieſes Konfekt der verſchiedenſten Art und Geſtaltung (der größte Theil beſtand jedoch aus Eierdottern, mit einer Kruſte Zucker überzogen, ein beſonderer Leckerbiſſen der Zigeuner) war auf dem Boden eines großen Zimmers ausgeſtreut und bedeckte denſelben wenigſtens in einer Höhe von drei Zoll. In dieſes Zimmer ſtürzten auf ein gegebenes Zeichen Braut und Bräutigam herein, „romalis“ (Zigeunertänze) tanzend, und es kamen bald alle übrigen Zigeuner hinter ihnen drein getanzt. In wenigen Minuten war alles Zuckerwerk in Staub oder vielmehr in eine Art Brei verwandelt und die Tänzer wateten in einem Meere von Süßigkeiten. Die nun folgende Luſtigkeit gränzte an eigentlichen Wahnſinn. — So feiert das junge Paar ſeine Vermählung drei Tage hindurch, und es läßt ſich leicht begreifen, daß während dieſer Zeit der größte Theil des Vermögens der Braut ſowohl als des Bräutigams in toller Verſchwendung durchgebracht werde. Einige Zigeuner, die an mehreren ſolcher ausſchweifenden Feſtlichkeiten Theil genommen, verſicherten dem Hrn. Borrow, daß ſie jedesmal wie von Sinnen geweſen und oft ſogar das Geld, in eigentlichem Sinne des Worts, zum Fenſter hinausgeworfen.“

Die Zigeunerſprache wird nirgends reiner geſprochen als in Ungarn. Die „Chingani“ hatten früher manche Privilegien, da ſie noch auf den Ländereien der Krone anſäſſig waren; gegenwärtig ſind ſie aber auf allen Gütern der Adeligen zerſtreut und daher denſelben gänzlich unterworfen. Sie durften in alten Zeiten einen Wojwoden oder Oberrichter für jede ihrer Genoſſenſchaften wählen, doch haben ſie die Privilegien längſt verloren. Nach einer Zählung, welche im Jahre 1782 vorgenommen wurde, beliefen ſich die Zigeuner in Ungarn auf 50,000, ihre Anzahl ſoll aber ſich ſeit der Zeit von Jahr zu Jahr vermindert haben.

Viele ungariſche Zigeuner dienten zur Zeit Napoleons unter den Franzoſen in Spanien. Sobald ſie in ſpaniſche Orte einquartirt wurden, ſuchten ſie jedesmal ihre Brüder, die Gitanos, auf, bei welchen ſie wegen ihrer Ueberlegenheit in ſchlauen Diebskniffen in ſolchem Anſehen ſtanden, daß ſie faſt als Weſen höherer Art angeſehen wurden. Der Ausdruck, deſſen ſich die Gitanos noch bis auf den heutigen Tag bedienen, wenn ſie jene Meiſterſchaft ihrer ungariſchen Brüder in der edlen Kunſt des Stehlens bezeichnen wollen, iſt höchſt originell und zeigt, welch' günſtigen, vortheilhaften Eindruck die „Chingani“ auf ſie gemacht. Der Ausdruck heißt, wörtlich aus der Zigeunerſprache in die unſere überſetzt, ſo viel als: „ſie verſtehen die ganze Rechenkunſt.“

Manche intereſſante Scenen fanden zwiſchen den Chinganis und Gitanos auf den Schlachtfeldern des franzöſiſch-ſpaniſchen Kriegs ſtatt. Das Folgende ward dem Hrn. Borrow von Antonio, einem Zigeuner von Badajoz, ſelbſt erzählt. Antonio war, nach der Schilderung des Hrn. Borrow, ein Mann von ungefähr 45 Jahren, hatte eine „Zamarra“ von Schafsleder um, und einen hohen, andaluſiſchen Hut auf dem Kopf; ſein Teint war dunkelbraun und ſeine Augen glühten von unheimlichem Feuer. Er zeigte in ſeinem ganzen Weſen eine intereſſante Miſchung von Banditen- und Zigeunerthum. „Reich mir deine Hand, Bruder!“ wandte er ſich an Hrn. Borrow. „Ich wäre früher gekommen, dich zu ſehen, doch bin ich zu Olivienza geweſen, mich nach einem Pferde umſchauend. Alles, was ich von dir gehört, flößte mir lebhaftes Verlangen ein, dich kennen zu lernen, und ich ſehe nun, daß du mir Vieles ſagen kannſt, was ich noch nicht weiß. Ich bin „Zinkalo“ von ganzer Seele; ich liebe unſern Stamm und haſſe die Busné. Könnte ich, wie ich wollte, ſo würde ich jeden Tag mein Geſicht mit dem Blut eines Busné waſchen, denn die Busnén ſind doch nur dazu in der Welt, um beſtohlen und geſchlachtet zu werden; die „Cales“ dagegen liebe ich von Herzen und höre gern von ihnen, beſonders von denen in fremden Ländern, denn die Cales in fremden Ländern ſind klüger, als wir in Spanien, und gleichen noch mehr unſern Vorfahren aus alten Zeiten.“

(Fortſetzung folgt.)

Aſſiſengericht.

Mainz, 23. Juli.

(Fortſetzung.)

Gegen 11 Uhr des Nachts am Charfreitage kam der Angeklagte in die Wohnung des Peter Roth nach Büdesheim, er traf hier ſeine Braut, und ſagte ihr, er ſey am Rhein geweſen, um ſich in das Waſſer zu ſtürzen, er habe ſich aber eines Andern beſonnen und wolle ſie noch ein Mal ſehen. Jetzt wolle er ſich lieber preisgeben, denn ſterben müſſe er doch. Seine Braut richtete an ihn die Frage: was haſt Du gethan? und er antwortete: ich habe nichts gethan, ich kann mir kein Gewiſſen daraus machen, ich habe es aus Gerechtigkeit gethan. In Gegenwart vieler Perſonen erklärte er alsbald nach ſeiner Ankunft im Roth'ſchen Hauſe, er habe das Uebel verübt, das Luder (ſeine Mutter bezeichnete er mit dieſem Ausdrucke) müſſe ſterben, drei Tage hindurch habe er daran ſtudirt, ſeit drei Tagen habe er die That im Sinne geführt, und darum auch ſeine Geliebte in die Kirche geſchickt; er habe ſeiner Mutter mit einem Riemen, den er dabei den anweſenden Polizeiagenten übergab, die Gurgel zugeſchnürt und ſie gebrannt, ſie habe dies ſchon an ſeinem Vater verdient, Gott habe es ſo haben wollen, ſeine Mutter habe ihn dazu gereizt, indem ſie ihn und ſein Mädchen beſchimpſt habe, ſein Mädchen ſo garſtig behandelt, und ihr ſogar das Waſſer eingeſchloſſen, und namentlich am Charfreitage ihm zwei Töpfchen, worin er ſein Nachteſſen habe kochen wollen, aus Bosheit umgeſtoßen habe. Am folgenden Tage äußerte der Angeklagte bezüglich des Verbrechens im Gefängniſſe: er bereue es, es thue ihm leid, aber es ſey geſchehen; und wenn ſeine Mutter nicht gegen ihn die Aeußerung gethan hätte, eher wolle ſie verbrennen, als daß er ſeine Geliebte heirathen dürfe, ſo würde er nie auf den Einfall gekommen ſeyn, ſie zu verbrennen.

Der Angeklagte hat in ſeinen Verhören vor dem großh. Unterſuchungsrichter eine Reihe von Angaben zu Protokoll gegeben, wodurch er das Andenken an ſeine Mutter auf eine ſchmachvolle Weiſe ſchändet; er geſteht zu, daß er, nachdem

Digitized by Google

ſeine Schweſter und Braut in der Kirche geweſen, die Hausthüre abgeſchloſſen, daß außer ihm und ſeiner Mutter damals keine dritte Perſon im Hauſe geweſen, daß er ſeiner Mutter die Hände auf den Rücken gebunden, ſie in das Gefach der Kiſte geſteckt und den Kiſtendeckel zugebunden habe. Die übrigen im Roth'ſchen Hauſe zugeſtandenen Thatſachen hat er widerrufen, weil er nur in der Verwirrung ein ſolches Geſtändniß abgelegt und hiebei ſehr übertrieben habe, um ſich unter die Guillotine zu bringen. Er ſuchte in ſeinen Verhören den Glauben zu erregen, als habe ſeine Mutter aus Bosheit gegen ihn ſich ſelber verbrannt, um ihn, gleich ſeinem Vater, ins Zuchthaus zu bringen, oder daß ſeine Mutter in Folge einer Strafe Gottes, die ſie ſich durch die Verheißung, eher wolle ſie verbrennen, als daß ihr Sohn ſeine Braut heirathen dürfe, zugezogen habe, verbrannt ſey; es ſey, behauptet er, auf dem Herde im oberen Stocke Feuer geweſen, und er habe ſeine Mutter mit dem Kopfe in dieſem Feuer liegend gefunden; dieſes Feuer habe er in den Kroppen gelegt und hierauf den Kroppen in die Küche herabgetragen. Durch die Unterſuchung, namentlich durch eine Ortsbeſichtigung, iſt nachgewieſen, daß auf dem Herde ſeit ſehr langer Zeit kein Feuer gebrannt worden iſt.

Demzufolge wird Peter Fuhrmann u. ſ. w. angeklagt, daß derſelbe am 14. April 1843 ſeiner Mutter Juſtine, verwittwete Fuhrmann, rechtswidrig ſolche Beſchädigungen, welche als wirkende Urſachen den am 23. April erfolgten Tod ſeiner leiblichen Mutter herbeigeführt haben, zugefügt und daß der Inculpat dieſe rechtswidrige Tödtung ſeiner Mutter mit Vorbedacht verübt, oder aber dieſe That im Affekte vollbracht habe, aber in Folge eines mit Vorbedacht gefaßten Entſchluſſes... So weit der Anklageakt, nach deſſen Vorleſung zum Zeugenverhöre geſchritten wurde. Es wurden 16 Zeugen aufgerufen, wovon 11 Belaſtungs- und 5 Entlaſtungszeugen. Der erſte Zeuge, der Kaufmann Epenetter von Büdesheim, machte folgende Ausſage:

Am Charfreitag Abend nach beendigtem Gottesdienſte ſtand ich an meiner Hausthüre, als die Schweſter des Angeklagten plötzlich mit dem Rufe: „meine Mutter, ach, meine Mutter!" aus ihrem Hauſe kam, auf mich zulief und um Hülfe bat; ich begleitete ſie in das Haus, die Treppe hinauf in die Stube und kam in die Kammer, wo ſie mich an die Kiſte führte, in der ich etwas eingezwängt ſah, das ich, weil es nicht mehr ganz hell war, anfangs nicht gut erkennen konnte, als ich es jedoch näher betrachtete, ſo ſah ich, daß es die Wittwe Fuhrmann war, die da lag, den Kopf unten, die Füße eingezwängt und die Hände auf den Rücken gebunden; ich nahm ſie aus der Kiſte heraus, ſchnitt ihr die Hände auf und legte ſie auf einen in der Kammer liegenden Strohſack. Auf dem Boden der Kiſte bemerkte ich verbrochenes Porzellangeſchirr und gebrochene Medizingläſer, durch deren Stücke der Kopf der Wittwe Fuhrmann verwundet und voll Blut war; zugleich bemerkte ich, daß ſie an Naſe, Kopf und Hals Brandwunden hatte und daß das eine Ohr ganz verkohlt war. Ohngefähr eine halbe Stunde, nachdem die Frau aus der Kiſte gezogen war, fing ſie an, zu ſprechen. Eine halbe Stunde vor dem Erſcheinen der Schweſter des Beklagten war dieſer bei dem Zeugen im Laden geweſen und hatte Knöpfe gekauft; er war ihm weder verwirrt, noch verſtört vorgekommen. Ueber die Verhältniſſe im älterlichen Hauſe des Beklagten gefragt, erklärte der Zeuge, die Eltern hätten ſtets im Streite gelebt und wären ſehr hitzige Leute geweſen.

Der Zweite, eine Nachbarsfrau, eilte auf das Hülferufen der Tochter zuerſt in das Wohnhaus der Wittwe Fuhrmann, als ſie jedoch die Frau in die Kiſte eingezwängt ſah, wollte ſie ſich, weil es ihr ängſtlich wurde, hinwegbegeben, als Hr. Epenetter erſchien, dieſelbe aus der Kiſte zog und ſie (die Zeugin) erſuchte, dazubleiben. Die Zeugin gibt über die Brand- und andere Wunden der Fuhrmann dieſelben Erklärungen, wie der erſte Zeuge. Als einige Zeit nachher die Frau zu ſprechen anfing, ſo erſchien der herzugerufene Bürgermeiſter von Büdesheim, er fragte ſie, wer ſie ſo übel zugerichtet, worauf ſie erwiederte, mein Peter. (Ihr Sohn, der Angeklagte.)

Der dritte Zeuge, Hr. Bürgermeiſter Georges von Büdesheim: Am Abende des Charfreitags wurde er in die Fuhrmann'ſche Behauſung gerufen; als er dort ankam, traf er den Epenetter, eine Nachbarsfrau, die Tochter der Wittwe Fuhrmann und dieſe ſelbſt, die ächzend auf einem Strohſacke lag; er fragte ſie, wer ſie ſo zugerichtet, worauf ſie erwiederte: mein Sohn Peter, und dann hinzuſetzte, ihre Tochter wäre in die Kirche gegangen und ihr Sohn hätte im unteren Stocke gearbeitet, plötzlich hätte ſie die Thüre unten innerlich verſchließen hören, da habe ſie ſich aus dem Hauſe flüchten wollen, aber ſchon auf der Thürſchwelle ſey ihr Sohn ihr entgegen gekommen, habe ſie gebunden und mit einem Riemen aufhängen wollen, da habe ſie die Beſinnung verloren und wiſſe nicht, was weiter mit ihr geſchehen. Der Zeuge gibt auf die an ihn gerichteten Fragen Auskunft über die an der Wittwe Fuhrmann entdeckten Brand- und andere Wunden. Ueber die Familienverhältniſſe befragt, gibt er dem Beklagten ein ſehr gutes Zeugniß; er wäre, ſagt er, meiſtens außerhalb des Orts und des älterlichen Hauſes geweſen und hätte ſechs Jahre im großh. Militärdienſte geſtanden, er hätte ſich ſtets gut betragen und die beſten Zeugniſſe vorgebracht, auch hätte, mit Ausnahme ſeiner Mutter und Schweſter, nie Jemand in Büdesheim eine Klage gegen ihn geführt. Seinem ſonſtigen Benehmen zufolge hält der Zeuge es für unglaublich, daß der Beklagte die Mißhandlungen, von denen hier die Rede ſey, gegen ſeine Mutter verübt habe. Am 2. April l. J. wäre er mit ſeinem Abſchiede vom Militär und ſeiner Braut in Büdesheim angekommen und hätte ihm (dem Zeugen) die Anzeige gemacht, daß er ſich häuslich dort niederlaſſen, das Schneiderhandwerk betreiben und ſich verehelichen wolle, worauf er ihm bemerkt, daß er das wohl könne, daß er jedoch zur Verehlichung der vorgeſchriebenen Papiere bedürfe und daß er ihm rathe, nicht bei ſeiner Mutter zu wohnen; der Angeklagte habe ihm wegen dieſer Bemerkung auch gänzlich beigepflichtet; da er (der Zeuge) gewußt, daß Vater und Mutter des Beklagten ſtets im Streite gelebt, daß der Vater nicht lange vorher, wie man behauptet, wegen Vernachläſſigung geſtorben, ſo habe er geglaubt, den Angeklagten warnen zu müſſen.

Auf die Ausſage des erſten und zweiten Zeugen erklärt der Beſchuldigte nichts zu erinnern zu haben. Auf diejenige des Bürgermeiſters bemerkte er jedoch, ſein verſtorbener Vater ſey von ſeiner Mutter ſehr übel behandelt worden, und er glaube, ſeine Mutter ſey an deſſen Tode ſchuld geweſen, deßhalb habe man ihm auch denſelben verheimlicht; dieſes ſey auch Urſache geweſen, daß er nie eine Neigung zu ſeiner Mutter habe gewinnen können; was die übrigen Ausſagen des Zeugen betreffe, ſo habe er nichts dagegen zu erinnern. (Fortſ. folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(**Beſtes Mittel gegen Hühneraugen.**) Die Anwendung des Gummielaſtikum in ſo manchen Gewerben, das man jetzt in Platten dünn, wie ein ſtarkes Papier, erhalten kann, brachte Einſender dieſes, der ſchon viele Jahre Alles gegen dieſen ſchmerzhaften Zuſtand verſuchte, auf den Gedanken, dieſes Gummi, als ein weiches, den Druck und die Reibung verhinderndes Material, in Form einer Brille, d. h. einer runden, in der Mitte mit einem Loche verſehenen Scheibe, am Licht etwas erwärmt, daß es feſtklebt, gegen Hühneraugenſchmerzen zu verſuchen; bei Schwielen iſt es beſſer, ein längliches Stück, etwas größer als die harte Haut, zu gebrauchen. Der Erfolg entſprach der Erwartung, und ſeitdem dieſes Gummi aufliegt, ſind die Schmerzen verſchwunden. Jeder, der die Pein kennt, die trotz Campers gelehrter Arbeit — über den beſten Schuh —, die Menſchheit quält, wird es begreiflich finden, daß die Chineſen, bei denen Campers Werk dermalen noch unbekannt iſt, wenn ſie Jemanden etwas Böſes wünſchen wollen, ihm nachrufen, er möge Hühneraugen bekommen, welche bei den verrenkten kleinen Füßen dieſer Nation allerdings mit Rieſenkraft ihre Herrſchaft gelten laſſen werden, und der Erfahrung Dank wiſſen, die ihm das Gummielaſtikum empfiehlt. (Hr. Valentin **Albert** dahier verfertigt und verkauft ſolche Brillen gegen Hühneraugen.)

(**München, 15. Juli.**) In der königl. **Erzgießerei** erwartet man in dieſem Monat zwei Modelle der Statuen von Bolivar und dem Könige von Neapel, gefertigt von Tenerani in Rom und beſtimmt, hier in Erz gegoſſen und ſodann nach Amerika und Neapel verſendet zu werden. Gegenwärtig iſt man beſchäftigt, das coloſſale Modell zur Statue Goethe's von Schwanthaler zu formen, und arbeitet an der Vollendung der rieſenmäßigen Bildſäule des Großherzogs von Heſſen, die, im Guß durchaus gelungen, nun unter den Händen der Ciſeleurs iſt. Das Denkmal des Großherzogs von Baden wird geformt, und der Guß demnächſt beginnen. Dies wird als eins der anſprechendſten Werke aus Schwanthalers Werkſtatt gerühmt werden, da die Koloſſalſtatue des Fürſten durch vier allegoriſche Geſtalten, die an den Ecken des Poſtaments ſtehen, eine reiche, edle und ſinnige Verſchönerung erhält. Das überragendſte Unternehmen indeß bleibt die Bavaria, um ſo erſtaunenswerther, als ununterbrochen noch an dem 50 Fuß hohen Modell fortgearbeitet, verändert und verbeſſert wird. Wenn man zuſieht, wie Schwanthaler bei den ſchwierigſten Aufgaben unermüdet aushält, wie er bei einer Figur von dieſen Dimenſionen noch Höhen- und Breitenverhältniſſe, Lagen und Bewegungen von Händen und Armen ändert, und nicht ruht, bis die genügende Wirkung erreicht iſt, ſo ſollte man meinen, er habe ſein Leben an die Vortrefflichkeit einer Statue geſetzt, die ſeines Heimathlandes Namen tragen ſoll. Es macht einen faſt mährchenhaften Eindruck, wenn man an dieſem Gypsberge die Künſtler arbeiten ſieht, wie ſie von einer Locke zur andern klimmen, die Falten des Gewandes auf Leitern erſteigen und mit Brücken überſchreiten. Und dieſe ganze ungeheure Maſſe ſoll in Erz gegoſſen werden! Der König läßt gegenwärtig dazu ein ganz neues Gießhaus, einen Anbau des bisherigen, deſſen größte Grube nicht ausreichte, errichten. Leider befindet ſich der treffliche Inſpektor der Anſtalt, Stiglmayer, noch immer nicht vollkommen im Beſitze der früheren Geſundheit. Dagegen hat ſich ſein Neffe, Müller, mit ganzer Kraft und ausgerüſtet mit Einſicht und Uebung, dem Geſchäfte gewidmet. Für Wunſiedel iſt das Denkmal Jean Paul's in Erz gegoſſen worden, das aus einer Koloſſalbüſte des großen Dichters beſteht, die auf ein Poſtament zu ſtehen kommt, vor der Kirche und vor dem Hauſe, in welchem derſelbe geboren iſt.

Korreſpondenz.

Hanau, im Juli.

Der langen Verzögerung nach ſcheint unſere im Baue begriffen geweſene katholiſche Kirche nicht viel beachtet zu werden; denn es iſt bekanntlich ſchon ein halbes Jahr vorüber, daß wir die ſchrecklichen Momente des Einſturzes bedauerten. Während dieſer Zeit ſind nun auch alle Bauarbeiten eingeſtellt worden und nur die Ausräumung und Abbrechung der noch ſtehengebliebenen Seite des verunglückten Mittelſchiffs fand im vergangenen April ſtatt, welche Arbeiten auch raſch endeten. Man freute ſich ſchon allgemein auf den Fortbau dieſer Kirche, als man das raſche Arbeiten ſah, und hoffte, dieſelbe noch in dieſem Jahre in ihrer Vollendung zu ſehen; leider aber war man ſehr getäuſcht, denn man vernahm, daß die Herren Baubeamten noch nicht einmal den neuen Plan entworfen hätten, mit welchem dieſelben beauftragt waren. Erſt vor etwa acht Wochen ſind nun endlich die genannten Herren mit dieſer ſchweren Arbeit fertig geworden und haben dieſen neu entworfenen Plan der Oberbaubehörde zu Kaſſel zur Genehmigung überſchickt. Man wartet daher noch fortwährend mit Spannung auf die Entſcheidung der Oberbehörde. Die hieſigen Katholiken wollen aber behaupten: die Kirche müſſe jetzt der Staat ausbauen laſſen und die Koſten dafür tragen; denn die Gemeinde hätte beinahe ſämmtliche Fonds verausgabt, ſo daß es derſelben unmöglich ſey, den Schaden wieder zu erſetzen, der durch den Einfall hervorgerufen wurde, und zumalen wäre auch der Bau der Kirche von der Staatsregierung genehmigt und geleitet worden. Se. Hoh. der Kurprinz und Mitregent, welcher bei ſeiner letzten Durchreiſe die Kirche in Augenſchein nahm, ſoll ſich damals, dem Vernehmen nach, günſtig für dieſelbe ausgeſprochen haben, und es iſt zu hoffen, daß bald wieder der Fortbau beginnen wird. Es iſt aber auch wirklich die höchſte Zeit, daß die Gemeinde bald in die neue Kirche überziehen kann, denn jene wird immer größer. Möchte doch ja bald dafür geſorgt werden, daß dem angedeuteten Uebel bald abgeholfen werde.

Kaſtel, 22. Juli.

Heute Nachmittag um 5 Uhr fiel ein kleiner Knabe von 8 bis 9 Jahren auf dem vierten Theil der Rheinbrücke von hier aus, als er zu einem andern, welcher mit Fiſchen in einem Brückenſchiff beſchäftigt war, ſteigen wollte, in den Rhein. Letzterer, Namens **Joſeph Maiſinger**, 15 Jahre alt, von hier, gewahrte dies kaum, als er mit eigener Lebensgefahr nachſprang und dieſen durch die größte Anſtrengung ſo lange über dem Waſſer hielt, bis die herbei eilenden Kähne beide aufnahmen. Ohne dieſen raſchen Entſchluß des Obengenannten wäre der Kleine unrettbar verloren geweſen, da der Rhein durch ſeine außergewöhnliche Höhe eine ſehr ſtarke Strömung hat und die Kähne auch nicht im erſten Augenblick bei der Hand waren.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 26. Juli. (Neu einſtudirt): **Die Macht der Verhältniſſe**, Schauſpiel in 5 Acten, von Robert. (Gaſtrolle) Auguſt Weiß: Hr. **Pohl6**, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 205. Donnerſtag, den 27. Juli 1843.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Fortſetzung.)

Hektor trennte ſich dies Mal bald von der Geliebten, ohne ihr vorher den Grund ſeiner Niedergeſchlagenheit geoffenbart zu haben. Unſere Leſer werden dieſelbe leicht begreifen, wenn wir ihnen zuvor mitgetheilt, was ſich unterdeſſen zugetragen. Hektors Nichte, Klotilde, war den Abend zuvor mit einer alten Tante auf dem Schloſſe Langevy angelangt, entſchloſſen, den ganzen Frühling in demſelben zuzubringen. Herr von Langevy, der in Erklärung ſeines väterlichen Willens nicht viele Umſchweife zu machen pflegte, kündigte dem Sohne ein für alle Mal an, daß es ſeine Pflicht wäre, als des Erben eines großen Namens und eines kleinen Vermögens, ſeine Couſine, die ſchön ſey, und, was mehr ſagen wolle, reich, ſehr reich, ohne Bedenken zu heirathen, widrigenfalls er für die Folgen ſtehen müſſe. Hektor fühlte auf die unbillige, herzloſe Zumuthung wohl in ſeinem Innern die äußerſte Entrüſtung, und machte bei ſich manches ſtille Gelübde unwandelbarer Treue gegen Daphne; doch läßt es ſich nicht läugnen, daß er, abgeſehen von dem Vermögen ſeiner Couſine, dieſelbe nach näherer Betrachtung nicht ſo übel fand. Sie war in der That ſehr ſchön, und hatte ein höchſt anmuthiges, bezauberndes Weſen. Sie hing ſich an ſeinen Arm mit der liebenswürdigſten Unbefangenheit und Grazie, und war in ihrer Unterhaltung äußerſt angenehm, voll Witz und munterer Laune. Mit einem Worte: wenn er nicht ſchon in Daphnen verliebt geweſen wäre, ſo würde er es jetzt ſterblich in Klotilde geworden ſeyn. Da er nun genöthigt war, ſeine Couſine auf ihren erſten Promenaden in der Umgebung des Schloſſes zu begleiten, oder überhaupt mit ihr zu brechen, ſo ließ er ſich zwei Tage hindurch in dem „Rebenhäuschen“ nicht ſehen. Am dritten Tage bat Klotilde, ſie doch an die reizenden Ufer des Lignon zu führen, und da ſie ihre Bitte in Gegenwart des Vaters vorbrachte, ſo wagte Hektor nicht, dieſelbe zu verweigern. Der geradeſte Weg von dem Schloſſe an den Lignon führte an dem Rebenhäuschen vorbei — Hektor fühlte aber nicht ſonderliche Luſt, dieſen geraden Weg einzuſchlagen. Er machte einen Umweg von wenigſtens einer Stunde, und führte Klotilde faſt bis an den Park d'Urtis. Während ſie ſich mit Blumenpflücken ergötzte und in ſtillem Vergnügen an dem Rande des Stroms dahinwandelte, ruhte Hektors wehmüthiger Blick auf dem Schauplatz ſeines erſten Zuſammentreffens mit Daphnen, unter den ſchönen Weiden am Ufer des Lignon. Den ſo in wehmüthigen Erinnerungen Verlornen ſchreckte plötzlich ein lauter Schrei auf, den Klotilde ausſtieß; ſie hatte ſich zu weit vorgebeugt, um eine am Rande des Lignon ganz nahe am Waſſer blühende Blume zu pflücken, hatte das Gleichgewicht verloren, war dicht an dem Rande des Ufers niedergeſunken, und kaum noch einen Zoll breit von der Fluth entfernt. Hektor eilte ihr ſchnell zu Hülfe, hob ſie ſanft in die Höhe und half ihr auf das Ufer, indem er ſie zugleich bat, ihr Haupt auf ſeine Schulter zu ſtützen.

„Gleicht ſie nicht einer Najade, von ihrem Schäfer überraſcht?“ dachte er bei ſich, und kam aller Wahrſcheinlichkeit nach in dieſem Augenblicke mit ſeinen Lippen Klotildens rechter Wange ziemlich nahe, welche faſt auf ſeiner Bruſt ruhte. Als er empor ſah, erblickte er auf dem andern Ufer des Fluſſes, halb unter Weiden verſteckt — — Daphnen! Sie hatte die Rebenhütte verlaſſen, um noch ein Mal die Wiege ihrer erſten Liebe zu ſchauen und über den bunten Teppich der Wieſe zu wallen, wo ſie vor zwei Tagen ſo glücklich geweſen. Was aber mußte die Arme ſehen, was hören? Als ganze Entgegnung auf den Kuß, von welchem ſie unglücklicher Weiſe Augenzeugin ſeyn mußte, zerbrach ſie ihren Stab in dem Anfall erſter Wuth. Dann aber ſank ſie mit einem lauten Schrei ohnmächtig auf das Ufer nieder. Bei dieſem Anblick jedoch, bei dem Anblick ſeiner unglücklichen Daphne, die bewußtlos am Ufer des Lignon lag, ſetzte er, von Liebe und Verzweiflung getrieben, wie ein Wahnſinniger über den Strom, eilte zu der ohnmächtigen Daphne, nicht achtend auf den Ruf Klotildens, und hob ſie mit zitternden Armen vom Boden auf.

„Daphne, Daphne!“ rief er, „ſieh empor! Ich liebe nur Dich, Dich allein, theuere Daphne!“

Er umarmte ſie zärtlich, und redete mit ihr, als wenn ſie ſeine Worte verſtünde. Daphne ſchlug auf einen Augenblick ihre Augen auf mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes; ſie ſchloß ſie ſchnell wieder und ſchauderte dann zuſammen: „Nein, nein!“ rief ſie, „die Zeiten ſind längſt vorbei! Du biſt nicht länger mehr mein Daphnis, noch ich Deine Daphne — laß mich, laß mich hier allein verzweifeln und ſterben!“

„Meine ſüße, holde, theure Daphne!“ begann Hektor wieder. „Ich liebe Dich! Ich ſchwöre es Dir bei Allem, was nur heilig ſeyn mag! Ich werde Dich nimmer verlaſſen, meine holde Daphne!“ (Fortſ. folgt.

Digitized by Google

Der Miſſionär unter den Zigeunern.

(Fortſetzung.)

Herr Borrow fragte Antonio: „Biſt du je zuvor mit andern Zigeunern, als den Gitanos, zuſammengekommen?"

Antonio: „Laß dir erzählen, Bruder. Ich diente als Soldat in dem ſpaniſchen Freiheitskriege gegen die Franzoſen. Der Krieg iſt allerdings keine paſſende Beſchäftigung für einen Gitano, doch damals waren ſeltſame Zeiten, und alle die, welche Waffen tragen konnten, wurden genöthigt, mit in den Krieg zu ziehen; ſo zog auch ich mit den Engländern, und wir jagten die „Gabinè" (Franzoſen) bis an die Gränze von Frankreich; da traf es ſich einſt, daß wir in einem verzweifelten Kampfe hart an einander geriethen, und es entſtand eine Verwirrung und die kämpfenden Parteien vermiſchten ſich und fochten Schwert gegen Schwert und Bayonnet gegen Bayonnet, und ein franzöſiſcher Soldat drang auf mich ein und wir fochten lange Zeit, in die Kreuz und Quer hauend und einander dabei verfluchend, bis wir endlich unſere Waffen niederwarfen und uns packten; wir rangen lange miteinander, Leib gegen Leib, doch ich fühlte endlich meine Kräfte ermatten und unterlag der Uebermacht des franzöſiſchen Soldaten. Sein Knie ſtand auf meiner Bruſt; er packte mich mit der einen Hand an der Kehle und zog mit der andern ſein Bayonnet und erhob es, um mir es durch den „Rachen" zu ſtoßen; aber ſein Hut war ihm inzwiſchen vom Kopf gefallen und ich ſah ihm wüthend in's Geſicht; unſere Blicke begegneten ſich, ich that einen lauten Schrei und rief: „Zinkalo! Zinkalo!" und ich fühlte, wie er bei dem Rufe zuſammenfuhr und mich losließ, alsdann aufſprang, ſich vor die Stirne ſchlug und weinte; dann kam er zu mir und kniete an meiner Seite nieder, denn ich lag halbtodt auf dem Boden; er ergriff meine Hand und nannte mich Bruder und Zinkalo, er zog ſeine Feldflaſche hervor und goß mir Wein in den Mund; ſo kam ich allmählig wieder zu Kräften; er hob mich auf und führte mich auf eine vom Schlachtfeld etwas entfernte Anhöhe, wo wir uns nebeneinander ſetzten; während die feindlichen Parteien rings um uns erbittert kämpften, ſagte er zu mir: „Laß' die Hunde immerhin mit einander fechten und ſich die Kehlen abſchneiden, bis kein Mann unter ihnen mehr eine hat, was liegt dem Zinkali daran; ſind ſie ja doch nicht von unſerm Blut und ſollen wir etwa das unſrige für ſie vergießen?" Unter ſolchen Geſprächen ſaßen wir lange auf dem Hügel; ich hätte dem Bruder Jahre lang zuhören können, denn er erzählte mir Dinge, welche mein Ohr klingeln machten, und ich fand bald, daß ich noch ſo viel wie nichts wußte, obgleich ich mich zuvor für einen vollkommenen Zinkali gehalten; mein Bruder aber aus Ungarn „kannte die ganze Rechenkunſt"; der Bengui Lango (der hinkende Teufel — Asmodeus) hätte ihm nichts ſagen können, was er nicht bereits wußte. Wir ſaßen auf einer Anhöhe, bis die Sonne unterging und die Schlacht geendigt war; dann ſchlug er mir vor, daß ich mit ihm fliehen ſollte nach Ungarn, um mit den dortigen Zinkali zu leben; doch ich vermochte dies nicht über mich zu bringen; wir umarmten uns alſo zum Abſchied noch einmal, worauf er zu den Gabiné zurückkehrte und ich zu meinen eigenen Leuten. Ich habe es aber ſeither immer bereut, daß ich ihm nicht nach Ungarn gefolgt bin."

Die gegenwärtige Lage der Zigeuner in Spanien verdient um ſo mehr unſere Aufmerkſamkeit, weil ſie daſelbſt ſchon ſeit längerer Zeit mehr Freiheit genießen, als in andern Ländern, und nicht allein von dem Drucke harter Geſetze befreit ſind, ſondern ſich auch noch der Wirkung einer weiſen, humanen Verfügung erfreuen, die Karl III. von Spanien einſt zu ihrem Beſten gegeben. Er hob nämlich die mancherlei grauſamen Geſetze auf, welche in früherer Zeit gegen die Zigeuner gemacht worden, befahl ihre bleibende Niederlaſſung in Städten und Dörfern, gab ihnen, um ſie dazu zu ermuntern, das Patent zu allen Arten Handel und Gewerben, und ſetzte ſie überhaupt in gleiche Rechte mit ſeinen Unterthanen. Seit der Zeit befinden ſich die ſpaniſchen Zigeuner, in ſo weit nämlich die Geſetze auf ſie ihren wohlthätigen Einfluß üben konnten, in günſtigeren Verhältniſſen, als anderwärts; doch ſcheinen weder Druck noch Freiheit ihren Charakter beſonders afficiren zu können; ſie ſind in Spanien faſt ganz dieſelben, wie in andern Ländern, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie daſelbſt nicht ſo viel herumziehen und eine Art bleibender Niederlaſſungen haben.

(Schluß folgt.)

Aſſiſengericht.

Mainz, 23. Juli.

(Fortſetzung.)

Der vierte Zeuge, Thereſe Ackermann, die Braut des Angeklagten, deponirte Nachſtehendes. Ehe wir jedoch zu ihrer Ausſage uns wenden, müſſen wir zuvor eine kurze Bemerkung ſowohl über ihre Perſon und ihr Benehmen, als über die Haltung des Beklagten, die bisher ruhig und bemeſſen war, von dem Augenblicke der Depoſition ſeiner Geliebten aber einen ganz veränderten Charakter annahm, einſchalten. Thereſe Ackermann, die durch ihr Erſcheinen bei der Mutter und Schweſter des Angeklagten die erſte Veranlaſſung zu den Mißhelligkeiten gab, welche ein ſo tragiſches Ende herbeiführten, iſt ein junges, geſundes, ſtarkes Mädches, von friſchem Ausſehen, mit großen blauen Augen. Sie iſt, wie im Eingange geſagt wurde, von Biswangen bei Heilbronn gebürtig, hält ſich dermalen bei ihrer Mutter auf, und ſtand als Magd im Dienſte, als der Beſchuldigte als großherz. Chevauxlegers bei dem Manöver des achten Armeekorps ihre Bekanntſchaft machte. Bei ihrem Eintritte in den Saal als Zeugin war die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden nur auf ſie gerichtet. Ob nun dieſe allgemeine Achtſamkeit und Stille, oder der ungewöhnliche Anblick einer öffentlichen Gerichtsſitzung, oder aber die Stelle auf der Anklagebank, die ihr Geliebter einnahm, ſie ſo ergriff, das müſſen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen; aber ihre Verwirrung war ſo ſichtbar, daß der Hr. Präſident, als ſie kaum den Eid geleiſtet hatte, ſchon befahl, ihr einen Stuhl zu geben, weil er fürchtete, ſie könnte ſtehend nicht deponiren. Der Beſchuldigte, der vor ihrem Eintritte auf der Anklagebank gerade geſeſſen hatte und der Verhandlung mit Achtſamkeit folgte, legte ſich nun auf die Rücklehne, auf die dem Publikum abgewendete Seite, zog ſein Tuch heraus und fing an zu weinen. Die Zeugin machte ihre Ausſagen in einem Tone, als ob ſie in der Schule aufſagte, oder in der Kirche vorbetete; ſie bezogen ſich großentheils auf die Beſchimpfungen, die ſie von der Mutter und der Schweſter des Beklagten erfahren. Der Angeklagte wollte das Haus der Mutter nicht verlaſſen, und beſtand darauf, daß ſeine Geliebte bei ſeiner Schweſter ſchlafen ſollte, weil ſeine Mutter ſonſt be-

Digitized by Google

haupten würde, dieſelbe ſey während der Nacht umhergezogen. Die Schweſter quälte und ſchimpfte die ganze Nacht hindurch das Mädchen; ſie habe, ſagte ſie, einen Widerwillen, bei einer Perſon zu ſchlafen, von der man nicht wiſſe, wo ſie herumgezogen ſey. Die Mutter des Angeklagten warf ihr ihre Vermögensloſigkeit vor, ſchimpfte ſie eine ſchlechte Dirne, und ſetzte bei, der Vater des Beſchuldigten ſey verreckt, ihn werde auch der Teufel holen. Bei dieſen Ausſagen fing die Zeugin laut an zu weinen, und der Beſchuldigte ſchluchzte und ſchrie, daß man ſich eines wahrhaftigen Mitgefühls mit dieſen unglücklichen Menſchen nicht erwehren konnte. Nachdem die Zeugin ſich etwas erholt hatte, fuhr ſie fort, die Schweſter des Angeklagten habe ſtets an der Mutter gehetzt, daß dieſe nicht leiden ſolle, daß ſie im Hauſe bliebe u. ſ. w. Von dem Hrn. Präſidenten gefragt, wie es ſich mit dem Kirchengange am Charfreitage verhalten habe? erwiederte die Zeugin: der Angeklagte habe ſchon am Donnerſtage geſagt, es müſſe am folgenden Tage in die Kirche gegangen werden; die Schweſter ſey auch ſchon um 5 Uhr hingegangen; da ſie (die Zeugin) aber viel Arbeit gehabt, ſo habe ſie ſich erſt eine halbe Stunde ſpäter dahin begeben. Im Weggehen habe ihr der Beklagte mit Lachen geſagt, ſie ſolle auch für ihn beten; er und die Mutter ſeyen allein im Hauſe geblieben. Nach beendigtem Gottesdienſte, als ſie zurückgekommen, habe ſie das Haus verſchloſſen gefunden; ſie ſey daher zu dem gegenüberwohnenden Wirthe Peter Roth gegangen, um abzuwarten, daß geöffnet würde. Kurz darauf ſey die Schweſter des Beklagten an die Hausthüre gekommen; der Angeklagte habe geöffnet und ſey aus dem Hauſe die Straße hinab geeilt, worauf dann die Schweſter gleich hernach Hülfe rufend aus dem Hauſe geeilt ſey. — Ueber die Aeußerungen des Beklagten nach ſeiner Zurückkunft befragt, erklärte die Zeugin: auf ihre Anrede, warum er die That verübt, habe er geſagt, er hätte es nicht mehr anſehen können, wie man ſie, ein braves Mädchen, behandelt hätte; er habe ſich in den Rhein ſtürzen wollen, aber um ſie noch ein Mal zu ſehen, ſey er zurückgekehrt; ſterben müſſe er doch. Der Angeklagte erwiederte auf dieſe Ausſage, er habe nichts gegen dieſelbe zu erinnern; er zog darauf ein Papier hervor, auf dem er einige Notizen geſchrieben hatte und las davon etwas ab, was wir aber nicht verſtehen konnten.

Der fünfte Zeuge, Peter Roth, Wirth und Metzger in Büdesheim, erklärte, zugehört zu haben, als der Beklagte in ſeinem Hauſe am Abende der That geäußert, er habe die That verübt, er habe ſeine Mutter an dem Riemen aufgehängt und habe ſie verbrannt, das Luder müſſe ſterben. Die Ausſage des Beklagten, drei Tage habe er darüber ſtudirt, die der Zeuge vor dem Herrn Unterſuchungsrichter als von ihm vernommen angegeben hatte, behauptet er heute, nicht gehört zu haben. Der Angeklagte erwiederte nichts auf dieſe Ausſage.

Der ſiebente Zeuge, ein Polizei-Agent aus Büdesheim, deponirte, der Beklagte habe ihm bei der Feſtnahme in dem Roth'ſchen Hauſe nach ſeiner Rückkehr von Bingen etwas betrunken geſchienen. Er beſtätigt die von dem frühern Zeugen rückſichtlich der Verübung der That von dem Angeklagten gemachten Geſtändniſſe. Der Anklagte läugnet nun auf die Art, wie beide Zeugen angaben, ſich zu der That bekannt zu haben.

Der achte Zeuge, eine Schwägerin des Beklagten, wird wegen ihrer Verwandtſchaft ohne Beeidigung vernommen. Die Schweſter des Angeklagten zeigte ihr am Tage nach der That einen eiſernen Kroppen mit dem Beſatze, auf dieſem Kroppen habe der Beſchuldigte ſeine Mutter verbrannt; in dieſem Kroppen befand ſich verbranntes Holz, Kohlen und ein Stück von einem Tuche; auch ſoll die Zeugin früher ausgeſagt haben, ſie habe Haare der Wittwe Fuhrmann daran bemerkt; heute ſtellt ſie dieſe Angabe jedoch in Abrede. Der Angeklagte äußert nichts dagegen.

Der neunte Zeuge, Barbara Werner, vernahm Aeußerungen des Beklagten über ſeine Mutter, die bei ihr den Gedanken rege machten, daß er ſich eine Gewaltthat gegen dieſelbe möchte zu ſchulden kommen laſſen, weshalb ſie ihn kurz vor der That ermahnte, ſich nur an ſeiner Mutter nicht zu vergreifen. Dieſe Ausſage gab Anlaß zu einer auffallenden Erklärung des Beſchuldigten, die er während der Debatten noch öfter wiederholte. Ueber die Urſache der Brandwunden ſeiner Mutter befragt, die er doch allein nur aufklären könnte, ſagte er, er ſey plötzlich in die Küche gekommen und da habe er zu ſeinem Schrecken geſehen, daß ſeine Mutter rücklings mit dem Kopfe auf dem auf dem Herde brennenden Feuer gelegen; er vermuthe, daß ſie ſich habe ein bischen verbrennen wollen, um ihn in Verdacht der That und in's Zuchthaus zu bringen. Er habe ſich darüber ſo ſehr entſetzt, daß er, um bei der Heimkunft ſeiner Schweſter und Braut dieſe durch den Anblick der verbrannten Mutter nicht zu ſehr zu erſchrecken, in der Verwirrung die beſinnungsloſe Frau in die Kiſte geſteckt habe.

Der zehnte Zeuge, Hr. Dr. Menzel, und der elfte Zeuge, der Phyſikats-Chirurg Hr. Dr. Kauſcher, gaben Auskunft über die bedeutenden Brandwunden der Wittwe Fuhrmann, über den Verlauf der Krankheit und ihren Tod. Wir heben der Kürze wegen aus dieſen Ausſagen das Weſentliche hervor. Die Brandwunden waren der Art, daß ſie durch ein zufälliges Fallen in das Feuer nicht entſtanden ſeyn konnten; nicht nur eine Seite war verbrannt, ſondern beide, obſchon die linke Seite weniger als die rechte; das rechte Ohr war ganz verkohlt, von der Naſe war die Haut abgebrannt und der Knochen ſtand vor; an dem Hinterkopfe bis zum Nacken herab waren Brandwunden von 6 Zoll Länge, der ſonſtige ganze Körper war ohne Verletzung, mit Ausnahme der Wunden an der Wange, die durch die in der Kiſte befindlichen Porzellan- und Glasſtücke entſtanden waren; von einer Strangulation waren weder äußerlich noch innerlich Merkmale zu finden; die Geſchwulſt an der Zunge konnte nach der Anſicht der Zeugen ſowohl von dem Einſtopfen eines fremdartigen Körpers in den Mund, als von der Verbrennung veranlaßt ſeyn; die Verletzte mußte, um ſo ſtarke Brandwunden davon zu tragen, längere Zeit über ein ſehr heftiges Kohlenfeuer feſt gehalten worden ſeyn. Am Tage der Verletzung, Abends um 9 Uhr, konnte die Kranke noch ſprechen, was am folgenden Tage ſchon mit mehr Schwierigkeit verknüpft war. Der Verlauf der Krankheit ging ſo von ſtatten, daß die Aerzte Hoffnung zum Aufkommen hatten, als am achten Tage ein Schlag, der durch den Andrang von Blut nach dem Hirne und den Lungen entſtand, ihrem Leben ein Ende machte. Dieſe Todesart iſt, dem Gutachten der Aerzte zufolge, bei ſtarken Verbrennungen nicht ungewöhnlich und waren die Brandwunden auch die alleinige Veranlaſſung zu derſelben. Der Angeklagte machte auf dieſe Ausſage der Aerzte dieſelbe Erwiederung, ſeine Mutter habe, als er in die Küche gekommen, mit dem Kopfe im Feuer gelegen.

Der zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Zeuge, alle drei Ent-

Digitized by Google

laſtungszeugen, befanden ſich am Abende, wo die That verübt wurde, bei dem Wirthe Peter Roth und hörten, wie der Angeklagte ſich der That für ſchuldig erklärte, aber beiſetzte, er ſey von ſeiner Mutter durch Schimpfreden und dadurch, daß ſie ihm zwei Töpfe, die er an's Feuer geſtellt, um ſein Nachteſſen zu kochen, umgeſtoßen, dazu gereizt worden.

Der fünfzehnte Zeuge, gleichfalls Entlaſtungszeuge, hörte am Charfreitag um drei Uhr Nachmittags, als die Mutter des Beklagten ihn auf der Straße ſchimpfte und ſich dabei des Ausdrucks bediente: Du biſt der Antichriſt, du hältſt mit H.... Haus.

Der ſechzehnte Zeuge, ein Entlaſtungszeuge, erhielt am Charfreitag, Nachmittags, eine halbe Stunde vor Verübung der That, einen Rock von dem Beklagten, der ſich ihm bei dieſer Gelegenheit zu ferneren Arbeiten empfahl und ihn erſuchte, ihn auch bei andern jungen Leuten ſeiner Bekanntſchaft zu empfehlen. Der Zeuge bemerkte keine beſondere Aufregung an dem Beklagten.

Nach beendigter Abhörung der Zeugen wurde die Vormittagsſitzung geſchloſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Sorge für die Cultur des Bodens iſt eine der wichtigſten von allen und wird um ſo dringender, je mehr die Bevölkerung aller Orten ſich vergrößert; beſonders iſt es die Obſtzucht, welche in dieſer Hinſicht die freundlichſte Beachtung verdient, und nicht nur eine der nützlichſten, ſondern auch der angenehmſten Beſchäftigungen gewährt. Um ſie namentlich der Jugend zu empfehlen und deren Vorliebe dafür zu erwecken, hat Hr. Garten-Inſpektor Joh. Metzger in Heidelberg ein Hand- und Hülfsbüchlein herausgegeben unter dem Titel: „Carl Will, der kleine Obſtzüchter. Druck und Verlag bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. 1843." Dies Büchlein, durch den geachteten Namen des Verfaſſers vortheilhaft empfohlen, entſpricht ſeiner Aufgabe, indem es kurz, leicht faßlich und in anziehender Darſtellung Alles behandelt, was zur Obſtkultur gehört und zu wiſſen nöthig iſt; möge es zahlreiche Freunde finden und ſein Scherflein dazu beitragen, den alten Wahlſpruch immer beliebter zu machen:

Auf leeren Raum
Pflanz' einen Baum
Und pflege ſein,
Er bringt dir's ein!

Der wackere Baß-Buffo Herbold, vom Stadttheater zu Mainz, iſt gegenwärtig auf einer Kunſtreiſe begriffen. In Leipzig hat dieſer Sänger bereits mit Beifall gaſtirt, welches die Theater-Chronik beſtätigt, und von da eine weitere Tour nach Dresden und Wien angetreten.

Literatur.

Konſtitutionelle Annalen, herausgegeben von Dr. Karl Weil. IIr. Band. (Stuttgart bei A. Krabbe.)

Wir haben in dieſen Blättern bereits über den erſten Band dieſer Zeitſchrift berichtet, welche ſo viele ausgezeichnete Männer des In- und Auslandes zu ihren Mitarbeitern zählt, und finden unſer Urtheil durch den vorliegenden zweiten Band gerechtfertigt. Derſelbe enthält (dem Plane des Werks gemäß) ebenfalls nur Originalaufſätze. Wir heben eine Arbeit des bekannten Grafen Campuzano de Rechen, Senators und Grand von Spanien, hervor, welcher über die Angelegenheiten ſeines unglücklichen Vaterlandes merkwürdige Aufſchlüſſe gibt und auch ſo unparteiiſch iſt, als es von einem Zeitgenoſſen, der ſelbſt thätigen Antheil an den Zeitbegebenheiten nahm, nur immer gefordert werden kann. Dr. jur. Oppenheim, Privatdocent in Heidelberg, liefert „ſtaatsrechtliche Betrachtungen über Regierungsfähigkeit und Regentſchaft, mit beſonderer Beziehung auf Hannover", eine Arbeit, welche zugleich ſo gründlich und geiſtreich iſt, und durch die Zeitereigniſſe eine ſolche Wichtigkeit erhält, daß ſie gewiß große Senſation erregen wird. Der treffliche Dr. Rieſſer in Hamburg ſpricht ſich „über die Judenfrage, gegen Bruno Bauer" in einem Aufſatze aus, der ein Spiegel ſeiner edlen Seele iſt. Was er darin mit Geiſt und Wahrheit auseinanderſetzt, hat Göthe ſchon in den Worten angedeutet:

Ich ſag' es euch: ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Haide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt friſche, grüne Weide.

Er zeigt ſehr gut, wie die Stubenphiloſophie dem Fanatismus an Intoleranz nicht nachſteht, und allerdings iſt es eine ſchmerzliche, aber leider gegründete Wahrheit, daß ſich bei uns Amboß und Hammer oft nur zufällig unterſcheiden und der Amboß gar kein Hehl daraus hat, daß er gerne Hammer wäre, wenn er nur könnte. Vergleicht man indeß Bruno Bauer's Votum gegen die Juden mit dem des rheinpreuſſiſchen Landtags, welches durch das Referat eines Würdenträgers der katholiſchen Kirche (des Kanonikus Lenſing aus Emmerich) hervorgerufen ward, ſo iſt dies gewiß die ſchönſte Ehrenrettung des Chriſtenthums, dem neueſten Pantheismus gegenüber. Eben ſo überzeugend, wie Rieſſer gegen den Ariſtokratismus der Schule, ſpricht in eben dieſem Hefte Jurgens gegen die Ariſtokratie eines Theils der braunſchweigiſchen Ritterſchaft. Er weiſ't aktenmäßig nach, daß derſelbe der Regierung (wie in gar vielen andern Staaten auch) weit gefährlicher iſt, als es die Volksfreunde je werden können. — Profeſſor Dr. Köſtlin in Tübingen zeigt aus der Geſchichte des deutſchen Strafprozeſſes, wie das inquiſitoriſche Verfahren ohne Folter eine Halbheit iſt, und man alſo entweder dieſe edle Einrichtung, welche ſo ſchöne hiſtoriſche Erinnerungen für ſich hat, wiederherſtellen, oder zum accuſatoriſchen Prozeß mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit (dem Weſen nach einer urdeutſchen Einrichtung, wie der Verfaſſer mit großer Gelehrſamkeit beweiſ't) zurückkehren müſſe. Ueber die ſächſiſchen Zuſtände ſpricht Dr. Krauſe in Leipzig mit eben ſo viel Ernſt als Milde. Berthold Auerbach gibt eine Charakteriſtik des verſtorbenen Richters und Deputirten Georg Hallwachs in Mainz, welche dem Geiſt und Gemüthe des Beſchreibenden wie des Beſchriebenen Ehre macht. Den Beſchluß machen geiſtreiche „politiſche Miscellen vom Herausgeber", die, namentlich über die hannover'ſchen Zuſtände, viel traurige Wahrheiten enthalten. Das Ganze iſt, wie aus dieſem kurzen Berichte ſchon hervorgeht, ſo reich an Anregendem und Gediegenem, daß wir nicht zu viel zu ſagen glauben, wenn wir dieſe Zeitſchrift als eine der beſten in Deutſchland bezeichnen.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 27. Juli. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Acten, Muſik von Bellini. Amine: Fräul. Reuther.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 206. Freitag, den 28. Juli 1843.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Fortſetzung.)

Unterdeſſen war Klotilde der rührenden Scene näher gekommen.

„Bei'm Himmel, das iſt ja charmant, allerliebſt, junger Herr!“ begann ſie. „Soll ich allein auf das Schloß zurückkehren?“

„Gehen Sie, gehen Sie, mein Herr!“ ſagte Daphne, Hektor fortſtoßend. „Man wartet auf Sie; Sie werden von Ihrer Schönen gerufen!“

„Höre mich, Daphne, — höre mich, ſchöne Couſine!“

„Ich will nichts hören — mein Glückstraum iſt vorüber, ſprich kein Wort mehr davon!“ entgegnete Daphne, ſchmerzlich ergriffen.

„Ich muß geſtehen,“ ſagte Klotilde mit boshaftem Lächeln, „daß dieſes idylliſche tête-à-tête allerliebſt iſt. Ich bin Ihnen ſehr verbunden, mein Herr, daß Sie mich ein ſo reizendes Schauſpiel ſehen laſſen. Solche Augenweide hätte ich mir in der That heute nicht erwartet.“

„O Couſine!“ entgegnete Hektor, „warte nur noch einen Augenblick! Ich werde alsdann mit Dir gehen; ich werde Dir unterwegs Alles aufklären, und dann wirſt Du, wie ich hoffe, nicht mehr über uns lachen.“

„Wenn ich Sie bitten darf, mein Herr,“ entgegnete Daphne in gereiztem, empfindlichem Tone, „ſo laſſen Sie unſere Geſchichte ein ewiges Geheimniß bleiben. Ich wünſchte nicht, daß die Welt der Schwäche meines Herzens lache. Leben Sie wohl, Herr, und vergeſſen Sie das Vergangene!“

Reichliche Thränen rollten nun über die Wangen des armen Kindes. Hektor ſuchte ſie zu tröſten: „Nein, Daphne, nein, ich werde Dich nie verlaſſen. Ich ſchwöre es Dir hier im Angeſichte des Himmels und der Erde; ich begleite nur meine Couſine in's Schloß zurück, und werde in einer Stunde wieder bei Dir ſeyn, Deine Thränen zu trocknen und Dich kniefällig um Verzeihung anzuflehen. Ueberdies bin ich durchaus keiner Untreue gegen Dich ſchuldig, wie meine Couſine bezeugen kann. Habe ich Dir je durch Etwas gezeigt, Klotilde, daß ich Dich liebe?“

„Auf Ehre, Vetter, Ihr betheuertet mir allerdings Eure Liebe; da aber die Menſchen gewöhnlich das Gegentheil von Dem ſagen, was ſie denken oder fühlen, ſo will ich gern glauben, daß auch Ihr mich nicht liebt. Doch ich bitte Sie, ſich meinetwegen nicht im mindeſten zu geniren; ich kann den Weg in's Schloß zurück ganz gut allein finden.“

Sie entfernte ſich, ihren Aerger unter der heiterſten, unbefangenſten Miene verbergend, die ſich denken läßt.

„Ich muß ihr nach,“ rief Hektor, „oder ſie erzählt die ganze Geſchichte haarklein meinem Vater. Lebe wohl, Daphne; in zwei Stunden eile ich wieder auf Flügeln der Liebe zurück in Deine Arme!“

„So leb' denn wohl,“ flüſterte das Mädchen mit faſt erſterbender Stimme, „lebe wohl; lebe auf ewig wohl! Deine Daphne wirſt Du in zwei Stunden nicht in der Rebenhütte finden.“

V.

Sie kehrte darauf in die Wohnung der alten Babet zurück. Als ſie ihr kleines Zimmer wieder ſah, welches ſie ſo reich mit Blüthen und Blumen verziert hatte, ließ ſie ihr Köpfchen wehmüthig ſinken. „Ihr armen Roſen!“ flüſterte ſie, „wer hätte, als ich euch pflückte, geahnt, daß mein Herz eher welken würde, als ihr!“

Die gute Alte trat in dem Augenblicke zu ihr in's Zimmer. „Wie?“ begann ſie, „das Fräulein vergießt Thränen? Weint man auch mit neunzehn Jahren?“

Daphne fiel der guten Babet in die Arme, und fing an, heftig zu ſchluchzen.

„Er hat mich betrogen, hat mich ſeiner Couſine geopfert! Ich muß dieſen unſeligen Aufenthalt verlaſſen! Sag' ihm, wenn er kömmt, daß er grauſam gegen mich gehandelt, daß er mich tief verwundet, daß ich ihm aber deſſenungeachtet von ganzem Herzen verzeihe!“

Daphne liebte Hektor mit der ganzen Innigkeit und Schwärmerei eines unverdorbenen, jugendlichen Gemüthes. Ehe ſie Paris verließ, ſtellte ihr die Zauberin Phantaſie das Landleben in den reizendſten Bildern dar; ſie ſah ſchon im Geiſte, wie ſie vor den Thoren eines romantiſchen alten Schloſſes einen galanten Ritter treffe, welcher ſich vor ihr auf ein Knie niederlaſſen und ihr ewige, heiße Liebe ſchwören werde. Und dieſer reizende Traum ihrer Phantaſie hatte ſich faſt an den Ufern des Lignon verwirklicht. Hektor entſprach vollkommen dem Bilde, welches ihr einſt ihre Phantaſie vorgezaubert, und das innige Verhältniß, in das ſie zu ihm getreten, erhielt noch höhern Reiz durch den idylliſchen Charakter, welcher daſſelbe gleich im Anfang bezeichnete. So zog die Gluth der erſten Liebe Daphnens aus jenen früheren Täuſchungen ihrer Phantaſie nur

Digitized by Google

größere Nahrung, und ward zur mächtigen Flamme angefacht; das harmloſe, gute Geſchöpf war, ehe es ſich deſſen verſah, vom Pfade des Rechten abgeirrt, und hatte ſich von der Stimme des verführeriſchen jungen Freundes zu dem unüberlegten Schritte verleiten laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Miſſionär unter den Zigeunern.

(Schluß.)

In Bezug auf Sprache, Sitten und Lebensweiſe ſind die Gitanos in Spanien aber noch immer ganz Zigeuner und zeichnen ſich noch durch dieſelbe Vorliebe für ihren Stamm und denſelben Haß aller Nichtzigeuner aus. Sie waren früher die vorzüglichſten Straßenräuber Spaniens; obſchon ſie gleich das Handwerk nicht mehr ſo ins Große treiben, ſo ſind doch Raub und Plünderung immer noch ihre Hauptbeſchäftigung und Erwerbsmittel, und ſie ſtehen in dieſer Beziehung ihren Brüdern in Ungarn durchaus nicht nach. — Es findet ſich eben ſo bei ihnen, wie geſagt, nicht eine Spur von Religion; ſie beſuchen nie eine Kirche, noch gebrauchen ſie heilige Worte, außer etwa bei Flüchen oder Verwünſchungen. — Sie finden ſich beſonders in großer Zahl in den Vorſtädten von Madrid, Granada und Sevilla. Die Zigeunerinnen ſind hier, wie überall, nach der Bemerkung des Hrn. Borrow's bei weitem intereſſantere Geſchöpfe, als die Männer, deren Unternehmungen ſtets gemeiner Art ſind, während die der Weiber meiſtens einen romantiſchen Anſtrich haben und oft viel Scharfſinn und Muth verrathen. Die Zigeunerinnen von Madrid zeichnen ſich vor allen andern durch dieſe Eigenſchaften aus, wie aus folgender unterhaltenden Geſchichte erhellt.

„Es lebten während der Zeit meines Aufenthalts in Madrid", ſo erzählt Hr. Borrow, „daſelbſt zwei Zigeunerinnen, und leben wahrſcheinlich noch an dieſem Orte. Der Name der einen war Pepita, der der andern la Chicharona. Die erſte, eine Fünfzigerin, dürr, mager, häßlich wie die Nacht, mit ſchlauem, liſtigem Blicke, war die Schwiegermutter der Chicharona, welche ſich durch eine ungewöhnliche Leibesſtärke auszeichnete. Beide ernährten ſich faſt ausſchließlich von Wahrſagen, Betrügen und Stehlen. Der Sohn der Pepita und Gemahl der Chicharona war wegen eines Pferdediebſtahls nach dem Preſidio von Malaga geſchickt worden zu zehnjähriger Zwangsarbeit. Dieſes Mißgeſchick verſetzte ſeine Frau und Mutter in die tiefſte Betrübniß, und ſie entſchloſſen ſich, all' ihren Scharfſinn und Muth aufzubieten, um ſeine Befreiung zu erwirken. Der ſicherſte Weg, ihren Zweck zu erreichen, ſchien ihnen eine Unterredung mit Chriſtina, der Königin-Regentin, welche, wie ſie nicht bezweifelten, dem Verbrecher vergeben würde, wenn es ihnen nur gelänge, ſie mit ihrem Zigeunerwälſch zu bezaubern. Ich lebte um dieſe Zeit in der Nähe des Palaſtes, in der Straße Santiago und ſah während eines ganzen Monats ſie ihre Schritte faſt täglich dem Palaſte zuwenden. Eines Tages kamen ſie in großer Haſt zu mir, den Ausdruck ſeltſamer Freude in ihren Zügen. „Wir haben Chriſtina geſehen, Hijo" (mein Sohn), ſagte die eine zu mir. „Im Palaſte?" fragte ich. — „Im Palaſt, o Kind meines Herzens!" entgegnete Pepita. „Chriſtina ſah uns endlich und ließ uns rufen, wie ich auch erwartet; ich ſagte ihr bahi (wahr) und Chicharona tanzte vor ihr die ſchönſten romalis."

„Was ſagteſt du zu ihr?"

„Mancherlei, was ich dir nicht zu ſagen brauche; unter Anderm ſagte ich ihr auch, daß die chabori (kleine Königin) ſterben und ſie dann Königin von Spanien werde. Ich ſagte ihr ferner, daß ſie nach drei Jahren den Sohn des Königs von Frankreich heirathen werde, und es wäre ihr bahi (Loos), als Königin von Frankreich und England zu ſterben, und viel gehaßt und viel geliebt zu werden."

„Fürchteteſt du nicht ihren Zorn, als du ihr dies ſagteſt?"

„Ich ſie fürchten, die Busné fürchten?" rief Pepita lachend. „Nein, mein Sohn; ſie fürchtete ſich vielmehr vor mir; ich ſah ſie an, ſo, und erhob meinen Finger, ſo, und Chicharona klatſchte in ihre Hände, und die Königin glaubte Alles, was ich ihr ſagte und ſah mich furchtſam und ſcheu an; alsdann brachte ich mein Geſuch um Freilaſſung meines Sohnes vor, und ſie verſprach mir auf Königswort, in der Sache nachzuſehen, und als wir fortgingen, gab ſie mir dieſe baria Gold und der Chicharona die andere, ſo daß es außer allem Zweifel iſt, daß der Königin unſer bahi gefallen. Möge ſie einſt noch elend verderben, die Tochter der Busné!" L.

Aſſiſengericht.

Mainz, 24. Juli.

(Fortſetzung.)

Bei dem Beginne der Nachmittagsſitzung war das Gedränge der Perſonen, welche in den Saal zu kommen ſuchten, bei weitem größer, wie am Vormittage. Die Tribünen und ſelbſt der reſervirte Raum im Saale waren von Damen in Anſpruch genommen. Es wurde Niemand zurückgewieſen; wo aber ein Plätzchen frei war, wurde es beſetzt. Nichts deſto weniger herrſchte größtentheils eine muſterhafte Ruhe und Achtſamkeit auf die Verhandlungen.

Ein Verhör des Angeklagten ging den weitern Debatten voran. Auf die an ihn gerichtete Frage: ob nach dem Hinweggehen ſeiner Schweſter und Braut in die Kirche außer ihm und ſeiner Mutter Niemand im Hauſe geweſen? antwortete der Beklagte, der nun ſeine volle Ruhe wieder erlangt hatte: es ſey außer ihnen beiden Niemand im Hauſe geweſen. Auf die Frage: ob er allein ſeine Mutter in die Kiſte gezwängt habe? entgegnete er, er habe es allein gethan aus Angſt vor der Heimkunft ſeiner Schweſter und Braut. Warum er dann ſeiner Mutter die Hände auf den Rücken gebunden? Antw. Das entſinne er ſich nicht; wahrſcheinlich müſſe ſie ſich gewehrt haben. Der Angeklagte erzählte nun auf die weiteren Fragen des Präſidenten wiederholt, daß er ſeine Mutter auf dem Feuer hingeſtreckt gefunden, ſie in die Kiſte gezwängt und den Deckel an der Klaſſe angebunden. Auf die Frage: ob ſie geiſtesabweſend geweſen? erklärte er, das wiſſe er nicht. Die Frage des Präſidenten, welchen Zweck er bei dieſer Einzwängung der Mutter in das Gefach der Kiſte gehabt habe, da er doch dadurch die Entdeckung ſeiner That nur um Augenblicke hätte verzögern können? beantwortete der Angeklagte auf dieſelbe ausweichende Weiſe: in der Verwirrung habe er nicht gewußt, was er thue. Ueberhaupt zeigte dieſer Menſch während des Ver-

Digitized by Google

hörs eine Gleichgültigkeit, eine Kälte, die jeden Zuhörer in Verwunderung ſetzte. Während er am Vormittage vielleicht manches Mitleiden rege gemacht hatte, konnte dieſes Benehmen nur Abſcheu erwecken.

Nach beendigtem Verhöre nahm der Hr. Generalſtaats-Prokurator Parkus das Wort. Er hält die Schuld für ſo ſicher erwieſen, daß er fürchten müßte, den Einſichten der Geſchwornen zu nahe zu treten, wenn er viele Worte deshalb verſchwenden würde; unterdeſſen ſey es, ſagt er, ſeine Pflicht, die Belaſtungen, die ſich gegen den Beklagten ergeben, auseinander zu ſetzen, der nachzukommen er ſich nun auch beſtreben würde. Einen Beweis der Schuld findet er in der Perſönlichkeit des Angeklagten, deſſen Benehmen bei der gegenwärtigen Verhandlung Jedem ein Räthſel ſey; entweder, ſagt der Hr. General-Prokurator, iſt er ein Phänomen oder ein Komödiant.

Die Herſtellung des objektiven Thatbeſtands erläutert der Redner durch die Darlegung der Ausſagen der Aerzte, von dem Augenblicke, wo ſie die Verletzte ſahen, bis zu ihrem Tode. Der ſubjektive Thatbeſtand führt ihn zu den Fragen: war der Tod die Folge eines Verbrechens, hat der Angeklagte dieſes Verbrechen begangen? Um 5 Uhr, ſagt er, war die Frau noch geſund, um 7 Uhr war ſie ſo ſehr beſchädigt; Niemand als ſie und der Angeklagte fanden ſich im Hauſe; einen Theil der Mißhandlung geſteht der Angeklagte zu, aber den ärgſten Theil, die Verbrennung, will er nicht veranlaßt haben. Die Wittwe Fuhrmann habe ſich, ſagte er, ſelbſt verbrannt. Wenn man die Beſchreibung dieſer entſetzlichen Brandwunden anhört und vernimmt eine ſolche Aeußerung, ſo weiß man wahrlich nicht, was man davon halten ſoll; um ſich auf dieſe Weiſe zu verbrennen, müßte die Frau ſich auf dem Feuer gewälzt, ſie müßte ſich hin- und hergedreht haben. Aber nicht genug dieſer Gewaltthätigkeit: wir haben ja die Ausſagen der Mutter, wie er ſie zu Boden warf und ſie aufhängen wollte; wir haben ſeine eigne, als er in dem Rothiſchen Hauſe den Riemen auf den Tiſch warf und ſchrie, daran habe ich das Aas aufgehängt! Er geſteht auch heute noch zu, ſeine Mutter in eine Kiſte gezwängt zu haben, worin kaum ein Thier Raum hätte. Nach dieſer Auseinanderſetzung, wodurch der Hr. General-Prokurator die Schuld des Angeklagten dargethan zu haben glaubt, geht er zu dem Beweiſe über, daß er die That mit Vorbedacht verübt habe. Er ſpricht von der Ausſage des Beklagten, daß er drei Tage an dem Plane zu der That ſtudirt habe; dieſe Angabe, ſetzt er bei, wird freilich heute zurückgenommen; aber haben wir nicht an der Perſeveranz, mit der er ſich dabei benommen, einen neuen Beweis des Vorbedachts? Warum hätte er die Hausthüre abgeſchloſſen, warum die Geliebte in die Kirche geſchickt? Seine Unbefangenheit vor Verübung des Verbrechens erklärt ſich durch ſein heutiges Benehmen. Die Schimpfreden gegen ſeine Mutter und die Aeußerung gegen ſeine Geliebte, ſie ſolle auch für ihn beten, ſieht der Hr. General-Prokurator als eine Vervollſtändigung des Beweiſes des Vorbedachts an.

Wie könnte (fährt er dann fort) der Angeklagte das Schimpfen ſeiner Mutter oder das Umwerfen der Töpfe als Entſchuldigung für ein ſolches Verfahren angeben? Iſt es dann etwas ſo Unerhörtes von einer Mutter, wenn ſie ungern ſieht, daß ihr Sohn eine fremde Weibsperſon mitbringt, die er ehelichen zu wollen vorgibt und als Zuhälterin bei ſich behält? Selbſt in der übertriebenen Leidenſchaft des Angeklagten zu dieſer Perſon findet der Redner einen wiederholten Beweis des Vorbedachts und ſchließt mit dem Ausſpruche der ſichern Zuverſicht, daß die Geſchwornen ſtrenge Gerechtigkeit üben würden.

Während dieſes Vortrags nahm die Aufregung des Angeklagten, der auf der einen Seite der Bank lag und laut ſchluchzte, in einem hohen Grade zu.

Nun erhielt der Vertheidiger, Hr. Anwalt Zitz, das Wort. Derſelbe richtete an den Hof das Begehren, daß, außer der den Geſchwornen nach dem Anklage-Akte zu ſtellenden Frage, noch zwei andere Fragen ihrer Beantwortung unterlegt werden ſollten, wovon die eine ſich auf die durch Schimpfreden gegen ſeine Verlobte hervorgerufene Anreizung zur That und die zweite auf den Zuſtand von Wahnſinn oder Verwirrung, in dem der Angeklagte ſich bei Begehung derſelben befunden, bezögen. Nach Stellung dieſes Antrags ſagte der Herr Vertheidiger: Ueber dem traurigen Ereigniſſe, welches heute die Aufmerkſamkeit der Geſchwornen in ſo hohem Grade in Anſpruch nehme, liege ein tiefes Dunkel. Der eine Theil der dabei Betheiligten ſey durch den Tod hinweggerafft worden, über den zweiten ſey eine Capital-Anklage verhängt.

Die einzigen Beweiſe, deren ſich die Anklage bediene, beſtänden in den Ausſagen der verſtorbenen Mutter, in den Aeußerungen des Angeklagten und in einem mit Mühe zuſammengeſtellten Indizienbeweiſe. Den Ausſagen der Mutter, glaubt der Vertheidiger, könne man keinen Glauben ſchenken, weil ſie den Sohn von Jugend auf gehaßt habe. In voller Hoffnung, ihre Geſundheit wieder zu erlangen, habe ſie ihre Erklärungen abgegeben und beinahe nie auf dieſelbe Weiſe, ſondern mit bedeutenden Abweichungen. So habe ſie anfänglich behauptet, ſie wäre gleich am Anfange der Mißhandlung von Sinnen gekommen, als der Beklagte ſie habe aufhängen wollen, während dem ſie dem Unterſuchungsrichter angibt, ſie wiſſe nichts von dem Verbrennen; aber ſie erinnere ſich, wie ſie in die Kiſte gezwängt worden. Des Angeklagten Geſtändniſſe könnten nur in ſo weit Geltung haben, als ſie von ſonſtigen untrüglichen Beweiſen unterſtützt würden. Der ärztliche Fundbericht wäre demnach der einzige Anhaltpunkt für die Anklage; dieſer könne aber über die Thatſache ſelbſt keine Aufklärung geben; wer die Verbrennung vorgenommen und wie ſie ſtatt gefunden, das gäben die Aerzte nicht an; die Anklage ſage, auf dem eiſernen Kroppen ſey die Wittwe Fuhrmann verbrannt worden; während die Aerzte dieſes für unmöglich und ein auf dem Herde brennendes Kohlenfeuer für annehmbarer hielten: ſo ſtehe man im Zweifel über die erſten Elemente der Anklage.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz.

Bad Homburg v. d. H., 24. Juli.

Obwohl die Saiſon ſchon ſtark vorgerückt iſt und die diesjährige wenig freundliche Witterung den Beſuch der Heilquellen nicht begünſtige, ſo verweilen doch hier noch zahlreiche Badgäſte, unter welchen ſich viele angeſehene und hohe Perſonen befinden; von letzteren nennen wir nur den Prinzen und die Prinzeſſin Wilhelm von Preußen k. H., die dieſer Tage wieder von Darmſtadt hier eintrafen, ſo wie Se. Durchl. den Herzog von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg nebſt Familie, welche hohe Herrſchaften eins von den neuen, prachtvoll eingerichteten Häuſern in der ſchönen, verlängerten Louiſenſtraße bezogen haben. Die ſchönen und zweckmäßigen Bäder des Hrn. Touquet erfreuen ſich fortwährend der Beachtung und Benutzung der Kurgäſte

Digitized by Google

und laſſen Nichts zu wünſchen übrig. Die hieſigen Gaſthöfe ſind vielfach belebt und an den Tafeln derſelben findet man ſtets zahlreiche, aus Perſonen aller Stände zuſammengeſetzte Geſellſchaft. Wer Homburg ſeit längerer Zeit nicht geſehen, wird ſowohl durch die mit jedem Jahre ſich vermehrenden und zum Theil großartigen Neubauten und die impoſanten Räume des neuen Kurhauſes überraſcht, als auch freundlich angezogen durch die geſchmackvollen und intereſſanten Erweiterungen der unſere Stadt und die Heilquellen umgebenden Anlagen. Unſer Badeort hat den Vergleich mit andern nicht mehr zu fürchten und der Ruf ſeiner Heilquellen hat ſich bewährt.

Aus dem Kreichgau, 20. Juli.

Das Amalienbad in Langenbrücken hat ſich in dieſem Sommer eines ſo ſtarken Zuſpruches von Kurgäſten zu erfreuen, wie dieſes ſeit einer längern Reihe von Jahren nicht mehe der Fall war. Der längſt bekannte Ruf der Langenbrücker Schwefelheilquellen hat ſich auch in dieſer Saiſon durch mehrere bedeutende, glücklich vollendete oder noch in gedeihlichem Fortgange begriffene Kuren bewährt. Das Bad hat in neueſter Zeit nicht nur durch die Eiſenbahn, welche zahlreichen Beſuch aus der Reſidenzſtadt Karlsruhe, aus dem nahen Bruchſal und dem ſchönen Heidelberg zuführt, ſondern durch die unermüdete Sorgfalt des trefflichen dortigen Badearztes und der Beſitzerin des Bades gewonnen. Der Soegfalt der letztern haben wir eine ſo eben ausgebaute, den Bedürfniſſen der Heilanſtalt durch innere Zweckmäßigkeit und ſchöne äußere Ausſtattung vollkommen entſprechende Trinkhalle zu verdanken. Viele Gäſte ſind für die nächſte Zeit angeſagt. An einem der letzten Sonntage aßen 104 Perſonen an der Table d'hote des Bades, 30 an der des Poſthauſes, die vielen Gäſte, die auf ihren Zimmern oder in andern Gaſthöfen ſpeiſen, nicht gerechnet. Den Glanzpunkt wird die diesjährige Saiſon im künftigen Monat erwarten, wo Se. Hoh. der Markgraf Maximilian von Baden zum Gebrauche einer mehrwöchentlichen Kur das Amalienbad beſuchen wird.

Mainz, 23. Juli.

Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung, daß unſer Publikum allmälig auch dem ernſteren Theile der Tonkunſt Geſchmack abgewinnt und nicht erſt die Ankündigung fremder Celebritäten erwartet, ſondern auch den einheimiſchen Künſtlern und Kunſtinſtituten Aufmerkſamkeit und Aufmunterung angedeihen läßt. In verſchiedenen während dieſes Sommers gegebenen Konzerten konnte man eine Erweiterung des früher nur ſehr beſchränkten Zuhörerkreiſes bemerken und namentlich war es bei jenem der Fall, welches die Liedertafel bei Gelegenheit der Verlooſung des wohlthätigen Frauenvereins in dem 800 — 1000 Zuhörer faſſenden Akademieſaale des ehemaligen kurfürſtl. Schloſſes gab. Vieles mag der Ort der Aufführung, dee Zweck an und für ſich und die gutgewählte Morgenſtunde des Sonntags zu dem guten Erfolge beigetragen haben. Dadurch aufgemuntert, ſoll die Liedertafel demnächſt wieder, in Zuſammenwirkung mit den mit ihr verbundenen Vereinen der Damen und dee Inſtrumentaliſten, eine ähnliche Aufführung in dem nämlichen, ſchönen, durch treffliche Akuſtik ausgezeichneten Saale beabſichtigen. Das vom Gutenbergfeſte im Jahr 1840 noch in gutem Andenken ſtehende Händel'ſche Oratorium „Alexanders Feſt“ iſt dazu auserſehen und die Zeit der Aufführung auf den 30. des Morgens 10 Uhr feſtgeſetzt. Dieſes herrliche Tonwerk ſoll den meiſten Mitgliedern noch ſo geläufig ſeyn, daß der einmal gefaßte Entſchluß ſchnell zur Reife gedieh, und wirklich durfte man heute früh nur beim Vorübergehen an dem Probelokal im Schauſpielhaus ſich verweilen, um ſich von der Kraft und Präciſion zu überzeugen, welche bei der Ausführung der Chöre zu erwarten iſt. Auch die Solopartieen ſollen durch ſtimm- und talentbegabte Dilettanten ausgezeichnet beſetzt ſeyn, ſo daß in jeder Beziehung die hieſigen und auswärtigen Kunſtfreunde einige recht genußreiche Stunden zu gewärtigen haben. — Der Rundbau unſeres Schauſpielhauſes wird nun wieder zur Aufnahme der Ausſtellung des rheiniſchen Kunſtvereins hergerichtet, welche in den erſten Tagen des nächſten Monats ihren Anfang nehmen wird. — Die Theatervorſtellungen ſollen gegen Ende Auguſt oder Anfangs September beginnen und ſind bereits Engagements mit mehreren früheren Mitgliedern der Oper getroffen, worunter uns namentlich der Baſſiſt Hr. Lanz genannt wird, welcher ſich den vollkommenen Beifall des Publikums während ſeines bisherigen Wirkens zu erwerben gewußt hat. Wenn die Beſetzung der übrigen Partieen in ähnlichem Sinne geſchieht, ſo wird der Theaterdirektor der Theilnahme der Kunſtfreunde nicht entbehren und, indem er billigen Anſprüchen genügt, dabei zugleich ſeine Rechnung finden. L.

Hachenburg, im Juli.

Ungewöhnliches reges Leben und freudige Aufregung herrſchte zwei Tage lang unter den katholiſchen Einwohnern unſeres freundlichen Landſtädtchens, veranlaßt durch den Beſuch des Hrn. Biſchofs Blum von Limburg zum Spenden des kirchlichen Sacraments der Firmung. Am Abend des 17. Juli wurde der Hr. Biſchof mit Proſeſſion, fliegenden Fahnen und unter Geſängen von einem eine Stunde weit von hier entfernten Dorfe abgeholt und unter Böllerſchüſſen und dem Glockengeläute der katholiſchen Kirche inmitten der ſingenden Prozeſſion, umringt von mehreren Geiſtlichen, in die Stadt und in die mitten in derſelben gelegene Kloſterkirche eingeführt, in der er den Segen ertheilte. Abends war die katholiſche Kirche und ein Theil des Marktplatzes erleuchtet. Der Hr. Biſchof ließ ſich aus dem Gaſthauſe zur Krone in ſeinem Wagen nach dem etwa zehn Schritte entfernten Marktbrunnen und weiter auf dem Markte hin- und herfahren. In dem Wagen ſtehend, lobte er das Volk, deſſen Gläubigkeit, verſicherte, auf allen ſeinen Reiſen keine ſo gläubige Gemeinde gefunden zu haben, brachte derſelben ein Lebehoch und ertheilte ihr zuletzt ſeinen Segen. Am Morgen des 18. wueden die Böller auf's neue gelöſ't und während der Handlung mit dem Schießen fortgefahren, wozu von Zeit zu Zeit ein Glockenzeichen aus der katholiſchen Kirche gegeben wurde. Nach beendigter Kirchenfeierlichkeit, in welcher etwa 300 Perſonen die Firmung erhielten, reiſ'te der Hr. Biſchof wieder nach Limbneg ab. Zu bedauern war, daß man aus einem eigenen Grunde zu der Feierlichkeit die hieſige Kloſterkirche gewählt hatte. Bei der letzten Firmung hatte man ſich der hierzu viel geeigneteren herrlichen Kirche der ehemaligen Abtei Marienſtadt bedient, welche wohl auch bei künftigen Feierlichkeiten dieſer Art zu wählen ſeyn dürfte, weil ſie in ihren ſchönen Räumen es dem Volke möglich macht, der Feier beizuwohnen.

Buchſtabenräthſel.

4 2 3 1.
Mich völlig zu ergründen und zu bändigen,
Gelang noch nie den Weiſen und Verſtändigen;
2 3 4 2 1.
Im kleinſten Maßſtab kann ich zwar verdeutlichen
Den Forſchungsſtoff, doch wird im Unvermeidlichen,
3 1 1 2.
Daß ich bekunde, Jeder ſich langweiligen,
Und lieber, wo er kann, ſich raſch betheiligen.
4 3 4 2.
Am Kunſtgenuß, dem hohen, vielgeſtaltigen,
So ich gewähre, trotz der Kielgewaltigen,
2 4 3 1.
Die, gleich als ob ſie ich, mit Stolz begnädigen
Und mit dem gift'gen Krittler-Bolz beſchädigen.
4 2 4 4 2.
Drum zählte nie man den mit mir Vertraulichen
Den Heldenmuſtern zu und den Erbaulichen.
1 2 3 4.
Doch Alles ſcheinbar Neckiſch-Widerſprechende
Löſ' ich, der jeden Feind ſtets Niederſtechende.

Redak eur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 207. Samſtag den 29. Juli 1843.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Fortſetzung.)

Hektor war indeſſen ſeiner Couſine nachgeeilt, doch hatte während des Heimwegs keines von beiden gewagt, des Vorfalls auf der Wieſe auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Hektorn ſchien das Schweigen Klotildens ein gutes Zeichen, indem er hoffte, ſie würde eben ſo auch in dem Schloſſe von ſeinem Geheimniſſe ſchweigen. Bei der erſten günſtigen Gelegenheit aber, die ſich ihr darbot, verrieth ſie Alles. Da ſie dem Herrn von Langevy an dem Abend ſtiller und in ſich gekehrter vorkam, als ſonſt, ſo fragte er ſie bekümmert, was ihr fehle.

„O, nichts, gar nichts!“ entgegnete das Mädchen ſeufzend. Der Onkel fuhr fort, in ſie zu dringen.

„Warum biſt Du ſo traurig, Klotilde? fragte er: „Hat vielleicht die Wanderung an die Ufer des Lignon Deinen Erwartungen nicht entſprochen?“

„Nicht ſonderlich!“

„Hat vielleicht mein Sohn — doch wo iſt Hektor?“

„Er hat ſich von neuem auf die Wanderung begeben!“

„Was zum Teufel hat er nur immer am Lignon zu ſchaffen?“

„Das wird er ſelbſt am beſten wiſſen,“ entgegnete Klotilde mit ſchlauem Lächeln.

„Haſt Du vielleicht etwas gemerkt?“

„Ich, lieber Onkel? Nein, gar nichts, — nur hatte ich heute das Glück, ſeine Schäferin zu ſehen.“

„Seine Schäferin? Du ſcherzeſt, Klotilde! Sollteſt Du wohl zu unſern Zeiten noch an Schäferinnen glauben?“

„Allerdings, Onkel — denn ich ſah heute die Ihres Sohnes an den Ufern des Lignons ohnmächtig in ſeine Arme ſinken!“

„Wie? Eine Schäferin in Hektors Armen?“

„Ja, eine Schäferin, und zwar eine, die allerliebſt anzuſchauen, in ihrem ſeidenen Unterröckchen und dem Leibchen von weißem Atlas.“

Der Vater konnte ſich kaum faſſen vor Wuth. „Was zum Henker ſoll das bedeuten? Sollte der Bube wirklich . . . .? Bring' mir meine Flinte und Jagdtaſche, Klotilde. Glaubſt Du, daß der verwünſchte Bube jetzt wieder bei ſeiner Schäferin weile?“

„Ja, Onkel.“

„Hütet die Schäferin Schafe?“

„Nein, Onkel!“

„Alle Teufel! das klingt verdächtig. Gingt Ihr vorhin an dem Weideplatz vorbei?“

„Ja, Onkel; aber ich glaube, daß die artige Schäferin ſich mehr in der Nähe des Dorfes aufhält.“

„Schon gut!“ ſprach der alte Baron in einem ärgerlichen gereizten Tone. „Seidenes Unterröckchen und Atlasleibchen! Wo zum Teufel mag der Schurke nur das Geld auftreiben, um ſeiner Schäferin ſolchen Staat anzuſchaffen?“

Der Baron ging geraden Weges nach dem Rebenhäuschen, in der Hoffnung, Babet würde vielleicht um die Streiche Hektors wiſſen. Er fand die Alte auf der Hausflur, gerade von der Arbeit des Tages ausruhend.

„Wie geht's, Babet?“ begann der Baron in ſanftem, zutraulichem Tone. „Was giebt's Neues hier?“

„Gar nichts, Herr Baron!“ entgegnete Babet, indem ſie aufſtehen wollte.

„Bleibe nur, gute Babet!“ ſagte der Baron, der Alten freundlich auf die Schulter klopfend. „Hier iſt noch Platz für mich auf dem Strohbunde.“ In dem Augenblick hörte Herr von Langevy eine Thüre im obern Stocke aufgehen. „Aha!“ dachte er, „dort oben iſt wahrſcheinlich der Schlag, in dem das zarte Täubchen girrt und ſchmachtet.“ Dann wandte er ſich wieder zur Alten: „Hat Sie meinen Sohn dieſe Woche noch nicht geſehen?“

„O, ich ſehe ihn ſehr oft,“ entgegnete Babet; „er kömmt faſt täglich, um in meinem Gehege zu jagen.“

„Ein ſauberer Jägersmann, fürwahr!“ entgegnete der Baron.

„Das iſt er, Ihre Excellenz, erſt heute brachte er mir einen köſtlichen Haſen zum Geſchenk. Er ſteckt bereits am Spieße.“

„Der Haſe iſt vielleicht nicht allein für die Wirthin beſtimmt, vielleicht . . . . Doch wozu ſollte ich noch länger ſchweigen? Höre mich, Babet, ich weiß Alles, mein Sohn iſt in eine Schäferin verliebt, die nicht ſehr weit von hier ſeyn kann.“

„Ich verſtehe nicht, was Sie da wollen, Herr Baron!“ entgegnete verlegen die Alte.

„Ihr verſteht mich ſo wohl, daß man Euch die Beſchämung über das unwürdige Benehmen im Geſichte leſen kann. Doch fürchtet nichts. Sagt mir nur, wo ich die Schäferin jetzt treffen kann.“

„O, Ihre Excellenz,“ entgegnete Babet, welche einſah,

Digitized by Google

daß ferneres Läugnen vergeblich ſey, „das Mädchen iſt ein Engel, ja, ein leibhaftiger Engel!“

„Der Engel,“ fragte der Baron, „kam doch nicht etwa direkt vom Himmel?“

„Woher er kam, weiß ich nicht; doch bete ich jeden Morgen und Abend, daß Sie einen ſolchen Engel zur Tochter haben möchten!“

„Das wird ſich finden; ſind die zwei Engelskinder oben?“

„Ja, Herr Baron, Sie können ſie jetzt im erſten Stocke bei geöffneter Thüre finden. Ein unſchuldiges Paar, wie dieſes, liebt ſich ſtets offen, vor aller Welt!“

Als der Baron in das bezeichnete Zimmer eintrat, traf er die beiden Liebenden beiſammen ſitzend, das Mädchen heftig weinend, den jungen Liebhaber eifrig bemüht, ſie zu tröſten. Es lag in den Zügen beider eine ſo kindliche Unbefangenheit und rührende Unſchuld ausgebreitet, daß das harte, abgeſtorbene Herz des Dreiundſechzigers bei ihrem Anblicke tief bewegt ward.

Als Daphne den Herrn von Langevy erblickte, begann ſie noch heftiger zu weinen.

„Tröſte Dich nur, armes Kind!“ wandte ſich Herr von Langevy an das Mädchen; „von Ihnen aber, junger Menſch, verlange ich, daß Sie mir augenblicklich folgen.“

„Wenn ich mit Ihnen gehe,“ entgegnete Hektor, „ſo geſchieht es nur, um Ihnen, als meinem Vater, die ſchuldige Achtung zu bezeugen; doch erkläre ich Ihnen hiermit ein für alle Mal, daß ich nur Fräulein Deshoulieres liebe und keine ſonſt! Wir haben uns bereits verſprochen, und nur der Tod vermag unſer Verſprechen zu löſen.“

„Deshoulieres — Deshoulieres,“ beſann ſich der Baron, „ich habe den Namen früher ſchon nennen hören! Ich kannte einen Colonel Deshoulieres in der Campagne von Flandern; ein tapferer, ſtattlicher Geſelle, im Beſitze einer ſchönen Frau, vieler Narben und Ehrenzeichen, aber dabei keinen Sous in der Taſche.“

(Fortſetzung folgt.)

Aſſiſengericht.

Mainz, 24. Juli.

(Schluß.)

Die Staatsbehörde, fährt der Herr Vertheidiger fort, ſpricht von einem Streite zwiſchen Mutter und Sohn. Hievon iſt mir nichts bekannt; von Drohungen? auch dafür beſteht keine Gewißheit. Wie läßt ſich aus ſolchen Antecedentien folgern, daß der Angeklagte die Abſicht gehabt habe, an dieſem Tage die ſo ſchreckliche That zu begehen? Die Angabe der Anklage, daß Niemand als die Mutter und der Beſchuldigte im Hauſe geweſen, liefert keinen Beweis für die Verübung der That, eben ſo wenig, als das Zuſchließen der Thüre, das er übrigens durch ſeine dringende Arbeit und ſeine Gänge in den Hof und in den obern Stock zur Genüge entſchuldigt. Man behauptet auch, er habe ſich entfernt, er ſey flüchtig gegangen, als er in der Verwirrung ſich hinwegbegab; aber ſobald er zur Beſinnung kam, kehrte er ſogleich wieder zurück. Die Geſtändniſſe des Beklagten bei Roth ſieht der Herr Vertheidiger ſo an, daß man keinen Werth darauf legen dürfe, da der Angeſchuldigte noch unter dem Einfluſſe des Schreckens und eines noch nicht definirten Gefühls ſie ausgeſprochen habe. Die Aerzte hätten wiederholt erklärt, daß eine Strangulation nicht verübt worden ſey, indem man Spuren davon hätte äußerlich und innerlich erkennen müſſen, wovon ſie jedoch nichts gefunden hätten; wie man alſo dem Angeklagten glauben könne, wenn er ſich derſelben ſchuldig erkläre? Die Anklage ſage, auch die Wittwe Fuhrmann könne ſich nicht ſelbſt verbrannt haben, während die Aerzte behaupteten, die durch die Haare entzündete Haube habe die Veranlaſſung zu den Brandwunden am Kopfe geben können; wo dann hier ein Beweis vorliege, daß der Angeklagte ſie erfaßt und über das Feuer gehalten habe? In dem erſten Protokolle ſtehe kein Wort von der Erklärung des Beklagten, daß er ſeine Mutter habe aufknüpfen wollen; erſt in dem zweiten ſey hievon die Rede, nachdem er ſich unbegreiflicher Weiſe damit gerühmt. Es unterliegt beinahe keinem Zweifel, bemerkt der Hr. Vertheidiger weiter, daß der Angeklagte an jenem Tage durch die auf ihn einwirkende Leidenſchaft, durch die Schimpfreden ſeiner Mutter und die Thränen ſeiner Geliebten in einem Zuſtande des Wahnſinns, der Raſerei ſich befunden, den unſer humanes Geſetz vorgeſehen habe, und bei dem die geringſte Strafe noch zu ſcharf für ſeine Urtheilskraft wäre; er werde ſich bemühen, darzuthun, daß dieſer Zuſtand wirklich bei ihm vorhanden geweſen. Der Bürgermeiſter ſagte, es ſey eine Narrenfamilie; gegen Jeden betrug der Beſchuldigte ſich gut, mit Ausnahme gegen ſeine Mutter und ſeine Schweſter. Worin hatte dieſe Abneigung ihren Grund? In der Behandlung des Vaters, dem der Beklagte ſehr ergeben war, den die Mutter ins Zuchthaus brachte, und der, ſo glaubte wenigſtens der Beklagte, an den Folgen ſchlechter Behandlung von Seiten derſelben ſtarb. Hierzu kam nun ſeit ſeiner Rückkehr in das väterliche Haus die Beſchimpfung ſeiner Braut, eines ordentlichen, braven Mädchens, die von Mutter und Schweſter mit allen möglichen Spottnamen belegt und jeder Schlechtigkeit fähig erklärt wurde, von der ſelbſt die Staatsbehörde ohne Grund mit Geringſchätzung ſprach, und der man doch nichts Nachtheiliges nachſagen kann; war das nicht Urſache, um in eine Art Verwirrung, in Raſerei zu verfallen? Die Staatsbehörde ſagt, der Angeklagte iſt ein Komödiant; ich ſage, er iſt ein Narr, und damit erkläre ich Vieles, was bisher als räthſelhaft erſchien. Was iſt am Charfreitage vorgefallen? fragt nun die Vertheidigung. Die Schweſter und die Geliebte gehen in die Kirche; morgens war die Mutter hineingegangen. Konnte der Beſchuldigte wiſſen, daß ſie Abends nicht wieder hinginge, und einen Plan zur Vollführung der That machen? Und doch ſoll dieſer eine Belaſtung gegen ihn abgeben. Er geht in der Stunde, wo er die That vollbringen will, und macht Kommiſſionen; man bemerkt keine Aufregung an ihm; ein Umſtand, der zu ſeinem Vortheil angewendet werden könnte, ſoll ihm nun auch zur Laſt gelegt werden. Wenn die Mutter im Nachhauſegehen ihn von neuem beſchimpfte und er ihr nun den unglücklichen Stoß gab, war das nicht Wahnſinn? Konnte er in vernünftigem Zuſtande hoffen, man entdecke die Mutter nicht, wenn er ſie in die Kiſte ſtecke? Nach der That eilt er nach Bingen; ſtatt an die Flucht zu denken, kehrt er zurück und gibt Erklärungen, die man nur als eine Folge der Aufregung und des genoſſenen Weines betrachten kann. — Vorbedacht, fährt der Herr Vertheidiger fort, muß erwieſen ſeyn; er kann nicht vermuthet werden; die Indizien, die die Anklage zu Gunſten ihrer Behauptung, daß er vorhanden ſey, vorbringt, erweiſen nichts;

Digitized by Google

wo wäre ein Motiv geweſen, die Mutter zu tödten, da der Angeklagte ihrer zum Leben nicht bedurfte und es nur von ihm abhing, ſich außerhalb des mütterlichen Hauſes eine paſſende Exiſtenz zu verſchaffen? Der Herr Vertheidiger geht noch die Ausſagen der Mutter durch, zergliedert ſie, erklärt, daß er ſie als dem Beklagten nachtheilig nicht anſehe, und ſchließt dann mit der Hoffnung, daß die Geſchwornen die Jugend des Beſchuldigten berückſichtigen möchten und bei ſo geſtalteten Sachen gewiß kein Schuldig gegen ihn ausſprechen würden.

Während dieſes Vortrags erhob der Angeklagte öfter und beſonders bei allen Stellen, welche ſich auf ſeine Braut, oder das Verhältniß zwiſchen ihm und ihr bezogen, ein ſo jämmerliches Geſchrei, daß die Sitzung einige Mal unterbrochen werden mußte und der Vertheidiger ſich zu ihm begab, um ihn zu tröſten und zur Ruhe zu ermahnen. Nun verfügte ſich nach einer Replik des Hrn. General-Prokurators der Gerichtshof in ſein Berathungszimmer, um über den Antrag der Vertheidigung wegen der weiteren zwei Fragen zu berathen. Nach ½ſtündiger Abweſenheit kehrte er zurück und der Präſident verkündigte das Erkenntniß, daß die Frage wegen der Provokation geſtellt werden ſolle, aber die wegen Wahnſinn oder Raſerei nicht zuläſſig ſey. Nach Vorleſung dieſes Urtheils fing der Herr Präſident ſein eben ſo klares als unparteiiſches Reſüme an, das wir, um Wiederholungen zu vermeiden, nicht anführen können; jedoch dürfen wir den Eingang nicht unerwähnt laſſen, wo Herr Metz eben ſo richtig als wahr die großen Vortheile des öffentlichen und mündlichen Verfahrens hervorhob und dabei vorzüglich anführte, daß es nur bei dieſem Verfahren möglich ſey, in einem Tage eine Criminalſache von ſo großer Wichtigkeit wie die heutige zu Ende zu führen, und dabei der Anklage nicht allein, ſondern auch der Vertheidigung vollen Spielraum zu laſſen. Wir fügen dieſer Bemerkung noch die bei, daß es nur bei dieſem Verfahren möglich war, eine Prozedur, wo ſo viele Zeugen abgehört, ſo viele Unterſuchungen gemacht werden mußten, ſo zu beſchleunigen, daß drei Monate nach der Begehung der That der Beſchuldigte auch ſchon ſeinen Urtheilsſpruch erhielt; am 22. April war die Wittwe Fuhrmann geſtorben und am 22. Juli wurde das Urtheil erlaſſen.

Um 10 Uhr verließen die Geſchwornen den Sitzungsſaal; kurz nach 11 Uhr kehrten ſie in denſelben zurück, ihr Ausſpruch lautete: Der Angeklagte ſey der rechtswidrigen Tödtung ſeiner Mutter, verübt im Affekte, aber in Folge eines mit Vorbedacht gefaßten Beſchluſſes, ſchuldig. Der Hof ſprach nun die Todesſtrafe aus. Fuhrmann, der, ſo lange noch Ungewißheit über ſein Schickſal herrſchte, höchſt niedergeſchlagen und traurig erſchien, öfter jämmerlich weinte und ſchluchzte, erhob ſich nun plötzlich von der Bank und erklärte dem Präſidenten, er werde keine Kaſſation nachſuchen. Die Todesſtrafe ſey ihm lieber als fünf Jahre Zuchthaus.

Bis zu dem letzten Augenblicke der Sitzung hatte die Zahl der Perſonen, welche den Ausgang abwarteten, zugenommen; bei dem Urtheilsſpruche war das Gedränge im Saale ungeheuer, die Hitze unerträglich und beim Nachhauſegehen der Tauſende eine Dunkelheit in den Straßen, wie in den Tunnels der Eiſenbahn von Paris nach Orleans.

Mannichfaltigkeiten.

Wenn es wahr iſt, daß der Rauch ſtets dem Feuer vorhergeht, ſo ſteht eine allgemeine Feuersbrunſt zu befürchten, denn die ganze Welt — raucht jetzt.

Kreutzers „Nachtlager in Granada" ſoll in der italieniſchen Oper zu Paris gegeben werden. Wie es heißt, will der Compoſiteur die Oper mit vier neuen Nummern bereichern, und Ronconi darin den Jäger ſingen.

Fanni Elßler hat in Brüſſel einen ſolchen Enthuſiasmus erregt, daß ihr Leben dadurch faſt in Gefahr kam, und Polizei und Militär ſie bei ihrer Abreiſe vor den übergroßen Huldigungen des Publikums ſchützen mußten. Sie reiſte über Oſtende nach London.

In München gaſtirt Dem. Heigel in naiven Rollen mit bedeutendem Beifalle. Sie iſt die Tochter des auch als dramatiſchen Dichter wohlbekannten Schauſpielers Cäſar Heigel.

Der einſtmalige Bediente Waſhington's iſt in Greenleafspoint in einem Alter von ungefähr hundert und vierzehn Jahren geſtorben. Er genoß eine Penſion vom Kongreß der Vereinigten Staaten.

(Baden.) In der neuen Trinkhalle ſollen jetzt die Fresken begonnen werden. Der Gallerieinſpektor, Hr. Götzenberger, aus Mannheim, iſt bereits eingetroffen, um die Skizzen zu ſeinen Kartons zu entwerfen. Die Gegenſtände der einundzwanzig Felder werden hauptſächlich aus dem reichen Sagenkreiſe der hieſigen Umgegend gewählt ſeyn. — In den innern, an die eigentliche Halle anſtoßenden Gemächern iſt von dem Hrn. Buchhändler Marx eine Kunſtausſtellung veranſtaltet worden, zu der bereits Einſendungen von Pariſer und Münchener Künſtlern gemacht worden ſind. Der hier anweſende Kunſthändler Schäfer aus Düſſeldorf hat dazu auch ein bedeutendes Kontingent geliefert.

(Zürich.) Nachdem die Hagn fort iſt, gaſtirt Hausmann von Mannheim in Zürich — dann kommt der Baſſiſt Reichel — darauf La Roche aus Wien — dann die Schröder-Devrient; und möglicher Weiſe auch noch Emil Devrient. Unſere ſcheidende Direktion hat zu guterletzt den Schweizern noch eine hübſche Reihe von Künſtlern vorgeführt, denn außer den Genannten waren in dieſem Jahre noch da: Wild und Meck — und früher die Dahn, die Schebeſt, Lang aus München. Madame Birch-Pfeifer kann nun mit Wahrheit ſagen: après moi le déluge.

Am 14., 15., 17. und 18. fand zu Roſtock das vierte norddeutſche Muſikfeſt ſtatt; es dirigirten Marſchner, Meyerbeer, Roſtok und Pott aus Oldenburg. Aufgeführt wurden Mendelſohns Lobgeſang, Händels Judas Maccabäus, mehrere Symphonien, Konzerte und Ouvertüren. Der Sängerchor beſtand aus 310, das Orcheſter aus 150 Perſonen. Solo's ſangen die Damen Marſchner, Schlegel, Schlotz und Hahn — die Herren Dettmer, Wolf, Kiel, Zſchieſche und Wiedemann.

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Weimar, 20. Juli.

Mit dem Eintritt der ſchönen Jahreszeit beginnt hier gewöhnlich die Zeit der Stille. Der Hof verläßt dann die Reſidenz und ſucht die Luſtſchlöſſer auf, oder begibt ſich in die Bäder, was in der Regel auch das Signal zum Aufbruch für die vornehme Welt iſt. Dadurch gewinnt unſere Stadt, welche ohnedies nicht den Charakter allzugroßer Lebhaftigkeit trägt, an Einſamkeit, die erſt mit dem Erſcheinen der rauhen Herbſttage allmälig wieder verſchwindet und den geſelligen Freuden Thor und Thüre öffnet. Dies gilt im Allgemeinen für jeden Sommer, mit Ausnahme des gegenwärtigen, wo der übeln Witterung wegen die Reiſeluſt einigr Monate länger unterdrückt werden mußte. Selbſt den Mitgliedern des großherzogl. Hauſes iſt der Himmel während ihres Aufenthalts zu Wilhelmsthal nicht ſonderlich günſtig geweſen; kalte und zum Theil regneriſche Tage machten das Verweilen in dem ſonſt romantiſch-ſchönen Luſtorte unangenehm, weshalb man für die Geſundheit der hohen Herrſchaften nicht ganz ohne Sorgen war. Um ſo größer war daher die Freude, als vorgeſtern Abend der Großherzog und die Großherzogin im beſten Wohlſeyn von dort zurückkehrten. Auch der Prinz von Preußen verweilt ſeit geſtern hier. Die hohen Herrſchaften, welche gegenwärtig zu Belvedere reſidiren, werden hier nur einige Tage verbringen, um ſich dann in die Bäder zu begeben. Ueber das Befinden des erbgroßherzoglichen Paares, ſo wie über die Dauer ſeines Aufenthalts im Haag verlautet nichts. Doch glaubt man, daß die Rückkehr binnen kurzem erfolgen werde. — Wenn im vergangenen Frühjahr und zu Anfang des Sommers der Himmel ſeine Schleußen oft gegen den Wunſch und Willen der Menſchen öffnete, ſo geſchah es doch immer zum allgemeinen Beſten; einige ſonnige Tage reichten hin, um den Feldern ein hoffnungsvolles Ausſehen und den unaufhörlichen Klagen und Lamento's eine andere Wendung zu geben. Die bangen Beſorgniſſe vor der nächſten Zukunft ſind plötzlich verſchwunden und das Herz empfindet tiefe Wonne, wenn das Auge über die fruchtreichen Fluren ſchweift. Alles verſpricht einen reichen Erntеſegen. Sommer- und Winter-Getreide ſteht in üppiger Fülle und reift bereits der Sichel entgegen. Das Heu iſt größtentheils gut eingebracht und mit der Menge ſowohl, als mit der Güte hat man Urſache, vollkommen zufrieden zu ſeyn. Selbſt die Obſtbäume, welche doch hier und da durch den Spätfroſt gelitten haben, verſprechen einen reichen Ertrag; Kirſchen gibt es hier in Menge zu billigen Preiſen. Zu bewundern war es, daß ſich hier die Getreidepreiſe, trotz der guten Ernteausſichten, immer auf gleicher Höhe hielten, während ſie anderwärts von Woche zu Woche herunter gingen. Der Preis für den weimariſchen Scheffel war gewöhnlich $4^1/_2$ Thlr. Nur ein einziges Mal ſtieg er bis zu 5 Thlr. Leider iſt das Gemäß im Großherzogthume ſo ſehr verſchieden, daß es ſelbſt Sachkundigen ſchwer wird, eines gegen das andere richtig zu vergleichen. Faſt jedes Städtchen hat ſein beſonderes Maß und darin liegt auch der Grund, daß die Preiſe überall von einander abweichen. So koſtete in Ilmenau der Scheffel Roggen arnſtädter Gemäß $9^1/_2$ bis 10 Thlr., ein Preis, welcher ungewöhnlich hoch erſcheinen muß, wenn man nicht weiß, daß ein Scheffel arnſtädter Gemäß beinahe zwei Scheffel weimariſches ausmacht. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß man, um ſolchen Uebelſtänden ein Ende zu machen, doch endlich dahin zu wirken ſuchte, daß im Bereich der deutſchen Bundesſtaaten einerlei Maß und Gewicht eingeführt würde; denn wenn auch die Verſchiedenheit des Maßes auf Handel und Wandel keinen unmittelbar nachtheiligen Einfluß übt, ſo doch gewiß einen ſtörenden.

(Schluß folgt.)

Würzburg, 23. Juli.

Ein frohes Feſt vereinigte geſtern Abend die meiſten Mitglieder der Julio-Maximiliana im „Römiſchen Kaiſer.“ Mehrere Studirende der hieſigen Hochſchule hatten ſich vereinigt, um, wie im vorigen Jahre, zur Feier des hohen Geburtsfeſtes Ih. Maj. der Königin Thereſe einen ſolennen Commerce zu veranſtalten und hatten zu dieſem die Herren Profeſſoren der Univerſität und andere Freunde derſelben, nebſt einem großen Theile der einer Verbindung nicht angehörenden Studirenden eingeladen. Der Saal war zur Feier des Feſtes geſchmackvoll decorirt. Während im Hintergrunde das Bildniß der hohen Gefeierten prangte, von Kränzen umwunden und umwallt von Fahnen in den bairiſchen, den fränkiſchen und würzburgiſchen Farben, waren an den beiden Seiten die Bildniſſe des unvergeßlichen Stifters Julius und des erhabenen Erhalters Maximilian I. angebracht, der ganze Saal mit Moosgewinden verziert. Die Verſammlung war ſehr zahlreich; von den Vorſtänden und Lehrern der Hochſchule würdigten viele die Feſtgeber des Beſuches. Vor Allem zeigte der Hr. Rector Magnificus Textor, daß auch er gerne unter den ſeiner Obhut und Leitung Anvertrauten weile. Zur Feier wurden unter Begleitung der trefflichen Muſik des hieſigen Landwehrregiments neben verſchiedenen ältern Studentenliedern zwei eigens für das Feſt gedichtete Lieder abgeſungen. Toaſte auf die Gefeierte, „der deutſchen Franken deutſche Fürſtin“, auf Se. Maj. den König, auf die Pfleger der Julio-Maximiliana, erwiedert durch einen Toaſt auf alle Verehrer derſelben, zeigten die hohe Begeiſterung, die alle Anweſenden erfüllte. Der Landesvater, dieſe alte Burſchenſitte, rief die alten Erinnerungen in der Bruſt manches bejahrten Mannes hervor, der einſt ihn mitgemacht hatte, und an dem Degen prangte feſtlich der durchbohrten Hüte Wucht, alle Anweſenden huldigten der ſchönen Sitte. Spät erſt endete das Feſt, heiter und fröhlich, wie es begonnen, und das Andenken an daſſelbe wird noch lange unvergeßlich bleiben. Möge die Feier ſich noch oft wiederholen, ein Zeichen der Verehrung der Studirenden für das geliebte Fürſtenhaus, ein Zeichen der Eintracht und Stärke der Studirenden!

Aus dem Herzogthum Naſſau, 25. Juli.

Es iſt dem Publikum auffallend erſchienen, daß die Omnibusfahrt zwiſchen Bad-Schwalbach (über Schlangenbad) nach Wiesbaden noch nicht zu Stande gekommen, da eine Verweigerung der Conceſſion für ein ſo gemeinnütziges Unternehmen von Seiten unſerer Landesregierung kaum denkbar iſt. Man iſt daher geneigt, dem Gerüchte Glauben zu ſchenken, daß die Unternehmer in der Art ihres Geſuches andere Conceſſionen ausſchließende Anſprüche gemacht hätten.*) — Auch im Amte Naſtätten wurden die Fruchtpreiſe nur durch den Wucher der Kornhändler und Bäcker bis zu einer ganz ungewöhnlichen und mit den noch liegenden Kornvorräthen in einem bedeutenden Mißverhältniſſe ſtehenden Höhe hinaufgetrieben. Die Abſicht der Wucherer, die arme, bedrängte Volksklaſſe noch mehr zu drücken, wurde indeſſen durch das edle Benehmen eines Freundes der Armen, des Hrn. Valentin Cathrein zu Naſtätten, vereitelt, dadurch, daß er ſchon am 12. v. M. einen Bäcker Naſtättens, zu nicht geringer Ueberraſchung der übrigen, in den Stand ſetzte, den Preis eines Brodes von 22 kr. auf 16 kr. herabzudrücken. — Eine nicht geringe Senſation mag am geſtrigen Tage auf einem Dampfſchiffe der in der Gegend von Lorch plötzlich erfolgte Tod eines Paſſagiers erregt haben. Es war Hr. Decanatsverwalter Pfarrer Ohli von Niedermeilingen, A. Schwalbach, der im Begriffe war, eine Reiſe zum Miſſionsfeſte in Wiesloch bei Heidelberg zu machen und nach einigen Reiſeſtunden bei Lorch entſeelt angelandet wurde. Ach, welch ein ſchöner Tod, ſeine allerdings zahlreiche und ſchwer geprüfte Familie in günſtigen Umſtänden, zudem mit dem beſten Erbe, einem braven Sinn, zu hinterlaſſen und mit dem Bewußtſeyn, mit gewiſſenhafter Treue im heiligen Berufe gewirkt zu haben, in dem reizenden vaterländiſchen Rheingau auf ſchnell ſegelndem Dampfboote im Hafen der Ewigkeit zu landen!

*) S. die Anzeige im heutigen Journal. D. R.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 29. Juli. **Bürgerlich und romantiſch**, Luſtſpiel in 4 Abth., von Bauernfeld. (Gaſtrolle) Baron Ringelſtern: Hr. **Pohlé**, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 208. Sonntag, den 30. Juli 1843.

Beneide Keinen.

Von

Wilh. Wagner.

Beneide Keinen, denn ein Jeder trägt
Sein Theil der Leiden, wie ſein Theil der Sorgen,
Und wem das Herz auch heute freudig ſchlägt,
Der weiß nicht, was ihm bringen wird das Morgen.
Manch' Hochgeprieſ'ner iſt vom Glücke fern;
Du ſiehſt die Schaale nur und nicht den Kern.
Bei ſeinem Golde arm iſt mancher Reiche
Und krank fällt oft die ſchönſte Blüth' vom Zweige.

Beneide Keinen um der Liebe Gunſt,
— Denn launenvoll ſind ſchöner Frauen Herzen —
Noch um die Weihe zur erhab'nen Kunſt,
Denn wer erringt den Lorbeer ohne Schmerzen?
Beneide Keinen um des Ruhmes Glanz,
Viel ſcharfe Dornen birgt ſein gold'ner Kranz,
Noch um des Reichthums trügeriſche Gaben,
Die Ueberſätt'gung bringen, ſtatt zu laben.

Beneide Keinen! Schöne Tage ſind
Beim Könige, wie bei dem Bettler ſelten.
Die Freude iſt ein launenhaftes Kind;
Nur Willkür läßt ſie und nur Zufall gelten.
Die Sorge niſtet im Pallaſt ſich ein,
Das ſeid'ne Polſter macht ſie hart wie Stein;
Des kühnen Geiſtes mächtige Gedanken
Verirren ſich und finden keine Schranken.

Beneide Keinen, — denn wer viel errang,
Der ſucht gewiß noch Größ'res zu gewinnen;
Wer frei ſeyn könnte, ſchafft ſich ſelber Zwang,
Und wer am Ziel iſt, der will neu beginnen.
Wer keine Sorgen hat, ruft ſie herbei
Und quält ſich ſelbſt, daß er nicht glücklich ſey.
Die Gegenwart mag ſelten uns genügen,
Wir laſſen uns von eitler Hoffnung trügen.

Zufrieden ſey mit dem beſcheid'nen Loos
Und mit den Gaben, die dir zugefallen!
Gewohnheit macht die Räume klein und groß
Und läßt Geringes auch uns wohlgefallen;
Gewohnheit ſöhnt uns mit der Armuth aus,
Macht ſchlichtes Mahl zu einem leckern Schmaus,
Nimmt gold'nem Zierrath ſeines Glanzes Fülle,
Wie ſie verſchönt des Aermſten grobe Hülle.

So lang' dich noch des Wohlſeyns Freudigkeit
Belebt und friſch des Geiſtes Blüthen ſprießen,
So lange noch ein Freund dir Liebe weiht
Und deine Tage kummerlos verfließen,
So lang dein Herz noch für das Schöne warm
Und du noch nicht an kleinen Freuden arm,
So lang noch Wald und Flur dir hold erſcheinen,
Verſcheuch' die Klage und beneide Keinen.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Fortſetzung.)

„Ich frage Sie zum letzten Male, junger Menſch," fuhr der Baron fort, „ob Sie mit gehen oder nicht?"

Daphne beredete ihren Geliebten, nicht länger zu zögern; Hektor folgte ſeinem Vater ſchweigend. Er gab übrigens nicht alle Hoffnung auf, von ſeinem Vater einſtens die Erlaubniß zu erhalten, ſich mit Daphnen zu verbinden. Herr von Langevy hatte ſich nämlich artig vor ihr verbeugt, als er aus dem Zimmer trat, und es ſchien die Erſcheinung des Mädchens überhaupt einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

Als Daphne ihren Hektor hinter den Bäumen des nahen Eſchenwaldes verſchwinden ſah, ſeufzte ſie tief und ſprach dann, in einen Thränenſtrom ausbrechend: „Lebe wohl, lebe ewig wohl! Ich werde Dich nie wiederſehen, geliebter Daphnis!" Sie ſah ſich noch ein Mal wehmüthig in ihrem kleinen Zimmer um — das ihr nun ſo verlaſſen und öde ſchien; ſie nahm eine der Roſen, mit welchen ſie das Fenſtergeſims verziert hatte, zerblätterte ſie langſam, und ſah wehmüthig, wie ein Blatt nach dem andern vom Winde verweht wurde.

„So will ich es auch mit meiner Liebe machen,“ ſagte die poetiſche Schäferin; eine ihrer Blüthen mag nach der andern, vom Hauche des Todes verweht, in ein frühes Grab ſinken!“

„Lebe wohl, Babet!“ ſagte ſie alsdann, die Alte herzlich umarmend; „ich gehe in das Schloß zurück, aus welchem ich ſo thöricht entwich. Wenn Du Hektor wieder ſiehſt, ſo ſage ihm, daß ich ihn noch ſo innig, wie zuvor, liebe; daß er mir aber entſagen müſſe, wie ich der Welt und mir ſelbſt entſage.“

Als Daphne auf ihrem Rückwege zum Schloſſe d'Urtis an das Ufer des Lignon kam, fand ſie noch den Schäferſtab daliegen, den ſie am Morgen zerbrochen hatte. Sie hob ihn mit zitternder Hand auf und nahm ihn mit, als das einzige Andenken an Hektor und ihre erſte Liebe. Die Sonne vergoldete eben mit ihren letzten milden Strahlen das blühende Gefild, und Daphne kniete am Ufer des Lignon nieder, ein inniges Gebet ſprechend und den zerbrochenen Stab zärtlich an ihr Herz drückend.

VI.

Ihre Mutter traf ſie nicht mehr im Schloſſe; die Herzogin d'Urtis konnte ſich vor Freude kaum faſſen, als ſie Bribri wiederſah.

„Sey willkommen, herzlich willkommen, liebe Bribri!“ begann ſie. „Hat ſich das verlorne Schaf endlich wieder gefunden?“

„Ja,“ entgegnete Daphne in wehmüthigem Tone, „es iſt zurückgekehrt, um ſich nie mehr zu verirren! Sehen Sie hier meinen zerbrochenen Stab; es wird kein Daphnis mehr kommen, mir einen neuen zu ſchnitzen.“ Sie erzählte darauf der Herzogin Alles, was vorgefallen. Dieſe wußte nicht, ob ſie mehr lachen oder Bribri wegen ihrer Unbeſonnenheit ſchelten ſollte; ſie half ſich aus der Verlegenheit, indem ſie abwechſelnd beides that.

Auf dem Schloſſe von Langevy blieb Hektor ſtandhaft bei ſeinem Entſchluſſe, ſeinem Vater und ſelbſt ſeiner Couſine gegenüber. Er erzählte ihnen genau die ganze Entführungsgeſchichte, und ſprach ſo aufrichtig und begeiſtert von ſeiner Liebe zu Daphnen, daß der alte Baron dadurch in etwas beſänftigt wurde. Klotilde ſelbſt wurde von Mitleid bewegt und ſprach zu Hektors Gunſten. Der alte Baron blieb aber feſt bei ſeinem Entſchluß, und äußerte in Bezug auf Hektor mehrmals gegen Klotilde: „In acht Tagen hat er die ganze Geſchichte vergeſſen. Ich ſtaune nur, Mädchen, wie Du ſo ungereimte Beſorgniſſe hegen kannſt.“

„O, geliebter Onkel,“ entgegnete Klotilde, „es ſcheint mir am vernünftigſten, in ſolchen Fällen ſtets das Schlimmſte zu befürchten.“

„Ich ſage Dir aber noch ein Mal, in acht Tagen betet er ſicher eine andere Göttin an, oder der Himmel müßte Dir denn Deine ſchönen Augen umſonſt gegeben haben.“

„Glauben Sie mir, Onkel,“ ſprach Klotilde in ernſterem Tone, „Hektor wird mich nie lieben, und überdies,“ fuhr ſie ſcherzhaft fort, „wünſchte ich nicht, die Nachfolgerin einer Andern zu werden. Ich bin in dieſer Beziehung mit Fräulein von Scudery gleicher Meinung, daß in der Liebe die Königinnen am glücklichſten ſind, welche Königreiche in noch unentdeckten Ländern erobern.“

„Du biſt eine Romanheldin, Klotilde! Deine Begriffe von Liebe und Liebesglück ſind in der Welt ſchon längſt außer Cours!“

Hektor faßte endlich ſeinen Vater an ſeiner ſchwachen Seite:

„Wenn ich Fräulein von Deshoulieres heirathe,“ begann er, „ſo werde ich ſchnell eine glänzende Carriere machen. Sie, Vater, ſind mir auf der Bahn der Ehre bereits vorangegangen, und es kann mir an raſchem Avancement auf derſelben nicht fehlen, unter der Leitung und dem Schutze Deshoulieres, den ſogar Louvois mit ſeiner Freundſchaft beehrt.“

Herr von Langevy entgegnete hierauf, etwas milder geſtimmt, ſeinem Sohne: er wolle ſich die Sache noch ein Mal überlegen.

(Schluß folgt.)

Prinz Auguſt von Preußen.*)

Wenn die ganze preußiſche Armee durch den Tod Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Auguſt von Preußen einen außerordentlichen Verluſt erlitten, den gewiß jede Waffe gleich ſchmerzlich empfindet, ſo hat doch dieſer Schlag die Artillerie am härteſten betroffen, ſie, welche den beneidenswerthen Vorzug genoß, in dem erlauchten Verſtorbenen fünf und dreißig Jahre lang ihren Chef zu verehren, eine in der Geſchichte faſt beiſpielloſe Thatſache. Wer den edlen Prinzen als Soldat gekannt, oder in irgend welcher Beziehung ihm näher geſtanden, wird den Verluſt zu ermeſſen wiſſen, den in Worte zu kleiden, um ſo ſchwieriger ſeyn möchte, je unerwarteter er eintrat. Mit einer ſeltenen Kräftigkeit ausgeſtattet, wie die Natur ſie nur ihren Lieblingen im vorgerückten Alter gewährt, hätte der Prinz noch viele Jahre der Stolz der Armee, ja, es iſt nicht zu viel geſagt, der ganzen preußiſchen Nation ſeyn können, wäre es im Rathe des Herrn nicht anders beſchloſſen geweſen.

Prinz Auguſt (Friedrich Wilhelm Heinrich) war der jüngſte von zwei Söhnen des Prinzen Auguſt Ferdinand, jüngſten Bruders Friedrich des Großen († 1813), und der Markgräfin Anna (Eliſabeth Louiſe) von Brandenburg-Schwedt († 1820 zu Berlin). Sein älterer Bruder, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, fand in dem unglücklichen Treffen bei Saalfeld am 10. Oktober 1806 den Heldentod, und auch ſeine einzige Schweſter, die verewigte Fürſtin Radziwill, ging ihrem geliebten Bruder zu einem beſſern Leben voran.

Am 19. Sept. 1779 erblickte Prinz Auguſt das Licht der Welt, und am 19. Juli 1843 überraſchte ihn der Tod zu Bromberg (auf der Rückkehr von einer Dienſtreiſe aus Oſtpreußen), alſo an dem nämlichen verhängnißvollen Tage, der jedes Preußen Herz ewig mit heiliger Trauer erfüllen wird, in einem Alter von genau 63 Jahren und 10 Monaten, an einem aſthmatiſchen Uebel, das ſchon wiederholentlich und erſt noch vor wenigen Jahren ſeine Treuen mit banger Beſorgniß erfüllt hatte.

Der Prinz war Soldat im ganzen Sinne, in der edelſten Bedeutung des Worts. Von Jugend auf dem Waffenwerk ergeben, erwarb er ſeine erſten Lorbeern in jenem unheilvollen Kriege, der Preußen auf die härteſten Proben geſtellt hat, und bewies in einem Alter von 27 Jahren einen Heldenmuth, der einen Veteranen geziert haben würde. Der Prinz war damals Commandeur eines Grenadier-Bataillons, das bis zum letzten

*) Aus den „Berliniſchen Nachrichten.“

Digitized by Google

Augenblicke des Namens würdig ſich bewieſen hat, den es trug, und wodurch eben dieſer Name als ein leuchtendes Vorbild für ſpätere Geſchlechter tief in das Buch der Geſchichte eingetragen wurde. Es genüge, daran zu erinnern, daß nach der Schlacht von Jena, vor der Kataſtrophe von Prenzlau, der Prinz mit ſeinem und dem Grenadier-Bataillon Rheinbaben ſich durchzuſchlagen im Begriff ſtand, von feindlicher fünffach überlegener Reiterei umringt, dennoch jede Aufforderung, ſich zu ergeben, ritterlich abwies, bis er, mit dem Degen in der Hand, endlich überwältigt wurde. Dieſer Geiſt der Ritterlichkeit hat ſich bis zum letzten Athemzuge ſeines thatenreichen Lebens in unzähligen Nüancirungen ausgeſprochen, und darum begeiſterte, ermuthigte und riß er Alle mit ſich fort, wo nur ſeine Heldengeſtalt voranſchritt. Den Prinzen im feindlichen Feuer, im heftigſten Kugelregen geſehen zu haben, gewährte einen erhebenden Anblick; in ihm vereinigte ſich Hannibals glühender Muth und Scipio's todesverachtende Ruhe. Beides hat er bei allen Gelegenheiten im Kriege, vornehmlich aber in den blutigen Tagen des Februars 1814 bewieſen, wo des Heldengreiſes Blücher flammender Stern zu erlöſchen drohte, und der unerſchütterliche Heldenmuth ſeiner Generale die Tapferkeit ihrer Soldaten auf eine Höhe zu ſteigern wußte, welche alle Launen des Waffenglücks entkräftete. Zu dieſen Koryphäen der Tapferkeit gehörte auch der Prinz. Er commandirte in den denkwürdigen Gefechten bei Etoges, Bergères, Janvilliers, Gué à trème ꝛc. die 12. Infanterie-Brigade beim Kleiſt'ſchen Corps, und an dieſe Tage knüpft ſich die Erinnerung unvergänglichen Ruhms. Mit gleicher Tapferkeit hatte er 1813 mit ſeiner Brigade vor Dresden und bei Mark-Kleeberg auf dem linken Flügel der preußiſchen Linie in der Schlacht bei Leipzig gefochten, wo das Kleiſt'ſche Corps den härteſten Stand hatte, und die Brigade des Prinzen allein 77 Offiziere und über den dritten Theil ihrer Streiter verlor. Der glänzendſte Lorbeer war aber dem fürſtlichen Helden im Jahre 1815 aufgeſpart, wo ihm nach der Schlacht von Belle-Alliance der Oberbefehl über zwei Armee-Corps gegeben, und die Eroberung der franzöſiſchen Ardennen- und Maas-Feſtungen aufgetragen wurde. In einer beiſpiellos kurzen Zeit unterwarf er neun feindliche Feſtungen von größerem und kleinerem Belange, und vorzugsweiſe verdankt der preußiſche Waffenruhm dieſe reichen Blüthen der Kühnheit des Angriffs, die unmittelbar von dem Prinzen ausging, auf ſeine Truppen ſich übertrug, und hier in der Lehre vom Angriff feſter Plätze die Ausnahme zur Regel erhob. Doch einer umfaſſenderen Darſtellung muß es vorbehalten bleiben, des Prinzen kriegeriſche Thaten und Tugenden würdig zu beſchreiben, wozu in dieſen Blättern weder der Ort, noch der Raum vorhanden iſt. Nur auf Andeutungen können wir uns hier beſchränken.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 23. Juni wurde zu Glückſtadt ein Zuchthausſträfling (ein junger Mann von 30 Jahren) hingerichtet, welcher vor einem Jahre einen Aufſeher im Zuchthauſe mit einem Meſſer durchbohrt hatte. Des Hingerichteten Mitwiſſer, deſſen Urtheil auf 20 Jahre Gefängniß lautete, muß ſein Leben bei ſchwerer Arbeit im Kerker beſchließen. Man vernimmt nun über den Mörder folgende ergreifende Umſtände: Völlig ungläubig, mit einem Herzen voll Erbitterung gegen Gott und Menſchen, hatte er jeden Zuſpruch, jede Mahnung des geiſtlichen Seelſorgers beharrlich von ſich gewieſen. Die Hinrichtung mußte wegen Abweſenheit des Scharfrichters um acht Tage verſchoben werden. In dieſer Zwiſchenzeit ſieht der Verurtheilte durch das Gitter des Gefängniſſes ein dreijähriges Kind in's Waſſer fallen, — ſchreit um Hülfe für daſſelbe, und ſein Ruf zieht die Mutter noch zur rechten Zeit hinan, das Kind zu retten. Die glücklichen Eltern eilen mit demſelben zu dem Verbrecher, der, unſäglich ergriffen, ausruft: „Viel Schweres habe ich erduldet, aber dieſe Freude überwiegt Alles." Er preiſet die Barmherzigkeit, die Gott dadurch an ihm ſelbſt gethan, will das Kind nicht mehr von ſich laſſen, läßt nun den Prediger kommen, und nimmt mit Freude das Wort auf, das auch ihn retten kann, und nach einer Hoffnung, die ſich kaum ein menſchliches Herz dürfte verſagen können, für Zeit und Ewigkeit gerettet haben wird. Seine letzten Tage waren die ſeligſten ſeines Lebens, und er ſtarb getroſt wie ein Chriſt und muthig wie ein Held.

(Uri.) In der wegen anhaltendem und heftigem Regen Unglück verkündenden Nacht vom 15. — 16. Juli wurden die Bewohner Altdorfs durch einen Felſenſturz, der im Bannwalde gerade über dem untern Theil des Fleckens zwiſchen 11 und 12 Uhr ſtattfand, aufgeſchreckt. Das Gepolter des in kurzen Zwiſchenräumen, faſt eine halbe Stunde lang dauernden Einſturzes, das Getöſe der herabrollenden Felſentrümmer, noch erhöht durch das Rauſchen des in Strömen fallenden Regens waren wirklich ſchauderhaft, und Betrachtungen über die Hülfloſigkeit des Menſchen drängten ſich von ſelbſt auf. Die Verheerungen, welche man bei Tagesanbruch zu erblicken glaubte, waren jedoch ſcheinbar nicht ſo bedeutend. Dennoch iſt das ziemlich tiefe Tobel von der Rothenfluh und Rabenſchnabel, wo der Sturz ſtattgefunden, bis an den Fuß des Berges mit Felſentrümmern auf eine bedenkliche Weiſe gefüllt, und dadurch weniger befähiget, ſolche Felſenſtürze in Zukunft wieder unſchädlich aufzunehmen.

(Biedenkopf, 23. Juli.) Drei Veteranen, zuſammen 221 Jahre alt, feierten heute in der Poſt dahier das Andenken an die im Jahre 1793 den 23. Juli, alſo gerade vor fünfzig Jahren, geſchehene Wiedereroberung der Feſtung Mainz durch die Deutſchen. Sie dankten Gott für den Schutz in den Gefahren, brachten dem Fürſten ein Lebehoch, tranken auf aller deutſchen Krieger Geſundheit, und erinnerten ſich noch lebhaft mancher Begebenheit, die während der Belagerung vorgefallen war.

(Hamm, 21. Juli.) Heute fand in unſerer Nähe das, Gott Lob! nur ſelten vorkommende Schauſpiel einer Hinrichtung ſtatt. Der rechtskräftig zur Strafe des Rades verurtheilte Ackerknecht Gerhard Sandhövel von Vraſſelt bei Emmerich wurde heute früh, zufolge der in der Allerhöchſten Beſtätigungs-Ordre enthaltenen Strafverwandlung, mit dem Beil vom Leben zum Tode gebracht.

Das Comité der Tiedge-Stiftung in Dresden bringt ſeinen Intereſſenten zur Anzeige, daß der 27. Sept. d. J. zum feſt-

Digitized by Google

geſetzten Ziehungstag der zum Beſten der Tiedge-Stiftung veranſtalteten Verlooſung von Gegenſtänden der bildenden Kunſt beſtimmt iſt. Dieſe Ziehung hatte ſchon früher ſtattfinden ſollen, wurde aber aus mehreren nicht eher zu beſeitigenden Hinderniſſen bis jetzt verzögert.

(Cairo.) Eine ganz auffallende Anomalie hat ſich in dieſem Jahre bei dem periodiſchen Wachſen des Nils ergeben. Der erſte Tag des Steigens des Nils tritt ſeit undenklichen Zeiten bald nach dem Sommer-Solſtitium ein; zu Cairo hat das Phänomen gewöhnlich vom 1. bis zum 10. Juli ſtatt. In dieſem Jahre iſt aber hier ein Steigen des Fluſſes in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai, alſo zwei Monate früher wie gewöhnlich, eingetreten. Dieſes Steigen hat nur vier Tage gedauert, und nachdem iſt das Flußwaſſer wieder gefallen und fällt noch fortwährend, wie dieſes auch ſonſt immer bis zum Solſtitium der Fall iſt. Die Geſchichte kennt kein Beiſpiel von einem zu frühen Steigen des Nils, und nur ſind ein paar Beiſpiele bekannt, daß kurz nach der rechtzeitigen Ueberfluthung noch ein zweites Steigen des Fluſſes eingetreten iſt; z. B. zur Zeit der Cleopatra und im Jahr 1737. Die Conſtanz der Nilfluthung iſt ſonſt der Zeit nach ſo durchgreifend, wie ſie bei irgend einer Naturerſcheinung nur möglich und kaum bei einem andern meteorologiſchen Phänomen vorkommen mag.

(Frankfurt a. M.) Der ausgezeichnete Baſſiſt Herr Dettmer, Mitglied der Dresdner Oper und früher der unſrigen angehörend, wird dieſer Tage in einer ſeiner brillanteſten Geſangpartien bei uns auftreten, um ein ihm noch rückſtändiges Benefice aus dem letzten Jahre ſeines hieſigen Engagements nachzuholen. Mit dieſer Anzeige verbinden wir die den Geſangsfreunden gewiß erfreuliche Hoffnung, Hrn. Dettmer in einer Reihe von Opernvorſtellungen hören zu können. Eifrig fortgeſetzte Kunſtſtudien haben das ſchöne Talent dieſes früher bei uns und jetzt in Dresden ſo ſehr beliebten Sängers immer weiter gefördert, und mit Recht wird derſelbe zu den erſten unſerer jetzigen deutſchen Baſſiſten gezählt. Wir dürfen demnach genußreicher Abende entgegen ſehen und heißen den bei uns noch im freundlichen Andenken ſtehenden Gaſt willkommen.

Korreſpondenz.

Weimar, 20. Juli.

(Schluß.)

Daß die hohen Getreidepreiſe auch hier unter der unbemittelteren Volksklaſſe tief empfunden worden, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Im Ganzen zeigte ſich aber doch kein ſo großer Wuchergeiſt wie anderwärts, was wir vielleicht zum Theil den kräftigen Maßregeln und raſtloſen Bemühungen unſerer wachſamen Polizeibehörde mit zu verdanken haben, welche unabläſſig darauf bedacht iſt, das Wucherkraut im Keime zu erſticken. Beſonders Bäcker- und Fleiſcherwaaren ſtehen fortwährend unter ſtrenger Controle und nicht ſelten finden Confiscationen zum Beſten der Armen ſtatt. — Geſtern zum erſten Male ſind die Kornpreiſe von ihrer ſtationären Höhe gewichen und beinahe um einen Thaler herunter gegangen. Die auf dem Markte ausgeſtellte Menge von Getreide war aber auch ſo beträchtlich, daß ein großer Theil unverkauft blieb und eingeſetzt werden mußte, weßhalb man wohl auch für die nächſten Tage auf billige Preiſe rechnen kann. Endlich iſt man nun auch hier den Beiſpielen anderer Staaten und Städte gefolgt, um den ärmeren Bewohnern in der bedrängten Zeit hülfreich an die Hand zu gehen. Der Stadtrath macht nämlich bekannt, „daß es ihm durch die Gnade großherzogl. hochpreislicher Kammer und durch die menſchenfreundliche Mitwirkung der ſämmtlichen hieſigen Weißbäckermeiſter möglich geworden ſey, 19.600 Pfund Brod, das Pfund zu 8 Pfennige, den weniger bemittelten Einwohnern der Stadt anzubieten, welche ſich binnen drei Tagen bei dem Vorſteher ihres Bezirks anzumelden und von dieſem die erforderliche Beſcheinigung an einen der Bäckermeiſter in Empfang zu nehmen haben.“ Da ſeltſamer Weiſe dieſe Publikation an dem Tage geſchah, wo die Getreidepreiſe einen bedeutenden Abſchlag erlitten, ſo wurde hier und da die Bemerkung laut, daß man erſt billige Preiſe abgewartet habe, bevor man ſich habe entſchließen können, dieſe wohlthätige Maßregel in Ausübung zu bringen. Aber ſey dies, wie ihm wolle, Wohlthaten verfehlen nur ſelten ihren Zweck. Hier überhaupt herrſchte die Noth nicht in einem ſo hohen Grade, als in den gebirgigen Theilen des Landes, beſonders des eiſenach'ſchen Kreiſes, wo die Bewohner größtentheils blutarm und auf nur ſehr ſpärliche Erwerbsquellen hingewieſen ſind. Dieſe Umſtände veranlaßten ſogar eine Anzahl hieſiger Bürger, auf ihre eigenen Koſten eine Quantität Getreide dahin zu ſchaffen und es an die dortigen Einwohner zu mäßigen Preiſen zu verkaufen. Da nun auch von der Regierung eine beträchtliche Menge Korn zur Unterſtützung an die Bewohner jenes Landestheiles befördert worden ſeyn ſoll, ſo iſt doch wenigſtens anzunehmen, daß das arme Gebirgsvolk augenblicklich vor dem Hungertode geſchützt ſeyn mag. In Folge des Nothſtandes iſt in Ilmenau die Feier des diesjährigen Vogelſchießens eingeſtellt worden. — Die Kunſt der Daguerreotypie hat nun auch hier Eingang gefunden. Von einem Kupferſtecher und Lithographen Namens C. Wibel aus Berlin werden ſeit einiger Zeit ſehr gelungene Lichtbilder-Porträts gefertigt, die an Reinheit und Schärfe den ſauberſten Kupferſtich in Manier der ſogenannten ſchwarzen Kunſt noch um Vieles übertreffen. — Die überhandnehmende Konkurrenz unſerer Tage gewinnt ein immer größeres Feld und erſtreckt ſich ſogar über Gewerbe, wo man ſie bis jetzt noch nicht zu finden gewohnt war. So machte ein Gaſtwirth auf dem Lande neulich bekannt, daß bei ihm Tanz gehalten würde, und daß er die Anordnung getroffen habe, ſeine tanzluſtigen Gäſte mittelſt Wagen, welche an der Stadt aufgeſtellt ſeyen, unentgeltlich nach dem Beluſtigungsorte befördern zu laſſen.

Homonyme.

Eigenen Willens entblößt, als Werkzeug ſchnöder Geſellen,
Geiſtige Jammergeſtalt, die nur Bedauern erweckt;
Doch in der leitenden Hand des ſinnig wirkenden Meiſters
Göttliche Zaubergewalt, die uns mit Staunen erfüllt.

Auflöſung des Buchſtabenräthſels in Nro. 206.

Reim.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 30. Juli. Das Aſchenbrödel, Feenoper in 3 Abtheilungen, Muſik von Nicolo Iſouard.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 209. Montag, den 31. Juli 1843.

Der letzte Schäfer.

(Nach dem Engliſchen.)

(Schluß.)

Mit der Frühe des nächſten Tages ſtand Hektor vor dem Eingange des Rebenhäuschens.

„Ach, ach!“ rief die gutmüthige Bewohnerin deſſelben, das Fenſter öffnend, Hektorn zu, „das liebe junge Fräulein iſt auf und davon, mein ſchöner Herr!“

„Und Du ließeſt ſie fort?“

Hektor eilte, ohne ſeine Rede zu vollenden, nach dem Schloſſe d'Urfé. Als er in den Park eintrat, hörte er ſo eben einen Wagen nach der entgegengeſetzten Seite hin aus dem Schloſſe fahren. Bald darauf traf ihn die Herzogin, und empfing ihn mit den Worten:

„Sie kommen, Herr von Langevy, um Fräulein Deshoulieres zu ſehen! Schlagen Sie ſich das Mädchen aus dem Sinn. Auf dieſer Erde werden Sie ſie nie mehr zu ſehen bekommen; ſie iſt vor wenig Minuten mit ihrer Zofe in das Kloſter „Val Chrétien“ gefahren, um dort den Schleier zu nehmen. Hier iſt ein Billet, worin ſie Ihnen das letzte Lebewohl ſagt.“

Hektor nahm mit zitternden Händen das Billet und wurde blaß, wie der Tod, als er am Schluſſe folgende Zeilen las:

„So lebe denn wohl! Es iſt nicht mehr Daphne, welche Dir ſchreibt, ſondern blos ein unglückliches Mädchen, die den Reſt ihres Lebens dem Gebete und frommer Betrachtung weihen will. Ich entſage der Welt mit ergebenem, ruhigem Gemüthe, und beklage nicht mein herbes Geſchick. War doch der kurze Traum unſeres Glückes ſo ſchön und bezaubernd; eine reizende Idylle, zart, innig und rein! Doch ſie iſt zu Ende... Lebe wohl, theurer Daphnis, lebe auf ewig wohl!“

Hektor küßte das Billet und wandte ſich dann zur Herzogin, fragend:

„Haben Sie ein Pferd?“

„Wozu dies?“ Was wollen Sie damit?“

„Das Fräulein einholen!“

„Einholen mögen ſie es wohl, aber nicht zur Rückkehr bewegen.“

„Geben Sie mir ein Pferd, Madame! Haben Sie Erbarmen mit einem unglücklichen Liebenden!“

Die Herzogin gewährte ſeine Bitte, denn ſie ſelbſt hatte ſich dem Entſchluſſe Daphnens widerſetzt.

Hektor eilte nun im ſchnellſten Galopp dem Wagen nach; er erreichte ihn nach einer halben Stunde.

„Daphne, Du darfſt nicht weiter!“ ſprach er, dem in ſtille Schwermuth verſunkenen Mädchen die Hand reichend.

„Du biſt's!“ rief Daphne, mit dem Tone freudiger Ueberraſchung, und verſank alsbald wieder in ihre vorige Schwermuth.

„Ja, ich bin es, ich, Dein Daphnis,“ entgegnete der Jüngling, „und komme, Dich als meine erwählte Braut abzuholen; mein Vater hat endlich der Vernunft Gehör gegeben und in Alles gewilligt.“

„Auch ich, lieber Hektor, habe der Vernunft Gehör gegeben und Dir bereits meinen Entſchluß mitgetheilt. Laß mich, Hektor; heute liebſt Du mich wohl noch; wer ſteht mir dafür, daß Du es auch morgen thuſt! Wir hatten Beide einen ſo lieblichen, ſchönen Traum! Laß uns das reizende Bild deſſelben nicht durch eine traurige Wirklichkeit, die ihm folgen könnte, zerſtören! Laß ihn in ſeiner ganzen Friſche und Schönheit ſtets vor unſere Erinnerung ſchweben! Wie aber unſere Stäbe gebrochen, ſo ſey es auch auf ewig das Band, das unſere Herzen und Leben aneinander knüpfen ſollte! Die Schöne, die ich geſtern ſah, werde die Deine, und wenn Du einſt in glücklicheren Tagen an den Ufern des Lignon wandelſt, ſo wird mein Geiſt Dich mildlächelnd umſchweben und Dir Verzeihung zulispeln!“

„Daphne, Daphne! heißgeliebte, theure Daphne! Ich werde Dich nie verlaſſen, mit Dir leben .... ſterben!“

Fünfzig Jahre nach dieſem Vorgange zeigte eines Abends bei einem brillanten Souper, das in der Straße St. Dominique zu Paris gegeben ward, Gentil Bernard, die Seele der Geſellſchaft, derſelben den Tod eines Originals an, das in ſeinem letzten Willen befohlen, daß man ihm einen zerbrochenen Schäferſtab mit in den Sarg gebe.

„Es iſt Herr von Langevy!“ bemerkte Fontenelle. „Er ward genöthigt, gegen ſeine Neigung die leichtſinnige Klotilde von Langevy zu heirathen, die einſt ſo ſchändlich an ihm gehandelt und mit einem unſerer Mousquetaires durchgegangen iſt. Hektor von Langevy war ſterblich in Bribri Deshoulieres verliebt, und dieſen zerbrochenen Stab bewahrte er als ein Pfand ihrer erſten Liebe an den Ufern des Lignon. Der letzte Schäfer iſt mit ihm geſtorben, meine Herren, und wir ſind ſchuldig, ihn zu Grabe zu geleiten!“

Digitized by Google

„Was wurde aber aus Bribri Deshoulieres?“ fragte neugierig eine Dame der Geſellſchaft.

„Sie ſoll,“ entgegnete Fontenelle, „noch ſehr jung in einem Kloſter geſtorben ſeyn, und, ſonderbar — als ſie dieſelbe in den Sarg legen wollten, fanden ſie bei ihr einen gleichfalls zerbrochenen Schäferſtab an ihrem Cilicium*) befeſtigt.“

L.

Prinz Auguſt von Preußen.

(Schluß.)

Betrachten wir den Prinzen Auguſt als Chef des preußiſchen Artillerie-Corps, ein Poſten, den er ſeit dem Jahre 1808 in treueſter Pflichterfüllung bekleidet hat, ſo wächſt unſere Bewunderung, aber mit ihr zugleich die Verlegenheit, die Summe ſeiner Verdienſte um dieſes treffliche Corps mit Worten zu bezeichnen. Um ſich einen Begriff von Dem zu machen, was er in dieſer Richtung Großartiges geleiſtet hat, müßte man die ganze Stufenleiter des Außerordentlichen erklimmen, ſich zurückverſetzen in den erſchütterten Zuſtand dieſer Waffe zur damaligen Zeit, wo er die erſchlafften Zügel an der Hand ſeines großen Meiſters Scharnhorſt ergriff, und nun jenen Zuſtand mit dem Standpunkte der Vollkommenheit vergleichen, auf dem die preußiſche Artillerie in dieſem Augenblick ſteht, wo ſie ihren erlauchten Chef betrauert. Was iſt in dieſer ungeheuren Kluft der Zeit nicht Alles für die Waffe durch ihn geſchehen, der er zwei Drittheile ſeines thätigen Lebens ihr, nur ihr allein, gewidmet hat, mit einer Thatkraft, einer Ausdauer, einer, auch den regſten Eifer weit überbietenden, faſt ungemeſſenen Begeiſterung für die Fortbildung der Waffe. Es muß den Offizieren derſelben anheim fallen, ſorgfältig jedes Steinchen dieſes unermeßlichen Aufbaues zu ſammeln, auch die kleinſte Thatſache nicht zu überſehen, und das Erſtaunen der Nachwelt wird nur von dem ſchmerzlichen Bedauern überboten werden, daß dem ſo raſtloſen Wirken zu früh ein Ziel geſteckt worden iſt!

So großartig, wie in allen ſeinen Anſichten, ſo freiſinnig dachte der Prinz über die Zeit, ihre Erſcheinungen, ihre Entwickelung. Er war für Alles, was mit der geiſtigen Freiheit in naher oder ferner Beziehung ſteht, der Mittelpunkt des Gedankens, der ſichere Anker, die feſte Säule, an die der freie Geiſt vertrauungsvoll ſich ſchließen und ſchmiegen durfte. Wo es geiſtige, und beſonders wo es wiſſenſchaftliche Freiheit galt, da ſtieg der edle Prinz gern herab von ſeiner Höhe, legte den Fürſtenmantel von ſich, war der eifrigſte Theilnehmer an wiſſenſchaftlichen Discuſſionen, abhold jedem Vorurtheil, übte Duldſamkeit und Achtung für fremde Meinungen und Anſichten, ordnete willig die eigenen den beſten unter, und haßte jeden Schimmer wiſſenſchaftlicher Autokratie. Frei und feſſellos bewegte ſein großer Geiſt ſich in ſchrankenloſen Räumen und duldete ähnliche freie Bewegung auch bei Anderen, ſelbſt wenn ſie tief unter ihm ſtanden. Geiſtreiche Unterhaltung war für ihn ein Bedürfniß: darum ſah er vorzugsweiſe an ſeiner Tafel einen gewählten Kreis begabter Männer und erleuchteter Köpfe aus allen Ständen, und Niemand verließ denſelben, ohne von der liebenswürdigen, huldvollen Herablaſſung des erlauchten Wirthes entzückt und beglückt zu ſeyn. Dieſe hohe Gaſtfreundlichkeit dehnte der Prinz auch auf jeden Offizier aus, der nach Berlin kam, und ſich bei ihm meldete, ohne Unterſchied, zu welcher Armee er gehörte, ſo wie auf jeden einheimiſchen oder fremden Gelehrten, der ſich ihm vorſtellte.

Der Prinz iſt ein Wohlthäter vieler Armen geweſen. Eine Menge armer Offizier-Wittwen und Waiſen bezogen monatliche Penſionen; Artilleriſten, die — wie es leider mehrmals geſchehen iſt — in der Ausübung ihres gefahrvollen Dienſtes verunglückt oder verſtümmelt wurden, haben aus ſeiner Chatoulle lebenslängliche Beihülfen genoſſen, und nach Maßgabe ihrer Hülfsbedürftigkeit von nicht unbedeutender Höhe. Auf die reichen Erben ſeiner irdiſchen Güter und ſeines unvergänglichen Ruhmes, an deren Spitze der Staat ſich befindet, blickt das thränenſchwere Auge der Verlaſſenen, und ſie erheben, mit gläubiger Zuverſicht, ihre Hände in ſtiller Hoffnung, daß ihnen auch fernerhin die kleine Beiſteuer bleiben werde, die ein Theil ihres täglichen Brodes iſt. Schöner könnte das Andenken des edlen, erlauchten Wohlthäters nicht gefeiert werden!

Endlich iſt noch einer charakteriſtiſchen Eigenſchaft des Heldenfürſten, den wir tief betrauern, zu gedenken, welche dem ſchimmernden Glanz des Lorbeers einen eigenthümlichen Zauber gab: ſeine außerordentliche Beſcheidenheit, wenn von den Kriegsthaten die Rede war, bei denen er Mithandelnder geweſen. Wie liebenswürdig erſchien da dieſe edle Zurückhaltung, welche das eigne Verdienſt beſcheiden von ſich abzulehnen und Andern zuzuwenden wußte! Auch dieſen gewinnenden Zug ſeines großen Charakters näher zu ſchildern und durch Beiſpiele in das hellſte Licht zu ſtellen, muß dem Biographen anheimfallen.

In dem Prinzen Auguſt von Preußen hat das Vaterland den wärmſten Freund, der König den treueſten Unterthan, die Heldenkrone der Hohenzollern eine edle Perle, die königlichen Prinzen einen Wahlverwandten ihrer eigenen Ritterlichkeit, die Armee einen der ausgezeichnetſten ihrer höchſten Offiziere, die preußiſche Artillerie aber den Schöpfer ihrer Vollkommenheit, den Führer auf dem Glanzwege ihres Ruhmes, das Vorbild unermüdlicher Thätigkeit und ächter Kriegstüchtigkeit, und endlich die Wiſſenſchaft einen Stützpunkt, die geiſtige Freiheit einen Schutzherrn verloren. Der Folgezeit bleibt es aufgeſpart, zu entſcheiden, wer hiernach ſeinen Verluſt am tiefſten zu betrauern hat! So viel aber iſt gewiß, daß für die Nachwelt der Name „Auguſt von Preußen“ eine hiſtoriſche Rieſengeſtalt ſeyn wird in der Geſchichte preußiſchen Ruhms.

Se. k. Hoheit der Prinz Auguſt hat nach und nach alle Rangſtufen der Militär-Hierarchie erſtiegen bis zu der eines „Generals der Infanterie.“ Er war General-Inſpecteur und Chef der Artillerie, erſter Commandeur des 1. Bataillons dritten Garde-Landwehr-Regiments, Präſes der Commiſſion zur Prüfung militäriſch-wiſſenſchaftlicher und techniſcher Gegenſtände, und Curator der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Seine Heldenbruſt ſchmückten, außer den Inſignien des königl. Hausordens vom Schwarzen Adler, das eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe; das Großkreuz des herzogl. braunſchweigiſchen Ordens Heinrichs des Löwen; der königl. hannoveriſche St. Georg-Orden erſter Klaſſe; der kaiſerl. öſterreichiſche Maria Thereſien-Orden; das Großkreuz des k. ungariſchen St. Stephan-Or-

*) Ein härnes Unterkleid, wie man es in den Klöſtern zur Buße auf bloßem Leibe zu tragen pflegte.

Digitized by Google

dens; der kaiſerl. ruſſiſche St. Andreas-, der St. Georgen- und St. Wladimir-Orden zweiter Klaſſe; der königl. ſardiniſche Annunziaten-Orden; der k. ſicilianiſche Orden des heil. Januarius.

Mannichfaltigkeiten.

Das in Darmſtadt mit größtem Erfolg aufgeführte dramatiſche Mährchen: „Rodenſtein" von A. Rodnagel, erſcheint in kurzem im Druck. Bühnendirektionen dürfen vorläufig auf dieſe ſehr intereſſante Erſcheinung aufmerkſam gemacht werden.

(Ein Vorwand.) Die Frauen haben bekanntlich gern einen Vorwand für ihre Gänge. Dies wird am ſchlagendſten durch einen hübſchen Vorfall bewieſen, der kürzlich in einer großen Stadt vorgekommen iſt. Die Gräfin .., eine ſehr geiſtreiche und ſehr ſchöne junge Frau, ſchien lebhaft ein Bad in ihrem Hauſe zu wünſchen. Ihr Gemahl, der ihr jeden Wunſch zu erfüllen ſich beſtrebte, beeilte ſich auch ſofort, dieſen auszuführen, zumal er ihm aus vielen Gründen ganz recht war. Die Gräfin ſchien entzückt zu ſeyn. So ging es einige Monate lang, worauf die ſchöne Gräfin ganz wie früher ausging, da ſie ihrem prächtigen, höchſt bequemen Badezimmer die gewöhnliche Zinkwanne in der Badeanſtalt vorzog. Eines Morgens erſchien der Graf in dem Zimmer ſeiner Gemahlin und fand ſie nicht. „Wo iſt ſie?" fragte er. — „Im Bade", antwortete man ihm. „Seltſam!" murmelte der Graf. Unterdeß kam die Gräfin zurück und er fragte ſie mit ziemlich langem verdrießlichem Geſicht: „Du kommſt aus dem Bade?" — — „Ja." — „Mißfällt dir das Badezimmer, das ich dir habe einrichten laſſen?" — „Keineswegs; es iſt vortrefflich, wunderſchön." — „Nun alſo..?" — Die Gräfin ſtellte ſich vor ihren Gemahl hin, ſchlug die Arme über einander, blinzelte ihn ſchelmiſch an und antwortete nur die wenigen Worte, die aber dem Grafen vollkommen genügten: „Wenn ich im Hauſe bade, fehlt mir ein Vorwand zum Ausgehen."

Ein engliſcher Kritiker, der übrigens mit der deutſchen Kunſt ſehr genau bekannt zu ſeyn ſcheint, hat in dem „Athenäum" ein ſehr hartes Urtheil über unſere größten Maler ausgeſprochen und ſie ſogar in einer Hinſicht unter die engliſchen geſtellt. Er behauptet geradezu, daß ſie vom Colorit nichts verſtänden und durch ihre Farben die meiſt treffliche Zeichnung verdürben; Overbeck malte Alles erbſengrün, Bendemann waſſerblau, Philipp Veit braun, Cornelius ziegelfarbig, Prof. Vogel in Dresden gelblich und Schnorr in München rauchgrau. Der Engländer ſchämt ſich nicht, hinzuzuſetzen, die deutſchen Maler würden beſſer thun, wenn ſie nur zeichneten. — Ein anderer keckabſprechender Engländer erklärt ſich gegen die Opern unſeres ächt deutſchen Meiſters Spohr und will deſſen große Verdienſte nur in Kirchenmuſiken anerkennen. Keine einzige Oper von Spohr, meint der Engländer, würde ſich auf der Bühne halten, wenn auch einzelne Stücke in Conzerten vielleicht Beifall finden könnten.

(Grauſenvolle Waſſerfluth.) Da es gerade jetzt 500 Jahre werden, daß der Main unſer Frankfurt in Juli des Jahres 1342 mit einer furchtbaren Waſſerfluth heimſuchte, ſo mag folgende geſchichtliche Notiz hier in Erinnerung gebracht werden: „1342, im Juli. Der Strom riß die kaum 30 Jahre ſtehende ſteinerne Brücke weg, ſtürzte den Brückenthurm in Sachſenhauſen ein, und umfloß ganz Sachſenhauſen, ſo daß die Einwohner ſich auf den Mühlberg flüchteten. Im Dom ſtand das Waſſer 3 Fuß hoch, und ging bis an die Ziegelgaſſe und den Liebfrauenberg. Nach dieſer Zeit entſtand die gegenwärtige Brücke, welche, die früheren hölzernen nicht gerechnet, bereits die dritte von Steinen erbaute iſt."

Das Interregnum der Darmſtädter Regie hat ſich nun, ſicherm Vernehmen nach, dahin erledigt, daß mit der Regie des Schauſpiels der Hofſchauſpieler Fiſcher, ein verdientes altes Mitglied der dortigen Bühne, und mit der Leitung der Oper der tüchtige Hofſänger Birnſtil betraut wurde. Die bekannte Sängerin Mittermair aus München iſt in Darmſtadt, gleich dem Baſſiſten Reichel, für geraume Zeit engagirt worden. Die dortige Oper läßt daher in nächſter Zeit vortreffliche Genüſſe erwarten.

Die in heftweiſen Lieferungen erſcheinende Geſchichte der „Maria Thereſia und ihrer Zeit" von Dr. E. Duller ſchreitet raſch vorwärts, und verdient die rege Beachtung aller Freunde der deutſchen und inſonderheit der öſterreichiſchen Geſchichte. Von einer lebendigen Darſtellung durchgeiſtigt und von beſonnenem, eindringendem Forſcherſinne getragen, erwächſt in dem Duller'ſchen Buche ein treues und intereſſantes Bild einer der merkwürdigſten hiſtoriſchen Perſönlichkeiten der neuern Zeit und des wichtigen Geſchichtraums, in dem ſie wirkſam war. Von einem andern Schriftſteller, Dr. G. Bacherer, ſteht in verwandtem Geiſt eine Geſchichte Joſephs II. und ſeiner Zeit zu erwarten.

(Odeſſa, 7. Juli.) Der Gouverneur von Kertſch, Fürſt Chercheulitzew, wäre am 28. v. M. bei Jalta bald ein Opfer der Ueberſchwemmung geworden. Sein Wagen wurde von den wüthenden Fluthen umgeſtürzt, und er nebſt einem Diener von denſelben fortgeriſſen. Durch eine Frau, die dem Fürſten Tücher zuwarf, wurde derſelbe gerettet, ſein Diener fand ſeinen Tod in den Fluthen.

Mercadante iſt zum Direktor der königlichen Theater in Neapel ernannt worden.

(Frankfurt a. M., 26. Juli.) Bereits ſeit dem 22. d. M. ſind die ſchwarzen Schwalben, hier Rauchſchwalben genannt, welche Abends laut ſchreiend über unſern Häuſern ſo luſtig hin- und herſchwirren, weggezogen. Vergangenes Jahr geſchah dieſes ſchon am 15. Juli. Es mag wohl die bisherige Meinung, daß das baldige Verlaſſen ihrer Brüteplätze auf frühe Kälte im Winter deute, unrichtig ſeyn; wahrſcheinlich bleiben ſie ſo lange, bis ihre Jungen zu der weiten Reiſe tüchtig ſind, und ziehen alsdann ihrer eigentlichen Heimath zu. Vergangenes Jahr hatten wir einen ſehr ſchönen warmen Sommer, wodurch die Jungen eher flügge wurden, was dieſes Jahr nicht der Fall war, und daher mag der Unterſchied in der Zeit ihrer Abreiſe herrühren. — Am 2. Auguſt vergangenen Jahres hatten wir bereits reife, große grüne Trauben und reife Feigen auf dem Markt; wann werden ſie dieſes Jahr zu genießen ſeyn?

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Bei der noch immer vorherrſchenden Opernliebhaberei, bei der Hinneigung unſeres Publikums zu demjenigen, was leicht unterhält, ſich von der Oberfläche nicht entfernt und einen gewiſſen Sinnenreiz gewährt, bei der übergroſſen Vergnügungsſucht und den Modethorheiten, denen man gegenwärtig huldigt, muß es Theaterdirektionen zum Verdienſt angerechnet werden, wenn ſie ſich vom Strome nicht allzu ſehr fortreiſſen laſſen und auch die höhern Zwecke der Kunſt nicht aus den Augen verlieren; können ſie auch mit dem Geſchmack und den Liebhabereien des Publikums nicht in offenen Widerſtreit treten, ſo vermögen ſie doch den Weg der Vermittelung einzuhalten und dem Beſſeren und Gediegenen einigen Vorſchub zu leiſten. In dieſer Beziehung war es uns erfreulich, in letzterer Zeit mehrere Darſtellungen werthvoller Dramen erſcheinen zu ſehen, wie z. B. des „Correggio“, des „Prinzen von Homburg“ und der „Macht der Verhältniſſe“; waren dieſe Stücke auch minder zahlreich beſucht, ſo wurden ſie doch mit lebhaftem Intereſſe hingenommen und verdienen unſere beſte Anerkennung. Ludwig Robert's „Macht der Verhältniſſe“ nimmt unter den bürgerlichen Trauerſpielen einen ehrenhaften Rang ein und erhält ſich ſeit fünf und zwanzig Jahren auf allen deutſchen Bühnen mit dem entſchiedenſten Erfolg. Obwohl Manches darin unſern Zeitrichtungen nicht mehr anpaßt und andern Welt- und Lebensanſichten Platz gemacht hat, ſo iſt doch der Grundgedanke noch immer von ergreifender Wahrheit; denn wir ſehen den Kampf der Verhältniſſe mit den Anforderungen der Natur, der Vorurtheile mit der Stimme des Herzens, der Selbſtſucht mit der Humanität; wir ſehen, daß es immer ein Verbrechen bleiben wird; die Geſetze der Natur zu verläugnen und ob auch Tauſende dies thun, die Sünde wird darum nicht kleiner und Einen wählt ſich die rächende Gerechtigkeit endlich zum warnenden Beiſpiel für Alle. Dieſe Wahrheit iſt mit erſchütternder Conſequenz durchgeführt und an Charakteren entwickelt, die eben ſo wahr, als lebendig geſchildert ſind und deren Austauſch von Gedanken und Empfindungen uns eine reiche Fülle der Belehrung bieten. Der Miniſter von der Falkenau (Hr. Weidner) iſt bei einer Miſchung von edler Rechtlichkeit und bei einem kräftigen Geiſt ein Repräſentant jener beharrlichen Starrheit, welche ihm einen Anſchein von Feſtigkeit gibt, die aber nicht aus innerſter Ueberzeugung fließt, ſondern nur auf herkömmliche Vorurtheile baſirt iſt. Der treffliche Darſteller wußte den Charakter in den klarſten Umriſſen zu zeichnen und mit der ihm eigenen Meiſterſchaft zu veranſchaulichen. Der Dialog war vollendet und das Ganze eins jener gediegenen Gebilde, in welchen Hr. Weidner Natur und Kunſt ſo innig zu verſchmelzen verſteht. — Auguſt Weiß (Hr. Pohlé) iſt ein Charakter voll leidenſchaftlicher Verwirrung und in Zerwürfniß mit ſich und den Lebensverhältniſſen verfallen. Die Gegenſätze der Zeit, Hindrängen zum Neuen und Feſthalten am Alten, begegnen ſich in ihm und ein feindliches Geſchick vermehrt die in ihm gährende Erbitterung. Der Darſteller ſuchte dieſen Kampf hervor zu heben und die Aeuſſerung der Empfindung und des gekränkten Gemüths gelangen ihm am beſten, während dagegen der bittere Spott und die ſcharfe Markirung des Gedankens mehr hätten hervor treten ſollen. Hrn. Pohlé's Spiel gefiel beſonders in den letzten Acten, wo ihm verdienter Beifall geſpendet wurde. Da ſein Gaſtſpiel zu Ende geht, ſo empfehlen wir ſein bevorſtehendes Beneſiz, wozu er ein ſeit längerer Zeit nicht gegebenes Stück gewählt hat, der Beachtung der Theaterfreunde.

W.

Korreſpondenz.

Trier, 25. Juli.

In der ſtockfinſtern Nacht von geſtern auf heute verunglückte dahier in der Moſel nach mehrmaligem vergeblichem Hülferufe im Angeſichte ſeiner Wohnung von St. Martin bei Trier der Kaufmann und Fabrikbetheiligte Hr. Carl Kern aus Saarbrücken, als er, in Ermangelung eines Nachens zum Ueberſetzen, von dem linken auf das rechte Ufer zu ſchwimmen verſuchte. Ohne Eltern und Geſchwiſter im Leben daſtehend, und über ein anſehnliches Vermögen verfügend, hat derſelbe im vorigen Jahre ſeine Heimath Saarbrücken verlaſſen und ſich dahier zu einem ergiebigen Geſchäfte aſſocirt. Während der kurzen Zeit ſeines Hierſeyns iſt durch ſeinen induſtriellen Sinn manche beſchäftigungsloſe Hand in Verdienſt und ein nicht unbedeutender Kapitalfonds in Circulation geſetzt worden. Sein biederes und gemüthliches Weſen erwarb demſelben bald einen namhaften Kreis von Freunden und Bekannten im Leben und ſein reger Wohlthätigkeitsſinn ſichert demſelben gewiß ein dankbares Gedächtniß in den Herzen der Hülfsbedürftigen nach ſeinem Tode. Bis jetzt iſt die Leiche des Verunglückten noch nicht aufgefunden und dem naſſen Grabe entzogen worden.

Bad-Ems, 23. Juli.

Die Saiſon iſt in vollem Zuge. Ziemlich viele Gäſte — jedoch meiſt nur zur Kur. Die Andern hält das veränderliche Wetter ab, einen Ort zu beſuchen, der ſonſt der Annehmlichkeiten nicht eben viele darbietet. Die Natur iſt hier friſch, kräftig, aber monoton: kegelförmige Berge — nichts als kegelförmige Berge, wohin das Auge blickt. Die Thäler eng und nicht ſehr angebaut; die Ausſichten von den Berghöhen begränzt und ziemlich einförmig. Vierzehn Tage lang hatten wir hier ſehr ſchönes Wetter und Ems fing an, ſich bedeutend zu beleben; jetzt iſt wieder Alles ſtill — es gehen der Gäſte mehr weg als neue kommen, denn die Witterung iſt kühl — viel Regen, kein Sonnenblick. Hr. Chabert macht deshalb auch keine beſondern Geſchäfte, was ſchon hingehen würde, wenn nur die Wirths- und andere Geſchäftsleute beſſere machten. Die Logis ſtehen theilweis leer — viele Wirthstafeln in Gaſthäuſern ebenfalls. Die Preiſe ſind für einen ſonſt ſo ſtark frequentirten Badeort nicht zu hoch und es verdient groſſes Lob, daß von Seite der Localbehörden Alles einer beſtimmten Taxe unterworfen iſt, ſogar das Reinigen der Wäſche und die Trinkgelder. — Wir hatten hier einige Konzerte. Hr. Bohrer, königl. hannoverſcher Konzertmeiſter — ein trefflicher Violinſpieler — gab zwei mit ſeiner 13jährigen Tochter, die in die Kategorie der muſikaliſchen Wunderkinder zu zählen iſt, jedoch im beſſern Sinne. Sie ſpielt das Piano beinahe wie die Milanollo die Geige und fand groſſe Aufmunterung. — Ein drittes Konzert ward von dem liefländiſchen Pianiſten, ſo nennt ſich Herr Buddeus, veranſtaltet, und dieſer Künſtler leiſtete in der That Ausgezeichnetes. Der Beſuch war indeß allerſeits nicht ſehr zahlreich, welchem Umſtand es auch zugeſchrieben werden mag, daß Hr. Döhler, der hier durchreiſ'te, nichts unternahm. — Von ausgezeichneten Fremden befanden und befinden ſich noch hier: Se. kaiſerl. Hoh. der Erzherzog Stephan, Hr. Odillon-Barrot, Fräul. Charlotte von Hagn und, wie man ſagt, auch Kathinka Heinefetter. Ferner halten ſich hier auf der liebenswürdige Humoriſt Theodor von Kobbe und der Novelliſt Julian Chownitz. — Einſtweilen kann ich Ihnen nur dieſe wenigen Notizen mittheilen. Nächſtens ein Mehreres.

Auflöſung der Homonyme in Nro. 208.

Pinſel.

Theater-Anzeige.

Montag, 31. Juli. Die wandernden Komödianten, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Fioravanti.

Mittwoch, 2. Auguſt. (Zum Vortheil des Hrn. Dettmer, als rückſtändiges Beneſiz): Die Hugenotten, groſſe Oper in 5 Abth., Muſik von Meyerbeer. Marcel: Hr. Dettmer, vom königl. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 210. Dienſtag, den 1. Auguſt 1843.

Main-Sagen.

5. Der Ringelthurm im Schloß zu Werthheim.

Der Biſchof Würzburg's ſagte
Voll Aerger Fehde an,
Der Graf von Werthheim fragte
Nichts nach dem ſtolzen Mann:
„Ei, blaſ't Eu're Trompeten,
„Schlagt Eu're Trommeln laut,
„Laßt krachen die Muſketen —
„Ich wehr' mich meiner Haut!"

Der Kirchenfürſt, voll Staunen
Ob ſolchem kecken Muth,
Ließ in das Schloß poſaunen:
„Bedenkt wohl, was Ihr thut,
„Der Biſchof ohne Mühen
„Durch ſeinen Marſtall läßt
„Nach ſeinem Würzburg ziehen
„Dich, Gräflein, und Dein Neſt!"

Da ſprach der Graf mit Lachen:
„Ruft mir den Meiſter Schmied,
„Ich will's ihm leichter machen,
„Dem Pfaff', dem Störefried!"
Er läßt zehn Ringe ſchmieden
Von Eiſen gut und feſt
Und in den Burgthurm nieten
Nach Oſt, Süd, Nord und Weſt.

Als nun des Morgens Dämmern
Ueber dem Thale graut,
Schweigt Nieten, Bohren, Hämmern —
Der Graf ruft: „Biſchof, ſchaut
„Die Einſpann-Ringe fertig
„An meines Thurms Geſtein,
„Wir ſind des Zugs gewärtig,
„Schirrt Eu're Mähren ein!"

* * *

Noch hängen die zehn Ringe
An Werthheims Thurme hoch,
Es ſcheint, daß keine Schlinge
Jemals an ihnen zog;
Es ſcheint, daß ſeine Rößlein
Der Biſchof wohl geſchont,
Weil unverrückt das Schlößlein
Noch über Werthheim thront.

Der Hut des Kaiſers Franz.

Nach einer Mittheilung des B. von C., von Kathinka Zitz.

I.

Der Kaiſer Franz II. hatte vielleicht nie ein ſo heiteres Antlitz, eine ſo zufriedene Miene gehabt, als an einem Morgen des Jahrs 1821.

Zu jener Zeit waren die Badehäuſer noch eine Seltenheit in Wien, und der Preis, den man für ein Bad bezahlen mußte, erlaubte dem geringen Volke nicht, ſich dieſe Annehmlichkeit zu verſchaffen. Von dieſer Lage der Sachen gerührt, hatte Kaiſer Franz befohlen, zwei Badeanſtalten hinter dem Augarten zu erbauen, die eine für das männliche, die andere für das weibliche Geſchlecht, worin Jedermann das Recht haben ſollte, ſich ohne irgend eine Vergütung zu baden. Der Baumeiſter, der die Arbeiten leitete, meldete dem Kaiſer am 14. Juni 1821, daß Alles vollendet wäre, und daß ſeine ärmſten Unterthanen jetzt des heilſamen Einfluſſes des Donauwaſſers theilhaftig werden könnten. Dieſe Nachricht war es, welche das gewöhnlich ſtrenge Geſicht des Kaiſers von Oeſterreich aufgeheitert und ein Lächeln der Zufriedenheit auf ſeine Lippen gelockt hatte.

Er war gerade von den Großwürdenträgern des Reichs umringt, als der Baumeiſter Weißenberg vor ſeinem Monarchen erſchien.

„Herr Weißenberg," ſagte Franz II., „vor Zeiten herrſchte der Gebrauch, den Ueberbringer einer guten Nachricht durch irgend eine Gabe zu belohnen. Dieſer Gebrauch iſt abgekommen, und zwar mit Unrecht; ich will ihn zu Ihren Gunſten wieder aufleben laſſen. Bevor wir uns in den Augarten begeben, ſollen Sie als Zeichen der ganz beſondern Hochachtung,

Digitized by Google

welche wir für Sie hegen, einen Beweis unſeres Dankes erhalten."

Bei dieſen Worten des Gebieters warfen alle Anweſenden Blicke voll Neid auf den Baumeiſter, deſſen Herz in kaum bezwingbarer Freude aufwallte.

„Welche glänzende Belohnung mag ihm der Kaiſer vorbehalten? Welchen Preis wird er auf Weißenberg's Dienſte ſetzen?"

Während dieſe Fragen, die jeder der Anweſenden im Stillen an ſich richtete, alle Gemüther in Spannung hielten, ſchickte ſich Franz II. an, die zum ausſchließlichen Gebrauch für das Volk errichteten Gebäude mit einem Beſuche zu beehren.

Schon hatte er den Rock von blauem Tuch angezogen, den er gewöhnlich trug, wenn er inkognito ausging, und, gleich ſeinem erhabenen Vorfahren Joſeph, alle Abzeichen der Größe ablegend, ſeine Hauptſtadt durchzog, um die Wünſche und Bedürfniſſe ſeiner Unterthanen beſſer kennen zu lernen; die größte Stille herrſchte rings um ihn; Franz wandte ſich an den Architekten:

„Mein lieber Weißenberg," ſagte er, „wir kennen die Anhänglichkeit, welche Sie für unſere Perſon hegen; indem Sie den rechtmäßigen Preis der von uns beſtellten Arbeit erwarten, nehmen Sie einſtweilen dieſes Andenken. Es iſt ein Freund, und nicht der Beherrſcher, der es Ihnen bietet."

Bei dieſen Worten reichte Franz dem Baumeiſter den ſchwarzen Filzhut hin, der ſein kaiſerliches Haupt jedes Mal bedeckte, wann er den blauen Tuchrock trug.

Bevor wir erklären, was etwa Sonderbares für den Leſer in der Handlung des Kaiſers liegen kann, fragen wir zuerſt, ob er jemals die Büſte des Kaiſers geſehen, welche Zauner in carrariſchem Marmor gemeißelt hat, die ſich im dritten Saale des phyſikaliſchen, mechaniſchen und naturhiſtoriſchen Kabinets zu Wien befindet. Diejenigen, welche dieſes in jeder Hinſicht bewunderungswürdige Werk geſehen haben, konnten ſich überzeugen, daß der Kopf des Kaiſers, weit entfernt, rund, breit oder oval zu ſeyn, wie der der meiſten Menſchen, im Gegentheile lang und von ungewöhnlicher Form war; die ſtark ausgedrückte Abplattung zu beiden Seiten der Stirne, an der Stelle der Schläfe, mußte ihnen beſonders auffallen. Dieſe auffallende Geſtaltung machte es ſehr ſchwierig, eine paſſende Kopfbedeckung für den Kaiſer zu finden. Es war ſelten, daß der mit dieſer Sorge beauftragte Arbeiter die Hinderniſſe gehörig überwinden konnte. Nur die Zeit und ein häufiger Gebrauch, der den Filz geſchmeidiger machte, vermochten dieſes zu bewirken. Man begreift daher, wie koſtbar für den Kaiſer ein Hut war, der ſich ſeinem Kopf vollkommen anſchmiegte, ohne zu weit, noch zu eng, ohne unbequem oder läſtig zu ſeyn. Man begreift auch, wie groß das Opfer war, das ſich der Kaiſer auflegte, indem er dem Baumeiſter ſein getreues Kopfdach gab. Es war dies ein Beweis von Wohlwollen, neben welchem die Ueberlaſſung einer beträchtlichen Geldſumme eine ganz unbedeutende Sache ohne jedes Gewicht geweſen wäre. Weißenberg dachte aber nicht auf dieſe Weiſe, denn er ſtand in dem Rufe, von ganzer Seele an der klingenden Münze zu hängen. So ein tauſend Dukaten oder ein Sack voll Kaiſergulden würden ihm lieber geweſen ſeyn, als alle Hüte Sr. Majeſtät. Die Gabe, die er erhielt, zerſtörte alle ſüße Hoffnungen, welche die wohlwollenden Worte ſeines Gebieters in ihm erregt hatten. Doch war er Höfling genug, um den Zorn und Aerger, den er empfand, in den Grund ſeines Herzens zu verſchließen; ein trügeriſches Lächeln glitt über ſeine Lippen, als er dem Kaiſer erwiederte:

„Wie dankbar bin ich für dieſe hohe Gunſt! Der Hut, den Ew. Majeſtät getragen hat, iſt eine Reliquie für mich, die ich nicht um alle Schätze der Welt hergeben würde. Wenn Sie erlauben, ſo eile ich auf der Stelle nach Haus, um ihn in meiner Wohnung aufzuhängen. Er wird das köſtlichſte Loos des Erbes ſeyn, das ich meiner Tochter hinterlaſſen werde."

„Gehen Sie," ſagte der Kaiſer, „wir treffen uns im Augarten."

(Fortſetzung folgt.)

Eine Pariſer Gerichtsſcene.

Die Pariſer „Gazette des Tribunaux" ſcheint von dem Grundſatz auszugehen, daß man das düſtere Gemälde der leider, trotz unſerer vielgeprieſenen und täglich voranſchreitenden Bildung, ſo häufig vorkommenden Verbrechen und Schandthaten durch mitunter eingeſtreute heitere Farben etwas mildern müſſe, und man findet daher in jenem Journal viele, zum Theil höchſt ergötzliche Gerichtsſcenen, welche den üblen Eindruck, den jene Mord- und Raubgeſchichten hinterlaſſen, wieder verwiſchen ſollen. Zu ſolchem Behufe wird freilich Manches erfunden, oder wenigſtens ſehr poetiſch ausgemalt, und es entſtehen oft Hiſtörchen, die es mit der Wahrheit nicht allzu ſtrenge nehmen. Die neueſten Blätter bringen wieder Mehreres der letzteren Art und wir entnehmen ihnen das Nachſtehende:

Pierrard und Barfou ſind zwei Kinder des Puy-de-Dôme, die nach Paris gekommen, um durch Fleiß und Sparſamkeit als Maurergeſellen etwas zu verdienen und zu erübrigen. Sie ſind in demſelben Dorfe geboren und wohnen jetzt in demſelben Hauſe, durch die engſte Freundſchaft verknüpft. So arbeiten ſie ſchon ſeit mehreren Jahren und von Zeit zu Zeit kehrt Einer von ihnen in die Heimath zurück, um von den Sparpfennigen ein, wenn auch noch ſo kleines Stückchen Feld anzukaufen. Sie träumen von der ſchönen Zukunft, wo ſie in ihr Land zurückwandern und ſich dort häuslich niederlaſſen können. Woher kommt es nun, daß zwiſchen den beiden Freunden neuerlich eine ernſthafte Prügelei ſtattfand, bei welcher Barfou, der ſchwächere, blutig geſchlagen wurde; woher kommt es, da doch beide ganz nüchtern waren und nie ein Wirthshaus beſuchen? Sie ſtehen beide vor Gericht und das ſchöne Freundſchaftsband ſcheint gänzlich zerriſſen.

Präſident: Barfou, erklären Sie ſich über den Betreff Ihrer Klage.

Barfou: Wir wollten uns neulich zwei Paar neue Schuhe für den Sonntag kaufen, um auf gutem Fuß zu leben und anſtändig zu erſcheinen. Pierrard meinte, ein Paar wäre auch genug, wir würden dabei Geld ſparen und könnten ja mit dieſem einen Paare abwechſeln. So geſchah es, und während nun Sonntags Einer von uns ſpazieren ging, blieb der Andere zu Haus; Keiner hatte ſich zu beklagen und Jedem war es recht. Am letzten Sonntag war die Reihe des Ausgehens an mir, aber Pierrard behauptete, ſie ſey an ihm, und als ich auf meinem Rechte beſtand, gerieth Pierrard in heftigen Zorn und ſchlug tüchtig auf mich los; ich ſchrie um Hülfe und es kamen

Digitized by Google

Leute und Agenten der Polizei herbei. So verhält ſich die Geſchichte.

Pierrard erklärte dagegen, die Reihe ſey durchaus an ihm geweſen, und ſchalt ſeinen Freund einen Lügner. Dem Richter ſchien es nicht nöthig, dieſem Rangſtreit weiter nachzuforſchen; Pierrard war straffällig, weil er ſeinen Landsmann geprügelt und einen Sonntagsſcandal gemacht hatte; er wurde zu 50 Frcs. Geldſtrafe verurtheilt und ſeine Proteſtation wurde verworfen. „Wir hätten doch beſſer gethan", meinte er, „dies Geld zu ſparen. Aber an wem iſt nun die Reihe, die Schuhe nächſten Sonntag zu tragen?"

Präſident: Es iſt am beſten, wenn Ihr Euch noch ein Paar Schuhe kauft, um ähnlichen Streit zu vermeiden.

Beide: Das wollen wir nicht und haben an einem Paare genug.

Der Präſident war gerade bei guter Laune und ließ die zwei Maurergeſellen looſen. Nachdem das Glück dem Pierrard günſtig geweſen, wurden die Streitenden entlaſſen und man gab ihnen eine Ermahnung zur Eintracht mit auf den Weg. Dies luſtige Geſchichtchen zeigt, daß beim Prozeſſiren Nichts gewonnen wird, und beſtätigt zugleich die alte Erfahrung, daß die beſten Freunde ſich oft über Kleinigkeiten gerade am leichteſten entzweien. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Ulm, 26. Juli.) Vorgeſtern fand hier eine Wette ſtatt, welche den Beweis lieferte, wie unerſchöpflich der Menſch in Erfindung der Thierquälerei iſt: Ziegler G. von Söflingen wettete mit R. von dort, von hier nach dem 2½ Stunden entfernten Orte Nerſingen in ¾ Stunden hin und her zu fahren, und ſie beſtimmten demjenigen, der zuerſt in Neu-Ulm eintreffen ſollte, die Summe von 2 Louisd'or. Auf Leben und Tod hin rüſteten ſich die beiden Uebermüthigen mit ihren Zeugen, fuhren um 3 Uhr in Neu-Ulm ab und kamen auch wirklich um 3¾ Uhr wieder zurück. Den armen Pferden aber lief das Blut zu Maul und Naſe heraus, und es waren dieſelben ſo ſehr mit Striemen von Hieben bedeckt, daß dieſe That allgemeinen Abſcheu erregte. Das königl. bayeriſche Landgericht Neu-Ulm, welches dieſe Schandthat alsbald erfuhr, ließ dieſe beiden Thierquäler ſogleich durch die Gensdarmerie verhaften und verurtheilte jeden derſelben zu einer Strafe von 16 fl.

In einer Geſellſchaft wurde kürzlich eine wichtige Frage aufgeworfen und beſprochen, ſie konnte aber nicht vollſtändig gelöſet werden und wir legen ſie deßhalb unſern Leſern und namentlich unſern Leſerinnen vor: „Iſt der Herr unartiger, welcher eine Dame anſieht, als jener, der ſie nicht anſieht?" Die Meinungen darüber waren ſehr getheilt; alle älteren Damen erklärten es für eine große Unſchicklichkeit, wenn ein Herr eine Dame anzuſehen wage; die jungen Damen dagegen ſprachen ſich einſtimmig dahin aus, daß ein Herr kaum eine größere Unartigkeit ſich zu Schulden kommen laſſen könne, als wenn er eine Dame vorübergehen laſſe, ohne ihr einen Blick zu widmen.

Mad. Biſhop, die bekannte engliſche Sängerin, wird nächſtens in einer Oper auf dem Theater S. Carlo in Neapel auftreten.

(London, 22. Juli.) Geſtern ſtand hier ein 70jähriger anglicaniſcher Geiſtlicher vor Gericht, weil er ſeinem Hausherrn die ſchuldige Miethe von 30 Shill. trotz der wiederholt ihm geſetzten Friſten nicht bezahlt und ſich ſogar, als dieſer ungeſtüm wegen Zahlung in ihn drang, an demſelben vergriffen hatte. Der Richter erklärte, ihn mit Einwilligung des Gläubigers freilaſſen zu wollen, wenn er dieſen ſofort bezahle. Der Geiſtliche entgegnete, daß er augenblicklich nur 5 Shill. zahlen könne, jedoch eine kleine Geldſendung zu hoffen habe und dann den Reſt entrichten wolle. Er ſey ein armer, elendiglich armer Mann, der mit ſeiner Frau und zwei Töchtern ſchon ſeit zwei Monaten bloß von Brod und Kartoffeln gelebt habe; ſie beſäßen weder Bett noch Stuhl oder Tiſch, und hätten Nachts nur einige alte Matten zur Decke. Der Richter bedauerte ſeine Noth und verurtheilte ihn zu 14tägigem Gefängniß, falls ſein Gläubiger mit den 5 Shill. nicht zufrieden ſey. Dieſer beſtand auf dem ganzen Betrage der Schuld und der alte Geiſtliche wurde ins Gefängniß abgeführt. Der „Standard" enthält heute einen Aufruf an alle Mitbürger und Mitchriſten um Beiträge zur Aufbringung des unbedeutenden Betrags und frägt, ob man von dem aufgeklärten evangeliſchen England ſagen ſolle, daß dort ein Geiſtlicher der Staatskirche auf 14 Tage ins Gefängniß wandern müſſe, weil er zu arm ſey, 30 Shill. Miethzins zu entrichten.

Der „Schwäb. Merkur" gibt folgendes Beiſpiel außerordentlicher Fruchtbarkeit, das zur Nachahmung der Bauart auffordern dürfte: Auf dem, zur Frhrl. v. Cotta'ſchen Herrſchaft Plettenberg gehörigen, unmittelbar hinter dem Lochengebirge liegenden Gut Oberhauſen wurde ein im vorigen Jahre mit Reps beſtellt geweſener Acker von 1½ Morgen ſogleich nach geſchehener Einheimſung des Repserzeugniſſes am 9. Juli zum Zwecke der Futtergewinnung mit Roggen eingeſäet, am 10. September ein großer Wagen dürres Futter mit wenigſtens 20 Centnern davon eingeheimſt, und ſofort derſelbe bis zur Einwinterung den Schafen zur Beweidung überlaſſen. In dieſem Frühjahre wollte man ihn nun zur Sommerfruchtſaat beſtellen, als man aber die Roggenpflanzen noch lebend und treibend fand, wurde er in ſeinem Zuſtande belaſſen, und nun ſteht auf demſelben ein in Halm und Kolben gleich ausgezeichnet ſchöner Roggen. Auch die übrigen auf dieſem Gute nach der Dinkelernte mit Roggen beſtellten und im Spätherbſte noch von den Schafen beweideten Felder haben einen gleich ſchönen Beſtand.

(Anekdote.) Zwei Oekonomen begegneten ſich. „Nun, wo kommſt Du denn her?" fragte der Eine den Andern. „Aus der Stadt," antwortete dieſer, „wo ich ſo eben meine Ochſen und Kühe in der Geſellſchaft für die Verſicherung des Rindviehes aſſekurirt habe. Man kann doch alsdann immer beruhigter ſeyn." „Ja, weiß Gott, Du haſt Recht," ſprach der Andere, „daß ich daran noch nicht gedacht habe! Ich will aber jetzt gleich hingehen, und mich daſelbſt auch verſichern laſſen!"

(München, 23. Juli.) Auf unſerm Hoftheater erhielt vorgeſtern eine neue Tragödie „Bretislaw" von Dr. Hermann Th. Schmid eine überaus günſtige Aufnahme. Der hier lebende Verfaſſer hatte ſchon durch ſein erſtes vor einigen Monaten hier aufgeführtes Stück „Camoens" ungewöhnliche Erwartungen erregt.

Digitized by Google

(Mannheim, 24. Juli.) Der uns eben erſt zugegangene Proſpektus einer in Braunſchweig ſeit dem 1. Juli unter der Redaktion der HH. Dr. Meyer und Ingenieur Roberts gegründeten „Eiſenbahn-Zeitung“ verſpricht, nach der Reichhaltigkeit der Rubriken zu urtheilen, eine Lücke in unſerer Tagesliteratur auszufüllen, deren Beſtehen ſich gerade wegen der vielen mangelhaften und aphoriſtiſchen, meiſtens planloſen Mittheilungen der politiſchen oder rein techniſchen Zeitungen nur um ſo ſtärker bemerkbar machte.

(Jauer, 15. Juli.) Am 11. März d. J. iſt in der hieſigen Straf-Anſtalt ein zum Verluſt des Adels und zu mehrjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilter Sträfling verſtorben, in deſſen zu Gunſten eines entfernten Verwandten gemachtem Teſtamente der Anſtalt ſelbſt ein Legat von 1500 Rthlr. mit der Beſtimmung vermacht worden iſt, daß von 250 Rthlr. die Zinſen zur Anſchaffung von Büchern für evangeliſche Sträflinge verwendet werden ſollen.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 27. Juli.

Seit kurzem iſt eine Einrichtung bei der hieſigen Poſt getroffen worden, durch welche das reiſende Publikum nicht wenig benachtheiligt wird. Von jeher iſt nämlich der von Heidelberg nach Frankfurt gehende Eilwagen durch die Hauptſtraße nach dem äußern Thore des Poſtlokals gefahren, wo denn auch das Umpacken, Aus- und Einſteigen der Paſſagiere u. ſ. w. ſtatt fand. Daran iſt man hier ſo gewöhnt, daß die das genannte Verkehrsmittel benutzenden hieſigen Einwohner die Ankunft des Eilwagens in der Nachbarſchaft des Poſtbüreau auf Plätzen und in Häuſern, von wo aus man die Straße vor dem Bureau überſehen kann, mit völliger Sicherheit abzuwarten pflegen. Seit kurzem fährt der Eilwagen aber durch eine wenig betretene Nebenſtraße und ein Hinterthor in den innern Poſthof, in welchem nun der Aufenthalt ꝛc. ſtatt findet und aus welchem dann der Wagen an Denjenigen, die nach einer noch nie fehlgeſchlagenen Gewohnheit außerhalb des Poſtlokals auf die Ankunft noch immer warten und das im Innere des Hofs gegebene Signal nicht hören konnten, pfeilſchnell vorüberfährt und ihnen für das bezahlte Poſtgeld das Nachſehen läßt. Die Einrichtung ſelbſt, wornach das Umpacken ꝛc. in einem geſchloſſenen Raum geſchieht, kann nur gebilligt werden; darüber aber, daß die Reiſenden von dieſer Aenderung einer uralten Gewohnheit auf irgend eine zuverläſſige Weiſe, etwa durch Anſchlag am Schalter, nicht und auch jetzt, nachdem ſchon viele derartige Täuſchungen vorgefallen ſind, noch nicht in Kenntniß geſetzt worden, beſtehen die lauteſten und, wie Einſender glaubt, die begründetſten Klagen.

Gießen, 23. Juli.

Der Sommer iſt nicht die Zeit der Neuigkeiten, denn dieſe beſtehen nicht blos darin, daß etwas an ſich blos vorfällt, ſondern zugleich Aug', Ohr und Zunge lebhaft beſchäftigt. Im Sommer aber ſind dieſe zu ganz andern Dingen aufgelegt, als daß ſie ſich durch die kleinen Vorfallenheiten des Tags allzu ſehr in Anregung bringen ließen. Auch ereignet ſich zur Zeit des Ungewöhnlichen hier kaum etwas. Bälle ſind ſelten, Konzerte bieten nichts Außerordentliches, Theater kommt nur in den Ferien, den Pauſen des hieſigen ſocialen Lebens. Selbſt an ſich nicht unwichtige Ereigniſſe, wie der neuliche Fall eines hieſigen jüdiſchen Handelshauſes, findet nur flüchtige Aufmerkſamkeit, höchſtens die ſtille Theilnahme Einzelner — zumal der Muſenſöhne. Mehr Aufſehen erregte ein Gerücht, wonach jüngſt bei der Aufräumung eines Brunnens ein neugebornes Kind gefunden worden ſeyn ſoll, welches erſt vor wenigen Wochen dort hinabgeworfen worden wäre, ſo wie die Suſpenſion der Fundamentirung des neuen Anatomiegebäudes aus Zweifel über die Lage des ſpäter in jener Gegend anzulegenden Bahnhofes. Am meiſten freilich hat die theure Zeit auch hier das allgemeine Intereſſe in Anſpruch genommen. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß einige Wochen Regenzeit in einer Gegend von ſo überſtrömender Fruchtbarkeit wie die hieſige eine ſolche Noth herbei führen konnte. Da ſah man die Menſchen hundertweiſe wie in einer belagerten Stadt vor einem Hauſe geſchaart, um die Ankunft eines Brotwagens zu erwarten, in welchem ſich im Augenblick der Gegenſtand aller ihrer Wünſche concentrirte. Alle umliegenden Städte wurden zu den gewöhnlichſten Victualienlieferungen in Requiſition geſetzt. Von der Noth auf dem Lande hörte man die erſchrecklichſten Dinge. — Daß auch hier der Egoismus ſich mehrfach dieſer Verhältniſſe bemächtigt hat, um gemeinen Gewinn zu erbeuten, iſt begreiflich genug. Deſto dankenswerther iſt das baldige energiſche Einſchreiten der hieſigen Behörden anzuerkennen, die mit allen ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln dem allgemeinen Mangel abzuhelfen und den Wucherbeſtrebungen entgegen zu wirken ſuchten. Doch mehr als menſchliche Veranſtaltungen haben einige Sonnenſtrahlen vermocht, und obgleich die alte Ordnung der Dinge noch nicht ganz wiederhergeſtellt werden konnte, ſo iſt doch der äußerſten Schwierigkeit Einhalt gethan.

......l.

Charaden.

1.

(Vierſylbig.)

Du nannteſt bald die Erſt' und Dritte,
Als dir die Sprache war gegeben.
Setzt man der Sylb' aus beider Mitte
Ihr letztes Zeichen noch daneben,
So nennt ſie ein Getränk der Schönen,
Dem auch ſo manche Herren fröhnen.
Die Vierte gibt — bis auf zwei Zeichen —
Den Namen eines Dichters an.
Wer ſich das Ganze macht zu eigen,
Gilt bald als ein gelehrter Mann.

2.

(Zweiſylbig.)

Die Erſte macht die Zweite oft zur Leidenſchaft,
Und Mancher kommt dadurch um ſeine Habe.
Das Ganze gibt man uns zuweilen poſſenhaft;
Doch ſeine Kunſt iſt eine edle Gabe.

G. W.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 1. Auguſt. (Zum Erſtenmale): Ein Geheimniß, Schauſpiel in 3 Abth., aus dem Franzöſiſchen von Kettel. Hierauf folgt (zum Erſtenmale): T. F., oder: Der Enthuſiaſt, Original-Poſſe in einem Act, von M. L. Erich. (Gaſtrolle) Hippolyte Hyper: Hr. Butterweck, vom Hoftheater zu Deſſau.

Mittwoch, 2. Auguſt. (Zum Vortheil des Hrn. Dettmer, als rückſtändiges Benefiz): Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Muſik von Meyerbeer. Marcel: Hr. Dettmer, vom königl. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 211. Mittwoch, den 2. Auguſt 1843.

Der Hut des Kaiſers Franz.

Nach einer Mittheilung des B. von S., von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

II.

An demſelben Morgen des 14. Junius 1821 ging ein Mann von etwa fünf und dreißig Jahren in den grünen Alleen des Praters ſpazieren. Das Geſicht dieſes Mannes verrieth einen tiefen Schmerz. Zuweilen drängte ſich eine Thräne unter ſeinen Augenliedern hervor, und ſein Blick ward finſter und drohend. Dann ſtampfte er zornig mit ſeinen Stiefelabſätzen auf den Kiesſand des Bodens.

Es war Leopold Spieldorf, Oberarzt des dritten Dragonerregiments, das damals in Wien garniſonirte.

Verſuchen wir es, einige der abgebrochenen Phraſen aufzufangen, die ſeinen Lippen entgleiten; dann werden wir ohne Zweifel den Grund der Troſtloſigkeit erfahren, die ſich ſeiner bemächtigt hatte.

„Barbariſcher Vater!“ murmelte Spieldorf vor ſich hin, indem er plötzlich vor einer prächtigen Linde ſtehen blieb, die er mit dem Blicke durchbohrte: „ein fleckenloſer Ruf, ein ehrenhafter Stand, eine gränzenloſe Liebe ſind in Deinen Augen nicht hinreichend, um die Hand Deiner Tochter zu erhalten! Barbariſcher Vater!“ wiederholte er, indem er einige Schritte weiter ging, und ſich einem blühenden Kaſtanienbaum ſtolz gegenüber ſtellte.

Nach einem augenblicklichen Schweigen, und, indem er drohende Gebärden gegen den Baum machte, hob er wieder an: „Du weißt alſo nicht, daß Du mein Todesurtheil ausgeſprochen haſt? Ohne Luiſe iſt mir das Leben verhaßt! Du willſt mich nicht mit ihr verbinden, weil ich ſtatt ausſtehender Kapitalien ihr nur den Ruf eines redlichen Mannes mitzubringen habe, nebſt einigem Ruhm als Arzt, und einem Herzen voll treuer Liebe. Geiziger Weißenberg!“ rief er aus, indem er ſeinen Weg fortſetzte, „Gott wird Dich dafür ſtrafen, daß Du mein und Deines Kindes Unglück willſt.“ Abermaliges Schweigen von einigen Minuten.

„Nur muthig!“ hob er wieder an, als er an die letzten Bäume des Praters gelangte, „Alles iſt noch nicht verloren. Luiſe liebt mich, deſſen bin ich gewiß. Vielleicht gelingt es ihr, ihren Vater zu erweichen. Zudem wird Gott Mitleid mit uns haben.“

Dieſer kurze Monolog überhebt uns, in weitere Einzelnheiten einzugehen. Leopold hat uns in die geheimſten Gedanken ſeines Herzens eingeweiht. Wir wiſſen jetzt, daß er Luiſe, die Tochter des Baumeiſters, ausgezeichnet hat, daß das Mädchen ſeine Liebe theilt, daß aber Spieldorfs Armuth ſchuld iſt, daß Weißenberg das Heirathsgeſuch zurückwies, welches der Oberarzt des dritten Dragonerregiments an ihn gerichtet hatte.

Doch fahren wir fort:

Leopold verließ den Prater, eilte durch die Jägerzeil, und erreichte endlich ſeine Wohnung. Er wollte eben die Hausthüre hinter ſich zu machen, als ein ſchrecklicher Tumult und wirres Geſchrei hinter ihm ertönte. Der Lärmen kam aus einem benachbarten Wirthshauſe, welches die Soldaten der Garniſon zu beſuchen pflegten. Die Dragoner des dritten Regiments hatten dieſe räucherige Höhle ganz beſonders mit ihrer Gunſt beehrt; Spieldorf, der mit Recht vermuthete, daß ein Streit zwiſchen Soldaten von verſchiedenen Waffengattungen entſtanden ſeyn könnte, ging eiligen Schrittes in das Wirthshaus, wo ſchon ſeine Gegenwart, ſeine verſöhnenden Worte, das Blendwerk ſeines Grades, ſo wie ſeine Strenge, hinreichend waren, auch die Widerſpänſtigſten zu bezwingen und vielleicht ein Unglück zu verhüten.

Als ſie Leopold erblickten, ward Alles ſtille wie durch Zauberei. Dieſes Reſultat iſt nicht auffallend für Diejenigen, welche die ſtrenge Disziplin kennen, die in dem öſterreichiſchen Heere herrſcht: unbeugſame Kriegsgeſetze und Gehorſam der Soldaten gegen ihre Vorgeſetzten.

„Hier hat's Schläge gegeben!“ ſagte Spieldorf, indem er die Stube mit einem finſtern Blick überſah.

„Noch nicht,“ ſagte der Wirth, „aber ohne Ihre Dazwiſchenkunft würden ſie wahrſcheinlich nicht ausgeblieben ſeyn.“

„Und was war die Urſache des Streits?“

„Schauens, Euer Gnaden, das iſt leicht zu rathen. Zwei von den Leuten,“ dabei zeigte er mit dem Finger auf zwei Dragoner, „hatten fünf Seidel Bier getrunken, und wollten dann fortgehen, ohne die Zeche zu bezahlen. Ich verlange mein Geld; das iſt die ganze Urſache des Streits.“

„Gnaden, Herr Oberarzt,“ rief einer der Dragoner, indem er an Leopold heran trat, „dieſer Mann ſagt die Wahrheit nicht. Wir haben freilich fünf Seidel Bier getrunken, das iſt wahr, aber wir haben ihn um keinen Heller bringen wollen, denn um die Ausgabe zu decken, wollten wir ihm dieſen Hut unſers gnädigen Kaiſers geben, den ein Bedienter aus der Burg mei-

Digitized by Google

nem Kameraden geſchenkt hat. Der verfluchte Kerl hat aber geſagt, er wollte ihn nicht ein Mal haben, um ihn ſeiner Katze aufzuſetzen. Js das a Redensart! Wie er das geſagt hat, da ſind wir über ihn hergefallen, um ihn abzuprügeln für ſein unverſchämtes Maul."

„Heißt das nicht, mich um mein Geld bringen wollen," rief der Wirth, „wenn man mir für fünf Seidel Bier einen alten Hut geben will, der vielleicht auf der Straße aufgerafft worden iſt, unter dem Vorwand, daß er dem Kaiſer gehört hat?"

„Er hat wohl unſerm guten Kaiſer Franz gehört," ſagte nun der andere Dragoner, der bis jetzt noch nicht geſprochen hatte. „Jch hab' ihn von dem langen Ferdinand erhalten, der in der Burg dient, und den Jhr gar gut kennt, Herr Wirth, da er bei Euch ſchon mehr Zwanziger verſoffen hat, als Jhr Haare auf dem Kopfe habt. Ferdinand bekam ihn von dem Baumeiſter Weißenberg, der ihn aus der Hand des Kaiſers erhalten hatte."

„Na, und wenn," ſagte der Wirth, „meinetwegen mag's ein Kardinalshut ſeyn; ich nähme ſolche Münze nicht in meiner Schenke."

Der Streit würde ſich neuerdings entzündet haben, wenn Spieldorf nicht durch Bezahlung der Zeche beide Parteien zum Schweigen gebracht hätte.

„Gnaden, Herr Oberarzt," ſagte der Eigenthümer des kaiſerlichen Filzes, „jetzt gehört der Hut Jhnen."

Begreifend, daß hier eine Weigerung übel ausgelegt werden würde, daß die rohen Soldaten darin einen beleidigenden Beweis von Geringſchätzung gegen die erhabene Perſon des Kaiſers finden würden, nahm Leopold den Hut aus den Händen des Dragoners, ging über die Straße und ſchloß ſich zu Hauſe ein.

(Fortſetzung folgt.)

Was iſt die Urſache der großen Theuerung aller Lebensmittel während den letztverfloſſenen zwei Monaten geweſen?

Aus der bayeriſchen Rheinpfalz.

Die Hauptnahrung der armen arbeitenden Klaſſe von Menſchen beſteht aus Kartoffeln, und ihre Mahlzeiten beſtehen aus Kartoffeln des Morgens, Kartoffeln zu Mittag und Kartoffeln des Abends, und nur, wenn dieſe herrliche Frucht zu wohlfeilem Preiſe zu kaufen iſt, wird es dem Armen möglich, ſich und ſeiner Familie von ſeinem Taglohn etwas Brod dazu verſchaffen zu können; Fleiſch gehört ſchon zu den ſeltenen Gerichten auf ſeiner Tafel.

Wie groß muß aber die Noth dieſer Armen geweſen ſeyn, als das Viertel Hectoliter (45 Pf.) Kartoffeln auf den meiſten Frucht- oder Victualien-Märkten zu dem enormen Preis von einem Gulden und darüber verkauft wurde, wie dies während den letztverfloſſenen zwei Monaten der Fall war! Und es muß jedem Menſchenfreund daran gelegen ſeyn, die Urſache dieſer Theuerung zu entdecken, um wo möglich derſelben in künftigen Jahren vorbeugen zu können, da er ſolche nicht in einem vorhergegangenen Mißjahre finden kann, indem es im verfloſſenen Jahre trotz der außerordentlichen Trockenheit Kartoffeln und Früchte genug gegeben, daß wir damit, nebſt dem großen Vorrath an alten Früchten (und da keine Früchte außer Land geführt wurden), recht gut bis zur diesjährigen Ernte ausgereicht haben würden, und ſolche zu verhältnißmäßig billigen Preiſen hätten kaufen müſſen, wenn nicht andere Urſachen dieſe Theuerung veranlaßt hätten. Und ich finde ſolche nur in den bei den meiſten großen Dekonomen eingerichteten Kartoffel-Branntwein-Brennereien! Denn gleich nach der vorjährigen Ernte, wo das Malter Korn zu fl. 7 à fl. 8 und die Kartoffeln zu fl. 1 30 kr. bis fl. 1 45 kr. pr. Malter verkauft wurden, ſah man diejenigen Gutsherren, welche Kartoffel-Brennereien auf ihren Gütern errichtet haben, zu ihren auf ihren Gütern gepflanzten Kartoffeln noch eine Maſſe dieſer letztern Frucht aufkaufen, und dieſen Brennereien ganz allein hat man die letzte Theuerung der Kartoffeln und dadurch aller anderen Früchte zuzuſchreiben, wie ich aus Nachfolgendem zu beweiſen ſuchen werde.

Viele der größeren Güterbeſitzer ſind nämlich der Meinung, daß, wenn ſie aus ihren Kartoffeln Branntwein brennen, ſie ihren Viehſtand mit dem Ueberbleibſel daraus eben ſo gut und beſſer erhalten können, als wenn der Geiſt oder Zucker nicht herausgezogen wäre, und der Branntwein ſey daher reiner Gewinn.

Abgeſehen davon, daß dieſe Gutsbeſitzer durch ihre Brennereien eine Maſſe von ſchlechtem Branntwein produciren, wodurch der Preis deſſelben oft ſo herabgedrückt wurde, daß man das Fuder von 1000 Litres zu 80 bis 85 Gulden kaufen konnte, was den Schoppen nicht ganz drei Kreuzer macht, wodurch es ſelbſt dem Aermſten möglich wird, ſich dieſes Getränke in ſolcher Menge zu verſchaffen, daß dieſe Leute an manchen Orten (bis zu den Kindern von 5 und 6 Jahren) ſo viel von dieſem Gifte täglich trinken, daß ſie mit ihren Kindern körperlich und ſittlich zu Grunde gehen, worüber Pfarrer und Schullehrer in vielen Orten die traurigſten Beweiſe liefern können; abgeſehen davon, ſage ich, daß dieſe Gutsbeſitzer eine geſunde Nahrung für Menſchen und Vieh in ein Gift für erſtere, und eine ungeſunde Nahrung ſelbſt für ihr Vieh verwandeln, indem ſolches bei mehrjährigem Füttern mit Kartoffelbrennerei-Ueberbleibſel lungenfaul wird, ſo daß ſie alle drei oder vier Jahre ihren Viehſtand ab- und anderes Vieh anſchaffen müſſen, kann ich den großen Vortheil gar nicht einſehen, den dieſe Gutsbeſitzer durch ihre Brennereien vor andern Dekonomen voraus haben, welche ihre Dekonomie ohne dieſe betreiben. Und ich habe es mir zur Pflicht gemacht, mich ſeit Jahren bei vielen Dekonomen unſerer Pfalz, welche auch Brennereien auf ihren Gütern errichtet haben, ſolche aber ſchon ſeit mehreren Jahren unbenützt ſtehen laſſen, genau zu erkundigen, und von allen dieſen einſtimmig die Auskunft erhalten, daß ſie mit drei Fünftheilen der Kartoffeln, welche ſie ihrem Vieh roh geſtoßen, mit dem, was die Kartoffelbrenner auch noch zu ihrem Kartoffelbrennerei-Ueberbleibſel nehmen müßten, ihr Vieh in beſſerem und geſunderem Zuſtand erhielten, als jene mit fünf Fünftheilen, und daß beſonders friſchmelkende Kühe ein Drittheil mehr Milch geben als bei dem gebrannten Kartoffel-Futter, ſo daß dieſe Nicht-Kartoffelbrenner zwei Fünftheile Kartoffeln erſparen, die zuletzt ſo viel oder mehr werth ſind, als der Branntwein, welchen jene aus ihren Kartoffeln nach Abrechnung der Koſten für Brennmaterial gezogen. Würden daher die Kartoffel-Brennereien aufhören, ſo würden jährlich zwei Fünftheile von

Digitized by Google

Kartoffeln weniger mit dem Vieh gefüttert werden, und es könnte bei einer Ernte wie die vorjährige keine Theuerung entſtehen, wie die letzte, wobei ein großer Theil unſerer ärmeren Mitmenſchen eine Zeit lang bittern Hunger leiden mußte.

Es iſt daher nur die Abſicht des Einſenders dieſes, wenn er auch die Kartoffelbrennerei-Oekonomen nicht überzeugen kann, daß es zu ihrem Vortheil gereiche, keinen Branntwein aus ihren Kartoffeln zu bereiten, alle deutſchen Regierungen auf dieſe den Körper und Geiſt eines Theils ihrer Unterthanen verderbenden, die Nahrung des Armen vertheuernden Anſtalten aufmerkſam zu machen, und dieſen Oekonomen, ſelbſt wenn ſie auch ein halbes Procent mehr aus ihrer Oekonomie als die Nicht-Kartoffelbrenner erzielten, entweder ganz das Kartoffelbrennen zu verbieten, oder doch wenigſtens ſo viel als möglich zu beſchränken. Ja ſelbſt in den Jahren, wo die Kartoffeln außerordentlich gut gerathen ſind, dürfte man das Brennen derſelben nicht unbedingt erlauben, weil alsdann eine große Maſſe Branntwein erzeugt, wohlfeil verkauft und die arme Klaſſe von Menſchen dadurch zum Genuſſe dieſes ſchädlichen Getränkes in verderblicher Menge veranlaßt wird.

Mannichfaltigkeiten.

Einen neuen Beleg, mit welchen Rieſenſchritten in unſern Zeiten die Induſtrie voranſchreitet, liefert der in dieſen Tagen einem Lokalblatte einer ſüddeutſchen Stadt beigelegte Preiscourant eines Parfümeriefabrikanten, worin unter andern Seifen, die „ihrer außerordentlich wohlthätigen Wirkung und ſtarken Schäumung wegen zum Reinigen der Haut faſt unentbehrlich ſind", auch eine „Schildkröteneier-Oel-Seife" verzeichnet iſt. Kaum iſt bekannt, daß man aus Schildkröteneiern Oel gewinnen kann, ſo bemächtigt ſich die Induſtrie und die Kunſt dieſes Artikels, um Seife daraus zu verfertigen. In England ißt man Schildkrötenſuppe; aber was iſt dieſe Leckerei im Vergleiche zu einer Schildkröteneieröl-Seife?!! So iſt, wie man aus bemeldetem Preiscourante erſieht, die Chemie wieder durch höchſtwichtige Entdeckungen bereichert worden. Daſelbſt iſt z. B. zu leſen: Ruſſiſche Sodaöl-Kernſeife in verſchiedenen Farben, Stearinöl-Kernſeife, ſo wie Fleckkugeln, um aus allen Stoffen Fettflecken zu machen. Chemiker, denen die Darſtellung des „ruſſiſchen Sodaöl und des Stearinöl" bekannt iſt, werden um Veröffentlichung dieſer höchſtwichtigen neuen Entdeckungen gebeten. Von unberechenbarem Werthe für Seifenſieder würde aber die Analyſe erwähnter Fleckkugeln ſeyn; denn ſie können ſich hinfüro mit dieſen (4 kr. pr. Stück) aus jedem beliebigen Stoffe Fettflecken verſchaffen — und aus Tropfen entſtehen Bäche — Ströme — Meere. Dann Adieu, ihr Herren Fettverkäufer!!

(St. Petersburg, 18. Juli.) Vor einigen Tagen übertrat ein verabſchiedeter Gouvernements-Sekretär, Netſchajew, das vor kurzem erlaſſene Verbot des Tabackrauchens auf der Zarskoje-Selo-Eiſenbahn. Alle an ihn deßhalb ergangenen Bitten der Condukteure nicht beachtend, rauchte er dennoch fort, weßhalb er, wie ſeiner inſolenten Reden wegen, aus dem Wagen verwieſen wurde. Als dieſer Vorfall zur Kunde Seiner Majeſtät des Kaiſers kam, befahl derſelbe, gedachten Netſchajew während zwei Wochen ſeines Ungehorſams wegen im Arreſt des Corps de garde zu halten, zur künftigen Vermeidung ähnlicher Unordnungen aber das Ereigniß durch die Tagesblätter bekannt zu machen.

(Schreckliches Unglück.) Als am 13. Juli das die Elbe herab von Tetſchen kommende Dampfſchiff in die Gegend von Hernskretſchen kam, fuhr zugleich der Fährkahn über den Fluß, in welchem unter andern ein vom Altar kommendes Brautpaar nebſt Eltern und Verwandten ſich befand. Obgleich die Maſchine auf dem Dampfſchiffe ſogleich gehemmt wurde, machte es doch die reißende Fluth des angeſchwollenen Stromes beiden Schiffen unmöglich, ſich ſchnell genug auszuweichen, und ſo wurde der Kahn vom Dampfboot überfahren und umgeworfen. Von zwanzig darauf befindlichen Perſonen wurden nur vier gerettet; das Brautpaar nebſt allen ſeinen Angehörigen verſank in den Fluthen, und den vor wenig Minuten noch Glücklichen wurden die Wellen zum ſchauerlichen Brautbette!

(Bonn, 25. Juli.) Heute verläßt uns ein Künſtlerpaar, welches die freudigſte Aufregung unter den hieſigen Muſikfreunden hervorgebracht hat, Mad. Dufont-Maillard und Hr. Hermann Léon, erſter Baſſiſt des Theaters in Brüſſel. In zwei kurz nacheinander gegebenen Conzerten haben wir Gelegenheit gehabt, in dem Geſange der Mad. Maillard den ſie begleitenden Ruf beſtätigt zu finden, und in Hrn. Léon hörten wir einen trefflichen Baſſiſten. Die beſten Wünſche der hieſigen Geſangfreunde begleiten ſie auf ihrem ferneren Wege die Ufer des Rheins entlang.

Ein franzöſiſches Blatt erzählt von einem Duell, welches neulich in Marſeille zwiſchen zwei Spaniern, der Eine Cigarrenhändler und der Andere Barbier, ſtattgefunden. Da Jener dem Letzteren die Wahl der Waffen freiſtellte, ſo wählte dieſer das Raſirmeſſer, und da er ſolches gut zu führen wußte, ſo zerfleiſchte er ſeinen Gegner auf eine jämmerliche Weiſe. Die Polizei fand an dieſer Art von Duell keinen Gefallen und brachte den geſchickten Fechtmeiſter Figaro in das Correktionshaus, wo er Muße finden wird, über ſein tolles Beginnen zur Einſicht zu gelangen.

Literatur.

Bibliothek für moderne Politik und Staatswiſſenſchaft. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel. Viertes Heft: „Mariana", von dem Körige und des Königs Erziehung. Darmſtadt, Druck und Verlag von C. W. Leske, 1843.

Die früher erſchienenen drei Hefte ſind bereits in dieſen Blättern zur Anzeige gebracht worden. Dieſem vierten Hefte hat der Hr. Herausgeber Unterſuchungen über den chriſtlichen Staat der Neuzeit vorausgeſchickt, in der Abſicht (wie er bemerkt), um die verſchiedenen Standpunkte der Anſicht und der hiſtoriſchen Entwicklung ſo nahe als möglich an einander zu rücken, wahrhaftig aber nicht um eines ſonſt beliebt geweſenen Geſchäfts willen, nämlich der Verſöhnung der Gegenſätze, ſondern um ſchärfer die Linie zu zeichnen, wo der Staat und die Kirche ſich begegnen und wo jedes der getrennten Glieder mit der Prätenſion auf Monopoliſirung ſeiner Rechte hervortritt. Dieſe Unterſuchungen nehmen mehr als die Hälfte des vorliegenden Heftes ein; ſie enthalten manches Intereſſante, aber wir können nicht bergen, daß

Digitized by Google

populäre Darſtellung mit philoſophiſcher Phraſeologie mehr darin Kontraſte bildet, als durch in einander geſchmolzene Darſtellung höherer Intereſſen in verſtändlicher Sprache den Leſer anzieht. Die Auszüge aus Marianen's Buch — dieſem Buch, worin ſich das katholiſch-hierarchiſche Syſtem auf die äuſerſte Spitze treibt — geben uns einen klaren Blick in Lehren, welche Fürſt und Volk in die Feſſeln der Kirche werfen ſollen und zu dieſem Zwecke ſelbſt Gewande der Menſchlichkeit, der Vernunft und der Freiheit um ſich thun. — Der Hr. Herausgeber bemerkt am Ende ſeiner Vorrede, daß mit dieſem vierten Hefte der Staatsbibliothek ſich die erſte Serie derſelben ſchlieſe. Die Ausſtattung der Schrift durch die Verlagshandlung iſt wieder ſehr anſtändig.

Korreſpondenz.

Köln, 29. Juli.

Der hier arbeitende bekannte Maler **Steinle** ſoll einem Mitgliede des hieſigen Kunſtvereines vorgeworfen haben, daß die heurige Ausſtellung ſo vieler werthloſer Bilder nur höchſt nachtheilig auf den Kunſtgeſchmack wirken, nur den Verfall der Kunſt herbei führen könnte. — „Wir ſtellen die Bilder lediglich aus (ward ihm zur Antwort), um den durchreiſenden Fremden einen Zeitvertreib zu geben und werden uns hüten, ſelber Schaden an der Anſtalt zu nehmen.“ Wirklich iſt die übergroſe Ideenarmuth dieſer Sammlung, dieſe Armuth an mittelmäßigen Handwerksbildern ſo groß und augenfällig, daß die Beſuche der Bürger immer ſeltener werden, oder nur ſtatt finden, um ſich über die Armuth zu beluſtigen. Gewiſſe deutſche Städte haben Spielbanken, auf welchen nur Fremde ſpielen dürfen; bald könnte der Fall ſtatt finden, daß die Ausſtellung hierin dieſen Spielbanken gliche. Der wahre Kunſtfreund, dem am Rufe der Vaterſtadt Einiges gelegen iſt, kann aber nur mit Bedauern ſolche Verirrungen betrachten, die dem Rufe Kölns nachtheilig werden müſſen. Jeder Fremde dürfte nämlich leicht ein Urtheil mit nach Köln bringen, das am Ende den in unſerer ſtädtiſchen Zeitung erhobenen Lärm, die durch unſeren Kunſtverein zur Ehre belgiſcher Künſtler (den Hauptlieferanten für unſern Verein) veranſtalteten Ehrenabfütterungen zu Schanden machen könnte. Streichen wir, um unſeren Ruf vor der Welt zu behaupten, das Wort Kunſtverein, nennen es fürderhin Bildermarkt, Bildermeſſe, ſo retten wir wenigſtens unſeren ehelichen Namen vor den Fremden. — Durch den Verkauf eines in der Nähe des Friedhofes liegenden Fabrikgebäudes, auf welches der Stadtrath bereits ein Auge geworfen, dürfte Köln nun bald ein **Leichenhaus** erhalten, das ſchon ſo lange für ſeinen Ruf ein dringendes Bedürfniß geweſen iſt.

Aus dem Großherzogthum Heſſen, im Juli.

Einige Worte über die Nothwendigkeit der Gründung von Arbeits- und Beſſerungshäuſern für jugendliche Verbrecher.

In einer Zeit, in welcher ſo viel zur Veredlung des Menſchengeſchlechtes geſchieht, muß es eine auffallende Erſcheinung ſeyn, daß noch keine Arbeits- und Beſſerungsanſtalten für jugendliche Verbrecher in unſerem Vaterlande exiſtiren. Wie mancher junge Menſch möchte dadurch der menſchlichen Geſellſchaft als ein brauchbares Mitglied wieder gegeben werden, ſtatt daß er die Strafanſtalt nur verläßt, um neue Verbrechen zu begehen. Es war daher für den Menſchenfreund eine herzerquickende Nachricht, welche die Didaskalia vom 20. Juni d. J. von der landwirthſchaftlichen Colonie junger Sträflinge in Mettray, im Departement Indre und Loire, ihren Leſern bot. Wenn auch dieſe Anſtalt nicht weitgreifend wirkt, ſo hat ſie doch den Beweis geliefert, wie ganz andere Erfolge ein ſolches Beſſerungsinſtitut im Gegenſatze zu den Strafanſtalten zu Tage fördert, und es ſey mir daher erlaubt, in dieſen Blättern, worin ſchon ſo mancher der Menſchheit wohlthätige Gedanke anregend zur Sprache gebracht wurde, Einiges weiter über dieſen wichtigen Gegenſtand zu ſagen. Neulich wurden aus einem Bezirksgefängniſſe zwei jugendliche Landſtreicher, der eine von 12, der andere von 15 Jahren, entlaſſen. Auf der Rückkehr nach Hauſe gingen ſie bettelnd in die Häuſer und entwendeten in einem Orte zwei ſilberne Löffel und in einem andern mehrere Kleinigkeiten, wurden aber ſogleich wieder ergriffen und dem Arme der Juſtiz überliefert. Beim Durchſuchen fand man auch ein Schächtelchen mit Streichhölzern. Daß ſich dieſe zwei ſchon ſo tief geſunkenen Jungen kein Gewiſſen daraus gemacht hätten, einem ehrlichen Manne Haus und Hof anzuſtecken, unterliegt wohl keinem Zweifel. Werden ſie aus der Strafanſtalt wieder entlaſſen, ſo betreten ſie die Welt gewiß nicht als gebeſſerte Menſchen, ſondern als noch gröſere Vagabunden, während ſie in einem Beſſerungshauſe der fraglichen Art höchſt wahrſcheinlich auf andere Gedanken kämen. Daß das dolce fare niente der Italiener auch in unſerem nordiſchen Deutſchlande, wo keine Citronen blühen und keine Goldorangen glühen, unter einer gewiſſen Menſchenklaſſe ſeine Verehrer findet, davon habe ich mich ebenfalls überzeugt. Einer, der ſchon mehrmals die Ehre hatte, durch gerichtliche Vermittelung freie Station zu erhalten, in Folge allzu groſer Liebhaberei an anderer Leute Gut, kam in ein Wirthshaus und verlangte eine Quantität jenes lebenverkürzenden Getränkes, das die Franzoſen ſehr unpaſſend Lebenswaſſer nennen. Wie der Mann, ſo der Trank! Der Gaſtwirth, dieſes landſtreichende, faullenzende Subjekt kennend, wollte erſt klingende Münze ſehen und in Ermangelung derſelben ward nichts verabreicht; jedoch machte man dem Taugenichts den Antrag, ökonomiſche Arbeiten verrichten zu helfen, wofür er Lohn und reichliche Koſt erhalten ſollte. Der Faullenzer war jedoch durch keine Vorſtellung zur Arbeit zu bewegen, ſelbſt durch die Drohung nicht, ihn nach Empfang einer Tracht Schläge aus dem Orte zu jagen. Wodurch hätte dieſer wohl mehr Luſt zur Arbeit erhalten? Ich bin der Meinung: dadurch, daß er in früherer Zeit in einer Beſſerungsanſtalt daran gewöhnt worden wäre; denn Alles iſt Gewohnheit, das Gute, wie das Böſe, die Arbeitſamkeit, wie das Nichtsthun. Dieſe zwei Beiſpiele nur von vielen! Hinzufügend will ich nur noch bemerken, daß derartige Menſchen ſich dabei noch verheirathen und eine Nachkommenſchaft erzielen, welche in der Zukunft gewöhnlich als würdige Repräſentantin ihrer Eltern auftritt. Alle Bemühungen der Lehrer werden durch das lockende Beiſpiel der Eltern vereitelt, und ſo iſt der Kleine ſchon in ſeinem zehnten Jahre ein ganzer Landſtreicher, der in den gewöhnlichen Gefängniſſen durch das Zuſammenſeyn mit erwachſenen Vagabunden nur noch zu gröſerer Vollkommenheit herangebildet wird. Ganz anders würde ſich jedoch die Sache geſtalten, wenn die jungen Sträflinge einem Arbeits- und Beſſerungshauſe übergeben würden, das nach Art desjenigen zu Mettray moraliſch beſſernd und erſtarkend auf die geſunkenen jugendlichen Gemüther wirken müßte. Das gröſte Hinderniß, welches der Gründung einer Arbeits- und Beſſerungsanſtalt für jugendliche Sträflinge entgegenſtehen würde, möchte der Koſtenpunkt ſeyn. Vielleicht greift dieſe Idee ein Mann von öffentlichem Einfluſſe auf, bringt die Sache weiter zur Sprache und führt ſie der Realiſirung näher.

G. K..l.

Auflöſung der Charaden in Nro. 210.

1. **Mathematik.**
2. **Luſtſpiel.**

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Auguſt. (Zum Vortheil des Hrn. **Dettmer**, als rückſtändiges Beneſiz): **Die Hugenotten**, groſe Oper in 5 Abth., Muſik von Meyerbeer. Marcel: Hr. **Dettmer**, vom königl. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 212. Donnerſtag, den 3. Auguſt 1843.

Der Hut des Kaiſers Franz.

Nach einer Mittheilung des B. von G., von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

III.

Kaiſer Franz hatte indeſſen ſeinen Hut durch einen andern erſetzt. Sein Kammerdiener hatte ihm einen ganz neuen Filz gereicht, und nur von dem General Lederer begleitet, begab er ſich in den Augarten.

Während der Stunde, welche die Beſichtigung der von Weißenberg erbauten Badehäuſer dauerte, rückte der Kaiſer oft an ſeinem neuen Hute, der ihm außerordentlich unbequem war.

„Verwünſchter Hut!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen.

Er nahm ihn ab, ſetzte ihn wieder auf, aber der widerſpänſtige Filz wollte ſich den Anforderungen des kaiſerlichen Schädels durchaus nicht bequemen. Seine Stirne war wund gedrückt; ein breiter rother Streifen zog ſich darüber hin. Die Marter ward unerträglich; dennoch beklagte er ſich nicht; aber ſeine Geduld war am Ende, und er beeilte ſich, in die Burg zurückzukehren.

Als der Kaiſer ſeine Gemächer betrat, war er herzlich froh, endlich die verwünſchte Kopfbedeckung los zu werden, die ihm die Stirne wie in einen Schraubſtock preßte, und ſeinen Kopf auf die Folter ſpannte.

„Ich bin halt verdammt, mein Lebenlang denſelben Hut zu tragen,“ ſagte er. „Von dieſer Wahrheit bin ich jetzt völlig überzeugt, mein lieber Weißenberg. Ich weiß wohl, daß es eines Kaiſers unwürdig iſt, das zurückzufordern, was er ein Mal verſchenkt hat; aber mich zwingt die Noth dazu. Es wäre ſehr ſchön von Ihnen, wenn Sie mir den Hut wieder geben wollten, den ich Ihnen heute Morgen verehrt habe; hier iſt ein Ring, der ſeine hundert Souverains Werth iſt, nehmen Sie ihn als Tauſch; er wird Sie reichlich für ihren Verluſt entſchädigen, während fünfzig ſolcher Ringe mir den alten Hut nicht erſetzen, den ich ſchon mehrere Jahre getragen habe.“

Bei dieſem Verlangen des Kaiſers ward der Baumeiſter bald weiß, bald roth, bald violet, und nahm dann alle Farben auf ein Mal an. Seine Augen rollten erſchrocken in ihren Höhlen; ſeine Zunge klebte an dem Gaumen, und dicke Schweißtropfen ſtanden auf ſeinem Geſichte.

„Nun,“ ſagte der Kaiſer, „haben Sie mich nicht verſtanden?“

„Ich bitte Ew. Majeſtät um Verzeihung,“ erwiederte endlich der Baumeiſter, der wie ein Eſpenlaub zitterte, „ich habe Sie wohl verſtanden, aber ....“

„Iſt der Hut nicht mehr in Ihren Händen? ....“

„O!“ fiel der unglückliche Baumeiſter dem Kaiſer in die Rede.

„Nun, was ſoll alsdann Ihr verlegenes Geſicht bedeuten?“

„Es iſt nur ... es iſt ...“

„Sie machen mich am Ende ungeduldig; laſſen Sie hören, was es iſt.“

Weißenberg hatte den Kopf verloren; es ward ihm dunkel vor den Augen. Seine Beine vermochten ihn kaum noch zu tragen. Kaiſer Franz aber hielt einen durchbohrenden Blick auf ihn geheftet, der ihm bis in das Mark der Knochen drang, und ſeinen Verſtand vollends verwirrte.

„Es iſt nur,“ erwiederte er mit bebender Stimme, „es iſt nur, daß ich ihn zu Haus in meiner Wohnung habe.“

„Und deshalb ſchwitzen Sie Blut und Waſſer,“ rief der Kaiſer, in lautes Lachen ausbrechend. „Ich weiß wohl, daß er in Ihrem Hauſe iſt, da Sie ihn heute frühe heimgetragen haben. Seyn Sie ſchon ſo gut, ihn zu holen, oder wenn Sie lieber wollen, will ich einen von meinen Leuten hinſchicken.“

„Nein, nein,“ ſagte der Baumeiſter haſtig, indem er ein paar Schritte rückwärts ging, als hätte er auf glühendes Eiſen getreten, „ich will doch lieber ſelbſt gehen.“ Damit rannte er nach der Thüre, gegen welche er heftig anprallte, nachdem er erſt in ſeiner Verwirrung ein Porzellanſervice umgeworfen hatte, ein Meiſterſtück von Kunſt und Geduld, welches die Arbeiter der kaiſerlichen Porzellanfabrik zu Roſſau dem Monarchen als Geſchenk dargebracht hatten. Ein jedes einzelne Stück, woraus es beſtand, koſtete mindeſtens zweihundert Kaiſergulden.

Bei dem Geräuſche, welches das umſtürzende Porzellan verurſachte, wandte Weißenberg den Kopf um, und ſtammelte einige unverſtändliche Worte. Wie von dem Dämon der Angſt beſeſſen, der, wie Jedermann weiß, Flügel giebt, ſtürzte er fort und verſchwand.

„Der iſt gewiß übergeſchnappt,“ ſagte der Kaiſer, ohne durch eine weitere Aeußerung ſeinen Mißmuth über die Zerſtörung ſeines Porzellans zu bekunden. „Er iſt übergeſchnappt,“ wiederholte er, „und das ſeit heute Morgen, ſeit ich ihm meinen Hut geſchenkt habe.“

Während dieſem Monolog des Kaiſers hatte man das Service wieder aufgerafft, das durch ein ſonderbares Glück ganz unbeſchädigt geblieben war. Der dicke Teppich, mit wel-

Digitized by Google

chem der Fußboden bedeckt war, hatte den Fall gebrochen, und die Zerſtörung dieſes Meiſterwerks von Geſchmack, Eleganz und Geduld verhütet. Die Ungeſchicklichkeit des Baumeiſters hatte alſo keine unangenehme Folgen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Wettrennen in England.

Die Wettrennen, welche ſchon den großen Nationen des Alterthums bekannt waren und einen Theil der olympiſchen Spiele bildeten, hatten zum urſprünglichen Zwecke, die Zucht und Veredlung der Pferde zu unterſtützen, indem für die ſchönſten und beſten Renner Preiſe ausgeſetzt wurden. Dieſer Zweck iſt auch ſchon vor vielen Jahren in England erreicht worden, denn der jetzige vollblütige Renner beſitzt eine Vollkommenheit ſowohl in Eleganz der Geſtalt als Ausdauer im Rennen, die ihn in den erſten Rang ſeiner Raçe verſetzt, und iſt wohl von ſeinen Ahnen, die vor einigen Hundert Jahren lebten, unendlich weit verſchieden. Die jetzigen Feſte haben nun bei weitem mehr den Charakter einer Volksbeluſtigung als das Anſehen einer Schau zur Beurtheilung der Thiere.

Ich hatte einige Mal Gelegenheit, den Rennen im Norden Englands, den Fabrikbezirken, beizuwohnen, und obgleich ſie da nicht mit beſonderem Glanze begangen werden, indem die Bewohner mehr dem Gelderwerbe als dem Vergnügen ergeben ſind, ſo muß ich doch ſagen, daß mir das Schauſpiel von neuem das größte Vergnügen bereitete. Die glänzendſten Rennen ſind in der Nähe Londons, die Aſcot- und Epſom-Rennen, — erſtere werden von der Königin beſucht, und in der Provinz in Derby, Newmarket, Doncaſter ꝛc., welche ſich jedes Jahr zu beſtimmten Zeiten wiederholen.

Die Rennbahnen ſind gewöhnlich in der Nähe der Stadt und in dem ſchönſten Theil der Umgegend auf einem möglichſt flachen Boden. Sie laufen im Zirkel von 1 — 2 engliſchen Meilen Länge und einer Breite, daß 20 — 30 Pferde in einer Reihe galoppiren können. Sie ſind mit hölzernen Schranken eingefaßt und müſſen je nach der Wette 1 — 4 Mal durchlaufen werden. Der intereſſanteſte Punkt iſt das Ziel, wo ſich das Schickſal der Wette entſcheidet. Hier iſt eine hohe Tribüne (der große Stand) errichtet für die, welche am meiſten bezahlen wollen. Zu beiden Seiten ſind haushohe Stände mit amphitheatraliſchen Sitzen für die beſcheidenen Zuſchauer erbaut.

Nach und nach füllen ſich die Stände und der ganze Platz, und iſt nun die Bahn einige Meilen von der Stadt entfernt, ſo bietet die Chauſſee ein ſehr belebtes Schauſpiel. Die hohen und reichen Herrſchaften kommen in ſechs- und vierſpännigen Wagen, die Bürgerlichen und der Mittelſtand werden von Omnibuſen, Fiakern und Wagen jeglicher Art gebracht, die niederen Klaſſen laſſen ſich in Karren für einen Pfennig pr. Kopf (auf engliſch „pr. Stück") hinausſchaffen. Zu Fuße gehen will faſt Keiner, wenn es auch gar nicht entfernt iſt, und ein Engländer würde es für erniedrigend halten, bei ſolchen Gelegenheiten mit dem Troſſe zu Fuße gezogen zu kommen. Iſt nun Alles zum Schauſpiele bereit und man hat ſeinen Platz auf einem hohen Standpunkt eingenommen, ſo bietet der ganze Platz ein Bild dar, deſſen bunte Mannichfaltigkeit und Farbenreichthum kaum zu beſchreiben ſind. Dazu gehört aber ein glänzend heller Himmel und daß das Land, ſo weit man ſieht, mit friſchen, grünen Wieſen bedeckt iſt, wie man es faſt überall in England trifft. Durch dieſe dunklen, bunten Maſſen zieht ſich wie ein reines, grünes Band die Bahn, das heißt, ſobald ſie durch berittene Policiſten mit langen Peitſchen gereinigt worden, wozu eine Glocke das Zeichen gibt.

Von unſerm erhöhten Punkte überblicken wir nun den großen Stand, gefüllt mit dem ſchönſten Kreiſe von Damen und Allem, was auf Rang, Schönheit oder Eleganz Anſpruch machen kann; die übrigen Tribünen, welche ein reſpectables Publikum zeigen, die Anhöhen in der Nähe der Bahn, welche gleich einer Wagenburg mit Fuhrwerken jeder Art bedeckt, die mit Schauluſtigen angefüllt ſind, auf einer andern Seite eine große Anzahl Boutiquen, mit luſtig wehenden Fahnen geziert, wo theils Lebensmittel, theils Sehenswürdigkeiten geboten werden, und um die ganze Länge der Bahn das Volk in dunkeln Maſſen.

Die Pferde erſcheinen nun, und ſchönere Thiere kann man nicht ſehen. Ein ſolcher Renner kommt mir unter ſeines Gleichen vor, wie eine feine elegante Dame unter den Menſchen, d. h. doch eine ſolche, die nicht kräftig ausſieht, ſondern welche ihre Geſundheit theilweiſe der Eitelkeit geopfert hat. Ein ſchöner Renner beſitzt Eleganz und Ebenmaß in ſeinen Gliedern und ganzem Baue, durch die weiche, gewöhnlich kaſtanienbraune Haut ſchimmern die Adern, der Kopf iſt ſchmal, das Auge voll, die Mähne, in zierliche Zöpfe geflochten, und der Schweif ſind von einem Haar, das den Anſchein von Seide hat. Gute Renner bedecken mit einem Sprunge 20 — 25 Fuß Grund, und ihr Alter iſt von 4 — 6 Jahren. Ihre Genealogie iſt bekannt, und die Pferde, von welchen ſie abſtammen, ſind bei jedem genannt. (So z. B. „Ma Mie" von Dr. Syntax „aus Elyſium"). Das iſt das Pferd, für welches zuweilen 4000 Pf. St. (fl. 48,000) gegeben wird. Sie führen alle Namen, z. B. Charles XII., teapot (Theekeſſel), Henry IV., Gaity, John Bull, Chapeau de paille, Alexander, Radical, Eclipſe, Waterloo. Die Jockey's ſind kleine leichte Männer, die ein beſtimmtes Gewicht haben müſſen und bei zu großer Leichtigkeit mit Steinen beſchwert werden. Sie tragen ſammtne Mützen, Wamms und Aermel von Seide, deren verſchiedene Farbe das Unterſcheidungszeichen iſt; man erhält nämlich Karten, worauf das Pferd verzeichnet iſt nebſt der Farbe des Jockey's.

Die Preiſe beſtehen theilweiſe in prächtigen Vaſen, goldnen und ſilbernen Pokalen oder einem ähnlichen Gegenſtande, theilweiſe in Summen von 50 — 500 Pfd. Sterl. Bei den kürzlich ſtattgehabten Aſcot-Rennen, welche zu den glänzendſten gehören, wurde an vier Tagen in 29 Rennen, wobei 181 Pferde liefen, der Geſammtbetrag von Pf. 10,620 (circa fl. 120,000) ausgetheilt, eine Summe, die im glücklichſten Falle ein Pferd allein gewinnen kann und wobei der Werth der Vaſen nicht inbegriffen iſt. Dieſe Summe iſt jedoch nur eine Bagatelle gegen die unglaublichen Beträge, welche gewettet werden. Die Ariſtokratie und Reichen, Eigenthümer der Pferde, für welche Geld nur imaginären Werth hat, wetten Tauſende von Pfunde für oder gegen die Pferde, und dieſe Wetten werden im voraus während dem ganze Jahre, welches zwiſchen den Rennen verfließt, gemacht. Es fallen übrigens dabei zuweilen ſonderbare Manipulationen vor und hängt gar viel von dem Charakter des Jockey's ab, in ſeiner Gewalt das Pferd zurückzuhalten, wodurch er vielleicht mehr verdient, als wenn er der Erſte wäre, wenn nämlich große Summen gegen das Pferd

Digitized by Google

gewettet ſind. Nur das Auge des Eingeweihten kann dieſe Sachen durchſchauen. Außerdem aber wettet Jedermann, der gegenwärtig iſt und noch ein paar Pfennige erübrigen kann. Ich ſah neben mir Herren, die das Anſehen ſchlichter Bürgersleute hatten, nach jedem Rennen, deren vier an einem Morgen waren, 5 à 10 Goldſtücke zahlen und einnehmen, als wenn es Spielerei wäre. Da das Geld jedoch immer von einer Taſche in die andere geht, ſo kann kein großer Verluſt für den Einzeln entſtehen, der nicht beſtändig vom Unglück verfolgt wird. Es iſt nicht wie Roullet, wobei die Unternehmer gewinnen müſſen, und das gutmüthige Publikum weiß, daß es nur verlieren kann! Welche Spannung und welches Intereſſe dieſe Wetten erregen, davon kann ſich Niemand eine Idee bilden, der es nicht mit angeſehen hat. Angenommen, es laufen zwei berühmte „Winner“ (Gewinner), Philipp und Rubens, welche die Bahn einmal zu durchlaufen haben, was das Werk weniger Minuten iſt. Sie ſetzen ſich in Bewegung, fliegen mit Windeseile durch die Bahn und einer iſt ſtets dicht neben dem andern. Die Aufregung erreicht den höchſten Grad, je näher die Renner dem Ziele kommen, jedes Auge folgt mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit; die Jockey's machen die größten Anſtrengungen. Die Pferde ſind 10 Yards von dem Ziele entfernt, und es gelingt Philipp, einen Vorſprung von einer halben Pferdelänge, oft nur von einem Kopfe, zu erlangen. Sein Namen ertönt unter Hurrah aus tauſend Kehlen, überall hört man Geld klappern, das aus der Hand des getäuſchten Verlierers in diejenige des erfreuten Gewinners wandert. — Das Pferd kommt zurück, wird von Allen bewundert, mit Wein abgerieben, mit wollenen Tüchern bedeckt, und nach einigen Tagen ſieht man ſein Bildniß bei jedem Kunſthändler, d. h. wenn es bei verſchiedenen Gelegenheiten gewonnen hat.

Ein ſehr ſchönes Schauſpiel iſt es, wenn 20 — 30 Pferde auf ein Mal laufen, und auch ſolche Rennen, wobei die Pferde über Hecken und Gräben ſetzen müſſen.

So ſehr man auch ſagte, daß Thierquälerei bei dieſen Volksbeluſtigungen mit im Spiele ſey, ſo dünkt mir doch, daß ein ſolches Rennpferd, das immer ein behagliches Leben führt und nur bei einzelnen Gelegenheiten ſich anſtrengen muß, ein weit beſſeres Loos hat, als das Pferd, welches Tag für Tag in das Joch vor den ſchwer mit Steinen beladenen Karren geſpannt wird. Martin.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 2. Auguſt.) M. G. Saphir iſt geſtern hier angekommen und wird nächſten Freitag im Theater eine humoriſtiſche Soirée geben. Auch in unſerer Handelsſtadt iſt die literariſche Firma des Wiener Humoriſten bekannt und mit den Gebildeten und Freunden des Scherzes und der heiteren Laune aus allen Ständen hat er auch bei uns ſchon oft und meiſt zu beiderſeitiger Zufriedenheit Geſchäfte gemacht. M. G. Saphir iſt ein Engroshändler des Witzes und Humors, beſonders jener Branche derſelben, die liebenswürdige Gentileſſen und Bonmots, Humoresken und Chargen, Wort- und Gedankenſpiele bietet. Sein erheiternder Scherz iſt beſſer als der trockene Ernſt mancher ſeiner Antagoniſten. Doch wir wollen unſere kritiſche Weisheit nicht vor der Zeit auskramen, ſondern nur durch dieſe Zeilen einen literariſchen Handelsmann begrüßen, deſſen Namen auf hieſiger Börſe wohl accreditirt iſt.

Man lieſ't in der Allgem. Wiener Th. Ztg.: „Am 20. Juli traten die beiden Matadore der Komik, die Herren Neſtroy und Scholz, in der „klaſſiſchen“ Poſſe des Erſteren: „Einen Jux will er ſich machen“, zum erſten Mal nach ihrer Kunſtreiſe wieder bei'm Theater an der Wien auf. Das zahlreich verſammelte Publikum empfing die beiden Lieblinge mit anhaltendem ſtürmiſchem Applaus, der auch durch die ganze Vorſtellung währte, und nur von Minute zu Minute von einem homeriſchen Gelächter unterbrochen wurde. Die bekannten Drollerien wurden mit einem Jubel aufgenommen, als hätte man ſie zum erſten Mal gehört. Das oft geſehene Stück bewährte ſeine unverwüſtliche Anziehungskraft auch heute.“ Für Wien mag dieſer Jux ein klaſſiſcher ſeyn, auf andern Bühnen iſt er es nicht. — Die Schweſtern Milanollo haben Oeſterreichs Kaiſerſtadt dieſer Tage verlaſſen, nachdem ſie dort 25 Konzerte gegeben und, wie man behauptet, gegen 30,000 fl. erworben haben; das iſt der Mühe werth, und ſollten nun auch die genialen Schweſtern vor der Zeit alt werden, wie Viele befürchten wollen, ſo wäre wenigſtens für ihr Alter geſorgt, und ſie können der Zukunft ruhig entgegen ſehen.

(Eine Ueberraſchung.) Bei einer Dampfwagenfahrt von Dresden nach Leipzig kam ein alter Jude mit einer bildſchönen Tochter neben mehrere junge Leute zu ſitzen. Der junge Mann, der dem ſchönen Kinde gegenüber ſaß, wollte gern mit ihr liebäugeln; ſobald er jedoch ſein Auge erhob, begegnete er ſtets den wachſamen, lauernden Blicken des Vaters. Er baute daher ſeine letzte Hoffnung auf die Dunkelheit im Tunnel, und kaum fuhr der Zug in denſelben ein, ſo bog er ſich vor, ergriff mit beiden Händen den Kopf des jungen Mädchens, und küßte ihn tüchtig ab. — Den Kopf des jungen Mädchens? — Nein, der alte Jude, die Abſicht des jungen Mannes errathend, hatte den ſeinigen vorgeſtreckt, und da er wiederum den jungen Mann umſchlungen hielt, ſo wurden die Paſſagiere, als der Zug wieder an's Licht kam, noch Zeugen dieſer zärtlichen Umarmung.

(Chineſiſcher Brief.) Das mechaniſche Inſtitut von Mansfield erhielt kürzlich einen chineſiſchen Originalbrief zum Geſchenke, der nun unter ſeinen übrigen Curioſitäten aufbewahrt wird. Dem in Europa üblichen Gebrauche entgegen, iſt das Papier von ſchwarzer Farbe mit dunklen Rändern, die Tinte, womit die Schriftzeichen darauf aufgezeichnet ſind, dagegen weiß.

Korreſpondenz.

Aus dem Odenwald, im Juli.

Es gibt Wohlthaten, die zu großartig und nachahmungswürdig ſind, als daß ſie ſich verſchweigen laſſen; ſelbſt auf die Gefahr hin, der Beſcheidenheit der großmüthigen Spender zu nahe zu treten, kommen ſie zur Oeffentlichkeit. So wurden in Nro. 188 und 192 der großh. heſſ. Zeitung die außerordentlichen Unterſtützungen dankbar erwähnt, womit Se. Erl. der Hr. Graf Ludewig von Erbach-Schönberg in der Grafſchaft Schönberg und Gemeinherrſchaft Breuberg, wo die Brodpreiſe eine exorbitante Höhe erreicht hatten (der 6pfündige Laib koſtete 36 kr.), den Armen zu Hülfe eilte und dem Brod-

Digitized by Google

mangel abzuhelfen ſuchte. Die auf den herrſchaftlichen Speichern noch zu allem Glück vorräthigen Brodfrüchte wurden um einen ſehr herabgeſetzten Preis in kleinen Quantitäten und erwünſchten Zahlungsterminen an die einſchläglichen Armen abgegeben, wobei außerdem noch beträchtliche Baarſummen zur Milderung der Noth verwilligt wurden. Was jedoch dieſen Wohlthaten in der bedrängnißvollen Zeit, die, Gottlob, bei uns mit dem erſten ſonnenreichen Tag zu weichen begann, einen noch erhöheten Werth verleihen muß, das ſind die namhaften Summen, welche der erlauchte Wohlthäter in den Pfarreien durch die betreffenden Geiſtlichen alljährlich ſtändig für die würdigen und verſchämten Ortsarmen zweckmäßig verwenden läßt; jedoch nicht damit zufrieden, hat ſich der hochherzige Geber noch vorbehalten, bei ungewöhnlichen Bedrängniſſen, Unglücksfällen u. dgl. auf Nachſuchen beſondere Unterſtützungen zu gewähren, die ſich Jahr ein Jahr aus zu einem hohen Betrag ſteigern. Der bedrängte Familienvater, der bedürftige Schullehrer, der hülfloſe Lehrling, die verlaſſene Waiſe, die unglückliche Wittwe, der darbende Greis, der mittelloſe Kranke und Elende, der arbeitsunfähige Invalide, der in ſeinem Standesherrn den ehemaligen freundlichen Hauptmann, der mit ihm auf Rußlands Eisfeldern die blutigen Gefahren des Kriegs und die noch viel ſchrecklichern des Elements theilte, noch in dankbarem Herzen trägt, — er ſchlägt den Weg perſönlich oder ſchriftlich zu dem geliebten Grafen ein und findet willkommene Aufnahme und angemeſſene Unterſtützung. Kein Wunder, daß in der ganzen Grafſchaft der Name des Edlen mit dankbarer Rührung genannt wird, die bei jeder Veranlaſſung ſich auf eine ungekünſtelte Weiſe zu erkennen gibt. Gewiß in einer Zeit, wo der Arme den Geldhunger der Wucherer und Geizhälſe ſo ſchwer zu büßen hatte, iſt der Anblick ſolcher Wohlthäter wahrhaft erhebend und wohlthuend — ein leuchtender Punkt, bei dem das Auge nah und fern gerne verweilt.

Vom Taunus, im Juli.

Es iſt gewiß ein lobenswerthes Bemühen, die Quellen der heimathlichen Geſchichte zu erforſchen und die Ergebniſſe dieſer Forſchungen entweder in ſelbſtſtändigen Schriften oder durch die Zeitungen der Maſſe des Volkes mitzutheilen. Eine demnach den Bewohnern hieſiger Gegend gewiß willkommene Schrift iſt die des Hrn. Hennes zu Köln über die Grafen von Naſſau, welche ſich durch eine ſehr einfach ſchöne Sprache auszeichnet und welche den Leſer nicht wie ſo viele Specialgeſchichten durch trockene Zahlen und Nomenclaturen langweilt. Jeder Gebildete wird dieſes Büchlein mit Vergnügen zu Ende leſen und als Probe will ich die Geſchichte des Urſprungs des berühmten Altenburger Marktes mittheilen, der jährlich dreimal abgehalten wird und auf dem ſich viele Tauſende Viehzüchter und Viehhändler aus dem Norden und Süden des Gebirges zuſammen finden. Dieſer Markt iſt ganz in's Leben des Volkes gewachſen und deshalb dürfte Manchem die Art ſeines Entſtehens und ſein hohes Alter intereſſant ſeyn: Im Jahr 1178 dotirten die Grafen Robert und Walram von Naſſau die Kirche zu Altenburg. Dort, wo jetzt die Aemter Königſtein und Idſtein aneinander gränzen, in der Gemarkung von Heftrich, hatten ſich, aus ſo alten Zeiten, noch Reſte eines jener Kaſtelle erhalten, die die Römer auf der unter dem Namen Pfahlgraben ſo berühmt gewordenen Vertheidigungslinie errichtet hatten. Hier bei der alten Burg, in ſtiller Waldeinſamkeit, hatte Walter, ein armer, aber frommer Ritter, angefangen, eine Kirche zu bauen; er ſelbſt hatte ſich von der Welt zurückgezogen und lebte bei dem Römerkaſtell als Einſiedler; mit ſeiner Hand hatte er den Bau des Kirchleins angefangen; das Material, das er ſelbſt nicht kaufen konnte, ward ihm reichlich durch Andere herbeigeſchafft. Als ſeine Kirche bald fertig war, machte er ſich auf und ging nach Mainz, um den Biſchof Siegfried von Brandenburg, der in Abweſenheit Erzbiſchof Chriſtians, Statthalters in Italien, deſſen Stelle vertrat, zu bitten, die Kirche einzuweihen. Dieſes konnte aber nicht eher geſchehen, als bis erſtens der Pfarrer von Schloßborn, in deſſen Sprengel die Kirche lag, ſeine Einwilligung gegeben und zweitens für die Unterhaltung der Kirche und des dabei fungirenden Geiſtlichen geſorgt worden. Die Grafen Robert und Walram von Naſſau weiſen nun der neuen Kirche eine Dotation von mehr als hundert Morgen Landes an, das zum Theil ſchon bebaut war, zum Theil erſt urbar gemacht werden mußte, der Pfarrer gibt ſeine Einwilligung, läßt ſich jedoch darüber Urkunde ausſtellen, daß die Geiſtlichen dieſer Kirche nicht taufen und begraben dürfen und daß die, welche ſich jetzt oder in Zukunft da anſiedeln, von Allem, was ſie auf ihren Aeckern und Wieſen, in ihren Gärten und Weinbergen ziehen, von ihrem Geflügel, ihren Heerden und Bienenſchwärmen ihm und ſeinen Nachfolgern den Zehnten geben müſſen. Am 5. Juni 1178 ward die Kirche durch Biſchof Siegfried feierlich eingeweiht, wobei, wie es ſcheint, die beiden Grafen anweſend waren. Biſchof Siegfried ſtellte ſpäter über die Einweihung eine Urkunde aus, wobei Graf Robert zugegen war und unter den Zeugen angeführt wird. Walter's Kirche muß in großen Ruf gekommen und ſehr viel beſucht worden ſeyn. Es entſtanden hier drei Jahrmärkte, von denen einer (im Sommer um Jacobi) noch jetzt ſehr berühmt und ein Feſt für die ganze Umgegend iſt; die ſonſt ſo einſame Stelle iſt plötzlich mit einer Reihe von Buden bedeckt; die Schirmdächer der Bäume ſind die Zelte, unter denen geſpeiſ't wird; der Einnehmer der Marktgebühren in ſeiner großen Bude macht vortreffliche Geſchäfte; die Viehhändler finden ſich zahlreich ein. Aber nicht blos zum Handel ſtrömt man dahin; von Idſtein, von Königſtein, ſelbſt von Uſingen kommt man, dem luſtigen Getümmel zuzuſchauen. Dieſe Jahrmärkte, die die Kirche überlebt haben, erhalten das Andenken an die Stelle, wo ſie geſtanden. Jetzt iſt an der alten Burg nur eine öde Stätte. Kirche und Kaſtell ſind auf die letzte Spur verſchwunden.

Sylbenräthſel.

Die beiden Erſten.

Wenn des Sonnengottes Feuerwagen
Früh am Horizont ſich zeigt,
Wenn vergoldet Bergesgipfel ragen
Und des Mondes Licht erbleicht,
Wenn die Himmelskön'gin Sonne
Aus der Grabesnacht entſteigt,
Meine Erſten dann mit Wonne,
Wand'rer, deinem Blick ſich zeigt!

Die beiden Letzten.

Bei dem frohen, heitern Siegesmahle,
Bei der finſter-ſchauerlichen Schlacht,
Bei dem Klang der Becher in dem Saale
Galt der beiden letzten Sylben Zaubermacht;
Unſ're Väter in den deutſchen Gauen
Liebten Saitenſpiel und holden Klang,
Selbſt im Kampfe mußten ſie die ſchauen,
Die das Herz beleben durch Geſang.

Das Ganze.

Nur geſchaffen, zu verwunden,
Ziert mein Ganzes Kriegershand,
Holz und Eiſen engverbunden,
Mit dem Speere nah' verwandt.
Doch in unſern ſtillen Tagen
Wird es heute gern entbehrt;
Selten wird es da getragen,
Wo man holden Frieden ehrt!

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 3. Auguſt. Das Irrenhaus zu Dijon, Schauſpiel in 3 Abth., nach dem Franzöſiſchen von M. Carl. (Gaſtrolle) Eberhard: Hr. Pohlé, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 213. Freitag, den 4. Auguſt 1843.

Der Hut des Kaiſers Franz.

Nach einer Mittheilung des B. von C., von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

IV.

Spieldorf ſaß mit übereinandergeſchlagenen Beinen in einem ledernen Großvaterſtuhl, hatte den Kopf in die Hände, die Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, als ein ungeſtümes Klopfen an ſeiner Thüre ihn plötzlich in ſeinen Liebesgedanken unterbrach. Ein zweites, noch heftigeres Klopfen folgte alſobald dem erſten.

„Wer unterſteht ſich, ſo zu lärmen?“ rief Leopold, indem er aufſchloß. Aber die Thüre hatte ſich kaum aus ihren Angeln gedreht, als der Oberarzt die Augen weit aufriß, eine Bewegung des Erſtaunens machte, und einen Ausruf ausſtieß, der jedoch nichts Drohendes enthielt. Er hatte Luiſens Vater erkannt.

„Herr Oberarzt,“ ſagte der Baumeiſter, ſobald er in dem Zimmer war, „ich bitte gar ſchön, vergeſſen Sie meine abſchlägige Antwort von heute Morgen; Sie können mir das Leben retten, wollen Sie?“

In der höchſten Freude ergriff Spieldorf die dargebotene Hand des Baumeiſters und ſchüttelte ſie mit Herzlichkeit. Er glaubte, es ſey Luiſen gelungen, ihren Vater zu erweichen; Weißenberg, von den Thränen ſeiner Tochter gerührt, ſey von ihr geſchickt worden, um die grauſamen Worte zu widerrufen, womit er am Morgen ſein Heirathsgeſuch abgewieſen hatte.

„Ihre abſchlägige Antwort vergeſſen!“ rief der verliebte Doktor; „das iſt bereits geſchehen, mein verehrter Herr Baumeiſter; glauben Sie mir nur auf mein Wort, ich denke ſchon nicht mehr daran. Der Schritt, den Sie thun, macht mich zum glücklichſten Menſchen. Aber wenn ich recht gehört habe, ſo haben Sie geſagt, ich könnte Ihnen das Leben retten; reden Sie; meine Zeit, mein Arm und mein Blut ſtehen Ihnen zu Dienſten. Hochgeſchätzter Herr von Weißenberg, was ſoll ich thun?“

„Sie müſſen mir den Hut, der dort auf dem Stuhl liegt, zurückgeben, oder verkaufen,“ antwortete der Baumeiſter, indem er auf den kaiſerlichen Filz zuſtürzte.

„Wollen Sie mich beleidigen, daß Sie ſagen, ich ſolle Ihnen den Hut verkaufen? Nehmen Sie ihn, ich gebe ihn Ihnen von ganzem Herzen, um ſo mehr, da er Ihnen zugehört, wenn man mich nicht falſch berichtet hat, und Sie ihn aus den eigenen Händen des Kaiſers erhalten haben.“

„Guter, wackerer Mann! Sie halten mich vom Rand des Grabes zurück! Sie verhindern mich, aus Scham und Schmerz zu ſterben.“

„Aber die Freude verwirrt Sie; kommen Sie nur zu ſich, verehrter Herr von Weißenberg! Darf ich Ihnen vielleicht ein Gläschen Kirſchenwaſſer anbieten?“

„Ich danke gar ſchön,“ erwiederte der Baumeiſter.

„Was iſt denn geſchehen, daß ich Sie verhindere, aus Scham und Schmerz zu ſterben, indem ich Ihnen dieſen Hut wiedergebe . . . der doch nichts weniger als neu iſt,“ fügte der Arzt lächelnd hinzu.

„Stellen Sie ſich vor, Herr von Spieldorf, daß mir Seine Majeſtät den Hut geſchenkt hat heute Morgen, bevor er die Badeanſtalten im Augarten beſuchte. Dieſe hohe Gunſt ſchien mir bitterer Spott zu ſeyn, und als ich die Burg verließ, gab ich dem erſten mir begegnenden Bedienten den Hut. Das war ein beklagenswerther Fehler, der für mich zur Urſache des größten Unglücks werden konnte. Als wir von der Beſichtigung zurück kamen, hatte der neue Hut, der die Geſtalt des kaiſerlichen Kopfs noch nicht angenommen hatte, den Kaiſer wund gedrückt; er verlangte alſo den alten Hut von mir zurück, und gab mir zur Entſchädigung dieſen Ring, den er mich anzunehmen zwang. Begreifen Sie jetzt meine Verzweiflung? Ich konnte ihm unmöglich geſtehen, welch geringen Werth ich auf ſeinen erhabenen Filz gelegt hatte; ich ſtammelte unverſtändliche Phraſen, warf in meiner Verwirrung ein koſtbares Service aus der kaiſerlichen Porzellanfabrik um, und ſuchte eiligſt den Bedienten auf, um ihn zu fragen, was aus dem Hute Seiner Majeſtät geworden wäre. Ich vernahm, daß er in den Händen zweier Dragoner wäre, die ſich in ein Bierhaus der Jägerzeilvorſtadt begeben hätten. Ich eile in die Vorſtadt, ſtoße glücklicherweiſe auf die beiden Männer, frage ſie aus, erfahre von ihnen, daß Sie den Hut gekauft hätten, und da bin ich nun. Sie ſehen wohl, daß Sie mir das Leben retten, wenn Sie mir ihn wiedergeben; dann kann ich doch wieder vor unſern vortrefflichen Kaiſer hintreten, da ich ihm ſeine koſtbare Hauptbedeckung wiederbringe.“

„Ja, koſtbare Hauptbedeckung!“ wiederholte er, indem er den Hut Franz II. an ſein Herz drückte, in deſſen Innern allerlei weiße Arabesken den häufigen Gebrauch bezeigten, der von ihm gemacht worden war.

Digitized by Google

„Ich verlaſſe Sie jetzt,“ hob der Baumeiſter wieder an; „Seine Majeſtät erwartet meine Rückkehr mit Ungeduld; ich darf ſeine Beſorgniß nicht verlängern. Glücklicherweiſe iſt die Burg nicht weit von hier.“

„Warten Sie noch einen Augenblick,“ rief der Oberarzt, indem er ihm den Ausgang vertrat: „alſo nicht Luiſe hat Sie zu mir geſchickt? Sie ſind nicht gekommen, um mir Hoffnung zu bringen? um Ihre Abweiſung zurück zu nehmen, und mir die Hand meiner Geliebten zuzuſagen?“

„Ei, keineswegs; ſo was iſt mir gar nicht eingefallen . . . ich habe nichts dergleichen geſagt . . . .“

„Nein,“ unterbrach ihn Spieldorf . . . . „aber ich habe es geglaubt. Her mit dem Hute, Herr von Weißenberg; Sie haben von den Leuten gehört, daß ich ihn gekauft habe — alſo gehört er mir, und Sie dürfen ihn nur dann mitnehmen, wenn Sie mich zum Schwiegerſohn annehmen.“

„Bedenken Sie doch nur, Herr Oberarzt!“ erwiederte der Baumeiſter mit flehender Stimme, „wie kann ich denn meine Tochter gegen einen Hut austauſchen? Denn,“ fuhr er fort, indem er dem Doktor näher trat und ihn zu erweichen ſuchte, „dieſer Hut wäre ja Alles, was Sie mit in die Ehe brächten.“

„Bekomme ich das Mädchen nicht, ſo behalte ich den Hut,“ ſagte Spieldorf, indem er den Filz den Händen des Baumeiſters gewaltſam entriß. „Jetzt wählen Sie!“

„O! Gott! Gott! So wollen Sie denn meinen Tod?“

„Nein, ich ziehe die Hand Ihrer Tochter vor.“

„Das iſt durchaus unmöglich, bedenken Sie doch nur. Sie ſind ein Ehrenmann, ein braver Soldat, ein gelehrter Doktor, das weiß ich Alles . . . . aber Sie haben Nichts, gar Nichts, und mein Mädel bekommt hunderttauſend wohlgezählte Gulden zur Mitgift. Sie ſehen alſo, daß Ihr Verlangen unmöglich iſt, daß Sie nicht ihr Mann werden können.“

„Na, wenn Sie halsſtörrig ſind, ſo bin ich's auch; ich gebe dieſen Hut nur meinem Schwiegervater. Jetzt gehen Sie meinetwegen in die Burg zurück, und überbringen Sie Seiner Majeſtät, was ich Ihnen geſagt habe. Ich gebe Ihnen keine weitere Antwort.“

Nachdem er vergebens Bitten und Verſprechungen angewendet hatte, ohne daß es ihm gelungen wäre, Spieldorfs Entſchluß zu erſchüttern, entfernte ſich der troſtloſe Baumeiſter, indem er den Oberarzt mit dem Zorn des Kaiſers bedrohte.

(Fortſetzung folgt.)

Quodlibet für Scherz und Ernſt.

(Richelieu und Ludwig XIII. auf dem Sterbebette.) Als der große Miniſter am 4. Dez. 1642 ſein Ende herannahen fühlte, ließ er den König zu ſich rufen und ſich von demſelben das feierliche Verſprechen geben, daß ſeine (des Kardinals) letzten Beſtimmungen hinſichtlich der Beſetzung der erſten Stellen Frankreichs pünktlich befolgt werden ſollten. Er hatte unter andern ſeinen Sekretär Mazarin (urſprünglich einen Bedienten) zu ſeinem Nachfolger im Miniſterium ernannt. Nachdem er den König hierauf entlaſſen, der ſich faſt ſo tödtlich krank fühlte, als Richelieu, ſo ließ dieſer ſeinen Beichtvater zu ſich rufen; es verſammelte ſich zugleich eine große Anzahl Biſchöfe und Aebte um ihn, um ſich an der Ruhe und ſcheinbaren Frömmigkeit, womit er die Sterbſakramente empfing, zu erbauen. Er ſtarb in ihrer Gegenwart, ohne auch nur einen Seufzer auszuſtoßen. Auf den Geſichtern aller anweſenden Prälaten war der Ausdruck andächtiger Verwunderung zu leſen. Allein der Biſchof von Nantes, der ſchlauer, aufrichtiger oder vielleicht auch nur boshafter war, als die übrigen, wagte leiſe zu flüſtern: „Profecto nimium magna illa tranquillitas me terrebat.“ (Wahrlich, dieſe außerordentliche Ruhe erſchreckte mich). So war das Ende dieſes ſtolzen, blutgierigen Prieſters. — Der ſchwache König, welcher ihn lebend und im Sterben, ja ſelbſt noch nach dem Tode zu fürchten ſchien, ſollte ſeinen Miniſterkönig nicht lange überleben; er vermochte aber nicht jene Ruhe zu erheucheln, welche den Biſchof Corpeau ſo ſehr erſchreckt hatte. Als ſein ſchwerer Todeskampf geendigt zu ſeyn ſchien, ließ ſich ein lebhaftes Flüſtern unter den Höflingen vernehmen, die am Fuße des königlichen Bettes ſtanden. Der kleine Dauphin, damals ſieben Jahre alt, verſtand die Bedeutung des Geflüſters und rief mit kindiſcher Freude aus: „Ich bin Ludwig der XIV.“ Ludwig XIII. raffte ſeine letzte Kraft zuſammen und rief: „Noch nicht!“ (Pas encore.) Mit dieſem: „Noch nicht“ verſchied der mißtrauiſche, heuchleriſche Despot am 14. Mai 1643.

— Der durch ſeine lebhafte Theilnahme an den Kämpfen der Fronde in Frankreich ausgezeichnete Erzbiſchof du Retz war im J. 1613 geboren, als der jüngſte Sproſſe einer alten, aus Italien ſtammenden, in Frankreich berühmten Familie. Da er wider ſeinen Willen den Soldatenſtand mit dem eines Geiſtlichen vertauſchen mußte, ſo brachte er in denſelben auch alle Tugenden und Fehler eines früheren Standes: Ungebundenheit der Sitten, Hang zur Ausſchweifung, unerſchütterlichen Muth und einen verzehrenden Durſt nach Fehden, Meutereien und Empörung. Da während der Kämpfe der Fronde einſt das Volk bemerkte, wie er einen Dolch unter ſeinem geiſtlichen Kleide verborgen trug, rief es ſpöttiſch: „Seht da das Brevier unſeres Erzbiſchofs!“ Hr. du Retz glich in der That mehr einem Raufbolde, als einem Soldaten, vielweniger einem Geiſtlichen. Was ſoll man von einem Prieſter ſagen, der es ſich nicht verzeihen konnte, daß er den Plan hinterliſtiger Ermordung Richelieus, den er gefaßt, nicht zur Ausführung brachte? Wie läßt ſich dieſe Verdorbenheit des Herzens mit dem Feuer des Genies und jener wunderbaren Macht der Beredſamkeit vereinen, die er in ſeinem ganzen Leben zeigte und die man noch jetzt in ſeinen „Memoires“ bewundert, einem Werke, deſſen ſchöner, kräftiger Styl oft an die Alten erinnert, mit deren Geiſte du Retz genährt war. Als der Genannte die Unruhen der Fronde vorausſah und hoffte, in denſelben die erſte Rolle zu ſpielen, ſo vernachläſſigte er Nichts, um ſich die Gunſt des Volks zu erwerben. Er heuchelte hohe Frömmigkeit und feſſelte alle Andächtigen an ſich. Er vertheilte ungeheure Summen unter die Armen. Die vielen Damen, mit denen er im Verkehre ſtand, dienten ihm als politiſche Unterhändlerinnen. Eine alte andächtige Tante ſpielte, ohne es zu ahnen, dieſelbe Rolle; ſie ging von einem Stadtviertel zum andern, Almoſen unter das gemeine Volk austheilend, und die gute Dame ermangelte nie, hinzuzufügen: „Bittet Gott für meinen Neffen; Gott wollte ſich ſeiner zu dieſem guten Werke bedienen.“

— Als der Pabſt Julius II. den venetianiſchen Geſandten Jerome Donat ſpottend fragte, wo denn das Dokument zu finden, welches das ausſchließliche Recht der Venetianer auf

Digitized by Google

das adriatiſche Meer bewieſe, ſo erwiederte der Geſandte lachend: „Wenn es Seiner Heiligkeit gefällt, die Schenkungsacte zu zeigen, durch welche Konſtantin dem Papſte Sylveſter den Kirchenſtaat überlaſſen, ſo werden Sie ſicher auf der Rückſeite die Urkunde über Abtretung des adriatiſchen Meeres an die Venetianer finden."

— Der Herr Abbé de la Victoire ſagte von Einem, der nie zu Hauſe aß und über Jedermann ſchimpfte, „daß er nie den Mund öffne, außer auf Koſten ſeines Nächſten."

— Fulko von Neuilly ſagte einſt in prophetiſchem Tone zu Richard, König von England, daß er ſeine drei Töchter ſo bald wie möglich verheirathen ſolle, ſonſt werde ihn Gott ſicherlich ſtrenge beſtrafen. „Ich habe keine Töchter", entgegnete ihm der König. — „Um Vergebung, Sire", verſetzte der Prieſter, „Sie haben deren drei: den Ehrgeiz, die Habſucht und die Ueppigkeit; ſchaffen ſie dieſelben ſo ſchnell als möglich fort, ſonſt könnten Sie durch ſolche noch ins tiefſte Elend gerathen." — „Nun denn", ſagte der König ſcherzhaft, „ſo will ich meinen Ehrgeiz an die Tempelherren, die Habſucht an die Mönche und die Ueppigkeit an hohe Prälaten verheirathen." L.

Mannichfaltigkeiten.

(Schweinfurt, 30. Juli.) Unſere Stadt hat ein feſtliches, fröhliches Anſehen, und in Menge wogen unſere Sängergäſte durch die Straßen. Es ſind 33 Vereine mit faſt 800 Sängern hier angekommen. Geſtern Abend war große Verſammlung in der wahrhaft impoſanten Feſthalle. Die Würzburger Liedertafel kam geſtern Abend 7 Uhr in Oberndorf an. Hier wurde ſie von einer ſehr zahlreichen Deputation glänzend empfangen. Begleitet von vielen Wagen und Adjutanten zu Pferd zog ſie dann, die Muſik voran, zu Fuße in die Stadt ein; an der Spitze des Zuges die flatternde Fahne. Unter dem Zudrange der ganzen Bevölkerung Schweinfurts und der andern bereits angekommenen Geſangsfreunde bewegte ſich der Zug auf den Marktplatz, wo der Verein vor dem Rathhauſe abermals von einer Deputation gegrüßt wurde und ſeine Fahne ablegte. — (Vom 31. Juli.) Die große Produktion, an welcher heute alle Vereine Theil nahmen, war wahrhaft impoſant. Die herrliche Feſthalle bot für die 1700 — 2000 Anweſenden hinlänglichen Raum. Nach der zweiſtündigen Produktion ſetzte man ſich zur Tafel, die ſehr ſchön arrangirt, reich beſetzt war und 700 Gedecke zählte. Se. Durchl. der Erbprinz v. Löwenſtein brachte einen Toaſt auf Se. Maj. den König aus, der den lauteſten Anklang fand. Ihm folgten Trinkſprüche auf Trinkſprüche und unter dem Klange der vortrefflichen Würzburger Militärmuſik genoß man die Freuden der Tafel. Des andern Morgens um 6 Uhr zogen die Sänger im fröhlichen Vereine ſingend zum Wehrwäldchen, und in dem zweiten Haine führten ſie eine größere muſikaliſche Produktion aus. Später wurden ſie von dem gaſtfreien Fabrikanten Sattler in ſeinen Garten eingeladen und brachten demſelben ein Ständchen. Nachmittags ſchieden bereits viele Sängerfreunde; doch auch Abends noch verſammelten ſich viele zu dem Feſtballe.

Die „Münchener polit. Zeitung" enthält heute „Neues von der Sonne. Am 23. Juli kam eine behofte Oeffnung am öſtlichen Sonnenrande hervor, die auf der Kehrſeite der Sonne die vorhergegangenen Tage große Veränderungen erfahren haben mag, denn ſie führte mehrere Fackeln bei ſich. Da aber um dieſe Zeit bei uns großer Mangel an Flecken war, ſo mag die kalte Witterung hievon und die regneriſche unruhige Zeit von jenem Sonnenflecken-Prozeß hergerührt haben, der aber jetzt abgelaufen zu ſeyn ſcheint; weßhalb wir ruhigere Tage erwarten dürfen, wenn der alte Mangel an Sonnenflecken wiederkehren wird. München, 29. Juli 1843. Profeſſor Gruithuiſen."

(Stuttgart, 24. Juli.) Geſtern ſtarb hier nach kurzem Krankenlager, 58 Jahre alt, Friedrich Seybold, zuletzt Redakteur des hieſigen Oppoſitionsblattes: Der Beobachter. Sein Vater, früher Profeſſor in Jena und Speyer, war bei dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution Lehrer der alten Sprachen an dem Gymnaſium zu Buchsweiler im Elſaß und entfloh während der Schreckenszeit, die ihn ſelbſt in das Gefängniß geführt hatte, in ſeine Heimath Würtemberg, wo er im Jahr 1804 als Profeſſor der alten Literatur in Tübingen ſtarb. Der Sohn ſchilderte die ihm gebliebenen Eindrücke von der Flucht aus Frankreich vor einiger Zeit im Morgenblatte. Friedrich Seybold trat in Militärdienſte und machte den franzöſiſchen Feldzug mit, in welchem er, der franzöſiſchen Sprache kundig, meiſtens im Hauptquartier verwendet wurde. Als Hauptmann verließ er den Militärdienſt und trat in die publiciſtiſche Laufbahn als Redakteur der Neckarzeitung, welche durch Seybolds ſcharfen Humor bald große Verbreitung erlangte. Im Jahr 1819 war er Mitglied des conſtituirenden Landtags, deſſen Ergebniſſe aber ſeiner weiter gehenden politiſchen Richtung nicht genügten. Unterm 20. Juli 1819 war ihm durch königl. Entſchließung der ihm bei dem Austritt aus dem Militärſtande verliehene Hauptmannscharakter abgenommen worden. Die Neckarzeitung ging nach 1830 in andere Hände über, und die Donau- und Neckarzeitung, an deren Redaktion er ſpäter Theil nahm, wurde durch Bundesbeſchluß verboten. In dieſer Zeit erſchienen neben Skizzen aus der neueſten Zeitgeſchichte auch mehrere hiſtoriſche Novellen von ihm, in welchen er meiſt mit beſonderer Vorliebe die Geißelung des Philiſterthums ſich zur Aufgabe machte. Auch die Geſchichte Kaspar Hauſer's gab ihm Stoff zu einer Novelle. Die „Erinnerungen aus Paris von einem Süddeutſchen" zogen ihm zu Ende des Jahres 1832 ſiebenmonatliche Feſtungsſtrafe zu. In den letzten Jahren redigirte er, in ſtetem Kampfe mit der Cenſur, das hieſige Lokalblatt, „der Beobachter", das einzige deutſche Oppoſitionsblatt von den vielen nach 1830 entſtandenen, welches ſein Daſeyn bis in die neueſte Zeit rettete. Der alte Humor Seybold's beurkundete ſich vornehmlich in kurzen Skizzen aus der Tagsgeſchichte, in welchen ſeine Satyre die Kleinlichkeiten der Zeit beißend durchzog. Seybold gehörte in Religion und Politik der franzöſiſchen Schule, und zwar der Schule der erſten Revolution an. Auch die kirchlichen Kämpfe unſerer Tage beurtheilte er von dieſem Standpunkte aus. In das materielle Treiben unſerer Zeit wußte er ſich nicht mehr zurechtzufinden, weswegen auch der Beobachter als hartnäckiger Kämpe gegen die Eiſenbahnen auftrat.

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Wir haben zwei Novitäten zu beſprechen. Die erſte — Ein Geheimniß — iſt ein dreiactiges Schauſpiel, welches Kettel aus dem Franzöſiſchen übertragen hat. — Die Franzoſen beſitzen das Talent, durch Neuheit der Erfindung zu intereſſiren und die Theilnahme des Beſchauers zu feſſeln und zu ſteigern. Der Reiz ihrer Dramen liegt weniger in den Charakterſchilderungen, die ſelten tief eingreifen, als vielmehr in der geſchickten Anlage und Verflechtung der Begebenheiten, weniger in der Kraft und dem Kern des Gedankes, als vielmehr in der leichtbeweglichen und gefälligen Form des Dialogs. „Das Geheimniß“ gehört zu den anziehenden Piecen der bezeichneten Art und hat auch bei uns eine höchſt freundliche Aufnahme gefunden. Die Aufführung war gut und ſorgfältig und die Darſteller der drei Hauptrollen des Stücks, des Darbert (Hr. Grahn), ſeiner Gattin (Mad. Hoffmann) und des Emanuel (Hr. H. Schneider) zeichneten ſich eben ſo ſehr durch richtige Charakteriſtik, als durch Wahrheit und Wärme der Empfindung aus, wofür ihnen lebhafter Beifall und Hervorrufung gebracht wurden. Auch die kleinern Partieen des Berneuil (Hr. C. Schneider) und ſeiner etwas ſtark koketten Gattin (Dem. Albini) trugen zur Abrundung des Ganzen rühmlich bei. — Die zweite Novität — T. F., oder: der Enthuſiaſt — Originalpoſſe in einem Act von M. L. Erich, iſt eine recht artige Kleinigkeit, die man bei guter Aufführung mit Vergnügen einmal ſehen kann. Ein Enthuſiaſt, welcher einer Tänzerin nachreiſ't, hat das Mißgeſchick, mit einem entſprungenen Galeerenſträflinge verwechſelt und dadurch in allerlei Fatalitäten verwickelt zu werden. Die Rolle des Enthuſiaſten Hyper wurde durch Hrn. Butterweck mit wirklich höchſt ergötzlichem Humor dargeſtellt. Dieſer Komiker, den wir bereits in einer Reihe von ſehr beifällig aufgenommenen Vorſtellungen geſehen haben, beſitzt ein nicht gewöhnliches Talent und weiß die heitere Laune der Beſchauer anzuregen, ohne zu gewaltſamen und outrirten Kunſtgriffen Zuflucht zu nehmen. Auch heute zollte man ihm die ungetheilteſte Anerkennung. Die Piece gefiel und wurde raſch und lebendig geſpielt.

W.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 2 Auguſt.

Heute frühe um halb 6 Uhr wurde die ſterbliche Hülle des am 31. v. M. dahier verſtorbenen großh. Medicinalraths Dr. Huth zu Grabe gebracht. Anſpruchslos und beſcheiden wie ſein Wirken ſollte ſein Leichenbegängniß ſeyn, dies war der Wille des Verblichenen; dennoch war die Menge ſeiner Freunde groß, die ſich um das Grab dieſes Biedermannes drängten. Dieſes war er im wirklichen Sinne des Wortes und iſt ſein Hinſcheiden ein Ereigniß für die Stadt, ſo iſt ſein Verluſt unerſetzlich für ſeine Freunde und für die, denen er Troſt und Hülfe brachte. Noch den letzten Tag, an dem ſich der Verblichene aufrecht erhalten konnte, ſah Einſender denſelben an der Seite eines weinenden Kindes ſeinem Berufe als Arzt nachgehen; er war gerufen worden zu einer dürftigen Familie und raffte ſich nochmals auf, indem er ſich ungeſcheut der kalten, regneriſchen Luft ausſetzte, um dem Ruf eines Kranken zu folgen. Dieſer Zug von edler Selbſtaufopferung und ſeltener Uneigennützigkeit war der Grundzug des Charakters des Hingeſchiedenen, welcher, erſt 60 Jahre zählend, bei einem robuſten Körper noch lange hätte ſegensreich wirken können, wenn nicht ein zurückgetretener Catarrh eine Zehrung herbei geführt hätte. Friede ſeiner Aſche!

Aus der Rheinpfalz.

Ueber Feld- und Gartenbau-Vereine.

Das allgemeine Intereſſe, welches die Gartencultur in den meiſten Ländern Europa's ſeit vielen Jahren erweckte, hat ſich vorzüglich in der Gründung von Geſellſchaften gezeigt, welche zur theoretiſchen, wie zur praktiſchen Ausbildung der Gartencultur zuſammen traten. Ihr Nutzen iſt unverkennbar und ſie ſind in ihrer vielſeitigen Wirkſamkeit an glücklichen und wichtigen Erfolgen eben ſo reich geweſen, wie die in der neueſten Zeit ſo zahlreich gewordenen Vereine anderer Art und andern Zwecks. England, die Niederlande, Frankreich und Deutſchland haben ſolche Gartenvereine gegründet, deren Wirkſamkeit und fortſchreitende Entwicklung bis jetzt die erfreulichſten Reſultate lieferten. Indem ſie zugleich eine rege, für die Zukunft vielverſprechende Thätigkeit bezeugen, beweiſen ſie auf das bündigſte, daß der Gartenbau, dieſer durch den Nutzen und das Angenehme, was er gewährt, ſo wichtige Zweig der Oeconomie immer mehr ſeiner Vervollkommnung entgegen geht, welche nur durch ein verſtändiges Feſthalten an den aus der ſteten Beobachtung der Natur hervorgegangenen Regeln und durch inniges, doch umſichtiges Verbinden der Theorie mit der Praxis erreicht werden kann. Ueber das Zeitgemäße, den Nutzen, ja die Nothwendigkeit ſolcher Geſellſchaften etwas dringend Empfehlendes zu ſagen, dürfte vollkommen überflüſſig ſeyn: denn unter allen Arten menſchlicher Beſchäftigungen mit der Natur und ihren Erzeugniſſen nimmt der Gartenbau einen hohen Rang ein und es müſſen daher die ſich mit dieſem Zwecke befaſſenden Vereine einer rühmlichen Erwähnung verdienen. In manchen Gegenden und Landſtrichen jedoch, deren Entfernung von dem Centralpunkte einer Gartenbau-Geſellſchaft eine ſchnelle und bequeme Communication den Beitritt und ſomit die Erlangung der damit verknüpften Rechte und Vortheile erſchwerte, blieb das Emporkommen eines ähnlichen Vereins immerhin nur eine wünſchenswerthe, obgleich von faſt allen Seiten erſehnte oder längſt erhoffte Sache und einer ſpätern Generation oder beſſer kommender Zeit anheimgeſtellt. So war es auch in unſerer ſchönen, von der Mutter Natur ſo reichlich ausgeſtatteten, mit dem milden Clima und dem üppigen Erdreiche geſegneten Pfalz längs den Vogeſen bis hinab zum Rheinſtrome. Allein länger ſollte uns das Entſtehen einer ſo außerordentliche Vortheile dem Oeconomen wie Gartenbeſitzer gewährenden Geſellſchaft nicht vorenthalten werden: denn im Verlaufe dieſes Frühjahres trat ein junger, wiſſenſchaftlich gebildeter Kunſt- und Handelsgärtner, F. Jacob Dochnahl zu Neuſtadt an der Haardt, auf und ſtiftete, von verſchiedenen Seiten aufgefordert, „die practiſche Feld- und Gartenbau-Geſellſchaft der baieriſchen Pfalz“, deren ſegensreiche Verbreitung gewiß für die Folge die wichtigſten Früchte tragen wird. Schon bei ihrem Entſtehen hatte ſich dieſelbe einer regen Theilnahme zu erfreuen und es wäre nur zu wünſchen, daß, um den edlen Zweck, den ſich der Stifter und Vorſtand obiger Geſellſchaft geſtellt hat, in allen ſeinen Theilen zu erreichen, dieſe eine weitere Verzweigung des In- und Auslandes zu gewärtigen hätte. Deshalb halten es einige Freunde des Feld- und Gartenbaues für nothwendig, dieſelbe einer ſehr lobenswerthen Erwähnung zu würdigen und vorzüglich ihren Zweck näher zu beleuchten. Der Oeconom, wie der Gartenbeſitzer mußten mit manchen Schwierigkeiten kämpfen, um ihre zum Anpflanzen ihrer Grundſtücke erforderlichen Vegetabilien, namentlich Sämereien und Obſtbäume, zu erhalten und ſie mußten deshalb zu hohen Preiſen jährlich aus dem Auslande bezogen werden, während doch Klima und Erdreich unſerer Pfalz zur Hervorbringung der edelſten Pflanzengattungen ſo günſtig und vortheilhaft zuſammen wirken. Um nun dieſem ſchon ſo lange gefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen und dem allgemeinen Verlangen, jene Vegetabilien zu mäßigern Preiſen ohne Schwierigkeiten und große Transportkoſten beziehen zu können, zu entſprechen, hat ſich der Gründer dieſer allgemeinen Anſtalt den ſchönen Zweck geſtellt, alle Gartenvegetabilien, als: Obſtbäume, Sämereien, Wurzelreben, Zierpflanzen ꝛc. im Großen anzubauen, um den Mitgliedern der Geſellſchaft ihren Bedarf um den halben bisherigen Preis verabreichen zu können.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Freitag, 4. Auguſt. Humoriſtiſche Vorleſungen von Hrn. Saphir. Vorher geht: Das Sonnet, Luſtſpiel in 3 Akten, von Raupach. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller un. Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 214. Samſtag den 5. Auguſt 1843.

Der Hut des Kaiſers Franz.

Nach einer Mittheilung des B. von S., von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung und Schluß.)

V.

Es war in der That nicht weit von der Wohnung des Arztes bis auf den Burgplatz, auf welchem ſich der Pallaſt der öſterreichiſchen Kaiſer befindet. Dennoch bedurfte der unglückliche Baumeiſter mehr als eine halbe Stunde, um den Weg bis dahin zurückzulegen. Er wagte es nicht, unter die Augen des Kaiſers zu treten, dem er die Profanation eingeſtehen mußte, deren Gegenſtand ſein Hut geweſen war. Das Geſchenk eines Monarchen als eine gemeine und völlig werthloſe Sache einem Bedienten hinzuwerfen: das war eher um in die Donau zu laufen, als ein ſolches Geſtändniß abzulegen.

Dieſen Rath flüſterte ihm Satan denn auch ein; aber Weißenberg war ein viel zu guter Katholik, um auf die Stimme des Verſuchers zu hören. Nachdem er lange gezögert hatte, lange um die Burg herumgegangen, die Treppen im Pallaſte hinauf und wieder herunter geſtiegen war, faßte er endlich herzhaft Muth, durchſchritt entſchloſſen die kaiſerlichen Gemächer, und trat in das Kabinet, in welchem ſich der Kaiſer befand.

„Gnade! Gnade!“ rief der Greis mit zitternder Stimme, indem er dem Kaiſer zu Füßen ſank.

„Was iſt geſchehen?“ erwiederte der Kaiſer, ſich über ihn hinbeugend, um ihm behülflich zu ſeyn, wieder aufzuſtehen.

„Nein, nein!“ rief der Baumeiſter, indem er die Hände faltete, „ich bin ein Elender, der die hohe Gunſt nicht verdient, die Sie ihm gewähren. Ich muß auf den Knieen liegen bleiben, bis ich Verzeihung für meinen Fehler erhalten habe.“

„Nun, ich verzeihe Ihnen ja,“ ſagte Franz, der mehr als jemals an eine Gehirnzerrüttung des Baumeiſters glaubte; „aber ſagen Sie mir nur um's Himmelswillen, was Sie denn eigentlich begangen haben, und warum Sie ſich ſo närriſch betragen.“

Durch die wohlwollenden Worte des Monarchen einigermaßen beruhigt, unterrichtete er ihn von dem Gebrauch, den er von dem kaiſerlichen Hute gemacht hatte, von der Ueberlaſſung des Bedienten an zwei Dragoner, wie er darauf in die Hände des Oberarztes gekommen, wie er ihn von dieſem zurück verlangt, und dieſer ſich geweigert habe, ihn herauszugeben.

„So iſt denn endlich das große Geheimniß am Tag!“ rief der Kaiſer lächelnd aus; „Sie haben meinen Hut einem Bedienten geſchenkt; das kann ich freilich nicht loben, denn dieſe Handlung war weder ehrenvoll, noch eines Mannes würdig, dem ich mein Wohlwollen geſchenkt hatte. Aber das war halt doch keine Urſache, um gleich den Kopf zu verlieren und das ſchöne Service umzuwerfen, das mir meine getreuen Unterthanen von Roſſau verehrt haben. Der Oberarzt vom dritten Dragonerregiment hat Ihnen ein ſchönes Beiſpiel von der Ehrfurcht gegeben, die man auch an den geringſten Gegenſtand heften muß. Es iſt das Geſchenk eines Monarchen. — Spieldorf heißt der Mann. Der Name iſt mir nicht unbekannt, es iſt der eines treuen Unterthans, eines Biedermannes, der redlich, kenntnißreich und beſcheiden iſt, drei Eigenſchaften, die man ſelten in demſelben Individuum vereinigt findet. Man ſchicke nach dem Regimentsarzt Spieldorf,“ wandte ſich der Kaiſer an den General Lederer. „Ich will aus ſeinem Munde den Grund hören, der ihn veranlaßt hat, die Forderung des Baumeiſters abzuſchlagen.“

Einige Minuten, nachdem der Befehl des Kaiſers dem dienſtthuenden Adjutanten mitgetheilt worden war, ward Spieldorf vor den Landesherrn gelaſſen.

„Mein lieber Doktor,“ ſagte der Monarch in ſeiner milden Weiſe, „warum haben Sie ſich geweigert, dem Baumeiſter Weißenberg den Hut zurück zu erſtatten, den er von Ihnen verlangte?“

„Ew. Majeſtät,“ ſagte der Arzt, „ich will aufrichtig reden: zwei Gründe haben mich abgehalten, es zu thun; der erſte iſt der Wunſch, einen Gegenſtand zu behalten, der Ew. Majeſtät angehört hat ....“

„Und der zweite?“ fragte Franz II.

„Der zweite,“ entgegnete Spieldorf, „war die Ueberzeugung, daß Herr von Weißenberg in Ungnade fallen würde, ſobald er geſtünde, welchen Gebrauch er von dem Hute Ew. Majeſtät gemacht hat.“

„Dieſer Grund iſt nicht chriſtlich,“ ſagte der Kaiſer in ſtrengem Tone, indem er die Blicke feſt auf den Oberarzt gerichtet hielt: „welch ein Intereſſe hatten Sie denn dabei, daß ich dem Weißenberg mein Wohlwollen entzöge?“

Da erzählte der Oberarzt dem Kaiſer in kurzen Worten die

Geſchichte ſeiner Liebe, ſein Geſuch um die Hand ſeiner Tochter, und die abſchlägige Antwort, die er von ihm erhalten hatte.

„Jetzt verſtehe ich Alles," ſagte der Kaiſer, deſſen Stimme wieder den ihr eigenthümlichen ſanften und wohlwollenden Ton angenommen hatte. „Ich errathe auch, was den Weißenberg veranlaßt hat, Ihr Geſuch abzuweiſen. Sie ſind arm, mein lieber Doktor, das iſt Ihr Fehler, Ihr einziger Fehler; aber er iſt unverzeihlich in den Augen gewiſſer Leute. Sagen Sie doch, werden Sie von dem Mädchen wieder geliebt?"

„Ew. Majeſtät! ich weiß nicht . . . ."

„Vergeſſen Sie nicht, daß Ihr Monarch mit Ihnen ſpricht; es liegt keine Unbeſcheidenheit in meiner Sprache. Antworten Sie ohne Furcht: erwiedert das Mädchen Ihre Liebe?"

„Ich glaube, Ew. Majeſtät."

„Das heißt, Sie ſind deſſen gewiß. Schön, mein lieber Spieldorf, ich habe längſt eine Schuld, eine heilige Schuld gegen Sie eingegangen, die ich noch heute abzutragen gedenke. Sie waren in der Schlacht bei Eckmühl?"

„Es war mein erſter Feldzug, Sire."

„Ich erinnere mich deſſen. Bei Eßlingen halfen Sie, trotz der feindlichen Kugeln, die Verwundeten in das fliegende Lazareth transportiren. Später haben Sie bei Wagram unter dem Kanonenfeuer, das unſere Reihen dezimirte, die Soldaten auf dem Schlachtfelde verbunden. Es regneten Kugeln um Sie herum. Ein Flintenſchuß traf Ihre Schulter, dennoch blieben Sie auf Ihrem Poſten, vergaßen Ihren Schmerz, und legten, trotz Ihres herabrieſelnden Blutes, den Leidenden Verbande an, deren Zuſtand eine ſchleunige Hülfe erforderte. — Fürſten, die das Glück haben, Männer wie Sie unter ihren Unterthanen zu zählen, können ihre Dienſte nie genug belohnen. Von dieſem Augenblick an ernenne ich Sie zu meinem Leibarzte mit einem Gehalte von ſechstauſend Gulden."

„Ew. Majeſtät," rief Spieldorf in der höchſten Rührung aus, „wie vermag ich Ihnen je meine Dankbarkeit zu beweiſen . . . ."

„Dadurch, daß Sie fortfahren, mir mit der bisherigen Treue und Ergebenheit zu dienen. — Weißenberg," fuhr der Kaiſer fort, indem er ſich an den Baumeiſter wandte, „ich biete Ihnen die Gelegenheit, mich vergeſſen zu machen, was Ihr Betragen Beleidigendes für mich haben kann. Sie haben dem Oberarzt des dritten Dragonerregiments die Hand Ihrer Tochter verweigert, ich werbe jetzt um dieſelbe für den Leibarzt des Kaiſers von Oeſtreich?"

Man erräth die Antwort des Baumeiſters.

„Und," hob der Kaiſer wieder an, indem er ſich an den neuen Leibarzt wandte, „Sie ſind jetzt geneigt, mir meinen Hut wieder zu geben?"

„O, verlangen Ew. Majeſtät das nicht," erwiederte Spieldorf mit Wärme. „Wie kann ich mich jetzt von dem Hute trennen, dem ich mein ganzes Glück verdanke?"

„Nicht wahr, Sie werden ihn als Reliquie in Ihrer Wohnung aufhängen? er wird dereinſt das köſtlichſte Loos des Erbes ſeyn, das Sie Ihren Kindern hinterlaſſen werden," ſagte der Kaiſer, indem er Wort für Wort die frühere Phraſe des Baumeiſters wiederholte.

„Gnade, Ew. Majeſtät! ſchonen Sie meiner," ſtammelte Weißenberg, der gar wohl verſtanden hatte, auf wen die Worte des Kaiſers gemünzt waren.

„Wohlan, ich erinnere mich an nichts mehr, als an das Verſprechen, das Sie mir gegeben haben," hob der Kaiſer wieder an. „Vergeſſen Sie nicht, daß ich ſelbſt den Ehevertrag meines Leibarztes mit unterzeichnen will. Alle Welt gewinnt, nur ich bin allein der verlierende Theil in dieſer Sache," ſagte Franz II. lachend . . . . „denn ich büße meinen Hut dabei ein."

Ueber öffentliche Beſtrafung und Belohnung.

Den jetzt aller Orten ſo lebhafte Senſation erweckenden „Mystères de Paris" entnehmen wir in etwas gekürzter Uebertragung das nachſtehende originelle Fragment, welches ſich in Band 8, Pag. 22 u. f., Ausgabe der Ullmann'ſchen Buchhandlung in Frankfurt a. M., findet.

Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß man ſeither den rechten Weg, den unteren Volksklaſſen Abſcheu vor dem Böſen und Liebe zum Guten einzuflößen, noch nicht eingeſchlagen hat. Um ſie vom ſchlechten Wege abzubringen, läßt man ſie ein drohendes Geklirr und Geräuſch von Waffen, von Gefängnißſchlüſſeln, von eiſernen Halsketten, von Feſſeln des Bagno vernehmen und zeigt ihnen in der Ferne in einem erſchreckenden Halbſchatten, an dem äußerſten Horizont des Verbrechens, das blutige Meſſer des Henkers und die gräßliche Flamme der ewigen Verdammniß. Das Syſtem der Abſchreckung iſt furchtbar und ſchauderhaft. Wer Böſes gethan hat, für den Gefangenſchaft, Schande und Todesſtrafe. Das iſt gerecht; aber was für Denjenigen, der Gutes gethan hat? Die Geſellſchaft beſtimmt für ihn wahrſcheinlich irgend eine Ehrengabe, oder irgend eine Auszeichnung. Nein — das nicht! Durch wohlthätige Belohnungen ermuntert die Geſellſchaft nicht, weder zur Ordnung, noch zur Rechtſchaffenheit; ſie ermuntert nicht dazu jene große Maſſe der Arbeiter, die zu ſchwerem Tagewerk und zu hundert Entbehrungen beſtimmt ſind. Gegenüber dem Schaffot, welches die großen Verbrecher beſteigen müſſen, gibt es ihm auch eine Ehrenbühne, welche die großen Tugendhelden beſteigen? Die Gerechtigkeit wird als eine blinde Göttin dargeſtellt, in der einen Hand ein Schwert der Strafe und in der andern eine Wage des Rechts, um Schuld oder Nichtſchuld abzuwägen. Das iſt aber nicht das rechte Bild der Gerechtigkeit, ſondern nur das des Geſetzes und des Richters, der nach ſeiner Ueberzeugung verurtheilt und freiſpricht. Die Gerechtigkeit ſollte in der einen Hand ein Schwert und in der andern eine Krone tragen; das Eine, um die Böſen zu züchtigen, und das Andere, um die Guten zu belohnen, dann würde das Volk ſehen, daß es eine wahre Gerechtigkeit gibt, während es jetzt in den Kerkermeiſtern und Henkern dieſe nicht zu erkennen vermag. Es ſieht nur die ſogenannte Criminal-Juſtiz, die aus feſten, einſichtsvollen und redlichen Männern, die auf den Verbrecher Jagd machen, beſteht, aber der Anblick eines Tugendgerichtes wird ihm nicht gewährt. Alles ſagt ihm — zittere, Nichts ſagt ihm — hoffe, Alles droht, Nichts richtet auf und tröſtet. Der Staat verwendet jährlich Millionen auf die unfruchtbare Beſtrafung von Verbrechen und bezahlt mit dieſen Summen den Kerkermeiſter und den Henker, die Galeere und das Schaffot. Dies iſt vielleicht nöthig, ich will es zugeben, aber wäre es nicht ebenſo nöthig, die Tugend und den Tugendhaften zu belohnen? Wie viele gute Menſchen aus den unterſten Volksklaſſen würden ſich glücklich preiſen, wenn ſie in ihrem Alter

Digitized by Google

ſo gut genährt und verpflegt würden, wie die Bewohner eines Gefängniſſes! Aber im Alter müſſen ſie darben, und zum Lohn ihrer Rechtlichkeit und ihres Fleißes geht es ihnen ſchlechter, als den Verbrechern. Nehmen wir an, es gäbe eben ſo wohl ein Geſchwornen-Gericht für die Guten, als es eines für die Böſen gibt, eine öffentliche Behörde zur Entdeckung und Belohnung der guten Handlungen, ſo würde dieſe wahrlich eben ſo großen Nutzen ſtiften als jene. Es hat Einer einen Menſchen getödtet, um ihn zu berauben. Da richtet man mit Anbruch des Tages in aller Stille in einem einſamen Theile von Paris die Guillotine auf und macht den Mörder um einen Kopf kürzer im Angeſicht des Pöbels, welcher über den Richter, den Verbrecher und den Henker lacht. Welch' ein heilſamer Unterricht für das Volk! Was für ein anderes Schauſpiel könnte man dieſem entgegenſtellen! Wir wollen unſern utopiſchen Traum fortſetzen und fragen, ob es nicht beſſer wäre, wenn dem Volke das Schauſpiel öffentlicher und materieller Belohnungen für ſchöne und edle Thaten geboten würde? Wäre es nicht beſſer, wenn es ein erhabenes, impoſantes und verehrungswürdiges Tribunal dieſer Art gäbe, und wenn von demſelben ein rechtſchaffener und fleißiger Arbeiter aus der unterſten Volksklaſſe öffentlich belobt würde, indem man zu ihm ſpräche: „Zwanzig Jahre lang haſt du mehr als irgend ein Anderer gearbeitet und gelitten, muthig gekämpft mit Hunger und Noth; deine Familie haſt du nach den Grundſätzen der Ehre und der Rechtlichkeit erzogen. Deine ſeltene Tugend hat dich ausgegezeichnet, und darum müſſen wir dich rühmen und belohnen, denn der Staat, der über Alle wacht, belohnt den Guten, wie er den Böſen beſtraft. Jeder wird nach ſeinen Werken bezahlt. Der Staat hat dir einen Jahresgehalt ausgeworfen, damit du im Alter nicht darben mögeſt. Von der öffentlichen Achtung anerkannt, ſollſt du in Ruhe und ohne Sorge fortan ein Leben führen, welches Allen zum Beiſpiel dienen und denen zur Aufmunterung und zum Troſte werden kann, die im Schweiße des Angeſichtes ihr Brod eſſen. Wenn ſie dulden und arbeiten wie du, ſo werden ſie belohnt werden wie du, und mit Ruhe und Zuverſicht können ſie dem Alter entgegen ſehen." — Manche werden gegen dieſe Einrichtung proteſtiren und philoſophiſche, theologiſche und ökonomiſche Einwendungen zu machen haben. Sie werden ſagen: „Das Gute belohnt ſich durch ſich ſelber und die Tugend kann man nicht taxiren; das Bewußtſeyn einer guten That und ein reines Gewiſſen ſind der ſchönſte Lohn. Der Gerechte findet jenſeits die Palme des ewigen Friedens." — Wir antworten darauf: Die Gerechtigkeit kann mit ſolchen Gründen nicht ausreichen, und da ſie der Beſtrafung des Himmels vorgreift, warum ſollte ſie nicht auch der Belohnung des Himmels vorgreifen dürfen; da ſie das Eine thut, warum unterläßt ſie das Andere? Sie iſt in einen offenbaren Widerſpruch mit ſich ſelbſt verfallen, und es wäre zu wünſchen, daß ſie denſelben endlich einmal ausgleichen möchte. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Straßburg, 1. Aug.) Die Eiſenbahn hat am vergangenen Mittwoch zu einem ſonderbaren Transport gedient. Eine Giraffe reiſte auf derſelben in Begleitung ihres Führers. Dieſes ſchöne Thier iſt für die Menagerie von Berlin beſtimmt. Man ſagt, es ſey erſt 20 Monate alt, obgleich es ſchon vier Meter hoch iſt. Es war mit einem wollenen Hemde bedeckt, um es vor der Kälte zu ſchützen, und ſah mit der ganzen Länge ſeines Halſes über den Verſchlag hinaus, in welchem es eingeſchloſſen war. Der Kornak ſaß auf einem ſehr hohen Sitze, damit ſein Kopf in derſelben Höhe war, wie der der Giraffe. Dieſe beiden Bewohner Afrikas ſcheinen keinen ſonderlichen Geſchmack an der europäiſchen Civiliſation zu finden, und reiſten, wie es ſchien, ungern vermittelſt des Dampfes, man glaubte dies in den gegenſeitigen mitleidsvollen Blicken zu leſen.

(Schwyz.) Das Gedächtniß der That Tells in der hohlen Gaſſe iſt auch dieſen Monat wieder in der Kapelle zwiſchen Küßnacht und Immenſee durch eine religiöſe Feier erneuert und bei dieſem Anlaß der Dorfbrunnen zu Küßnacht mit einem gelungenen Standbilde geziert worden, das den Befreier der Schweiz als Schützen nebſt dem Knaben mit dem durchbohrten Apfel darſtellt.

Der Expedition der „Köln. Ztg." iſt am 31. Juli eine in dem Garten der Herren Gebr. Wrede gewachſene, völlig reife Weintraube vorgezeigt worden.

In Frankreich giebt es gegenwärtig etwa 25,000 Taubſtumme, von denen nur ein Sechstheil unterrichtet wird.

Korreſpondenz.

Aus dem Herzogthum Naſſau, 29. Juli.

So erhebend ſchon an ſich die Zeiterſcheinung der Geſangvereine im deutſchen Volksleben für jeden wahren Vaterlandsfreund iſt, inſofern dieſelben mit der Macht des Geſangs aus der heilloſen Iſolirtheit zur geſinnungsvollen Eintracht und Liebe auffordern, und ihre Töne gewiſſermaßen das Präludium einer neuen Zeit, einer beſſeren Zukunft bilden — ſo erhalten dieſe Geſangvereine noch einen beſondern Werth, wenn ſie ſich jedem würdigen Feſt mit ihrem bezaubernden Dienſte widmen und daſſelbe verſchönern. Zu ſolchen Feſten gehört, in wahrem patriotiſchem Sinne aufgefaßt, vor allen das Geburtsfeſt des Landesfürſten. Wie muß das, wie kein anderes, zu vaterländiſchen Geſinnungen und gemeinnützigen Thaten treiben, in dem Liebe zum Fürſten deren edelſten Kern, die Liebe zum Vaterlande, zu fruchtbarem Gedeihen wecken! Den erſten Förderern zur Feier des Geburtstages unſeres durchl. Herzogs in der Nähe von Miehlen, einem großen, wohlhabenden Flecken im Amte Naſtätten, gebührt daher der Dank unſerer ganzen Gegend, nicht minder dem von Hrn. Lehrer Conrad daſelbſt degründeten Geſangverein, welcher voriges Jahr zum Erſtenmal das Feſt mit ſeinen Liedern verherrlichte. Für das diesjährige Geburtsfeſt unſeres Landesfürſten ſollte nun ſchon die Feier großartiger erſcheinen, indem ſich aus fünf verſchiedenen Aemtern die Volksſchullehrer als Sängerbünde ſammeln und mit ihren ausgeſuchten Geſängen zu allgemeiner Feſtfreude auffordern wollten. Aus drei Aemtern, Naſtätten, Braubach a. R. und St. Goarshauſen, aus beiden letzteren ihre Schulinſpectoren Pfr. Hagmann und Pfr. Weigand an der Spitze, fanden ſich auch trotz des nicht ganz günſtigen Wetters ungefähr 50 Lehrer ein, auch einzelne aus dem Amte Schwalbach. Nach 2 Uhr wurde der Feſtzug von Miehlen aus nach dem Walde angetreten und daſelbſt unter dem Schatten und Schutze kräftiger Buchen, inmitten einer großen Menge Volkes aus allen Ständen und umliegenden Ortſchaften nachfolgende Geſänge vorgetragen: „Heil, Morgen, dir", von Stofforth; — „Heil, Vater Adolph, dir", von J. A. Anthes; — „Heil unſerm Fürſten, Heil", nach der Speyer'ſchen Compoſition eingerichtet von Adolph Conrad; — Bundeslied von Mozart: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde"; — Würde des Mannes von Nägeli; — Feſtmarſch von Stunz: „Auf,

ihr Brüder“, Text von Dr. Weißmann; — (der Lurley-Verein des Amtes St. Goarshauſen, mit ſeinem Direktor, Hrn. Lehrer Becker zu Bornich, ſang dazwiſchen das Lied vom Rhein von Nägeli: „Es klingt ein heller Klang“, und: der Herbſt am Rhein von J. Panny); dann folgten in einer zweiten Abtheilung Motette mit Choral von Bergt: „Schmecket und ſehet“, „Rule Britannia“, Motette mit Choral von Gering: „Gott iſt nicht ferne“; — Trinklied von Wainwright: „Auf, ihr Freunde.“

(Schluß folgt.)

Schwalbach, 2. Auguſt.

Wie bewähret unſere Bäder ſind, geht unſtreitig auch aus unſerer heurigen Kur hervor. . Wenn die ungünſtige und mitunter rauhe Witterung ſämmtliche Bäder Deutſchlands mehr oder weniger beeinträchtigt hat und es immerhin noch viele Gäſte vorgezogen haben, eine beſſere abzuwarten, ſo iſt unſer Bad doch immer beſucht. Die ſeit geſtern eingetretene, heitere Witterung läßt hoffen, daß unſere Kur auch noch belebter werde. Selbſt der Klage gegenüber, daß Schwalbach ſo jede ſtändige Gelegenheit zu Kunſtgenüſſen entbehre, ſammelt ſich daher immer eine erhebliche Anzahl Kurgäſte um die ſtahlkräſtigen Quellen, inſofern ihnen dieſelben gerade für ihre Leiden unentbehrlich geworden ſind. Zudem ſtehen ihnen ausgezeichnete Aerzte zur Seite und flößen ihnen vollends die Zuverſicht ein, daß ihr Leben, mit neuer Kraft gehoben, ſich einer geſicherten Fortdauer zu erfreuen berechtigt ſeyn kann. — Vor mehreren Wochen verſuchte es ein Flötiſt, ein Konzert zu geben. Es iſt mir nicht gelungen, Ihnen den Namen des berühmten Unbekannten nennen zu können. Wenn nun ſein Vorhaben nicht zu Stande kam, ſo dürfte man dies mit Unrecht dem Kurpublikum zumeſſen. Ein Einzelinſtrument mit Erwartung hören zu wollen, dazu muß immer ein berühmter Name vorhergehen. Ein Konzert in einer andern Form dürfte daher auf eine ganz andere Aufnahme rechnen können, und zwar ſowohl von Seiten der Kurgäſte als der Stadt Schwalbach. Die Herren Lehrer des ganzen Amtes ſind nämlich geſonnen, zu wohlthätigen Zwecken, insbeſondere zur Unterſtützung eines talentvollen armen Schulamts-Aſpiranten, künftigen Samſtag, den 5. Auguſt, Abends 6 Uhr, im Alleeſaal ein Vocal-Konzert zu geben. Ausgeſuchte Geſänge ſtehen dem Männerchore zu Gebot. Zudem hat es einer der ausgezeichnetſten Klaviervirtuoſen unſeres Lehrerſtandes aus dem Amte Braubach a. R. übernommen, das Element der Inſtrumentalmuſik zu verſehen. Man hofft auch, daß mit Erlaubniß der Behörde die Kurmuſik die genußreichen Stunden noch verſchönern dürfte. Wie ſinnig gemüthlich iſt es, wenn die Lehrer eines ganzen Amtes zuſammen treten, um die ganze Zukunft eines Aſpiranten ihres Berufs unterſtützen zu helfen. Und wie gerecht iſt die Erwartung, daß eine mildthätige Geſinnung ſowohl von Seiten des geehrten Kurpublikums, als der gebildeten Bewohner von Schwalbach dazu allerſeits mitwirken werde, daß ein ſo edler Zweck mit entſprechendem Erfolge gekrönt und damit am ſicherſten dem Vorurtheil begegnet werde, daß ſolche humane Beſtrebungen im Badeort Schwalbach keine günſtige Stätte finden dürften.

Aus der Rheinpfalz.

(Schluß.)

Es iſt auch dem Unbemittelten die Möglichkeit gegeben, dieſer für die Landwirthſchaft, wie den Gartenbau ſo außerordentliche Vortheile darbietenden Geſellſchaft, die, dem landwirthſchaftlichen Vereine Baierns ſich anreihend, die allgemein rühmlich anerkannte, ſchon ſeit Jahren beſtehende praktiſche Gartenbau-Geſellſchaft zu Frauendorf in Niederbaiern ſich zum Vorbilde genommen hat, beitreten zu können, indem ein Mitglied bei ſeiner Aufnahme ein und für alle Mal nur die mäßige Summe von drei Gulden zu entrichten hat und ſomit alle Vorrechte und die in den Statuten noch näher beſtimmten Vortheile eines Mitglieds um jene geringe Summe für ſeine ganze übrige Lebenszeit genießt. — Mit der größten Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit hat ſich der Stifter den vielfachen ſchwierigen, zum Theil höchſt mühevollen Arbeiten und den nothwendigen, mit der Bildung und Weiterverbreitung einer ſolchen Geſellſchaft verknüpften Geſchäften unterzogen und es ſind deſſen ſchon ſeit Jahren beſtehende Gartenanlagen und Grundſtücke zur Obſtbaumzucht ꝛc., da dieſelben bereits große Vorräthe der verſchiedenartigſten Garten- und Feldvegetabilien, beſonders Topfpflanzen, enthalten, zum Centralpunkt der Geſellſchaft beſtimmt, und von hier können dieſelben bezogen werden, weil die zu Speier beſtehende königl. Baumſchule nicht die ganze Pfalz mit Bäumen ꝛc. verſehen kann. In dieſer ſo ſchön geordneten Gärtnerei werden auch junge Leute zu geſchickten und zuverläſſigen Gärtnern herangebildet und ſowohl in allgemeinen nothwendigen Kenntniſſen, wie auch in den ſpeciellen, in ihr Fach einſchlagenden Wiſſenſchaften, beſonders in der Geometrie, unterrichtet: dieſelben werden alſo zugleich theoretiſch und, indem ſie unter der beſondern Leitung des Hrn. Dochnahl allen zu verrichtenden Gartenarbeiten obliegen, auch praktiſch ausgebildet. Dieſe Gärtnerlehranſtalt verdient in jeder Beziehung hier eine würdige Anerkennung, insbeſondere da der Vorſtand derſelben im Beſitze der erforderlichen Geſchäftseinrichtung iſt, worin die ſtrengſte Ordnung vorwaltet. Dieſe Geſellſchaft entſpricht alſo in Allem den Anforderungen unſerer Zeit, indem ſie für die Beförderung und Emporbringung des Feld- und Gartenbaues, als Obſtbaumzucht, Gemüſebau, Erziehung von Wurzelreben, Blumen, Zierpflanzen, Erprobung der neuern Getreidearten, Kartoffelarten, Maulbeerbaumzucht, Treiberei und bildende Gartenkunſt, alſo für die Cultur und Verſchönerung des Landes die weſentlichſten Dienſte leiſtet und die augenfälligſten Vortheile gewähret. Dieſes gemeinnützige Inſtitut zu unterſtützen und ihm allen möglichen Vorſchub zu leiſten, ſoll eines jeden Oeconomen, Gartenbeſitzer's, ja jedes Vaterlandsfreundes Pflicht ſeyn: denn nur durch größere Ausdehnung der Geſchäftsverzweigungen und Weiterverbreitung über andere Länder kann allen Anforderungen und dem Hauptzwecke in allen ſeinen Theilen entſprochen werden. Möge dieſe ſchöne, nur Nützliches erſtrebende Geſellſchaft heran blühen, an Wachsthum zunehmen und ſich auch der Anerkennung des Auslandes zu erfreuen haben; denn nur durch vereinte Kräfte wird Großes errungen!

Friedberg, 29. Juli.

Se. Hoh. der Erbgroßherzog von Heſſen und bei Rhein erfreuten geſtern Mittag die Stadt Friedberg mit ihrem hohen Beſuche. Höchſtdieſelben ſtiegen in dem Trapp'ſchen Gaſthofe ab, beſichtigten alsbald das großherzogl. Schloß in der Burg und die zu Höchſtihrem Abſteigquartier in der Einrichtung begriffenen Appartements, worauf nach eingenommenem Diner Höchſtſie in Begleitung des großh. Hrn. Kreisraths einen Ausflug in die Umgebungen der Stadt machten. Heute Morgen inſpicirten ſodann Se. Hoh das hier garniſonirende zweite Bataillon des vierten Infanterieregiments und geruhten hierauf die Aufwartung des hieſigen Stadtvorſtandes, ſo wie mehrerer hieſiger Civilbehörden entgegen zu nehmen, auch die neuen baulichen Einrichtungen der hieſigen Stadtkirche, woſelbſt ſich der Kirchenvorſtand zu feierlichem Empfange verſammelt hatte, zu beaugenſcheinigen. Nach einem ſofortigen weitern kurzen Ausfluge in die Umgebung traten Höchſtdieſelben Nachmittags gegen 8 Uhr ihre Rückreiſe wieder an, begleitet von den Wünſchen aller Bewohner unſerer Stadt, daß dieſer freudige Beſuch ſich recht oft wiederholen möge.

(Berichtigung.) In Nro. 209 der Didaskalia, Artikel Trier leſe man in der 4. Zeile: Carl Korn, ſtatt „Kern.“

Theater-Anzeige.

Samſtag, 5. Auguſt. Die Hochzeit des Figaro, große Oper, in 3 Abth., Muſik von Mozart. Figaro: Hr. Dettmer, vom königl. Hoftheater zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 215. Sonntag, den 6. Auguſt 1843.

Die Prozeſſion des Grafen von Rechicourt.

(Eine lothringiſche Sage.)

In der ſchönen und alten Kirche der Abtei von Saint Nicolas de Port, einer kleinen Stadt Lothringens, zwei Meilen von Nancy, ſah man noch im Jahr 1789 eine große Menge Ketten als Weihgeſchenke an allen Pfeilern des Schiffs und des Chores aufgehängt.

Am Abende vor dem Feſte des heiligen Nikolaus wurde in dem genannten Städtchen eine große Prozeſſion gehalten, „die Prozeſſion des Grafen von Rechicourt“ genannt. Ueber jene Ketten und dieſe Prozeſſion herrſcht nun folgende Sage unter dem Volke jener Gegend.

Nachdem der Herr von Rechicourt von ſeiner jungen Gemahlin Emmeline herzlich Abſchied genommen, beſtieg er ſein ſtattliches Roß und begab ſich, von ſeinem Knappen Fier-à-Bras begleitet, als Kreuzfahrer in das heilige Land, wo er eine große Zahl Sarazenen erlegte und ſich durch Tapferkeit und Muth vor Allen auszeichnete. Doch auch der Tapferſte iſt dem Wechſel des Geſchickes unterworfen. Der Graf wurde einſt, von der Verfolgung einer feindlichen Schaar zurückkehrend, von einer andern mehr als hundert Ungläubiger angefallen. Obſchon von der Anſtrengung des erſten Kampfes erſchöpft, griff er alsbald zu ſeinem guten Schwerte und mähte das erbärmliche Volk zuſammen. Da er ſchon im Begriff war, ſein Schwert einzuſtecken, ward er auf ein Mal von einem Verräther rücklings überfallen, der die Niederlage der Seinigen zu rächen ſuchte. Der Graf hieb ihm zwar mit einem Streiche den Kopf vom Rumpf, doch hatte er zugleich von ſeinem Gegner eine ſehr gefährliche Wunde erhalten, daß ſein edles, ritterliches Blut in Strömen aus derſelben floß. Er war genöthigt, vom Pferde zu ſteigen, und ſtreckte ſich, vom Blutverluſt erſchöpft, unter einem Baume auf den Boden nieder; er ließ ſich die Wunde von ſeinem Knappen mit der Schärpe verbinden, die ihm Emmeline geſtickt, ehe er in den heiligen Krieg zog. Alsdann ſprach er zu ſeinem Knappen: „Ich fühle, daß meine letzte Stunde naht, und ich von dieſer ſchönen Erde ſcheiden muß. Nie mehr werde ich meine holde Gattin wiederſehen, noch das Kind, welches ſie unter dem Herzen trug, als ich von ihr ſchied. Sobald Du mir die Augen geſchloſſen, verweile nicht länger hier; beſteige mein Roß und ſchiffe Dich, an der Küſte angelangt, nach Lothringen ein. Nimm dies gute Schwert und bringe es meinem Sohne; dieſe Schärpe meiner Emmeline, als das letzte Andenken an ihren Gatten, der ihrer in einer andern Welt nie vergeſſen, deſſen Geiſt ſie ſchützend umſchweben wird.“ Der Graf verſuchte noch ein Mal ſeine Stimme zu erheben, doch ſie erſtarb ihm auf den Lippen, und Todesnacht umhüllte ſeine Blicke.

Während der Knappe weinend neben ſeinem Herrn kniete und für deſſen entflohene Seele betete, vernahm er plötzlich den Allahruf der Ungläubigen, die ſich der Gegend nahten, wo er betete, und kaum noch hatte er ſo viel Zeit, das Schwert des Grafen zu ergreifen, die Schärpe von deſſen Arm zu binden, ſein Roß zu beſteigen und nach der Küſte zu fliehen. Dort ſchiffte er ſich, wie es ihm ſein Herr befohlen, unverweilt nach Frankreich ein.

Die Gräfin hatte inzwiſchen einen lieblichen Knaben zur Welt gebracht, und erwartete mit Sehnſucht die Zeit, da ihr geliebter Gatte wiederkehren und das Kind in ſeinen Armen an ſein Herz drücken werde. Jeden Tag ſtieg ſie, das Kind auf den Armen, auf den höchſten Thurm des Schloſſes und ſpähte mit ſehnſüchtigen Blicken nach allen Seiten, ob nicht etwa der Heißgeliebte ſich nahe. — Eines Tages nun ſah ſie aus der Ferne einen Ritter kommen, den ſie an dem Roſſe zu erkennen glaubte. Dies Mal ſchien es ihr außer allem Zweifel: er war es, der längſt Erſehnte! Mit hochklopfendem Herzen und wonnebebend ergriff ſie das Kind und zeigte es, die Arme vorſtreckend, dem Fremdling von der Zinne des Thurms. Doch ſie ließ ſchnell die Arme wieder ſinken, da ſie bei näherer Betrachtung erkannte, daß es wohl das Roß ihres Gemahls ſey, aber nicht er ſelbſt auf demſelben. Todesbläſſe verbreitete ſich über ihr Angeſicht, und es ſchwand ihr alle Kraft, ſo daß das Kind ihren Armen entfallen wäre, wenn ſie es nicht mit mütterlicher Geiſtesgegenwart ſchnell zu ihren Füßen gelegt hätte. Als ſie ſich wieder etwas geſammelt, hob ſie das Kind unter einem heißen Strome von Thränen vom Boden auf, und eilte wankend und unſtäten Schrittes mit demſelben in die Gemächer des Schloſſes. Als der Knappe der Gräfin vorgeführt ward, lag dieſe lautjammernd in den Armen ihrer Frauen, die ſie auf alle mögliche Weiſe zu tröſten ſuchten. Nachdem der Knappe ſich ehrfurchtsvoll vor der Herrin auf ein Knie niedergelaſſen, legte er das Schwert über die Wiege des Knaben, indem er ſprach: „Dies iſt das letzte Vermächtniß des Grafen an ſeinen Sohn, der ſo tapfer werden möge und ſo glorreich enden, wie er!“ Dann überreichte er die weiße Schärpe der Schloßdame,

Digitized by Google

mit den Worten: „Dies ſendet Euch, edle Herrin, der tapferſte Ritter des Kreuzheeres, Euer edler Gatte, als ein Pfand ſeiner innigen Liebe zu Euch, welcher er noch im Paradieſe gedenken wird.“ Emmeline nahm die Schärpe und küßte das theure Blut, womit ſie befleckt war. Nachdem ſie alsdann unter heftigem Weinen und Schluchzen die traurige Geſchichte von dem Ende ihres Gatten vernommen, ſprach ſie: „Man rufe den Abt von Saint Nicolas de Port! Ich will in der Kirche ſeines Kloſters meinem Gemahl ein herrliches Denkmal errichten, ich will feierliche Exequien für denſelben halten laſſen, und das Münſter des heil. Nikolaus reich beſchenken; Tag und Nacht ſollen Gebete in demſelben aufſteigen für die Seelenruhe deſſen, den ich ſo innig liebte, und der leider allzufrüh meinem Herzen entriſſen ward.“

(Fortſetzung folgt.)

Communiſterei der deutſchen Handwerker am Genfer See.

(Aus: „Schattenriſſe und Querſtriche aus den Reiſepapieren des Michel Teut, von Dr. G. Bacherer, Druck und Verlag von C. W. Leske, Darmſtadt, 1843.“)

Dieſe neueſte Schrift von Dr. G. Bacherer enthält des Intereſſanten viel. Sowohl in allgemeinen Umriſſen als auch in detaillirten Schilderungen iſt es dem Verfaſſer gelungen, uns eine anziehende Gallerie von Lebensbildern, Anſchauungen und wichtigen Erſcheinungen aus dem Volks- und Staatenleben zu eröffnen, und dieſe Mittheilungen können die Abſicht ihres Verfaſſers, den politiſchen und Culturgeiſt der Gegenwart wohlthätig anzuregen, nicht verfehlen. Der Name Michel Teut enthält keine andere Hinweiſung als die, daß der Verfaſſer bemüht geweſen, Aufrichtigkeit und Unbefangenheit zu erſtreben und vorwalten zu laſſen. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erſte G. Bacherers Reiſe durch einen Theil Böhmens und Oeſterreichs, und deren zweite ſeine Wanderung am Oberrhein, im Elſaß, am Genfer See und an der Aare umfaſſen. Friſch und lebendig ſind dieſe Reiſebilder und ſpiegeln die mannichfachen Anſchauungen und Eindrücke, wie ſie ein klarer Geiſt in ſich aufgenommen, ab. Wir entnehmen der zweiten Abtheilung des Michel Teut die nachſtehenden Fragmente über den Communismus in der Schweiz, da dieſer Gegenſtand gerade jetzt die allgemeine Theilnahme ſo ſehr in Anſpruch nimmt: „Das Wort Communismus hat in neuerer Zeit wie ein drohendes Lauffeuer ganz Deutſchland durchkreiſt, ſeit es bekannt wurde, daß unter den deutſchen Arbeitern in den Städten am Genfer See, von den Lehren Fouriers und St. Simons angeſteckt, ſich communiſtiſche Vereine gebildet hätten, in welchen die Grundſätze der Gütergemeinſchaft und der utopiſchen Republik gepredigt und nicht weniger zum religiöſen als zum ſtaatsbürgerlichen Glaubensbekenntniß ausgebildet würden. Die allgemeine deutſche Aufmerkſamkeit auf dieſe communiſtiſchen Geſpenſter-Erſcheinungen wurde noch erhöht durch die amtlich ausgemittelte Thatſache, daß am Niederrhein, in und bei Cöln, ſich communiſtiſche Filialvereine ſolcher deutſchen Handwerker insgeheim angeſiedelt, welche früher in der franzöſiſchen Schweiz gearbeitet und dort den Saamen St. Simons gründlich in ſich aufgenommen hatten.

Unter ſolchen Umſtänden war nach meinem Eintritt in die franzöſiſche Schweiz der Communismus unſerer deutſchen Landsleute natürlich nicht das Letzte, worauf ſich meine Aufmerkſamkeit richtete, und es vereinigten ſich bald verſchiedene günſtige Zufälle, um meine diesfallſige Neubegier vor die rechte Schmiede zu bringen.

Ich will unbefangen erzählen, was ich über dieſes abenteuerliche Phänomen wahrgenommen und welche Ueberzeugungen hinſichtlich ſeiner ſich in mir gebildet haben.

Es iſt bekannt, wie ſchon ſeit langer Zeit die franzöſiſche Schweiz oder das vorzugsweiſe ſogenannte „Wälſchland“ ein beſonderer Anziehungspunkt und Sammelplatz unſerer reiſenden deutſchen Handwerker iſt. Die Herrlichkeit der Natur, Ungenirtheit des Lebens, freundliche Menſchen und der Umſtand, bei dieſer Gelegenheit die franzöſiſche Sprache zu erlernen, ſind gleich mächtige Köder für den deutſchen Handwerksburſchen, der aus dem Kapital ſeiner Wanderjahre ſich gern die Zinſen einer beſſeren Bildung und Lebensumſicht herausſchlagen möchte. In den Städten der Waadt, vornehmlich in jenen am Genfer See, wimmelt es daher dergeſtalt von deutſchen Handwerkern aller Art, daß ſie nach einem ungefähren Anſchlag den zehnten Theil der Bevölkerung bilden. In beſonders reicher Anzahl ſind ſtets Sprößlinge des ehrſamen Gewerkes deutſcher Schneider und Schuhmacher vorhanden. Ja, die letzteren herrſchen hier ſolcher Art vor, daß die Deutſchen in der niederen Region der einheimiſchen Bevölkerung auch par excellence „Schuhflicker“ genannt werden. Ein ſchmeichelhafter Collectiv-Name für eine Nation, die ſich auf ihren Ideen-Reichthum ſo viel zu gut thut wie die deutſche!

Der vornehmſte Erklärungsgrund für die immerdar zahlreiche Anweſenheit fremder Arbeiterbeſtandtheile in der Waadt fußt gleichmäßig in des Waadtländers Abneigung gegen die ſitzende Lebensart wie in ſeinem Stolze, der ſich entſchieden von jeder nach ſeinen Begriffen nicht durchaus noblen Hantierung abkehrt. Schneider oder Schuhmacher zu ſeyn, iſt für die Einbildungskraft des echten Waadtländers ein Gräuel; aber auch jene Handwerke, welche eine mächtige Kraftanſtrengung erfordern, wie z. B. die Maurerei, verſchmäht er, theils weil ſie ihm als unbequem, theils — und das iſt der Hauptgrund — weil ſie ihm als ignobel gelten. So ſind es Italiener und Deutſche, welche gewiſſermaßen die Außenſeite des Waadtländers bilden; die Italiener bauen ihm ſeine Häuſer, die Deutſchen bekleiden ihn von der Sohle bis zum Kopfe, jeder Fadenzug am äußeren Waadtländer iſt ein Merkzeichen deutſchen — Genie's und deutſcher Werkthätigkeit. Faſt alle Schneider und Schuhmacher in der Waadt ſind Deutſche. Ich habe den letzten Satz abſichtlich mit geſperrter Schrift drucken laſſen, denn er iſt gleichſam die fundamentale Unterlage für das, was ich über die communiſtiſchen Verbrüderungen der deutſchen Handwerker in der franzöſiſchen Schweiz ſagen werde.

Schneider und Schuhmacher gelten bekanntlich ſeit alter Zeit, wenigſtens unter uns Deutſchen, für ein meditatives und queckſilbriges Völklein, das, in Folge ſeiner ſteten ſitzenden Lebensweiſe allzeit mit mehr oder weniger Hypochondrie und Melancholie heimgeſucht, bei ſeinen durchbohrenden Nadel- und Ahl-Stichen ſich der ausſchweifendſten Phantaſie und den fürchterlichſten Gedanken überlaſſen kann. Wir haben es an Johann von Leyden, an Jung-Stilling, an Hans Sachs u. A. erlebt, daß das Gehirn der Schuſter und Schneider der abſonderlich-

Digitized by Google

ſten Ausgeburten fähig iſt, und es würden Folianten damit angefüllt werden können, wenn es gelänge, alle die Schnurren und kunterbunten Ideen ans Tageslicht zu bringen, die ihren Sitz in den gebleichten Köpfen ehrſamer Schneiderlein und Schuhflicker hatten.

Es ſteht alſo hiſtoriſch feſt, daß das Gehirn der Ritter von der Nadel und dem Kneif ſich vorzugsweiſe zur Feuereſſe unruhiger, ausſchweifender oder, wie der Berliner ſagen würde, „ſchiefgewickelter" Ideen eignet, und daß ſie einen Menſchenſchlag bilden, der in einem wohleingerichteten Staatsweſen billigerweiſe immer unter polizeilicher Aufſicht ſtehen ſollte. Trotz dieſes ſchlimmen hiſtoriſchen Geruches, der aus unſern Schneidern und Schuſtern dünſtet, hatten ſich dieſe Landsleute in der franzöſiſchen Schweiz bis zu den erſten dreißiger Jahren überaus ehrſam und ſittig aufgeführt, d. h. bis zur Zeit, wo die Ideen der Freiheit mächtig auch die deutſchen Lande durchzitterten und ihre zerſtückten Splitter dröhnend nach der Schweiz warfen, wo ſie als deutſche Flüchtlinge ſich lange Zeit unwirſch herumtrieben und theilweiſe bis zur Stunde allerlei Unruh und Unheil gegen ihre Heimath anſtifteten.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Nimes, 14. Juli.) Das nachſtehende Beiſpiel von Geiz ſucht ſeines Gleichen und verdient deßhalb wohl mitgetheilt zu werden. Eine alte Dame, welche ſeit langer Zeit ſchon zu St. Perine wohnte, erſchien eines Tages in dem dortigen Hoſpital und berichtete unter Thränen den Direktoren der Anſtalt, daß ſie ihr ganzes Vermögen, eine Rente von 600 Fr., durch einen Bankrott verloren habe. Gerührt von dieſem Unglücke, beſchließen die Direktoren, den erlittenen Verluſt der alten Dame aus dem Fonds des Armenhauſes zu erſetzen; fünf Jahre nachher ſtirbt die vom Armenhaus auf ſolche Weiſe dotirte Frau, und man iſt nicht wenig erſtaunt, in dem Strohſack ihres Bettes zehn kleine Pakete zu finden, deren jedes 40 Billets von je 1000 Fr. enthält. Drei Neffen der Verſtorbenen waren die Erben dieſes Vermögens von 400,000 Fr. Das Armenhaus reclamirt von dieſen reichen Erben die ihrer Tante großmüthigerweiſe gezahlte Rente, was für die fünf Jahre der Zahlung 3000 Fr. ausmacht. Die Erben verweigern dieſe Reſtitution! Es kommt zu Prozeß und das Armenhaus verliert ihn.

Das „Weekblad van den Helder" enthält folgende (gut erfundene) Mittheilung aus dem Helder vom 20. Juli. Ein Landmann hatte auf ſeinem Hofe ein Storchneſt, und vertauſchte eins der Eier des brütenden Storchs mit Enteneiern, in der Erwartung, daß das Weibchen auch dieſe ausbrüten würde. Dies geſchah auch nach Wunſch, doch wie verwundert war das Thier, als es dieſe Sprößlinge einer fremden Race erblickte. Tiefer Zorn ergriff das Männchen, es klapperte, ward wild, als ob es ſein Weibchen im Verdacht der Untreue hielt, als ob es ſich bewußt wäre, daß dieſe ſeltenen Störche, die ſich ebenfalls fremd fühlten, nicht die Frucht ſeiner freundſchaftlichen Gemeinſchaft ſeyn könnten. Endlich verzog ſich das Männchen, kam aber nicht lange darauf mit einem ganzen Schwarm Störche zurück, die ſämmtlich das Neſt inſpicirten und alle mit Klappern ihr Befremden und ihren Verdacht gegen die unglückliche Mutter zu erkennen gaben. Nach Kenntnißnahme des Corpus delicti verſammelte ſich die Schaar auf dem Lande zu einem Gericht, und nachdem ſie eine geraume Zeit gewüthet und geklappert, oder, wie wir ſagen wollen, deliberirt hatten, ward das Wort ſchuldig ausgeklappert. Nun flog ſie in Maſſe auf das Neſt zu, trieb die Mutter davon hinweg auf das Land, und fiel ſie ſo heftig an, daß ſie unter den richterlichen Streichen das Leben aufgab.

(Tiflis, 4. Juni.) Der bekannte „Eremit v. Gauting" (B. v. Hallberg) . . . „ein ſehr alter Mann in fremdartiger Tracht, das kahle Haupt mit dem türkiſchen Fes bedeckt, die Bruſt mit 6 Orden geziert, und unter dem Kinn einen weißen Haarſchweif tragend," kam über Kaſan die Wolga herab durch den Kaukaſus auf unbedecktem Poſtkarren, ohne Diener und ohne Dollmetſcher, und beabſichtigte, nach Perſien weiter zu reiſen. Hier verweilte er nur wenige Tage, und ſchloß ſich Hrn. Dr. Moriz Wagner (aus Augsburg) an, der nach längerem Aufenthalte in Georgien eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Armenien unternahm. Am Goktſchai-See trennten ſich beide Landsleute. Hr. Wagner blieb an den Ufern dieſes großen Alpenſees zurück, und beabſichtigte, von dort nach dem Ararat zu reiſen, welchen ſeit den Veränderungen durch die furchtbare Kataſtrophe von 1840 kein Naturforſcher beſucht hat. Hr. v. Hallberg ſetzte ſeine Reiſe über Eriwan nach Perſien fort, wollte bis Ispahan und Schiras gehen und über Bagdad nach Deutſchland zurückkehren. Im Laufe dieſer Reiſe iſt Hr. v. Hallberg auf einem Auge blind geworden, auch die Sehkraft des andern war angegriffen.

(London, 25. Juli.) Der Herzog von Sachſen-Koburg und die ihn begleitende Geſellſchaft haben letzthin auf der Eiſenbahn den Weg von Southampton nach Vauxhall, eine Strecke von 77 engliſchen Meilen oder 30½ Stunden, mit einem Extra-Convoi in einer Stunde und 30 Minuten zurückgelegt.

Korreſpondenz.

Mainz, 2. Auguſt.

Geſtern regnete es hier noch; heute haben wir das ſchönſte Wetter, und da der Wind über Norden nach Oſten gegangen iſt, ſo glaubt man allgemein, daß er auf acht Tage ſich ſo halten würde. So lang jedoch die ſchwarzen Wolken am nördlichen Horizonte, der Ueberreſt des Höhenrauchs vom Monat Mai, nicht gänzlich verſchwunden ſind, ſo lang ſind wir vor der Wiederkehr der kalten, naſſen Witterung nicht geſichert. Eine Folge des ungünſtigen Wetters der letzten Wochen war die, daß die Oſtſeekornſpekulanten noch gute Geſchäfte machten; wider alles Erwarten verkauften ſie das Malter Korn, das man vierzehn Tage vorher für 7 fl. nicht wollte, um 9 fl. 30 kr. Die Ernte fällt bei uns ſehr gut, über alle Erwartung gut aus; ſie iſt ergiebiger als die Ernte von 1824, die man bisher für die beſte des Jahrhunderts hielt. Der Reps iſt außerordentlich gut gerathen; auf dem Morgen von 160 Quadratruthen, auf dem man vor 2 Jahren 6 und im verfloſſenen Jahre 8 Malter erntete, driſcht man im gegenwärtigen 10 Malter und darüber. Auf einem Morgen Korn von 160 Quadratruthen wurden 64 Hauſen Korn gebunden, die, da ſie voll ſind, wenig, aber doch beſtimmt 16 Malter Frucht geben. Auf 1½ Morgen Acker, der mit Gerſte gepflanzt war, wurden 45 Hauſen gebunden, die in einem geringen Anſchlage 18 Malter Gerſte geben. Auf 2½ Morgen Weizen, der noch auf dem Halme ſteht, ſchätzt man 70 Hau-

Digitized by Google

en. Die drei Felder, deren hier Erwähnung geſchieht, gehören zu den beſſeren; aber mit geringen Abweichungen tritt daſſelbe Verhältniß in allen Gemarkungen der hieſigen Umgegend ein. Im Gegentheile iſt in ſandigen Gemarkungen und auf Höhen der Ertrag der Körner weit reichlicher. Mit dem Weine iſt, wenn die Monate Auguſt und September gut ausfallen, noch nichts verloren; die Trauben ſind beinahe ausgewachſen und ſehen geſund und friſch aus, viel gibt es ohnedem, weit mehr, als man zu hoffen wagte.

Aus dem Herzogthum Naſſau, 29. Juli.

(Schluß.)

Nach dem zweiten Liede ſprach Hr. Kirchenrath Decan Brinkmann von Miehlen folgenden Toaſt, der allgemeinen Anklang fand:

Wen preiſet der Männergeſang, der ſo feierlich tönt durch die Wälder?
Ihn, der uns geſetzt iſt zum Vater des Landes, den Herzog zu Naſſau.
Im Laufe der Jahre iſt wiedergekehret ſein hohes Geburtsfeſt;
Und heute verkünden es Stimmen aus freudig bewegeten Herzen.
Von Alters her war es die Sitte, die höher geſtellten Perſonen
Zu feiern in lieblichen Liedern mit Lob und mit Dank und mit Freude.
Was einfache Rede und Wort dem Verſtande der Menſchen nur nah bringt,
Das weihet und hebt der Geſang und ſo bringt er's zur frohen Empfindung.
Singt Heil dem durchlauchtigſten Herzog, und preiſ't ihn, ihr lieblichen Chöre!
Singt Heil ihm, auf welchem nun ruhet die Hoffnung des Naſſauer Volkes,
Daß unter ihm blühe Gerechtigkeit, Eintracht und Wohlfahrt des Landes,
Wie bisher ſie blühten, wie unter dem Scepter des ſeligen Vaters!
So rufet denn freudig und laut, daß es ſchallt durch die Tiefe des Waldes:
Es lebe unſer durchlauchtigſter Herzog hoch! —

Daß das herzogl. Amt zu Naſtätten eine Reſervemannſchaft, die den Feſtkreis mit nicht geſpanntem Hahn umſtellen mußte, requirirt hatte, war wohl eine kluge Vorſicht, in der That aber unnöthig. Der gute Sinn zunächſt der Miehler Gemeinde, welche die 44jährige Wirkſamkeit ihres allgemein geachteten Geiſtlichen nicht verläugnete, und die vom Geſange gehobene Stimmung waren die beſten Erhalter der Ordnung. — Auf den allſeitigen Wunſch der anweſenden Herren und Damen wurde bei der etwas ungünſtigen Witterung das Programm in Miehlen im Gaſtlocale des Hrn. D. G. v. d. Heldt weiter aufgeführt. Hier ſprach unter Andern beſonders an: „die Kapelle“ von Kreutzer, „der Tag des Herrn“ von Kreutzer, „das deutſche Vaterland“ von Speyer. Auch der zweite Toaſt von Hrn. Schulinſpektor Pfarrer Hegmann zu Dachſenhauſen fand allgemeine Theilnahme. Er lautete: „Meine Herren! Die heutige, zu Ehren unſeres durchlauchtigſten Herzogs ſtattfindende Feier iſt hauptſächlich durch eine groſe Anzahl Mitglieder des Lehrerſtandes hervorgerufen worden. Indem wir dieſer gedenken, müſſen wir uns unwillkürlich auch der Anſtalten erinnern, denen dieſelben zur Bildung und Erziehung eines Theils unſerer naſſauiſchen Jugend vorſtehen — Anſtalten, die in ihrem gegenwärtigen gedeihlichen Zuſtande namentlich durch das Schuledikt unſeres Landes in's Leben gerufen worden ſind. Mit dem Beginnen dieſes Jahres iſt ein Vierteljahrhundert in den Schooß der Vergangenheit hinab geſunken, ſeitdem unter Sanctionirung unſeres hochſeligen Herzogs Wilhelm das Herzogthum Naſſau das beſtehende Schuledikt begrüßte und mit demſelben eine neue Aera im Schulweſen antrat. Wir feiern daher gleichſam, auch ohne dieſes gerade beſonders gewollt zu haben, ein 25jähriges Jubiläum jenes Ediktes. Nicht als ob früher die Bildung der Jugend unſeres Landes ganz verwaiſ't geweſen wäre, vielmehr werden noch immer Viele ſeyn, welche mit Dank auf die Männer zurück blicken, die den erſten Grund zu ihrer Bildung legten. Geſtehen müſſen wir es jedoch, es iſt ſeitdem anders, es iſt viel beſſer geworden in den inneren und äußeren Verhältniſſen des Schulweſens, ſeitdem unter den Auſpicien unſeres Fürſtenhauſes durch jenes Schuledikt die Schulangelegenheiten in einen ſo gedeihlichen Stand gekommen ſind. Doch mit An- und Verordnungen, mit Edikten allein iſt es nicht gethan, wenn dieſelben nicht von einer umſichtsvollen, weiſen, für den wichtigen Gegenſtand mit Eifer wirkenden hohen Behörde gehandhabt werden. Einer ſolchen erfreuen wir uns in unſerer hohen Landesregierung. Iſt auch wohl noch Manches wünſchenswerth, noch Vieles an- und aufzubauen, bedenken wir, daß jeder Fortſchritt im Guten, ſoll er bleibend ſeyn, ſeine Stadien dafür und dagegen durchlaufen muß, ehe er zu dem gewünſchten Ziele gelangt. Vertrauen wir hier getroſt den Männern, welche an der Spitze unſerer hohen Landesregierung ſtehen und ſich das Schulweſen in einem ſo hohen Grade angelegen ſeyn laſſen. Sie werden wie bisher in ihrem Streben nicht erkalten und fortbauen auf dem, wozu ſchon vor 25 Jahren ein ſo guter Grund gelegt ward. In dieſer Zuverſicht bringe ich jenen Männern, bringe ich unſerer herzogl. naſſauiſchen Landesregierung ein freudiges Hoch. Unſere herzogl. naſſauiſche Landesregierung lebe hoch! — Ein anderer Redner brachte dann im Namen der übrigen Geſellſchaft einen dritten Toaſt als aufrichtigen Dank den Feſtgebern aus. Sein Glas erhob ſich auf das Wohl der Direktoren der Geſangvereine und ihrer einzelnen Mitglieder. Waren ſie es doch, die mit Uneigennützigkeit und unermüdlicher Ausdauer ſowohl unter dem freien Obdach der Buchen, als dem gemüthlichen des Gaſthofes mit der ſchönſten Sprache des Menſchen, dem Geſange, alle Herzen entzückt hatten. Möge auch der Direktor des naſtätter Vereins (des „Geſangfreundes“) in ſolcher Anerkennung einiges Labſal finden, wenn auch er dieſes gute Werk nicht ohne Mühe und Arbeit, ohne Opfer und Kampf und manche traurige Erfahrung pflegen, erhalten und ſtützen muß; möge das Feſt nach Jahreswiederkehr vielmehr ein neues Zeugniß vermehrter Eintracht und Liebe dafür abgeben, daß Naſſau's Söhne ſich gern harmlos zuſammen ſchaaren und den Zauber der Töne freudig begrüßen, wenn's wieder gilt, zu ſingen:

Heil unſerm Vaterland!
Heil, Naſſau, dir!
Du ſchönſter Gau im deutſchen Reich,
Du prangſt in Herrlichkeit.
Kein Land, kein Staat iſt dir ja gleich,
Auf Erden weit und breit.
Wohlan, ihr Brüder, rufet laut:
Heil unſerm Vaterland!

Charade.

Wir Erſten mit Seufzen es ſagen,
Daß ach! das Letzte uns fehlt;
Dem Vater im Himmel wir's klagen,
Der unſere Thränen gezählt —
Die Liebe, ſie hemmet der Zähren Lauf
Und nimmt uns erbarmend in's Ganze auf.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. Auguſt. Zu ebener Erde und erſter Stock, oder: die Launen des Glücks, Poſſe mit Geſang in 3 Abth., von Neſtroy, Muſik von Müller.

Montag, 7. Auguſt. Humoriſtiſche Vorleſung von Hrn. Saphir. Vorher geht: Der zerbrochene Krug. Luſtſpiel in 1 Akt, von Schmidt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 216. Montag, den 7. Auguſt 1843.

Poeſie und Proſa.

(Von Ludwig Hub.)

Auf der Welt wie viele Proſa
Und wie wenig Poeſie!
Wunderſelten iſt ein Poſa,
An Philiſtern fehlt es nie.
Nur in flüchtigen Sekunden
Fühlt man Himmelsſeligkeit,
Aber reichlich ſind die Stunden
Waſſerfarb'ner Nüchternheit.

Poeſie kann uns die Schwingen
Nur auf Augenblicke leih'n,
Doch der Proſa Diener dringen
Immerwährend auf uns ein;
Wenn man auch am Lebensmorgen
Frohen Göttern gleich ſich fühlt,
Ach, es nahen bald die Sorgen
Und die Gluth wird abgekühlt.

Seht den Jüngling, der mit friſchen
Kräften rüſtig einſt geſchwärmt,
Wie, ein Aemtchen zu erwiſchen,
Er als Kandidat ſich härmt.
Wer von Stern zu Stern geflogen
Raſch mit der Begeiſt'rung Sturm,
Lebt auf einmal eingezogen,
Wohlverwahrt im Schuldenthurm.

Sel'ge Zeit der erſten Liebe!
Man iſt da auf Erden kaum;
Proſa ſänftigt ſchnell die Triebe
Und verſcheucht den holden Traum:
Geld und Geld für Schein' und Stempel
Will das Bürgermeiſteramt;
Geld nur öffnet uns den Tempel,
Wo man weiht, was längſt ſchon flammt.

Ganz poetiſch läßt ſich's leben
Im geſell'gen Zecherkreis,
Wo beim edlen Saft der Reben
Hell ertönt der Freundſchaft Preis;
Poeſie wohnt in der Flaſche,
Doch bald wird Frau Proſa laut,
Wenn man Morgens nach der Taſche,
Katzenjammer fühlend, ſchaut.

In die Welt der Ideale
Zaubert uns des Dichters Sang;
Aber fern dem Erdenthale
Bleibt die Proſa ſelten lang:
Lauſchend einem Götterliede,
Hört man plötzlich ihr Gebot:
Holz und Licht und Wohnungsmiethe,
Theu'res Fleiſch und theu'res Brod!

Sieben Tage hat die Woche
Und nur einen Feiertag,
Wo, entbunden von dem Joche,
Man als Menſch ſich fühlen mag.
Werkeltages welch' ein Quälen!
Wie das Leben man ſich kürzt!
Ach, die Stunden ſind zu zählen,
Die die Poeſie uns würzt.

Kaum daß man in wonnereichen,
Holden Träumen froh ſich wiegt,
Naht ſchon Proſa, deren Streichen
Schnell die Poeſie erliegt;
Zwiſchen dieſen beiden Schweſtern
Findet ew'ge Fehde ſtatt:
Proſa herrſcht heut', wo noch geſtern
Poeſie gewaltet hat.

Aber grad' weil ſie ſo ſelten
Sich in unſ'rer Mitte zeigt,
Die Beherrſch'rin ſchön'rer Welten,
Sind wir Alle ihr geneigt;
In Minuten oft verſüßet
Lange, ſau're Jahre ſie;
Darum ſey uns hoch gegrüßet,
Wo du weileſt, Poeſie!

Digitized by Google

Die Prozeſſion des Grafen von Rechicourt.

(Eine lothringiſche Sage.)

(Fortſetzung.)

Schon in der Frühe des andern Morgen ſtand der Sarkophag des edlen Grafen in der Kirche des heil. Nikolaus; die Mönche umſtanden denſelben, Todeshymnen ſingend; Emmeline kniete in langem Trauergewande neben demſelben und weinte ſtille, heiße Thränen über den frühen Hintritt ihres geliebten Gatten. — Doch ihr Gatte lebte! Nur die Gebete und Thränen ſtiegen zum Himmel und ſenkten ſich wieder als ein Thau des Troſtes und der Gnade in die Bruſt des Grafen, der in Gefangenſchaft ſchmachtete. — Kaum hatten nämlich jene wilden Sarazenen in dem ohnmächtig auf dem Boden Liegenden ihren gefährlichſten Feind erkannt, als ſie in ein lautes Jubelgeſchrei ausbrachen, froh, endlich ein Mal den Gegenſtand ihres tödtlichſten Haſſes in ihrer Gewalt zu haben. Sie hoben den Ritter auf, und brachten ihn, ſey es nun durch Kunſt oder Zauberei, wieder zum Bewußtſeyn. Sie überhäuften ihn alsdann mit Schmach und Beſchimpfung jeder Art, belaſteten ihn mit den ſchwerſten Ketten, und ſchleppten ihn ſo in ein feuchtes, dunkles Gefängniß, wo er kaum die zur Friſtung ſeines Lebens nöthige Nahrung erhielt. Und wenn er ſo am Tage unſägliche Leiden erduldet, ſo ſchwebte ihm Nachts das Bild ſeiner Gemahlin vor, die bitterer Gram verzehrte, und die nichts zu ſeiner Befreiung thun konnte, da ſie ja in dem Wahne lebte, ihr Gatte ſey todt. Endlich erreichten die Leiden des Grafen einen ſolchen Grad, daß ihn aller Muth und jede Standhaftigkeit verließen, und er den Himmel anflehte, ſeiner Qual ein Ende zu machen.

An einem Vorabende des Feſtes des heiligen Nikolaus flehte er den Heiligen wieder inbrünſtig an, ihm baldige Hülfe zu ſenden, indem er ihm unter Thränen vorſtellte, daß auch die heldenmüthigſte Standhaftigkeit unter ſolchen Prüfungen erliegen müſſe. Der Heilige erhörte das Flehen des Ritters. Er ließ einen ſanften Schlaf über ihn kommen, keinen ſolchen, wie ihn die unruhigen und in den Banden irdiſcher Sorgen ſchmachtenden Sterblichen zu genießen pflegen, ſondern wie nur die Seligen in den Gefilden des Friedens ihn verkoſten. Der Gefangene vergaß, daß ſein Leib auf dieſer Erde weile, leidend und entſtellt; er vergaß all' ſeines Kummers, ſeiner Schmerzen; es ſchien ihm, daß in die dumpfe Atmoſphäre ſeines Kerkers der Strom himmliſcher Lüfte hereindringe, daß ſeine Glieder, jeder Feſſel ledig, ihn in weite Räume trügen, daß ſich vor ſeinen Blicken die entzückendſten Gemälde entfalteten; Wälder, Meere, Berge, Thäler, Städte und Dörfer flohen an ihm raſch vorüber; er erblickte reizende Fluren, jenen Lothringens ähnlich; dann ſah er aus der Ferne ein ſtattliches Schloß, und endlich auf dem höchſten Thurme deſſelben eine ſchöne Frau mit einem Kinde auf den Armen; er erkannte in der Dame ſeine Emmeline, in dem Kinde ſein eigenes, das ihm freudig die Händchen entgegenſtreckte .... Alsdann entſchwand ſein Traum, und er verſank in einen noch tieferen Schlaf, der ihm keine Traumgebilde mehr vorgaukelte.

Man feierte eben in Saint Nicolas de Port das Feſt des Heiligen, zugleich ein Feſt für die ganze umliegende Gegend, die geſegnet und blühend war durch den Schutz des Heiligen. Aus ganz Lothringen und dem Lande der Vogeſen waren die frommen Gläubigen nach Saint Nicolas herbeigeſtrömt, um an der Feſtesfreude Theil zu nehmen und dem Heiligen Dank zu ſagen für den Schutz und die Hülfe, die er ihnen bisher geleiſtet. Mit Tagesanbruch eilte das Volk ſchaarenweiſe der Kirche zu. Aber, o Wunder! ein mit ſchweren Ketten beladener Mann liegt unter der Säulenhalle vor dem Hauptportal der Kirche in tiefem Schlafe; ſeine Ketten ſind ſo ſchwer, daß die geringſte Bewegung dem Träger unmöglich zu ſeyn ſcheint. Alle fragen verwundert: „wie iſt er hierher gekommen? Die Menge umringt ihn und erweckt ihn endlich durch das Geräuſch ihrer Tritte und verwunderte Fragen. Er ſchlägt die Augen auf, ſieht ſich ſtaunend und zweifelnd um . . . „Dieſe Geſtalten," ſagt er, „dieſe Züge, dieſe Trachten, dieſe Kirche, Alles erinnert mich an mein Heimathland Lothringen; Alles, außer dieſen Ketten, die ich, ach, gewiß nicht mehr tragen würde, wenn ich wieder in demſelben weilte!" Doch plötzlich fallen die Ketten von ſeinen Händen, die Pforten des Tempels öffnen ſich von ſelbſt, und alle Glocken fangen an zu läuten, obgleich ſie keine Menſchenhand gerührt! Die Menge iſt ſtarr vor Erſtaunen . . . der Mann in den Feſſeln erhebt ſich, er breitet ſeine Arme ſehnſüchtig aus; ſein Herz und ſeine Bruſt erweitern ſich, und er ſinkt wonnetrunken auf die Knie, Gott und dem Heiligen, der ihn befreit, innigen Dank ſagend.

Dann wandte er ſich an die, welche ihn verwundert umſtanden: „Geht, liebe Leute, ſchnell zu dem Abte, ſagt ihm, er ſolle die Pforten ſeines Kloſters öffnen, um den Grafen von Rechicourt zu empfangen, der durch ein Wunder des heiligen Nikolaus aus ſeiner traurigen Gefangenſchaft erlöſ't worden; dieſer große Heilige hat mich während meines Schlummers von Paläſtina wunderbarerweiſe an dieſen Ort verſetzt."

(Schluß folgt.)

Communiſterei der deutſchen Handwerker am Genfer See.

(Fortſetzung.)

Von der reichen Zahl deutſcher meiſt noch den akademiſchen Lehrjahren (und daher auch den Flegeljahren des politiſchen Denkens) angehörigen Flüchtlinge, welche inſonderheit nach dem Frankfurter April-Attentat die Schweiz bevölkerten, hatten ſich nicht wenige in den franzöſiſchen Kantonen angeſiedelt, wo ſie überall mit aufopfernder Gaſtfreundſchaft aufgenommen wurden. Denn gerade damals hatte mit aller Stärke einer kraftvoll erwachenden Neigung ſich jenes günſtige Vorurtheil der franzöſiſchen Schweizer für deutſche Literatur und Geiſtesbildung zu begründen angefangen, das bisher trotz ſo vieler bittern Erfahrungen, welche an den die fremde Gaſtfreundſchaft ſchmählich mißbrauchenden deutſchen Flüchtlingen gemacht wurden, in ſtetem Wachsthum begriffen iſt. In der Waadt und in Genf hieß man unſere landsmänniſchen Refugiés mit beiden Händen willkommen, ja man wetteiferte, ihnen jegliche in ihrer Lage nur immer wünſchenswerthe Erleichterung zu verſchaffen, und ſchätzte ſich gleichſam noch glücklich, wenn dieſe noch mit allen geſellſchaftlichen Ungezogenheiten des Studententhums und eines nachgeäfften Sans-Culottismus angethanen deutſchen Freiheits-Märtyrer, deren jeder bei dem hohen Reſpecte vor dem deutſchen Geiſte für einen perſonificirten Ausdruck aller erdenklichen Weisheit und Gelehrſamkeit galt: wenn ſie, ſage ich, ſich herbeiließen, in den achtbarſten und ausgezeichnetſten Familien Un-

Digitized by Google

terricht in der deutſchen Sprache zu ertheilen. Manche dieſer unſerer deutſchen Landsleute, bald zurückgekommen von den unſinnigen Illuſionen, welche das gedachte Attentat hervorriefen, ſegneten den hier unerwartet aufgegangenen Troſt- und Glücksſtern und ſäumten nicht, ſich dieſe vortreffliche Gelegenheit zu dem erwünſchteſten Fortkommen mit allem Eifer zu nütze zu machen. So gründeten ſich viele dieſer einſt gleich ungezogenen, als in politiſchem Ungeiſt überſchwänglichen Republikaner allmählig achtbare Stellungen und Bürgerrechte auf dem gaſtfreundlichen Boden der franzöſiſchen Schweiz, indem ſie mehr und mehr und endlich ganz in Folge der Entwickelung des politiſchen Gedankens, die ſie auf republikaniſchem Boden durchmachten, ſich all' des abenteuerlichen Gerüſtes ihrer früheren donquixottiſch-politiſchen Dicht- und Denkweiſe entſchlugen. Andere ihrer Schickſalsgenoſſen dagegen, vom Dämon freiheitſchwindelnder Eitelkeit tief angefreſſen und ſich daher in der Rolle eines ſinnlos uſurpirten politiſchen Märtyrerthums gefallend, verharrten in einer abenteuerlichen Haltung und trieben neben ihrem propagandiſtiſchen Spuk die Praxis jener von ihnen hochgeprieſenen Gemeinſchafts-Theorie, welche, bei ihrer nahen Verwandtſchaft mit unblutigem Brigandismus, den großmüthigen Gaſtfreunden manches ſchwere unfreiwillige Opfer auferlegte, und welche ganz geeignet war, die letztern an der Redlichkeit und dem Adel deutſcher Sinnes- und Denkweiſe völlig irre zu machen.

Dieſer ziſchende und gährende Niederſchlag der flüchtigen Excremente des 1831r und 1832r Preßbengels, der Hambachiade und vornehmlich der Aprilemeute war es nun auch, welcher in hieſiger Gegend jene clubbiſtiſchen Verbrüderungen der deutſchen Handwerker*) hervorrief, von denen im Mutterlande längere Zeit ſo viel überflüſſiges Geſchrei und Aufhebens gemacht wurde.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß vorerſt diejenigen Stände, in deren Fäuſten die wirkſamſte Gegenkraft gegen die hiſtoriſche Gewalt-Berechtigung der weltlichen Autorität beruht, für die Grundſätze und Lehren jenes Excrements der deutſchen Flüchtlinge gewonnen werden müßten, ehe an deren erfolgreiche Verwirklichung gedacht werden könne, ließen es ſich beſagte Apoſtel der in Frankreich erfundenen neuen Staats- und Geſellſchaftstheorie vor Allem angelegen ſeyn, ſich den Handwerkern brüderlich zu nähern und ihnen ihr ſocial-politiſches Smollis tief zwiſchen den gaffenden Mund zu drücken. Daß ihnen ſchon durch die St. Simoniſtiſche Anſteckung vorgearbeitet war, welche die franzöſiſchen Handwerker unter ihren deutſchen Standesgenoſſen verbreiteten, kam ihnen trefflich zu ſtatten, und ſo fügte es ſich dann leicht, daß unter der Leitung unſerer Apoſtel jene Verſammlungen anhoben, aus welchen die ſogenannten communiſtiſchen Verbindungen der deutſchen Arbeiter hervorgingen. Wenn inzwiſchen die Mehrzahl dieſer „Verbundenen“ auch mächtiger, als es in der That je der Fall war, von der Lehre der ihnen als gleißenden Köder für tiefer liegende Zwecke vorgehaltenen Gütergemeinſchaft ergriffen worden wäre, ſo würde doch Niemand den erſten Stein gegen die Bethörten aufheben wollen, da bei einer ſo draſtiſchen Erregung ſinnlicher Leidenſchaften und des oſtenſibeln Intereſſes der gewöhnliche Culturgrad des Proletariers offenbar nicht genügt, Herz und Geiſt gegen derlei faſt unwiderſtehliche Verlockungen zu waffnen. Allein wo die politiſche Vernunft unſerer deutſchen Brüder aus dem Handwerkerſtande nicht ausreichte, das eingeſchlürfte Gift der St. Simoniſtiſchen Lehre in natürlicher Gegenwirkung zu entkräften, da half eine im Ganzen verſtändige Anſicht der menſchlichen Dinge und vor Allem die Moral des deutſchen Gefühls-Elements entſcheidend nach, und daher kann behauptet werden, daß der Communismus in den meiſten der „Verbundenen“ keine gründliche Stätte gefunden hatte. Wahrſcheinlich wären deshalb auch nach der allmähligen Ausſonderung der überſpannteſten politiſchen Flüchtlinge von ſchweizeriſchem Boden, in Folge der Reclamationen der fremden Mächte, dieſe deutſchen Communiſten-Verſammlungen von ſelbſt wieder auseinander geplatzt, wenn nicht einige unruhige Köpfe, ſelbſt Handwerker, aber mit keinem Genie zur Arbeit begabt, und die ſich vielmehr „zu Höherem berufen glaubten“, ihre Rechnung dabei zu finden hofften, dieſe Verbindung zu unterhalten und ſie als Quelle ihrer Exiſtenz auszubeuten. Dieſe unruhigen, ſich eines „höhern Rufs“ bewußten Köpfe gehörten der Mehrzahl keiner andern Zunft als der löblichen Schneider- und Schuſterzunft an, und es waren vorzugsweiſe Schneider, welche ſich in dieſen dem deutſchen Geiſte ſo durchaus fremdartigen clubbiſtiſchen Verbrüderungen am behaglichſten fühlten und darin als vornehmſter revolutionärer Giſcht brodelten. Es ſchmeichelte der verhockten Einbildungskraft dieſer meiſtens bleichgelben Nadel-Kobolde allzeit gar ſehr, daß von ihren verhöhnten Boutiquen aus eine ſowohl politiſche als geſellſchaftliche Umwandlung des großen Vaterlandes erwirkt werden ſolle.

(Fortſetzung folgt.)

*) »Handwerker-Academieen,« wie ſie der in Zürich erſcheinende »Republikaner« nennt.

M. G. Saphir in Frankfurt a. M.

Seit länger als zwanzig Jahren wirkt M. G. Saphir, und hat ſich unter den deutſchen Journaliſten und belletriſtiſchen Schriftſtellern einen hervortretenden Namen gemacht, welcher bis zu allen Ständen und Klaſſen des Volkes gedrungen iſt. Alle Welt hat ihn geleſen und ſich an der reichen Fülle ſeines trefflichen Humors und pikanten Witzes erluſtigt und erheitert; alle Journale haben ihn exploitirt und nachgedruckt, und dutzendweiſe haben es verwandte oder ſich doch für verwandt haltende Talente und Nichttalente verſucht, ihn nachzuahmen oder nachzuäffen; ſeine humoriſtiſchen Dichtungen müſſen bei allen Konzerten und in allen Deklamationsvereinen herhalten, und ſind in hundert Sammlungen übergegangen. Dieſe Reſultate beweiſen, daß Saphir etwas Außergewöhnliches geleiſtet hat, und daß ſein Renommée feſt begründet iſt; denn aus Nichts wird Nichts, und ein bis ſelbſt in das unterſte Volksleben gedrungener Ruf läßt ſich nicht erzwingen. Von Seiten der Kritik iſt ſeinem Talente dadurch die beſte Anerkennung geworden, daß man ſich über den Umfang und die Bedeutung deſſelben viel herumgeſtritten und ſo viel darüber geſchrieben hat, daß man Bände damit füllen könnte; man hat ihn von der einen Seite überſchätzt und von der andern herunter zu ziehen und auf alle Weiſe zu verkleinern geſtrebt. Saphir, der ſelber die Waffen der Satyre gegen Andere gewendet hat, und mit ſcharfer, oft

Digitized by Google

verletzender Feder ſchreibt, muß ſich ähnliche Angriffe auf die eigene Perſon und Wirkſamkeit ſchon gefallen laſſen, aber er kann ſich rühmen, aus dem Kampfe ſiegreich hervorgegangen zu ſeyn und ſeinen Ruhm weder eingebüßt, noch überlebt zu haben. Gegenwärtig iſt man über ihn und über ſeine Stellung und Bedeutung als Journaliſt, Schriftſteller und Dichter einig geworden, und die Extreme haben ſich dahin vermittelt, daß er nicht nur ein ſeltenes in ſeiner Gattung einziges Talent beſitzt, ſondern auch Vieles geſchaffen und geſtaltet hat, was als eine Bereicherung unſerer Literatur betrachtet werden muß. **Saphir** iſt jedenfalls ein höchſt bedeutendes, humoriſtiſches, ſatyriſches und ſprachliches Talent, und was die Handhabung des leichten und ſprudelnden ſogenannten Wortwitzes anbelangt, ſo hat ihn hierin noch Keiner übertroffen. Mag er auch mit ſeinen Wort- und Gedankenſpielen nicht immer erſchöpfend und tief eingreifend, mögen es auch oft nur Spiele und flüchtig aufblitzende, ſchnell wieder verlöſchende Raketen ſeyn, mag er auch oft höhere Zwecke denen einer auf Ueberraſchung und momentanen Effekt berechneten Unterhaltung aufopfern, ſo bleiben ſeine Scherze doch immer geiſtvoll und liebenswürdig, ſeine Einfälle frappant und neu, ſeine Combinationen originell und oft genial und ſeine Quellen unerſchöpflich. Tadeln iſt leicht — beſſer machen, ſchwer. Unbeſtritten am trefflichſten ſind ſeine witzigen, ſchalkhaften und oft wahrhaft glänzenden Vorleſungen, in welchen er namentlich eine große Virtuoſität, den Augenblick zu ergreifen und ſich den Lokalitäten und Zeitverhältniſſen anzuſchließen, entfaltet. In den letzteren Jahren iſt **Saphir's** früher oft ſchroffe und anmaßende Manier milder und verſöhnender geworden, und er hat ſich von jenem frühern Hange zu Perſönlichkeiten und kleinlicher Polemik zu freierer und beſſerer Anwendung ſeines Talentes erhoben und emanzipirt. Seine perſönliche Erſcheinung in unſerer Stadt und ſein öffentliches Auftreten als humoriſtiſcher Vorleſer konnte nicht verfehlen, Senſation zu erwecken. Ein ſehr zahlreiches Auditorium zollte ihm den ungetheilteſten Beifall und den verdienteſten; denn ſein Vortrag über die vielen W-Fragen des Lebens, wann, wo, woher, warum, wohin, worüber, wie, wer u. ſ. w. iſt in der That ein Meiſterſtück von geiſtreicher Moſaikarbeit und überſprudelnder Laune. Was man auch gegen dies Genre einwenden mag, intereſſant bleibt es, und wer hierin mehr zu leiſten vermag, der hebe den erſten Stein auf! Wir ſind überzeugt, daß **Saphirs** fernere Soiréen ſteigende Theilnahme finden und zahlreiche Hörer heranziehen werden, und wir fragen, ob ſie des Beifalls minder würdig ſind, als die Fußkünſte einer Fanny Elßler, die Fingerfertigkeiten eines Liſzt, die Rouladen und Triller einer Haſſelt-Barth oder eines Rubini und die Wiener Späße eines Neſtroy, Scholz oder Wallner? Weiteres über Hrn. **Saphirs** Vorleſungen uns vorbehaltend, gereicht es uns zum Vergnügen, durch gegenwärtige Andeutungen die Eröffnung der humoriſtiſchen Vorträge einer literariſchen Celebrität zur Anzeige gebracht zu haben, und gewiß in Uebereinſtimmung der zahlreichen Verehrer des Hrn. **M. G. Saphir** heißen wir denſelben in Frankfurt willkommen.

Den Vorleſungen ging zuerſt die Ouverture aus dem klaſſiſchen „Waſſerträger" von Cherubini voraus, welche unſer Orcheſter in gewohnter Vollendung, namentlich mit großer Präciſion und Kraft vortrug. Sie war jedenfalls geeigneter, als das Duett aus der Favorite von Donizetti, welches indeſſen Dem. **Capitän** und Hr. **Piſchek** trefflich vortrugen. Sehr wurde bedauert, daß Mad. **Frühauf** verhindert war, das „Solo-Luſtſpiel" von **Saphir** vorzutragen. Dafür entſchädigte Hr. **Baiſon** durch die rhetoriſche Meiſterſchaft, womit er das an ſchönen Bildern und Gefühlspointen reiche Gedicht von **Saphir**, „der verkaufte Schlaf", vortrug. Freundlich vom Publikum empfangen, erhielt Hr. **Baiſon**, wie auch Dem. **Capitän** und Hr. **Piſchek** großen Beifall. **W.**

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 8. Auguſt.

Seitdem der hohläugige Hunger ſeine magere Hand bei uns ausſtreckte und mit gierigen Blicken die Reſte von Lebensmitteln in Beſchlag nahm, welche für den Augenblick noch zu haben waren, ſind hier Beſorgniſſe rege geworden, welche die Zukunft und ihre Bedürfniſſe zum Gegenſtande haben, und welche bei ſorgſamen Hausvätern den Entſchluß hervorgerufen haben, ſich durch das Mittel der Aſſociation gegen die Folgen einer künftigen Theuerung möglichſt ſicher zu ſtellen. In einem hieſigen Tagblatt iſt bereits dazu aufgefordert worden. Auf Koſten einzelner Geſellſchaften, deren Zahl jedoch nicht unter 50 Familien herabſinken dürfte, wie dort bemerkt iſt, ſoll nämlich der nöthige Jahresbedarf an Getreide zu der günſtigſten Epoche angekauft und nach Maßgabe des Einkaufspreiſes und der Verwaltungskoſten den Theilnehmern ein fixer Brodpreis für das ganze Jahr garantirt werden. Der wohlgemeinte Vorſchlag klingt ſo übel nicht, ſcheint aber bei näherer Prüfung einiges Bedenken zu erregen, beſonders wegen der Verwaltungskoſten und des unvermeidlichen Mäuſefraßes, der die Bilanz der Geſellſchaft leicht in Unordnung bringen dürfte. Doch käme es auf einen Verſuch an und derjenigen, welche ſich ihm anſchlöſſen, würde man zu Dank verpflichtet ſeyn. — Wir ſind hier an die Erhaltung der geſellſchaftlichen Ordnung ſo ſehr gewöhnt, daß die Wahrnehmung des Gegentheils zu den ſeltenen Ausnahmen gehört. Es verdient daher bemerkt zu werden, daß einem hieſigen Bierbrauer, der zu unſeren betriebſamſten gehört, am vorigen Sonntag in ſeiner Abweſenheit von Hauſe die Summe von 2200 fl. geſtohlen wurde. Alle Spuren des Thäters ſollen raſch verſchwunden ſeyn, wie der leichtbewegliche Schaum auf dem Bierſpiegel des weiten Kelchglaſes, auf welchem der Aequator der Mäßigkeit durch eine conſtante Linie vorgezeichnet iſt. — Geſtern gaben die Herren **Herz** ihre erſte muſikaliſche Abendunterhaltung auf dem Chauſſeehauſe bei Beſſungen, welche, begünſtigt von der ſchönſten Witterung, einen zahlreichen Beſuch herbeigeführt hatte. Dieſes wohlangerichtete Piknik von Tönen und Erzeugniſſen der Küche und des Backoſens ſchien Ohr und Magen vollkommen zu befriedigen.

Auflöſung des Sylbenräthſels in Nro. 212.

Hellebarde.

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Auguſt. Humoriſtiſche Vorleſung von Hrn. **Saphir**. Vorher geht: **Der zerbrochene Krug.** Luſtſpiel in 1 Akt, von Schmidt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 217. Dienſtag, den 8. Auguſt 1843.

Die Prozeſſion des Grafen von Rechicourt.

(Eine lothringiſche Sage.)

(Schluß.)

Die Menge beeilte ſich, dem Auftrage des Grafen zu entſprechen; der Abt aber will ihren Reden durchaus keinen Glauben ſchenken: „Was ſprecht ihr mir da," begann er, „vom Grafen von Rechicourt? der iſt ja vor Jahren im heiligen Lande gefallen, nachdem er, zum Heile ſeiner armen Seele, unſerer Abtei reiche Schenkungen und Privilegien verliehen."

Als dem Grafen dieſe Rede des Abtes hinterbracht worden, lächelte er ſpöttiſch, und ließ ihm zurückſagen: „Wenn der Geiſt des Abtes zu beſchränkt iſt, um die Größe der göttlichen Allmacht, die ſich in Wundern offenbart, zu begreifen, wenn er einen augenſcheinlichen Beweis von der Wahrheit eurer Ausſage verlangt, ſo ſaget ihm, daß in dem Augenblicke die Ratten ſich ſchaarenweiſe in ſeinem Kornſpeicher verſammeln und ſich gütlich thun."

Der Abt hielt dieſe Mittheilung, welche man ihm im Namen des Grafen machte, für eine Beſchimpfung.

„Bei'm heiligen Nikolaus! Der Betrüger fügt zu ſeinem Betruge noch Hohn und Beſchimpfung! Kommt, um euch mit mir von der Falſchheit ſeiner Ausſage zu überzeugen!" Und er begab ſich mit den Abgeſandten des Grafen auf den Kornſpeicher; aber ſiehe da! die Ratten ſchmaus'ten hier mit ſolcher Behaglichkeit, als wären ſie in ihrem Eigenthum. Der Abt ſtieß zuerſt einen Schrei des Entſetzens aus, bat aber gleich darauf Gott und den heiligen Nikolaus wegen ſeines Unglaubens um Vergebung, worauf die Ratten aus dem Kornſpeicher flohen, als wäre der böſe Feind hinter ihnen. Alsdann ging der Abt, an der Spitze ſeines Klerus, beſchämt und reuig dem Grafen entgegen, und öffnete ihm die Pforten der Abtei; der Graf trat indeſſen nicht eher durch dieſelben ein, als bis das Volk ſeine Ketten an den Pfeilern der Kirche zum ewigen Andenken ſeiner Befreiung aufgehängt hatte.

Mittlerweile hatte man nach der Gräfin geſchickt, deren Schloß mehrere Stunden von der Abtei entfernt lag. Als ihre Diener aus dem Munde der Abgeſandten gehört hatten, was zu Saint Nicolas vorgegangen, eilten ſie zu derſelben, freudig rufend: „Schnell, edle Frau; ziehen Sie Ihr ſchönſtes Feſtgewand an, und eilen Sie Ihrem Gatten entgegen, der den Feſſeln der Sarazenen entronnen iſt." Die gute Dame, als ſie die überraſchende Kunde vernahm, ſchlug freudig in die Hände und rief: „Gütiger Gott! welches Glück bereiteſt Du mir!" Doch bald kehrte wieder Trauer in ihr Herz zurück, aus dem ſo lange jede Freude geflohen war. „Bringet mir," ſagte ſie, „meine Trauerkleider, denn mein Gatte iſt längſt geſtorben. Ich will mich, meinen Sohn an der Hand, zu dem begeben, der ſich Herr von Rechicourt nennt, und will ſo ſeinen Betrug an das Licht bringen." Als ſie aber wirklich zu dem Ritter gekommen war und ihn ſelbſt ſah, wie er, die Arme gegen ſie ausgebreitet, die Augen voll Thränen und mit klopfendem Herzen, ſie mit den ſüßeſten Namen nannte . . . da mußte aller Zweifel aus ihrem Innern ſchwinden, und ihre Freude war ſo groß, ſo entzückend, daß ſie, ihrem Gatten in die Arme fallend, kaum noch Faſſung und Kraft genug behielt, um ihm zu ſagen: „Siehe hier Deinen Sohn! . . ."

Alsdann bezeigten der Abt und ſeine Mönche dem Grafen und der Gräfin die ſchuldige Devotion. Sie erzählten dem Volke wiederholt alle näheren Umſtände der wunderbaren Begebenheit, und ihre Erzählung verſetzte Alle, die ſie hörten, in das größte Erſtaunen. Da das Gerücht des Wunders ſich nicht allein unter den Bewohnern der Stadt und den zu dem Feſt gekommenen Fremden verbreitet hatte, ſondern auch in der ganzen Umgegend, ſo ſtanden bald alle Häuſer von den Bewohnern verlaſſen, die nach Saint Nicolas herbeiſtrömten, um ſich von der Wahrheit des Wunders mit eigenen Augen zu überzeugen. Der Graf und der Abt beſchloſſen daher, einen öffentlichen Beweis ihrer innigen Dankbarkeit gegen den heiligen Nikolaus abzulegen. Zu dieſem Zwecke zog am folgenden Abende in derſelben Stunde, in welcher Tags zuvor der Herr von Rechicourt in den wunderbaren Schlaf gefallen war, eine ſchöne, feierliche Prozeſſion aus der Kirche der Abtei, unter dem Glanze einer großen Zahl Fackeln; die Geiſtlichkeit ging in ihren reichſten Gewändern, das Banner des Heiligen an der Spitze, voran, und ſang Hymnen zur Ehre ihres Schutzpatrons; dann folgte der Graf, in der Tracht eines Gefangenen, mit Ketten beladen, begleitet von einer beträchtlichen Anzahl ſeiner Leute, die als Türken verkleidet waren und die Ungläubigen vorſtellten, welche ihren Herrn ſo ſehr gequält hatten; endlich kam der Abt unter einem prächtigen Himmel mit den Reliquien des heiligen Nikolaus. Die Prozeſſion zog ſo durch die ganze Stadt unter dem Zujauchzen des Volks, das den Zug begleitete und Freudenfeuer abbrannte, ſo daß die ganze Stadt an dieſem Abende von einem zauberiſchen Glanze erleuchtet ſchien. Sobald

Digitized by Google

die Prozeſſion wieder in die Kirche zurückgekehrt war und ſich gegen das Chor bewegte, ſo fielen auf ein an den Heiligen gerichtetes Gebet die Ketten von den Händen des Gefangenen … die Türken ergriffen erſchreckt die Flucht …. und die Wölbungen der Kirche wiederhallten von lauten Dank- und Jubelliedern, zur Ehre Gottes und des heiligen Nikolaus.

Dieſe Prozeſſion wurde ſo ſchön befunden, ſo ehrenvoll für den Heiligen und ſo geeignet, das Andenken des großen Wunders, das er gewirkt, zu erhalten, daß ſie von dem Grafen und dem Abte für ewige Zeiten geſtiftet wurde, und noch im Jahre 1789 wurde dieſelbe auf die oben beſchriebene Weiſe feierlich gehalten. L.

Communiſterei der deutſchen Handwerker am Genfer See.

(Fortſetzung.)

Wahrhaft ſeltſam! Neuere Touriſten, welche Gelegenheit hatten, den Communismus in Frankreich näher kennen zu lernen, wiſſen uns faſt nur von communiſtiſchen Schneidern zu erzählen, als welche ihnen den wahren Geiſt des St. Simonismus unter ihren Mitverbrüderten am überraſchendſten kundgethan; wie ja auch jener St. Simoniſtiſche Pariſer Schneider ſich weigerte, einem bekannten deutſchen Schriftſteller die beſtellten Beinkleider zu liefern, weil er nachträglich erfuhr, daß ſein Kunde ein Gelehrter ſey. Und der gegenwärtige Hauptanführer der noch in der franzöſiſchen Schweiz beſtehenden deutſchen communiſtiſchen Handwerker-Verbindungen iſt wiederum ein gewiegtes und pfiffiges Schneiderlein, W— —g, früher in Genf wohnhaft, jetzo hier in Lauſanne. Er iſt mir jüngſt gezeigt worden, dieſer wichtige Mann, der ſich für nichts weniger als für einen ſocialen Luther, oder für etwas Aehnliches, hält, und der ſeine Bruſt höher trägt als Mancher, der auf einem Throne ſitzt. Sein Hauptſtolz beſteht in ſeiner „genialen“ Unwiſſenheit, wie er ſie nennt, in ſeiner gänzlichen Unbekanntſchaft mit allem Dem, was man unter „hergebrachter“ Cultur des Geiſtes verſteht. Vom Kopfe bis zu den Füßen ein Kobold, klein, zitternd, mit hektiſchem Ausſehn, fehlte nichts, als daß er in ſeiner klappernden Hand eine Scheere trüge, um in irgend einem ſkurrilen Zaubermährchen à la Amadeus Hoffmann eine ergötzliche Figur zu ſpielen. Deſſenungeachtet wollte dieſer Ausbund bäuriſcher Ignoranz und Eitelkeit, dieſes ſinnenverrückte communiſtiſche Schneider-Individuum, zu Genf ein Journal für die deutſchen Communiſten herausgeben, das aber ſeine Exiſtenz nur bis zum Erſcheinen der dritten oder vierten Probenummer friſtete….. Dafür arbeitet er nun deſto eifriger an dem zu Vevay erſcheinenden Communiſten-Blatte: „Die junge Generation.“

Aus dem Umſtande, daß ein Subject, wie dieſer Schneider, als eigentlicher Chef unſerer landsmänniſchen Communiſten in der franzöſiſchen Schweiz gilt, läßt ſich deutlicher als aus jedem andern Nachweiſe erſehen, wie es hier zu Lande mit den verſchrieenen deutſchen Handwerkerverbindungen ſteht. Es wäre in der That lächerlich, ihnen eine Bedeutung zuzuſchreiben, die ſich einer politiſchen Beaufſichtigung verlohnte. Auch zeigt das numeräre Verhältniß, daß dieſe Verbindung mehr als Ausnahms-Angelegenheit, denn als eine allgemeine, gemeinſchaftliche der hieſigen deutſchen Handwerker angeſehen werden müſſe. Denn es gehört kaum ein Drittheil dieſer Arbeiter der communiſtiſchen Vereinigung an, meiſt Schneider, Schuſter, Weber u. ſ. w., Geſchöpfe mit verſeſſenen Winden, die ihnen in die Köpfe geſtiegen ſind und allmählig ihr bischen geſunden Menſchenverſtandes alterirten. Schloſſer, Schmiede, Maurer u. dergl., deren Blut in ſteter Circulation zu ſeyn pflegt, ſind ſelten Gäſte auf den Bänken unſerer Communiſten; aus edleren Gewerken finden ſich faſt gar keine Theilnehmer.

Aber ſelbſt die ſich doch durch Bildung und Beſchäftigung ſo verwandten Elemente, welche die ſogenannte deutſche Handwerker-Verbindung zu Lauſanne bilden, hängen, in Hinſicht auf St. Simonismus, ſo locker aneinander, daß ſie ſchon längſt wieder auseinandergeſtiebt ſeyn würden, wenn nicht einestheils die unabläſſig aus den andern communiſtiſchen Vereinen der Stadt kommende Anregung, anderntheils das perſönliche Intereſſe verſchiedener ihrer Wortführer, und vor Allem ihr von der ihnen in Deutſchland beigelegten Wichtigkeit genährter Hochmuths- und Eitelkeits-Kitzel ſie bisher zuſammengehalten hätte. Ein Umſtand aus den letzten Tagen, deſſen theilweiſer Augenzeuge ich war, bewährt die Richtigkeit der zuletzt gemachten Bemerkung ſchlagend. Bevor ich jenes Umſtandes erwähne, müſſen noch einige weitere Bemerkungen über den jetzigen Zuſtand des hieſigen Communiſten-Clubbs vorausgehen.

An deſſen Spitze, als vorzugsweiſer Wortführer und Inſtructor, ſteht ſeit Jahren ein deutſcher Flüchtling aus Preußen, S—ler mit Namen, ein verrenktes Genie, das einſt auf verſchiedenen Univerſitäten den erſten Renommiſten ſpielte, ein rechtes Excrement jener Sorte unſerer flüchtigen Weltumſtürmer, die ich bereits oben gezeichnet habe. Es iſt derſelbe, der das nichtswürdige Buch: „Kaspar Hauſer, der Sohn des Großherzogs von Baden“ ſchrieb und es vor dem Drucke der badiſchen Regierung durch den Oberamtmann in Säckingen um 1500 Gulden feilbot, woraus gewiß recht deutlich zu erſehen, welches Geiſtes Kind dieſer noble Häuptling und reſpective Inſtructor des in Frage ſtehenden Communiſten-Vereins iſt.*) Dieſer Herr S—ler, es verſchmähend, gleich andern ſeiner Schickſalsgenoſſen in dem ſich ihm ſo freundlich dargebotenen Aſyl ſich durch ehrenwerthe, des tüchtigen Mannes würdige, Beſchäftigungen und Beſtrebungen eine neue Heimath zu gründen, erachtete es für viel angenehmer und nobler, den ſchwindelnden Abenteurer und ſittenloſen Freiheits-Märtyrer zu ſpielen und ſich mit ſeinen verderbten Säften ins Blut dieſer armen deutſchen Handwerker einzuſaugen, vorgeblich, um ſie in den ewigen Menſchenrechten und von der unausbleiblichen Nothwendigkeit eines demnächſtigen allgemeinen Geſellſchafts-Umſtoßes zu unterrichten, eigentlich aber, um dergeſtalt für ſeines Leibes Nothdurft zu ſorgen, denn er wird von den Verbündeten buchſtäblich gekleidet und genährt, er erhält aus einer allgemeinen Umlage ſein wöchentliches Taſchengeld, er hat bei ihnen ſeinen Tiſch u. ſ. w. Dieſem Menſchen, der ſeither das Factotum des hieſigen deutſchen Communiſten-Vereins, ſein Sekretär, ſein Vorleſer, ſein Correſpondent, ſein Buchhändler, kurzum ſein Al-

*) Daß dieſe Schrift in der Schweiz viel geleſen und verbreitet wurde, mag auf Rechnung ihres abenteuerlichen, die Nerven aufreizenden, Inhalts kommen; wie aber die darin aufgeſtellten Behauptungen, trotz des offenen Gepräges frechverläumderiſcher Erfindung, das ſie an der Stirn tragen, ſelbſt von einſichtsvollen Männern geglaubt werden konnten, das erſchien mir fabelhaft.

Digitized by Google

les in Allem war, dem mußte es höchſt unbequem fallen, als der Wind kürzlich unverſehens einen andern deutſchen Abenteurer, einen gewiſſen D—ke, hertrieb, der ſteifgeſtiefelt in der Mitte unſers löblichen deutſchen Handwerker-Vereins ganz andere communiſtiſche Grundſätze und Illuſtrationen auskramte, als ſie S—ler bisher ausbot, ja der dieſen geradezu als einen falſchen Apoſtel anklagte und zur Rechenſchaft ziehen wollte.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Das Hermanns-Denkmal, ohne Branntwein gebaut.) Der Baumeiſter von Bandel, Erbauer deſſelben, ſchrieb ſchon im vorigen Jahre an den Enthaltſamkeits-Verein zu Hildesheim: „Ich kann nur mit beſonnenen, geſunden Männern Etwas bei der ſtets gefährlichen Arbeit leiſten; die Erfahrung lehrte, daß ſolche nur ohne Branntwein zu erhalten ſind. Ich gab daher den einfachen Befehl, „„daß auf dem Berge und während der Arbeitszeit kein Branntwein getrunken werden darf.““ Nur wenige Säufer blieben aus, die andern fügten ſich. Die rothen Naſen, die triefenden Augen ſind verſchwunden; alle Arbeiter ſind rüſtig; es iſt eine Freude, ſie nun anzuſehen. Mancher, der früher zitternd und trübſinnig ſeine Arbeit that, thut ſie nun ſtämmig und heiterer Laune; Verwundungen kommen ſelten vor und heilen leicht; die Ordnung wird durch Nichts mehr geſtört, und die Leute danken mir nun meinen Willen. Ich habe mich nichts nach dem Leben der Leute außer der Arbeit zu bekümmern; es freut mich aber herzlich, daß ich von keinen Händeln mehr höre, daß ihre Weiber und Kinder beſſer gekleidet ſind, als früher, und daß ich ſie ſonſt auch wegen zugenommener häuslicher Ordnung loben höre. Gott gebe, daß die Lehre, die ich gebe, erkannt werde!“

Alles geht leichter und ſchneller von ſtatten, auch das Beinabnehmen. Der berühmte Dr. Mayor in Lauſanne hackt Arme und Beine mit einem großen Hackmeſſer mit einem Schlage ab, ohne daß es den geringſten Schmerz verurſacht. Jeder iſt eingeladen.

(Königswinter.) F. Liſzt, von ſeiner Reiſe aus Rußland zurückkommend, iſt vor einigen Tagen auf dem in unſerer Nähe liegenden Nonnenwerth angekommen, und will, wie es verlautet, auf dieſer reizenden Rheininſel drei Monate ganz im Stillen leben.

(Breslau, 28. Juli.) Am 21. d. M. ereignete ſich in Powitzko, Trachenberger Kreiſes, der traurige Fall, daß durch den Genuß giftiger Pilze eine 7 Perſonen ſtarke Familie ihren Tod fand. Trotz der angewandten baldigen Hülfe ſtarben ſchon am folgenden Tage zwei, und in kurzen Zwiſchenräumen auch die übrigen fünf Perſonen.

(Paris, 31. Juli.) Geſtern Mittag um 2 Uhr iſt in dem Theater „Gymnaſe Enfantin“ im Paſſage de l'Opera ein ſtarkes Feuer ausgebrochen. Große Rauchwolken wälzten ſich aus dem Gebäude, alle Kaufleute aus dem ſehr belebten Paſſage räumten ihre Boutiquen, und die Gefahr war ſehr groß, da das Theater im Innern des Gebäudes liegt und dicht an die große Oper ſtößt. Allein in einer Viertelſtunde waren die wackern Pompiers ſchon da, Linientruppen und Munizipalgarde kamen von allen Seiten herbei, und nach 4 Stunden war das Feuer ganz gelöſcht. Im Innern des Theaters iſt Alles theils verbrannt, theils verdorben, und die Vorſtellungen dürften nicht ſobald wieder beginnen können. Die Ruhe und Ordnung, die hier bei einem Brande herrſcht, iſt wirklich bewundernswerth; keine Sturmglocke, keine Tambours, kein Geſchrei, Alles arbeitet im Stillen, die Pompiers werden durch die Pfeife ihrer Offiziere dirigirt, und in der nächſten Straße weiß man gewöhnlich von dem Feuer nichts. Es iſt hier vielleicht nicht unintereſſant, zu bemerken, daß der Kommandant dieſes Korps, Paulin, dem der Feuerlöſchungsdienſt ſchon viele weſentliche Verbeſſerungen dankt, jetzt deutſche Pompiers abrichtet, die der Hamburger Senat zu dieſem Zwecke hierher geſendet hat.

Nach den genaueſten ſtatiſtiſchen Angaben, welche die „Allg. Ztg.“ über die Bewegung auf 20 deutſchen Eiſenbahnen im Juni dieſes Jahrs enthält, wurden auf denſelben 896,377 Perſonen befördert. Im entſprechenden Monate des verfloſſenen Jahres betrug die Perſonenfrequenz 751,333, folglich hat ſie ſich in dieſem Jahre für den Monat Juni im Allgemeinen um 145,044 vermehrt, wenn gleich die Perſonenfrequenz einzelner Bahnen, des ungünſtigen Wetters wegen, eine bedeutende Verminderung zeigt.

Fanny Elsler ſoll durch das Falliment eines Newyorker Banquiers ihr ganzes in Amerika ertanztes Vermögen (120,000 Dollars) verloren haben.

(Köln, 6. Aug.) Das heutige Domblatt enthält folgende Bitte: Da auf allen Seiten nunmehr der Fortbau des Domes in Angriff genommen wird, und derſelbe, den Allerhöchſten Anordnungen zu Folge, ſo viel als möglich dem urſprünglichen Plane gemäß ausgeführt werden ſoll, ſo erſcheint es im höchſten Grade wünſchenswerth, daß Alles geſammelt werde, was nur irgend Licht über dieſen Plan zu verbreiten geeignet iſt. Leider ſind durch die Ereigniſſe der neunziger Jahre die Archive des Domes zerſtreut worden, und was ſie enthielten, iſt faſt bis auf die Spur davon verloren gegangen, ſo daß, außer den Riſſen der Thurmfaçade, kein Originalplan vorliegt. Im höchſten Intereſſe der großen Dombau-Sache erlauben wir uns, unter dieſen Umſtänden an alle diejenigen, welche irgend Auskunft über die urſprünglichen Entwürfe oder deren Schickſal zu geben im Stande ſind, oder welche hierauf bezügliche Schriften und Zeichnungen beſitzen ſollten, die dringende Bitte zu richten, Mittheilung davon gefälligſt an uns ergehen zu laſſen; insbeſondere aber erſuchen wir die Herren Vorſteher von Archiven und Bibliotheken, ihre Aufmerkſamkeit dieſem Gegenſtande zuwenden zu wollen. Der Verwaltungs-Ausſchuß des Zentral-Dombau-Vereins.

Aus Baden-Baden, 27. Juli, enthält die „Allg. Z.“ einen Bericht, der mit folgenden Worten ſchließt: Von den rheiniſchen Dampfſchiffen erfahren wir, daß ſie, im Vergleich zu derſelben Zeit im vorigen Jahre, in der Anzahl der durch ſie beförderten Reiſenden um etwas mehr als 40,000 (?) zurück ſeyn ſollen.

Digitized by Google

Das Gaſtſpiel des Hrn. Dettmer in Frankfurt.

Hr. Dettmer, früher der Unſere, jetzt bei der Dresdener Hofbühne engagirt, trat vorigen Mittwoch am 2. Auguſt als Marcel in den Hugenotten auf und erweckte darin alle Erinnerungen an eine Reihe von Leiſtungen, wodurch ſich dieſer Sänger einſt die Gunſt unſeres Publikums erworben hat. Er wurde von der Majorität eines zahlreichen Auditoriums — das Haus war, trotz des erſten Sommertags nach langer Zeit ſehr beſucht — mit großer Acclamation empfangen. Seinen Geſang, ſein Spiel näher zu bezeichnen, iſt daher überflüſſig. Wir alle wiſſen, daß Hr. Dettmer durch ſein Talent, wie durch ſeine Perſönlichkeit auf dieſe Rolle angewieſen iſt und die öffentliche Meinung hat ſich bereits durchgreifend darüber ausgeſprochen. In wie weit nun die Dresdener Schule auf dieſes Sängers dramatiſchen Vortrag Einfluß ausgeübt, getrauen wir uns nach Anhören dieſer einen Partie um ſo weniger zu entſcheiden, da ſein Organ angegriffen, folglich nicht ganz ſelbſtſtändig war, welches er auch in einigen Dankesworten nach der Ehre des Hervorrufens ſelbſt bemerkte. Jedenfalls iſt ſein Vortrag geſchmeidiger, wir möchten ſagen disciplinirter geworden, welches ſchon aus der Mäßigung hervorgeht, womit er ſeine Stimme in leidenſchaftlicher Steigerung behandelte. Dem Vernehmen nach wird Hr. Dettmer auf unſerer Bühne noch mehrere Rollen ſingen, worauf wir mit Vergnügen aufmerkſam machen.

Korreſpondenz.

Wetzlar, 31. Juli.

Aus der früheſten Zeit her beſtand bis vor ungefähr 25 Jahren in hieſiger Stadt ein Bürger-Schützen-Verein, der durch ungünſtige Verhältniſſe ſich aufzulöſen gezwungen ſah. Dieſer Verein iſt verjüngt und glänzender, wie er nie zuvor geweſen, wieder erſtanden! Die dieſes Jahr geoffenbarten Wünſche für die Wiederherſtellung deſſelben haben nämlich ſogleich unter allen Ständen der hieſigen Einwohnerſchaft einen ſolchen Anklang gefunden, daß man nicht umgehen konnte, ſchon geſtern den aus den Trümmern der Vorzeit auf's neue empor geſtiegenen Verein durch ein beſonderes Feſt zu celebriren, das wir als Gründungsfeſt zu bezeichnen und von dem wir Folgendes zu berichten haben: Die Einweihung des Scheibenſtandes geſchah mit der beſondern Feſtlichkeit, daß ſämmtliche Vereinsmitglieder, nahe an 200 Mann, ſich in der Haupt-Allee des ſchönen Büſer'ſchen Gartens, wo der Scheibenſtand aufgeſchlagen iſt, zu einem geregelten Feſtzug verſammelten, um von hier unter Muſikbegleitung durch aufgerichtete Ehrenpforten den Zug nach dem Scheibenſtand zu nehmen. Dort angekommen, hielt der Schützenmeiſter, Hr. Apotheker Plieſter von hier, eine auf die Sache Bezug habende, paſſende Rede, welche er unter allgemeiner Salve und Tuſch der Muſik mit einem Lebehoch Sr. Maj. unſeres geliebten Königs, dem hohen Beſchützer ſolcher Vereine, ſchloß. Die darauf ausgebrachten Toaſte galten dem längſten Beſtehen des Vereins, der brüderlichen Eintracht der Vereinsmitglieder u. ſ. w. Sodann that der Schützenmeiſter, Hr. Plieſter, den erſten Schuß und es wird als ein glückliches Omen für die Zukunft angeſehen, daß derſelbe mit dem erſten zugleich auch den beſten Schuß that, der an dieſem Tage abgefeuert wurde. Nachdem ſich hierauf die Geſellſchaft mit Ringelſchießen vergnügte, endigte die Feſtlichkeit mit einem honetten Balle, der, ohne Ausſchluß des Militärs abgehalten, bis zum ſpäten Morgen dauerte und uns lange in freundlichem Andenken bleiben wird.

Vom Taunus, im Auguſt.

Wenn die reinſte Freude für patriotiſche Männer iſt, die Saaten, welche ſie in den Boden des Volksthumes ausſtreuen, freudig grünen und wachſen zu ſehen, ſo kann der Liederkranz zu Frankfurt mit Stolz auf das geiſtliche und weltliche Sängerthum in unſerer Heimath blicken und ſich des hier nach Geſtaltung ringenden Volkslebens in dem Gefühle erfreuen, deſſen erſter Begründer und Förderer geweſen zu ſeyn. Ich ſchreibe dieſes, weil ich ſeit 10 — 13 Jahren dieſem jungen Volksleben und den allmälig in den Städten und Ortſchaften Homburg, Idſtein, Königſtein, Eppſtein, Kronenberg, Oberurſel, Uſingen, Wehrheim ꝛc. entſtandenen Sing-Vereinen meine Aufmerkſamkeit gewidmet habe und weil ich weiß, daß ohne die thätige Hülfe und Ermunterung des Liederkranzes unſere Vereine nie dahin gelangt wären, ſelbſtſtändige Taunusſängerfeſte zu feiern und jene ſchönen Lieder in den Mund des Volkes überzutragen, die jener ehrenwerthen Körperſchaft entweder ihre Entſtehung verdanken oder durch ſie in beſondere Aufnahme gekommen ſind. Die Idee jener ſelbſtſtändigen Taunusſängerfeſte iſt in Folge des am 30. Juli in der guten Stadt Oberurſel gefeierten zweiten Feſtes dieſes Namens als gerettet zu betrachten; denn es bekundete im Vergleiche mit dem erſten, welches am 14. Auguſt v. J. zu Uſingen ſtatt fand, einen bedeutenden Fortſchritt, nicht allein in Hinſicht ſeines größeren Umfanges und der größeren Anzahl der Beſucher, ſondern auch ſeiner ganzen Haltung nach. Die bedeutendſten Theile des Feſtes waren der Empfang, dann der Feſtzug unterm Aufſpielen einer trefflichen Muſik von Homburg und abwechſelndem Geſange der Feſtlieder: „Töne du, Feierlied ꝛc.", — „Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen ꝛc."; ſodann der Aufenthalt beim Kaſtanienwalde, wo auf dem ſchönen, gutgewählten Feſtplatze im Angeſichte einer zahlreichen Volksmenge die Feſtlieder unter Direktion des Hrn. Lehrers Kumſchka von Wehrheim geſungen wurden; ſodann der äußerſt brillante Fackelzug nach der Stadt. Um zehn Uhr begann der Feſtball in den Sälen der Herren Gaſtwirthe Pfaff und Kopp, die durch eine ausgezeichnete und billige Bewirthung die Ehre ihrer Vaterſtadt vertraten. Nichts ſtörte die Freude der verſammelten Tauſende und da ich glaube, daß die edlen Bürger von Oberurſel den Dank aller Gäſte verdienen, ſo bin ich auch überzeugt, daß das zweite Taunusſängerfeſt am 30. Juli ein immergrüner Zweig ſeyn werde in der reichen Ehrenkrone dieſer Stadt.

Wiesbaden, Ende Juli.

Seit etwa drei Wochen gibt der großh. Hofballetmeiſter Hr. Teſcher aus Darmſtadt mit den Solotänzern und einigen Balleteleven von dem dortigen Theater Gaſtvorſtellungen auf der hieſigen Bühne, welche ſich eines zahlreichen Beſuchs und beſonderen Beifalls von Seiten unſeres Theaterpublikums zu erfreuen haben. Die Aufführung der Stummen von Portici, der Precioſa und eines Feſtſpiels zum Geburtstag Sr. Durchl. des Herzogs zeugt einestheils für des Hrn. Teſcher geſchmackvolles Arrangement, anderntheils aber auch für das entwickelte Kunſttalent ſeines Tanzperſonals, in welchem Hr. Dornewaß und Fräul. Dobritz, beide als Solotänzer, ſich hervorthun und großen Beifall ernten. Jener iſt aber auch in der That ausgezeichnet als Groteſktänzer; er macht Sprünge und Bewegungen, die an das Phantaſtiſche und Wunderbare gränzen und die Einem bisweilen bezweifeln laſſen Galilei's richtige Ermittelung der Geſetze der Schwere, ſeinen Productionen gegenüber, welche eher einem neckiſchen Spiel mit der Herrſchaft der Gravitation als einer demüthigen Unterwürfigkeit unter ihren bleiernen Scepter zu gleichen ſcheinen. Fräul. Dobritz dagegen entwickelt bei ihrem Auftreten jene Anmuth und jenen leichtbeſchuhten Fuß, der von dem göttlichen Merkur ſelber den weittragenden Flügel entlehnt zu haben ſcheint. Mit Vergnügen werden wir hier fernere Vorſtellungen des Darmſtädter Balletperſonals entgegen nehmen.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 8. Auguſt. Czaar und Zimmermann, komiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Lortzing. Van Bett: Hr. Dettmer, vom k. Hoftheater zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 218. Mittwoch, den 9. Auguſt 1843.

Main-Sagen.

6. Der Kilians-Tanz zu Würzburg.

Sanct Kilian's Meſſe, die bracht' einſt drei Tage,
Da ſchwand manche Sorge, da ſchwieg manche Klage,
Da ſchenkt das Sanct Burkhard's-Stift wohlfeilen Wein,
Der frei von Acciſe die Gurgeln ging ein,
Da klirrten die Gläſer, da klangen Geſänge,
Da flog in dem Kilianstanz luſtig die Menge,
Da tönt durch den Amtshof ein jubelndes Lärmen,
Da wirrt's durch den Thorweg in drängenden Schwärmen,
Und tobend um Fäſſer, um Tiſche und Bänke,
Schuf durſtig die Schaar ſich den Hofraum zur Schenke,
Da klapperten Kannen, da ſprudelte Wein,
Da ſchenkt' dem Hann-Mathes die Marie-Lieſ' ein.
Es zeigte, als Wappen, das Loch am Ellbogen,
Der jeniſche Adel *) ſey hier eingezogen.
O denkt euch den jeniſchen Adel der Sage,
O ſetzt euch zurück in die luſtigen Tage!

Wer bettelt und faullenzt, wer faullenzt und bettelt,
Sein Gütchen verſpielet, vertrinkt und verzettelt,
Der hat ſich zum jeniſchen Adel bekannt
Und reicht heut' beim Kilianstanz Brüdern die Hand,
Sein Hut iſt der Himmel, die Erde ſein Schuh,
Vor Sorgen und Grämen hat er da wohl Ruh'!
Drum hat's auch der jeniſche Adel ſo gut,
Drum wirft er die Mützen, drum ſchwingt er den Hut!

Hinauf auf das Faß mit dem Dudelſackpfeiffer,
Nun, Männlein, blaſ' luſtig mit Fleiß und mit Eifer!
Die Herr'n ohne Röcke, die Frau'n ohne Schuh,
Sie hör'n deine Weiſen und walzen dazu.
Hoch auf und tief nieder, ſo geht es im Tanz
Und fröhliches Jauchzen umtönt dich im Kranz,
Und ſtürzet auch hierhin und dorthin ein Paar —
Was thut's, es walzt drüber hinaus froh die Schaar!

O Kilians-Tanz, mächt'ger, was ſchaffſt du für Wunder!
Der geſtern noch krank war, iſt heut' ein Geſunder,
Flott tanzt, der noch geſtern mit Krücken ging um,
Laut jubelt, der geſtern noch taub war und ſtumm;
Die geſtern noch blind war, die liebäugelt heut',
Der geſtern ein Narr war, iſt heut' grundgeſcheut.
Die geſtrige Wittwe iſt heut' eine Braut,
Dem geſtrigen Lazar glänzt heute die Haut;
Der Höcker, der Stelzfuß, der Pflaſter-Verband,
Sie hängen vergeſſen zu Haus an der Wand.
Der geſtern noch krank war, iſt heut' ein Geſunder,
O Kilianstanz, mächt'ger, was ſchaffſt du für Wunder!

Dazu netzt die Gurgeln der wohlfeile Wein,
Acciſefrei ſollte dies Labſal ſtets ſeyn!
Das wär' eine Freude, das wäre ein Leben,
Braucht' man in der Welt nie Acciſe zu geben!
Rings klappern die Kannen, rings ſprudelt der Wein,
Es knicken die Beine den Tanzenden ein,
Schweiß rinnt von den Wangen in rieſelnder Fluth:
Wie hat's heut' der jeniſche Adel ſo gut!

So geht's bis zum Abend, dann taumeln die Gäſte
Im Zickzack zur Herberg' vom fröhlichen Feſte;
Gar mancher ſucht neben im Graben Quartier
Und Singen und Jauchzen tönt durch das Revier.
So tanzt man drei Tage in Saus und in Braus,
Dann ziehet der jeniſche Adel nach Haus,
Sucht Bettelſack, Stelzfuß und Höcker hervor
Und lagert ſich wieder an Kirche und Thor,
Um Almoſen flehend, und jammert und weint,
Bis wieder Sanct Kilian's Meſſe erſcheint.

*) So nannte man einſt in Würzburg ſcherzweiſe das Geſindel der Umgegend.

Die Verſchworenen.

Hiſtoriſche Novelle von Ch. F. von Müldner.

In ihrem Kloſet ſaß, mit Schreiben beſchäftigt, die verwittwete Königin von Dänemark, Julie Marie von Braunſchweig. „Sie ſollen es büßen, er und ſie!“ mit dieſen Worten legte die Schreibende die Feder nieder, ergriff die ſilberne

Digitized by Google

Schelle, und befahl dem eintretenden Kammerdiener, den Oberſt Köller vorzulaſſen. Augenblicklich trat ein hochgewachſener Mann ein, deſſen von Blatternarben zerriſſene Geſichtszüge, verbunden mit einem Paare grüner ſtechender Augen, beſſer als jeder Kommentar die Geſinnungen ihres Inhabers bezeichneten.

„Ew. Majeſtät haben befohlen?"

„Wir kennen," begann die Königin, „Eure Anhänglichkeit an Unſere Perſon, und eſtimiren Euch darum nicht weniger, als wegen Eurer Bravour und ſonſtigen fürtrefflichen Eigenſchaften. Auch wiſſen Wir, daß Ihr mit den meiſten unſerer Unterthanen den Haß gegen jenen feigen Günſtling Struenſee und den Schwächling Comte de Brandt theilt, und wollen Euch jetzt Gelegenheit geben, Euren Muth an dieſen beiden mauvais sujets zu kühlen. Aus guter Quelle können Wir ohnedies verſichern, daß eine gewiſſe Hofdame Ihrer Majeſtät der Königin weniger kalt ſeyn würde, ſtände ſie nicht unter den bekannten verderblichen Einflüſſen."

Bei den letzten Worten färbte ſich das gelbe Geſicht des Oberſten dunkelroth, und unwillkürlich faßte ſeine nervige Hand an den breiten Pallaſch.

„Ich bin von Euerm gerechten Zorne contentirt," fuhr Julie Marie fort, indem ſie ſich ſeitswärts drehte, um ein höhniſches Lächeln, welches ihre dünnen Lippen umſpielte, dem Anweſenden zu verbergen, „und die Occaſion iſt, ſo Gott will, nicht mehr ferne, wo Ihr ihn an Unſern gemeinſamen Feinden auslaſſen könnt. Jetzt geht, und überbringt dieſes Schreiben Unſerm vielgeliebten Comte de Bantzau, der Euch unſere weiteren Befehle decouvriren wird."

Als die ſchweren Reiterſtiefeln mit den langen Sporen auf dem Eſtrich des Vorſaales dröhnten, öffnete die königliche Wittwe behutſam die Thür eines Seitenkabinets, und auf ihren Ruf: „Giovanni!" trat ein junger Mann herein.

„Erzähle," ging ihn haſtig die Königin an, „was haſt Du geſehen und was gehört? Was ſagt der Adel dazu, daß Struenſee die Stelle eines Kabinetsminiſters für ſich geſchaffen, und wie hat man es aufgenommen, daß Kanonen in der Stadt aufgefahren und ſcharfe Patronen unter das Militär vertheilt worden ſind?"

„Signora," entgegnete der Angeredete, indem er die Hand der Fragenden, die ihm dieſe willig überließ, mit leichter und den Günſtling bezeichnender Galanterie an ſeine Lippen drückte, „Signora, Dein Giovanni iſt ſtrafbar; er hat zur Mandoline ein neues Gedicht geſungen, während er Deine Befehle ausrichten und in Kopenhagens Straßen umherſtreifen ſollte; welche Buße wirſt Du ihm auflegen?"

Lächelnd ſtreichelte die Wittwe des Jünglings ſchwarze Locken von der blendend weißen Stirne und drückte einen innigen Kuß auf ſeine ſchwellenden Lippen. „Dies Deine Strafe," flüſterte ſie, „und jetzt hole Deine Mandoline, um mich durch ihre ſanften Töne in Deines Vaterlandes blühende Fluren zu zaubern." —

Während hier die ränkeſüchtige und herrſchbegierige Königin Wittwe an der Seite ihres italieniſchen Pagen auf Augenblicke wenigſtens ihrer Rachepläne vergaß, waren in einem andern Gemache der weitläufigen Hofburg zwei Perſonen beſchäftigt, den von allen Seiten auf ſie eindringenden Sturm zu beſchwören. Johann Friedrich Graf von Struenſee und Enewold Graf von Brandt waren die Männer, die wir jetzt unſern Leſern vorführen. Brandt hatte ſich nachläſſig auf einen Stuhl geworfen und ſpielte mit ſeiner Reitpeitſche, während er ein franzöſiſches Liedchen vor ſich hin trällerte; Struenſee dagegen ging mit untergeſchlagenen Armen bald langſam, bald haſtig im Zimmer auf und ab, indem dann und wann einzelne abgebrochene Worte die ihn drückenden Gedanken verriethen.

„Es muß ſo ſeyn," ſprach er endlich, „ſie oder ich; das Volk murrt, der Adel iſt aufgebracht und dem Militär nicht zu trauen. Und Du, Brandt, Du kannſt dabei ſo ruhig ſeyn und nur an Liebeständeleien denken?"

„Bin ich nicht maître des plaisirs und Directeur der Schauſpiele?" fragte dieſer gähnend zurück; „wie kann ich mich da um Deine hochwichtigen Staatsangelegenheiten bekümmern? Wenn das Volk murrt, ſo ſtopfe ihm die Mäuler mit Bier und Fleiſch, die Adeligen ſchick' in die Provinzen, und um die Soldaten zu beſchäftigen, brauchſt Du ja nur den Moskowitern zu Leibe zu gehen."

„Wirſt Du denn nie Deinen Leichtſinn ablegen, Enewold, und bedenkſt Du nicht, daß die Königin Wittwe unſern Untergang will, um die ihr entriſſenen Zügel der Regierung wieder in die Hände zu bekommen? Ich fürchte nicht weniger für uns, als für die liebenswürdige Gemahlin unſeres Königs, und es gilt jetzt, uns alle Drei zu retten. Iſt nur erſt das Haupt entfernt, will ich mit den Gliedern ſchon fertig werden; und ſehr gelegen kommt mir deßhalb der morgende Hofball. Oberſt Köller beſetzt mit ſeinem Regiment den Pallaſt, und wird befehligt, Jeden feſtzunehmen, der ſich widerſetzt oder zu entfliehen ſucht. Ich ſelbſt werde den Verhaftsbefehl gegen die Königin Wittwe ausſtellen und vom Könige, ohne daß er ſeinen Inhalt kennt, unterzeichnen laſſen. In der allgemeinen Verwirrung wirſt Du mit einigen Vertrauten unſerer Feindin Dich bemächtigen und ſie in ſichern Gewahrſam nach Kronenburg bringen."

„Ma foi," entgegnete Brandt, als Struenſee geendet, „das giebt eine luſtige Partie, und ich bin Dir ſehr dankbar, daß Du mir die Rolle des cavaliere servente zugedacht. Ha, ha, was wird die girrende Frau Julie ſchelten und toben, wenn ſie, ſtatt mit ihrem liebesſiechen Pagen zu koſen, an der Seite des verhaßten Brandt eine Nachtfahrt unternehmen muß."

„Ich bitte Dich, Enewold, nimm die Sache nicht zu leicht, und gehe jetzt zum Könige, mit ihm auf Hirſchholm zu jagen; und höre, vergiß auch nicht, für die Nacht ein Banket zu veranſtalten."

„Verſtehe ſchon, mon cher ami; nicht wahr, tüchtig getrunken, damit man andern Tages ohne Zögern unterſchreibe?" Mit dieſen Worten chaſſirte der unverbeſſerliche maître des plaisirs zur Thüre hinaus, während ſein Genoſſe ſich auf einer andern Seite nach den Gemächern der Königin Karoline Mathilde begab.

(Fortſetzung folgt.)

Communiſterei der deutſchen Handwerker am Genfer See.

(Fortſetzung.)

In Folge des unerwarteten Auftretens dieſes neuen Apoſtels, der das Geheimniß der großen Lehre unmittelbar aus einer der Urquellen ſelbſt zu haben vorgab, konnte es nicht feh-

Digitized by Google

len, daß ſich unſer Clubb bald in zwei Parteien zerſpaltete, wovon die eine dem alten Lichte treu blieb, die andere ſich dem neuen zukehrte. Da konnte der Friede natürlich nicht mehr lange erhalten werden, die beiden Apoſtel und ihre Gemeinden fielen über einander her und zerzauſten ſich dergeſtalt, daß ſie bald Haare ließen. In einem dieſer leidenſchaftlichen Momente war es, wo einem der Verbündeten, einem aufgeklärten Schmiedeknechte, endlich einfiel, die vernünftige Behauptung auszuſprechen, wie ſich all' dieſe Balgerei und Zänkerei nicht der Mühe verlohne, die ganze „Communiſterei" ſey ein welſcher Unſinn, man ſolle ſie an den Nagel hängen und das für dieſelbe bisher aufgeopferte Geld inskünftige lieber in feurigem „Neuchateler" verzehren, da komme doch auch etwas Erkleckliches dabei heraus u. ſ. f. Und ſiehe, auf dieſe Rede des Cyclopen überſchattete die Mehrzahl der Verbündeten der heilige Geiſt des geſunden Menſchenverſtandes, ſie ſchlugen die Fäuſte auf den Tiſch und ſagten, der Schmied habe Recht, man könne wohl künftig etwas Vernünftigeres thun, als tolle Communiſterei treiben. Da wurde den beiden Apoſteln urplötzlich etwas übel, ſie meinten, ſoweit dürfe das ausgebrochene Schisma, der „heiligen Sache" wegen, doch nicht führen, allein all' ihre erneuerten Haranguationen würden wahrſcheinlich nichts gefruchtet haben, wenn ihnen nicht gerade im allerſchwierigſten Augenblick ein wahrer Deus ex machina und zwar — (hier wird nun der geneigte Leſer glauben, ich werde ſchreiben: aus Frankreich; aber nein, nein, das iſt eben das Unerhörte, ſondern) aus Deutſchland zu Hülfe gekommen wäre und (hier muß ein zweites mit Staunen erfülltes zwar ausgeſprochen werden) und zwar in keiner andern Geſtalt als in jener der — — Augsburger Geſchichts-Material-Sammlerin, der Allgemeinen Zeitung.

G. Bacherer erzählt hierauf, welchen günſtigen Einfluß ein im genannten Blatte enthalten geweſener aufmunternder Artikel auf die Herren Communiſten geäußert und wie er ſie zum Bewußtſeyn ihrer wahren Größe und Bedeutung gebracht habe. Den weiteren Betrachtungen und Referaten des Verfaſſers entnehmen wir noch die nachſtehenden, allgemeinen Züge zur Charakteriſtik der franzöſiſchen und italieniſchen Communiſterei.

Am ſchärfſten ausgeprägt — ſagt G. Bacherer — findet ſich die communiſtiſche Lehre und Grundſätzlichkeit in den ausſchließlich aus Franzoſen und Italienern zuſammengeſetzten Handwerker-Vereinigungen. Da könnte man ſich verſündigen, wenn man gleich mit einem Verdammungsurtheil bei der Hand wäre und dieſe Verbindungen nach der Richtſchnur würdigen wollte, welche bei den Deutſchen und noch mehr bei den Waadtländern in Anwendung kommen muß. Tauſend Urſachen, welche außer der Selbſtverſchuldung der dortigen Völker liegen, haben in Frankreich und in Italien zu einer Verwilderung der Ideen von Staat und Recht geführt, daß eine tiefe moraliſche und politiſche Entſittlichung nicht wohl ausbleiben konnte. Die Geſellſchafts- und Rechts-Begriffe, welche die Revolution von 1789 geweckt und in ihrem allmähligen Verlaufe verwirklicht hatte; der betäubende Glanz des aus der Revolution hervorgegangenen franzöſiſchen Kaiſerreichs; die aus dem Falle deſſelben wiederum entſtandene Reaction der ungebeſſerten alten Ariſtocratie mit ihren plumpen Verhöhnungen des natürlichen und geſchriebenen Rechts; die finſtere Periode der Reſtauration, welche die Völker mit frevler Fauſt wieder in die alte Nacht ihrer Erniedrigung und politiſchen Beſitzloſigkeit zurückzuwerfen trachtete und in den diesfallſigen Maßregeln den Samen der ſeitdem aufgeſchoſſenen Verwilderung des ſittlichen, religiöſen und politiſchen Geiſtes theils ſelbſt auswarf, theils eifrigſt pflegte; die Tage des Julius, welche den vernünftigen Rechtsſtaat wiederum herſtellen ſollten, ihn aber, wie jetzt allwärts die Sage geht, nicht herſtellten: dies Alles hat allgemach den Franzoſen dergeſtalt die Köpfe verrückt, daß die Mehrzahl derſelben ſich in die Zuſtände und nächſten Ausſichten der Gegenwart nicht mehr zu ſchicken vermag und deßhalb über Hals und Kopf an einer dem eigenſten Nationalgeiſte entſprechenden Aenderung der Dinge arbeitet. Bei den vermögensloſen Klaſſen kam hinzu ein im Verhältniß zur Sphäre der lohnweiſe abzugebenden allgemeinen Arbeit übermäßiges Anwachſen der Bevölkerung und in Folge deſſen ein Grad der Verarmung, welchen zu mäßigen und in ſeinen nothwendigen Wirkungen zu paralyſiren für die Regierung und die Staatsgeſellſchaft ein Werk der Unmöglichkeit iſt. Es iſt daher natürlich, daß die Proletarier die unter dieſen Umſtänden entſtandenen Lehren eines St. Simon, Fourier, Abbé de la Mennais u. A. als ihr heiligſtes Bekenntniß aufnahmen und gemäß dieſem eine allgemeine Aenderung der geſellſchaftlichen Einrichtungen und folglich auch des bisherigen Geſellſchaftsrechts zu erſtreben ſuchen. Aber jene Lehren Fourier's, St. Simons und wie ſie neuerlichſt La Mennais im Livre du peuple wieder auskramte, ſie ſind nicht etwa blos das ausſchließliche Eigenthum der vermögensloſen Klaſſe geworden, ſie ſind auch in die Kreiſe der Geſellſchaft weiter hinaufgeſtiegen und üben dort bisweilen eine nicht weniger unbedingte Herrſchaft über die Gemüther aus.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 6. Aug.) Am verwichenen Mittwoch, den 2. d. M., Abends kurz vor 10 Uhr, bemerkte man hier am äußerſten ſüdweſtlichen Horizont eine hellglänzende Feuerkugel, in der Größe des Vollmondes, welche ſich gegen Weſten hin bewegte, immer kleiner wurde und um 10 Uhr plötzlich, jedoch ohne Geräuſch, verſchwand. Noch etwa zwei Minuten lang war die Stelle, wo die Kugel verſchwunden, mit einem ſchwachglänzenden halbkreisförmigen Bogen erleuchtet.

* (Erfindungs-Patente.) In England (ohne Schottland) wurden von 1811 — 33 1,833, in Frankreich während gleichem Zeitraum 2,562 Erfindungs-Patente ertheilt; im erſteren in den Jahren 1833, 34, 35: 618, im zweiten während derſelben Jahre 1,129. In Oeſterreich ſind von 1833 — 35 144, und von 1835 — 37 180 Erfindungs-Patente ertheilt worden, welche ſtatiſtiſche Thatſache im Vergleich mit der Bevölkerungs-Zahl Oeſterreichs zu intereſſanten Schlußfolgerungen hinſichtlich der Fortſchritte der Induſtrie in dieſem Staate hinleitet. Die induſtrielle Geſetzgebung dieſes Landes iſt eine vorzügliche.

(Zürich.) Im Laufe dieſes Sommers hielt Hr. Prof. Dr. Hodes zwei Mal wöchentlich vor einem gebildeten Auditorium populäre Vorträge über den Bau und das Leben des Menſchen, welche mit dem beſten Erfolge gekrönt worden.

(Berlin, 31. Juli.) Meyerbeer, deſſen Abreiſe ſchon vor zwei Monaten beſtimmt war, iſt noch immer hier und wird nächſten Sonnabend ein Hofconzert dirigiren. Es ſcheint, als ob derſelbe gar nicht mehr auf längere Zeit, wie bisher, nach Paris gehen wolle. Seine neueſte Oper, „der Prophet", dürfte deßhalb nicht zuerſt in Paris, ſondern in unſerer Hauptſtadt aufgeführt werden.

(Der Freihafen in Trieſt.) Die Chiffre der aus dieſem Hafen im Jahre 1839 gegangenen Schiffe iſt 11,699. Sie transportirten 10,851,180 Centner. Dieſe Ergebniſſe geben einen neuen Beweis von dem glänzenden Gedeihen dieſer Schöpfung der Kaiſerin Maria Thereſia.

Thomas Sawell, Doktor und Profeſſor der Medicin in Columbia (in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten), ein eifriges Mitglied der Enthaltſamkeitsvereine, hat colorirte Abbildungen von dem Innern des Magens der mäßigen Trinker, der Säufer und Trunkenbolde in groß Format veranſtaltet und mit großen Buchſtaben darunter drucken laſſen: „Säufer, ſeht, was aus eurem Magen wird, wenn ihr nicht aufhört, zu trinken!" Die Enthaltſamkeitsfreunde haben ſolche Magenbilder an die Wirthshäuſer anſchlagen laſſen, und man berichtet, daß ſie auf viele Säufer einen ſtarken Eindruck gemacht haben. Bei den feierlichen Aufzügen der amerikaniſchen Enthaltſamkeitsvereine im Februar d. J. wurden auch ſolche Bilder mit herumgetragen und öffentlich gezeigt. Der Osnabrücker Verein hat dieſe Magenbilder lithographiren laſſen und ſie als Umſchlag zu einem Aufrufe an alle Menſchenfreunde in vielen Tauſend Exemplaren auch in Deutſchland verbreitet.

(Würzburg, 5. Auguſt.) Welchen wohlthätigen Einfluß die Maindampfſchifffahrt auf Handel und Verkehr ausübt, zeigt ſich täglich mehr und mehr. Nicht zu vermeiden iſt es freilich, daß hiebei mitunter einzelne Gewerbe in ihrem Gewerbsbetriebe einigen Schaden leiden; allein kaum ſollte man glauben, daß manche dieſer Gewerbsleute deshalb auf dieſes Inſtitut einen tiefen Haß geworfen haben und es möglichſt anzufeinden ſuchen. So ſoll erſt in neueſter Zeit ein Gaſtwirth in einem Orte, 1½ Stunde vom Mainſtrome gelegen, welcher früher eines zahlreichen Zuſpruches von Reiſenden ſich erfreute, der Maindampfſchifffahrts-Direktion mit einer Klage auf Entſchädigung gedroht haben, weil durch die Dampfſchifffahrt ihm die Reiſenden entzogen würden und man ſeinem billigen Verlangen, daß in ſeinem Orte eine Nachtſtation errichtet werde, damit wenigſtens die Dampfſchifffahrtsreiſenden bei ihm Nachtlager halten müßten, nicht nachgekommen ſey. Das Reſultat dieſer Klage wird vorausſichtlich von erheblichen Folgen ſeyn.

In New-York erſcheint eine neue deutſche Zeitung, die dort ſehr viel geleſen wird und wohl auch in ihrem Mutterlande Leſer finden wird. Sie führt den Titel: „Deutſche Schnellpoſt" und wird von Eichthal redigirt.

(Scherzfrage.) Was für ein Unterſchied beſteht zwiſchen einem ſchwerbeladenen Güterwagen und der Brodtaxe in verſchiedenen Orten? — (Antwort.) Der ſchwerbeladene Güterwagen geht aufwärts ſehr langſam, abwärts ſehr ſchnell, die Brodtaxe in verſchiedenen Orten umgekehrt.

Korreſpondenz.

Soden, 5. Auguſt.

Unſer allverehrter Gaſt, die Frau Großherzogin von Baden k. H., hat vor einigen Tagen auch eine Spazierfahrt nach dem zwiſchen hier und Frankfurt liegenden Orte Rödelheim gemacht und den dortigen herrſchaftlichen Garten in Augenſchein genommen Es iſt Schade, daß auf dieſe Anlage nicht eine ähnliche Sorgfalt verwendet wird, wie auf die angränzenden ſchönen Beſitzungen der Herren Brentano und Goullet. Was aber noch viel mehr auffällt, iſt die unglaubliche Verwahrloſung des dortigen Straßenpflaſters, das in weiter Umgegend nicht ſeines Gleichen hat und für hochgebaute Wagen wirklich gefahrdrohend iſt, weshalb dann auch dieſer ſo frequente Weg in das Taunusgebirge allmälig ganz verödet. Die Bewohner von Rödelheim behaupten, die Herſtellung des Pflaſters liege dem Staatsfiscus ob; alle Bitten und Beſchwerden ſeyen aber bis jetzt ohne Erfolg geblieben; dies bleibt einem Jeden unerklärlich, der die außerordentliche Sorgfalt kennt, welche die großherzogl. heſſiſche Regierung neben ſo vielem Vortrefflichen auf den Straßenbau wendet, ſo daß grade in dieſer Beziehung das Großherzogthum Heſſen ſich in Deutſchland auszeichnet.

Aus dem Bade Homburg v. d. H., 6. Auguſt.

Obgleich die Witterung bisher nicht immer die günſtigſte und angenehmſte für das Badeleben war, ſo hat ſich hier dennoch die Zahl der Kurgäſte bereits auf nahe an 2000 geſteigert, unter welchen ſich mehrere hohe fürſtliche Familien befinden. Allwärts ſieht man hier reges Leben und der Kurfremde fühlt ſich wonnebeſeelt in dieſer herrlichen Gegend, — unſtreitig eine der ſchönſten und geſundeſten Deutſchlands. Die Stadt ſelbſt ſchreitet ihrer Vergrößerung raſch entgegen und eine neue Straße entſteht nach der andern. Aber hierbei ſcheint man wenig Geſchmack an geradlinigen Straßen zu haben, ſonſt würde man eine ſolche Verwirrniß, wie wir ſie z. B. in der neu angelegten Nebenſtraße von der Frankfurter Chauſſee nach dem Kurthale hin erblicken, nicht zugegeben haben, da ſolches gegen alle zeitgemäße Regeln der Städteerbauung, beſonders auf ſo ſchön gelegenem Terrain, iſt, und höchſtens nur in zuſammengedrängten Feſtungen gerechtfertigt werden könnte, anders aber wahrlich nicht!... Nicht weniger nehmen wir Notiz von laut gewordenen Anſichten über eine Straßeneröffnung vis à vis dem ſchönen Waiſenhauſe, nach der Kurthalpromenade hin, da deren Zweckdienlichkeit unverkennbar iſt und der daſige Hausbauherr ſich wohl leicht gegen billige Entſchädigung bewegen laſſen dürfte, ſein neu erbaut werdendes Wohnhaus auf die Seite, d. h. entlang der neu projectirten Straße, aufſtellen zu laſſen, anſtatt ſolche wieder zuzubauen.

Ein Kurgaſt.

Für den Bau eines Hauſes auf dem Feldberge

ſind weiter eingegangen: aus Wiesbaden von dem dortigen Filial-Comité 25 fl., deren Empfang beſtätiget

Frankfurt a. M., 4. Auguſt 1843.

Die Commiſſion für Erbauung eines Hauſes auf dem Feldberge.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Auguſt. Humoriſtiſche Vorleſungen von Hrn. G. M. Saphir. Vorher geht (neu einſtudirt): Die Schwâbin, Luſtſpiel in 1 Akt, von Caſtelli. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 219. Donnerſtag, den 10. Auguſt 1842.

Die Verſchworenen.

Hiſtoriſche Novelle von Ch. F. von Müldner.

(Fortſetzung.)

Es war gar anmuthig zu ſchauen, wie die junge Königin Karoline Mathilde mit ihren erlauchten beiden Kindern ſich vergnügte. Während der kleine Kronprinz im leichten Matroſenkleidchen an der Mutter ſeidenem Gewande ſich mit beiden Händchen anklammerte, um das Laufen zu lernen, wurde ſein Schweſterchen, die Prinzeſſin Auguſte, von der zärtlichen Mutter in den Schlaf gelullt. Die Amme des Säuglings ſtand zum Dienſte bereit neben der Königin, während zu ihren Füßen auf einem ſammtnen Tabouret ihre erſte und liebſte Hofdame, Friederike von Euben, an einem Kleidchen ſtickte.

„Ich würde mich des Hochverraths der Liebe ſchuldig erachten,“ ſprach die Königin, „wenn ich Dich, meine liebe Friederike, jetzt noch länger am Stickrahmen feſthielte. Wir entbinden Dich für jetzt des Dienſtes, und hoffen, Du werdeſt in Unſerm Vorzimmer, wenn auch keine beſſere, doch gewiß eine angenehmere Geſellſchaft finden.“

„Meine Königin iſt allzu gnädig,“ entgegnete erröthend die Hofdame, indem ſie ſich von ihrem Sitze erhob, und nach dem gewöhnlichen, hier aber auch herzlichen Handkuſſe ſich entfernte. In dem äußern Vorzimmer ſtand der Kammerherr der Königin, Graf Ernſt von Bernſtorff, und hatte ſchon mehrere vom Froſte angelaufene Fenſterſcheiben mit den Buchſtaben „F. E.“ bemalt, als plötzlich ein ſeidenes Gewand hinter ihm rauſchte und zwei volle Arme ſich um ſeinen Nacken ſchlangen.

Friederike von Euben war etwa achtzehn Jahre alt und von außerordentlicher Schönheit. Ihre großen blauen und mehr ſchmachtenden als glänzenden Augen waren von den dunkelſten Wimpern umgeben. Ihr Mund ſchien im buchſtäblichen Sinne von Lächeln eingefaßt, ſo zahlreich waren die Grübchen, welche, ſo oft die vollen, ſchwellenden Lippen ſich theilten, ſichtbar wurden, und der Zauber dieſer Grübchen wurde durch zwei Reihen von Zähnen unterſtützt, glänzender als die reichſten Perlen. Mit trunkenen Augen betrachtete Graf Ernſt das liebliche Weſen, das nun bald ganz ſein eigen werden ſollte; ſeine ſchöne, kräftige, in der erſten Blüthe der Jugend prangende Geſtalt war der ſtolzen Eiche zu vergleichen, um welche ſich die zarte Schlingpflanze in liebendem Umfaſſen rankt. Unter ſüßen Worten und noch ſüßeren Küſſen entflohen dem liebenden Paare mehrere Stunden gleich Augenblicken; da trat der allmächtige Günſtling Graf Struenſee ein und begehrte bei der Königin gemeldet zu ſeyn.

Die gefurchte Stirn des Kabinetsminiſters glättete ſich auf einen Augenblick, als er in das Zimmer der Königin trat und dieſe ihm mit freundlichem Lächeln die ſchöne Hand zum Kuſſe reichte. Doch ſchnell trat der Ernſt wieder an ſeine frühere Stelle, und als auf einen Wink der Königin die Amme mit der Prinzeſſin ſich zurückgezogen hatte, da begann Struenſee ſeinen für den folgenden Abend gefaßten Anſchlag zu entwickeln. Ohne Unterbrechung hatte ihm Karoline Mathilde bis zu Ende zugehört, und entgegnete dann mit gewohnter Milde: „Nein, Struenſee, ich kann Ihren Plan nicht billigen. Weiß ich auch, daß meine Schwiegermutter mich haßt und Alles, was mir anhängt, ſo wird ſie es doch niemals wagen, Hand an meine Perſon zu legen, zumal jetzt, wo mich mehr noch, als das Anſehen meines königlichen Bruders von England, die Gunſt und Liebe meines Gemahls ſchützen. Laßt ſie immerhin Intriguen anſpinnen und Pläne ſchmieden; ich fürchte die einen ſo wenig, als die andern, und denke, daß der muthige und kluge Graf Struenſee einer ſchwachen Frau nicht nachſtehen wird. Zudem haben Wir uns vorgenommen, auf dem morgenden Hofballe recht munter und vergnügt zu ſeyn, und dem verſammelten Hof die Verlobung unſerer geliebten Hofdame von Euben mit dem Grafen von Bernſtorff zu proklamiren. Auch hege ich, ich weiß ſelbſt nicht warum, gegen jenen Oberſt Köller eine entſchiedene Abneigung, und ihn am wenigſten würde ich bei Ausführung eines ſo gewagten Unternehmens betheiligen.“

„Aber,“ wandte Struenſee ein, „die Königin Wittwe hat jetzt einen großen Anhang, und ſo Manches deutet darauf hin, daß man mich um jeden Preis von der Perſon Ew. Majeſtät entfernen will. Selbſt der engliſche Geſandte Ritter von Keith hat mir nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß das ſchon lange im Verborgenen glimmende Feuer nächſtens ausbrechen und mit ſeiner verzehrenden Gewalt Euch und mich hinraffen werde. So geſtatten denn Ew. Majeſtät wenigſtens, daß ich meinen Abſchied nehme und mich auf einige Zeit von Kopenhagen entferne.“

„Um mich allein und unbeſchützt meinen Feinden gegenüber zu laſſen?“ fragte mit leichtem Vorwurf die Königin zurück.

Struenſee war überwunden. „Nein!“ rief er, ſich ehrfurchtsvoll auf ein Knie niederlaſſend, „nein, ich bleibe, um

Digitized by Google

die herrlichſte der Frauen zu beſchützen, und mit meinem letzten Blutstropfen meine Treue, meine Anhänglichkeit zu beſiegeln!“

Als die Königin darauf, indem eine Thräne in ihrem ſchönen Auge glänzte, zu dem Knieenden ſich niederbeugte, fühlte dieſer einen Augenblick lang den warmen, lebensfriſchen Athem ſeine Wange berühren; noch einen innigen Kuß drückte er auf die Hand ſeiner königlichen Freundin und war dann aus dem Kabinet verſchwunden.

Noch war die Nacht des ſiebenzehnten Januars 1772 nicht völlig über Kopenhagen hereingebrochen, als ſchon die prachtvollen Säle der leider nachher in Flammen aufgegangenen Friedrichsburg in einem Kerzenmeer erglänzten. Anordnend und der Schaar von Lakaien Befehle ertheilend, eilte Graf Brandt von Zimmer zu Zimmer, und deutlich konnte man es wahrnehmen, daß er hier in ſeinem eigentlichen Elemente war. Endlich war Alles geordnet; ſüße Wohlgerüche durchdufteten die großen Räume, und jedes Winkes gewärtig ſtanden auf den verſchiedenen Emporbühnen die Muſikchöre der Reſidenz. Jetzt raſſelten die ſchweren Staatskaroſſen in den Schloßhof, und bei'm Scheine der Fackeln und Reverbèren ſtiegen die Geladenen die breite Treppe hinauf. Die Damen in umfangreichen ſtoffenen Reifröcken mit handhohen Friſuren und ſchimmernd von Juwelen und ächten Steinen; die Herren nicht weniger gepudert und friſirt, in ihren Hofuniformen mit Sternen und Kreuzen geſchmückt, erinnerten durch Glanz und Pracht an die Zeiten des vierzehnten Ludwig. Nur ein leiſes Flüſtern ging durch die ſich immer mehr ſammelnde Menge; denn noch war die königliche Familie nicht erſchienen. Da rauſchten die Flügelthüren auf, und unter dem Vortritt ihrer Kammerherren trat die verwittwete Königin Julie Marie an der Seite ihres Sohnes, des Prinzen Friedrich, in den Saal; bald folgte die regierende Königin und zuletzt deren Gemahl, der ſiebente Chriſtian, auf den Arm ſeines Günſtlings, Enewold von Brandt, gelehnt.

(Fortſetzung folgt.)

Communiſterei der deutſchen Handwerker am Genfer See.

(Schluß.)

Der franzöſiſche Communismus iſt, ſeinen Grundgedanken nach, nichts Anderes, als der ſyſtematiſche Inbegriff der zahlloſen Revolutionszwecke, er iſt der Wechſelausſteller auf die Gemeinſchaft des Beſitzes, er iſt der Prieſter der fleiſchlichen Emancipation, er iſt der Copulant aller bürgerlichen Gleichheit. Wenn man die „Phalange“ und andere fourieriſtiſche Journale lieſt und glaubt, aus ihnen die ganze und eigenſte Lehre des franzöſiſchen Communismus kennen zu lernen, ſo gibt man ſich großem Irrthume hin. Das Syſtem des Communismus, wie es ſich allmählig weiter gebildet hat, reicht weit über die Gränzen des ſchwärmeriſchen und menſchenfreundlichen Fourier hinaus, St. Simons und de la Mennais' überſchwängliche und gleißende Grundſätze von der gleichberechtigten großen Bruderkette der Menſchheit haben ſich demſelben eingeätzt und ſo auch den wirklich praktiſchen Theil der fourieriſtiſchen Lehre demoraliſirt. Denn die Lehre Fouriers iſt keuſch wie der Gedankenkreis einer für Menſchenwohl und Menſchenveredlung hochbegeiſterten Jungfrau, aber ſie iſt zugleich auch ein wunderbares Kunſtwerk in Bezug auf ſcharfſinnige Kenntniß und Gliederung der menſchlichen Neigungen und Leidenſchaften, auf welchen ihr Gebäude beruht. Es iſt der Patriarchalismus des höchſten Alterthums, aber mit ſcharfem ſtaatsmänniſchem Geiſte in die Theorie des modernen Bruder-Staates eingekleidet, worin Alles nach den lauterſten Regeln des moraliſchen Ebenmaßes eingerichtet und mit überraſchender Combination jeder Fähigkeit und jedem Triebe des Einzelnen der ihm entſprechendſte Platz der Entwickelung und Bethätigung im allgemeinen Bruder-Intereſſe zugewieſen iſt. In dieſe Harmonie des fourieriſchen Syſtems haben St. Simon und La Mennais und ihre Schildträger den aufreizenden Zwieſpalt des Genuß-Triebs und der egoiſtiſchen Begierden hineingeſchleudert, der erſte, indem er die zarte Hülle von den Beziehungen der Geſchlechter abſtreifte und das Fleiſch entfeſſelte, der andere, indem er in allgemeinen Phraſen das utopiſche Geſellſchafts-Recht ausrief und den Armen, die er als Unterdrückte darſtellt, den Vernichtungs-Krieg gegen die Reichen, die er als die Unterdrücker bezeichnet, zum Geſetze macht. So ſteckt hier überall Revolution und gewaltſame Löſung aller bisher beſtandenen ſittlichen und bürgerlichen Bande der Geſellſchaft, während nach Fouriers Socialtheorie die Umgeſtaltung des Geſellſchafts-Lebens der Menſchen allmählig und rein auf dem Wege jener ideellen Gewalt, welche die Ueberzeugung des Beſſern ausübt, bewirkt werden ſoll. Der liebenswürdige Schwärmer Fourier glaubte ſo feſt an die moraliſchen Mächte im Menſchen, daß er denſelben die Verwirklichung ſeiner ſocialen Ideen mit dem feſten Vertrauen anheimgab, es werde hiezu eine Anwendung äußerer Deſtructionsmittel nicht nöthig fallen.

In den italieniſchen Elementen des hierorts etablirten Communismus prägt ſich der umſtürzende Geiſt der ſich in Frankreich allſeitig hervorarbeitenden neuen Geſellſchafts-Lehren wo möglich noch ſtärker als an den franzöſiſchen Communiſten ſelbſt aus. Die im Italiener überall hervorſpringende Leidenſchaft bei ungleich geringerer politiſcher Bildung gibt ſeinen revolutionären Beſtrebungen einen Anſtrich des heftigſten Heraustretens aus allen Gränzen naturgemäßer Entwickelungen und geſetzlicher Zuſtände der Menſchheit. Dabei haben aber dieſe Italiener im Ganzen weit weniger als die Franzoſen feſtgeſteckte und klar bewußte Ziele, nach welchen der Strom ihrer zerſtörenden Richtungen in feſtem, wohlberechnetem, nachhaltigem Laufe dahinſtürmte. Bei den italieniſchen Communiſten läßt ſich daher, weil alle dieſe in ſo ſchrecklicher Gebärdung ſich ausſprechenden Beſtrebungen mehr auf der Oberfläche ſpielen, die Erfolgloſigkeit der letztern mit größerer Gewißheit als bei den Franzoſen vorausſagen. Und doch möchte man, wenn unter gewiſſen gebietenden Umſtänden gewaltſame Veränderungen beſtehender Geſellſchafts-Verhältniſſe als zuläſſig erſcheinen ſollen, die Italiener zu dieſer Art der Herbeiführung beſſerer Zuſtände in ihrem tief zerklüfteten, politiſch und moraliſch ſo ſehr darniederliegenden Vaterlande für um Vieles mehr berechtigt als die Franzoſen anſehen. Ein reicher italieniſcher Graf, den die Begierde reizte, einer Verſammlung ſeiner communiſtiſchen Landsleute beizuwohnen, ward jüngſt in die Lage verſetzt, die eigenthümlichen Begriffe derſelben vom Communismus genaueſt kennen zu lernen. Nachdem er ſich nämlich in dieſem Kreiſe ſeiner Landsleute kaum gehörig umgeſehen, wurden ihm nacheinander ſeine goldene Uhr, ſeine Brillantringe u. ſ. w. abgenommen und von ſeiner Börſe beträchtliche Brandſchatzung erhoben. Er war klug

Digitized by Google

genug, dieſe Execution an ſich ruhig vollziehen zu laſſen, denn ſeine heftig grimaſſirenden und ihm dergeſtalt den Communismus ſo recht ad hominem demonſtrirenden Landsleute ſchienen ihrer ganzen Natur und Verfaſſung nach nicht geeignet, irgend eine Einſprache des armen Grafen nachſichtig aufzunehmen. Es läßt ſich denken, welche Nachrichten dieſer über die italieniſchen Communiſten nach ſeinem Vaterlande zurückgebracht.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Berliner Kritiker ſchreibt über Haſſelt: „Ihre Stimme in von einer Brillanz, Durchſichtigkeit und Klarheit, die wie gaz astral das Herz erhellt, und wenn ſie weint, fleht und klagt, weiß ſie einen ſo zarten Duft über ihre Trauer auszugießen, daß ihr Geſang zum Mondlicht wird, das mit weichen Reflexen Den, zu deſſen Füßen ſie kniet, magiſch beſpielt und ſeine Starrheit ſchmelzt. (Wenn der Geſang der Mad. Haſſelt Mondlicht ſtrahlt, ſo ſollte ſie ſich nebenher noch bei der Straßenbeleuchtung verwenden laſſen.)

(Die Zahl der gelehrten Societäten Rußlands.) Balbi giebt (1825) in ſeinem ethnographiſchen Atlas, welcher bekanntlich den erſten gelungenen Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Claſſification der alten und neuen Völker nach ihren Sprachen darſtellt, die Chiffre aller gelehrten Geſellſchaften in Rußland mit 41 und die Zahl ſämmtlicher bis 1825 in Rußland gedruckten Werken auf 3400, wovon 1525 in Ueberſetzungen, 1875 in Original-Werken beſtehen; die Chiffre 1525 enthält 802 aus dem Franzöſiſchen, 97 aus dem Engliſchen, 68 aus dem Lateiniſchen, 35 aus dem Griechiſchen, 23 aus dem Italieniſchen, 483 aus dem Deutſchen und 17 aus andern Sprachen überſetzte Bücher.

In Chemnitz beſteht eine Turn-Anſtalt für Frauen und junge Mädchen. „Die Chemnitzer,“ ſagt der „Comet,“ laſſen ihre Töchter turnen, damit ſie, wenn ſie einſt an den Mann kommen, dieſem nöthigenfalls kräftig entgegen treten können.“

Unlängſt hat ſich zu Paris eine junge Iſraelitin, Fräulein v. Haber, taufen laſſen, eine Bekehrung, die um ſo bedeutſamer ſcheint, da die Neubekehrte die Enkelin des iſraelitiſchen Oberconſiſtorial-Präſidenten in Frankreich, Herrn Worms de Romilly, iſt.

Ein trauriger Anblick bot ſich den Paſſagieren des am 4. d. zu Würzburg eingetroffenen Dampfbootes, wie ſolche berichten, am 3. d. bei Wörth, Herrſchaftsgerichts Kleinheubach, dar. Es waren die Leichen eines dortigen Ehepaares, die, mit Stricken aneinander gebunden, erſt kurz vor der Ankunft des Dampfbootes im Maine aufgefangen und ans Land gebracht worden waren. Der Unglückliche, ein verarmter Schiffer, in mehrfache Verdrießlichkeiten verwickelt und von der Zukunft nichts mehr erwartend, hatte mit ſeiner Lebensgefährtin zugleich in dem Maine ſeinen Tod geſucht.

(Würzburg, 6. Auguſt.) Der demnächſtige hohe Geburts- und Namenstag Sr. Maj. des Königs, der 25. Auguſt, iſt, wie wir vernehmen, zur Aufrichtung und Einweihung des von dem hieſigen hiſtoriſchen Vereine geſtifteten Denkmals Walters von der Vogelweide beſtimmt. Se. k. Majeſtät haben zu geſtatten geruht, daß daſſelbe nach dem Antrage des Ausſchuſſes des hiſtoriſchen Vereins in der Nähe der Grabſtätte dieſes berühmten Dichters aufgeſtellt werde, in der Ecke an dem äußerſten Südoſttheil der Neumünſterkirche, in jenem Theile des ſogenannten Leichenhofes, welcher ſich zunächſt bei dem Chore des Neumünſters befindet. Dort iſt das Denkmal nicht ſo verſteckt, wie in dem ſogenannten Grasgarten des Neumünſters, wo es zuerſt aufgeſtellt werden ſollte, und jedem Freunde dieſes lieblichen Minneſängers mehr zugänglich.

Ein böhmiſcher Privatmann, Hr. Veith, in Lobich bei Prag, der — ſo viel bekannt, eines Webers Sohn — durch väterliche und eigene Thätigkeit ein großes Vermögen erworben und in der Nähe von Prag, unmittelbar an der nach Wien abgeſteckten Eiſenbahn, große Beſitzungen hat, hat den Plan gefaßt, aus eigenen Mitteln eine böhmiſche Walhalla zu erbauen. Er hat ſeinem Architekten aufgegeben, das Gebäude in ſlaviſchem Styl auszuführen, wofür es allerdings nicht an intereſſanten Motiven im Orient fehlt, die, geiſtreich behandelt, zu etwas Schönem, Neuem führen können. Im Innern ſollen die Wände mit Moſaikbildern aus der böhmiſchen Geſchichte geſchmückt werden und eine beträchtliche Anzahl — nicht Büſten, ſondern Statuen, und zwar in Erz gegoſſen, den Raum ausfüllen. Prof. L. Schwanthaler hat die Modelle übernommen. Bereits zwei dieſer Statuen ſieht man in ſeiner Werkſtatt, die von Johann Huß und die von dem Huſſitenanführer Ziska.

(Anwendung der Statiſtik auf die Buchdruckerei.) Bei Gelegenheit der Prüfung der Hayer'ſchen Schrift über die vorhandenen Beziehungen bei der Wiederholung der verſchiedenen Buchſtaben in den Hauptſprachen Europas ſagt Balbi in ſeinen vermiſchten Schriften von dem Buchſtaben a: „Man findet unter 1000 Buchſtaben den a: im Franz. 73, im Lat. 88, im Ital. 106, im Span. 123, im Port. 132, im Griech. 100, im Engl. 73, im Holl. 61, im Deutſ. 53 Mal. In Betreff der Interpunktion in der franzöſiſchen Sprache bemerkt Balbi, daß auf 5,243 Buchſtaben man 101 Kommata, 18 Fragezeichen, 8 Colon und 14 Punkte fände. Wie wichtig ſolche Berechnungen für die Buchdruckerei-Beſitzer ſind, leuchtet von ſelbſt ein.

Saphir ſagte bei ſeiner Anweſenheit in Berlin in Bezug auf die modernen Stutzer, die das ganze Geſicht behaart tragen, um ſich ein mittelalterlich-martialiſches Anſehen zu geben, und im Contraſt zu dem wilden Geſicht durch ihre ſpindeldürren Arme und Beine nur das Bild der vollkommenſten Schwäche darbieten: „Meine Herren! (NB. mehrere ſolcher modernen Herren ſitzen vor Saphir) Büffon hat einmal geſagt, der Affe unterſcheide ſich dadurch vom Menſchen, daß er keine Waden habe und im Geſicht behaart ſey; allein heutzutage hat dieſer Unterſchied großentheils aufgehört.“

Am 16. Auguſt wird der thüringer Sängerbund ſein erſtes Liederfeſt in dem gothaiſchen Schloßgarten zu Molsdorf bei Erfurt abhalten.

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 6. Auguſt.

In der Nacht vom 3. auf den 4. brach in einer Straße vor einem der Stadtthore in einem Hintergebäude Feuer aus. Glücklicherweiſe griff es jedoch nicht weiter um ſich und nur das Dachwerk wurde ein Raub der Flammen. Wie ſehr man auch bei Feuersgefahr den thätigen Eifer der hieſigen Einwohner loben muß, ſo vermißt man doch gar ſehr eine geregelte Löſch- und Rettungseinrichtung, die zwar ſchon lange im Werk ſeyn ſoll, bis jetzt aber noch nicht in's Leben getreten iſt. Ohne Ordnung und Aufſicht geht Alles chaotiſch durcheinander; was nicht ſchnell genug zu den Thüren hinaus gerettet werden kann, wird zu den Fenſtern hinaus geworfen, gleichviel ob zerbrechlich oder nicht, wodurch dann den Bewohnern ein faſt eben ſo großer Schaden zugefügt wird, als wenn ihre Habſeligkeiten vom Feuer verzehrt würden. Der blinde Eifer geht in den meiſten Fällen weiter als die Gefahr, und wenn man auch auf der einen Seite bedacht ſeyn muß, dem Feuer jeden Nahrungsſtoff zu entziehen, ſo ſollte man auf der andern Seite eben ſo ſehr darauf bedacht ſeyn, das Eigenthum der Betheiligten ſo viel als möglich zu ſchützen und zu ſchonen. Oft werden ſogar ſolche Gelegenheiten zu Diebſtählen benutzt. So brachen bei dieſer Gelegenheit Nichtswürdige, unter dem Vorwande, zu retten, gewaltſam in ein vom Feuer gänzlich unbedrohtes Nebengebäude, raubten einer armen, beim Brande beſchäftigten Familie einen Theil ihres Geräthes und mehrere Hundert Gulden an Geld, die ſie erſt kaum nach einem langwierigen Prozeſſe gewonnen hatte, mißhandelten ſogar die Frau, welche hinzu kam und ſich ihrem unbefugten Rettungseifer widerſetzen wollte, und entfernten ſich mit ihrem Raube mitten durch die Menge, ohne daß man ihnen bis jetzt auf die Spur gekommen wäre. Solche Vorfälle könnten bei gehöriger Aufſicht und geregelten Löſch- und Rettungsanſtalten wohl nicht leicht ſtatt finden. Möchten wir uns ihrer bald zu erfreuen haben, wenn anders Erfreuliches bei einem Brandunglücke möglich iſt. — Morgens darauf ſtürzte ein Handarbeiter, vielleicht noch ermüdet und ſchlaftrunken, da er bei dem nächtlichen Brande thätige Hülfe geleiſtet haben ſoll, von dem hohen Gemäuer des hieſigen Realſchulgebäudes, welches im großartigen Style aufgebaut wird, herunter und blieb todt auf dem Platze und zwar gerade um dieſelbe Zeit, in welcher eine unglückliche Wittwe ihrem Manne mit vier vaterloſen Waiſen unter herzzerreißenden Klagen zum Grabe das Geleite gab, welcher vor etwa vierzehn Tagen beim Umbau der hieſigen Stadtkirche mit einem zuſammenbrechenden Gemäuer herab ſtürzte und tödtlich verletzt nach dem Hoſpitale gebracht wurde. So lauert der Feind des Lebens überall auf ſeine Beute und ſelten wird ein größeres Gebäude aufgeführt, deſſen Mörtel nicht vom Blute verunglückter Menſchen benetzt wird. Mangel an Vorſicht iſt zwar meiſtens die Urſache ſolcher Unglücksfälle; allein wer nicht mit Gefahren umgeht, hat gut reden: immer ſind die Opfer derſelben zu beklagen, beſonders wenn, wie hier, ein redlicher Ernährer einer zahlreichen Familie zu Grunde geht.

Wiesbaden, 2. Auguſt.

Wenn Reformen in unſerem ſtädtiſchen Schulweſen ſo aus dem ſich aufdringenden Lebensbedürfniſſe hervorgehen, wie das hierorts der Fall iſt, ſo ſteht zu erwarten, daß ſie dann auch um ſo reiflicher erwogen worden und einen um ſo nachhaltigeren Beſtand haben. Wie ſich unſere Hauptſtadt immer mehr zur Großſtadt entwickele, erſcheint unter Anderm auch daraus, daß bereits das Elementarſchullehrergebäude die große Anzahl Kinder nicht mehr zu faſſen vermochte. Daher wurde am letzten Donnerſtage den 27. v. M. mit einer erheblichen Feierlichkeit der Grundſtein zu einem zweiten, großartigen Schulgebäude gelegt. Der Feſtzug, darunter allein 1500 Kinder, begann unter der Führung der Herren Biſchof Dr. Heydenreich, Profeſſor Rector Lex, Stadtſchultheiß Lauterbach und des geſammten geiſtlichen und Lehrerperſonals aller Confeſſionen, ſo wie anderer Staatsdiener ſich von dem alten Schulgebäude aus nach der Stätte des neuen, dem „alten Heidenberge", in Bewegung zu ſetzen. Daſelbſt angelangt, wurde die Feierlichkeit mit einem erhebenden Choral eröffnet; dann ſprach der Herr Landesbiſchof eine Einleitungsrede, darauf wurde der Grundſtein, deſſen Umgebung mit flatternden Fahnen der betreffenden Gewerke ſinnig bepflanzt war, gelegt und mit den gebräuchlichen Hammerſchlägen verſehen; nachdem hielt der Herr Landesbiſchof eine angemeſſene Rede und eigens für die feierliche Gelegenheit gedichtete Geſänge erfüllten vollends die Gemüther mit Feſtaccorden eines in unſerer ſtädtiſchen Geſchichte bedeutſamen, unvergeßlichen Tages. Auch dem Realſchulweſen, wor[illegible]n Hr. Profe[illegible] Lex bereits mit vieler Umſicht und Gründlichkeit gew[illegible]t hat un[illegible]ſern dem Vertrauen der Landesregierung entſprach, ſtehen den Fortſchritten der Zeit im induſtriellen Fache entſprechende Veränderungen bevor.

Worträthſel.

Erſtes Wort.

Man trifft bei allen Völkern
Zu jeder Zeit mich an,
Doch bin, in einem Sinne,
Ich nichts — als leerer Wahn.
Bald wurden, die mich übten,
Geprieſen und geehrt;
Bald aber ſah man wieder
Von Flammen ſie verzehrt.
Mich hüllten früh're Prieſter
In hehren Nimbus ein,
Und Dummheit glaubte ſpäter
Im Stabe mich und Stein.
Ich bin, im beſſern Sinne,
Oft Liebenden beſchert,
Doch hab' auch hier, gleich Feuer,
Ich manches Herz verzehrt.

Zweites Wort.

Was dieſes Wort uns nennet
Hat oft uns ſchon erfreut,
Wenn ein gewandter Meiſter
Uns deſſen Töne beut.
Doch öfter auch dem Kummer
Ertönte ſchon ſein Klang;
Oft rührt ſein Ton zu Thränen,
Wo er zum Herzen drang.
Mich kannſt in Götterhänden
Du bei Apollo ſeh'n
Und oft nach meinen Klängen
Sich munt're Tänzer dreh'n.

Das Ganze.

Es bot ein großer Meiſter
Im Ganzen Lebensluſt;
Denn tönt's, in jeden Hallen
Wird's wohl der deutſchen Bruſt.

Heppenheim. J. A. Kunke

Auflöſung der Charaden in Nro. 215.

Waiſenhaus.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 10. Auguſt. Jacob und ſeine Söhne in Egypten, muſikaliſches Drama in 3 Abth., Muſik von Mehul. Joſeph: Hr. Wurda, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 220. Freitag, den 11. Auguſt 1843.

Die Verſchworenen.

Hiſtoriſche Novelle von Ch. F. von Mülbner.

(Fortſetzung.)

Die beiden Königinnen gingen ſich, genau wie es die Etikette vorſchrieb, nicht einen Schritt mehr und keinen weniger, entgegen, und begaben ſich dann nach einer ſtummen Verbeugung auf ihre Sitze. Der König ſchien ſehr angegriffen zu ſeyn; ſein Gang war ſchwankend, und das matte, unſtät umherirrende Auge zeigte ſchon damals deutliche Spuren jener Krankheit, die, von Jahr zu Jahr zunehmend, den ſonſt ſo klaren Verſtand verfinſtern ſollte. Einen grellen Kontraſt zum Könige bildete deſſen Gemahlin, die, während Jener nach einigen kurzen Anreden zum Spiele ſich niederließ, durch ihre Liebenswürdigkeit und Herablaſſung Alles bezauberte, was in ihren Umkreis kam. Um die Königin Wittwe hatte ſich, wie dies gewöhnlich, ein nur kleiner Kreis gebildet; doch zeigten dieſe Wenigen, ihre Gebieterin an der Spitze, eine ganz ungewohnte Heiterkeit, was dem ängſtlichen Struenſee nicht entging. Der allgewaltige Premierminiſter konnte ſich eines bangen Vorgefühls nicht erwehren, und doch hatte er zu wenig gegründeten Verdacht, um Maßregeln gegen ein Unglück zu treffen, welches, wie ihm die Königin ſagen würde, nur in ſeiner Einbildung exiſtire.

Unter dem Schmettern der Trompeten verkündete Karoline Mathilde den Verſammelten die Verlobung ihres vielgeliebten Hoffräuleins von Euben mit dem ehrenwerthen Kammerherrn von Bernſtorff, und trat dann mit dieſem Letzteren zum erſten Tanze an. Ihr folgte der Prinz Friedrich mit der liebenswürdigen Braut, und dann reihten ſich in weitem Kranze die andern Paare an. Die Luſt hatte ihren Anfang genommen, und von ihrem berauſchenden Kelche nippend, vergaßen die Glücklichen des Raumes und der dahineilenden Stunden.

Mitternacht war bereits vorüber, als in einem entfernten Zimmer, wohin nur ſchwache Töne der rauſchenden Muſik drangen, zwei Männer von dem mit leeren Flaſchen bedeckten Tiſche ſich erhoben.

„Wo nur der feige Ranzau bleibt;“ grollte der Eine, der uns bereits bekannte Oberſt Köller; „ha, ha! glaubt der Politikus etwa, wir ſollten ihm die Kaſtanien aus dem Feuer holen, während er daheim in den weichen Federn ſeiner ſchwachen Beine pflegt? Nein, Herr Graf, ſo haben wir nicht gewettet, und ſollten wir etwa den Kopf in der Schlinge laſſen, ſo darf er ſeinen hohlen Schädel auch nicht ſchonen. Ihr, Oberſt Eichſtedt, begebt Euch deshalb ſofort zum Grafen, und vermeldet ihm alles Ernſtes, daß, wenn ſein Zipperlein nicht nachließe, ich ihm eine Kompagnie Grenadiere mit einer Portchaiſe ſchicken würde.“

Während der Verſchworene ſich entfernte, den Befehl auszurichten, ging Köller in den Saal zurück, wo er, in eine Ecke gelehnt, mit Ingrimm das ſchöne Brautpaar betrachtete, das ſorglos und die drohende Gefahr nicht ahnend, in der Gewißheit des nahen Beſitzes ſchwelgte. Die Königin Mutter hatte ſich bereits entfernt; auch der König war vom Spiele aufgeſtanden, und ſeine Gemahlin ſchloß mit dem Prinzen Friedrich den Ball, als in dem durch den allgemeinen Aufbruch entſtehenden Gewühle dem Grafen Ernſt ein Billet in die Hand gedrückt wurde, das in faſt unleſerlichen Zügen die Worte: „Seyd auf Eurer Hut! Gefahr droht der Königin!“ enthielt. Ueberraſcht ſah ſich Bernſtorff nach dem Ueberbringer dieſer geheimnißvollen Zeilen um; da däuchte es ihm, er ſähe den Pagen Giovanni ſich durch die Menge drängen; er wollte ihm nach, doch Jener war bereits verſchwunden. Die erſtaunte Braut ſtehen laſſend, eilte nun Bernſtorff, die Königin zu erreichen; dieſe aber war ſchon in ihre Gemächer getreten. Was nun beginnen? Da fiel ihm ein, daß ja ſeine Geliebte die Königin in ihr Schlafgemach begleiten mußte, und dieſer wollte er daher das Geheimniß anvertrauen. Doch, o Schrecken! auch dieſe hatte ſich, als er zurückeilte, wahrſcheinlich verdroſſen über das auffallende Betragen ihres Bräutigams, entfernt, und es blieb dem Geängſtigten daher kein anderer Rath, als ſo viel wie möglich in der Nähe ſeiner Gebieterin ſich zu halten, und wachend den Anbruch des Tages zu erwarten.

Bereits verkündeten die Glocken die dritte Stunde des jungen Tages. Eine tiefe Stille herrſchte im ganzen Schloſſe, und ſchon hoffte Bernſtorff, der nur mühſam mit dem Schlafe kämpfte, daß ſeine Furcht ungegründet und er zur Zielſcheibe eines ſchlechten Scherzes gemacht worden ſey, als ein Geräuſch, wie von auf- und zugeſchlagenen Thüren an ſein lauſchendes Ohr ſchlug. Schnell war er von ſeinem Sitze aufgeſprungen, und, in der einen Hand das Licht, in der andern eine geladene Piſtole haltend, mit der er ſich vorſorglich verſehen, ſtürmte der Unerſchrockene zur Thüre hinaus. Der Erſte, der ihm auf den nur ſchwach erhellten Gängen begegnete, war der Oberſt Köller, der mit entblößtem Degen, gefolgt von Offizieren und Dragonern, nach den Gemächern der Königin eilte.

Digitized by Google

„Halt, Schurke!" donnerte ihm Bernſtorff entgegen, indem er zugleich die Piſtole auf Köller richtete, „nur über meine Leiche geht der Weg zu meiner Monarchin."

Ein grinſendes Lachen war die einzige Erwiederung des Angeredeten; Bernſtorff zielte, und ſeine Kugel ſtreifte die Schläfe des Oberſten, daß dieſer einen Augenblick taumelte. Im nächſten Moment aber ſank der kühne Vertheidiger, von einem Säbelhieb getroffen, zu Boden, und hörte nur noch die höhniſchen Worte ſeines Nebenbuhlers: „Schlagt den Milchbart in Feſſeln, damit er ſein Bräutigamsfieber ausſchlafe!" dann aber bedeckte eine tiefe Ohnmacht ſeine Sinne.

(Schluß folgt.)

„Dieſes Buch gehört dem Könige."

(Von Bettina.)

(**Berlin**, 30. Juli.) **Bettina's Schrift**, welche den Titel führt: „dieſes Buch gehört dem Könige", iſt jetzt erſchienen und macht das größte Aufſehen. So hohen Flug hat Bettina's Geiſt noch niemals genommen, ſo nahe iſt ſie noch nie an die Sonnenhöhe der philoſophiſchen Idee geſtreift. Sie ſpricht in dieſem Buche vom Staat, von der Politik, von der Religion, von dem Berufe des Fürſten und dem Geiſte der Freiheit, der die Völker durchdringt. Vieles, ja das Meiſte darin iſt köſtlich, unnachahmlich, nur ſie beſitzt dieſen Feuergeiſt, der ſich ſo urkräftig und naturgemäß von dem Inhalt der Welt und des Wiſſens, ohne die Wiſſenſchaft deſſelben zu beſitzen, zu durchdringen und denſelben der Welt als volle üppige Frucht des phantaſiedurchleuchteten Denkens darzubringen weiß. Bettina iſt eine geborene Rednerin, und zwar im größten Styl. Dieſes ganze Buch iſt eine kühne Rede an den König, die ſie der Frau Rath, Göthe's-Mutter, in den Mund legt und 1807 halten läßt. Sie trägt das Ideal zu einem Fürſten in ihrem Buſen, der die Kraft hat, ſich von dem Lügenweſen der gewöhnlichen Hofumgebungen loszumachen, zu dem Volksgeiſt hinabzuſteigen und ſich mit dieſem zu verbinden, um willensſtark wie Napoleon, aber der Idee der Freiheit zugewandt, die Welt von ihren Vorurtheilen, ihrem Aberglauben, ihrer falſchen Moral und religiöſen Unfreiheit, ihrem Servilismus und ihrer Niederträchtigkeit zu befreien. Sie fordert ganz laut und deutlich, daß ſich der König mit den **Demagogen** verbinde. „Warum", ruft ſie aus, „ſoll die ſouveräne Macht nicht mit den Demagogen gemeine Sache machen? Warum nicht, zum Teufel? Was haben andere Mächte der ſouveränen Macht da drein zu reden? Was für Bedingungen dürfen ſie machen? Wirf die Bedingungen ab, du ſouveräne Macht." — „Der Staat", ſagt ſie, „hat ſeine religiös-moraliſchen Anlagen, ſeine Abgränzung erlaubter Begriffe, die Entwickelung unſerer Seelenſtärke auf der Tenne, er driſcht wechſelweis d'rauf los und gewinnt eine unreine Saat der Moral, der Gottheitslehre und verpfuſchter Geſetze. Der Staat ſäet ſie aus, iſt allen verantwortlich für die Verbrechen, die daraus erwachſen. Das Beil in der eiſernen Fauſt auf dem Markte zückt gegen ihn die Schneide. Und dies Beil iſt die **öffentliche Meinung**, die mündig geworden iſt und ihn verdammt." Bettina führt ihre Polemik gegen den Staat vorzüglich in Bezug auf die Strafgeſetzgebung, ſie führt den großen Satz durch, den in Deutſchland zuerſt Schiller ausſprach, daß der Staat die Hälfte der Schuld trägt, welche man dem Verbrechen aufladet, weil der Staat nichts dafür thut, das Verbrechen zu hindern, weil er ſeine Bürger nicht zu Menſchen erzieht, ja ſie nicht einmal als Bürger, ſondern als Unterthanen, als Sclaven betrachtet." „Im Verbrechen", ſagt Bettina, „hat der Lebenskeim nicht können treiben, ihm fehlte Licht und Nahrung; die Quelle konnte ihm nicht nahen, der Staat hatte ſie gehemmt." „Unwürdig ſind Euere Zucht-, Schweig- und Iſolirhäuſer. Das ſind keine Heilanſtalten, ſondern Marterkammern der geiſtigen und ſittlichen Natur." „Warum pflegt Ihr nicht den Verbrechenskranken, wie es die Natur Euch in's Herz ſchrieb bei den Naturkranken? Warum keinen Tropfen Linderung in der Fieberhitze? Warum kühlt Ihr nicht den Ausſatz? Warum ätzt Ihr vielmehr ſo den Menſchenhaß, die Verachtung und Verläumdung der Wahrheit mit Eurer Inquiſition? Sind Eure abnormen Anſichten nicht auch Krankheitsſymptome, die ihren Sitz haben im Egoismus, wie das Verbrechen auch? Und ſo iſt die Behandlung des Verbrechens mit dieſer Krankheit behaftet, die das Verbrechen erzeugte." Das ſind tiefe Anſchauungen, welche in das innerſte Leben der Gegenwart eingreifen und die höchſte Beachtung verdienen. — Wie ſehr es Bettina mit dieſen Fragen Ernſt iſt, erhellt ferner aus dem letzten Abſchnitt ihres Buches, welches ſich mit der Noth des armen Volkes in unſerer Hauptſtadt beſchäftigt. Sie hat einen jungen Schweizer veranlaßt, ſich in die ſogenannten Familienhäuſer zu begeben und ſich perſönlich von dem Zuſtande der dort wohnenden Armen zu unterrichten. So leſen wir denn von dem Schickſal und dem unverſchuldeten Elend dieſer Unglücklichen, die **namentlich** aufgeführt und deren Gewerbe und Beſchäftigung ausführlich beſchrieben ſind. In 400 Gemächern wohnen hier 2500 Menſchen. Ein Weber verdient hier täglich 6 bis 7 Sgr., muß aber wöchentlich 10 Sgr. für die Einſchlagſpuhlen und 5 Sgr. für die Schlichte ausgeben, hat alſo nur 4 Sgr. reinen Gewinnſt. Die Wohnung koſtet 2 Sgr. monatlich, eine Mahlzeit von Kartoffeln oder Hafergrütze 2½ Sgr., wie müſſen dieſe Aermſten alſo leben? Die Armendirektion gibt ihnen 15 Sgr., einen Thaler, höchſtens zwei Thaler, wenn ſie ſchon ganz gebrechlich ſind. Kurz, ſie friſten nur mit der größten Mühe das bischen Leben, das noch in ihnen iſt. Wer bettelt, kommt vier Wochen in's Arbeitshaus, im Wiederbetretungsfall acht Wochen, dann ein Jahr u. ſ. w. — Was ſind das für Zuſtände! Wir wollen hoffen, daß die Aufdeckung dieſer traurigen Verhältniſſe zur Beſſerung derſelben beitragen wird. Bettina aber gebührt eine Bürgerkrone für den Muth, mit dem ſie für die Wahrheit und die Noth des Volkes in die Schranken getreten iſt. „Der freie Geiſt verläßt muthig um der Zukunft willen frühere Satzungen. D'rum iſt dem Geiſt Geſetz und Religion die Freiheit."

(Mannh. Abendz.)

Mannichfaltigkeiten.

* (**Paris**, im Juli.) Das von Dr. **Schuſter** und **Regnier** (gegenwärtig Erzieher Se. k. Hoh. des Kronprinzen von Frankreich) herausgegebene und vom königlichen Univerſitäts-Rathe adoptirte vortreffliche deutſch-franzöſiſche und franzöſiſch-deutſche Dictionäre iſt bei Stingray in Paris nunmehr **vollſtändig** erſchienen. Regnier iſt derſelbe Gelehrte, wel-

Digitized by Google

cher vor einem Jahre bei der Examinations-Commiſſion auf der Sorbonne für die Candidaten des Profeſſorats der deutſchen Sprache beſchäftigt war, und bei dieſer Gelegenheit die glänzendſten Beweiſe von ſeiner innigen Vertrautheit mit dem Genius der deutſchen Sprache ablegte. Dr. Schuſter, welcher bekanntlich am mindeſten bei der Göttinger Studenten-Revolution vom Jahre 1831 betheiligt war, iſt hier ein ſehr geſuchter Arzt, der vor einigen Monaten ein intereſſantes Memoir über die Galvano-Punctur bei der Académie de Médecine eingereicht hat.

Im vergangenen Jahre wurden in Sibirien 22 neue Goldſandlager entdeckt. — Daſelbſt fand man einen weißen Topas, der $20\frac{1}{2}$ Loth wog.

(Bonn, 25. Juli.) Bei der immer mehr um ſich greifenden Muſiknarrheit und Gefühlsüberſchwänglichkeit muſikaliſcher Kennerſchaft hat ſich hier ein Beiſpiel zugetragen, welches allgemein zur Warnung offenkundig werden ſollte. Der bekannte Klavierkünſtler Mortier, welcher hier ein Konzert gab, kündigte auf der Einladung zu dieſem Konzerte ein Mendelsſohn'ſches Klavierwerk und ein eigenes, von ihm ſelber verfaßtes, an. Aus Zufall, aus ſpäter eingeſehener innerer Nothwendigkeit, oder vielleicht gar aus Schalkheit verwechſelte aber der Konzertgeber die beiden Compoſitionen, ſo daß er ſeine eigene ſtatt der Mendelsſohn'ſchen und dieſe umgekehrt ſtatt ſeiner vortrug. Bei dem Mortier'ſchen Werke waren daher alle Kenner rein außer ſich, lobten den Satz, die Tiefe, die glänzende Gedankenführung der Kunſtſchöpfung und behaupteten dreiſt, daß der gefeierte Künſtler ſich in dieſem Werke ſelber übertroffen habe, im Gegentheile blieben ſie während des Mendelsſohn'ſchen Vortrages kalt, ſagten zwar dem Konzertgeber einiges Verbindliche über ſein Spiel in's Angeſicht, aber lachten hinter deſſen Rücken und machten auf die Rieſenkluft aufmerkſam, welche ihn noch weit von dem begabteren Geiſte trenne. Wie viele Beethovenianer, Mendelsſohnianer und andere „aner" können hier nicht beten: „Herr, führe uns nicht alſo in Verſuchung."

(Königsberg, 23. Juli.) Bekanntlich haben die preußiſchen Stände darauf angetragen, daß Trinkſchulden nicht mehr eingeklagt werden können. Den Freunden und Mitgliedern der Mäßigkeitsvereine wird es nicht unwillkommen ſeyn, den Text der in dieſer Angelegenheit an den König gerichteten Denkſchrift kennen zu lernen. Sie lautet: „Die unterzeichneten Provinzialſtände haben von neuem Veranlaſſung gefunden, in Erwägung zu ziehen, durch welche Mittel dem übermäßigen Genuſſe der geiſtigen Getränke zu ſteuern ſeyn möchte, um die Sittlichkeit der untern Volksklaſſen zu fördern. Die Trunkliebe findet erfahrungsmäßig eine beträchtliche Nahrung in der Gewinnſucht der Schenkwirthe, mit welcher ſie das geforderte Getränk einem Jeden verabreichen, unbeſorgt, ob ſie ſogleich Zahlung dafür empfangen oder nicht. Unbedachtſam ſtürzen ſich Viele zur augenblicklichen Fröhnung der verderblichen Leidenſchaft in Schulden und werden durch deren gerichtliche Verfolgung oft genug endlich zum Bettelſtabe geführt. Wenn Spielſchulden nach dem allgemeinen Landrechte nicht eingeklagt werden dürfen, und wenn die gerichtliche Klage wider Minderjährige in weiſer Bevormundung geſetzlich beſchränkt worden iſt, ſo möchte eine ähnliche Wohlthat auch für diejenigen in Anſpruch zu nehmen ſeyn, welche, ohne die Mittel dazu in den Händen zu haben, ſich dem Genuſſe berauſchender Getränke hingeben, im Verborgen derſelben, ohne die Folgen davon zu überlegen, eine erwünſchte Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Trunkſucht aufſuchen und mehr und mehr der Unſittlichkeit verfallen, und dadurch ihre Unmündigkeit darthun. Die preußiſchen Stände tragen daher die Bitte vor: der König möge zu befehlen geruhen, daß auch Trinkſchulden nicht eingeklagt werden können."

Als der Kreis Henneberg an die Krone Preußen abgetreten wurde, ward zur Huldigungsfeier eine Denkmünze geſchlagen, auf welcher ein Adler ſtand, unter deſſen Fittich ſich eine Henne befand. Ein Pfarrer, der dieſes Bild den Kindern in einer Dorfſchule verdeutlichen wollte, und deßhalb eine lange Rede gehalten hatte, fragte endlich einen Knaben: „Nun, Kleiner, ſag' mir einmal, was will der Adler mit der Henne machen?" Ganz treuherzig antwortete der Knabe: „Er will ſie freſſen!"

(Hutbeſetzungen.) In neueſter Zeit nehmen die Hutfabrikanten, ja auch die Putzmacherinnen, zur Abwendung des Schweißes von den Hüten, als innere Beſetzung Leinwand und Seide, in aufgelöſ'tem Schellack getränkt. Dieſe Beſetzung hat den außerordentlichen Nachtheil, daß, einem gelinden Blaſenpflaſter gleich, die Stirne, ja ſelbſt der Theil des Kopfes, wo dieſes Futter anliegt, roth wird, ja oft Blaſen zieht, und deßwegen leicht Haut-Entzündungs-Krankheiten veranlaßt, die ſelbſt lebensgefährlich werden können. Die Staatspolizei ſollte dieſes unterſagen; bis ein ſolches Verbot erlaſſen wird, macht man das Publikum auf dieſen Nachtheil aufmerkſam.

(Der ſteiriſche Tanz.) J. G. Kohl bemerkt in ſeinen „Reiſen in den öſterreichiſchen Staaten": „Ich muß ſagen, daß ich ſchon mehrere Volkstänze geſehen habe, die mir wohl gefielen, z. B. den Huſarentanz der Ungarn, die kräftige Maſurka der Polen, die poetiſche Koſacka der Ruſſen, den originellen Djoko der Walachen ꝛc. Auch habe ich wohl den reizenden und üppigen Fandango der Spanier, den (leider!) nichtsſagenden Walzer der Deutſchen, ſo wie die ſtürmiſchen Galopaden der Franzoſen geſehen, aber ich muß geſtehen, daß, was Anmuth, Anſtand und Gemüthlichkeit betrifft, mir nichts den ſteiriſchen Nationaltanz zu übertreffen ſcheint. Er iſt der nächſte Bruder des Tiroler Nationaltanzes und des öſterreichiſchen Ländlers, doch iſt er noch anmuthiger als jener und mannichfaltiger, bedeutungsvoller und reicher als dieſer. Die Bewegungen ſind ſo langſam, wie ſie, um ſchön genannt zu werden, ſeyn müſſen. Die Figuren und Stellungen ſind lauter zarte und ſinnige Anſpielungen auf die ſüßen Gefühle der Liebe. Dabei wird eine bedeutungsvolle Mimik aufgewandt, welche den Charakter gemüthvoller Fröhlichkeit athmet, und die beweiſ't, wie die Steirer den Tanz nicht als eine bloße Motion der Füße, ſondern als den höchſten und ſchönſten Ausdruck der Seelenempfindungen in dem ganzen entzückten Spiele der Glieder aufgefaßt haben. Ich finde allerdings auch viele der andern genannten Nationaltänze ſehr ſchön, wenn ſie ſchön getanzt werden. Allein der ſpaniſche Fandango wird leicht üppig, der ungariſche Nationaltanz klirrt ſo viel mit den Sporen, der polniſche artet leicht zu Wildheit aus, und der ruſſiſche iſt mit vielen bizarren, mehr komiſchen als ſchönen Muskel- und Gliederverzerrungen untermiſcht. Allein zu welcher Ausartung der ſteiriſche geneigt wäre, weiß ich nicht. Vielmehr ſcheint es mir, daß er ſo weit

Digitized by Google

von dem Ueppigen, Wollüſtigen, Wilden und Bizarren entfernt iſt, daß ich ihn geradezu den Tanz der Grazien nennen möchte. Ich geſtehe, ich bin auf der einen Seite ſtolz darauf, daß es ein deutſcher Stamm iſt, der dieſen Ausdruck des Schönen erfand — begreife aber zugleich auf der andern Seite auch gar nicht, daß nicht alle anderen deutſchen Bruderſtämme dieſen Steiriſchen erlernen und ſich anzueignen ſuchen."

(Mannheim, 7. Auguſt.) Vor einigen Tagen fand ein merkwürdiges und erhebendes Wiederfinden am Bord eines Dampfſchiffes zwiſchen Worms und Mannheim ſtatt. Ein hochſtehender Veteran der ruſſiſchen Armee erkannte in einem baieriſchen Stabsoffizier denjenigen, welchen er vor 31 Jahren (abgeſchnitten von ſeinem Corps) ſammt ſeiner Batterie gefangen nahm. Es war ergreifend, zu ſehen, mit welcher Liebe ſich die alten Krieger jener Zeit erinnerten, da der Ruſſe ſeinen Gefangenen ſo edelmüthig behandelt hatte, daß ihm jetzt noch von dem Todtgeglaubten der wärmſte Dank gezollt wurde. Die Geſellſchaft auf dem Schiffe nahm den wärmſten Theil an den Gefühlen der Militärs, welche endlich mit Champagner der alten Zeit gedachten, und ſich nach kurzem, aber erhebendem Zuſammenſeyn wieder trennten.

Mehrere engliſche Schriftſteller, wie Bulwer, James u. ſ. w., laſſen ihre neueſten Werke in Leipzig bei Tauchnitz drucken, ein Beweis, daß die deutſche Typographie hinter der engliſchen nicht zurückſteht.

Kürzlich wurden zwei Eingeborne der Marqueſas-Inſeln, ein Mann und eine Frau, nach Frankreich gebracht. Unterwegs fragte man ſie, wen ſie lieber hätten, die Engländer oder die Franzoſen. „Die Engländer", erwiederte der Mann, „ſie ſind fetter." — „Und viel zarter", ſetzte die Frau mit kannibaliſchem Lächeln hinzu.

(Köln.) Das polizeiliche Gebot, daß alle Hunde nur mit einem Maulkorbe ausgehen dürfen, iſt auf keine drolligere Weiſe umgangen worden, als durch den bekannten hieſigen Maler Simon Meiſter, welcher ſeinem Hunde einen Maulkorb anmalte, der längere Zeit von allen Aufpaſſern für ächt gehalten wurde, bis der Zufall neulich das komiſche Falſum entdeckte.

In Paris wurde kürzlich ein Wucherer, der 12, 14, 16, 18, 24 und in einigen Fällen ſogar 40 Proc. Zinſen genommen, im Ganzen aber für 400,000 Fr. Wuchergeſchäfte gemacht hatte, zu 50,000 Fr. Geldſtrafe und in die Koſten verurtheilt.

Im Gothaer „Allg. Anzeiger" lieſ't man folgende Rüge: „In neueſter Zeit haben ſich einige Schriftſteller vielfach bemüht, über „den deutſchen Michel" zu ſpotten und zu witzeln. Mit dem bitterſten Hohn wird derſelbe von ihnen geſchmäht und geſchändet. Iſt das der Weg, um die Achtung des Auslandes zu erhalten? Iſt das der Weg, um das deutſche Volk zur Selbſtachtung zu führen? Wäre dieſes deutſche Volk wirklich das — bewußtloſe, ſtumpfſinnige Weſen, welches ihr unter dem Spottnamen „D. M." ſchonungslos geißelt, — was helfen dann eure Stachelreden? Und wer hat euch überhaupt dazu berufen? Laſſen wir den Fremden ihren Hochmuth, ſich allein für die Beſten zu halten; — aber eben ſo wenig ziemt uns dieſe Selbſterniedrigung durch eben ſo grauſamen als unnützen Spott gegen das eigene Volk."

(Apparat zur Selbſtbereitung von Gas.) Schon im vorigen Jahre iſt von der Vervollkommnung geſprochen worden, welche Hr. Sabey an dem Apparat zur Gasbereitung angebracht hat. Mit Vergnügen zeigen wir an, daß die Herren Karl Nelleſſen und Comp. mit dem nachahmenswerthen Beiſpiel vorangegangen ſind und zuerſt in ihrer Fabrik einen Gasapparat nach dem Syſtem des Hrn. Sabey haben anlegen laſſen. Er iſt jetzt beendet und hat den vollſten Beifall der Betheiligten gefunden. Das Reſultat deſſelben iſt, daß das Gas dabei nur 10 Silbergroſchen die 1000 Kubikfuß koſtet. Wenn man das zur Heizung der Retorten verwendete Coak abzieht, ſo bleibt noch ein Centner des Produkts übrig, welcher verkauft oder für Heizung von Dampfmaſchinen, Oefen und Gießereien benutzt werden kann. Nach allen Koſten, ſelbſt einſchließlich der Zinſen des Kapitals und der Unterhaltung des Apparats, kann das Gas nur auf 10 Silbergroſchen die 1000 Kubikfuß kommen. Wir ſind überzeugt, daß dieſe Reſultate viele Perſonen beſtimmen werden, dem gegebenen Beiſpiele zu folgen.

Kant ſchildert das Fehlerhafte in dem Volkscharakter ſehr lakoniſch alſo: „Frankreich iſt das Modenland; England iſt das der Launen; Spanien das Ahnenland; Italien das Prachtland; Deutſchland das Titel-Land."

In der erſten Periode lieben die Frauen: Puppen und Bilder; in der zweiten: Putz und Männer; in der dritten: Karten, Katzen und Vögel.

(Schwalbach, 9. Aug.) Das in dem Artikel von Schwalbach in Nummer 214 der Didaskalia beſprochene Konzert im Alleeſaal daſelbſt iſt unvorhergeſehener Hinderniſſe halber auf Freitag den 11. d. M. verlegt worden und man hofft, daß durch dieſen Verzug die Theilnahme an dem würdigen Zweck deſſelben und für die wahren Intereſſen unſerer Stadt nur an Kraft gewonnen haben dürfte.

Auflöſung des Worträthſels in Nro. 219.

Zauberflöte.

Theater-Anzeige.

Freitag, 11. Auguſt. Dornen und Lorbeer, oder: das unbekannte Meiſterwerk, Drama in 2 Abth., nach C. Lafont von W. Friedrich. Hierauf folgt (zum Erſtenmale wiederholt): T. F., oder: Der Enthuſiaſt, Original-Poſſe in 1 Act, von M. L. Erich.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 221. Samſtag den 12. Auguſt 1843.

Die Verſchworenen.

Hiſtoriſche Novelle von Ch. F. von Mühlner.

(Schluß.)

Die Verſchwornen hatten die Rollen ſo vertheilt, daß, während Graf Ranzau ſich zum Könige begab, um dieſem den Verhaftsbefehl gegen die Königin abzudringen, Oberſt Köller in die Zimmer der letzteren drang. Die Verhaftnehmung Struenſee's und Brandt's hatte man andern Offizieren übertragen. Der unglückliche, geiſtesſchwache Monarch lag im tiefſten Schlafe, als plötzlich die Vorhänge ſeines Bettes weggeriſſen wurden, lauter Lärm und Getöſe ihn weckte, und er, die Augen aufſchlagend, ſeine Mutter, den Prinzen Friedrich und den Grafen Ranzau erblickte. Man ſagte ihm, das Volk habe ſich empört und wolle den Pallaſt ſtürmen, Alles ſey in Aufruhr und Bewegung, und ſein Leben ſelbſt in der größten Gefahr, wenn er nicht alle Forderungen des gereizten Pöbels erfülle.

„Welches Unglück, wohin ſoll ich mich flüchten?" rief mit ängſtlicher Stimme der erſchrockene Monarch. „Helft mir, rathet mir, was ſoll ich thun?"

„Dieſe Befehle unterſchreiben!" entgegnete Ranzau mit verdoppelter Hitze, „dann iſt das königliche Haus, dann iſt das Volk gerettet."

Schon lagen die verderblichen Papiere auf dem Nachttiſche des Königs, und mit triumphirender Miene reichte die verwittwete Königin die unſelige Feder. Mit kaltem Blicke nahm der König dieſelbe; aber mit Ungeſtüm warf er ſie weg, als er den Namen ſeiner Mathilde auf dem erſten Papier erblickte. Es ſchien, als wenn dieſer Name ihm die verlornen Kräfte des Geiſtes wieder gäbe. Er will aufſtehen; doch mit Gewalt hält man ihn zurück. Von neuem werden die gräßlichſten Bilder von Mord, Brand und Aufruhr vor ihm entfaltet, und der bedauernswerthe Monarch, der dieſen wiederholten Angriffen nicht widerſtehen kann, unterſchreibt weinend und mit zitternder Hand die vorgelegten Befehle.

Jetzt eilten die Verſchworenen hinweg, deren Vollziehung zu beſchleunigen, und kamen gerade in dem Zimmer der Königin an, als Köller mit Eichſtedt und ſeinen Leuten auf dieſe eindrang. Karoline Mathilde war im leichten Nachtgewande, von ihren Hofdamen umgeben, und unerſchrocken ging ſie den Verräthern entgegen. Als Ranzau ihr den Verhaftsbefehl überreichte, warf ſie das Papier zu Boden und rief mit verächtlicher Stimme: „Solchen Befehlen, welche nur die ſchändlichſte Verrätherei einem ſchwachen Monarchen entreißen konnte, gehorcht keine Königin. Laßt mich zum König, ich will, ich muß ihn ſprechen." Sie that einige Schritte nach der Thür zu; Ranzau aber vertrat ihr den Weg, und auf ſeinen Wink wurde die Königin von einem Offiziere ergriffen!

In dieſem Moment der ſchändlichſten Schmach konnte ſich Friederike von Euben nicht mehr halten. Bisher zitternd vor Angſt, hatte ſich plötzlich ein ungewohnter Muth ihres ganzen Weſens bemächtigt; blitzſchnell hatte ſie einem Dragoner, der ſich eines ſolchen Angriffs nicht verſah, den Säbel entriſſen und führte damit einen ſo herzhaften Hieb nach dem Arme des Offiziers, welcher die Königin hielt, daß dieſe augenblicklich ihre Freiheit wieder erlangte. Jetzt entſtand ein förmliches Handgemenge; die Königin, von ihrer treuen Friederike unterſtützt, wehrte ſich mit Händen und Füßen, bis ſie endlich beide kraftlos und halb ohnmächtig niederſanken. Noch einmal ſchlug die Königin die Augen auf; da gewahrte ſie über ſich gebeugt das widerliche Geſicht Köllers und dicht neben dieſem die glühenden Augen des Italieners Giovanni. Schon wollte der treuloſe Unterthan die verrätheriſche Hand nach ſeiner Monarchin ausſtrecken, als ein dumpfer Schrei ſeinen Lippen entfuhr und ein harter Fall den Fußboden erzittern machte. Das Stilet Giovanni's war von dem Panzer, den der Oberſt unter ſeinem Koller verborgen trug, abgeglitten und dem Verräther in die Weichen gedrungen. Die Verbündeten waren von dieſem unerwarteten Ereigniſſe im erſten Augenblicke verdutzt; dann aber fielen ſie über den Italiener her, und furchtbar zerhauen, fiel der Jüngling neben der Königin Karoline zu Boden. Mühſam ergriff er ihre ſchlaff herabhängende Hand, und mit den Worten: „Adio, bel idol mio!" war er verſchieden. Die Königin Wittwe ſtand vernichtet. Der, den ſie mit Gnaden und Gunſtbezeigungen überſchüttet, hatte nicht ſie, ſondern ihre verhaßte Schwiegertochter geliebt.

Karoline Mathilde war mit ihrer Tochter, und begleitet von der unzertrennlichen Friederike von Euben, nach der Feſtung Kronenburg gebracht worden, wo ſie in ſtrengem Gewahrſam traurige Tage verlebte, bis ſie, am 6. April des Jahres 1772, von ihrem Gemahl geſchieden, Dänemark am 27. Mai für immer verließ.

Schmerzlich war der Abſchied, nicht von dem Lande, das die Quelle der bitterſten Schmerzen für ſie geworden war, ſondern von den geliebten Kindern. Noch ein Mal drückte die weinende Mutter die theuern Weſen an die gemarterte Bruſt,

Digitized by Google

ein letzter, inniger, langer Kuß, und: „Fort, fort, nun habe ich nichts mehr hier!" rief ſie, und beſtieg das bereit ſtehende Boot.

Graf Ernſt erholte ſich nur allmählig von der ſchweren Kopfwunde. Aus den Fenſtern ſeines Kerkers ſah er ſchaudernd das Blutgerüſt ſich erheben, auf dem in der Frühe des 18. Aprils, zur ewigen Schande Dänemarks, die Schlachtopfer eines ränkeſüchtigen Weibes, Struenſee und Brandt, einen ſchimpflichen Tod erlitten. Mit dem Blute dieſer Unglücklichen war die Rache geſättigt; die Kerker öffneten ſich, und Ernſt, obwohl noch ſchwach, eilte doch, einem Lande zu entfliehen, das treue Dienſte ſo ſchmählich lohnte. Er folgte der Geliebten nach Celle, wo Beide, für immer vereint, der geliebten Monarchin letzte Lebenstage zu erheitern ſtrebten.

Die Statuetten berühmter Deutſchen aus der Werkſtätte des Herrn Emil Cauer zu Kreuznach.

»Wie lang mit Lorbeern überſchütten
Wollt ihr die korſiſche Standarte?
Wann hängt einmal in deutſchen Hütten
Der Hutten ſtatt des Bonaparte?«

(Ufnau und St. Helena von dem Lebendigen.)

Die Wiſſenſchaft, die Dichtung und die Kunſt des Bildners und Malers ſtehen im innigſten Zuſammenhange mit den Regungen der Zeit, indem ſie theils anregend auf das Volk wirken, theils von dem Aufſchwunge des Nationallebens eine kräftige Anregung erhalten. So erblicken wir auch mit Freude, daß mancher Gelehrte, Dichter, Maler oder Künſtler von wahrem Beruf und angeweht von glühender Begeiſterung für die großartige Vergangenheit, deutſchen Helden und wichtigen Ereigniſſen unſerer Geſchichte ſeine Theilnahme zuwendet, und ein erfreuliches Zeichen der Zeit iſt es, daß gerade das thatenreiche Reformationszeitalter ſo tüchtige Bearbeiter findet. Ich halte die Beſtrebungen des edlen Hagen zu Heidelberg, die geiſtigen Bewegungen, namentlich die Fortſchritte der humaniſtiſchen Studien im Reformatioszeitalter zu ſchildern und die politiſchen Bewegungen jener Zeit aus den geiſtigen zu erklären, für ſehr belohnend, zumal da die Sprache und Diction des Hrn. Hagen klar und faßlich iſt und auch dem Laien das Eindringen in den hochwichtigen Gegenſtand geſtattet. — Ferner hat Hr. Zimmermann zu Stuttgart eine Geſchichte des deutſchen großen Bauernkrieges geliefert, die alle früheren Bearbeitungen deſſelben weit übertrifft, ſowohl in Hinſicht des lebendigen Intereſſes für die Sache des mißhandelten Bauernſtandes, als auch ganz beſonders wegen der ſchönen kräftigen Sprache und gründlichen Erforſchung der Quellen und Urkunden. Wir ſind überzeugt, daß jeder Freund der deutſchen Geſchichte mit Ungeduld dem Erſcheinen des zweiten Bandes entgegenharrt.

Würdig ſchließt ſich dieſen Erſcheinungen das Werk des Hrn. Ernſt v. Brunnow an: „Ulrich von Hutten, der Streiter für deutſche Freiheit, ein hiſtoriſch-romantiſches Sittengemälde aus dem Reformationszeitalter." Die Idee des geiſtreichen und patriotiſchen Verfaſſers, durch dieſes in Romanform gehaltene Sittengemälde die Maſſe des Leſepublikums mit allen wichtigen Perſonen, mit allen Erſcheinungen der Kunſt, Wiſſenſchaft und Sittengeſchichte, mit allen Kämpfen und Erſchütterungen der Zeiten Luthers und Huttens bekannt zu machen, iſt gewiß eine ſehr glückliche, und wir ſind überzeugt, daß derſelbe ſeine Abſicht vollkommen erreichen wird, da uns die beiden erſten Bände des Werkes überzeugt haben, daß er nicht hinter ſeiner großen und ſchwierigen Aufgabe zurückgeblieben iſt.

Zu dieſen Geſchichtſchreibern und Dichtern geſellt ſich nun ein Meiſter der plaſtiſchen Kunſt, Hr. Emil Cauer zu Kreuznach, der, in äußerſt ſorgfältig gearbeiteten Statuetten von Gyps, die hervorragenden Männer und Frauen des Reformationszeitalters darſtellt. Bereits ſind die Statuetten Ulrichs von Hutten, Franzens von Sickingen, der Hedwig von Flörsheim (Sickingens Gemahlin), des Kaiſers Max und ſeiner Gemahlin Maria von Burgund, des Dr. Luther und Götz von Berlichingen aus der Werkſtätte dieſes Künſtlers hervorgegangen und können dieſelben im Städel'ſchen Inſtitute zu Frankfurt a. M. in Augenſchein genommen werden. Es war nicht zu zweifeln, daß die Arbeiten des Hrn. Cauer, zu denen er ſich die beſten Porträte zu verſchaffen wußte, großen Anklang finden würden, zumal in unſern Tagen, wo von Nationaleinheit und Nationalehre ſo viel die Rede iſt. Aber dennoch möchten wir wünſchen, daß dieſe allerliebſten Statuetten ihren Weg finden möchten in alle Leſezimmer und Stadtbibliotheken und in alle Zimmer deutſcher Bürger, in denen das Standbild Napoleons, der doch wahrlich keine Anſprüche auf unſere Dankbarkeit hat, auf dem Kamine ſteht. Wem iſt die intereſſante Thatſache unbekannt, welche uns Bulwer erzählt, um uns einen Begriff von der Stärke des engliſchen Nationalgefühls zu geben? Bulwer erzählt Folgendes: „Der berühmte Porzellanfabrikant Wedgewood verdankte urſprünglich die günſtige Aufnahme ſeiner Waare und den reißend ſchnellen Abſatz derſelben lediglich der glücklichen Idee, daß er auf ſeine Teller, Taſſen, Schüſſeln ꝛc. Scenen aus den Dramen Shakſpeare's und anderer engliſchen Dichter, ſo wie Ereigniſſe der engliſchen Geſchichte malen ließ." Dadurch ward er in kurzer Zeit ein reicher Mann, ſpäter Millionär und Beſitzer von hundert Fabrikgebäuden. Wo haben wir aber in Deutſchland ein Beiſpiel, daß ein Künſtler, der zu ſeinem Gegenſtande Scenen der vaterländiſchen Geſchichte oder die Geſtalten großer Patrioten erwählt, ſein Glück gemacht hätte? — Hier iſt ein ſolcher Künſtler, und wie ich verſichern kann, iſt der Abſatz ſeiner Statuetten noch nicht ſo ſtark, daß ſie ihn ausſchließlich beſchäftigen, und dennoch iſt der Preis äußerſt billig, nämlich drei Thaler das Exemplar und einen Thaler das Conſol, auf welchem ſich jedes Mal das Familienwappen des Helden befindet. Hr. Cauer will indeſſen ſeine Unternehmung fortſetzen und demzufolge eine Reiſe nach München und Wien antreten, um ſich der Originalporträte der noch fehlenden Helden bedienen zu können. Möchte ſich die Theilnahme des ganzen Vaterlandes dieſem verdienten Patrioten und Künſtler zuwenden, damit er bald in den Stand geſetzt werde, auch Willibald Pirkheimer, Albrecht Dürer, Peutinger, Sebaſtian Brand, Geyler von Keyſersberg, Reuchlin ꝛc. aus ſeiner Werkſtätte hervortreten zu laſſen. Ehre, Preis und Glück jedem deutſchen Schriftſteller, Dichter oder Künſtler, der unſer Volk erinnert, was es war, damit es lerne, was es wieder werden ſoll und muß!

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Elberfeld.) Eine der wichtigſten neueren Entdeckungen iſt ohnſtreitig die des Schweden Paſch. Demſelben iſt es nach langjährigen Verſuchen geglückt, den Stoff aufzufinden, welcher, dem Kalke beigemiſcht, demſelben ſicher alle Eigenſchaften des hydrauliſchen Mörtels gibt. Dieſer Stoff iſt der Alaunſchiefer. — Verſchiedenartig angeſtellte Verſuche haben dieſe Entdeckung vollkommen beſtätiget. Der ſo bereitete Mörtel trocknet äußerſt ſchnell und nimmt die höchſte Feſtigkeit und Undurchdringlichkeit an. Wie wichtig dieſe Entdeckung für das Waſſerbauweſen ſeyn müſſe, leuchtet ein; aber auch für die bürgerliche Baukunſt iſt ſie von größtem Vortheil, indem nicht allein bei der näſſeſten Witterung gebaut, ſondern auch die Neubauten gleich trocken und nicht feucht werden können. — Der Alaunſchiefer kann im Verhältniß zum Kalke à $^1/_3$ bis $^1/_2$ zugeſetzt werden, und bei der Wohlfeilheit deſſelben läßt ſich einer allgemeinen Anwendung mit Beſtimmtheit entgegenſehen.

(Elberf. Ztg.)

(Zur Statiſtik des ſchönen Geſchlechts.) Der berühmte italieniſche Statiſtiker, Ritter Adrian v. Balbi, gibt in ſeinen, ſo eben in Turin erſchienenen vermiſchten ſtatiſtiſchen Schriften folgende ſtatiſtiſche Ueberſicht über den Tauſchwerth der Schönen bei verſchiedenen Völkern. Ein ſchönes mingrelianiſches Mädchen von 13 bis 18 Jahren koſtet nur 20 Scudi; eine ſchöne, vornehmlich durch rothe Haare ausgezeichnete Circaſſierin bezahlt man bis zu 17,000 Fr.; eine wohlgeſtaltete Katſchinzerin wird mit 5 bis 50 Rindern erkauft; ſchön, wie eine Venus muß ſie ſeyn, wenn man ſie mit 100 bezahlt. Bei den Kirgiſen iſt der gewöhnliche Preis eines mannbaren Mädchens 50 Pferde, 25 Kühe, 100 Rinder, einige Kameele, oder auch einen Sclaven und eine Caroſſe; bei den Samojeden koſtet ein junges Mädchen 5, auch 20 Rennthiere; bei den Oſtjäken dagegen 10 bis 100; bei den Barabinzen war vor 50 Jahren der currente Verkaufspreis einer Frau 5 Rubel, die ausgeſuchteſten Schönen bezahlte man ſelten mit 50, und bei den Turabinzen kann man eine Frau gegen ein Pferd eintauſchen. Die ſogenannten Tataren in Tobolsk geben dem Vater ein Pferd und der Mutter ein Gala-Kleid als Kaufpreis für ihre Tochter. Eine heirathsfähige Baſchkirin wird mit fünfzehn bis zweihundert Pferden, Kühen oder Rindern erſtanden. Bei den Nogais in Neu-Rußland giebt gewöhnlich der Bräutigam für ſeine Braut einige Pferde. In Nubien iſt der gewöhnliche Kaufpreis eines Mädchens 36 türkiſche Piaſter; in der Berberei ein Pferd. Bei den Beduinen des nördlichen Afrika's wird ſelten mehr als zwei Kameele für eine Schöne bezahlt.

(Berlin.) Am 1. Auguſt machte eine große Geſellſchaft eine Spazierfahrt von hier nach Potsdam. Ein Theil derſelben verſpätete ſich an letzterem Orte, in der Meinung, daß noch um 10 Uhr Abends ein Eiſenbahnzug nach Berlin abgehe. Kurz vor 10 Uhr ſtellten ſich die aus 13 Perſonen beſtehenden Zurückgebliebenen am Bahnhofe ein, und ſahen die dampfende Lokomotive zur Abfahrt bereit, erfuhren aber von dem Bahnhof-Inſpektor, daß der gewöhnliche Zug bereits vor $1^1/_2$ Stunden abgegangen ſey und jetzt nur ein Extrazug für Se. Maj. den König abgehen werde. Auf die Frage, ob ſie nicht mit dieſem Zuge mitfahren könnten, antwortete der Inſpektor natürlich verneinend. Nun ſchickte die Geſellſchaft ſich zum Rückzuge an. Dicht außerhalb des Bahnhofs begegnen ſie dem Wagen des Königs. Da faßt einer aus der Geſellſchaft, den es beſonders drängte, am folgenden Tage früh in Berlin zu ſeyn, ein achtzehnjähriger Malergehülfe, ſich ein Herz, er tritt an den Wagen des Königs hinan, und fragt in der einfachſten Weiſe, ob er und ſeine Freunde nicht mitfahren dürften, da ſie morgen früh in Berlin ſeyn müßten. „Ja, ja, lieben Kinder," ſagte der König, „rückt noch einen Wagen an!" Sogleich wird ein Perſonenwagen dicht an den königlichen Wagen angeſchoben, ein Condukteur ſteigt mit der Geſellſchaft ein, und nachdem der König, aus ſeinem Wagen ſich herausbeugend, noch gefragt hat: „Nun, ſeyd Ihr alle im Wagen?" geht der Zug ab und bringt die Verſpäteten nach wenig über eine halbe Stunde an den erſehnten Ort.

In den vermiſchten Schriften Anſelm's v. Feuerbach, der unter dem Eindruck der großen Kataſtrophe ſchrieb, aus der Deutſchland 1813 u. 1814 ſo wunderbarer Weiſe gerettet wurde, kommt folgende gewiß ſehr beachtenswerthe Stelle vor: Erſtens: Was die Völker ſtark macht, iſt nicht der Leib, ſondern die Seele; was ſie unüberwindlich macht, iſt allein die begeiſternde Kraft des Herzens; was ſie vor der Unterjochung bewahrt und aus der Unjochung rettet, iſt allein der kräftige Muth, der Freiheit werth zu ſeyn. Zweitens: Was die Throne befeſtigt und aus großen Gefahren rettet, iſt nicht bei dieſem oder jenem Stande, ſondern bei der Geſammtheit der Unterthanen, in dem Gemeinſinne der Bürger, in der Liebe und Begeiſterung für Fürſten und Vaterland. Drittens: Was die Staaten zum Untergange führt, iſt, wenn ſie den Geiſt der Zeit nicht erkennen und verſtehen, und dem Siegerwagen des Genius der Menſchheit verblendet in die vom Abhang rollenden Räder greifen.

Ein ſchreckliches Duell hat jüngſt in der Gemeinde Meſonfort (Seine und Oiſe) zwiſchen zwei Eigenthümern ſtattgefunden, welche eine Partie Billard machten. Hr. Lenfant und Hr. Maldant zogen das Loos darüber, wer am erſten den rothen Ballen ſeinem Gegner aus allen Kräften an den Kopf werfen würde. Das Loos begünſtigte Hrn. Maldant, der den Ballen aus Leibeskräften gegen Hrn. Lenfant warf; er traf ihn an die Stirn und tödtete ihn auf der Stelle.

(Statiſtiſches.) Europa hat, wie im „Zollvereinsblatt" berichtet wird, im Ganzen nur $13^1/_2$ Milliarden Gulden Staatsſchulden.

Korreſpondenz.

Nauheim, 10. Aug.

Ihr geſchätztes Blatt, das an Verbreitung täglich mehr gewinnt, berichtet während jeder Saiſon, bald mehr, bald minder ausführlich, auch über Geſundbrunnen und Bäder, und ſo glaubt denn auch unſer freundlicher Kurort auf die Gunſt, durch Ihre Vermittlung über den Fortgang ſeiner Beſtrebungen und Leiſtungen zu dem größeren Publikum reden zu dürfen, einen Anſpruch zu haben. Ländlich und ſchlicht, wie es iſt, verzichtet unſer Nauheim gern darauf, durch großartigen Stadtprunk Aufſehen zu machen; es weiß nichts von Kolonnaden, Konverſationshäuſern, Spielſälen, es kennt keine „matinées" oder

Digitized by Google

„soirées musicales“, „réunions dansantes“ u. d. m.; es hat kein anderes Theater, als den Aehrenſchmuck ſeiner geſegneten Fruchtgefilde, kein anderes Konzert, als die täglich wiederkehrende Aufführung des Halleluja's der Lerche, keine andere Kunſtausſtellung, als die monotone, aber impoſante Suite ſeiner trefflich unterhaltenen Salinengebäude; aber gleichwohl, oder vielmehr: gerade darum iſt es der Meinung, im eigentlichſten Sinne ein Kurort zu ſeyn, und zwar für Alle, die wirklich Geneſung ſuchen von irgend einem Uebel, gegen welches ein Soolbad ein Specifikum iſt, oder die ſich Erkräftigung wünſchen bei eingetretenem Nachlaſſe der Thätigkeit ihres Geſammtorganismus, oder die ſich Erholung bezirlen von der Schwüle des Alltagsverkehrs, von dem Zwange läſtiger Konvenienz, von dem beengenden Drucke einer lärmenden Stadt. Ja, wer zu irgend einem der jetzt bezeichneten Zwecke ein Heilbad zu beſuchen gedenkt, dem können wir den Aufenthalt an unſeren Thermen mit gutem Gewiſſen und unter der Verſicherung beſtens empfehlen, er werde uns nicht, ohne ſich einen namhaften Gewinn angeeignet zu haben, verlaſſen. Denn was zunächſt die Wirkungsfähigkeit unſerer durch chemiſche Analyſe als überaus gehaltreich erkannten Quellen betrifft, ſo beziehen wir uns, zur Hinweiſung auf dieſelbe, mit begründetem Vertrauen auf den Inhalt eines kompetenten Urtheils, welches darüber unſer allgemein verehrter Badearzt, Hr. Amtsphyſikus Dr. Bode, bereits vor vier Jahren durch die „Kaſſel'ſche Allgemeine Zeitung“ (und zwar durch Nummer 170 derſelben, vom 21. Juni 1839) veröffentlicht hat, und das folgendermaßen lautet: „Unter den Krankheiten, gegen welche ſich unſere Soole bewährt hat, nennen wir die Scrofelkrankheit in ihren verſchiedenſten Formen. Ferner die Gicht. Gichtkranke, welche Wiesbaden ungeheilt gelaſſen hatte, an denen bewährte Aerzte ihre Kunſt vergebens erſchöpft hatten, verließen geheilt das hieſige Bad. Als vorzüglich wohlthätig und belebend rühmen Gichtkranke die Gasbäder, welche in dem von Zeit zu Zeit der Quelle entſtrömenden und den Schacht füllenden, kohlenſauren Gas genommen werden. An die Gicht ſchließt ſich das Heer der herpetiſchen Ausſchläge und Flechten an, welche das hieſige Bad mit vielem Erfolge bekämpft. Mit entſchiedenem Nutzen haben ferner Unterleibskranke hier gebadet. Die Soolbäder befördern und regeln den Blutumlauf, heben die Stockungen in der Leber und dem Pfortaderſyſtem und machen die Hämorrhoiden flüſſig. In Verbindung mit dem innerlichen Gebrauche unſeres Säuerlings oder auch in einzelnen Fällen der Soole ſelbſt, heben ſie die Verſchleimung der Eingeweide und ſtärken die Verdauung. Die nächſte Folge davon iſt vermehrter Appetit, welchen alle Kurgäſte im Laufe der Kur wahrnehmen. — Beſonders wohlthätig wirken die hieſigen Bäder bei beginnender Bleichſucht, bei ſtockenden, unregelmäßigen und ſchmerzhaften Catamenien und ähnlichen Krankheiten. — Eben ſo wirkſam haben ſie ſich gegen rheumatiſche Beſchwerden und Lähmungen, ſo wie gegen die ſogenannte nervöſe Hautſchwäche, gegen chroniſche Katarrhe der Athmungswege bewährt. Noch iſt eines Falles von veralteter Krankheit zu erwähnen, in welchem der Gebrauch unſerer Bäder vollkommene Heilung bewirkt hat. Endlich geben dieſelben ein vortreffliches Beruhigungsmittel gegen aufgeregte und ſchwache Nerven. Manche Kranken, welche ſeit Monaten eine erquickende Nachtruhe vermißten, erfreuten ſich hier nach den erſten Bädern eines ruhigen Schlafes. — Die oben erwähnte Mineralquelle, zur Klaſſe der muriatiſchen Säuerlinge gehörend, ſchmeckt angenehm ſäuerlich, dem Emſer Kränchen ähnlich, und wird fleißig von Kurgäſten getrunken; ein kleiner Bergknappe, der mit einem freundlichen „Glück auf“ den perlenden Heiltrank kredenzt, iſt den ganzen Tag beſchäftigt.“ — So gut ſteht es um die Hauptgaben, die unſer Nauheim zu gewähren vermag, um die köſtlichen Spenden, welche aus geheimnißvoller Tiefe der bewundernswürdige „Sprudel“ und der geräuſchloſere „Brunnen“ in regem und ununterbrochenem Wetteifer zu Tage fördern, und die in Verbindung mit den ſonſtigen Annehmlichkeiten des beſchriebenen Orts gewiß nur einen höchſt wohlthuenden Einfluß zu üben vermögen. Zu den letzteren zählen wir die friſche und gleichwohl milde Luft; die ungekünſtelte Herzlichkeit der biederen Bewohner, die ſich eine wahre Freude daraus machen, den Kurgäſten Aufmerkſamkeit zu beweiſen; die für den Freund der Natur und eines gemüthlichen Stilllebens ſo anſprechende Eigenthümlichkeit der Umgebungen. Belohnend ſind insbeſondere die gemächlich zu bewerkſtelligenden Ausflüge nach dem Johannisberge, der, weit entfernt, ſich ſeinem gefeierten Bruder am Rheine gleichſtellen zu wollen, dennoch auch an ſeinen Abhängen Reben hegt und auf ſeinem mit einer Thurmruine geſchmückten Gipfel eine liebliche Fernſicht geſtattet; nach dem romantiſch gelegenen Teichhauſe, dem ſtärkenden und erfriſchenden Schwalheimer Brunnen und dem regſamen Friedberg mit ſeiner ſtolzthronenden altehrwürdigen Burg. Will jedoch die launenhafte Witterung (in dem gegenwärtigen Sommer insbeſondere ein neckiſcher Proteus) den Gang in's Freie nicht zur Ausführung kommen laſſen, ſo weiß ſich die Kurgeſellſchaft zu entſchädigen, und an Unterhaltung gebricht es nie. Im Saale des (herrſchaftlichen) Badehauſes oder in den Räumen des ſehr empfehlungswerthen Gaſthofes „zur Krone“ trifft man ſich alsdann, und in harmlos heiterer Zwieſprach oder durch munteres Geſellſchaftsſpiel, auch wohl mitunter bei Muſik und Tanz, verbringt man fröhlich die ſo raſch entgleitenden Stunden. Wer darum nur den rechten Sinn hegt für den in jeder Beziehung ſo erſprießlichen Landaufenthalt, dem gefällt es gewiß unter uns, und auch unſer friedliches Nauheim darf zu ſich einladen mit den Worten (die den Wirthspalaſt „zu den vier Jahreszeiten“ in Wiesbaden ſchmücken): „Curae vacuus, hunc locum adeas, ut morborum vacuus abire queas; non enim hic curatur, qui curat!“ (Sorgenfreier, komme hierher, damit Du, frei von Leiden, von hinnen zu gehen vermögeſt; Heilung findet nicht, denn wer den Gram zu ſcheuchen ſich mühet.) Und ſo ſey es denn beſtens betrauet, unſer Nauheim, Ihrem Wohlwollen und der Fortgunſt Ihrer zahlreichen Leſer! Möge es durch ſeine Ladung noch manchem derſelben das Erdenſeyn würzen, auf daß er deſſen überreiche Proſa, die Ihr gemüthvoller Mitarbeiter, Ludwig Hub, erſt in dieſen Tagen mit ſeinem liebenswürdigen Humor beſungen hat, in recht poetiſchen Momenten — wenigſtens für Momente — vergeſſe! —

. . . 6.

Charade.

(Dreiſylbig.)

Ein Himmel, rein und ſonnenklar,
Blitzt aus dem erſten Sylbenpaar;
Ich ſah in ſeinen lieben Schein
Einſt ſtill und hochentzückt hinein,
Da flammt auf meinem Pilgerlauf
Mir flugs der Zweite zärtlich auf,
Und es verſank im Ganzen mir,
Gleich Zauberſpuk, das Weltrevier.

J. S — r.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 12. Auguſt. Der Freiſchütz, große Oper in 4 Abth., Muſik von C. M. v. Weber. Agathe: Fräul. Reuther. Caspar: Hr. Dettmer vom k. Hoftheater zu Dresden.

Montag, 14. Auguſt. (Zum Vortheil des Hrn. Dettmer, neu einſtudirt): Der Brauer von Preſton, komiſche Oper in 3 Abth., von J. Cornet überſetzt, Muſik von A. Adam. Toby: Hr. Dettmer vom k. Hoftheater zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 222. Sonntag, den 13. Auguſt 1843.

Tabaks-Lied.

Rauch iſt Alles, was wir ſchätzen,
Unſer theuerſtes Ergötzen,
Unſer Leben ſelbſt iſt Rauch.
Uz.

Wenn die Dichter den Frühling, den Wein und die Liebe beſungen —
Hoher Begeiſterung voll, und ihres Lobes kein Ende —
Dachte man, Pflanze Columbiens, deiner oft gar nicht und ſelten
Tönte die Leier Apollo's deinem unſchätzbaren Werthe.

Und doch ſäumteſt du nicht, im Stillen Segen zu ſpenden,
Und vergaßeſt in Andern gar dein eig'nes Geſchick.
So erkenne ich dich, wenn meiner umbänderten Pfeife
Du des Wohlgeruchs volle, erquickende Züge entlockſt.

Anfangs hießeſt du Tabak; ſeitdem aber taufte man anders,
Muſſcanaſter und Cuba, Varinas, Portocarero,
Reiner Amerikaner, Maryland und Portorico —
Viele und mancherlei Namen gab man dir lieblichem Kraute.

Doch auch Verfolgungen trugſt du von Fürſten und Aerzten und Prieſtern,
Stygiſcher Höllendampf! todte einſt König Jacob der Brite;
Während Columbia's Schönen im ſinnigen Haar-Diademe
Deiner hohen Vortrefflichkeit magiſchen Zauber verleih'n. *)

Mir biſt du Lebensgefährtin — dem Armen unſchätzbares Kleinod,
Treue Freundin des Müden, die du den Traurigen tröſteſt —
Große Lehrerin ſelbſt, daß Alles hienieden vergänglich,
Wie dein balſamiſcher Hauch im kräuſelnden Wellengebild! —

Sanft in verſchlungenen Kränzen rollen die duftenden Wölkchen
Aus dem beengenden Rohre in die freieren Lüfte;
Und im Geſäuſel des Zephyrs ſegeln ſie weit in die Ferne,
Bis Aeolus ſie hebet in's bläuliche Himmelsgezelt.

Köln. Gottfried Ploeger.

*) In Columbia erſcheinen die Damen auf Bällen mit einem Diadem von Cigarren auf dem Kopfe. Je früher ein ſolches verbraucht wird, deſto größer der Beweis, daß die Beſitzerin Verehrer hat.

Die ſchöne Maid von Reichenbach.

Hiſtoriſche Sage von Ch. F. von Mülbner.

Siehſt Du, Wanderer, auf der Straße von Kaſſel nach Eiſenach unfern des Städtchens Lichtenau einen einſamen Thurm auf waldumkränzter Höhe ſich erheben, ſo verweile einen Augenblick und laß Dir ſagen, daß dieſe unſcheinbare, vom Zahne der Zeiten hart benagte Ruine der letzte Reſt der einſt ſo großen und feſten Ritterburg Reichenbach iſt. Auf dem Boden, wo jetzt nur Schutt und Gerülle zu finden, erhoben ſich einſt ſtarke Mauern, beſchützt von Thürmen und Warten, und bewacht von bärtigen Reiſigen; die Säle und weitläufigen Hallen ertönten von Becherklang und dem Spiele luſtiger Fiedler, und auf den Höfen tummelten muntere Knappen die feurigen Roſſe ihrer Gebieter.

Das Alles iſt nun dahin, auch das Geſchlecht derer von Reichenbach, das einſt hier hauſ'te, längſt erloſchen, und nur jener verwitterte Thurm und eine daran ſich knüpfende Sage erinnern noch an Das, was hier geweſen und geſchehen iſt. —

Burghard Gramm hieß der grämliche Alte, welcher das Amt eines Burgvogtes auf Schloß Reichenbach verſah. In ſeiner Jugend war er ein luſtiger Geſelle bei'm Krug und den Dirnen geweſen, und hatte manche Fehde als muthiger Knappe mitgefochten. In einem Strauße, in welchem ſein Herr hart in's Gedränge gerathen war, hatte er dieſem Leben und Freiheit gerettet, und als Belohnung das einträgliche und gemächliche Amt eines Burgvogtes erhalten. Mit dem Antritte dieſer Stelle war Burghard ein Anderer geworden; man hörte nichts mehr von ſeinen loſen Streichen, deſto mehr aber von ſeiner Habſucht und Erpreſſungen aller Art, die er als ausgemachter Günſtling des Gebieters unangeklagt und ungeſtraft begehen durfte. Burghard's Weib, eine üppige und dabei ſchlaue Perſon, die längere Zeit Kammermagd bei der Burgfrau auf Reichenbach geweſen, hatte nicht wenig dazu beigetragen, ihres Mannes Säckel zu füllen und ſeine Gunſt bei'm Burgherrn zu befeſtigen. Sie ſtarb in der Blüthe ihrer Jahre, und, wie ſich die Burgbewohner, jedoch nur verſtohlen, aus Furcht vor dem mächtigen Burgvogte, untereinander erzählten, von heftigen Gewiſſensbiſſen gefoltert. Der einzige Sprößling aus dieſer Ehe war ein Mädchen, welches in der Taufe den Namen Elsbeth erhalten hatte. Elsbeth war ein ſchönes Kind, das der Vater verzog und die Mutter kleidete. Ihr Haar, deſſen

Digitized by Google

Farbe mit dem Glanze des Ebenholzes wetteiferte, fiel in natürlichen Locken auf einen blendendweißen Nacken; die großen, dunkelſchwarzen Augen wurden von langen, ſeidengleichen Wimpern beſchattet, und der fein geſchnittene Mund zeigte bei'm Lächeln zwei Reihen der ſchönſten weißen Zähne. In der ganzen Umgegend wurde Elsbeth deswegen auch nur die ſchöne Maid von Reichenbach genannt. Doch dieſer ſchöne Körper beherbergte leider keine gleich ſchöne Seele. Hochfahrend, übermüthig und im höchſten Grade launig, war Elsbeth von ihren Geſpielinnen gemieden und von den Burggenoſſen mehr gefürchtet, als geliebt. Sie war ſechzehn Jahre alt, als ihre Mutter ſtarb, und ſie nun ganz Herrin ihres Willens und Thuns wurde, denn der Vater, ſo bösartig er auch gegen ſeine Untergebenen ſeyn konnte, wagte es doch niemals, gegen den verzogenen Liebling ein hartes Wort fallen zu laſſen. Schon mancher hübſche und begüterte Burſche aus der Nähe und Ferne hatte um die ſchöne Maid von Reichenbach geworben; doch Alle waren ſchnöd und kalt zurückgewieſen worden. Elsbeth's Sinn ſtand höher; nicht des Landmannes beſcheidenes Loos wollte ſie theilen, ſondern als Gemahl eines ſtattlichen Ritters auf Turnieren und Banketten glänzen.

Unter den Knappen auf Reichenbach war einer, mit Namen Martin Perlepſch, der ſtets ſtill und ſinnig ſeine Arbeit verrichtete, Niemanden abſichtlich beleidigte, und Jedermann, wo er konnte, behülflich war. Bei ſeinen Kameraden war er deshalb allgemein beliebt, und manches ſchmucke Dirnlein hätte dem ſchlanken Martin mit den blonden Locken und den treuen blauen Augen recht gern als Weibchen angehört. Martin aber warb nur um die Gunſt der ſchönen Elsbeth, und konnte ſich einen ganzen Tag lang freuen, hatte ihm dieſe ein Mal zugelächelt; war ſie aber an ihm vorübergegangen, und hatte ihn nicht bemerkt, dann ging er wohl in ſein Kämmerlein oder in den dichten Wald, und klagte allen Heiligen ſein Leid. Elsbeth duldete Martins ſtille Minne, weil ſie vielleicht denken mochte, daß er, wenn der vornehme Freiersmann ausbleiben ſollte, ein ganz annehmbarer Stellvertreter ſeyn würde.

Eines Tages verkündete das Horn des Thorwärtels die Ankunft von Fremden. Ein wälſcher Rittersmann, der ſich Ranulfo Conibelli nannte und Venedig als ſeine Vaterſtadt bezeichnete, hielt vor der Burg und begehrte für ſich und ſein reiſiges Gefolge Einlaß und Aufnahme. Nachdem dem Burgherrn Stand und Namen des Fremdlings gemeldet, raſſelte die Zugbrücke nieder, und ein hochgewachſener Ritter in ſtahlblauer Rüſtung ſprengte auf einem ſchwarzen Roſſe, von einem Dutzend Knappen gefolgt, auf den Schloßhof. In damaliger Zeit verurſachte es auf einer Ritterburg weniger Umſtände und Schwierigkeiten, ein Dutzend und noch mehr Gäſte aufzunehmen, als dies gegenwärtig bei einer einzelnen Perſon in einem mäßigen Stadthaushalte der Fall iſt. So war denn auch auf Reichenbach bald für die Ankömmlinge und ihre Roſſe geſorgt, und während die Reiſigen mit ſchäumendem Gerſtentrank die trockenen Kehlen anfeuchteten, ließ es ſich ihr Gebieter bei einem Becher edlen Weines gefallen. Sein ſchwarzes Haar, ſeine brennenden Augen, noch mehr aber die gelbliche Geſichtsfarbe und Lebhaftigkeit in ſeinen Gebärden verriethen den Südländer. Er ſtand dem Anſcheine nach im gereiften Mannesalter; ſein ganzes Benehmen zeigte den in Städten und an Höfen gebildeten Weltmann, und wäre nicht der lauernde Blick im Auge und der ſpöttiſche Zug um die dünnen Lippen geweſen, ſo hätte man ihn auch für herzensgut halten können. Des Ritters von Reichenbach biedern Gruß und herzhaften Händedruck erwiederte Ranulfo mit zierlicher Rede, worin er zuerſt für ſeine gaſtliche Aufnahme dankte, und dann als Grund ſeiner Reiſe angab, daß er von der erhabenen Republik Venedig, die ſich im Kriege mit den Osmanen befinde, beauftragt ſey, im deutſchen Reiche Söldlinge anzuwerben. Der Burgherr erbot ſich, ſeinem Gaſte bei dieſem Geſchäfte mit Rath und That an die Hand zu gehen, und erſuchte ihn zugleich, es ſich recht lange in ſeinen Mauern gefallen zu laſſen.

Ranulfo verſtand es, die Schwächen eines Jeden in kurzer Zeit abzumerken, und dieſe dann zu ſeinem Vortheile zu benutzen, und daher kam es, daß er ſchon in wenigen Tagen auf Burg Reichenbach als ein alter Bekannter galt. Mit dem Ritter von Reichenbach jagte er in den Forſten, und that ihm hernach bei'm Becher wacker Beſcheid; bei deſſen Ehegeſpons aber erzählte er artige Mährchen und Hiſtörchen und ſang zur Zither ein wälſches Liedlein. Sehr vielen Verkehr hatte Ranulfo auch mit dem alten Burgvogt Cramm, und nicht ſelten war er in deſſen Wohnung zu finden. Man erklärte ſich dieſen häufigen Beſuch dadurch, daß der alte Burgvogt es hauptſächlich war, der die jungen und müßigen Burſchen aus der Umgegend für den wälſchen Ritter anwarb; dagegen wollten Andere bemerkt haben, daß die ſchöne Elsbeth den Gaſt ihres Vaters freundlicher anſähe, als je einen ihrer zahlreichen Bewerber, und ſchloſſen daraus, daß deſſen Kommen wohl mehr der Tochter, als dem Vater gelte. Martin insbeſondere war dieſer Meinung, und verſäumte deshalb keine Gelegenheit, wo er den Fremdling auf ſeinen Gängen unbemerkt beobachten konnte.

Man war wieder ein Mal in den nahen Forſt zum Jagen ausgezogen; die Hunde hatten einen ſtarken Hirſch aufgeſpürt, und der Ritter von Reichenbach mit ſeinem ganzen Troſſe verfolgte eifrig die Fährte des edlen Wildes. Martin ausgenommen, hatte Niemand bemerkt, daß Ranulfo bald von der Geſellſchaft ſich trennte und im Dickicht des Waldes verſchwand. Am Fuße einer alten Eiche, wo Moos und friſch duftende Kräuter zur ſanften Ruhe einluden, hatte ſich Conibelli behaglich hingeſtreckt und trällerte ein Minnelied, während nicht weit von ihm ſein edles Roß im hohen Graſe weidete.

(Schluß folgt.)

Die neuen mikroſkopiſchen Entdeckungen des Profeſſors Dr. Klencke

in Betreff der Anſteckung und Uebertragung kontagiöſer Stoffe.

Prof. Klencke hat in ſeinem neueſten Werke: „Unterſuchungen und Erfahrungen" (Leipzig, Feſt's Verlagshandlung), der möglichen Anſteckung durch mikroſkopiſch-erkennbare Thiereichen und Pflanzenſamen eine Ausdehnung gegeben, die um ſo mehr das Intereſſe des ganzen naturkundigen und nicht blos medizinischen Publikums in Anſpruch nimmt, als der fleißige Gelehrte nicht nur reine Thatſachen, die mit Augen geſehen wurden, mittheilt, ſondern auch in ſeiner Darſtellung vollkommen verſtändlich für jeden Gebildeten iſt.

Es war immer ein Geheimniß, auf welche Weiſe die Anſteckung innerer und äußerer Krankheiten geſchehe, und erſt in neueſter Zeit, wo man mit dem Mikroſkope gefunden hat, daß

Digitized by Google

der ganze Organismus aus kleinen Zellen (Bläschen), die nur nach ungeheuerer Vergrößerung ſichtbar werden, beſteht, und die ihr eigenes Monadenleben führen, aus deren Zuſammenleben erſt das Leben des ganzen Leibes vermittelt wird, erſt ſeit dieſer Kenntniß wurden die Naturforſcher auf die kleinen, ſcheinbar winzigen und doch ſo wichtigen Elemente und wirklich ſichtbaren Monaden aufmerkſam.

Das Krankwerden dieſer kleinen Zellen iſt auch die Urſache, daß der Körper im Großen krank erſcheint, und während Klencke im zweiten Bande des oben zitirten Werkes die kranken Zellen und abnormen Zellen mikroskopiſch erkennt und herausgefunden hat, daß jede Krankheit auch die ihr eigenthümlich charakteriſtiſchen Zellchen hat, welche mit dem Mikroskope gefunden und mit einiger Uebung raſch unterſchieden werden können — ſo hat er auch im erſten Bande ſeines höchſt intereſſanten Buches näher nachgewieſen, daß alle Anſteckungen durch kleine mikroskopiſche Zellen oder durch deren flüſſiges Produkt, welches wieder am fremden Orte neue kontagiöſe Zellen gleicher Spezies erzeugt, geſchehen, und daß die allermeiſten Anſteckungen darin begründet ſind, daß gewiſſe anſteckende Krankheiten von der Entſtehung eines Infuſionsthierchens, einer Milbe oder eines Pilzes begleitet ſind, und daß die Anſteckung durch Luft oder Berührung nur möglich wird, wenn von jenen kleinen Thierchen oder Pilzen Eierchen oder Samenkörnchen übergeführt werden und am neuen Leibe anfangen zu vegetiren und ſich fortzupflanzen.

Wie wichtig dieſe Entdeckungen für die ſpeziellen Fälle ſind, braucht wohl nicht noch betheuert zu werden, zumal dieſe ſpezielle Unterſuchung von einem Arzte ausgeht, der als mikroskopiſcher Naturforſcher allgemein bekannt iſt. Er ſagt: „Die Anſteckung geſchieht 1) durch pathologiſche Zellen, ohne entſchiedene pflanzliche oder thieriſche Natur, ſondern mehr innerhalb der Gränzen der Bildungszellen verharrend. (Bildungszellen ſind jene kleinen Bläschen von $^{1}/_{300}$ — $^{1}/_{1000}$ Linie Durchmeſſer, aus denen alle Gewebe zuſammengeſetzt ſind. Anmerk. d. Ref.) Dieſe Zellen verwandeln ſich oft zu eigenthümlichen Gährungspilzen. 2) Die Anſteckung geſchieht durch Sporen oder andere zeugungsfähige Glieder von mikroskopiſchen Pflanzen. 3) Die Anſteckung geſchieht durch Eier von Thierchen, welche die Krankheit begleiten, oder 4) durch Cytoblastema (d. h. die Flüſſigkeit, in welcher ſich kleine Zellen bilden. Ref.), wodurch eine Gährung in dem geſunden Organismus erweckt wird, die gleiche Paraſiten erzeugt.

Da kein Menſch vor Anſteckung ſicher iſt, ſo wird die Schrift des vorgenannten Autors über die wunderbaren Spezialitäten, die dabei obwalten, hinreichende Leſer finden; doch halten wir unſer Referat nicht für überflüſſig, da jene Abhandlung über die Anſteckung nur eine Abtheilung der „Unterſuchungen und Erfahrungen" Klencke's bildet und, wenn auch von Aerzten ſo leicht nicht, doch vom größeren naturkundigen Publikum überſehen werden könnte, was wir eben zu verhindern ſuchen.

Höchſt merkwürdig iſt die Entdeckung, daß der Schnupfen, ſowie er chroniſch und ſomit anſteckend wird, aus Pilzen und Konſerven beſteht, die auf der Schleimhaut der Naſe wuchern und ihre Samenkörnchen auf andere Individuen übertragen, wodurch der Schnupfen gleichfalls übertragen iſt. — Sogar die Warzen beſtehen aus paraſitiſchen Zellen, die übergeimpft werden können und daher anſteckend ſind. Auch die Hundswuth bringt kleine Zellen hervor, welche allein Träger der Anſteckung ſind.

Gleiches gilt von den Pocken, Maſern, Frieſeln. Ja, es können ſogar Menſchen durch Krankheiten des Holzes u. ſ. w. erkranken, indem faſt alle Krankheiten des Holzes, z. B. eines feuchten Hauſes, mit Pilzbildungen verbunden ſind, deren Samenkörnchen des Menſchen Schleimhaut ſuchen, dort ſich anheften und wuchern. Klencke hat auf den Schleimhäuten einer Dame, deren Schnupfen unheilbar ſchien, denſelben Schwamm mikroskopiſch gefunden, der in der Mauer des Wohnzimmers vegetirte. Namentlich ſind die Schleimhäute des Menſchen beſtändiger Sitz von paraſitiſchen Pflanzenbildungen, Fadenpilzen, die ſich durch Selbſttheilung fortpflanzen u. ſ. w. Es gibt Pilze, welche alle innern Oberflächen überziehen und den Menſchen förmlich aufzehren.

So fand Klencke auch, daß die Ophten, der Skorbut meiſt nur aus Pilzen dargeſtellt werden, während ebenfalls die meiſten chroniſchen Hautkrankheiten aus der Vegetation von Pilzen beſtehen, die, wenn ihre Samenköner anderen geſunden Perſonen geimpft werden, auch bei dieſen dieſelbe Krankheit erregen, wenn ſie Wurzel ſchlagen und fortwuchern. Sehr intereſſant ſind die Verſuche, welche Klencke anſtellte, um zu erforſchen, ob die Samenkörner, ihrer fabelhaften Kleinheit wegen, durch die Luft übergeführt werden können, was K. bejahet. Mit ſeinem Mikroskop ſah er dieſe kleinen Körner (Sporen) ſo groß wie Wallnüſſe. Die Anſteckung geſchieht aber auch durch Thiere und ihre Eierchen. Ein Sonnenſtäubchen iſt gegen ein ſolches Ei meiſt ein Rieſe zu nennen, ſo klein ſind auch dieſe Formen. Es iſt bekannt, daß die Krätze aus kleinen Milben beſteht, die ſich in der Haut eine Bruthöhle bilden und durch ihre Brut die Krätze verbreiten; Klencke wies nicht nur Pilze, ſondern auch Thiere im Blute der Menſchen nach, er geht ſogar ſo weit, die Eingeweidewürmer für kontagiös zu halten, wofür er ſpäter unumſtößliche Beweiſe zu liefern verſpricht. Wenn man dieſe Mittheilungen lieſt, ſo fühlt man es allenthalben krippeln und die Phantaſie ſieht überall Eier von garſtigen Milben und Sporen von Pilzen. Aber es iſt keine Phantaſie, was der Verfaſſer mittheilt, denn, was wir fabelhaft klein nennen, das erſcheint dem Forſcher unter ſeinem Schiek'ſchen Mikroskope wie Ratten und Mäuſe, und Sonnenſtäubchen werden Chauſſeeſteinen ähnlich.

Jedenfalls gehört es zu den intereſſanteſten Gegenſtänden unſerer Zeit, die mikroskopiſchen Forſchungen mit tüchtigen Inſtrumenten und mit geübten Augen zu verfolgen. (H. C.)

Mannichfaltigkeiten.

Herr von A . . . ., franzöſiſcher Konſularagent auf einer der Inſeln des Archipels, ſieht ohnlängſt im Traum, wie ſein Sohn, ein junger Menſch von 17 bis 18 Jahren, der zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, und ſich zur Zeit des Traums zu Smyrna aufhielt, von einer großen Gefahr bedroht wird. Das erſchreckende Bild des Traumes ſchwebt dem unglücklichen Vater zwei Tage beſtändig vor der Seele. Am dritten Tage gibt er einer ihm befreundeten Perſon, die nach Smyrna abfährt, ein Schreiben mit, worin er dort wohnenden Verwandten ſeine Befürchtungen mittheilt und dringend ans Herz legt,

Digitized by Google

ihm doch ſeinen Sohn ſobald als möglich nach Hauſe zu ſchicken. Die mit dem Schreiben beauftragte Perſon beſorgt nach ihrer Ankunft in Smyrna zuvor einige Geſchäfte und denkt erſt gegen Abend an Abgabe des Briefes. Als ſie über die Schwelle des Hauſes trat, an welches ſie adreſſirt war, überbrachte ein Bote zu gleicher Zeit daſelbſt die Nachricht, daß der Sohn des Hrn. von A . . . beim Baden im Meere ertrunken ſey.

Als Beweis, daß die Seidenzucht in Ungarn im Emporkommen iſt, mag dienen, daß in dieſem Lande im J. 1841 für 349,945 fl. Cocons gewonnen wurden. An Spinnerlohn wurden verdient 159,000 fl. Somit brachte die Seidenkultur dem Lande ein Einkommen von 508,945 fl.

Literatur.

Im Intereſſe der Wahrheit und insbeſondere der Löſung ſehr wichtiger Zeitfragen erlaubt ſich der Unterzeichnete auf eine ſo eben erſchienene Schrift:

Ueber die Autonomie der Rabbinen und das Prinzip der jüdiſchen Ehe, von Dr. S. Holdheim, großh. meckl. ſchweriniſchem Landes-Rabbiner,

alle Freunde des Fortſchritts, hauptſächlich aber Juriſten und Staatsmänner, aufmerkſam zu machen. Noch niemals ſind die Anſichten der Thalmudiſten über jüdiſche Rechtsverhältniſſe und der heutige Stand der Juden in den europäiſchen Staaten mit ſo gründlicher Sachkenntniß und mit ſo rückſichtsloſer Freimüthigkeit vom Standpunkte des Rabbinen aus beleuchtet worden; noch niemals hat ein als orthodox anerkannter Rabbiner die reformatoriſchen Grundſätze, welche ſich heutzutage geltend machen, von innen heraus ſo kräftig entwickelt und dabei zugleich das religiöſe Intereſſe ſo weiſe gegen Verirrungen verwahrt, wie der Verfaſſer obiger Schrift, welcher wir die größte Verbreitung wünſchen. Eine ausführliche Darlegung des Inhaltes geben wir vielleicht in einer literariſchen Zeitſchrift.

J. M. Joſt, Dr.

Korreſpondenz.

Kaſtel bei Mainz, 8. Auguſt.

Aus einem Korreſpondenz-Artikel aus Mainz, enthalten in dem Frankfurter Journal Nro. 204 vom 26. v. M., erfährt man, daß jenes Gutachten, welches die auf höhere Veranlaſſung zuſammen getretenen Experten, bezüglich der von Hrn. Bickes*) in einem Garten zu Kaſtel nach ſeiner Kulturmethode ohne Dünger gezogenen Creſcenzien, abgegeben haben, dahin ausgefallen ſey, daß dieſe Pflanzungen, die alle in Rheinſand gewachſen wären, in ſolcher Stärke, Größe, Menge und Ueppigkeit auf dem beſten Ackerboden mit Dünger nicht erzielt werden könnten. Dieſe Nachricht dürfte jedoch als eine vorlaute zu bezeichnen ſeyn, um ſo mehr, als eben dieſe Expertiſe der höchſten Staatsbehörde zur Entſcheidung vorliegt und vor deren Beſchlußnahme, die bis heute nicht erfolgt iſt, Niemand berufen ſeyn kann, irgend ein Reſultat zu veröffentlichen. Ob Hr. Bickes zu jener Nachricht mitgewirkt, ob deſſen Vertrauen ſich einigermaßen dadurch belebt hat, daß der expertiſche Augenſchein, die Discuſſion, ſo wie die Aufnahme des Protokolles in ſeiner Gegenwart geſchah, auch einer der Experten, welcher Ausſchußmitglied des landwirthſchaftlichen Vereins iſt, ſich bereits im Laufe des vorigen Jahres ſchriftlich für die Verſuche des Hrn. Bickes ausgeſprochen hatte, wie deſſen Subſcriptions-Plan darthut, mag dahin geſtellt ſeyn. Allein es möge hier im Intereſſe der Agrikultur und als Beweis der diesjährigen üppigen Vegetation der Erwähnung verdienen, daß gelegentlich jener Expertiſe, als Vergleichungsſtücke der Bickes'ſchen Productionen, den Herren Experten unter Anderen eine in reinem Sande auf freiem Felde unweit des Fort Montebello ſtehende Gerſtenkorn-Pflanze zur Einſicht angeboten und von einigen dieſer Herren auch in Augenſchein genommen worden war, die vom Bahnwärter Merſinger ohne Dünger gepflanzt wurde, mit 64 kräftigen Halmen, worunter 61 Aehren mit 32 — 35. Körnern und deren Halmenhöhe 4 Fuß 7 Zoll beträgt; ſodann daſelbſt in reinem Sandboden Malven von 10 Fuß 7 Zoll Höhe. Ferner fanden ſich inzwiſchen in einem Baumſtücke hieſiger Gemarkung: ein Hanfſtengel von 6 Zoll 8 Strichen Umfang am Boden, 8 Fuß hoch; ein Haferſtengel von 8 Fuß Höhe und 3/8 Zoll im Durchmeſſer, desgleichen ein Haferbuſch mit 13 Halmen aus einem Korn, 7 Fuß 5 Zoll hoch, 3/8 Zoll Durchmeſſer, ſo wie ſonſtige ausgezeichnete Pflanzen, ſowohl in der Kaſteler als Koſtheimer Gemarkung — Alles ohne Zuthun der Bickes'ſchen Kulturmethode. Auch iſt dieſer Tage durch amtliche Vernehmung des Eigenthümers des fraglichen Gartens, ſo wie von Nachbarn und Leuten, die denſelben bebaut haben und gegenwärtig bebauen, erwieſen, daß dieſer Garten bis zum Pachtantritte des Hrn. Bickes und zwar mit vorzüglichen Dungmitteln gedüngt worden war, die Behauptung deſſelben, als ſey dieſer Garten in zehn Jahren nicht gedüngt worden, ſonach abermals als total falſch dargethan. — In großem Irrthume möchte indeß Hr. Bickes vergiren, wenn er auch nur entfernt glauben ſollte, die Bewohner von Kaſtel ſtünden ihm perſönlich entgegen; denn wer mehr als Kaſtel hätte ſich deſſen Segnungen zu erfreuen gehabt, wem mehr mußte ſich Hr. Bickes verpflichtet haben, als Kaſtel, wenn deſſen Kulturmethode ſich im freien Felde bewährt hätte?

*) Hr. Bickes iſt aus Neuſtadt an der Haardt gebürtig, in Offenbach heimathberechtigt und hält ſich ſchon längere Zeit in Kaſtel auf.

Gießen, 4. Auguſt.

Es iſt ſeither in dieſen Blättern viel über Seifenfabrikation verhandelt worden, und haben ſich hauptſächlich ein hieſiger Fabrikant, ſo wie auch ein ſolcher aus unſerer Reſidenz Darmſtadt hin und wieder vielſeitig über ihr Fabrikat geſtritten, ohne zu dem Reſultat gekommen zu ſeyn, weſſen Fabrikat am vorzüglichſten und die meiſte Anerkennung findet. Einſender dieſes hält daher den Vorſchlag für rathſam, wenn ſich in beiden Städten ein Comité aus den betreffenden Waſchfrauen bildete, das aus den beiden Fabriken gegenſeitig ſeinen Bedarf zu einer ſchiedsrichterlichen Probe bezöge, um dadurch in den Stand geſetzt zu ſeyn, ein definitives Urtheil über dieſen vielbeſprochenen Gegenſtand abgeben zu können.

Auflöſung der Charade in Nro. 221.

Augenblick.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 13. Auguſt. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Muſik von Auber. Maſaniello: Hr. Wurda, vom Stadttheater zu Hamburg.

Montag, 14. Auguſt. (Zum Vortheil des Hrn. Dettmer, neu einſtudirt): Der Brauer von Preſton, komiſche Oper in 3 Abth., von J. Cornet überſetzt, Muſik von A. Adam. (Letzte Gaſtrolle) Toby: Hr. Dettmer vom k. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 223. Montag, den 14. Auguſt 1843.

Die ſchöne Maid von Reichenbach.

Hiſtoriſche Sage von Ch. F. von Müldner.

(Schluß.)

Nach einer Weile rauſchte es in dem umgebenden Laube, und ein niedlicher Fuß machte ſich Bahn durch das dichte Geſtrüpp und die rothblühende Haide. Schnell ſprang Ranulfo auf, und ſtand nach wenigen Schritten vor der Eigenthümerin des ſchönen Fußes. Ein hohes Inkarnat überzog Elsbeth von der Stirn bis zum wogenden Buſen, als der Wälſche, ihre ſchlanke Hüfte umfaſſend, ſie bat, ihm zu ſeinem Ruheplatz zu folgen. Widerſtrebend und doch gern folgte das liebende Mädchen und lauſchte verſchämt lächelnd dem ſüßen Minnegeflüſter des ſchönen Mannes. Schwüre von ewiger Liebe und Treue entſtrömten des Ritters beredten Lippen, immer feuriger brannten ſeine Küſſe auf Elsbeth's roſigem Munde, als, gleich der Poſaune des jüngſten Gerichts, ein Horn ſeinen weitſchallenden Ton ganz in der Nähe vernehmen ließ. Wie ein geſcheuchtes Reh entfloh die Maid in die dichten Büſche, und der auf keuchendem Roſſe ankommende Martin fand nur den verhaßten Gaſt, den er auf Geheiß ſeines Herrn hatte ſuchen ſollen, und der jetzt in ſehr übeler Laune dem unzeitigen Finder folgte.

Martin hatte jedoch genug geſehen, um alle Zweifel ſchwinden zu machen, und in ſeinem, ſonſt nur für das Gute und Edle empfänglichen Herzen entbrannte der heftigſte Haß gegen den begünſtigten Nebenbuhler. Der ſonſt flinke und ſtets ſeines Dienſtes gewärtige Knappe wurde träge und träumeriſch, verſäumte ſeine Arbeit und vermied allen Umgang mit ſeinen Kameraden. Vergebens ſuchten ihn dieſe aufzuheitern, und, bekannt mit der Urſache ſeines Kummers, mit der Abreiſe des Ritters zu tröſten. Martin achtete nicht auf ihr Zureden und wurde von Tag zu Tag menſchenſcheuer und verſchloſſener. So waren mehrere Wochen vergangen, als ſich in der Burg die Nachricht verbreitete, der fremde Ritter werde in den nächſten Tagen abziehen.

Es war eine dunkle Nacht, als Martin, wie dies häufig geſchah, unter dem Thurme ſtand, in welchem eine einſame Lampe Elsbeth's Kämmerlein erhellte. Ein Gewitter, welches ſchon den ganzen Tag über am Horizonte gedroht hatte, fing an, ſich mit furchtbarer Gewalt zu entladen. Donner rollten, Blitze zuckten, und mit dicken Schloſſen vermiſcht, ſtrömte ein heftiger Regen zur Erde nieder. Martin achtete des Ungewitters nicht, und leichter hob ſich ſeine Bruſt in dieſem Kampfe der Elemente. Ein Blitz, der Erde und Himmel in ein Gluthmeer verwandelte, erhellte für die Dauer eines Augenblickes die ringsum herrſchende Finſterniß, und ließ eine in einen dunkeln Mantel gehüllte Geſtalt ſehen, die eilig auf den Thurm zuſchritt. Der Vermummte war ſchnell die ſteinerne Wendeltreppe hinauf, an deren äußerſtem Ende auf ein leiſes Klopfen eine niedrige Thür ſich öffnete, aus der ein voller Mädchenarm ſich dem Harrenden entgegenſtreckte. Zähneknirſchend und die Fauſt krampfhaft geballt, war Martin hinterher geſchlichen, und lauſchte mit weit vorgebogenem Halſe vor dem Gemache, welches das ihm theuerſte Weſen und zugleich den verhaßteſten Feind in ſeinen Wänden barg. Anfangs vernahm der Knappe nur ein leiſes Geflüſter und einen Schall, der, von gegebenen und wieder erhaltenen Küſſen ausgehend, ſein glühendes Gehirn mit Wahnſinn zu erfüllen drohte; dann aber ließ ſich ein leiſes Schluchzen hören und Elsbeth's ſich immer mehr ſteigernde Stimme, indem ſie ihren Geliebten bei Allem, was ihm heilig und theuer, beſchwor, ſie nicht zu verlaſſen; als ſein eheliches Gemahl werde ſie ihm nach der Heimath folgen, und nicht der Beſchwerden achten, die eine ſolche Reiſe für ſie haben möchte. Der Angeflehte dagegen ſuchte Anfangs ſcherzend den Bitten des klagenden Mädchens zu begegnen; da dieſe aber immer heftiger wurde und von Treubruch und Verrätherei ſprach, ſo warf er endlich ſeine Maske ab, und entgegnete mit kalten und kurzen Worten, daß eine deutſche Magd ſich gar ſchlecht unter den edlen und von Schönheit ſtrahlenden Venezianerinnen ausnehmen werde, und daß er niemals daran gedacht habe, ein anderes, als ein vorübergehendes Minneſpiel mit ihr zu treiben. Morgen mit dem Früheſten werde er abreiſen und ihr als Zeichen ſeiner Dankbarkeit eine gefüllte Börſe hinterlaſſen. Eine Pauſe trat jetzt ein, als wenn Elsbeth vor dem Unerhörten verſtumme.

„Der Fluch treffe Dich, ehrloſer Mann, meineidiger Verräther! Mit Deinem ſchnöden Sündenlohn dankſt Du kein ehrliches Mädchen ab!“

Dieſer Ausbruch wild erregter Leidenſchaft ſchallte Martin entgegen, als der Wälſche die Pforte öffnete. Er ſah deſſen höhniſch lächelndes Geſicht, mit dem er, auf der Schwelle noch ein Mal ſich umdrehend, der Verlaſſenen Abſchied zunickte; da war es, als werde ſein mit dem kurzen Schwerte bewaffneter Arm von unſichtbarer Gewalt gehoben; — ein Schlag er-

Digitized by Google

dröhnte, und mit geſpaltenem Haupte fiel der Venezianer in das Kämmerlein zurück.

Als am andern Morgen der Burgvogt ſein Töchterlein, das er vergebens zum Frühimbiß erwartete, ſuchte, fand er es leblos neben der ſtarren Leiche Ranulfo's. Sein greiſes Haar raufend, keuchte er zum Ritter von Reichenbach, dieſem die traurige Mähr zu hinterbringen und der Burgfrau Hülfe für ſein Kind zu erbitten. Niemand konnte ſich die That erklären, bis man in einem Winkel Martin's mit Blut beflecktes Schwert fand und erfuhr, daß er ſelbſt aus der Burg verſchwunden ſey. Nach mancherlei Verſuchen erwachte Elsbeth wieder zum Leben; doch, o Jammer, des Irrſinns Nebel hatte ſich auf ihren Geiſt gelagert. Tag für Tag ſaß ſie an der Spindel und lächelnd mit leiſer Stimme ſang ſie den Vers:

„Das Brauthemd muß zur Hand wohl ſeyn,
Ranulfo kommt in's Kämmerlein.“

Als nun aber das Laub von den Bäumen fiel und die Vögel des Waldes verſtummten, da war eines Tages auch Elsbeth's Geſang verſtummt und die kalte Erde empfing den ſchönen Leib. Der kinderloſe Vater, der jetzt nur noch die Goldgulden herzen und putzen konnte, lebte noch manches Jahr in friedlicher Abgeſchiedenheit von den übrigen Bewohnern der Burg, bis er eines Tages ſpurlos verſchwunden war. Allgemein war der Glaube, daß der Erzfeind, dem er für blankes Gold die Seele verſchrieben, ihn geholt habe, bis nach vielen Jahren in einem verborgenen unterirdiſchen Gewölbe eine eiſerne Kiſte und, auf dieſe hingeſtreckt, ein ausgetrocknetes menſchliches Gerippe gefunden wurde. Als man aber die ſchwere Kiſte fortſchaffen wollte, ließ ſich ein ſo ſchauerliches Stöhnen und Aechzen vernehmen, daß es den Leuten das Haar empoerſträubte und Niemand ſich wieder in die Nähe des unheimlichen Behälters wagen wollte. Der zeitige Beſitzer auf Reichenbach ließ deshalb das ganze Gewölbe ſammt dem Kaſten zumauern, das Gerippe aber zur Erde beſtatten und für die Seele des Unglücklichen Meſſen leſen.

Jener Eingangs erwähnte, nur noch mühſam dem Wetter und der Zeit trotzende Thurm ſoll derjenige ſeyn, in welchem Ranulfo, der venezianiſche Ritter, von Martin Perlepſch erſchlagen und in deſſen Tiefe die Ueberreſte Burghard Ceamms gefunden wurden. In ſtillen Nächten, bei hellem Mondſchein, wollen verirrte Landleute in der Nähe jenes Thurmes eine blaſſe Jungfrauengeſtalt, mit der Spindel in der Hand, geſehen und unter der Erde ein Geräuſch, wie wenn Jemand Geld zählt, gehört haben.

Das blaſſe Mädchen ſoll, der Sage nach, die um den erſchlagenen Buhlen trauernde Elsbeth, und der das Geld unter der Erde zählt, ihr Vater ſeyn, die beide nicht eher Ruhe haben würden, bis auch die letzte Spur des unheilvollen Thurmes von der Erde verſchwunden ſey.

Sprech-Uebungen.

(Tübingen.) Auf unſerer Hochſchule iſt in neueſter Zeit ein erfreulicher Fortſchritt gemacht worden in einem gewiß höchſt weſentlichen, bis jetzt aber ganz hintangeſetzten, Momente der Bildung: es iſt dies die Uebung, öffentlich und frei zu ſprechen. Unläugbar iſt es für jeden Menſchen wichtig, das, was er denkt und weiß, auch Andern verſtändlich mittheilen zu können; von höchſtem Intereſſe aber muß es für den Gebildeten ſeyn, namentlich für den künftigen Staatsmann, Richter, Advokaten, Abgeordneten ꝛc., ſeine Gedanken nicht nur überhaupt in Worte kleiden, ſondern auch in zuſammenhängender, fließender Weiſe und anſprechender Form darſtellen zu können. Der vortrefflichſte Gedanke, in einer verworrenen, dunkeln Sprache gegeben, wird in der Regel wenig oder gar keinen Anklang finden. Wohl nicht mit Unrecht iſt daher die Uebung im freien Sprechen bei den Franzoſen als ein ſo wichtiges Element der Bildung angeſehen, daß in den Schulen ſchon zwölfjährige Knaben geübt werden, über irgend eine Materie aus dem Stegreif zu ſprechen. Sicherlich ſtehen wir Deutſche aber den Franzoſen an Gedankenreichthum nicht nach, ſondern nur die reiche franzöſiſche Suada iſt es, die uns fehlt, und daher ſollten wir uns um ſo mehr aufgefordert fühlen, das Mangelnde durch Uebung zu erſetzen. Leider hat aber die bisherige verhältnißmäßig ſehr geringe Theilnahme an den nunmehr eingeführten Disputatorien gezeigt, daß noch gar wenige Studirende zu der doch ſo leichten und naheliegenden Erkenntniß gekommen ſind, wie höchſt nöthig es wäre, beſſer frei ſprechen zu lernen, und nicht bloß, wie dies ſo die leidige Sitte iſt, während einer vierjährigen Studienzeit immer bloß in ſich aufzunehmen, ohne daran zu denken, ob und wie man das Erlernte auch wieder von ſich geben könne, bis endlich das Examen und das ſpätere Berufsleben gewaltſam die lang verſchloſſenen Thore öffnet und den Mangel, aber zu ſpät, aufdeckt. Abgeſehen nun aber auch von dem mehr äußeren, formellen Nutzen, ſind ſolche Disputie-Uebungen zugleich eine vortreffliche Uebung des Geiſtes; hier wird der Geiſt gewöhnt, ſchnell aufzufaſſen, zu kombiniren und aus dem Erfaßten ſeine Schlüſſe zu ziehen; er wird geſpornt durch den Wunſch, ſich Geltung zu verſchaffen, ſeine Anſicht gegen den Widerſpruch Anderer zu behaupten; er wird alſo gewöhnt an eine erhöhte, geſchärfte Thätigkeit. Hiezu kommt, daß nichts uns eine Sache klarer macht, nichts uns beſſer zum allſeitigen Erfaſſen und Betrachten, mithin deutlicher und beſtimmter zum Bewußtſeyn führt, und daß nichts ſo ſehr das Behalten erleichtert, als gerade Das, daß man darüber ſtreitet. Endlich, ſofern doch Jedem daran gelegen muß, ſich bei Andern in ein günſtiges Licht zu ſetzen, ihnen eine gute Meinung von ſich beizubringen, ſollte auch Jeder wohl bedenken, daß nicht Das, was wir wiſſen, was wir in uns tragen, Andern den Maßſtab für unſere Beurtheilung gibt, ſondern Das, was wir von uns geben, und wie wir es geben. Somit iſt es gewiß anerkennenswerth, wenn einzelne Profeſſoren im wohlgemeinten Intereſſe ihrer Zuhörer ſolche Disputatorien eingeführt haben. Den Anfang damit machte vor zwei Jahren Profeſſor Schüz in ſeiner Vorleſung über National-Oekonomie; bald darauf vereinigten ſich ſämmtliche Profeſſoren der ſtaatswirthſchaftlichen Fakultät und gaben der Sache eine größere Ausdehnung und geregeltere Form. Die Anfangs von Profeſſoren, ſpäter von Studenten gegebenen Theſen wurden gedruckt, an ſämmtliche Theilnehmer vertheilt und darüber — je alle vier Wochen, unter dem Präſidium eines Profeſſors disputirt. Den Gegenſtand bildeten allgemein intereſſante und wichtige Fragen der neueſten Zeit, hauptſächlich in Beziehung auf Würtemberg, wie z. B. die würtemberg. Eiſenbahnen, das Zollweſen, Auswanderung, Wäſſerung ꝛc. Seit dieſem Semeſter iſt nun dieſes zweckmäßige Inſtitut auch in

Digitized by Google

die juridiſche Fakultät verpflanzt worden durch Prof. Reyſcher, indem er in ſeiner Vorleſung über deutſches Staatsrecht wöchentliche Disputationen einführte, und dieß in einer, wie uns ſcheint, ſehr paſſend gewählten Form, ſo nämlich, daß aus ſeinen Zuhörern eine Kommiſſion von etwa ſechs Studirenden ſich bildet, die dann aus ihrer Mitte einen Referenten und Opponenten beſtellt, welche die Theſen und Gegentheſen aufſtellen. Wir wollen hoffen, daß der rege Eifer, mit dem Prof. Reyſcher der Sache ſich annimmt, die Studirenden zu immer lebhafterer Theilnahme herbeiziehen werde, und daß das von ihm gegebene gute Beiſpiel in der juridiſchen Fakultät, für welche die Sache mit Rückſicht auf den künftigen Beruf der Juriſten doch am wichtigſten wäre, bald allgemeine Theilnahme finden werde.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Derwiſch predigt gegenwärtig zu Bitoglia in der Türkei, daß Jeſus Chriſtus der wahre Gott ſey, der kommen werde, die Lebendigen und die Todten zu richten. Das Journal, dem wir dieſe Notiz entnehmen, fügt hinzu, daß es in der Türkei eine große Zahl Derwiſche gebe, meiſt von der Sekte Ali's, die ſich „Kalenderiden" nennten, Anhänger Jeſu Chriſti; ſie genöſſen hohes Anſehen unter den Muſelmännern und würden an mehreren Orten wie Heilige verehrt.

Vor Alters gab es auf der Inſel Scyro's ein ſchismatiſches Kloſter, das Kloſter des heiligen Georg genannt. Die Inſel ſtand unter der despotiſchen Herrſchaft des Abtes, und ihre Einwohner arbeiteten nur für ihn. Zum Lohne dafür erwirkte er ihnen die Gunſt des heiligen Georg, deſſen Bildniß ſtets die Frevler züchtigte, die ihre Spenden dem Kloſter minder zahlreich zufließen ließen. Dieſes Bildniß war auf eine ſehr feine Silberplatte gravirt, die zur Hinterwand ein dickes hölzernes Brett hatte. Ein Mönch, der ſich blind ſtellte, ging von Zeit zu Zeit, mit dieſem Bilde bewaffnet, durch die Inſel; daſſelbe führte ihn ſtets, wie durch göttliche Eingebung, auf die Spur des Schuldigen. Alsdann entſprang, in Folge eines neuen Wunders, das Bild den Händen des Mönchs und fiel über den Frevler her; dieſes Wunder wiederholte ſich ſo oft, bis der Schuldige ſein Unrecht durch reichere Spenden an das Kloſter wieder gut gemacht hatte.

(Iſidore Löwenſtern's Reiſe-Erinnerungen aus Mexico. Paris 1843.) Dieſe intereſſante und von tiefem Blicke in das Weſen des mexicaniſchen Staaten-Vereins zeugende Schrift eines ſtaatswiſſenſchaftlich durchbildeten Reiſenden ſtellt dieſem Staate folgendes politiſche Prognoſtikon: „Der gegenwärtige Zuſtand Mexicos kann keine Dauer haben. Das mächtige Reich der Indien konnte keine Colonie bleiben; es ſchüttelte ſein Joch ab. Eine unwiſſende Maſſe kann ſich nicht ſelbſt regieren. Die Republik wird fallen. Der Mexicaner-Spanier iſt im monarchiſchen Prinzipe geboren, er iſt für dies Gouvernement geſchaffen, oder er wird aus dem ſpaniſchen Coloniſten der Paria des Anglo-Amerikaners werden." Am Schluſſe ſeines Buchs ſagt dieſer Reiſende eben ſo ſchön als wahr: „Das Beiſpiel des Anglo-Amerikaners verführt den Mexicaner. Er ſchüttelt das Joch der Uſurpation eines Dictators ab und ſtellt an die Stelle deſſelben die Herrſchaft der demokratiſchen Hyder. Das traurige Gemälde der Folgen der letzteren habe ich in meinem Werke zu zeichnen verſucht." Wir empfehlen dieſe und die unter dem Titel „die vereinigten Staaten Amerikas und Havanna" erſchienenen Reiſe-Erinnerungen den Leſern dieſes Blattes, welche ihren Blick auf die Civiliſations- und Cultur-Scala dieſer Länder gerichtet haben, nicht zur flüchtigen Lektüre, ſondern zum Studium.

Bei einer Tanzunterhaltung im Gaſthauſe zum „grünen Hof" in München fiel dieſer Tage ein junges Mädchen plötzlich um, und war nach wenigen Augenblicken todt. Allzu feſtes Schnüren ſcheint die Veranlaſſung dieſes traurigen Vorfalls geweſen zu ſeyn.

(Abſcheulicher Druckfehler.) In dem Berichte über einen Feſtungsbau hatte ein Setzer geſetzt: „Zu dieſem Zweck ſind bereits zwei Millionen nausgeworfen worden"; ſtatt ausgeworfen.

Am 18. Juli iſt in London die Cigarrenſammlung des verſtorbenen Herzogs von Suſſex öffentlich verſteigert worden; mehrere Liebhaber waren von Paris hingereiſt; die ganze Sammlung war über 50,000 Stück ſtark, und beſtand aus den theuerſten und ſeltenſten Sorten. Eine Kiſte von 1000 Stück iſt um 200 Pfd. Sterl. (5000 Frcs.), ein kleines Kiſtchen von 90 Stück um 125 Frcs. verkauft worden.

In Würtemberg ſind ſechs würdige Männer (Seminar-Rektor Eiſenlohr in Nürtingen, Schulinſpektor Heigelin in Stuttgart, Dekan Kapff in Geißlingen, Oberamtsarzt Dr. Röſch in Urach, Pfarrer Schmidlin in Wangen und Pfarrer Süskind in Suppingen) zuſammengetreten, um einen Verein zur Verbreitung guter und nützlicher Volksſchriften zu bilden. Sie rufen die Theilnahme der gebildeteren und vermöglicheren Klaſſen hiezu an, und haben die erſte allgemeine Verſammlung auf den 31. Auguſt d. J. in Stuttgart angeſetzt.

Hr. Brodley hat in einem Schriftchen bewieſen, daß ein Paar Sperlinge, um ihre Jungen zu füttern, jede Woche an 4000 Raupen tödten. Es folgert daraus, daß dieſe jetzt im Darmſtädtiſchen und Würtembergiſchen ſo hart verfolgten Thiere mehr Nutzen als Schaden bringen. (Daſſelbe dürfte mit den Maulwürfen der Fall ſeyn.) Auch die Feldtauben hat man in Schottland beobachtet, und zu jeder Jahreszeit geſchlachtet. Man fand zur Zeit der Ernte und Ausſaat in ihrem Magen kaum zur Hälfte Getreidekörner. Drei Viertheile des Jahres ernähren ſie ſich von Unkrautſaamen, Würmern und Raupen.

Frankfurter Theater.

(Der Tenoriſt Joſeph Wurda.)

Wenn an kleineren Orten das Erſcheinen des unbedeutendſten Künſtlers freudig aufgenommen und jeder ſich darbietende Kunſtgenuß mit Jubel begrüßt wird, ſo iſt man dagegen in großen Städten ſo überſättigt, daß kaum noch etwas und höchſtens nur das Außerordent-

Digitized by Google

liche einige Senſation hervor zu rufen vermag. Dies gilt beſonders von unſerm Frankfurt, dem Landhaus an der europäiſchen Heerſtraße. Die meiſten der jetzt lebenden Kunſtnotabilitäten haben hier ihre Talente geltend gemacht und es gibt faſt keinen ausgezeichneten oder berühmten Namen, der nicht in unſerer Mitte erklungen wäre. Wie dies einerſeits auf den Geſchmack bildend, ſo hat es andererſeits auch nachtheilig auf denſelben eingewirkt und unſerem Publikum eine ſo kritiſirende Richtung gegeben, daß es vor lauter Kritik faſt nicht mehr zum Genuſſe kommt und ſich in einem Labyrinth von Parallelen verliert. Das Beſte iſt ihm oft nicht gut genug und es möchte oft gerne alle Vollendung in einer Perſon vereinigt ſehen; unter ſolchen Verhältniſſen mußte es dem gegenwärtig hier ein Gaſtſpiel eröffnenden Tenoriſten vom Hamburger Stadttheater, Hrn. Wurda, um ſo ehrenvoller erſcheinen, daß ſein erſtes Auftreten die lebhafteſte Theilnahme gewonnen und daß man es nicht unterlaſſen hat, ſeinen in Deutſchland überall bekannten Namen auf's freundlichſte anzuerkennen. Nach dem Theaterlexikon von Blum, Herloßſohn und Marggraff iſt Joſeph Wurda zu Raab geboren. Er war in ſeiner Jugend Chorknabe und ſpäter, als ſeine herrliche Tenorſtimme ausgebildet, Kirchenſänger in Königsgrätz. Nachdem er in Wien den Unterricht Ciccimarra's genoſſen, kam er an das Hoftheater zu Strelitz, wo er eine Reihe von Jahren verweilte und dazwiſchen Kunſtreiſen machte; dann nahm er im Jahre 1835 ein glänzendes Engagement in Hamburg, bei deſſen Bühne er noch wirkt. Sein Ruf verbreitete ſich immer mehr und man zählt ihn den erſten der jetzigen Tenoriſten bei. Das Theaterlexikon ſagt: „Wurda's Stimme hat den ſeltenſten Umfang, dabei Kraft, Fülle und Wohlklang, ſein Vortrag iſt ausgezeichnet und beſonders ſeine Kehlenfertigkeit erſtaunenswerth, weshalb er denn auch beſonders in italieniſchen Partieen glänzt.“

Hr. Wurda eröffnete ſein Gaſtſpiel mit der Rolle des Joſeph in Mehul's herrlicher Oper — Jacob und ſeine Söhne. — Obgleich dieſe Partie nicht zu denjenigen gehört, die man nach dem heutigen Modegeſchmack glänzende nennt, ſo iſt ſie doch für den gediegenen Künſtler eine ſehr dankbare und wurde als ſolche geltend gemacht. Das Hervortretende ſeines ſchönen Geſanges beſtand in dem edeln und lieblichen Gefühlsausdruck deſſelben, welcher dem darzuſtellenden Charakter ganz angemeſſen war. Meiſterhaft ſang Hr. Wurda die beliebte Romanze (Act 1), dann in dem ſchönen Terzett (Act 2) und tiefergreifend war der Moment, wo er dem Bruder Simeon Verzeihung bietet. Hinſichtlich des Spieles haben wir noch keinen Tenoriſten geſehen, der uns ſo genügt hätte, wie Hr. Wurda, welcher in dieſer Beziehung heute nichts zu wünſchen übrig ließ. Wir ſind demnach auf das fernere Gaſtſpiel eines ſo bedeutenden Sängers begierig und machen die Opernfreunde auf die zu erwartenden Kunſtgenüſſe aufmerkſam.

Das vortreffliche Tonwerk regte die Kräfte aller Mitwirkenden ermunternd an. Hr. Wiegand (Jacob) und Fräul. Capitain (Benjamin) wetteiferten in ausdrucksvollem und ergreifendem Geſang und in charakteriſtiſchem, trefflich abgerundetem Spiel; beide waren in ihren Partieen vorzüglich und fanden den einſtimmigſten Beifall. Daſſelbe gilt von Hrn. Nork (Simeon), deſſen vielſeitiger Brauchbarkeit wir bei dieſer Veranlaſſung Erwähnung thun müſſen. Wir erinnern an ſeine Leiſtungen in der Oper, als Fra Diavolo, Blondel, Peter Iwanow, Fortebraccio, Brauer von Preſton u. a., welche er in Geſang und Spiel gleich anſprechend und beifällig ausführt, und im Schauſpiel, als: Baron im diamantnen Kreuz, Brakenburg, Habakuk im Alpenkönig, Weinderl, Pierrot, Johann in ebener Erde u. ſ. w. So verſchiedenartige Aufgaben als Sänger und Schauſpieler mit Geſchmack und Bühnengewandtheit löſend, gehört Hr. Nork zu den für's Repertoir ſtets zweckmäßig verwendbaren Mitgliedern und nimmt bei unſerer Bühne eine ehrenvolle Stelle ein. Seine Kunſtleiſtung als Simeon fand heute wieder verdienten Beifall. W.

Korreſpondenz.

Mainz, 11. Auguſt.

Nach einem von den Gebrüdern Karl und Richard Levi aus Wien geſtern in dem hieſigen Caſinoſaale gegebenen Konzerte hielt Hr. Saphir eine humoriſtiſche Vorleſung vor einem ausgeſuchten zahlreichen Publikum unter ſteten, oft wiederholten Beifallsbezeigungen. Deutſche Sprüchwörter und Aphorismen bildeten den Gegenſtand, womit er ſich beſchäftigte, den er auf eine ſo vielfältige, auf eine ſo verſchiedenartige witzige Weiſe zu behandeln wußte, daß er dadurch nicht nur bei allen Anweſenden eine ſtete Lachluſt erregte, ſondern auch durch ſeine feine Satyre und moraliſche Anwendung ſie zu tiefem Nachdenken über die meiſten menſchlichen Zuſtände brachte. Die Anſpruchloſigkeit dieſes hochbegabten Mannes und ſeine Ruhe bei dem ſo oft wiederkehrenden lebhaften Beifalle fiel Jedem auf; außer einem lakoniſchen Zuge um den Mund, der dem Beobachter bisweilen die Gefühle ſeines Innern zu erkennen gab, ſchien er ſeine Vorträge keiner großen Aufmerkſamkeit werth zu halten und während Alles um ihn in Bewegung war, ſaß er allein kalt und theilnahmlos. Sollte die längere Gewohnheit, ſtets mit Beifall umringt zu ſeyn, dieſe Kälte erzeugen, ſo könnte dieſe Gleichgültigkeit auch als eine Mißachtung aufgenommen werden, was doch gewiß bei einem ſo feinfühlenden Manne, wie Hr. Saphir, nicht zu glauben iſt. Das hieſige Publikum verſtand ihn und zollte ihm den lebhaften Beifall als Beweis des Erkenntniſſes, daß er unter den Humoriſten neuerer Zeit einzig daſteht. Aber nicht allein Hr. Saphir trug zu der angenehmen Unterhaltung an dieſem Abende bei, ſondern auch die Konzertgeber Hr. Richard und Carl Levi. Erſterer, ein junger Menſch von 16 bis 17 Jahren, zeichnete ſich durch große Gewandtheit auf dem ſchwierigen Inſtrumente, dem chromatiſchen Waldhorn, aus; er hat es vollkommen in ſeiner Gewalt und behandelt es mit einer Leichtigkeit, die man bei ſeiner Jugend und Körperconſtitution nicht für möglich halten ſollte. Hr. Carl Levi gab ſich in ſeinen Vorträgen auf dem Pianoforte als vorzüglichen Componiſten und ausgezeichneten Executanten zu erkennen; ſo wie Dem. Mayrath und Hr. Lanz durch einige Arien zur Verſchönerung des Abends das Ihrige beitrugen.

Aus dem Herzogthum Naſſau, 9. Aug.

Wir unterlaſſen es, den in öffentlichen Blättern bereits vorgekommenen, auch in einer der letzten Nummern Ihres geehrten Journals aufgeworfenen Widerſpruch gegen eine deutſche Nationalfeier des 11. Aug. als Gedächtnißfeſt des Vertrages zu Verdun reſp. der Selbſtſtändigkeit Deutſchlands hier zu erörtern, können jedoch nicht umhin, die Oeffentlichkeit auf ein Schriftchen aufmerkſam zu machen, das uns in dieſen Wochen aus Sachſen zugekommen iſt und zum Beſten der Guſtav-Adolph-Stiftung und des Dombau's zu Köln a. R. als Stimmen an Deutſchland ein Programm zum 1000jährigen Jubiläum der deutſchen Nation am 11. Aug. abgeben will. So heterogen die Gunſt ſeines Ertrags zu ſeyn ſcheint, ſo verſöhnt wird jedes deutſche Gemüth mit demſelben, wenn er es geleſen und mit Begeiſterung erkannt hat, wie eine ſolche Höhe edler und kräftiger Bildung inmitten des geſammten Nationallebens jeden ſcheinbaren Gegenſatz aufhebt und würdig iſt des Motto's: „Ehre ſey Gott, Frieden auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen“; auch ein Wohlgefallen den beiden königlichen Majeſtäten Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Ludwig von Baiern, höchſtdenen das Schriftchen gewidmet iſt.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Auguſt. (Zum Vortheil des Hrn. Dettmer, neu einſtudirt): Der Brauer von Preſton, komiſche Oper in 3 Abth., von J. Cornet überſetzt, Muſik von A. Adam. (Letzte Gaſtrolle) Toby: Hr. Dettmer vom k. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 224. Dienſtag, den 15. Auguſt 1843.

Das Ohrgehäng.

Nach Marie Aycard, von Wilhelm Wagner.

I.

Ein reicher Weinhändler, der in Burgund und an der Garonne mehrere ausgedehnte und vorzügliche Weinberge beſitzt, und deſſen Keller mit trefflichen Erzeugniſſen ſeiner eigenen Güter ſtets gefüllt ſind, Herr Laugier, ein Mann, der über die Sechzig hinaus iſt, frühſtückte in dem hinteren Theile ſeines Weinladens mit einem Freunde, der daſſelbe Geſchäft treibt, aber jünger iſt, als jener. Sie verſuchten eben ein gutes Gläschen d'Arbois und rühmten die Qualität des Getränkes, als ein unerwartetes Geräuſch ſie ſtörte. Nach der Urſache forſchend, fanden ſie, daß 40 bis 50 Flaſchen umgeſtürzt und zerſplittert waren; und die Urſache des Schadens lag in der Ungeſchicklichkeit einer alten Dienerin. Herr Laugier unterdrückte mit ſichtlicher Anſtrengung ſeinen Verdruß und ſuchte ſich zu faſſen. Während die Dienerin die Scherben zuſammen las und den auf dem Boden umherfluthenden Wein mit einem groben Tuche auftupfte, ſagte der Freund, daß er eine Perſon, die ihm einen ſo anſehnlichen Schaden zugefügt hätte, nicht länger im Hauſe behalten würde, und zugleich berechnete er den Verluſt, den Herr L. eben erlitten hatte; er ſchloß mit den Worten: ich begreife Ihre Nachſicht gegen dieſe Perſon nicht. Sie ſind ſonſt ſo ſtreng und ſo heftig, und haben ſchon manchen Aufwärter wegen weit kleinerer Fehler aus dem Dienſte geſchickt; woher Ihre Mäßigung in dieſem Falle? — L. erwiederte: „Schweigen wir davon, aber um Sie und mich auf andere Gedanken zu bringen, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Geſchichte erzähle, die wohl Ihrer Aufmerkſamkeit nicht unwerth ſeyn dürfte.“ Der Freund füllte ſein Glas, that einen guten Zug und bat darauf, die Geſchichte, wenn ſie nicht allzu lang wäre, zu beginnen, worauf Herr L. Folgendes erzählte:

„Im Jahre 1805 war der Eigenthümer dieſes Weingeſchäftes ein gewiſſer Herr Caillot, ein alter Burgunder, ſchlau und geizig, welcher ſich ein anſehnliches Vermögen erworben hatte. Er wollte damals, um ſich in Ruhe zu ſetzen, ſein Geſchäft verkaufen und zugleich bei dieſer Veranlaſſung ſeine noch ſehr jugendliche Tochter an den Mann bringen. Das Geſchäft war gut, die Tochter hübſch und freundlich, und ſo konnte es denn an Liebhabern für beide nicht fehlen. Caillot hatte in ſeinem Magazin einen jungen Mann, ehrgeizig und thätig, welchem ſowohl die Tochter, wie auch das Geſchäft zuſagten, und dieſer hatte damals eine kleine Erbſchaft gemacht, die ihm zu ſtatten kam. Ohne in Mademoiſelle Caillot verliebt zu ſeyn oder für ſie zu ſchwärmen, glaubte er doch, da er ſie als ein braves und ordentliches Mädchen kannte, mit ihr ganz vergnügt und glücklich leben zu können. Er war ein praktiſcher Kopf, und ſah die Ehe als ein Bündniß der Freundſchaft und des gemeinſamen Vortheils an. Eines Morgens ließ ihn Herr Caillot zu ſich rufen und ſagte: „Du wirſt nun bald einen neuen Herrn bekommen, Jacques.“

„Und warum dies, Meiſter?“

„Weil ich mein Geſchäft verkaufe und meine Tochter verheirathe.“

„Mit wem denn? wenn ich fragen darf.“

„Mit einem gewiſſen Herrn Durand, einem braven Mann, der viel blanke Thaler hat, was ihm und mir gut zu ſtatten kommt.“

„Und Mademoiſelle Margaretha?“

„Die wird mir ſchon gehorchen, denn ſie iſt ein folgſames Kind, hat noch nie einen Roman geleſen und noch keine Liebſchaft gehabt. Ich kenne nur einen einzigen Fehler an ihr; ſie putzt ſich gern, aber das wird ſchon aufhören, wenn ſie ein Mal Kinder zu wiegen hat.“

„Iſt die Sache ſchon in's Reine gebracht?“

„Morgen wird es geſchehen; doch was kann Dir daran gelegen ſeyn?“

„Ei nun, wenn es Ihnen recht wäre, ſo könnte auch ich Ihre Tochter heirathen und Ihr Geſchäft kaufen.“

„Was, Du willſt mein Geſchäft kaufen? Meinſt Du, daß ſo wenig dazu gehört, und daß ich meine Tochter einem armen Menſchen geben werde? Es ſind wenigſtens 15,000 Frs. erforderlich, um mein Schwiegerſohn zu werden.“

„Hierauf zog Jacques eine alte Brieftaſche hervor, öffnete ſie bedächtig und ſprach: „Sie wiſſen, Meiſter, daß ich etwas gelernt habe und mich vor keiner Arbeit fürchte; wenn Sie mich ein wenig unterſtützen wollen, ſo können wir Handels einig werden. Sehen Sie, ich habe 7000 Frcs., und lege Ihnen ſolche in ſieben Bankbillets hiermit vor. Würdigen Sie mich Ihres Vertrauens, Sie werden es nicht zu bereuen haben.“

„Herr Caillot war überraſcht. Er nahm jedes der Bankbillets zur Hand und betrachtete es genau; dann legte er ſie wieder zuſammen und gab ſie dem jungen Mann mit den Wor-

Digitized by Google

ten zurück: „Ganz in der Ordnung, die Papiere ſind gut! ich bin aber nie ein Freund von halben Geſchäften geweſen, und gebe nicht gerne Kredit. Es kann ſich zwiſchen heut und morgen Manches ändern, und wer wollte mir Gewißheit geben, daß Alles nach Wunſch ausfällt. Du thuſt am beſten daran, lieber Jacques, wenn Du Dir eine andere Frau ſuchſt. — Bei dieſen Worten entfernte er ſich ſchnell und ließ den verdutzten Jacques ſtehen.“

„Jacques legte ſeine Papiere wieder in die Brieftaſche und ärgerte ſich über den Eigennutz und das Mißtrauen dieſer Krämerſeelen, die nichts kennen, als den eigenen Vortheil und die eigene Sicherheit. In dieſer verdrießlichen Laune nahm er eine Flaſche Wein und trank ein Glas, dann ein zweites und ein drittes. Raſcher fing das Blut zu wallen an, lebhafter bewegten ſich die Gedanken. Er bat einen ſeiner Kollegen, für ihn das Magazin zu hüten, nahm Hut und Stock und entfernte ſich. Bald befand er ſich im Palais-Royal, deſſen weite Räume er in heftiger Aufregung durchſchritt.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Exkönig von Schweden in München.

(Ein Abenteuer von Chriſtian Langer.)

Es war an einem unerquicklichen Herbſtabend im Jahre 1836, als ich in München anlangte. Ich ſtieg im Gaſthof „zum goldenen Kreuz“ ab und ſetzte mich, durchnäßt und durchſchauert, ſogleich an die Tafel. Kaum aber, daß ich Platz genommen, kam auch ſchon ein langbeiniger Kellner mit einem Buche und forderte mich auf, die Rubriken gehörig auszufüllen. Ich wurde ärgerlich ob dieſem Inquiriren im erſten Augenblicke meiner Ankunft, und nahm, um meinen Aerger zu vergeſſen, zu einer Lektüre Zuflucht, die jedes Herz mit ſüßer Hoffnung erfüllt, — ich las nämlich die Speiſekarte. Wie aber gerade mein Geiſt ſich mit dem gebratenen Federvieh beſchäftigte, rief mir Jemand zu: „Sie ſind Studioſus Langer aus Heidelberg?“

Ich blickte auf und ſah in dem Frager einen mir gegenüberſitzenden alten Mann, der das Fremdenbuch in der Hand hielt. Er ſah ziemlich unfreundlich aus und hatte auch die Frage durchaus in keinem freundlichen Tone an mich gerichtet. Auf's höchſte erſchrocken, unterſuchte ich alle Taſchen meines politiſchen Gewiſſens und rief dann, meiner Unſchuld vollkommen ſicher: „Ja, mein Herr, ich bin der Studioſus Langer aus Heidelberg.“ Dieſer Antwort folgte die zweite Frage, ob ich nicht dort die Bekanntſchaft einiger Griechen gemacht. Ich bejahte, und der alte Mann ſchien freundlicher zu werden. Es knüpfte ſich ein Geſpräch zwiſchen uns an, dem zu meinem nicht geringen Erſtaunen die wenigen Gäſte mit ehrfurchtsvoller Aufmerkſamkeit lauſchten, als ob ſie das Wort Gottes hörten. Sie ſahen bald auf den Greis, bald auf mich, jedoch ohne ein Wort in unſer Geſpräch zu werfen. Sie ſahen ſich von Zeit zu Zeit bedeutungsvoll an, was mich mit banger Beſorgniß erfüllte, und als mir nun gar der Greis von ſeinem eignen Weine einſchenkte und ſie flüſternd die Köpfe zuſammenſteckten, da tauchte der ſchreckliche Gedanke in mir auf, der Alte wolle mir einen Rauſch an den Hals ſchaffen und dann ſtaatsverrätheriſche Gedanken aus meinem Herzen locken. Ich muß geſtehen, es war mir ſo übel zu Muthe, daß ich meines Cotteletts nicht Meiſter wurde, daß mir der Biſſen faſt in der Kehle ſtecken blieb, und daß ich mich ſchon, trotz meiner Gewiſſensreinheit, in einem dunkeln Kerker ſah. Um mich der Qual einigermaßen zu entziehen, fragte ich den Alten um ſeinen Namen. „Oberſt von M . . . . ke“, antwortete er kurz, und die Gäſte ſahen ſich bedeutungsvoll an. Als ich mich empfahl, reichte er mir die Hand mit den Worten: „Ich werde Sie morgen früh ſehen!“

„Unfehlbar!“ antwortete ich und verließ den Saal.

Als ich, in meinem Zimmer angelangt, den mich begleitenden Kellner über den alten Mann befragte, lächelte er zweideutig, zuckte die Achſeln und ſprach: „Sie werden's morgen erfahren!“

Man kann ſich leicht denken, mit welchen Gefühlen ich mich zu Bette begab. Es dauerte wirklich ſehr lange, bis der Schlummer ſich meiner gequälten Seele erbarmte und mich in ſeine Arme nahm. Ich beeilte mich am anderen Morgen durchaus nicht, in den Saal zu kommen; als ich aber gegen zehn Uhr die Treppe hinunter kam, begegnete mir der Räthſelhafte ſogleich mit den Worten: „Sie haben lange geſchlafen, Bruder Studio“, faßte meine Hand und führte mich in den Saal. Er beſtellte eine Flaſche Burgunder und lud mich ein, mich neben ihm niederzulaſſen. Es waren jetzt bei weitem mehr Gäſte gegenwärtig als geſtern, und ich ſah, wie ſie immer in gewiſſer Entfernung von uns blieben, aber uns aufmerkſam betrachteten.

Mein räthſelhafter Alter, den ich jetzt genauer betrachten konnte, hatte eine höchſt gutmüthige Phyſiognomie, und da er mehr trank als ich, ſo ward mein Herz mit neuem Troſt erfüllt. So ſaßen wir ungefähr eine Stunde, von unzähligen Gäſten begafft, als der Obriſt ſich empfahl und die Hoffnung ausſprach, mich morgen bei Tiſche zu ſehen; heute müßte er eine kleine Reiſe unternehmen, von der er erſt am andern Tage zurückkehren würde. Er drückte mir herzlich die Hand und ging. Kaum hatte er den Saal verlaſſen, ſo rückten mir die Gäſte näher, und der Wirth begann, zu mir gewendet: „Wiſſen Sie wohl, mit wem Sie Burgunder getrunken?“ „Ich denke, mit dem Oberſten von M . . . . ke“, antwortete ich. „Der Obriſt von M . . . . ke“, ſprach mein Wirth feierlich, „iſt kein Anderer als der — Exkönig von Schweden.“

„Alſo nichts Polizeiliches?“ fragte ich hoch erfreut.

„Ei was Polizeiliches!“ rief mein Wirth unwillig und brachte das Münchner Tageblatt, in welchem zu leſen war, daß der frühere König von Schweden unter dem Namen eines Obriſten von M . . . . ke in München angekommen und im Gaſthauſe zum goldenen Kreuze abgeſtiegen. „Sie können ſich ſchon etwas einbilden“, fuhr der Wirth fort, „der König iſt nicht gegen Jedermann ſo freundlich. Er hat ſogar geſtern Abend geäußert, daß Sie ihm gefallen.“

Mein lieber Leſer, du weißt nicht, welches Gefühl einen Teutſchen Studenten erfaſſen mag, wenn er erfährt, daß er mit einem Könige Burgunder getrunken. Mein Freund war zwar nur ein König ohne Königthum; aber er hatte doch einſt eine Krone getragen. Dieſelbe Hand, welche die meinige ſo herzlich gedrückt, hatte doch einſt ein Zepter geſchwungen und die Zügel der Regierung gelenkt. Es mußte ſogar etwas von der ſchwediſchen Majeſtät auf mich übergegangen ſeyn; denn der Wirth, die Kellner und die Gäſte behandelten mich ſehr zuvorkommend.

Digitized by Google

Sogar ich ſelbſt behandelte mich mit außerordentlicher Hochachtung; ich bekam einen tiefen Reſpekt vor mir. So geht's in der Welt! Selbſt der Beſcheidenſte findet am Ende ein gewiſſes Verdienſt darin, daß ihn die Gewaltigen dieſer Erde auszeichnen, und der Unwürdigſte wird von den meiſten Menſchen den Würdigſten zugezählt, wenn das Lächeln des Fürſten ihn beglückt. Im Strahle der Mittagsſonne glänzt das Meſſing ſo hell wie Gold. (Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die von unſerer Theater-Direktion uns gebotenen Kunſtgenüſſe drängen ſich raſch aufeinander. M. G. Saphir hat drei mit großem Beifall aufgenommene humoriſtiſche Vorträge gehalten und dann ſeine Reiſe nach den Rheinlanden fortgeſetzt. Der Tenoriſt Wurda hat ſein Gaſtſpiel eröffnet, während das des Baſſiſten Dettmer zu Ende geht. Er beſchließt es mit einer zu ſeinem Benefiz gegebenen Vorſtellung des „Brauer von Preſton“, einer Oper, welche wir ſeit längerer Zeit nicht geſehen haben und die hier immer angenehm war. Dettmer's Geſangsleiſtung als Marcell, Figaro, van Bett und Kaspar im Freiſchütz haben uns das Vergnügen bereitet, eben ſo ſehr den impoſanten Stimmenfond, als die rühmlich fortgeſchrittene Kunſtbildung eines Sängers anzuerkennen, welcher lange eine Zierde unſerer Oper geweſen und noch immer im Beſitz der freundlichſten Gunſt unſeres Publikums iſt. Da Hrn. Dettmer's Leiſtungen hier bekannt ſind, ſo geben wir keine weitere Beſprechung derſelben und machen nur auf ſein genanntes Benefiz die zahlreichen Verehrer ſeines Talentes aufmerkſam. — Die günſtige Aufnahme des neuerlich auf der ſchönen Mainluſt ſtattgehabten Conzertes des Muſik-Corps des Regimentes Graf Khevenhüller hat Hrn. Ried zu einer, durch die öffentlichen Blätter bereits angezeigten Wiederholung veranlaßt, bei welchem unſere feine Welt ſich zahlreich einzufinden nicht unterlaſſen wird. Hr. Ried verſteht es, dem Publikum Anziehendes zu bieten, und wir wünſchen, daß ihn ein freundlicher Sonnenſchein begünſtigen möge.

(Der einzige Fehler.) Ein engliſcher Rechts-Anwalt that einſt einen kurioſen Pferdekauf, den er auf launige Weiſe folgendermaßen erzählte. „Ich kaufte ein Mal von einem Roßtäuſcher ein Pferd, das er für ganz fehlerfrei ausgab. Ich glaubte, einen Schatz erworben zu haben; dennoch wollte ich gar zu gern wiſſen, ob denn das Pferd wirklich keinen Fehler habe. Als daher das Geld ausbezahlt war, ſagte ich zu dem Verkäufer: „Nun, mein Freund, Ihr habt Euer Geld und ich hab' mein Pferd, der Handel iſt abgemacht; jetzt ſagt mir als ehrlicher Mann aufrichtig, ob denn das Pferd gar keinen Fehler hat?“ — „Herr,“ antwortete er, „Sie haben ſich als Gentleman gezeigt, und da Sie mich auf's Gewiſſen fragen, ſo will ich's Ihnen nur geſtehen, das Pferd hat einen einzigen Fehler.“ — Ich ſpitzte die Ohren. „Und was denn für einen? — „Je nun, in Uxbridge, im Gaſthof zur Krone, iſt es durchaus nicht in den Hof hineinzubringen.“ — „Pah, wenn es weiter nichts iſt,“ erwiederte ich, „das will ich ihm erlaſſen, denn in Uxbridge habe ich nichts zu thun.“ — Dennoch fügte es ſich bald ein Mal, daß ich nach Uxbridge mußte; ich wollte daher bei dieſer Gelegenheit ſehen, ob mein Pferd noch immer ſeinen alten Widerwillen gegen den Gaſthof zur Krone hätte. Ich ritt alſo die Straße entlang, und als ich vor dem Gaſthof war, trat ich recht feſt in die Steigbügel und ſetzte mich gehörig zurecht, um die große That zu vollbringen. Da ich nichts Anderes erwartete, als daß mein Pferd ſich aus allen Kräften ſträuben würde, ſo drückte ich ihm die Sporen tief in die Seite und nahm nun einen kräftigen Anlauf. Allein wie erſtaunte ich, als das Pferd eben ſo geduldig in den Hof trabte, wie die Kuh, die eben vor ihm herging. Das Räthſel löſ'te ſich indeſſen bald, denn der Wirth kam auf das Pferd zu, ſchlug es ſanft auf den Rücken und rief: „Ei, ei, Jack! das iſt mir lieb, daß ich Dich wiederſehe, ich gab Dich ſchon ganz verloren.“ — „Was wollen Sie damit ſagen, Herr Wirth?“ — Sir, dieſes Pferd wurde mir vor ſechs Monaten geſtohlen, und ſeitdem habe ich es mit keinem Auge geſehen.“ — Dieſe Auskunft machte mir eben heute keine große Freude, doch mußte ich über die Schlauheit meines Pferdehändlers lächeln, der mich auf ſolche Weiſe vor dem Orte warnte, wo ſein Diebſtahl ſogleich an den Tag kommen mußte. Hätte ich nur ſeinen Wink benutzt; denn da der Kauf nicht in gehöriger Form abgeſchloſſen war, ſo mußte ich mich mit dem Wirth vergleichen, ſo gut ich konnte.“

(Schöner Charakterzug des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.) Bei der Belagerung von Mainz im Jahr 1793 wurde der Prinz, nach der Einnahme der von der zweiten Parallele 30 Schritte entfernten Redoute vor Mainz, einen bleſſirten Oeſterreicher gewahr, der nicht folgen konnte, und den ungeachtet ſeiner Aufmunterung Niemand in Sicherheit zu bringen wagte. Der Prinz ging daher mit eigener Lebensgefahr hin, nahm den Unglücklichen auf ſeinen Rücken, brachte ihn in die eroberte Redoute, und trug ſogleich Sorge, daß er gehörig verbunden wurde. Dieſer öſterreichiſche Soldat befand ſich noch vor wenig Jahren im Invalidenhauſe zu Pettau in Steyermark.

(Königsberg.) Es iſt ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß auch bei uns der Volksgeiſt ſich zu regen anfängt. Der Kappenverein, die Schützengilde, die Turner, das Pferderennen und der Verein der jungen Kaufleute zum Vogelſchießen haben in dieſem Jahre ſich volksthümlicher geſtaltet wie früher. Phyſiſche Kraft und geiſtige Einheit werden dadurch erweckt und der alles Großartige hemmende Kaſtengeiſt, der auch hier zu mancherlei Erörterungen und begründeten Beſchwerden gerechte Veranlaſſung gegeben, in den Hintergrund gedrängt. Solche Beſtrebungen ſind der öffentlichen Anerkennung werth und verdienen wohl, von populären Schriftſtellern, wie dem der Skizzen aus Königsberg näher ins Auge gefaßt und geſchildert zu werden.

In Tilſit beſchweren ſich die Reiſenden über die Zudringlichkeit der Arbeitsleute, die bei der Ankunft der Perſonenpoſten und Dampfböte die Paſſagiere mit ihren Anträgen beläſtigen, um das Reiſegepäck fortzutragen, wobei es ohne Rohheit, Streitigkeiten und unverſchämte Anforderungen nie abgeht. In Elbing (und auch ſchon ſeit langer Zeit in Königsberg) ſind zu dieſem Zweck beſondere Leute angeſtellt, die unter polizeilicher Aufſicht ſtehen und mit Nummern verſehen werden; warum geſchieht das nicht auch in andern Städten?

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Wetzlar, 6. Auguſt.

Wenn gleich der Vertrag von Verdun als Veranlaſſung zu Feſtlichkeiten für Deutſchland in öffentlichen Blättern nicht unangefochten geblieben iſt, ſo hat ſich doch dadurch unſer Gymnaſium nicht irre machen laſſen, die Beendigung des erſten Jahrtauſends von Deutſchlands politiſcher Einheit und Selbſtſtändigkeit am 5. d. M. in angemeſſener feſtlicher Weiſe zur Veredlung und Bildung des Gemüthes ſeiner Zöglinge in Bezug auf Liebe und Treue gegen König und Vaterland zu benutzen, und zugleich einem größeren, öffentlich dazu eingeladenen Publikum einen geiſtigen Genuß zu gewähren. Daß dies geſchehen, erlaube ich mir im Namen gewiß Aller, welche ſich an dieſem Feſte betheiligten, hiermit dankbar anzuerkennen und zugleich eine kurze Beſchreibung dieſer Feier zu veröffentlichen. Die beiden erſten Strophen des Chorals: „Sey Lob und Ehr' dem höchſten Gut ꝛc." leiteten dieſe Schulfeſtlichkeit ein, worauf ein von Hrn. Profeſſor Dr. Schielitz geſprochenes paſſendes Gebet folgte. Nachdem nun zur Fortſetzung der Feier die dritte Strophe aus dem obigen Choralgeſange verhallt war, veranſchaulichte der Hr. Oberlehrer Graff in einer ſehr gelungenen Feſtrede, daß nach dem Vertrage von Verdun die Deutſchen raſch und ſelbſtſtändig auf den Stufen der nationalen Volksthümlichkeit voranſchreiten konnten, indem ſie, von dem verworrenen Gemiſche des Romaniſchen weggedrängt, auf ihre eigenthümliche Entwickelung hingewieſen worden ſeyen; wie ſie in ihrer politiſchen Einheit und Selbſtſtändigkeit, einig in Sprache und Sitten, die Kriege, welche ſie ſeit der Auflöſung des ſo unnatürlich zuſammengeſetzten Reiches von Lothar faſt in jedem Jahrhunderte mit den Franzoſen zu beſtehen gehabt, im Bewußtſeyn ihrer Nationalität ſiegreich durchzukämpfen im Stande geweſen wären, ſo daß ſie nun gekräftigt ſeyen, Einheit und Selbſtſtändigkeit für alle Zeiten gegen jede Anfechtung treu zu bewahren. An dieſen mit allgemeinem Intereſſe aufgenommenen Vortrag ſchloß ſich ein von Hrn. Prof. Dr. Schirlitz gedichteter Feſtgeſang, welcher allgemein anſprach: „Erhebe dich im Jubelton ꝛc." Jetzt nahm der Hr. Direktor Prof. Dr. Hantſchke das Wort und behandelte die pädagogiſche Seite des Feſtes, indem er in einer an die Zöglinge des Gymnaſiums gerichteten eindringlichen Anſprache nachwies, wie ſchon die Gründer von Deutſchlands politiſcher Einheit und Selbſtſtändigkeit auf Errichtung von Schulen Bedacht genommen hätten, und wie Wiſſenſchaft und Kunſt im Laufe des ganzen Jahrtauſends von Deutſchlands Herrſchern geſchützt und gefördert worden ſeyen, ſo daß ſie jetzt auf einer Stufe ſtänden, die beſonders die heranwachſende Jugend zu ungeheucheltem Danke verpflichte, der ſich beſonders in wiſſenſchaftlichem Streben und Liebe zum Vaterlande und dem angeſtammten Herrſcher, verbunden mit einem ſittlichen Wandel, gegründet auf chriſtliche Glaubensfeſtigkeit, bethätigen müſſe. Der Redner ging zuletzt in ein Gebet über. Er ſprach von Herzen, und was von Herzen kommt, das muß zu Herzen gehen. Den Schluß dieſer erhebenden Schulfeier bildete die letzte Strophe aus dem Eröffnungsliede. Heute fand auch hier die von Se. Maj. unſerm Könige vorgeſchriebene kirchliche Feier zur Erinnerung an das in dieſem Monate beendigte erſte Jahrtauſend des Beſtehens von Deutſchlands Einheit und Selbſtſtändigkeit ſtatt. In der Frühkirche der evang. Gemeine um 7 Uhr hat ſich dieſelbe auf die einfache Abſingung des Ambroſianiſchen Lobgeſangs und ein paſſendes Gebet beſchränkt; in dem zweiten evang. Gottesdienſte um 9 Uhr nahm jedoch der Prediger, unſer Oberpfarrer und Superintendent Hr. Schmidtborn Veranlaſſung, vor einer zahlreichen Gemeinde über „den hohen Werth der Selbſtſtändigkeit unſeres Vaterlandes" nach Anleitung des Textes Pſ. 106, 1 — 5 zu reden. Dieſer anerkannt ausgezeichnete Kanzelredner lieferte auch in dieſer Feſtrede eine in Inhalt und Form vollendete Predigt. Indem nun Referent den Wunſch hier ausdrückt, daß dieſe gediegene Predigt im Drucke erſcheinen möge, enthält er ſich jeder weiteren Auseinanderſetzung derſelben. Die beiden koſtbaren Lieder: „Lobe den Herrn, den allmächtigen König der Ehre ꝛc." und: „Nun danket alle Gott ꝛc." wirkten herzergreifend auf die Gemeinde.

Darmſtadt, im Auguſt.

Das Ballet war Anfangs auf unſerer Bühne gleichſam nur tolerirt, hat ſich aber im Laufe der Zeit emancipirt und ſomit auch naturaliſirt, wodurch wir der ferneren Fortdauer deſſelben gewiß ſeyn dürfen. Hr. Teſcher wird uns künftig wieder manches Neue und Schöne zur Unterhaltung darbringen. Wir hoffen aber auch, Fräul. Louiſe Weiß, dieſe ausgezeichnete Operntänzerin, in der neuen Saiſon als Gaſt hierher zurückkehren zu ſehen, da ſie in der vorigen der Liebling des Publikums war und durch ihre in dem edelſten Styl der Kunſt ausgeführten Tänze wahrhaft Bewunderung erregte.

Von der Lahn, im Auguſt.

Am 1. d. feierte der Lehrer-Geſangverein, beſtehend aus den Lehrern der Aemter Diez und Limburg, unter Leitung der Herren Lehrer Roos in Diez und Wingenroth in Heringen ſein jährliches Geſangsfeſt in Oranienſtein, und bewies ſeine Fortſchritte und Tüchtigkeit in dem ſchönen Geſang, wie ein brüderliches, collegiales Verhältniß unter ſeinen Mitgliedern auf das erfreulichſte. Am Vormittage des genannten Tages verſammelten ſich die Lehrer — 80 an der Zahl — mit ihren Herren Schulinſpectoren: Pfr. Wilhelmi in Diez, und Pfr. Wasmuht in Staffel — Pfr. Büsgen in Flacht war abgehalten — in dem ſchönen Oranienſtein, um eine Generalprobe zu halten. Nach gemeinſchaftlichem Mittagsmahle, während deſſen unter heiteren Geſprächen mehrere Toaſte: Se. Durchlaucht dem Herzog, hoher Landesregierung, den Herren Schulinſpectoren und allen Freunden der edlen Tonkunſt gebracht wurden, begann um 2 Uhr in Gegenwart einer zahlreichen Geſellſchaft der Honoratioren aus Diez und der Umgegend die Ausführung der Geſänge. Es wurden ſchöne, mitunter ſchwierige Chöre, wie die von Nägeli: „Triumphzug", „Lebenswahrheit", „holde Eintracht"; Canon: „Schnell bereitet euch zum Feſte ꝛc." von Mozart; ferner von dem verſtorbenen Seminarlehrer, Cantor J. A. Anthes in Idſtein: „der deutſche Männerſang" und „die ewige Herberge" mit Präciſion und vielem Geſchmack geſungen. Beſonders wurden durch das letztere, ſo erhebende Lied die Gemüther aller Anweſenden, namentlich der Sänger, tief bewegt; denn die letzteren fühlten auf das innigſte, daß daſſelbe die letzte und bedeutungsvollſte Compoſition ihres geliebten Lehrers war, die er kurz vor ſeinem Hingange in die ewige Herberge componirt hatte und wohl als ſein Schwanengeſang zum Gedächtniſſe immer bleibt. Welchen innigen Dank die Lehrer ihrem nun ſeligen Meiſter ſchuldig ſind, der noch im vorigen Jahre die Freuden ihres Feſtes durch ſeine Gegenwart erhöhete, drückte ſich hier in wehmüthiger, ſchmerzlicher Erinnerung aus. Am Schluſſe dieſer feſtlichen Unterhaltung wurde noch dem Herrn aller Herren die Ehre dargebracht durch den ſchönen Choral: „Nun danket Alle Gott." — Nach dem Geſange der Lehrer ließ Hr. Roos, der insbeſondere von ſeiner muſikaliſchen Bildung ſowohl theoretiſch, als praktiſch ſchon manchen Beweis geliefert hat, gemeinſchaftlich mit Hrn. Lehrer Zeiler von Diez den „Liederkranz", gebildet von Bürgersſöhnen aus Diez, in den Saal eintreten, welcher mehrere ſchöne Lieder ausführte. Um den Feſttag mit Geſang zu beſchließen, zog der Liederkranz am Abend unter Geſang von Oranienſtein nach Diez vor das Schulgebäude und brachte ſeinen Direktoren ein Ständchen. So war denn der ſchöne Tag beendet und jeder Sänger ging mit der freudigſten Erinnerung an das Feſt und dem herzlichſten Wunſche, daſſelbe im nächſten Jahre eben ſo heiter begehen zu können, in ſeine Heimath.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 15. Auguſt. Dornen und Lorbeer, oder: das ungekannte Meiſterwerk, Drama in 2 Abth., nach E. Lafont, von W. Friedrich. Hierauf folgt (zum Erſtenmale wiederholt): T. F., oder: der Enthuſiaſt, Originalpoſſe in 1 Act, von M. L. Erich. (Gaſtrolle) Hyper: Hr. Butterweck, vom Hoftheater zu Deſſau.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

// Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 225. Mittwoch, den 16. Auguſt 1843.

Das Ohrgehäng.

Nach Marie Aycard, von Wilhelm Wagner.

(Fortſetzung.)

„Das Palais-Royal enthielt damals mehrere privilegirte Spielzimmer, und Jacques befand ſich jetzt vor einem derſelben; es war dies das bekannte Nro. 113. Der Wein hatte ihn in ungewöhnliche Aufregung gebracht und ſeine Beſonnenheit etwas getrübt. Um ſich die Zeit zu vertreiben, und um auch ſeine Neugierde zu befriedigen, trat er in das bezeichnete Lokal. Das aufgehäufte Gold verblendete ſeine Augen, er verfolgte einige Zeitlang den Gang des Spiels, und begriff leicht die an das rouge und noir geknüpften Chancen. Bald befreundete er ſich mit dem Gedanken, ſein Glück ein Mal zu verſuchen; er kämpfte mit ſich ſelbſt, und dachte an die Möglichkeit des Verluſtes. Seine Unruhe ſtieg, und die Hoffnung des Gewinnes trug endlich den Sieg davon. War das Glück ihm günſtig, ſo konnte er Herrn Caillot's Schwiegerſohn werden. Er öffnete die Brieftaſche und holte ein Bankbillet heraus. Lange hielt er es in ſeiner zitternden Hand, bis endlich die Leidenſchaft ſiegte und er es auf den grünen Teppich warf. Jetzt hörte und ſah er nichts mehr von dem, was um ihn her vorging; es nebelte vor ſeinen Augen und alle Beſinnung ſchien ihn verlaſſen zu wollen. Er hatte auf rouge geſetzt. Plötzlich rief ihm einer der Anweſenden zu: „wollen Sie immer auf rouge bleiben? das iſt nicht gut gethan, denn es iſt ſchon drei Mal herausgekommen."

„Schon drei Mal? Iſt es möglich, und was iſt aus meinem Bankbillet geworden?"

„Nehmen Sie doch den Gewinn, und zögern Sie nicht länger. Sie haben 1000 Frcs. geſetzt und gewonnen. Den Satz ſtehen laſſend, hat er ſich zwei Mal verdoppelt, und nun eilen Sie, die Gaben der launigen Fortuna ſchnell an ſich zu ziehen."

„Jacques war wieder zu ſich gekommen. Er faßte die gewonnenen Banknoten und zog ſie zurück. In demſelben Momente ertönte des Croupiers verhängnißvolles Rien ne va plus — und dies Mal kam noir. Hätte Jacques noch einen Augenblick gezögert, ſo wäre Alles wieder verloren geweſen."

„Mit ſeinem gewonnenen Schatze verließ Jacques Nro. 113, und ohne ſich lange Zeit zu nehmen, über ſein wirklich höchſt ſeltenes Glück nachzudenken, verfügte er ſich zu Meiſter Caillot, den er im Geiſte ſchon als ſeinen Schwiegervater betrachtete. Er war indeſſen klug genug, einzuſehen, daß es nicht rathſam ſeyn würde, demſelben den Verlauf ſeiner Glücksgeſchichte zu entdecken, da er leicht in den Verdacht, ein Spieler zu ſeyn, hätte gerathen können. Jacques nahm daher zu einer Nothlüge ſeine Zuflucht, und ſprach zu Caillot: „Nun, Papa Caillot, da Sie ſo geizig ſind, und mir durchaus nichts erlaſſen wollen, ſo muß ich Ihnen die ganze Summe bringen, die Sie verlangen. Hier iſt ſie."

„Wenn Du die 15,000 Frcs. wirklich beſitzeſt, ſo gebe ich Dir meine Tochter lieber als dem Durand. Jedenfalls ſcheinſt Du Kredit zu haben, und bei'm Kaufmann iſt Kredit ſo gut wie baares Geld."

„Ich ſchwöre Ihnen, daß dieſes Geld mir gehört, und daß ich keinen Sous geliehen habe. Ich bin nur zu meinem Notar gegangen, und habe bei ihm den Reſt des mir noch zugehörenden Vermögens geholt. Dies iſt der einfache Zuſammenhang der Geſchichte." Nun wurde der Heirathsvertrag genauer beſprochen und in ſeinen einzelnen Punkten feſtgeſtellt, worauf Papa Caillot den jungen Leuten erlaubte, einen Spaziergang miteinander zu machen. Obwohl ſie ſchon ſeit Jahren unter demſelben Dache wohnten, ſo hatten ſie doch von Liebe noch nicht mit einander geſprochen, und ihr Verhältniß war ein höchſt unbefangenes. Arm in Arm verließen ſie das Haus. Jacques glaubte dem jungen Mädchen etwas Artiges ſagen zu müſſen, und erzählte daher, daß er ſchon lang eine ſtille Neigung für ſie hege und nun glücklich ſey, dem Ziel ſeiner Wünſche ſo nahe zu ſtehen; auch zweifle er nicht, daß ſie recht vergnügt zuſammen leben und durch Fleiß und Sparſamkeit ihr kleines Vermögen verdoppeln würden. Unter mancherlei Geſprächen waren ſie in das Palais-Royal gekommen, hatten ſchon einen Theil ſeiner Arkaden durchſchritten, und befanden ſich nun vor dem Magazin eines Uhrmachers."

„Margaretha rief plötzlich: „Sehen Sie doch, Herr Jacques, was für ſchöne Uhren!" Margaretha betrachtete eine herrliche kleine Damenuhr, die mit Edelſteinen ziemlich reich garnirt war. Jacques ging nicht viel darauf ein, und ſetzte ſeine Promenade fort. Bald kamen ſie an den Laden eines Juweliers, wo das junge Mädchen ein Paar mit Diamanten beſetzte Ohrgehänge bewunderte. Sie machte ihm den Vorſchlag, dieſelben als Brautgeſchenk für ſie zu kaufen, und fügte hinzu, daß ihr dieſes vor Allem das Liebſte ſey, und daß ſie es ihr ganzes Leben als ein Liebeszeichen der Erinnerung tragen und in Ehren halten

Digitized by Google

würde. Jacques konnte nicht umhin, mit ihr in den Laden des Juweliers zu treten, um ſeine Braut bei guter Laune zu erhalten; doch hatte er nicht die Abſicht, das Ohrgehänge zu kaufen.“

„Der Kaufmann holte den verlangten Gegenſtand hervor und überreichte ihn mit Artigkeit dem jungen Mädchen. Als ſie den Schmuck genauer betrachtete, und die Schönheit deſſelben angeſtaunt, als ſie die Lobpreiſungen des Kaufmanns vernommen hatte, verdoppelte ſich ihr Wunſch, eine ſo ſchöne Gabe zu beſitzen, und Jacques fragte gleichgültig nach dem Preis des Schmuckes. Der Juwelier erwiederte: „Die Diamanten ſind gegenwärtig ſehr beliebt, und werden von den Frauen unſerer Generale und Marſchälle getragen. Der erſte Konſul iſt ihnen ſehr zugethan und hat dieſen Geſchmack aus Aegypten mitgebracht. Ich habe einen ganz ähnlichen Schmuck erſt geſtern für 900 Frcs. verkauft, aber ich will Ihnen dieſen für 800 Frcs. laſſen. Das iſt ſehr billig und der äußerſte Preis.“ — Jacques trat einen Schritt zurück, zog Margarethen mit Gewalt nach ſich und ſagte, daß er ſich die Sache überlegen und demnächſt wiederkommen wolle. Beide ſprachen längere Zeit kein Wort miteinander, und Jacques fühlte wohl, daß ſeine Braut ſehr verſtimmt war. Er durfte ihr die erſte Bitte, die ſie an ihn richtete, nicht wohl abſchlagen, und hätte er dies gethan, ſo mußte er befürchten, daß ſie Herrn Durand den Vorzug geben werde. Als ſie demnach nach Hauſe zurückgekehrt waren, verſprach er Margarethen, ihren Wunſch zu erfüllen, und dieſe belohnte ihn durch einen zärtlichen Händedruck. Herr Caillot erfuhr nichts von dem, was vorgegangen war.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Erkönig von Schweden in München.

(Ein Abenteuer von Chriſtian Langer.)

(Schluß.)

Der König war indeſſen am andern Tage nicht von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, und da ich eine Privatwohnung bezogen, ſo hatte ich keine Gelegenheit, ihn zu ſehen. Als ich aber acht Tage ſpäter aus dem Hauſe ging, ſtieß ich auf die Majeſtät, welche freundlich auf mich zu kam und ſich nach meinem Befinden erkundigte, ehe ich noch ein Wort geſprochen. Ich wohnte damals auf dem Rindermarkt, und ſo gingen wir, obgleich es ziemlich ſtark regnete, die breite Straße auf und ab. Nun, dachte ich, muß er dir ſagen, daß er der König iſt. Ich fragte ihn alſo höchſt diplomatiſch: „Wohnt noch der König von Schweden im goldenen Kreuz, Herr Obriſt?“ — „Hören Sie mal“, erwiederte er höchſt unwillig, „mit ſolchen albernen Fragen dürfen Sie mir nicht kommen!“ — „Ich finde durchaus nichts Albernes in dieſer Frage,“ erwiederte ich. „Iſt es doch in vielen deutſchen Zeitungen und ſogar in der „Allgemeinen Augsburger“ klar und deutlich zu leſen, daß der König von Schweden im goldenen Kreuz logire, alſo —“

„Sagen Sie mir auf Studentenwort“, unterbrach mich der Greis, „ob Sie mich nicht für den Erkönig von Schweden halten.“ — Ich mußte natürlich bejahen und erzählte ihm, was mir der Wirth im goldenen Kreuz geſagt.

„Da haben Sie ſich, mein vernünftiger Studioſus, etwas recht Unvernünftiges aufbinden laſſen“, ſagte der Obriſt von M . . . . ke.

„Aber es ſteht doch in allen Zeitungen“, ſprach ich abwehrend.

„Die Zeitungen! das ſind mir die rechten Orakel!“ rief er.

„Aber Sie widerſprechen ja der allgemeinen Behauptung nicht“, entgegnete ich, ihn beobachtend.

„So hören Sie!“ begann er wiederum, „und dann halten Sie von mir und den deutſchen Korreſpondenzlern, was Sie wollen. Als ich vor einigen Wochen in Nürnberg ankam, fiel mir die ungewöhnliche Dienſtbefliſſenheit des Wirthes und ſeiner Leute ſehr auf. Ich dachte aber, daß ſie in mir den alten Krieger ehrten, um deſſen Kopf ſchon mancher bleierne Vogel geflattert. Als ich mich aber an die Tafel ſetzte und mit meinem nächſten Nachbar eine Unterhaltung anknüpfte, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erſtaunen, daß er nur zitternd und zagend mir eine Antwort zu ertheilen fähig war. Als ich ihm eine Priſe reichte, ſagte er: „Ich werde dieſe Gnade in meinem ganzen Leben nicht mehr vergeſſen“, und ſtatt den Tabak zu ſchnupfen, wickelte er ihn ſorgfältig in ein Papier und ſah die übrigen Gäſte mit einer triumphirenden Miene an.“

„Was machen Sie denn für dummes Zeug?“ fragte ich ihn. „Warum ſchnupfen Sie denn nicht den Tabak?“

„Majeſtät!“ ſtotterte er.

„Hol' Sie der Kukuk mit Ihrer Majeſtät!“ rief ich barſch und kehrte ihm den Rücken zu.

„Das iſt ſo ſeine Manier“, hörte ich hinter mir flüſtern. „Er will nicht als König reiſen.“

Aller Augen ruheten auf mir, alle Zungen ziſchelten und flüſterten ſo ſehr, daß mir der Aufenthalt im Saale höchſt läſtig wurde. Ich ging in mein Zimmer und ließ den Wirth rufen, der bald mit unzähligen Kratzfüßen und langweiligen Reverenzen vor mir erſchien. „Haben Ihre Gäſte den Verſtand verloren?“ fragte ich ihn. — „Wie Ew. Majeſtät befehlen!“ erwiederte er. — „Ich ſehe wohl“, begann ich wiederum, „daß es Euch allen im Kopfe rappelt. Ich bin der Obriſt von M . . . . ke aus Gr—ſs—lde. Verſtehen Sie mich? Und wer mich anders nennt, als Obriſt, den ſollen Tauſend —.“ — Der Wirth zitterte an allen Gliedern. Ich beſtellte den Thee auf mein Zimmer und hieß ihn gehen.

Kaum hatte ich Zeit, mir's bequem zu machen, als ſich die Thür öffnete und ein wunderſchönes Mädchen mir den Thee ſervirte. Es war die Tochter des Hauſes. Nicht ohne Aengſtlichkeit ſetzte ſie das Geſchirr auf den Tiſch und fragte mich nach meinen ferneren Befehlen, und als ich ihr freundlich die Wange ſtreichelte, war ſie ſchon im Begriff, ſich vor mir auf's Knie zu ſtürzen. „Was wollen Sie da thun?“ fragte ich das ſchöne Mädchen ernſt. — „Ach Gott“, erwiederte ſie naiv, „mir dürfen Sie doch ſagen, daß Sie der König von Schweden ſind?“ Ich ſuchte ihr die Sache auszureden, aber umſonſt. Ich blieb nun einmal König von Schweden. Hier im goldenen Kreuze begegnete mir daſſelbe. Der Irrthum entſtand aber daher, daß Guſtavſon ſehr oft unter dem Namen v. M....ke reiſte. Man hielt alſo mich, den eigentlichen M....ke, für ihn. Da mein Widerſpruch nichts half, ſo laſſ' ich mir jetzt den Königstitel gefallen, und Sie können ſich denken, wie oft ich lächeln muß, wenn die Zeitungen meine Ankunft und meine Abreiſe ſo ernſt verfolgen, als ob mein gekröntes Daſeyn ausgemacht wäre. Ich kenne den Erkönig von Schweden perſön-

Digitized by Google

lich; er iſt ein höchſt unfreundlicher Mann, der es in ſeiner Unzugänglichkeit ſo weit treibt, daß er nie aus ſeinem Zimmer kommt, daß er Niemanden grüßt und Niemanden ſpricht, den er nicht ſehr braucht. Ich befinde mich übrigens ziemlich wohl dabei; denn ich werde auf's pünktlichſte bedient. So verhält ſich die Sache. Was ſagen Sie jetzt, Herr Studioſus?"

„Demnach habe ich mit keinem Könige Burgunder getrunken?" fragte ich ärgerlich.

„Mit keinem König, ſondern mit dem preußiſchen Obriſten von M . . . . ke", antwortete er.

Des Schickſals Wille war es alſo, daß ich wieder den tiefſten Reſpekt vor mir verlieren ſollte! Ich habe bis jetzt noch mit keinem Könige geſprochen!

Mannichfaltigkeiten.

(Bad Homburg, 13. Auguſt.) Mad. Düflot-Maillard und Hr. Herrmann Leon werden nächſten Mittwoch den 16. d. mit einem Conzerte den Prinzenſaal im Kurhauſe zu Homburg inauguriren. Dieſer Saal iſt einer der prachtvollſten und reichdecorirteſten des Gebäudes und hauptſächlich der Muſe des Geſanges und der Kunſt geweiht. Donnerſtag den 17. d. findet der glänzende Einweihungsball des großen Hauptkurſaals, der geſtern fertig wurde, ſtatt; der Ertrag des Balles iſt zum Beſten der Armen, und an zahlreichem und gewähltem Publikum wird es daher nicht fehlen. Feſtlichkeiten auf Feſtlichkeiten werden ſich nun häufen, um die Salons von Homburg zum freundlichſten Converſationspunkt des Homburger Badelebens zu machen. Man iſt mit Recht erſtaunt über die Pracht und die Eleganz dieſes mit vielen Koſten auf's geſchmackvollſte arrangirten Saales, der mit den großartigen Bade-Etabliſſements dieſes Hauſes wetteifert.

(Leipzig, 4. Aug.) Der Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften ſchreitet in ſeinem nützlichen Wirken unter Leitung des Kirchen- und Schulraths Dr. Döhner in Zwickau rühmlichſt fort. Eine werthvolle Vermehrung erhielt der Verein durch des Archidiaconus Julius Körner in Schneeberg Schrift: „Johanna", oder „die Macht frommer Weiblichkeit", die bei Gödſche Sohn in Chemnitz und Schneeberg erſchien, und von welcher genannter Verein 1000 Exemplare erkaufte.

(Heirathsgeſchichten.) In England kann auf Geldentſchädigung geklagt werden, wenn ein gegebenes Eheverſprechen nicht gehalten wird, und man beſtimmt deshalb meiſt bei dem Eheverſprechen ſogleich die Strafe, welche gezahlt werden ſoll, wenn man zurücktritt. Die böſe Welt ſagt nun, es gebe in London Perſonen, die ſich durch Eheverſprechen eine ſchöne Einnahme zu erwerben verſtünden. Haben ſie ein ſolches Eheverſprechen erſchlichen, ſo machen ſie ſich ſo unangenehm, daß man lieber Geld zahlt, als ſie heirathet. Kürzlich iſt ein Fall dieſer Art bekannt geworden und hat in der vornehmen Welt großes Aergerniß erregt. Ein Mann von ſechzig Jahren warb um die Hand eines jungen ſchönen Mädchens, die man ihm geſchickt zuzuführen verſtanden hatte, die aber außer ihren zwanzig Jahren und hübſchem Geſichte nichts beſaß. Die Aeltern gaben ihre Einwilligung, und das arme Kind ſagte zögernd nach einiger Zeit auch ja. Der bejahrte Bewerber machte ſich verbindlich, hunderttauſend Pfund Sterl. zu zahlen, wenn er zurückträte. Nach drei Wochen ſollte die Hochzeit gefeiert werden. In dieſer Zeit fand man aber Gelegenheit, ſich mit einem Offizier zu verſtändigen, welcher den Liebhaber der Braut ſpielte. Vor dem Hochzeitstage wußte man die zärtlichen Briefe, die er geſchrieben hatte, nebſt einem der liebenswürdigen Braut, die ſich darin eben nicht bräutlich über ihren Zukünftigen ausgeſprochen hatte, dieſem in die Hände zu ſpielen. Er trat ſofort von der beabſichtigten Heirath zurück, aber die Aeltern der Braut erhoben ein gewaltiges Geſchrei. Der ungetreue reiche Bräutigam wurde verklagt, verlor den Prozeß, und mußte die hunderttauſend Pfund Sterl. bezahlen. Bei uns heirathen junge Mädchen bisweilen alte Männer des Vermögens wegen, die Engländerinnen ſind aber klüger, denn ſie wiſſen blos das Vermögen zu heirathen, ohne einen ihnen unangenehmen Mann mit in den Kauf nehmen zu müſſen.

Da die Bäcker von Lyon zur Zeit Ludwig XIV. von Frankreich die Brodtaxe zu erhöhen wünſchten, brachten ſie ihr Geſuch in dieſer Beziehung bei dem Bürgermeiſter der genannten Stadt, Hrn. Dugas, vor und ließen, nachdem ſie ihre Gründe auseinander geſetzt, einen Beutel von 200 Louisd'or auf dem Tiſche des Herrn Dugas zurück, ohne daß dieſer es merkte. Als ſie nach einigen Tagen wiederkehrten, um ihren Beſcheid einzuholen, ſo erklärte ihnen der Bürgermeiſter: „Meine Herren, ich habe Ihre Gründe mit der Waage der Gerechtigkeit gewogen und ſie viel zu leicht gefunden. Es ſchien mir daher unbillig, das Volk mit einer unnöthigen Theuerung zu belaſten; übrigens habe ich ihr Geld unter die Armen der Stadt vertheilt, in der Ueberzeugung, daß Sie die 200 Louisd'or allein zu dieſem Zwecke bei mir hinterlegt; auch ſchien es mir, daß ſie keine ſo ſchlechte Geſchäfte machen könnten, da ſie noch im Stande ſind, ſo bedeutende Almoſen zu geben!" Damit entließ er die Bittſteller, die beſchämt und verlegen einander anſahen.

— Da ein Kardinal an einem Geſchwüre, das nicht aufgehen wollte, lebensgefährlich erkrankte, ſo eigneten ſich ſämmtliche Domeſtiquen deſſelben, in der Meinung, daß er doch nicht mehr aufkomme, bereits die Stücke ſeiner Garderobe zu, welche ihnen gerade zuſagten. Ein Affe, welcher auch ſeinen Antheil an der Beute haben wollte, ſetzte die rothe Mütze des Kardinals auf, und zeigte ſich in dieſem ſonderbaren Kopfputze vor dem Patienten. Dieſer brach bei dem Anblick in ſo unmäßiges Gelächter aus, daß ſein Geſchwür plötzlich aufſprang und er ſo von der Gefahr des Todes errettet wurde.

— Ein junger Geiſtlicher, welcher noch nicht ſehr geübt war in den Funktionen ſeines Amtes, ſollte zum erſten Male ein Kind taufen. Da er lange vergeblich nach den Taufgebeten in ſeinem Ritual ſuchte, ſagte er unter dem Blättern ſich entſchuldigend: „Das Kind iſt erſchrecklich ſchwer zu taufen."

— In China gibt es viele Anachoreten, die ſich die Augen ausſtechen, und als Beweggrund dieſer grauſamen Selbſtpeinigung angeben: „Sie verſchlöſſen auf dieſe Art der Liebe zwei Thüren, um der Weisheit tauſend zu öffnen."

Digitized by Google

— Im Anfange der Regierung Philipp V. von Spanien, erlaubte es ſich der auf Reiſen befindliche Sohn eines Grande, auf zwei königliche Beamte ſchießen zu laſſen, weil ſie, ihrer Pflicht gemäß, ſein Gepäck bei dem Eingange einer Stadt viſitiren wollten; als dem Könige die Klageakte gegen den Frevler eingereicht wurde, fragte er den gerade anweſenden Vater, welcher Strafe er wohl ſeinen Sohn ſchuldig halte. Da der Grande entgegnete: „Des Todes!“ fuhr der König fort: „Ihr habt als König das Urtheil geſprochen, ich will es als Vater: ich verurtheile den Frevler zu einjähriger Verbannung auf eins Eurer Güter!“

— Da zwei Verſchwender zu wetteifern ſchienen, es einander an Verſchwendung zuvorzuthun, ſo bemerkte Jemand: es käme ihm vor, als wenn beide vor dem Eingange eines Armenhauſes ſtünden und ſich wechſelſeitig erſuchten, doch gefälligſt zuerſt einzutreten.

— Ein geiſtreicher Abbé ſagte von den Damen, daß ſie wohl ein Paradies der Augen, eine Hölle der Seele und ein Fegfeuer des Geldbeutels genannt werden könnten.“

Da ein wegen Schuldenmachen berüchtigter Offizier Nachts von der Polizei ergriffen und gefragt wurde, ob er keine Waffen bei ſich habe, ſo erwiederte er: „Meine Herren, da ſie nach Waffen ſuchen, ſo bitte ich ſie, ſich nur gefälligſt in das Hotel X.. zu verfügen, wo ich meinen Degen geſtern als Pfand hinterließ.“

Das Volksblatt für Littauen berichtet, daß in Inſterburg die Bienen eines Grundbeſitzers eines Tages ihre Stöcke verließen und ſich auf Menſchen und Thiere warfen und ſie verletzten. Vier Pferde, vor einen Heuwagen geſpannt, konnten nur vom augenblicklichen Tode gerettet werden, indem man die Stränge durchſchnitt. (Ein Pferd dieſes Vierſpanns ſoll ſchon gefallen und die drei anderen ſehr ſchwer verletzt ſeyn.)

Im „Sprecher“ wird Franz Dingelſtedt, königl. würtembergiſcher Hof-Vorleſer, von einem Hrn. Max in Verſen beſungen, welche dem ewigen Olymp die heftigſten Krämpfe verurſachen können. Der Schluß des Gedichts lautet:

»Ich falte meine Hände zum Gebet:
Erhalte uns, o Gott, den Dingelſtedt!«

Korreſpondenz.

Aus dem Herzogthum Naſſau, im Aug.

Um die durch den Tod des Seminarlehrers Cantor Anthes erledigte Stelle an dem Seminare zu Idſtein ſoll ſich, ſicherm Vernehmen nach, außer vielen Andern unſer Landsmann Ludwig Spamer in Darmſtadt beworben haben. Bedenkt man den hohen Standpunkt des Geſanges in einem Seminare, das Klavier- und Orgelſpiel, insbeſondere den Choral, ſo wie die Theorie der Muſik, ſo ſind die Anſprüche, welche man macht, eine nicht für Jeden leicht zu löſende Aufgabe und Mancher, der ſich für eine ſolche Stelle vielleicht deshalb tauglich halten möchte, weil er ſich in dem muſikaliſchen Satze verſucht, dadurch aber nichts weniger als ſeine Meiſterſchaft bewährt hat, iſt darum noch kein brauchbares Subject. Unſtreitig iſt Spamer von den vielen Bewerbern der würdigſte; es zeugen davon ſeine der ganzen muſikaliſchen Welt bekannten Leiſtungen und wir können der Lehranſtalt, wenn ſie ihn zum Lehrer erhalten ſollte, von ganzem Herzen Glück wünſchen. X.

Räthſel.

Obgleich dir unſichtbar, kann ich dich doch ergötzen.
Und lieſ't man rückwärts mich, kann man ſich auf mich ſetzen.
Nach altem Schreibgebrauch fehlt mir zwar dann ein Bein,
Doch könnt' ich immer noch ein Schuſter-Stühlchen ſeyn.

G. W.

Charaden.

1.
(Dreiſylbig.)

Die Erſte nennt des Dinges Eigenſchaft,
Mit dem das Ganze raſch ſein Amt verwaltet;
Auch wird durch es — geführt durch Männerkraft —
Gar Manches auf der Erde umgeſtaltet.
Wen die zwei Letzten an das Ganze überweiſen,
Deß Herz mag Reu' und Gram zerreißen:
Denn ihm iſt ja das Theuerſte verſagt
Und nichts erſetzt ihm, was er dann verlieret,
Obgleich er auch empfängt, was ihm gebühret,
Und zwar noch eh' der nächſte Morgen tagt.

G. W.

2
(Dreiſylbig.)

Der Erſten Ton, das Große feiernd
In ſchönen Formen, er erklingt,
Wenn hochbegeiſtert ſich ein Dichter
In höh're Regionen ſchwingt.
Die Zweite ſpendet milde Wärme,
Wenn draußen kalte Stürme weh'n;
Das Ganze wird im Heſſenlande
Als Quell des Wohlſtands angeſeh'n.

B — m. G. Buck.

Für den Bau eines Hauſes auf dem Feldberge

ſind weiter eingegangen: aus Frankfurt durch W. B. u. L. A. 3 fl., von dem Filial-Comité zu Wiesbaden 50 fl., zuſammen alſo 53 fl., deren Empfang beſtätiget

Frankfurt a. M., 12. Auguſt 1843.

Die Commiſſion für Erbauung eines Hauſes auf dem Feldberge.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. Auguſt. Die Nachtwandlerin, große Oper in 3 Abth., Muſik von Bellini. Amine: Fräul. Rummel (Schülerin von Lamperti aus Mailand.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 226. | Donnerſtag, den 17. Auguſt | 1843.

Das Ohrgehäng.

Nach Marie Aycard, von Wilhelm Wagner.

(Fortſetzung.)

II.

„Jacques konnte nicht umhin, ſeine Betrachtungen über das etwas ſonderbare Begehren von Mademoiſelle Margaretha anzuſtellen, und er ſagte zu ſich: „Ohrgehänge im Werth von 800 Frcs. mögen ſich für Frauen von Generalen und Banquiers paſſen, aber nicht für Frauen von Weinkrämern; Jeder bleibe bei ſeinem Stande und treibe keinen Aufwand, der ihm nicht zukommt. Indeſſen habe ich es ihr verſprochen, ihre erſte Bitte zu erfüllen, und bin nun in nicht geringer Verlegenheit. Das Heirathen iſt doch ein gar koſtſpieliges Ding, und es kommen tauſend Ausgaben, an die man nicht gedacht hat. Die Braut verlangt einen Schmuck, die Hochzeit muß feſtlich begangen werden, die Gerichte und die Geiſtlichen halten die Hand auf, und wer weiß, wozu noch Geld nöthig ſeyn wird. Die 15,000 Frcs. für Herrn Caillot reichen nicht aus, und ich muß wahrhaftig in Zeiten dafür ſorgen, noch ein kleines Sümmchen herbeizuſchaffen, woher es auch kommen möge. Man muß doch mit einem gewiſſen Anſtand in die Ehe treten, und darf ſich vor der Welt nicht blamiren.“

„Es war ſehr natürlich, daß Jacques daran dachte, es mit Fortuna noch ein Mal zu verſuchen. Sie war ihm ja das erſte Mal ſo günſtig geweſen und hatte ihm ſo wohlwollend gelächelt, warum ſollte ſie das zweite Mal ihn verſtoßen? Sie iſt zwar als ein launiges Weib verſchrieen, aber man thut ihr Unrecht, und wer nichts wagt, der gewinnt nichts. Er begab ſich demnach des andern Tages nach Nro. 113, mit dem Vorſatz, heute noch ein Mal und dann nie wieder zu ſpielen. Als er eintrat, begrüßte ihn der Croupier mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln, welches Jacques für eine glückliche Vorbedeutung nahm. Einige Minuten lang ſah er dem Spiele zu, um ſich mit den Wechſelfällen deſſelben zu befreunden und um die nöthige Beſonnenheit zu gewinnen, dann warf er ein Bankbillet auf das ihm ſo günſtig geweſene rouge. Er verlor. Fataler Umſtand! Jetzt konnte er nicht ſtehen bleiben, er mußte weiter gehen, denn wie ſollte er nun Herrn Caillot bezahlen? Zwei andere Bankbillets aus der Brieftaſche holend, warf er ſie in haſtiger Aufregung auf den grünen Teppich. Das Glück war ihm günſtig, und er ließ den Satz ſtehen. Da verlor er von neuem. Der Croupier warf ihm einen ermuthigenden Blick zu, und Jacques leiſtete ihm Folge, indem er bei ſich ſelbſt ſprach: „Das rouge verläßt mich, ich will es ein Mal mit dem noire verſuchen!“ — Aber das noire brachte ihm Verderben, und in wenigen Minuten war ſein ganzer Gewinn von dem Rechen des Croupiers weggerafft; es blieb ihm nur noch das Erbtheil, das ihm ein liebevoller Oheim hinterlaſſen. Die Vernunft gewann den Sieg, aber bald trat die Leidenſchaft um ſo mächtiger wieder hervor, und vergebens ſagte er, daß es doch beſſer ſey, ſich mit Wenigem aus einem Schiffbruche zu retten, als ganz unterzugehen. „Nein!“ rief er, „die Schande wäre zu groß für mich, ich würde ſie nicht ertragen können, und was ſoll dann Herr Caillot und ſeine Tochter von mir halten? Würde ich ihnen noch unter die Augen treten können? Ich wage Alles, und das Glück wird ſich dem Kühnen günſtig erweiſen. Ich will ſiegen oder untergehen!“ — Er holte darauf ſein kleines Erbtheil hervor, und kaum hatte er Zeit zu weiteren Ueberlegungen, ſo war ſchon das letzte ſeiner Bankbillets in den Händen des Croupiers.“

Nach einer Pauſe fuhr Herr Laugier in ſeiner Erzählung alſo fort:

„Es wäre mir nicht möglich, mein werther Freund, Ihnen den Zuſtand zu ſchildern, in welchem der unglückliche Jacques ſich jetzt befand. In der erſten Aufwallung wollte er den Spieltiſch umſtürzen, den Croupier ermorden und blutige Rache nehmen; dann aber ſah er die Thorheit und Unmöglichkeit eines ſolchen Vorhabens ein, unterdrückte ſeine Wuth und verließ eiligſt das Spielzimmer, in welchem er die ganze Stufenleiter der Hoffnung und Verzweiflung, des Glücks und des Unglücks durchgemacht hatte. Die Arkaden eilig durchſchreitend, kam er auch an dem Magazin des Juweliers vorüber, deſſen verhängnißvolles Ohrgehänge ihm all' dieſes Leiden bereitet hatte. Dieſer ſtand unter der Thüre, erkannte, begrüßte ihn und rief: „Nun, mein Herr, wie ſteht's mit unſerm Handel? Sie haben keine Zeit zu verlieren, denn es hat ſich noch ein anderer Käufer eingeſtellt.“

„Geh'n Sie zum Teufel mit Ihrem Ohrgehänge und mit all' Ihren Juwelen, die mich in's Verderben geſtürzt haben! Ich wollte, wir hätten einander nie geſehen. — Der erſchrockene Kaufmann, der die Aeußerungen des jungen Mannes nicht begreifen konnte, trat in ſeinen Laden zurück, und Jacques

Digitized by Google

ſtürzte in größter Haſt davon. Eine ganze Stunde lang ging er auf dem pont de la nation hin und her, nichts Geringeres im Schilde führend, als ſeinem Leben durch einen kühnen Sprung ein Ende zu machen. Aber ſein guter Genius und der leichte Sinn der Jugend rettete ihn. Erſt ſpät am Abend kehrte er nach Hauſe zurück, ſchlich ganz ſtille und unbemerkt in ſein Dachſtübchen, packte ſeine wenigen Effekten zuſammen und ſchrieb dann einen lakoniſchen Abſchiedsbrief an Herrn Caillot und deſſen Tochter. Ehe noch der Morgen dämmerte, verließ er das Haus, beſuchte dann einen guten Freund, der ihm ein paar Thaler lieh, kaufte einen Wanderſtab, ließ ſeinen Paß viſiren, und ſagte der guten Stadt Paris ein herzliches Valet.“

„Jacques war ein braver Burſche, und der erſte große Fehltritt ſeines Lebens zog ihn nicht in's Verderben, ſondern ſchlug zu ſeinem Glücke aus. Er hatte einſehen gelernt, daß man auf den grünen Teppichen der Spielzimmer keine Roſen pflücken kann, und daß man nur durch Arbeit und Sparſamkeit wahrhaft glücklich wird. Er beſuchte ſeine alte Mutter in der Provinz, und gelobte ſich dort bei dem Andenken ſeines vielgeliebten ſeligen Vaters, ein guter Menſch zu bleiben und ſich der lockenden Stimme der Verführung nie mehr zu ergeben. Wenn man 20 Jahr alt iſt, einen offenen Kopf und Luſt und Liebe zur Arbeit beſitzt, ſo fehlt es nicht an Gelegenheit, ſein Glück zu machen. Jacques verſuchte Alles, um dies Ziel zu erreichen, arbeitete unverdroſſen und unermüdet, ſetzte dies Jahre lang fort, unternahm Geſchäftsreiſen, ſpekulirte, war ſparſam, und hatte Glück bei den meiſten ſeiner Geſchäftsunternehmungen. So wurde er wohlhabend, und kehrte nach einer Reihe von Jahren als ein begüterter Mann nach Paris zurück, nach einer Stadt, die er arm verlaſſen hatte. Er beſuchte auch das Palais-Royal, und gedachte der vergangenen Zeit; als er aber an Nro. 113 vorüberkam, ſo gelüſtete es ihn nicht mehr, einzutreten. Was Herrn Caillot und ſein Tochter anbelangt, ſo wollte er die Erinnerung an ſie nicht mehr aufkommen laſſen, und er unterließ es daher, ſich nach ihnen zu erkundigen, welches ihm nicht ſchwer wurde, da er ja weder den Vater geachtet, noch die Tochter geliebt hatte. Jener war ein Geizhals und dieſe ein eitles Mädchen geweſen; Beide hätten ihn vielleicht in's Verderben geſtürzt, wenn ſein guter Genius ihn nicht gerettet hätte. Der Zufall fügte es aber ſo, daß Jacques wider Willen an die Begebniſſe ſeiner Jugend erinnert wurde. In der Abſicht, in Paris ein Geſchäft zu etabliren, — denn der Kaufmann hört nie auf, Geſchäfte zu machen, und je mehr er beſitzt, deſto mehr will er haben, — las er jeden Tag die Annoncen der Journale, und war nicht wenig überraſcht, einer ſolchen zu begegnen, durch welche der Verkauf des Etabliſſements von Herrn Durand wegen Falliment zur Anzeige gebracht wurde. Die Bedingungen, welche geſtellt wurden, waren zur Uebernahme dieſes Geſchäftes einladend. Ich will mich nun kurz faſſen, und Ihnen, mein werther Freund, mit wenigen Worten erzählen, daß Jacques das genannte Geſchäft übernahm und es mit günſtigem Erfolge führte.“

(Schluß folgt.)

Ueber Kinderzucht.

Ueber das Sonſt und Jetzt in der Erziehung der Jugend ließe ſich ein langes Kapitel ſchreiben, denn beide ſtehen ſich als Extreme ſchroff gegenüber. Sonſt herrſchte das Syſtem einer eiſernen Strenge und den Kindern war jegliche Aeußerung eines freien Willens verſagt. Unbedingte Unterwürfigkeit war das erſte Geſetz und nach Grund und Urſache zu fragen, galt für ſtrafbar. Züchtigungen aller Art wurden in reichlichem Maße vertheilt; Widerſpruch hieß Verbrechen und Gehorſam Tugend. Die Jugend mußte zittern vor der Ungnade der Eltern und furchtbar in ſeinem Zorne war ein erbitterter Schulmonarch. Jetzt haben die Kinder und die liebe Jugend ſich emancipirt. Mit größter Milde und Humanität wollen ſie geleitet ſeyn, ſtrenge Worte oder gar Strafen vertragen ſie nicht mehr, ſie ſind den Eltern über den Kopf gewachſen und die Zuchtruthe bringt ſie zur Empörung. Kein Verbot mehr ohne genaue Angabe der Gründe und kein Befehl ohne Oppoſition. Alles ſoll heutigen Tages mit purer Liebe und mit Vernunftgründen erzielt werden. Wer wird die guten Kinder betrüben und wer möchte den Frieden ihrer Seele verletzen! Heutigen Tages iſt es nicht ſelten, daß um den Willen eines Kindes das ganze Haus ſich dreht, und daß die Mutter zittert vor dem Eigenſinn ihres vierzehnjährigen Sohnes, der nie die Wohlthat einer ſtrengen Erziehung genoſſen. Sonſt waren der Jugend Freuden und Lebensgenüſſe nur ſelten zugemeſſen; ſie wurden in klöſterlicher Strenge von der Welt geſchieden und konnten von Glück ſagen, wenn ihnen an Sonntagen ein Spaziergang ins Freie geſtattet wurde, oder wenn ſie alljährlich einmal, etwa am Geburtstage, ein neues Kleidungsſtück bekamen. Sie wurden der ſchönſten Tage ihres Lebens nur wenig froh und die Strenge des Vaters und des Schulmeiſters lag drückend auf ihnen. Heutigen Tages iſt ihnen Alles verſtattet. Sie theilen die Genüſſe der Erwachſenen und machen den Luxus derſelben mit; ſie kleiden ſich nach dem neueſten Modejournal, gehen ins Theater, beſuchen Bälle und Conzerte, halten Kindergeſellſchaften, machen Reiſen und fühlen ſich unglücklich, wenn ſie etwas entbehren oder ſich verſagen ſollen. So bewegen ſich die Zeiten immer in den Extremen, und wenn die frühere Strenge und Enthaltung zu weit getrieben wurde, ſo iſt die heutige Milde und Nachgiebigkeit nicht minder verderblich.

Wenn unſere Schulknaben wüßten, welch' ein freies und luſtiges Leben ihre kleinen nordamerikaniſchen Kameraden führen, ſie wanderten ſämmtlich in die vereinigten Staaten aus. Von körperlicher Züchtigung iſt natürlich nicht die Rede. Wer würde es wagen, künftige Souveräne auf eine ſo entwürdigende Weiſe zu behandeln! Den Lehrern trommelt die Jugend auf der Naſe herum. Die Mädchen kommen auch auf dem Lande, wie Damen geputzt, mit Hut und Schleier in die Schule, die Knaben als junge Herren. Kein Schulmeiſter wagt es, ihnen perſönlich ein böſes Wort zu ſagen. Bei grobem Unfuge lieſt man öffentliche Anſchläge, worin die Buben ermahnt werden, ihre Balgereien im Schulzimmer abzuſtellen, weder die Bänke zu ruiniren, noch den Schulmeiſter zu ſchlagen. Kurz die Phantaſie eines deutſchen Schulknaben könnte ſich kein reizenderes Leben erſinnen, als es Amerika in Wirklichkeit darbietet!

Jemand ſingt über die heutige Mode-Erziehung:

Woher mag's kommen, daß die Knaben
Gewöhnlich ſo viel Leichtſinn haben?

Digitized by Google

Und daß den lieben ganzen Tag
So mancher Burſch nichts lernen mag?
Daß viele, ſtatt in's Buch zu ſchau'n,
Viel lieber Kartenhäuſer bau'n.
Die Eltern ſelbſt ſind ſchuld daran;
Sie ſeh'n die Lehrer finſter an,
Wenn ſie die Kinder zwingen wollen,
Daß ſie recht emſig lernen ſollen. —
Der Lehrer, der dies merkt und ſieht,
Spielt alſo fleißig ſelber mit.

Mannichfaltigkeiten.

Da Heinrich VIII., König von England, mit Franz I. von Frankreich im Streite lebte, entſchloß er ſich, demſelben einen Geſandten zu ſchicken und ihn durch dieſen in ſtolzen und beleidigenden Ausdrücken anreden zu laſſen; er wählte hierzu einen Biſchof, auf welchen er beſonderes Vertrauen ſetzte. Da nun derſelbe ihm vorſtellte, daß ſein Leben in Gefahr ſchwebe, wenn er zu einem König, wie Franz I., in einem ſo beleidigenden Tone ſpräche, entgegnete Heinrich: „Fürchten Sie nichts; ſollte der König Sie für Ihre Kühnheit mit dem Tode beſtrafen, ſo werde ich allen Franzoſen, die als Geiſeln bei mir ſind, die Köpfe herunter ſchlagen laſſen!“ — „Schon gut!“ entgegnete der Biſchof, „doch paßt mir von all' den Köpfen keiner ſo gut, als der da!“ Der Sprecher fühlte bei den letzteren Worten bedeutſam an den ſeinigen, und bewog ſo den König, ſeine Inſtruktion milder und beſcheidener zu faſſen.

Da Michel Angelo den Vorzug nicht ertragen konnte, welchen Kunſt-Enthuſiaſten ſeiner Zeit den Bildhauern der Alten vor den Neueren einräumten, ſo arbeitete er insgeheim eine Marmorſtatue, und ſchlug, nachdem er ihr die höchſtmögliche Vollendung gegeben, einen Arm derſelben ab, den er bei ſich ſorgfältig verwahrte; er gab dann dem übrigen Theile der Bildſäule einen alterthümlichen Anſtrich und vergrub dieſelbe während der Nacht an einem Orte, wo, wie er wußte, in einigen Tagen das Fundament zu einem Gebäude gelegt werden ſollte. Als nun die Arbeitsleute bei der Grabung des Fundaments die Bildſäule fanden, brachen ſie in laute Lobeserhebungen der Alten aus und in geringſchätzende, verächtliche Aeußerungen über die Neueren. Michel Angelo, der gleich andern Neugierigen, welche den gefundenen Kunſtſchatz zu ſehen wünſchten, herbeigeeilt war und die unverſtändige Erhebung der Alten über die Neueren mit anhören mußte, zeigte auf einmal den bisher unter ſeinem Mantel verborgenen Arm, der der Statue fehlte; er bewies durch die leichte Anfügung deſſelben, daß er der Meiſter der Statue ſey, und verſchaffte ſo den modernen Bildhauern eine glänzende Satisfaktion.

Ein Gascogner behauptete, den alten Adel ſeines Geſchlechtes zu beweiſen, daß man in dem Schloſſe ſeines Vaters nur mit Stäben der Marſchälle von Frankreich eingeheizt hätte.

Der Orden der barmherzigen Brüder in Frankreich überſandte unter der Regierung Ludwig XIV. einſt durch einige ſeiner Mitglieder dem Könige von Fez 10,000 Piaſter zur Auslöſung franzöſiſcher Gefangener. Der Genannte bemerkte ihnen ſpöttiſch: „Wie? Ludwig, der nach Euerer eigenen Verſicherung ſo mächtig und reich iſt, ſchickt Euch ſo weit her mit einer ſo kleinen Summe?“ Die Ordensbrüder entgegneten: „Nicht der König ſchickt dieſe Summe, ſondern die Vorſteher unſeres Ordens, der ſie durch Almoſen zuſammenbrachte; Ludwig XIV. handelt wegen Auslöſung ſeiner Gefangenen nur durch den Mund ſeiner Kanonen!“ Kardinal Richelieu hatte nämlich auf die Kanonen die Worte eingraben laſſen: Ratio ultima regum (Letzter Beweisgrund der Könige.)

(Erlangen.) Großes Aufſehen und viel Redens macht der Tod eines Kornſpekulanten, der ſich vor einigen Tagen die Kehle durchſchnitt und ſo ſein Leben eigenmächtig geendet hat. Wie das Gerücht geht, kam derſelbe von einem Spaziergange aufgeregt und zerrüttet heim, da er auf ſolchem den herrlichen Stand des Getreides geſehen hatte, und der reiche Gottesſegen ihm in ſeinem lichtſcheuen Gewerbe ſtarken Schaden zu verurſachen drohte. Was Tauſende mit Thränen des Dankes vor den Herrn der Welt niederwirft, hat den kalten Egoiſten mit Verzweiflung erfüllt und zu ſeinem ſträflichen Beginnen veranlaßt. Die Gerichte Gottes ſind gerecht.

Als Bemerkung zu dem Artikel „Hutbeſetzungen“ in Nro. 220 der Didaskalia diene, daß der Schellack, wie ſolcher zum Tränken der inneren Beſetzung von Leinwand, Seide ꝛc. in Hüten verwandt wird, allerdings ſehr ſchädlich wirken dürfte, was aber nicht ſowohl dem Schellackharze, als dem in jedem rohen Schellack in nicht unbedeutender Menge enthaltenen Schwefelarſenik zuzuſchreiben wäre. Da aber der Schellack das einzige, dem Hutfabrikanten entſprechende Material iſt, das ſich durch kein anderes erſetzen läßt, ſo entſteht die Frage, ob dem Schellack dieſer giftige Stoff, unbeſchadet ſeiner übrigen Eigenſchaften, nicht benommen werden könnte.“

(Die Franzöſinnen, wie ſie ſind!) Ein junger Deutſcher trat in den Laden einer Putzmacherin, einige Kleinigkeiten zu kaufen. Die Dame war reizend; um noch länger das Vergnügen ihrer liebenswürdigen Plauderei zu genießen, kauft unſer Landsmann immer mehr und mehr. Indem er ſich über den Ladentiſch beugt, genauer die ausgebreiteten Artikel zu beſehen, beugt ſie ſich herab, ſie in ihrer Schönheit zu zeigen, ihre Hände berühren ſich, und als dieſe Berührung eine ziemlich zärtliche Attitude herbeigeführt, raſchelt es plötzlich im Hintergrunde des Ladens, ein Mann eilt mit Hut, Stock und kurzem Gruß um den Ladentiſch herum zur Thür hinaus. Der Deutſche fährt erſchreckt zurück, aber die ſchöne Franzöſin beruhigt ihn: „Ah, Monſieur, erſchrecken Sie nicht, 's iſt nur mein Mann!“

Literatur.

Die Pilger, hiſtoriſch-romantiſche Bilder aus dem Leben. Herausgegeben von Richard Wanderer.

In dem Verlage der eben ſo rührigen, wie geachteten C. Macklotſchen Hofbuchhandlung in Karlsruhe erſcheint, wie wir vernehmen, binnen kurzem unter obigem Titel ein Werk aus der Feder eines rühmlich bekannten Dichters und Publiciſten. Der Bekanntſchaft mit dem geſchätzten Verfaſſer verdanken wir es, Einſicht vom Manuſcripte

Digitized by Google

nehmen zu können, und fühlen uns durch den Inhalt ſowohl, wie die blühende, gewandte Sprache deſſelben bewogen, das Publikum auf dieſe neue Bereicherung unſerer Literatur aufmerkſam zu machen. Tendenz des Werkes iſt es, allen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft das Schöne ihres Berufes zu ſchildern, jeden Stand ſo zu malen, wie er wirklich ſeyn ſollte, und aus Beiſpielen zu zeigen, wie oft das Edelſte im Leben mißbraucht wird und dann auf Abwege führt. Der Verfaſſer gibt in verſchiedenen, von einander ſcheinbar ganz unabhängigen Bildern eine durch das ganze Werk fortlaufende Erzählung, worin er als „die Pilger“ zwei Schüler einer gewiſſen chriſtlichen Geſellſchaft (keiner Secte oder Confeſſion) auftreten läßt, die, ehe ſie die höheren Weihen empfangen, eine Wanderung unternehmen müſſen, welche ſie, von allen Mitteln entblößt, zu beginnen und zu vollbringen haben, damit ſie ſich an Widerwärtigkeiten gewöhnen und ſich in der Demuth üben. Das Werk verdient um ſo mehr alle Beachtung, als es, weit entfernt, einer oder der anderen Religions- oder politiſchen Partei das Wort zu reden, ſich rein auf den Standpunkt des ächten Chriſtenthums, der höheren Moral erhebt, indem der Verfaſſer, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, das Gute ſchilderte, wo und wie er es fand, und nicht erſt lange nach dem Gewande fragte, in dem es erſchien. Eine Menge intereſſanter Beſchreibungen, hiſtoriſcher Skizzen und Erinnerungen, namentlich aus der Schweiz und Süddeutſchland ſind ſehr geſchickt mit eingeflochten und durch ſchöne Zeichnungen verherrlicht. Im erſten Bilde zeichnet der Verfaſſer den edlen Lehrerſtand, den wichtigſten in der bürgerlichen Geſellſchaft. Der Keim des Guten liegt in jedem geiſtesgeſund gebornen Menſchen. Daß aber dieſer Keim zur ſchönen und, was mehr ſagen will, zur nützlichen Pflanze heranwachſe und würdige Früchte bringe, dies iſt die große Aufgabe des Lehrers und Erziehers. Der Verfaſſer führt uns in den folgenden Bildern mit ſeinen „Pilgern“ durch die Schweiz, von deren Naturſchönheiten er uns eine begeiſterte, herzerhebende Beſchreibung gibt, deren politiſche Zwiſtigkeiten er uns aber auch in treuen Farben als eine hehre Warnung vorſpiegelt. Er verweilt ſich insbeſondere in Zürich und Baſel. Er zeichnet uns verſchiedene Bilder vom Stande der Reichen, vom Prieſter, wie er nicht ſeyn und wie er ſeyn ſoll, vom Handwerker u. ſ. w. und führt uns ſodann an dem Rheine herauf und durch das Murchthal nach Würtemberg, wo er ſich ſein Bild des Landmannes erwählt. — Dieſe kurzen Andeutungen werden genügen, die große Mannigfaltigkeit eines Werkes zu zeigen, welches ohne Zweifel einen zahlreichen Leſerkreis erhalten wird und verdient.

Korreſpondenz.

Hamburg, 8. Aug.

Der Andrang von Hamburg beſuchenden Fremden iſt in dieſem Sommer ganz außerordentlich, noch größer, als im vorigen Jahre, und einer unſerer erſten Gaſthöfe, Streit's Hotel, das bereits ganz vollendet, ſtattlicher und größer als zuvor, wieder daſteht, hat allein in einem Tage 40 Fremde aufgenommen. In der letzten Zeit kommen nun auch die Deputirten der Mäßigkeits-Vereine hinzu, die ſich zahlreich eingefunden haben und jetzt ihre täglichen Verſammlungen und Berathungen bei uns halten. Es ſind dem großen Theile nach und vorzugsweiſe Geiſtliche aus dem Hannöver'ſchen und der nächſten Umgebung. Am Sonntag Mittag eröffnete Paſtor Müller die General-Verſammlung in der Catharinenkirche mit einer trefflichen Predigt (die ſeitdem auch im Druck erſchienen iſt): „das Werk unſerer Verbrüderung ein Werk aus Gott.“ Täglich erſcheint auch ein Tageblatt der Generalverſammlungen dieſer Vereine und alle Buch- und Zeitungsläden ſind jetzt voll von auf dieſen Gegenſtand bezüglichen Blättern, Broſchüren, Predigten und bildlichen Darſtellungen. Morgen werden die Verſammlungen mit einer großartigen Ausfahrt ſämmtlicher Mitglieder auf der Bergedorfer Eiſenbahn nach dem reizend gelegenen und durch ſeine prachtvolle Eleganz berühmten Fraſcati für dieſes Mal geſchloſſen werden, wo nach den Arbeiten und Anſtrengungen für die Mäßigkeitsſache ein tüchtiger, heiterer Schmaus zu ferneren Anſtrengungen ſtärken und begeiſtern ſoll. — Unſer Stadttheater iſt, wie ich Ihnen ſchon neulich mittheilte, jetzt in ſehr verwaiſ'tem Zuſtande. Der größte Theil unſerer Mitglieder iſt „unpäßlich“, oder „beurlaubt“, oder „abweſend“, wie täglich auf dem Theaterzettel zu leſen iſt, und nur fremde Gäſte, namentlich das Kopenhagener Ballet, haben in der letzten Zeit volle Häuſer und glänzende Geſchäfte gemacht. Hr. Grunert, unſer Charakterdarſteller, durch ein herrliches Organ und rhetoriſchen Pathos ausgezeichnet, übrigens in jeder Rolle eine Stereotypausgabe des Mephiſtopheles, gaſtirt in Berlin und ſtrebt nach Seydelmann's Ehrenſtelle und nach Seydelmann's Ruhm. Dieſer Schauſpieler würde als Künſtler noch unendlich viel höher und ehrenwerther daſtehen, wenn er nicht von einer unbegränzten Eitelkeit beſeelt wäre und das auf alle Weiſe erſtrebte Zeitungslob höher achtete als wahren Künſtlerruhm. Eine unlängſt in der „eleganten Zeitung“ abgedruckte, von ihm ſelbſt verfaßte Lebensſkizze konnte für ſeine Beſcheidenheit eben kein vortheilhaftes Zeugniß abgeben. Hr. Hendrichs mit ſeinen herrlichen Naturgaben und ſeinem klangvollen Organe, ſo wie die Damen Stich, Lebrün und Lenz ſind ebenfalls Zierden unſeres Schauſpiels, zu denen noch manche tüchtige und ſtrebſame Talente zweiten und dritten Ranges hinzukommen. Allein mit der Oper iſt es jetzt kläglich beſtellt; da fehlen uns Mad. Walker, die Herren Reichel, Wurda, Leithner, die durch mittelmäßige Sänger, wie Kaps, Wrede, Lehr, Hirſchberg keineswegs erſetzt werden können. Der Bau des zweiten Theaters ſchreitet rüſtig fort und muß, dem Contracte zufolge, ſchon im October vollendet ſeyn, indem die Wintervorſtellungen in dieſem neuen Locale vor ſich gehen ſollen. Wenn dieſe Bühne ſich die bisherige Popularität zu erhalten weiß, ſo muß dem Stadttheater ein mächtiger Concurrent dadurch entſtehen. Vor Allen ſind es die Herren Wilke, Meixner, Julius, Landt, ſo wie die Damen Wilke, Julius, Rußza, die ſich durch Talent und Fleiß gleich vortheilhaft auszeichnen. — Noch bemerke ich ſchließlich, daß über den früher erwähnten Commiſſionsbericht eine Beleuchtung von einem unſerer vorzüglichſten Rechtskundigen, Dr. Bieſterfeldt, erſchienen iſt.

Worms, 8. Auguſt.

Die gymnaſtiſche Erziehung unſerer Jugend macht Fortſchritte: eine neue Schwimmſchule iſt im Rhein kürzlich errichtet worden und eine Turnanſtalt dürfte nun auch nicht lange mehr ausbleiben, da dieſelbe ſchon längſt in Ausſicht genommen worden ſeyn ſoll. — Dem Wambolder Hof, deſſen mittlere Etage unſere Caſinogeſellſchaft bewohnt, ſcheint eine neue Beſtimmung zugedacht zu ſeyn, da, auf amtliche Veranlaſſung, die inneren Räume deſſelben kürzlich ausgemeſſen worden ſind. Es wäre nicht unmöglich, daß dieſes ſchöne Gebäude künftig eine höhere Beſtimmung erhielte, wobei die Stadt Worms gewiß nur gewinnen würde. — Das in unſerem Hafen neu aufgeführte Expeditionsgebäude der kölniſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft ſteht bereits unter Dach und wird noch im Laufe des Herbſtes ſeiner Beſtimmung übergeben werden können. Daſſelbe enthält außer dem nöthigen Raum für das Comptoir noch zwei Warteſäle und iſt daher der bisherigen engen Bretterbude, die wenig oder gar keinen Platz darbot zum Aufenthalte für Fremde, die auf die Boote warten, bei weitem vorzuziehen. Eine ähnliche verbeſſerte Einrichtung an dem ſehr frequenten Stationsorte Gernsheim iſt von dem reiſenden Publikum ſchon längſt gewünſcht worden, bis jetzt aber leider noch nicht in's Leben getreten. — Wegen des in jüngſter Zeit hohen Waſſerſtandes des Rheins haben die Arbeiten in dem neuen Hafen von Gernsheim, der einer der ſchönſten und geräumigſten werden wird, ſchon ſeit längerer Zeit unterbleiben müſſen.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 225.

Luſt. — Stuhl.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 227. Freitag, den 18. Auguſt 1843.

Das Ohrgehäng.

Nach Marie Aycard, von Wilhelm Wagner.

(Schluß.)

„Als Jacques eben am Schluß des erſten Monats damit beſchäftigt war, ſeine Rechnungen und Bücher zu revidiren, trat eine alte Frau haſtig zu ihm in's Comptoir. Sie war mit halb zerlumpten Kleidern bedeckt, ihr Haar war ſchon ergraut, ihr Geſicht bleich und von Runzeln durchfurcht, ihr Körper von Leiden und Krankheit gebeugt."

„Sie fragte Jacques, ob ſie die Ehre habe, in ihm den Nachfolger des Herrn Durand zu ſprechen, welches dieſer bejahte. „Sie haben," ſagte ſie, „einen guten Kauf gemacht, und ſind darum vielleicht nicht abgeneigt, der Wittwe des Herrn Durand eine Wohlthat zu erweiſen."

„Lebt Herr Durand nicht mehr?"

„Er iſt vor wenigen Wochen geſtorben, und ſeine Gläubiger haben kein Erbarmen für ſeine unglückliche Wittwe."

„Was kann ich für die arme Frau thun?"

„Sie könnten ihr vielleicht Beſchäftigung verſchaffen, vielleicht . . . ." Die Frau befand ſich in großer Verlegenheit, und es fehlten ihr die Worte. Endlich zog ſie ein kleines Etuis hervor, öffnete es, und zeigte deſſen Inhalt; es war ein mit Edelſteinen beſetztes Ohrgehänge, und ſie fragte Jacques, ob er ihr daſſelbe wohl abkaufen wollte."

„Jacques betrachtete den Schmuck, und war nicht wenig überraſcht, denſelben vor ſich zu ſehen, welchen er vor 25 Jahren bei dem Juwelier in Augenſchein genommen hatte, und den damals Mademoiſelle Margaretha zu beſitzen wünſchte."

„Er ſprach: Sie ſind alſo die Wittwe des Herrn Durand? Warum aber haben Sie ſich nicht an einen Juwelier gewendet? Ich handle nicht mit Edelſteinen."

„Dies Ohrgehänge hat 800 Frcs. gekoſtet, aber die Juweliere wollen mir jetzt kaum 400 Frcs. dafür geben."

„Ei nun, die Faſſung der Steine iſt außer Mode. Thut es Ihnen nicht leid, den Schmuck zu verkaufen?"

„Seit 25 Jahren hat er mir Unglück gebracht."

„Wie ſo denn? erzählen Sie!"

„Die Frau — es war Margarethe — erzählte nun, was Sie, lieber Freund, zum Theil ſchon wiſſen. Sie hatte einen jungen Menſchen heirathen ſollen, der aber plötzlich verſchwand und ſich nie mehr vor ihr ſehen ließ; ſie wurde bald darauf die Gattin von Herrn Durand, und erhielt von demſelben das genannte Ohrgehänge zum Brautgeſchenk. Ihre Ehe war nicht glücklich. Durand ergab ſich dem Spiel und dem Trunk, vernachläſſigte das Geſchäft, verlor den größten Theil ſeiner Kundſchaft, und ging immer mehr zurück, bis er endlich fallirte und ſtarb, ſeine arme Wittwe ohne Vermögen und ohne Hülfe zurücklaſſend. Sie endete ihre Erzählung mit den Worten: „Wenn ich meine Lebensgeſchichte betrachte, ſo iſt es das fatale Ohrgehänge geweſen, welches mir alles Unheil verurſacht hat. Vielleicht werde ich glücklicher und zufriedener leben, wenn es nicht mehr in meinen Händen iſt. Befreien Sie mich davon, und Gott mag es Ihnen lohnen an Ihrer Frau und Ihren Kindern! Laſſen Sie mich keine Fehlbitte thun."

„Jacques hatte Mühe, ſeine Gemüthsbewegung zu unterdrücken. Wie wunderbar, dachte er bei ſich, iſt das Schickſal der Menſchen! Aber iſt es nicht eine heilige Pflicht für den, welchem das Glück günſtig geweſen, ſich des Unglücklichen anzunehmen? — Ich habe weder Frau noch Kinder, und jeder Unglückliche ſteht mir darum um ſo näher. Ich will das Ohrgehänge kaufen, meine gute Margarethe."

„Margarethe! Sie kennen mich alſo?"

„Ja, Margarethe Caillot, ich kenne Sie und auch dieſe Edelſteine ſehe ich nicht zum erſten Male! Sie ſollten vor 25 Jahren einen jungen Menſchen heirathen, der ſich aber damals über Nacht aus Ihrem Hauſe ſtahl. Sie kennen ihn nicht mehr, aber er ſteht vor Ihnen, und ich bin derſelbe Jacques."

„Die Ueberraſchung der armen Frau, ein Gemiſch von Freude und Schmerz läßt ſich nicht beſchreiben. Jacques hielt inne in ſeiner Erzählung und ſah den Freund lächelnd an, worauf dieſer ſagte: „Ihr Taufname iſt Jacques, und Ihr Familienname Laugier; wenn ich nicht irre, ſo iſt es Ihre eigene Geſchichte, die ich ſo eben mit Intereſſe vernommen habe."

„Sie irren nicht, und ich heiße Jacques Laugier. Nur wenige Worte habe ich noch beizufügen. Ich habe Margarethe in mein Haus genommen, und es iſt dieſelbe Frau, welche Sie ſchon oft geſehen haben, und die vorhin die Flaſchen zerbrochen hat. Ich muß Geduld mit ihr haben, denn ſie iſt alt und ſchwächlich. Sie wird bei mir bleiben bis an's Ende ihrer Tage, und ſollte ich früher abgerufen werden, als ſie, ſo werde ich durch eine Penſion für ihr Alter ſorgen."

Herr Laugier nahm hierauf ein Etuis aus ſeinem Pult, öffnete es, und zeigte dem Freunde das bewußte Ohrgehänge,

Digitized by Google

indem er ſagte: „Ich betrachte es oft, und wiederhole mir dabei, daß man einen Fehltritt der Jugend durch feſten männlichen Willen wieder gutmachen kann, und daß Spiel- und Putzſucht verderbliche Neigungen ſind, während Fleiß und Sparſamkeit den Weg zum Glücke bahnen."

„Auf Ihr Wohl!" ſagte der Freund, und Beide ließen die gefüllten Gläſer klingen.

Johann Huß.

(Hiſtoriſche Skizze von S. M.)

Das Königreich Böhmen war im vierzehnten Jahrhundert vor vielen andern Ländern für freiere Anſichten über den Pabſt, den Clerus und die Religion ſelbſt empfänglich. Der Grund davon iſt hauptſächlich in der älteren Geſchichte dieſes Landes zu ſuchen. Die Böhmen waren bis in die Mitte des genannten Jahrhunderts noch großentheils den Gebräuchen der griechiſchen Kirche, deren Lehrer ſie einſt zum Chriſtenthum bekehrt hatten, treugeblieben; auch die Ehe der Geiſtlichkeit und der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalten hatten ſich bis dahin unter ihnen erhalten. War gleich alles Dieſes durch Geſetze und Strafen längſt aufgehoben und nachdrücklich der römiſche Ritus eingeführt worden, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß bei beſonderen Veranlaſſungen der alte Glaube der Nation wieder erweckt wurde und frei an's Tageslicht trat. Schon unter Kaiſer Karl IV. erhob ſich die Stimme des Conrad Stiekna, Domherr und Pfarrer im Theyn zu Prag, der für den beredteſten Prediger ſeiner Zeit gehalten wurde. Er eiferte gegen die Neuerungen in der Kirchenzucht und hauptſächlich wider die Mönche, als die vornehmſten Urheber derſelben; bewies ihnen aus der Bibel, daß ihre Eigenheiten in Kleidung und Lebensart nur Folgen ungereimter Fabeln ſeyen, und ihre leibliche Uebung und körperliche Abtödtung keinen Zweck habe.

Zu gleicher Zeit, doch noch kühner als Stiekna, trat Johann Milicz auf. Dieſer, zu Kremſier in Mähren geboren, hatte zu Prag die Theologie und die Rechte ſtudirt; aber auch frühzeitig, durch Hülfe der vaterländiſchen Geſchichte, die Meinung gefaßt, daß die ehemalige älteſte griechiſche Kirchenverfaſſung von Böhmen und Mähren die vorzüglichere ſey. Obgleich ein Ausländer, wurde er doch von dem Erzbiſchof zu Prag zum Erzdiakonus und Domprediger daſelbſt ernannt, ließ ſich jedoch durch dieſe Würden nicht einſchläfern, ſondern predigte nur um ſo eifriger wider die Einführung des Abendmahls unter Einer Geſtalt, wider die Abſchaffung der Landesſprache beim Gottesdienſte, wider den eheloſen Stand und die zeitlichen Güter des Clerus, wider die Ordensgelübde, wider die falſchen Wunder und Legenden der Mönche, und wider ihre ſelbſterfundene Heiligkeit. Als er merkte, wie mißfällig ſeine Lehren dem Erzbiſchof und der Geiſtlichkeit ſeyen, legte er ſein Erzdiaconat nieder und nahm mit der demüthigen Stelle eines Sacriſtans an derſelben Kirche vorlieb.

In die Fußtapfen dieſer beiden Männer trat auch Matthias von Janow, zu Prag geboren. Er wurde Pfarrer in ſeiner Vaterſtadt und Beichtvater Karls IV. Allein er hatte, wie jene zwei Lehrer, eine überwiegende Neigung zu dem einfachern griechiſchen Ritus ſeines Vaterlandes und zu einer Reformation der ausgearteten Sitten gefaßt, welches er durch Rede und Schrift unverhohlen kund gab.

Kurz nach dieſen Männern, welche alle ihrer Lehren wegen hart bedrängt und verfolgt wurden, und mit Matthias von Janow noch zu derſelben Zeit ließ auch in England ſich der berühmte Johann Wiclef, Doktor und Profeſſor der Theologie zu Oxford, ſich gegen die mit der Bibel nicht zu vereinigenden kirchlichen Gebräuche und Lehren und gegen die Hierarchie vernehmen. Auch ſeine Angriffe waren zuerſt, wie bei Stiekna, auf die Bettelmönche gerichtet; dann ging er weiter in ſeinen Behauptungen. Er ſuchte die Richtigkeit ſeiner Anſichten in dem bekannten und mit großem Beifall aufgenommenen Werke Trialogus und andern Schriften zu beweiſen, und brachte den Clerus, welcher ſeine Schriften wohl verdammen und verbrennen, aber keineswegs genügend widerlegen konnte, in nicht geringe Verlegenheit. Seinen Landsleuten ſuchte er durch eine Ueberſetzung in ihre Sprache die Bibel lesbar zu machen.

Denkt man ſich nun den wankenden Religionszuſtand der Böhmen, den Anklang, den Wiclef's Schriften bei ihnen fanden; betrachtet man ihre Lehrer des vierzehnten Jahrhunderts, welche ſo viel Einſicht, Beredtſamkeit und kühnen Eifer vorhanden, um eine Verbeſſerung der Sitten, der Kirche, der Geiſtlichkeit bis zu ihrem Oberhaupt hinauf und der Religionslehrer ſelbſt zu bewirken, mit allen den Bewegungen der Gemüther, welche ſie ſtiften und hinterlaſſen mußten; vergleicht man damit den Zuſtand der Prieſterherrſchaft, die bald darauf durch eine zwei- und dreifache Pabſtwahl eine höchſt ärgerliche Geſtalt angenommen hatte; ſetzt man noch zu dieſem Allem hinzu, daß auf Kaiſer Karl den Vierten ſein Sohn Wenzel als König von Böhmen folgte, der die tiefe Ergebenheit ſeines Vaters gegen den Pabſt und die Geiſtlichkeit keineswegs geerbt hatte: ſo wird man es gar nicht befremdend finden, daß bald nach dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in jenem Reich eine Hauptveränderung in den Kirchenzuſtänden ausbrach, für welche ſich alsbald viele Tauſend Einwohner erklärten. Der Veranlaſſer und Stifter dieſer folgenreichen Begebenheit war der unglückliche Mann, welcher zu Coſtnitz verbrannt wurde.

Johann Huß, der ſich von ſeinem Geburtsort, einem Marktflecken des Prachiner Kreiſes im ſüdlichen Böhmen, Johannes Huß von Huſſinecz, oder Johannes von Huſſinycz nannte, war am 6. Julius 1373 geboren. Zuerſt beſuchte er die Schule der benachbarten Stadt Prachaliz, ſodann die Univerſität Prag. Hier wurde er 1393 Baccalaureus der freien Künſte, im folgenden Jahre Baccalaureus der Theologie, und 1396 Magiſter. Zwei Jahre darauf kömmt er bereits als öffentlicher Lehrer vor; im Jahr 1401 aber als Dekan der philoſophiſchen Fakultät. Zehn Jahre vorher war zu Prag eine kleine Kirche unter dem Namen Bethlehem von einem königlichen Rathe und einem Kaufmann in der Abſicht geſtiftet worden, damit die böhmiſchen Prediger, welche bisher nur in Häuſern und Schlupfwinkeln hätten auftreten können, künftig das göttliche Wort öffentlich in der Landesſprache vorzutragen im Stande ſeyn möchten. Zu einer ſolchen Predigerſtelle an derſelben wurde Huß im Jahr 1402 ernannt. Um gleiche Zeit wählte ihn die Königin Sophia, geborne Herzogin von Bayern, zu ihrem Beichtvater, und ſeitdem erwarb er ſich viele Gewogenheit bei Hofe. Ueberhaupt waren ſeine Sitten von früher Jugend an untadelhaft und ſeine Grundſätze ſogar ſtreng. Einer ſeiner Zeitgenoſſen, der in ihm nichts als

Digitized by Google

einen verabſcheuungswürdigen Ketzer ſieht, geſteht gleichwohl, daß Huß ein rauhes, von allen Ergötzlichkeiten entferntes Leben geführt habe, und daß ſein blaſſes, ausgezehrtes Geſicht nebſt ſeiner Freundlichkeit gegen Jedermann ſprechender geweſen ſey, als alle ſeine Beredtſamkeit. Noch als Studirender fand er ein ſo ungemeines Vergnügen an den alten Märtyrergeſchichten, daß er bis zur Nachahmung gereizt wurde. Als er einſt die Erzählung von dem heiligen Laurentius las, der auf einem Roſte zu todt gebraten werden ſollte, verſuchte er es, ob er eben eine ſolche Marter ausſtehen könne, und ſteckte ſeinen Finger ins Feuer; doch wurde er von einem ſeiner Freunde gehindert, darin fortzufahren.

Huß, der ſeiner ſelbſt nicht ſchonte, griff auch in ſeinen Predigten die Ausſchweifungen und Laſter aller Stände unerbittlich an, und fand deſto mehr Beifall, je weniger man ihn im Verdacht haben durfte, daß dieſe Ausfälle bloß amtsmäßige Gewohnheiten ſeyn möchten. Aber mehrere Jahre hindurch trug er nichts vor, was eine Abneigung gegen ſeine Kirche und ihr Oberhaupt verrieth. Vielmehr, als ihm ein junger Studirender, der ſich einige Zeit in England aufgehalten hatte, ein Buch von Wiclef vorzeigte, verwarf er es ſchlechterdings und ermahnte den Beſitzer, es entweder zu verbrennen oder in die Moldau zu werfen, damit es nicht Leuten in die Hände gerathen möchte, die nach Neuerungen begierig wären. Beſonders mißfiel ihm darin die Behauptung, die er nachmals ſelbſt unterſchrieb, daß die Begräbniſſe auf Kirchhöfen nichts als Stolz anzeigten, und daß die Erde überall einerlei ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der jetzige **Meßhandel** gewährt ſeiner Kehrſeite nach ein klägliches Schauſpiel. Hier eine Bude: „Stück für Stück ſechs Pfennige!" da ein Ausverkauf, dort ein Ausverkauf, hier ein Verkauf unter dem Fabrikpreiſe; man glaubt, die Menſchen wären lauter Bankerotteure oder Spitzbuben oder die Welt ginge unter, und Jeder wolle noch zeitig ſein Babel los ſeyn und klingende Münze ſammeln für die große jenſeitige Weltreiſe! Und welche Charlatanerie in den Meß-Annoncen! Man erſtaunt, wo die Leute den Witz all' hernehmen für die Titel dieſer Ankündigungen. „So etwas kommt nicht wieder!" alſo auch ein Mal etwas Neues unter der Sonne im Bereiche der Elle und der Scheere! „Bitte zu leſen und zu prüfen, und man wird erſtaunen!" ruft ein Berliner. Sind es etwa Lebensregeln zum Beſten der Menſchheit, die man prüfen und das Beſte behalten ſoll? Nein, es ſind Ausſchnittwaaren, mit denen der gute Berliner die Menſchheit beglücken will, weil ſie ihn geniren, und er gern neue Vorräthe an die Stelle der alten ſetzen möchte! „Höchſt wichtig," überſchreibt ein Anderer ſeinen Artikel. Wie, iſt eine weltumfaſſende induſtrielle Erfindung gemacht worden? Nein, man kauft eine Elle ſchlechtes Leinenzeug nur um zwei Pfennige billiger! „Fort mit Kattunen!" Was haben die armen Kattune verbrochen, daß man ſie zum Laden hinaus werfen will? Der Kattun hat in einer glücklicheren Zeit manche reizende Schöne geziert, einer Zeit, als nur Fürſtinnen ſich mit Damaſt und Seide bedeckten! „Noch nie ſo billig," ruft ein Anderer. Aber das ſagen Alle, und es iſt kein Witz mehr in dieſem Titel. — Und ſo geht's durch die ganze Kategorie der Kattun- und Linnen-Poeten; die induſtrielle Marktſchreierei hat ihren Gipfel erreicht. Aber es läßt ſich kein Menſch mehr blauen Dunſt vormachen!

(Titelwuth.) An den böhmiſchen Badeliſten iſt die ängſtliche Sorgfalt, mit welcher jedem der „titulirten Herren und Frauen Badegäſte" ſein volles Titularrecht widerfährt, ſchon oft lächerlich gemacht, dabei aber immer vergeſſen worden, daß der größere Theil der Lächerlichkeit die Behörde trifft, die den Paß ausgeſtellt hat, indem die Titelangabe dieſem entnommen wird. Die Teplitzer Badeliſte liefert hierzu einen Beitrag, der kaum ſeines Gleichen finden dürfte. Unter den Angekommenen iſt: „Frau Iſidore Wilhelmine Kunigunde N. N., geborne Freiin von . . ., Ritters, Rittergutsbeſitzers, mehrerer gelehrten Geſellſchaften und der erſten Deputirten-Verſammlungs-Kammer im Königreich Sachſen zu Dresden Mitglieds Gemahlin." Verſuche nur Jemand, das in eine fremde Sprache verſtändlich zu überſetzen!

Als in dem Feldzug von 1814 Truppen in eine kleine Stadt einrückten, erhielt der General von L. ſein Quartier bei dem ſtolzen und hochmüthigen Generalſuperintendenten. Der General nannte ihn immer „Herr Paſtor"; dies verdroß den Titelſüchtigen, welcher endlich ſagte: „Sie könnten mich wohl bei meinem mir zukommenden Titel, Generalſuperintendent, nennen. Ich bin eben ſo ein General über meine Prediger, wie Sie über Ihre Soldaten." — „Gut," entgegnete der General, „ich werde Sie von nun an kurzweg Herr Kollege nennen."

Eine eingebildete Kokette nahte ſich in einer Geſellſchaft einem Kavallerieoffizier, und ſagte ihm geheimnißvoll: „Herr Baron, wenn Sie Fenſterparaden machen, ſo muß dies wenigſtens zu einer Zeit geſchehen, in welcher die Eltern nicht zu Hauſe ſind. Sie reiten ſtets um 3 Uhr an meinem Fenſter vorbei, dies hat mir ſchon manchen bittern Vorwurf von Vater und Mutter zugezogen. Ich muß Sie bitten, es zu unterlaſſen." — „Es ſoll nicht wieder geſchehen", erwiederte der Offizier, „aber um dies Verſprechen halten zu können, ſagen Sie mir doch gefällig, in welcher Straße Sie wohnen."

Literatur.

Handbuch für Reiſende auf dem Maine, von G. Härtle und K. v. Spruner. Mit einer Karte. Würzburg, Stahel'ſche Buchhandlung 1843.

Seitdem der Mainſtrom eine regelmäßige Dampfſchifffahrt gewonnen hat, wird er von Reiſenden, welche die Schönheiten ſeiner maleriſchen Ufer kennen lernen wollen, häufiger als früher beſucht und es ſind demnach Handbücher für Touriſten und Naturfreunde zum Bedürfniß geworden. Dem werthvollen Werke von Menk-Dilmarſch (Mainz bei Zabern), das unſern Leſern bereits bekannt iſt, ſchließt ſich das eben erſchienene und oben genannte an. Das letztere bringen wir mit Vergnügen zur Kunde des Publikums. An die einzelnen Orte angeknüpfte hiſtoriſche Nachweiſungen und ſagenhafte Anklänge bilden den poetiſchen Hintergrund des Ganzen und dies hiſtoriſche Material iſt eben ſo lebendig und anziehend dargelegt, als wohl geordnet und mit Hervorhebung der wichtigſten und ſchönſten Momente zuſam-

Digitized by Google

men geſtellt, ſo daß es Jeder leicht überblicken und mit Intereſſe leſen wird. Für den ſtatiſtiſchen und beſchreibenden Theil des Handbuches haben die Verfaſſer die neueſten und zuverläſſigſten Daten benutzt und in gedrängter Kürze, wie in maleriſchen Tableaux geordnet. Sollten ſich, was bei Schriften dieſer Art unvermeidlich iſt, kleine Unrichtigkeiten eingeſchlichen haben, ſo bitten die Verfaſſer um deren Berichtigung für eine zweite Auflage. Mit dieſem höchſt brauchbaren Hülfsbuche wird man den Main unter der angenehmſten und nützlichſten Belehrung bereiſen und nach einem alphabetiſch geordneten Ortsregiſter auf jede Frage die verlangte Auskunft erhalten. Beſonders ausgezeichnet iſt die beigegebene Karte. Wir empfehlen demnach das vorliegende, 262 Octavſeiten enthaltende und ſehr geſchmackvoll ausgeſtattete Handbuch den Reiſenden und Bewohnern der Maingegenden und wünſchen ihm die verdiente freundliche Aufnahme.

Korreſpondenz.

Mainz, 14. Auguſt

Geſtern feierte die hieſige rheiniſche naturforſchende Geſellſchaft im Academieſaale des ehemaligen kurfürſtlichen Schloſſes ihr Stiftungsfeſt. Eine zahlreiche Verſammlung von Mitgliedern, fremden und einheimiſchen Perſonen, beſonders Damen, war dabei anweſend und eine Stunde ſchon vor dem Beginne der Feier waren die Hallen und Säle des Schloſſes, wo die Sammlungen des Vereins ſich befinden, mit Schauluſtigen angefüllt, die dieſelben in Augenſchein nahmen. Hr. Medicinalrath Dr. Gröſer, Präſident des Vereins, eröffnete das Feſt mit einem Vortrage, worin er in gedrängter Weiſe von dem Zwecke der heutigen Zuſammenkunft, von der Stiftung des Vereins, ſeinem ſchönen Gedeihen, von dem ſich immer mehr kund gebenden Streben, Naturwiſſenſchaft zu ſtudiren, von der Erhabenheit dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt, von der im vergangenen Jahre ſtatt gefundenen, für Mainz ſo ehrenvollen Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte und von den heilſamen Folgen gegenſeitigen Zuſammenwirkens ſprach. Zu den ſpeziellen Beweggründen, die das heutige Feſt veranlaßt hätten, übergehend, bemerkte der Redner, die Darlegung der Fortſchritte der Geſellſchaft während ihres neunjährigen Beſtehens, die Anregung fernern Wohlwollens für dieſelbe und der Dank für deren Beförderer, beſonders gegen Se. k. Hoh. unſern allverehrten Großherzog, bildeten die Hauptmomente derſelben. Nach Beendigung dieſes mit Wärme und Gemüthlichkeit gehaltenen Vortrags berief der Präſident Hrn. Dr. Meyer von Frankfurt auf die Tribüne. Hr. M. legte der Verſammlung eine Zuſammenſtellung der von ihm über die Ueberreſte vorweltlicher Thiere, die zu Weiſenau bei Mainz aufgefunden wurden, angeſtellten zoologiſchen Unterſuchungen vor. Seit fünf Jahren, wo die Nachgrabungen bei Weiſenau durch die Bemühungen des Hrn. Notars Bruch betrieben worden, wurde Hr. M. durch die ihm zugeſendeten Thierreſte der Vorwelt in Stand geſetzt, dieſelben zu ordnen und ſyſtematiſch zu klaſſifiziren. Die Ausbeute war reich, reicher als die des Montmartre bei Paris, deſſen Inneres während fünfzehn Jahren den Nachforſchungen Cuvier's unterlag. Von den größten bis zu den kleinſten Wirbelthieren, von dem Rhinozeros, von hund- und mäuſeähnlichen Thieren wurden Zähne und Knochen gefunden, eben ſo mehr als 1000 Zähne von Krokodillen, viele von Schlangen, Ueberreſte von Fiſchen; im Ganzen fand Hr. M. 65 Species verſchiedener Thierarten, die Tauſende von Individuen enthielten. Dieſer Vortrag über Auffindung ſo vieler Ueberreſte von einer unbekannten Welt angehörenden Geſchöpfen, ſo nahe bei unſerer Stadt, ſpannte die Aufmerkſamkeit der Zuhörer in einem hohen Grade und erhielt allgemeine Anerkennung. Hr. Dr. Itzſtein von hier hielt hierauf eine Vorleſung über die Fortſchritte der Chemie in den letzten Jahrzehnten. Der Redner ließ denſelben in ſo weit Gerechtigkeit widerfahren, daß großer Fleiß und Scharfſinn dabei unverkennbar wären; aber er tadelte zugleich das Beſtreben der Chemiſten, die ganze Wiſſenſchaft auf wenige Prinzipien zu reduziren und die Atmoſphäre als den großen Behälter darzuſtellen, in dem mittelſt Sauerſtoffs, Waſſerſtoffs, Stickſtoffs und Kohlenſtoffs alle Körper und mittelſt ihrer auch der Geiſt ihre Bildung erhielten; er nennt das Spitzfindigkeiten, die der Wiſſenſchaft unwürdig wären; die Natur, meint er, laſſe ſich nicht in wenige Formen zwingen und ſeiner Anſicht zufolge wäre die ältere Wiſſenſchaft einen ſicherern Weg gegangen; das Studium der Geſchichte gäbe einen beſſern Spiegel und mit Duldſamkeit, Mäßigung, Nachſicht und Beſcheidenheit gelange die Wiſſenſchaft eher zum Ziele als mit wenigen apodiktiſch aufgeſtellten Prinzipien. Mit wahrem Intereſſe vernahm man die Worte dieſes Redners, der ſeine Stelle dann dem Secretär des Vereins, Hrn. Dr. Gergens, überließ. Eine Darſtellung des Lebenslaufs unſerer Mutter, der Erde, die wir bewohnen, bildete das Thema ſeiner Vorleſung. Anfangs, ſagte er, war dieſer Planet nur eine Dunſtmaſſe, die durch Niederſchlag Metalle abſetzte, wodurch der urſprüngliche Kern des Körpers gebildet wurde; das Waſſer, das aus den Dünſten entſtand, durchdrang im Laufe der Zeiten die Metalle; dieſes veranlaßte eine Entzündung, eine Verbrennung und dadurch Roſt und eine Kruſte; vulkaniſche Ausbrüche, durch die innere Gährung getrieben, bildeten Erhöhungen, Berge, wodurch ein Theil des Waſſers in die Tiefen abfloß; es entſtanden durch die Einwirkung der Sonne Schlamm und Erde und es wuchſen darauf Pflanzen, welche zur Nahrung von Eidechſen und Drachen dienen konnten; der größere Theil der Erde war damals noch Sumpf. Dieſer Zuſtand mag Jahrtauſende gedauert haben, ehe von den verkalkten Metallen ſich Kalk- und Steinablagerungen bildeten, das Waſſer immer mehr verſchwand, Meere ſalzigen und Flüſſe ſüßen Waſſers entſtanden und die Erde ihre heutige Form bekam. Aber auch damals konnten Geſchöpfe edlerer Art und namentlich Menſchen auf ihr noch nicht leben. Dieſe ſcharfſinnige Darſtellung machte einen ſehr guten Eindruck auf die Verſammlung. — Hr. Notar Bruch, Vicepräſident des Vereins, nahm nun das Wort, um über den Einfluß der Sonne auf die Organiſation im Allgemeinen und auf den Menſchen insbeſondere zu ſprechen, worauf er dann nach einem feinen Uebergange die Verhältniſſe der naturforſchenden Geſellſchaft und die angenehme Unterhaltung, welche der Beſuch ihrer Sitzungen gewähre, berührte und zuletzt den Schluß der heutigen Verſammlung ankündigte. Um 1 Uhr wurde die Sitzung beendigt, um 3 Uhr verſammelten ſich die Mitglieder der Geſellſchaft und die geladenen Fremden bei einem ſplendiden Mahle im Gaſthauſe zum „Europäiſchen Hofe“, wo der Nachmittag als Nachklang der Morgenfeier in der ſchönſten Harmonie und bei wiſſenſchaftlicher Unterhaltung auf das angenehmſte zugebracht wurde.

Charade.

Meine erſten Sylben ſchließen
Meine Letzten in ſich ein
Und mein Ganzes muß der Schöpfer
Dieſer beiden Letzten ſeyn.
Meine erſten Sylben finden
Durch das Ganze Ruh' und Raſt,
Bis es ſelbſt als dieſe Erſten
Von der Letzten wird umfaßt.

Auflöſung der Charaden in Nro. 225.

1. Scharfrichter. 2. Odenwald.

Theater-Anzeige.

Freitag, 18. Auguſt. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Muſik von Bellini. Amine: Fräul. Rummel. Elwin: Hr. Wurda, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: Dr. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 228. Samſtag den 19. Auguſt 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

I.

Auf den leicht gekräuſelten Wellen des Ebro trieb, bei'm Scheine der ſinkenden Sonne eines Maitages, Anno 1025 ein Kahn. Der Schiffer, ein bärtiger Arragonier, ruhte nachläſſig in der hintern Spitze des Fahrzeuges. Sein Ruder ſchlug nicht die Wellen, daß der Kahn raſcher dahin flöge, vielmehr ſuchte er ihn nur mit ſchiefer Ruderhaltung inmitten des Stromes zu lenken. Seine Aufmerkſamkeit war getheilt zwiſchen dieſer ſeiner Pflicht und dem Aufhorchen auf die Klänge, welche ein junger Mann, der in dem Kahne ſaß, ſeiner Zither entlockte, und auf den Geſang, womit er dieſen Akkorden einen eigenthümlichen Zauber verlieh. Es waren Romanzen von Rittermuth und Frauenliebe, von Liebesglück und Leid, von Zauber und Errettung — kurz von jenem bewältigenden Reize, wie er zu aller Zeit den Sinn des Volkes, beſonders des ſpaniſchen, anſprach und mit ſich fortriß.

Der Sänger war ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren. Ohne ſchön zu ſeyn, hatte ſein Geſicht einen ſo milden und einnehmenden Ausdruck, daß Jeder, der hineinblickte, ihm wohlwollen mußte. Er trug eine etwas phantaſtiſche Tracht von dunkelm Stoffe. Um ſeine Hüfte war ein hochrother Gürtel gezogen, und ein Mantel, der kaum die Schenkel deckte, hing ſorglos-nachläſſig auf der Schulter. Ein Schwert aber zierte ſeine Seite und wies auf ritterliche Abſtammung und Würde hin. Auf dem Kopfe trug er einen grauen groben Filzhut, wie ihn damals die Ritter trugen, wenn nicht der Helm das Haupt deckte, und ein Reiherbuſch wallte keck von ihm herab. Der Sänger war einer jener wandernden Abenteurer, voll Muſik und Poeſie, wie ſie die Provenze hervorbrachte, und die man Troubadours nannte; war lange ſchon im nördlichen Spanien umhergezogen, und wollte jetzt gen Tortoſa reiſen. Ueberall gerne geſehen, waren ſie ſchnell überall zu Hauſe und bereit, jedes Ereigniß durch Poeſie und Muſik zu verherrlichen. Meſſire Gui de Mormoran hatte ſich ſchon einen Namen erworben, der mit Achtung genannt wurde dieſſeits und jenſeits der Pyrenäen.

Jetzt klang ſein Sang fröhlich in den Bergen wieder, welche die Ufer des Ebro einſchloſſen, und nicht ſelten gab das Echo ihn wunderſam und mit wahrhaft zauberiſcher Wirkung zurück, wenn ihn die klaren Waſſer des Ebro an die Felswände trugen. So hinſchaukelnd auf den Wellen, das Auge der untergehenden Sonne zugewandt, und ſeine Seele in die Töne legend, die ſein Mund ſang und ſeine auf den Saiten hinirrenden Finger bald leiſer, bald kräftiger begleiteten, ſchienen Sänger und Schiffer Alles um ſich vergeſſen zu haben. Sie waren jetzt in die Gegend gekommen, wo der Ebro, viele Schlangenwindungen machend, aus dem Königreiche Arragon in die Gebirge Cataloniens eintritt. Der Strom drängt ſeine erſtaunliche Waſſermaſſe durch hohe Wände. Er wird wilder und brauſ't oft unbändig dahin, als ob er zürne über dieſe unzerſtörbaren Dämme, die er erſt jenſeits Tortoſa abwirft, um im Meere ſein Grab zu finden. Die Landſchaft gewann einen wahrhaft großartigen Charakter, ohne daß ſie deßwegen des Lieblichen ganz ermangelte, das vielmehr ſtellenweiſe, und beſonders da, wo Seitenthäler in das Flußthal einmündeten, ſeine Herrſchaft über die wilde und rohe Gewalt der Felſen geltend machte. Zwar nicht ſo hoch und nicht ſo ſchroff, wie die ungeheuern Stöcke der Pyrenäen, aber dennoch nicht eben niedrig und klein waren dieſe Ausläufer des genannten Gebirges. Sie traten hart an das Ufer heran, und gönnten oft kaum einem Fiſcherdörſchen Raum. Wälder krönten meiſt den Scheitel. Nicht ſelten aber erſchienen auch Thürme und Ritterburgen; denn die Ritterſchaft des Landes Arragon liebte die Gegenden am Ebro, wo Jagd und Fiſcherei Unterhaltung boten und ein regeres Leben pulſirte. Der Strom bog jetzt um eine Felsecke, die ihn nöthigte, einen großen Bogen zu beſchreiben; und vor den Schiffenden lag ſchier plötzlich eine Landſchaft, ſo reich und ſchön, wie ſie kaum irgendwo Gui's Auge erblickt. Das Flußbette trat breit auseinander. Es ſchien, als ſey der Ebro hier ein breiter See, denn im öſtlichen Hintergrunde, wo er aus dem Thalkeſſel hinaustrat, ſchloſſen hohe Berge ab, daß man ſein Weiterſtrömen nicht wahrnahm. Links erhob ſich eine glatte und jähabgeſchnittene Felswand zu einer bedeutenden Höhe. Oben krönte ſie Hochwald. Sie warf einen dunkeln Schatten weit in den Strom hinein, ſchier bis auf eine kleine Inſel, welche, mit hohen Bäumen und Buſchwerk dicht bewachſen, des Stromes Mitte einnahm. Im Hintergrunde lagen mehrere kleine Gehöfte am Ufer, und lehnten ſich an das hohe Gebirge, das mehr ſich zurück bog und auf ſeiner Abdachung dem Fleiße der Menſchenhand Raum bot, goldne Saaten zu ziehen. Rechts traten die Berge weit zurück. Ste-

gaben einer lachenden Niederung Raum; allein mitten in dieſer Niederung erhob ſich, ſeltſam ausſehend, ein ſchmaler hoher Berg. Um dieſen zog ſich ein Kranz von Häuſern. Eine Kathedrale und die weißen Mauern zahlreicher Klöſter ragten über die übrigen Gebäude hervor und gaben dem Städtchen ein ſtattliches Anſehen. Den Gipfel dieſes Berges aber bedeckten die Mauern und Thürme eines Bergſchloſſes von ungemein weiter Ausdehnung und einem Ausſehen, das eben ſo ſehr für die Macht ſeines Gebieters, als für ſeinen Reichthum Zeugniß ablegte.

Nicht ohne Erſtaunen und Ueberraſchung weilte des Sängers Blick auf dieſem Landſchaftsbilde. Seine Geſänge verſtummten, ſeine Akkorde verhallten, und, zu dem Schiffer gewendet, ſprach er: „Kennſt Du das Städtchen und das Schloß?"

„Sollt' ich es nicht kennen, Herr," ſagte der Schiffer; „ich, der ich ſchon viel hundert Mal die Fahrt nach Tortoſa gemacht habe? Es heißt Gineſta, wie das Schloß, und Ritter Suniar de Gineſta iſt ein Herr, den das Land liebt, und deſſen Waffenruhm im Maurenkampfe eben ſo groß iſt, als ſein Reichthum, ſeine Gaſtfreundſchaft und die Schönheit ſeiner Tochter."

(Fortſetzung folgt.)

Johann Huß.

(Hiſtoriſche Skizze von S. M.)

(Fortſetzung.)

Auf der hohen Schule zu Prag waren auch die deutſchen Lehrer, welche die größere und mächtigere Partei ausmachten, ſo ſehr wider Wiclef aufgebracht, und mit dem Clerus darüber einig, daß man im J. 1403 fünfundvierzig Lehrſätze des engliſchen Theologen verdammte und im Namen des Rektors bei Strafe des Feuers verboten wurde, dieſelbe zu verbreiten. Aber im folgenden Jahre kamen zwei Engländer nach Prag, welche Mitglieder der Univerſität wurden, und in öffentlichen Diſputationen nicht wenig Aufſehen durch die von ihnen vorgelegten Fragen machten, und dadurch manche Lehrer auf ihre Seite zogen. Als ſie dem Huß ein Zeugniß der Univerſität Oxford für Wiclef vorzeigten, bekam derſelbe eine vortheilhaftere Meinung von dem berühmten engliſchen Theologen, und pries ſie auch Andern an. In dieſem Zeugniß wurde der ganzen Kirche verſichert, daß Wiclef ſich eben ſo ſehr durch die ehrwürdigſten Sitten, als durch vollkommene Rechtgläubigkeit hervorgethan, und Alle, welche die chriſtliche Religion durch einen freiwilligen Bettelſtand läſterten, mit Lehren der heiligen Schrift bekämpft habe; daß er keiner ketzeriſchen Bosheit überwieſen, und von den engliſchen Prälaten nicht nach ſeinem Tode verbrannt worden ſey.

Der Geſchmack, welchen nunmehr Huß an Wiclef's Schriften fand, regte ihn zu freieren Unterſuchungen an; doch verließen weder er noch ſeine Freunde je die Gemeinſchaft ihrer Kirche, am allerwenigſten haben ſie ſich zu dem ganzen Lehrbegriff der Waldenſer bekannt; und was die ſchimpflichen Eigenſchaften oder Beweggründe anbelangt, welche allen erſten Anhängern Huſſens unter dem Clerus beigelegt werden, daß nämlich nur verſchuldete, laſterhafte und aufrühreriſche Cleriker ſich zu ſeiner Partei geſchlagen, um ihrer verdienten Strafe zu entgehen, und daß einige vorzüglich gelehrte Männer nur deßhalb ſich mit ihm verbunden hätten, weil man ihnen Leute aus vornehmen Häuſern, denen ſie an Wiſſenſchaft weit überlegen geweſen, bei Beſetzung anſehnlicher geiſtlicher Aemter vorgezogen habe: ſo ſind dieſes die gewöhnlichen Anſchwärzungen, die verhaßten Parteien immer zu Theil geworden ſind. Mit gleicher Unparteilichkeit muß jedoch zugeſtanden werden, daß der vornehmſte Vertraute des Huß, und ſein erſter Gehülfe bei ſeinen Reformationsentwürfen, Hieronymus von Prag, zu gewaltthätigen Schritten ſehr geneigt geweſen iſt. Dieſer war ein Edelmann aus dem Geſchlecht derer von Faulfiſch, und beſaß einen erhabenen lebhaften Geiſt mit einer bewundernswürdigen Beredſamkeit. Er hatte zu Cöln, Heidelberg und Prag ſtudirt. Im Jahr 1399 war er Magiſter der freien Künſte, bald auch Baccalaureus der Theologie geworden, und er ſcheint ſeinen Freund Huß an Gelehrſamkeit noch übertroffen zu haben. In den geiſtlichen Stand trat er niemals, vielmehr ſtand er als Ritter am Hofe des Königs Wenzel, den er oft in ſeiner Rüſtung beim Ausreiten begleitete; allein den Reformator machte er auf ſeine eigne Art eben ſo gern und verband ſich deßhalb genau mit Huß. Der Ruf des Hieronymus verbreitete ſich nach und nach ſo weit, daß ihn der König von Polen 1410 in ſein Reich kommen ließ, um die Univerſität Cracau einzurichten. Darauf wünſchte der König von Ungarn, Sigmund, Wenzels jüngerer Bruder, ihn zu hören. Er predigte auch vor ihm und vor vielen weltlichen und geiſtlichen Herren zu Ofen. Da er aber in ſeinen Vortrag große Lobeserhebungen Wiclef's miſchte, und von der Geiſtlichkeit deßwegen laut für einen Ketzer erklärt wurde, entwiſchte er zwar ihrer Verfolgung durch Hülfe des Königs, bei dem er ſich zu entſchuldigen wußte, ward aber doch auf ihren Betrieb von der Univerſität Wien gefangen geſetzt, bis die zu Prag ſeine Freiheit bewirkte.

Im Jahr 1403 wagte Huß den erſten Angriff auf einen der damaligen Päbſte, doch nicht ſowohl ſeinen eignen, als einen die Händel ſeines Landesherrn mit demſelben begleitenden. Bonifacius der Neunte hatte drei Jahre zuvor Wenzels Abſetzung von der Kaiſerwürde befördert. An ſeiner Statt war Ruprecht, Pfalzgraf am Rhein, auf den Thron gehoben worden. Dieſen wollte Sigmund, der König von Ungarn, der damals grade ſeinen Bruder Wenzel gefangen hielt, bekriegen. Um den König Sigmund daran zu verhindern, wiegelte der Pabſt nicht allein die ungariſchen Großen gegen ihren König auf, ſondern bewog auch den König von Neapel, Ladislaus, ſich nach Ungarn zu begeben, und ſich die Krone des Reichs aufſetzen zu laſſen. Sigmund beſprach ſich daher mit ſeinem gefangenen Bruder, und beide beſchloſſen, ſich dafür an dem Pabſte zu rächen. Wirklich ſchickte Sigmund Befehle an die Statthalter von Böhmen, daß keine Art von Abgaben an die päbſtliche Kammer entrichtet, noch Briefe und Verordnungen von dem Pabſte angenommen werden ſollten. Unter andern Theologen und Predigern zu Prag, welche dieſe Gelegenheit ergriffen, die Abläſſe und andere Mißbräuche des kirchlichen Oberhauptes öffentlich zu tadeln, that ſich Huß beſonders hervor. Allein im Jahre 1408 wurden nicht allein ſeine Widerſprüche gegen die Päbſte wichtiger, ſondern er verwickelte ſich auch in andere Streitigkeiten, die auf ſein übriges Leben großen Einfluß hatten.

Die Verwirrung, welche das große Schisma ſtiftete, war jetzt durch drei Päbſte, welche ſich einander die Regierung ſtreitig machten, auf das höchſte geſtiegen. Man kam daher endlich darin überein, daß die Kirchenverſammlung zu Piſa im

Digitized by Google

Jahr 1409 Einheit und Ordnung in der kirchlichen Verwaltung wieder herſtellen ſollte. Gregor der Zwölfte war bisher im deutſchen Reich, und alſo auch in Böhmen, anerkannt worden. Jetzt ſagte man ihm nach und nach den Gehorſam auf, und der freigewordene Wenzel befahl, daß Jeder, der den Verordnungen dieſes Pabſtes noch ferner nachkommen würde, gefangen genommen und vor den König gebracht werden ſollte. Huß, der bei dem König nicht wenig galt, war auch dabei vorzüglich geſchäftig; er rieth in ſeinen Predigten den Großen und dem Clerus, wie dem Volke, zum Beſten des Kirchenfriedens die Partei Gregors zu verlaſſen, und andere Lehrer der Univerſität mögen ihm darin beigeſtanden haben. Der Erzbiſchof Sbinko unterſtand ſich jedoch, dem königlichen Willen ungehorſam zu ſeyn. Er verbot allen Lehrern der Univerſität, welche die Partei der Cardinäle wider die zwei ſchismatiſchen Päbſte genommen hatten, und namentlich Huſſen, alle prieſterliche Handlungen in ſeinem Kirchenſprengel, weil ſie vom Gregorius abgefallen wären. Und doch mußte er ſelbſt bald darauf ſich dem Urtheil der Synode von Piſa wider dieſen Pabſt unterwerfen.

Huß und ſein Freund Hieronymus hatten mittlerweile eine Hauptveränderung auf der hohen Schule zu Prag bewirkt. Die Ausländer, beſonders die Deutſchen, denen die Schriften Wiclef's verhaßt waren, bisher aber eine willkürliche Oberherrſchaft an der Univerſität geübt hatten, wurden durch einen königlichen Befehl ihrer bisherigen drei Stimmen verluſtig, und erhielten an deren Statt nur Eine, unter dem Vorwand, die alten Rechte der böhmiſchen Nation zu behaupten. Die Folge davon war, daß die Deutſchen die Univerſität ſammt und ſonders verließen, und Huß, der Hauptveranlaſſer des königlichen Befehls, wurde nicht allein bei dieſen, ſondern auch bei vielen Prager Einwohnern, welche durch dieſe Auswanderung verloren, verhaßt. Sein gefährlichſter Feind wurde indeſſen der Erzbiſchof Sbinko. Huß hatte ſich an das Verbot deſſelben nicht gekehrt, und nicht nur wider den Pabſt Gregorius, ſondern auch wider die Clerker, welche ihm anhingen, ſehr freimüthig gepredigt. Der Prälat beklagte ſich darüber bei dem Könige, bekam aber zur Antwort: „So lange Magiſter Huß wider uns Laien predigte, habt Ihr Euch darüber gefreut; jetzt iſt die Reihe an Euch gekommen, Ihr mögt es alſo auch zufrieden ſeyn.“ Doch Sbinko verklagte bald darauf Huſſen bei dem neuen Pabſte Alexander dem Fünften, und bekam von ihm folgende Verordnung vom Dez. 1409: „Weil bisher ſo viele Leute in Böhmen und Mähren durch Wiclef's Irrthümer angeſteckt worden wären, ſo ſollte es künftig Niemanden daſelbſt erlaubt ſeyn, anderswo als in Cathedral-, Collegiat-, Pfarr- oder Kloſterkirchen zu predigen.“ Dies war eine offenbare Beziehung auf Huß, deſſen Kirche nur einer Capelle gleich geachtet wurde; auch ſollte Niemand ſich erkühnen, die erwähnten Irrthümer Wiclef's vorzutragen; dafür ſollte der Erzbiſchof mit Zuziehung von vier Lehrern der Theologie und zwei Doktoren des canoniſchen Rechts ſorgen; auch ſollte er ſich alle Bücher jenes Erzketzers ausliefern und Jeden, der ſeinem Irrglauben zugethan ſey, denſelben abſchwören laſſen; diejenigen aber, welche dagegen handeln würden, mit Gefängniß und anderen Strafen züchtigen.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Baden, 3. Auguſt.) Den Engländern, welche ſich hier aufhalten, bietet ſich gegenwärtig eine pikante Gelegenheit dar, ſich eines ihrer nationalen Vergnügen zu bereiten: von einem Hrn. von G. aus Karlsruhe wurde die Behauptung aufgeſtellt, er wolle den acht Stunden langen Weg von Baden nach Karlsruhe in einem Zeitraum von vierundzwanzig Stunden hin und her gehen, hin und her reiten und hin und her fahren, in dieſer Weiſe alſo eine Wegſtrecke von 48 Stunden in der Hälfte der Zeit zurücklegen. Ein Badegaſt hielt dies für unmöglich und wettete ſogleich 500 fl., daß Hr. v. G. dies nicht auszuführen im Stande ſey. Die Sache wurde bald bekannt, und nun jagt eine hohe Wette die andere, und es ſind darauf bereits Wetten bis zu dem Betrage von 10,000 fl. gemacht worden.

(Berlin.) Es ſind hier kürzlich zwei neue höchſt elegante Gaſthöfe eingerichtet worden, die beide unter den Linden liegen. Der eine heißt Meinhard's Hotel, und liegt an der Ecke der Charlottenſtraße, der andere heißt Hotel du Nord, und liegt dicht neben dem Palais des Grafen von Naſſau, das wieder unmittelbar an das Palais des Prinzen von Preußen ſtößt. Beide Hotels ſind ſehr großartig (Meinhard's Hotel hat nach den Linden zu 7 Fenſter, nach der Charlottenſtraße zu 15 Fenſter Fronte) und zeichnen ſich durch Eleganz der Dienerſchaft und der Zimmer aus, ſo daß ſie unſtreitig faſt alle übrigen Gaſthöfe Berlins übertreffen.

Briefe aus London melden, daß Verſuche, die mit einem Modelle der Henſon'ſchen Luftmaſchine in der Gallerie Adelaide angeſtellt worden, höchſt unbefriedigend ausgefallen ſind. So oft die Maſchine von der abhängigen Fläche losgelaſſen wurde, fiel ſie, ſtatt zu fliegen, auf den Boden nieder. Henſon und ſeine Freunde geben darum den Muth nicht auf, ſie behaupten, die Schuld liege an der Dampfmaſchine, und die Luftmaſchine werde nicht nur fliegen, ſondern auch 16 geographiſche Meilen in der Stunde machen. Einſtweilen wollen wir doch noch bei den Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen bleiben, für das Herabfallen giebt es noch keine Aſſekuranz.

(Von der Oder, 13. Aug.) Die erſt vor kurzem errichtete Schützengilde zu Freienwalde a. d. O. war in der vergangenen Woche leider die unſchuldige Veranlaſſung zu einem recht traurigen Ereigniſſe. Mehrere von einem Scheibenſchießen heimkehrende Schützenbrüder feuern aus Vorſicht noch ihre geladenen Büchſen ab, ehe ſie in die Stadt gehen. Einer derſelben, ein Schornſteinfegermeiſter, iſt der Meinung, daß auch ſein Schuß losgegangen ſey, während jedoch nur ſein Zündhütchen abgebrannt iſt, und hängt zu Hauſe die Büchſe ruhig an den Nagel. Seine Frau hat nach einigen Stunden ein Kind ihrer Tochter ſpielend auf dem Schooße ſitzen, und ſein erwachſener Sohn, der bereits in der Armee gedient hat, und auch zum nächſten Manövre beordert iſt, nimmt, ohne dieſelbe erſt zu unterſuchen, die Büchſe, richtet ſie auf das Kind, von dem er viel hielt, und drückt zur Freude deſſelben mehrere Male den Hahn ab. Plötzlich geht aber der Schuß los, die gutgerichtete Kugel durchbohrt das arme Weſen von vorn nach hinten und zerſchmettert der Großmutter deſſelben noch zwe

Digitized by Google

Finger der Hand, womit ſie es feſthielt. Der Thäter iſt, dem Vernehmen nach, ſogleich feſtgenommen. — Wie ſehr wäre es doch zu wünſchen, daß alle diejenigen, welche ſich in eine Schützengilde aufnehmen laſſen, ſich recht genau mit der Behandlung der Büchſe, dieſer mörderiſchen, gefährlichen Waffe, bekannt machen möchten! Leider findet man aber gerade hierin häufig die größte Unerfahrenheit. Möge dies ſchreckliche Beiſpiel in dieſer Beziehung gute Früchte tragen!

(Panorama von Kreuznach und ſeinen nächſten Umgebungen. Mit acht Randbildern. Nach der Natur gezeichnet, in Stahl geſtochen und herausgegeben von P. Borniger. Mit Text von J. H. Ludewig. Nebſt einem Plane der Stadt. Frankfurt am Main. Im Verlage des Herausgebers, E, Nro. 28). Gegenwärtig, wo Kreuznach's Heilquellen in Folge ihrer Einwirkung auf das Haut-, Lymph- und Drüſenſyſtem als das wohlthätigſte und ausgezeichnetſte Arzneimittel von den renommirteſten Aerzten, ſelbſt des Auslandes, anerkannt und von vielen Gäſten von nah und fern beſucht ſind, war die Herausgabe dieſes Panorama's in der That zeitgemäß, und wir zweifeln nicht, daß bei dem billigen Preiſe von 1 Thlr. preuß. daſſelbe zahlreiche Abnehmer finden werde; beſonders da der Stich der Platte recht ſorgfältig ausgeführt und eine richtige Vertheilung von Licht und Schatten beobachtet iſt, welche einen ſchönen Effekt hervorbringt. Die 8 Randbilder deſſelben ſtellen Gebäude und Anſichten aus der Stadt und Umgegend dar und ſind in ſo großer Form gegeben, wie man ſie bei ähnlichen Gegenſtänden nicht findet. — Der dazu gehörige Text umfaßt: 1) Geſchichtliche Ueberſicht; 2) Lage und Beſchreibung der Stadt und 3) Kreuznachs nächſte Umgebungen. Der erſte Theil baſirt auf den vorzüglichſten Quellen, während die letzteren großentheils das Ergebniß eigener Anſchauung und daher in lebendigen Farben gehalten ſind.

(Holzpflaſter.) In mehreren Städten hat man mit Holzpflaſter den Anfang gemacht und gibt dieſem den Vorzug vor Steinen. Wenn man auch in Bezug auf Elaſticität dieſer Anſicht beitritt, ſo entſteht doch die Frage: Kann ein ſolches Pflaſter bei einer ausbrechenden Feuersbrunſt nicht gefährlich, nicht unheilbringend für den betreffenden Ort werden? Bei gewöhnlichen kleinen Bränden mag eine ſofortige Entzündung des Pflaſters nicht eintreten; allein bei einem großen Brand in trockener Jahreszeit ſteigt die Gefahr, und leicht könnte die Paſſage einer ſolchen Straße unmöglich und das Feuer dadurch weiter verbreitet werden. Ohne dieſen Gegenſtand hier weiter beſprechen zu wollen, macht man die Techniker blos auf mögliche Gefahr aufmerkſam.

In Breſt iſt auf dem Schiffe „Zampa" vorige Woche ein vollſtändiges Theater nebſt einer Opern- und Vaudeville-Geſellſchaft, unter der Direktion der Herren Flasquart und Maſſy, nach den Marqueſasinſeln eingeſchifft worden.

Korreſpondenz.

Gießen, 13. Auguſt.

Geſtern Abend feierten die Eleven des chemiſchen Laboratoriums der Ludwigs-Univerſität hier im Rappen das ſogenannte chemiſche Eſſen, welches am Schluſſe eines jeden Semeſters wiederkehrt und welches der geehrteſte Profeſſor Dr. Juſtus Liebig durch ſeine Gegenwart verſchönert. Andere Ehrengäſte waren: Prof. Dr. Buff, Dr. Buchner aus München, Dr. Müller, Dr. Zaminer. Letzterer vertheidigte geſtern ruhmvoll ſeine Theſen. — Es ſchien beim Anfange dieſer ſo fröhlichen Zuſammenkunft, daß die jungen Chemiker zu ſehr mit dem Gedanken der nahe bevorſtehenden Trennung Ihres vielgeliebten Lehrers beſchäftigt waren. Derſelbe wird ſich bald zu der Univerſitäts-Feſtlichkeit nach Erlangen und dann auf die Gelehrten-Geſellſchaft nach Grätz begeben. Wer das Glück hatte, unter der Leitung des Hrn. Prof. Liebig ſich auszubilden, fühlt, wie ſchmerzhaft der Gedanke iſt, von ihm, wenn auch nur auf einige Zeit, aus dem Kreiſe des Wirkens geſchieden zu ſeyn. Mithin war das Gepräge der feierlichen Stille, welches anfangs alle Feſtgenoſſen theilten, wohl gegründet, und nur konnte eine ſchöne Rede, welche der Chemiker Hr. Stähelin zum Lobe des Hrn. Prof. ausſprach, vereinigt mit einem kräftigen Toaſt, auf eine fröhlichere Stimmung wirken. Dr. Liebig erwiederte in rührenden Ausdrücken, ſprach ſein Leidweſen über die Trennung von ſeinen zahlreichen Schülern aus und bemerkte ſchließend, daß die Wiſſenſchaft, welche die jungen Chemiker aus allen Gegenden hier vereinigte, ein feſtes Band ſey, auch in der Ferne innig aneinander zu halten. Durch dieſe kräftige Rede wurde die freudigſte Stimmung herbeigeführt, und es erfolgte ein ſchöner Geſang, angeſtimmt von einigen Feſtgenoſſen. Hr. Sacc brachte dem Prof Buff ein Lebewohl, und ſo folgte nun ein Toaſt dem andern. Hr. Bichon erwähnte in wenigen Worten das rühmliche Wirken des Aſſiſtenten Dr. Remigius Freſenius; dieſer erwiederte dankend und brachte ſpäter ein Lebewohl dem Ehrengaſte Dr. Buchner jun., welcher mit ſeinem Vater vereint die Vortheile der Chemie mit der Pharmacie vermählt hat. Dr. Liebig verglich die Chemie mit der Freimaurerei und erwähnte das Wirken der deutſchen und fremden Chemiker, worauf Dr. Sobero in franzöſiſcher Sprache antwortete und namentlich den Prof. Pelouze als Freund des Prof. Liebig ruhmvoll erwähnte. Dr. Peyronne dankte in italieniſcher und Dr. Blyth in engliſcher Sprache. Dr. v. Babo ließ dem Verdienſte des Dr. Müller, welcher durch emſiges Wirken die gediegenen Werke der auswärtigen Gelehrten einheimiſch zu machen ſtrebt, Gerechtigkeit widerfahren. Dr. Rochleder gedachte des abweſenden Aſſiſtenten Dr. Will, Hr. Merz hielt eine Rede voll Humor und Hr. Heß drückte ſich im poetiſchen Gewande aus. Nach 10 Uhr ließ der Profeſſor den Ehrenpokal circuliren und zog ſich ſpäter, ſo wie die andern Ehrengäſte, unbemerkt zurück; die jungen Chemiker beharrten aber beim fröhlichen Geſange bis nach Mitternacht.

G. W. B......

Auflöſung der Charade in Nro. 227.

Todtengräber.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 19. Auguſt. (Zum Erſtenmale wiederholt): Ein Geheimniß, Schauſpiel in 3 Abth., aus dem Franzöſiſchen von Kettel. Hierauf folgt: Die Schwäbin, Luſtſpiel in 1 Act von Caſtelli.

Montag, 21. Auguſt. (Zum Vortheil des Hrn. Burda, neu einſtudirt): Die Jüdin, große Oper in 5 Abth., Muſik von Halevy. (Letzte Gaſtrolle) Eleazar: Hr. Burda, vom Stadttheater zu Hamburg. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 229. Sonntag, den 20. Auguſt 1843.

Main-Sagen.

7. Aldeberata von Banz.

Aldeberata hört mit Schrecken:
„Ein Dienſtmann hat dein Kind geraubt,
„Sieh' jenſeits ſich den Renner ſtrecken,
„Der fort das Paar trägt, wild umſtaubt!“
Die Gräſin ſchauet nach dem Orte,
Erſt ſieht ſie ſchweigend auf den Graus,
Dann aber bricht in dieſe Worte
Voll grimmen Zorn's die Herrin aus:

„Ein Dienſtmann, der, wie ſein Geſchlechte,
„Leibeigen mir, ſucht zu entflieh'n,
„Dem Teufel tret' ich meine Rechte
„Hier ab — der Teufel hole ihn!“
Den Handſchuh wirft ſie hin zur Stunde,
Weg rollt er auf der Diele Bord
— Und eine Klau' greift aus dem Grunde
Und nimmt der Gräſin Handſchuh fort.

8. Die Wahrzeichen von Schweinfurt.

Bruder Danziger, Bruder Danziger,
Wie fällt mir's Suchen ſchwer!
Ich ſuche Schweinfurt's Wahrzeichen
Und find' ſie nimmermehr!
Die Herberg' fand ich doch ſogleich,
Die Zeichen ſuch' ich ſchon
Zwei Tag — es geht mit ihnen mir
Wie mit der Condition.

„Bruder Hamburger, Bruder Hamburger,
„Du ſuchſt nicht recht genau,
„Am abgebroch'nen Mühlenthor
„Prangt' einſt, vor Alter grau,
„Ein Vogel, glich 'nem Adler ſehr,
„Doch ſollt's 'ne Eule ſeyn:
„Das iſt das erſte Wahrzeichen
„Von Schweinfurt an dem Main!“

Bruder Danziger, Bruder Danziger!
Ich danke dir gar ſehr —
Doch ſolch' ein Ding zu finden iſt
Bei'm leid'gen Satan ſchwer!
Das and're Zeichen aber? ſprich! —
„Du ſiehſt's bei'm Rathhaus d'rein:
„Es ſtellt ein frommes Lämmlein dar,
„Doch gleicht es einem Schwein!“

Bruder Danziger, Bruder Danziger,
Gibt's ſonſt kein Zeichen mehr?
„S gibt noch ein drittes, Bruderherz,
„Und das gefällt mir ſehr!
„Du führeſt jetzt auf die Herberg' mich
„Und zahlſt mir 'ne Maß Wein:
„Das iſt das dritte Wahrzeichen
„Von Schweinfurt an dem Main!“

Die Seeräuber der Balcaren.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn

(Fortſetzung.)

Mormoran bemerkte nicht, daß jetzt Kähne hinter der Inſel hervor kamen, beſetzt von Rittern, welche mit Netzen die Bewohner der kalten und ſtillen Tiefe zu haſchen ſtrebten. Als ſie Gui's anſichtig wurden, ruderte ein Kahn gegen den ſeinen hervor. In der Mitte des Kahnes ſtand ein Mann von faſt rieſenhaften Verhältniſſen. Wenn auch lange, ſchneeweiße Locken den Kopf des Ritters umwallten, ſo leuchtete doch aus ſeinen Zügen eine faſt jugendliche Munterkeit, und die friſche Farbe, die Röthe ſeiner Wangen wollte das Haar Lügen ſtrafen. Er hatte nicht ſobald die Zither geſehen und an der ganzen Erſcheinung den Troubadour erkannt, als er ihn anrief:

„Legt bei, edler Sänger; denn an Gineſta zieht man nicht ſo ſtille und ſchnell vorbei. Seyd uns hochwillkommen am Ebro!“

Der Jüngling grüßte leicht den Greis, der mittlerweile ganz nahe zu ſeinem Kahne gekommen war, und ſagte:

„Nennt mir Euren Namen, Herr, daß ich wiſſe, wem ich die freundliche Anrede zu danken habe!“

Digitized by Google

„Ich heiße Suniar de Gineſta,“ ſprach darauf Jener, und fuhr fort: „Seyd mein Gaſt, ſo lange es Euch in Gineſta gefällt; doch ſchlagt mir die Bitte nicht ab!“

„Wer könnte da widerſtehen?“ ſprach mit leichter Courtoiſie der Provenzale, warf ſeinem Schiffer ein Goldſtück zu, wünſchte ihm den Schutz der Heiligen, und ſprang in Suniar's Kahn, der ſich an die Seite des ſeinigen gelegt hatte.

Fröhlich ruderten nun die Bootsleute den übrigen Kähnen zu, und Gui wurde den Rittern vorgeſtellt. Er ſelbſt nahm Theil an der Fiſcherei, die er wohl verſtand, da ſein väterliches Schloß ſich in den Fluthen des Meeres ſpiegelte. Und als nun die letzten Strahlen der Abendſonne die Spitzen der Berge und die Zinnen des Schloſſes von Gineſta vergoldeten, legten die Kähne am Ufer an, und die fröhliche Sippe zog unter Geſang und Zitherſpiel dem Schloſſe zu.

Das Saitenſpiel, damals eben noch ſo häufig nicht, als es gerne gehört wurde, zog die Damen in die Halle, in welche jetzt die Ritter traten.

Suniar de Gineſta ſtellte ſeinen neuen Gaſt als einen Gefangenen vor, den er durch ſeine Tapferkeit mitten im Ebro errungen, und empfahl den Damen, ihn mit Roſenketten alſo zu feſſeln, daß er nicht entwiſchen könne.

So war denn Mormoran eingeführt in die Mitte der Edeln Cataloniens, deren ausgezeichnetſte allerdings hier verſammelt waren. Er ſah ſich von einem Wohlwollen umgeben, wie er es kaum irgendwo gefunden, und im Schoße einer Gaſtfreundſchaft, die ihn ſchnell vergeſſen ließ, daß es nicht die Ufer der Garonne, ſondern die des Ebro ſeyen, wo er weile.

In des reichen und mächtigen Suniar's Schloſſe war eine ſich ſtets wiederholende Ebbe und Fluth von Gehenden und Kommenden, und das Leben gewann einen ſo heitern Anſtrich, als ſey es ohne alle Leiden und Trübſale. In dieſem Strudel geſelliger Freude und ritterlicher Spiele und Unterhaltungen ſchwamm der Sänger ſorglos und heiter dahin, und erhöhte ſie durch ſeine Lieder und Weiſen. Seit er aber in Gineſta war, hatten ſeine Lieder einen beſtimmten Inhalt gewonnen, ſeine Weiſen einen weichen, ſchwärmeriſchen Ausdruck, ſeine Begeiſterung eine tiefere Gluth, ſein Gefühl einen höhern Schwung. Und was konnte das anders bewirken, als das wunderbare Etwas, welches hebt, begeiſtert, beſeligt, aber auch beugen, troſtlos und elend machen kann, die Liebe? —

Unter den Damen in Gineſta glänzte Eine hervor, wie die Sonne, die erhellt, erwärmt, belebt, beglückt. Es war die Tochter des mächtigen Burgherrn: Esmeralda de Gineſta.

Sechzehn Mal ſchon war ihr Wiegenfeſt wiedergekehrt, und ſtets hatte es ſie liebreizender gefunden. Wenn auch Blond an den Ufern des Ebro nicht zu den Seltenheiten gehörte, ſo war doch das Blond ihres ſeidenweichen und ſeidenglänzenden Haares von ſolcher Schönheit und Fülle, daß man umſonſt nach ſeines Gleichen würde geſucht haben. War auch eine edle, ſtolze, zartgeformte und doch wonnig gerundete Geſtalt, ſchlank wie eine Tanne, am Ebro nicht unerhört, ſo mochte doch weder unter den Damen der Ritterſchaft, noch im Volke eine ſolche königliche Geſtalt gefunden werden, als die Esmeralda's. Sah man wohl hin und wieder eine Haut ſo weich wie Sammt aus Venedig, und ſo weiß wie der Schnee der Gebirge, den die Frühſonne mit einem leiſen Roth überhaucht, ſo geſtanden doch ſelbſt Frauen und Jungfrauen Esmeralda in ſelbſtvergeſſender Gerechtigkeit den Preis zu. Und das Blau ihrer Augen verglich Mormoran nur mit der Bläue des Himmels, das Weiß ihrer Zähne mit Elfenbein, und die Röthe der Lippen mit der ſchwellenden Kirſche.

Wer wollte noch fragen, warum in Gineſta ſtets ein Schwarm junger und älterer Ritter zu finden war? Und wenn man vernahm, daß Esmeralda alle dieſe Reize nicht ein Mal zu kennen ſchien, die Milde, Demuth, Sanftheit und Freundlichkeit ſelber war, ſo iſt es begreiflich, daß ſelbſt die Edeldamen in Liebe ihr zugethan blieben und gerne in Gineſta weilten.

Konnte bei dem Reichthume ſolcher Schönheit es Wunder nehmen, daß das leicht entzündliche Herz Mormoran's in lichten Flammen loderte? daß ſeine Lieder nur Esmeralda's Reize prieſen, nur Liebe athmeten, nur Huldigungen darbrachten, und nur darauf berechnet waren, ihr Herz zu rühren und es dem Sänger zuzuwenden? —

Armer Gui! Deine Liebe blieb unerwiedert. Du trugſt das Loos Aller; denn Keiner war bis jetzt im Stande geweſen, der Jungfrau Intereſſe einzuflößen, zu geſchweigen, daß ſie Einen geliebt hätte.

Und doch war es nicht Gefühlloſigkeit von Seiten Esmeralda's, ſondern nur der Umſtand, daß es bis jetzt Keinem hatte gelingen wollen, ihr zu gefallen. Viele zogen, am Herzen wund und krank, von dannen; Mormoran glich dem Schmetterling der Motte, die am Abend, gelockt von der Kerze Schein, um ſie ſchwirrt in engern und weitern Kreiſen, bis die Flügel verbrannt ſind. — Er konnte nicht weg von Gineſta, obwohl er ſah, daß Esmeralda kalt blieb. Er mußte willenlos bleiben und ſchauen und lieben — und der Pfeil drückte ſich ſtündlich tiefer in ſein Herz. Wenn auch wohl der Gedanke in ihm aufkam, die ſchöne, reine Zauberin zu fliehen, ſo fühlte er ſich willenlos feſtgehalten, gebannt in dem Kreiſe, deſſen Mittelpunkt ſie war. Ihr freundliches Lächeln beſeligte ihn; ein Wort von ihr reichte hin, ihn völlig zu bezaubern.

So waren bereits Monate vergangen, und der Sänger noch in Gineſta; ja, der Gedanke, es verlaſſen zu müſſen, würde wie ein Maifroſt in die Blüthen ſeines Gemüths gefallen ſeyn. Und er kam dennoch, der Ruf der Trennung von ihr.

Eines Tages, als die Geſellſchaft in Gineſta bei'm reichen Mahle ſaß, meldete der Thorwart die Ankunft des Herolds des Grafen von Barcelona, der Suniar's Lehnsherr war. Bald darauf trat er ſelbſt ein, entbot den Gruß des Grafen Raimund Berengar des Zweiten dieſes Namens, von Barcelona, und berichtete, daß ein mächtiges Geſchwader der Seeräuber von Mallorka die Küſte bedrohe. Er entbot die Ritterſchaft ſeines Landes und ſeines Lehenhofs, daß ſie mit ihren Mannen die Küſte deckte, auf daß nicht eine Landung ſtatt finde, oder die Mauren das Land offen fänden, um Beute und Menſchen hinwegzuſchleppen, und ſo dem Einzelnen und Allen zu Schaden und Elend zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

J o h a n n H u ß.

(Hiſtoriſche Skizze von S. M.)

(Fortſetzung.)

Sbinko ließ, dieſem Auftrage zu Folge, Huß zu ſich kommen, verwies ihm ſeine Anhänglichkeit an Wiclef's Lehrſätze, und warnte ihn vor fernerer Ausbreitung derſelben. Huß verſprach, daß er Alles beſſern wolle, was er unvorſätzlich wider das Chriſtenthum vorgebracht haben möchte. Der Erzbiſchof befahl nunmehr, daß ihm Jedermann Wiclef's Schriften einhändigen ſollte. Man gehorchte größtentheils; ſelbſt Huß that es, jedoch mit der Bitte, ihm die darin enthaltenen Irrthümer anzuzeigen, weil er ſie alsdann ebenfalls verwerfen wolle. Allein die ſechs Beiſtände, welche der Pabſt dem Erzbiſchof zugeordnet hatte, fanden es bequemer, anſtatt erſt zu unterſuchen, wo ſich Irrthümer befänden, die Bücher ſelbſt ohne alle Umſtände zum Feuer zu verurtheilen. Dawider regte ſich ſogleich die Univerſität; ſie faßte im Junius 1410 den Beſchluß, daß ſie in das Verbrennen jener Bücher nicht willige, vielmehr den König bitten wolle, daſſelbe zu verhindern, damit nicht ihm, dem Reich und der hohen Schule dadurch Verlegenheit zugezogen würde. Der König verſprach es; der Erzbiſchof aber ließ die gedachte Verurtheilung in einer Verſammlung von Geiſtlichen wiederholen, unterſagte auch alles Predigen in Privatkirchen bei Strafe des Kirchenbannes. Gegen dieſes Verbot ſetzte ſich Huß, beſonders aus dem Grund, weil die Capelle Bethlehem ausdrücklich zur Predigt des göttlichen Wortes geſtiftet worden ſey. Er appellirte alſo, wie er ſelbſt erzählt, von der päbſtlichen Verordnung an den beſſer zu unterrichtenden Pabſt, und fuhr fort zu predigen. Der König hatte unterdeſſen den Erzbiſchof befragen laſſen, ob er wirklich die Bücher Wiclef's in's Feuer werfen wolle? und die Antwort erhalten, daß dieſes ohne ſeine Einwilligung nicht geſchehen würde. Gleichwohl ließ Sbinko im Monat Juli über zweihundert Bände jener Schriften in ſeinem verſperrten Palaſte, den er mit Bewaffneten beſetzt hatte, verbrennen. Darüber wurde der König und der ganze Hof, auch ein großer Theil der Einwohner von Prag, ſehr erbittert, und unter dem geringen Volk wurden an eben demſelben Tage einige Mordthaten verübt. Man ſang Gaſſenlieder auf den Erzbiſchof, worin man unter Anderm ſagte, er habe Bücher verbrannt, ohne zu wiſſen, was darin ſtünde. Huß predigte an einem der nächſten Sonntage, daß Sbinko durch dieſes Verbrennen keine Sünden aus den Herzen der Menſchen geriſſen, wohl aber viele Sprüche und Sätze, welche große Wahrheiten und vortreffliche Sittenlehren enthielten, vertilgt, und unter dem Volke Aufruhr, Verläumdungen und Haß vermehrt, auch Mordthaten verurſacht; daß er überdieß den allerchriſtlichſten König von Böhmen im Auslande in einen übeln Verdacht gebracht. Der König verbot nun zwar die Spottlieder auf den Erzbiſchof, beklagte ſich aber auch in einem Schreiben an den neuen Pabſt Johann den Dreiundzwanzigſten über den Ungeſtüm deſſelben, und bat ihn, denſelben zu hemmen. Auch hatte die Uebereilung dieſes Prälaten noch eine andere ſchlimme Folge. Die ehemaligen Beſitzer der von ihm verbrannten Handſchriften, welche ſehr ſchön geſchrieben, mit goldenen Beſchlägen geſchmückt und koſtbar gebunden waren, baten den König um Erlaubniß, und erhielten ſie auch, einen Erſatz dafür von dem Erzbiſchof verlangen zu dürfen. Als er ihnen denſelben abſchlug, befahl der König zwei Edelleuten und dem Altſtädter Rathe, den Betrag davon den Aebten, Domherren und andern Geiſtlichen, welche dem Prälaten zum Verbrennen der Bücher gerathen hatten, abzufordern. Sie weigerten ſich deſſen, erlitten aber dafür viele Gewaltthätigkeiten. An dieſen hatte auch Hieronymus von Prag ſeinen Antheil. Er ließ drei Carmelitermönche, die wider Wiclef gepredigt hatten, gefangen ſetzen, und einen derſelben in die Moldau werfen, wo er hätte ertrinken müſſen, wäre ihm nicht ein Ritter zu Hülfe gekommen. Huſſen ward noch außerdem von ſeinen Feinden als Schuld beigemeſſen, daß er Handwerker, welche die von ihm ins Böhmiſche überſetzte Bibel laſen, angeſtiftet habe, mit Prieſtern öffentlich zu diſputiren; ja daß ſogar Frauen auf ſeinen Antrieb ſich nicht entblödet hätten, mit denſelben aus der heiligen Schrift zu ſtreiten; eine derſelben aber ſogar ein Buch geſchrieben habe, worin ſie behauptet, es gäbe in allen Ständen keinen Einzigen, der das Wort Gottes ſo kräftig predigen könne, wie Huß und ſeine Freunde.

An ſeinen Einkünften ſolchergeſtalt angegriffen, und auch ſonſt von Huß nicht geſchont, verklagte ihn jetzt der Clerus bei dem Pabſte als einen Prediger von Ketzereien. Der Cardinal Colonna bekam die Vollmacht, dieſe Sache zu unterſuchen, und forderte ihn deßhalb nach Rom. Allein König Wenzel, der ihn ſchätzte und liebte, der von ihm mit einer Anſpielung auf die Bedeutung ſeines böhmiſchen Namens Hus zu ſagen pflegte, er ſei eine G a n s, welche goldne Eier lege, wollte ihn keineswegs unterdrückt wiſſen. Er und die Königin, nebſt dem Adel und der Univerſität Prag, ſchickten eine Geſandtſchaft nach Rom, um den Pabſt zu bitten, daß dieſe Vorladung zurückgenommen werden möchte. Man fürchte, ſagte man, daß Huß unterwegs von ſeinen Feinden gemißhandelt werden dürfte; ihre Anklage ſey ohnedem falſch. Zugleich wurde der Pabſt erſucht, Böhmen nicht in den Ruf der Ketzerei gerathen zu laſſen, und einen Legaten dahin zu ſenden, der ſich ſelbſt davon überzeugen könne. Huß ſchickte ebenfalls Abgeordnete nach Rom, welche ihn vertheidigen ſollten, dieſe wurden jedoch gefangen geſetzt; ihn ſelbſt erklärte man für einen Ketzer, excommunicirte ihn nebſt ſeinen Freunden, verbot ihm das Predigen und belegte jeden Ort ſeines Aufenthalts mit dem Interdikte. Doch Huß appellirte dawider an eine Kirchenverſammlung, und durch den Schutz des Königs blieb jenes Urtheil unkräftig. Wenzel ſuchte vielmehr die Händel des Erzbiſchofs mit der Univerſität wegen der verbrannten Bücher, und beſonders mit Huß, deſſen Appellation mehrere angeſehene Lehrer beigetreten waren, glimpflich beizulegen. Es gelang ihm. Beide Theile erklärten ſich, daß ſie ihn und ſeine Räthe zu Schiedsrichtern annehmen wollten; er ernannte dazu den Kurfürſten von Sachſen, Rudolph, Biſchöfe und andere große Herren, und dieſe thaten gar bald den Ausſpruch: daß ſich der Erzbiſchof vor dem Könige demüthigen, an den Pabſt aber berichten ſolle, es gäbe in Böhmen keine Ketzereien; doch ſollte ſeinerſeits auch der König gehalten ſeyn, durch geiſtliche und weltliche Räthe Unterſuchungen darüber anſtellen zu laſſen, und die vielleicht vorhandenen durch Strafen zu vernichten; der Erzbiſchof ſollte ferner vom Pabſte die Aufhebung des Bannes gegen die damit Getroffenen begehren, und Alles ſollte wieder in die alte Verfaſſung hergeſtellt werden. Sbinko unterwarf ſich dieſem Ausſpruch, erklärte feierlich, daß er von keiner Ketzerei in Böhmen etwas wiſſe, ſöhnte ſich mit Huß und der Univerſität völlig aus, und ver-

Digitized by Google

ſprach auch, alle übrigen Bedingungen zu erfüllen; ſtarb aber eher, als er ſolches leiſten konnte.

Im Jahr 1411 legte Huß ſein Glaubensbekenntniß vor der Univerſität ab, welches bewies, daß er ſich vom Lehrbegriff ſeiner Kirche nicht entferne; überhaupt war er mehr ein Reformator des Clerus und der Sitten, als des Glaubens; in dieſer letztern Rückſicht war Wiclef ſchon etwas weiter vorangegangen. Allein in demjenigen, was den eigentlichen Wiederherſteller des reinen Chriſtenthums bilden und leiten mußte, ſtimmten beide völlig überein. Huß verwarf, wie jener, die päbſtlichen und überhaupt alle menſchlichen Vorſchriften in Glaubensangelegenheiten; die Schrift allein ſollte bei denſelben die Hauptführerin ſeyn; Alles, was ihr widerſprach, aufgehoben, auch der Vernunft ihr Recht in ſolchen Prüfungen nicht abgeſprochen werden. Vergleicht man damit die Schriften, welche Huß um dieſe Zeit aufſetzte, ſo ſieht man wohl, daß er der Meinung war, mit ſeiner Rechtgläubigkeit auch ſolche freimüthige Geſinnungen vereinigen zu können. So behauptete er in einer ſeiner Abhandlungen, daß man die Schriften der Ketzer leſen, aber nicht verbrennen müſſe, wenn etwas Wahres ſich darin finde; am allerwenigſten könne er die Verbrennung der Bücher Wiclef's billigen; er werde auch künftig die darin enthaltenen Wahrheiten, ohne Furcht vor dem Tode, frei bekennen.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Nächſten Dienſtag, den 22. d. M., wird Hr. Herrmann Leon, erſter Baſſiſt der königlichen Oper in Brüſſel, im Saale des Weidenbuſch, ein Conzert veranſtalten, unter Mitwirkung der ausgezeichneten, den hieſigen Geſangsfreunden bereits bekannten Mad. Duflot-Maillard, und der geſchätzten Virtuoſen, der Herren Eliaſon und E. Roſenhain. Das Programm bietet Intereſſantes. Am 20. d. M. werden Hr. Leon und Mad. Duflot-Maillard auf vielſeitiges Verlangen in Bad Homburg ihr zweites Conzert geben, nachdem das erſte, mit welchem der neue Prinzenſaal am 16. d. M. eröffnet worden, eine höchſt beifällige Aufnahme gefunden und den Talenten der genannten Virtuoſen lebhafte Anerkennung gewonnen hat. Der neue Prinzenſaal in Homburg iſt mit eben ſo viel Eleganz als im modernſten Geſchmack ausgeſtattet, und ganz geeignet für geſellige Reunionen der feinen und vornehmen Welt.

(Koblenz.) Unter dem Titel: „Stachel- und Honigblättchen" ſagt die „Rhein- und Moſelzeitung" unter Anderm: „In Oeſterreich werden die Poſtabgaben der Zeitungen auf ein vernünftiges Maß herabgeſetzt. Es iſt wunderbar, daß die ſüddeutſchen konſtitutionellen Länder, deren Zeitungen — wenige bayeriſche ausgenommen — alle ſo erbärmlich ſind, von Oeſterreich dieſe Liberalität lernen müſſen, das ſonſt für keinen Zeitungsfreund galt. Das iſt das Gute in Deutſchland, daß jedes Land ſich doch in Etwas auszeichnen muß, und jedes andere dann mehr oder weniger hinter dieſem Guten noch zurückbleiben kann. Die Poſt iſt eine wahre Sportelfreſſerin der Zeitungen. Unſere Poſten ſind keine Briefpoſten, ſondern Sportelpoſten. Sie zehren von den Gedanken; ſie hindern die Gedanken. Und wenn man fragt: warum? ſo heißt's, weil die Fahrpoſt zu wenig eintrage. Als ob mein Gedanke im Brief das wohlfeilere Fahren der Badegäſte bezahlen müßte."

Korreſpondenz.

Köln, 17. Auguſt.

Unſer umſichtiger Theaterdirektor Spielberger hat es trotz äußerſt ungünſtiger öconomiſcher Verhältniſſe möglich zu machen gewußt, unſerer Stadt, die früher blos im Winter ein Theater beſaß, nun ſchon ſeit drei Jahren eine ſtehende Bühne zu erhalten, und wenn er ſich auch durch den Drang der Umſtände genöthigt ſah, das Schauſpielperſonal für dieſen Sommer zu entlaſſen, ſo ſteht doch unſere Oper anerkanntermaßen ſo trefflich ausgeſtattet da, daß ſie manchem Hoftheater getroſt die Spitze bieten kann. Um ſo mehr müſſen wir beklagen, daß unſer ausgezeichneter erſter Tenoriſt, Hr. Schunk, deſſen nun ſchon mehrjährigem Wirken die Oper einen großen Theil ihres Aufſchwungs zu danken hatte, gegen Ende dieſes Monats uns verlaſſen wird, um ein Engagement auf fünf Jahre an der Wiesbadener Bühne anzutreten. Hr. Schunk hat ſich hier als Künſtler und als Menſch ſo allgemeine, ſo achtungsvolle Anerkennung erworben, daß es keine bloße Redensart iſt, wenn ich ſage, daß ſein nahes Scheiden von allen Theaterfreunden innigſt bedauert wird. Dieſes Bedauern iſt um ſo aufrichtiger, da ſich die begründete Beſorgniß hinzu geſellt, daß es Hrn. Spielberger auch beim eifrigſten Bemühen nicht gelingen werde, uns den Verluſt vollkommen zu erſetzen. Die Zahl der guten Tenoriſten nimmt zuſehends ab und eine ohne alle Unterſtützung und Zuſchüſſe befindliche Provinzialbühne, wie die unſrige, darf kaum auf einen der wenigen Rechnung machen; begreiflich alſo, daß wir an völlige Erſetzung Schunk's faſt nicht zu glauben wagen, da er nicht blos den guten, ſondern unſtreitig, was uns die Vergleichung mit berühmten hier gaſtirenden Tenoriſten, wie Schmeyer, Erl ꝛc. überzeugend belehrt hat, den vorzüglichſten jetzigen Tenoren zugezählt werden muß. Sämmtliche Requiſiten eines Geſangkünſtlers erſten Ranges — eine metall- und umfangreiche Stimme, ein in den älteren und neueſten, in ernſten und komiſchen Opern gleich gediegener und anſprechender Vortrag bei größter muſikaliſcher Sicherheit, endlich ein gerundetes, lebendiges, allen Situationen geſchickt ſich anſchmiegendes Spiel — finden ſich in Schunk, der noch in blühender Jugendfriſche ſteht, ſo harmoniſch zu einem höchſt wohlthuenden Ganzen verſchmolzen, daß wir, wenn auch nicht ohne kleine Beimiſchung von Neid, den Wiesbadenern zu ſeinem Beſitze nur gratuliren können. — Da der Sommer allmälig ſeinem Ende naht und die fortwährenden Opern ſelbſt bei der beſten Aufführung etwas ermüden, ſo ſoll in kurzem unſer Schauſpiel wieder beginnen. Heute Abend hält Hr. Saphir uns ſeine vielbeſprochenen humoriſtiſchen Vorträge; an Beſuch wird es ſchon der Abwechſelung halber nicht fehlen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 20. Auguſt. Der Verſchwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth., von Raimund, Muſik von Kreutzer. Valentin: Hr. Franz Wallner, erſter Komiker des k. k. priv. Theaters in der Joſephſtadt in Wien.

Montag, 21. Auguſt. (Zum Vortheil des Hrn. Wurda, neu einſtudirt): Die Jüdin, große Oper in 5 Abth., Muſik von Halevy. (Letzte Gaſtrolle) Eleazar: Hr. Wurda, vom Stadttheater zu Hamburg. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 230. Montag, den 21. Auguſt 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

II.

Wie die glücklichen Inſeln der Seligen, nach der alten Sage, ſchwimmen die Balearen in den grünlichen Wellen des Meeres. Hohe Küſten, zackige Felſen, ſelten einen dünenreichen Strand oder ein grünes Wieſenufer bieten ſie dem Meere dar; aber gute Häfen ſchneiden hier und dort in das Felſenufer; ſichere Buchten und weite Buſen öffnen ſich den Schiffen, die hier Schutz ſuchen vor den drohenden Stürmen. Ueber dieſen Felſendamm aber winken die Wipfel der Bäume des Südens, ja ſchon die hohen Blätterkronen der Palmen, die Grüße des Friedens den Schiffenden zu. Reich geſegnet von der Hand des Schöpfers ſind dieſe Eilande mit Allem, was das Leben bedarf, um froh, glücklich und zufrieden zu ſeyn.

In jenen Tagen ſtanden die Balearen, wie das ſüdliche und weſtliche Spanien, unter dem Scepter der Mauren, welche aus Afrika einſt unter ihres Führers Tharik Befehl über die Meerenge geſchifft waren, und ſich nach tapfern Kämpfen zu Herren des Landes gemacht hatten. Auch auf Majorka oder Mallorka waren ſie Herren geworden, nachdem ſie die chriſtliche Bevölkerung entweder vertrieben oder zu Sklaven gemacht oder hingemordet hatten. Das Land der Inſeln bot der zahlreichen mauriſchen Bevölkerung nicht Raum genug dar, ſich vom Ackerbaue zu nähren. Das gegenüberliegende Spanien bot reiche Hülfsquellen, und der Seehandel Barcelona's nicht minder. So legten ſie ſich hauptſächlich auf Seeraub. Ihre Galeeren durchſchwärmten wie Möven in Schwärmen das Meer zwiſchen den Balearen und dem ſpaniſchen Feſtlande, und Niemand wagte es, zur See einen Kampf mit ihnen zu beſtehen, da ſie in der Kunſt der Schifffahrt, wie des Seekriegs, gleich tüchtig waren, und ihr tollkühner Muth kein Hinderniß kannte. Sie landeten dann bald hier, bald da an den Küſten, wo die Buchten in der felſigen Küſte heimliche Plätzchen zum Landen boten, überfielen plötzlich mit wüthendem Kampfgeſchrei Dörfer und Städte, und plünderten Alles erbarmungslos aus, Menſchen, Thiere und Habe auf ihre Schiffe ſchleppend. Und der Gefangenen Loos war harte Sklaverei.

Damals ſtand von allen Orten Majorka's Puglierza im größten Flor und Glanze. Einer der beſten Häfen der Inſel öffnet ſeine Arme vor der Stadt. Seine beiden natürlichen Dämme brechen den gewaltigen Anprall des Meeres, daß der weite Spiegel des Hafens ruhig daliegt, wenn draußen die Wellen brüllen und toben, und ſich umſonſt bemühen, die granit'nen Mauern zu brechen, welche unzerſtörbar die Hand des Schöpfers gebaut.

Von einer anſehnlichen Hügelſpitze herab ſenkt ſich das Land gegen dieſen Hafen. Dieſe ganze Abdachung bedeckten Häuſer und Moſcheen des muhamedaniſchen Kultus, unterbrochen von Gärten, aus denen Palmenkronen in die Lüfte ſtiegen und durch ihr Grün gar anſprechend das blendende Weiß des Anſtrichs der Häuſer und Moſcheen unterbrachen; aber hoch über alle hinaus ragten die ſeltſam geformten Thürme und Kuppeln eines mauriſchen Schloſſes, welches den Gipfel des Hügels bedeckte, und deſſen Gärten ſich weithin erſtreckten, von hohen Mauern überragt und geſchützt. Der Emir der Inſel, Achmet, wohnte in dieſen Räumen, und hielt hier einen Hof, ſo glänzend, wie ihn keine der mauriſchen Herrſcher Granada's hielten.

Emir Achmet war ein noch junger, thatkräftiger und ſchöner Mann. Raſch im Handeln, klug im Beſchließen, ausdauernd im Verfolgen ſeiner Pläne, war er ein gefährlicher, mit Recht gefürchteter Nachbar des Grafen von Barcelona. Er gebot über eine mächtige Flotte von wohlausgerüſteten Galeeren, die zahlreich im Hafen von Puglierza vor Anker lagen, harrend des Winkes ihres Herrn, um zu neuen Thaten in See zu ſtechen.

Schon lange war kein Seezug mehr unternommen worden. Ungeduldig lungerten die Seeleute im Hafen, auf den Schiffen und in den Schenken umher, wo köſtlicher Sorbet — und — wenn auch gegen Mahomed's Geſetz — noch köſtlicherer Malaga und Xeres geſchenkt wurde. Sie waren überdrüſſig dieſer erwerbloſen Ruhe, und begannen, trotz aller ſklaviſchen Unterwürfigkeit, vor dem Emir Achmet laut zu murren.

Achmet hatte einen Vertrauten, Ali geheißen, der wohl dies Murren vernahm. Er trat vor den Emir, und zeigte es ihm an.

„Gut," ſprach der Emir, „ich will dem Geſindel Arbeit geben. Laß die ganze Flotte ſegelfertig machen, Ali. Ich ſelbſt ſchiffe mich mit ein. Wirb Streiter, wo Du ſie findeſt, wir wollen Tortoſa heimſuchen und uns Güter, Sklaven und ſchöne Mädchen holen."

Digitized by Google

Niemals war noch die ganze Flotte zugleich ausgelaufen. Niemals hatte Emir Achmet einen ſo kühnen und großartigen Handſtreich beabſichtigt; niemals aber war er ſelbſt mit zu Schiffe gegangen, ſondern hatte blos ſeine Hauptleute zu Raubzügen ausgeſandt.

Ali, ſelbſt froh, an einem Zuge mit ſeinem Gebieter Antheil nehmen zu können, eilte in den Hafen und ertheilte die nöthigen Befehle an die Hauptleute.

Ein allgemeiner Jubel erſchallte im Hafen von Puglierza, und er bot bald ein Bild der regſten und lebhafteſten Thätigkeit. Während Ali für die Ausrüſtung, den Schmuck und üppigſte Bequemlichkeit auf der Galeere ſeines Gebieters ſorgte, durchzogen Leute die Inſel und eben ſo Minorka und ihre Nachbarinnen, alle Diejenigen nach Puglierza zu rufen, welche Muth und Verlangen nach Beute in ſich trugen. Ihrer waren ſo viele, daß am Ende Achmet ſie nicht alle auf ſeine Galeeren bringen konnte.

Mehrere Wochen waren in dieſer raſtloſen Thätigkeit hingefloſſen. Achmet glaubte ſich ſicher, daß keinen Verräther ſein Gebiet berge; allein darin hatte er ſich getäuſcht.

In Puglierza lebte ein alter Renegat. Der Menſch war ein Auswurf von Verworfenheit geweſen, als er noch Matroſendienſt auf einem Küſtenfahrer in Barcelona that. In einem Gefechte mit den Majorkanern wurde er gefangen, und wurde, um ſeine Freiheit zu erkaufen, Muhamedaner. Goldene Träume hatte er geträumt, aber ſie zerſtoben alle. Die Chriſten verabſcheuten, die Mauren verachteten ihn. In Spanien hatte er keine Heimath mehr, und auf den Balearen war er ein Fremdling. Kümmerlich nährte er ſich vom Fiſchfange. Je älter er wurde, deſto mehr erwachte in Abdul's Herzen die Reue ob ſeiner Verläugnung des Chriſtenthums. Hätte er es wagen dürfen, er wäre längſt wieder in die Heimath zurückgekehrt, nach der ihn ein unausſprechliches Sehnen zog; aber was erwartete ihn dort, wo man ſeinen Schritt kannte? Als er aber die Rüſtung ſah und ihren Zweck erfuhr, da durchzuckte ihn der Gedanke, das Weh abzuwenden von Tortoſa, ſeiner Vaterſtadt. Warnte er den Grafen von Barcelona, dann hoffte er Begnadigung. Er überdachte ſich ſein Unternehmen, und nichts konnte ihn jetzt abhalten, es auszuführen.

Als ob er eben auf den Fiſchfang ausführe, ſo rüſtete er ſein Boot aus. Niemand ahnete, was ihn beſeelte. Als nun eines Tages die Sonne ſich dem Niedergange zuneigte, verließ er Puglierza und ſteuerte, von einer günſtigen Landbriſe getrieben, hinaus in das weite Meer, und bald ſchwand das Land der Inſel aus ſeinen Augen. Immer ſtärker wurde der Wind, je näher die Nacht kam. Jetzt war der Zeitpunkt da, wo Abdul ſeine mauriſche Kleidung in die See warf, ſeine ehemalige, die er als Matroſe getragen und wie ein Kleinod aufgehoben, wieder anzog und als Antonio wieder erſtand. Leichter athmete ſeine Bruſt. Zum erſten Male wagte er es wieder, ſein Auge zum Himmel zu erheben und um Gnade und Beiſtand zu ſeinem jetzigen Unternehmen zu beten.

(Fortſetzung folgt.)

Johann Huß.

(Hiſtoriſche Skizze von C. M.)

(Fortſetzung.)

Bisher hatte ſich Huß den Päbſten immer im Einverſtändniß mit ſeinem Könige widerſetzt; aber im Jahr 1412 fing er einen abermaligen Angriff auf ſie an, ohne erſt auf die Unterſtützung deſſelben zu warten. Johann der Dreiundzwanzigſte war mit dem Könige Ladislaus von Neapel in die bitterſte Feindſchaft und in einen Krieg verwickelt worden, der für ihn eine ſchlimme Wendung zu nehmen ſchien. Er bediente ſich wider dieſen König der gewöhnlichen päbſtlichen Waffen, excommunicirte ihn, erklärte ihn ſeiner Reiche verluſtig, und ſchrieb beinahe in ganz Europa, ſelbſt in einigen morgenländiſchen Gegenden, einen Kreuzzug wider ihn aus. In ſeiner darüber ausgefertigten Bulle befahl er nicht allein allen Biſchöfen, den Bann wider Ladislaus an jedem Sonntage und Feſte öffentlich abzukündigen; ſondern forderte auch alle Chriſten auf, ihm wider denſelben zu Hülfe zu ziehen, oder ihm doch mit Mannſchaft und Geld beizuſtehen, wofür er ihnen Vergebung ihrer Sünden und die ewige Seligkeit verſprach. Dieſen Befehlen zu Folge wurden auch zu Prag in drei Kirchen Kaſten aufgeſtellt, um Geld zu dieſem heiligen Kriege zu ſammeln, und die Prediger ermahnten das Volk deſto mehr zur Freigebigkeit, da ſolches unter den Augen eines päbſtlichen Legaten geſchah. Huß und ſein Freund Hieronymus behaupteten, ohne dazu die Einwilligung des Königs erhalten zu haben, ſowohl in den akademiſchen Hörſälen, als in der Bethlehems-Capelle, es ſtreite mit dem Chriſtenthum, Chriſten wider Chriſten zum Kriege zu verhetzen, und zur Vergießuung ihres Bluts Ablaß für Geld anzubieten. Der königliche geheime Rath ließ Huß und Stephan Palecz, einen andern angeſehenen Theologen, der anfänglich auch dieſen Ablaß getadelt hatte, nebſt mehreren ihrer Gegner vor ſich kommen. Beide Parteien diſputirten hitzig mit einander, und Huß erbot ſich, nicht allein ſeine Schriften wider die Bulle zu übergeben, ſondern auch ſeine Meinung, bei Strafe des Feuers, zu behaupten: eine Probe der Unſchuld, wie es ſcheint, welche auch ſeine Gegner übernehmen ſollten. Doch die königlichen Räthe fertigten ſie bloß mit den Worten ab: „Vertragt euch recht ſchön mit einander!" Auch der neue Erzbiſchof, Albik, ermahnte Huſſen zum Gehorſam gegen den Pabſt, bekam aber von ihm die Antwort, er werde dieſes nur ſo lange thun, als die Verordnungen deſſelben mit den Lehren Chriſti und der Apoſtel übereinſtimmten. Um beſonders die Univerſität zu gewinnen, ließ Huß am 7. Junius 1412 an die Thüren mehrerer Kirchen und Klöſter die Nachricht anſchlagen, er werde an einem beſtimmten Tage über folgende Frage öffentlich diſputiren: „Ob es nach dem Geſetze Chriſti erlaubt und nützlich ſey, daß die gläubigen Chriſten zur Ehre Gottes, zum Heil des chriſtlichen Volks, und zum Vortheil des Reichs, den Bullen des Pabſtes zu einem Kreuzzuge wider den König von Neapel Ladislaus und ſeine Mitverbundenen Beifall gäben?" Zugleich forderte er alle akademiſchen Lehrer, Prieſter und Mönche auf, ihm ihre Einwürfe dagegen mitzutheilen. Der Zulauf zu dieſer Diſputation war außerordentlich, auch vom geringen Volke, welches der Rektor der hohen Schule vergebens durch die Vorſtellung zu entfernen ſuchte, daß es nichts von dieſer Angelegenheit verſtehe. Nun verſuchten es einige der ältern Doktoren, den kühnen Reformator aus

Digitized by Google

geiſtlichen und kaiſerlichen Rechten zu überzeugen, daß er Unrecht habe; prophezeihten aus ſeinem Widerſpruche Aufruhr und Mord; riethen ihm, lieber zu Rom ſelbſt mit dem Pabſte zu diſputiren, und warfen ihm Undankbarkeit vor, daß er ſich demjenigen widerſetze, dem er doch ſein Prieſterthum verdanke. Das Volk fing hierauf zu murren an, Huß aber beſänftigte es, und Hieronymus hielt eine lange Rede, worin er ihm durchgängig beitrat, und ſchloß mit den Worten: „Wer es mit uns hält, der folge uns nach! Ich und Huß wollen auf das Rathhaus gehen, und dem Rathe ungeſcheut ins Geſicht ſagen, daß die päbſtliche Bulle und der Ablaß ungerecht ſeyen.“

Was man von öffentlichen Unruhen, die über dieſe päbſtlichen Anſtalten entſtehen dürften, beſorgt hatte, erfolgte nur zu geſchwind. Gleich am Tage nach der Diſputation verſchworen ſich Einige, daß ſie überall in die Kirche gehen und jedem Prediger, der den Ablaß verkündigen würde, widerſprechen wollten. In einer Verſammlung der Univerſität bat man Huß und ſeinen Freund um Gottes und aller Heiligen willen, ſie möchten von einer Sache abſtehen, aus der leicht ein Blutbad erwachſen könnte. Hieronymus gab dieſes zu, erinnerte aber auch, daß es ſchwer ſey, die Wahrheit zu verſchweigen; doch verſprach er, jener dringenden Bitte zu willfahren. Huß antwortete den verſammelten Lehrern der Univerſität, er beſorge ſelbſt einen Aufruhr, aber ſein Verſprechen, die Ungerechtigkeit des Ablaſſes auszuführen, müſſe er doch erfüllen; nur wollte er dabei gelinde verfahren. Allein die Gährung war bereits ſchon zu groß, als daß er ihren ſchlimmen Folgen hätte vorbeugen können. An einem Sonntage wurden die Prediger in mehreren Kirchen von Studirenden und Handwerkern ſchimpflich unterbrochen. Drei dieſer unruhigen Köpfe wurden gefangen geſetzt, und von dem Stadtrathe der Altſtadt als Aufrührer zum Tode verurtheilt. Sobald Huß dieſes hörte, eilte er, von einer großen Menge Studirender begleitet, auf das Rathhaus und bat, ihnen das Leben zu ſchenken, indem er, wenn ſie des Ablaſſes wegen geſtraft werden ſollten, noch mehr eine Strafe verdiene. Man warf ihm vor, daß er ſich in Sachen menge, die ihn nichts angingen, und einen Aufruhr ſtiften wolle, nachdem er bereits der Stadt durch Vertreibung der Deutſchen einen unerſetzlichen Verluſt zugefügt habe; vom Ablaſſe ſey jetzt nicht die Rede, ſondern nur von öffentlichen Friedensſtörern, die ein Blutvergießen zu erregen ſuchten; doch ließ man ihn Gnade für ſie hoffen. Allein der Rath ließ ſie gleich darauf enthaupten. Nun rottete ſich eine Menge Volks zuſammen, nahm die Leichen der Hingerichteten mit Gewalt weg, und begrub ſie unter vielen Wehklagen in die Bethlehemskapelle. Man nannte ſie Märtyrer; und Huß legte ihnen dieſen Namen vorzüglich bei, bekam aber von dem Rathe die Weiſung, künftig davon zu ſchweigen.

Dauerhaftere und wichtigere Denkmäler von dieſen Bewegungen waren Huſſens Schriften wider die Bulle und den Ablaß des Pabſtes; es war überhaupt in den Jahren 1412 und 1413, daß er, theils zu Angriffen mehr als jemals gereizt, theils im Vertheidigungsſtande, wider ſeine ſich vervielfältigenden Gegner ein beſonders fruchtbarer Schriftſteller wurde, der manche nicht unerhebliche Gegenſtände frei erörterte, welches indeſſen zur Folge hatte, daß er eine Zeit lang ſeinen Feinden aus dem Wege gehen mußte.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die bekannte Kathinka Heinefetter iſt in Bordeaux eingetroffen, wo ſie zum erſten Mal wieder die Bühne betreten wird. Sie iſt alſo nicht in ein Kloſter gegangen.

Dem Prinzen von Joinville hatten ſeine artigen Landsleute nachgeſagt, er habe ſeine Frau, die Prinzeſſin Franziska von Braſilien, um ihres Geldes und ihrer Kleinodien wegen geheirathet, ſie ſelbſt ſey von Geſtalt eine halbe Negerin, dumm und häßlich und eſſe mit den Fingern. Jetzt, da ſie in Paris iſt, erzählen alle Blätter einſtimmig, das ſchönſte Kleinod der Prinzeſſin ſey ihr Geiſt und ihre Anmuth, und ſie beſitze eben ſo viele vortreffliche Eigenſchaften als ſie Namen habe, nämlich zwölf.

In dem Salon des Fürſten M. in Wien ſtritt man ſich darüber, wer der größte Clavierfabrikant ſey, Graf oder Streicher? Saphir meinte, er gebe dem Grafen S., welcher die Cenſur verwaltet, den Vorzug, denn dieſer ſey Graf und Streicher in einer Perſon.

Der berühmte Aſtronom Lambert aus Mühlhauſen wurde ein Mal von einem Freunde in eine Oper in Berlin mitgenommen und dann von Mehreren gefragt, wie ſie ihm gefallen habe. Er antwortete: „Ich habe das Ding nicht geſehen, da ich mich den ganzen Abend hindurch mit der Berechnung der Brechung der Lichtſtrahlen des Kronleuchters im Theater beſchäftigt habe.“

(Das Nachdrucker-Handwerk in Belgien.) Adrian v. Balbi, deſſen Abrégé de géographie in Belgien in drei Auflagen nachgedruckt worden iſt, hat in dem vierten Bande ſeiner zu Turin im verfloſſenen Jahre erſchienenen vermiſchten geographiſchen und ſtatiſtiſchen Schriften eine leſenswerthe Abhandlung „über den Bücher-Nachdruck“ niedergelegt, welcher wir Folgendes entleihen. Im Jahre 1815, um welche Zeit Brüſſel nur 20 Druckereien und 27 Preſſen beſaß und wo das Nachdrucker Handwerk zuerſt mit unbedeutenden Romanen und minder wichtigen Werken begann, beſtand das Reſultat der Buchdrucker-Thätigkeit aus 5,000,000 Bogen. Im Jahre 1838, in welchem ſich in Brüſſel 53 Druckereien und — 200 Preſſen befanden, ſtellte ſich das Reſultat dieſer Thätigkeit auf — 62,000,000 Bogen. Dies ſeit 1830 im Großen getriebene, höchſt lucrative Geſchäft wird jetzt — da, um mit dem belgiſchen Wappen zu reden, „union fait la force“ — durch folgende Societäten repräſentirt, welche ihren Nachdruck-Abſatz nach allen Welttheilen hin mit einem unerhörten Gewinn (70 pCt.) ausſtreuen. 1. Haus Wahlen (für nach Schweden und dem Norden) unter dem Aushängeſchilde einer belgiſchen typographiſchen Societät mit einem Geſellſchaftscapital von 1,500,000 Frcs. 2. Haus Haumann (für ganz Europa) unter der Firma einer belgiſchen Buchhandel-, Buchdruck- und Karten-Geſellſchaft mit einem Capital von 1,500,000 Frcs. 3. Haus Meline und Cans unter den Emblemen einer typographiſchen Societät mit 1,700,000 Frcs. 4. Die encyclographiſche Societät mit 1,000,000 und 5. die katholiſche Societät mit ebenfalls 1,000,000 Frcs. Die letzteren beiden Societäten befaſſen ſich nur mit Claſſikern und — Religions-Büchern. Im Jahre 1838 wurden für 543,000 Frcs. in Belgien fabrizirte Bücher (im Ganzen,

Digitized by Google

d. h. mit Einſchluß anderweitig im Buchhandel verkaufter Bücher für 950,000 Frcs.) abgeſetzt, wovon nach Mexico allein für 112,000 Frcs. gingen, während Frankreich im Laufe deſſelben Jahres nur für 4,043,000 Frcs. abſetzte. Es verdient ſchließlich auch bemerkt zu werden, daß in London wöchentlich für 12 bis 1500 Frcs. belgiſcher Nachdruck verkauft wird.

Zu Grammont in Belgien ſtarben kürzlich zwei ehemalige Soldaten, die beide in demſelben Regimente gedient, in der Schlacht von Waterloo den linken Arm verloren, an Einem Tage in ihre Heimath zurückgekehrt, penſionirt, getraut worden, und als Wittwer auch an Einem Tage mit Tod abgegangen ſind.

Als Roſſini gehört hat, daß er zum Mitgliede der Berliner Akademie ernannt ſey, ſoll er geſeufzt haben: „Ach, das fehlte noch!“

In Belgien ſind durch eine neuerliche Verordnung die Hahnen-, Hunds- und andere Thierkämpfe an öffentlichen Orten, ſo wie alle Spiele, bei welchen Thiere den Tod oder Martern zu leiden haben, bei Strafe verboten worden.

Frankfurter Theater.

(Der Tenoriſt Wurda.)

So groß heutigen Tages die Anzahl der Sänger und Sängerinnen iſt, ſo ſelten ſind doch diejenigen, welche man als dramatiſche bezeichnen kann. Eine ſchöne Stimme iſt wohl ein weſentliches und auch das erſte Erforderniß und mächtig wirkt und ergreift ihr melodiſcher Klang, doch verhält es ſich mit ihr wie mit einer Cremoneſer Geige oder einem Flügel von Erard oder Streicher und was hilft deren herrlicher Ton, wenn der Meiſter fehlt, der ſie zu ſpielen vermag? Zur Stimme muß ſich die Kunſt, ſie zu behandeln, die Virtuoſität des Sängers, müſſen ſich Schule und Methode geſellen, ohne welche jene des wahren Lebens ermangelt. Aber auch Stimme und Geſangsfertigkeit genügen noch nicht, um den wahren Sänger zu vollenden und ihn zu einem dramatiſchen zu erheben. Die rechte Weihe gibt erſt das geiſtige Element, die aus dem Innern ſtrömende Gluth, der innewohnende Genius. Soll uns der Sänger ergreifen und rühren, ſo muß er ſeinen Part geiſtig zu beleben und ſeelenvoll uns vorzuführen verſtehen, ſo muß er ein poetiſcher Charakterdarſteller und zugleich im Beſitz jener genannten Vorzüge ſeyn. Zu dieſen ſeltenen Künſtlern gehört Hr. Wurda, deſſen Stimme zwar nicht mehr in erſter Friſche ſteht, aber noch Klang und Kraft genug beſitzt, um wirken zu können und deſſen Geſangbildung und geiſtige Auffaſſung in hohem Maße vorhanden ſind. Im Verlaufe ſeines anziehenden Gaſtſpieles haben wir denſelben nach dem bereits beſprochenen Joſeph weiter als Maſaniello und Elwin geſehen.

Die „Stumme von Portici“, als eines der vorzüglichſten Tonwerke des genialen Auber anerkannt und ſeit mehr als fünf und zwanzig Jahren eine Lieblingsoper der Muſikfreunde der alten und neuen Welt, vereinigt in ſich ſo viele glänzenden Eigenſchaften, daß man ſie ſtets mit neuer Luſt vernimmt und ſich an ihrer Originalität und dramatiſchen Kraft erfreut. Hr. Wurda als Maſaniello wirkte beſonders in den lyriſchen Partieen und der herrliche Vortrag des Dacapo verlangten Schlummerliedes war ſein Glanzpunkt. Schöner und inniger haben wir daſſelbe noch nicht gehört. Sein lebenvolles und durchdachtes Spiel, beſonders in der meiſterhaft durchgeführten Wahnſinnsſcene im letzten Acte erregte allgemeine Bewunderung und ſtürmiſchen Beifall. Der Geſang entſprach den ſtrengen Anforderungen der Kunſt und wenn auch theilweiſe ein durchgreifenderer Stimmenfond zu wünſchen geweſen wäre, ſo bot doch die Trefflichkeit der dramatiſchen Leiſtung und Auffaſſung reichlichen Erſatz. — Hr. Conradi als Pietro trat mit einer gediegenen Durchführung und trefflichem Geſang rühmlich hervor. — Als Elwin in der „Nachtwandlerin“, die an lieblich einſchmeichelnden und den Laien entzückenden Melodieen ſo reich iſt, zeigte Hr. Wurda uns dieſe Rolle in ihrer ſchönſten Bedeutung. Da war Alles Leben und Wahrheit und man wußte nicht, ob man dem Sänger oder dem Darſteller den Vorzug geben ſollte; denn jener, hier ganz im Bereich ſeiner Stimmmittel, entfaltete allen Ausdruck eines edeln und gebildeten Geſanges und dieſer führte bis in die kleinſten Details ein abgerundetes Charakterbild vor. Solchem dramatiſchen Geſang und Spiel wurden Beifall und Hervorrufungen reichlich gezollt. Hr. Wurda wird ſein Gaſtſpiel mit dem Eleazar in Halevy's „Jüdin“ ſchließen und wir zweifeln nicht, daß die Verehrer ſeines ſeltenen Talentes bei dieſem Benefiz des Gaſtes und bei einer ſeit längerer Zeit hier nicht gegebenen Oper ſich auf's freundlichſte betheiligen werden.

(Schluß folgt.)

Charade.

Die erſte Sylbe.

Fügſam und geſchmeidig
Wie ein Diplomat,
Spende und bereit' ich
Wohl und Weh im Staat,
Hier die Geiſter bannend,
Die Lyäos liebt,
Dort die Kraft noch ſpannend,
Die Hephäſtos übt.

Die zweite Hälfte.

Sonnengluth des Oſtens
Meine Pflegerin,
Und der Reiz des Koſtens
Zollvereinsgewinn!
Fragt die Philophagen
Rings um weit und breit;
Allen wird behagen
Meine Lieblichkeit.

Das Ganze.

Sinnigem Betrachten
Auf der Forſchung Spur
Weichet das Umnachten,
Das für Thoren nur,
Und Pomona's Launen
Sind durch meine Macht
Allen zum Erſtaunen
Herriſch überwacht.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Auguſt. (Zum Vortheil des Hrn. Wurda, neu einſtudirt): Die Jüdin, große Oper in 5 Abth., Muſik von Halevy. (Letzte Gaſtrolle) Eleazar: Hr. Wurda, vom Stadttheater zu Hamburg. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: L. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 231. Dienſtag, den 22. Auguſt 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

Raſch, wie ein Pfeil durch die Lüfte ſauſ't, durchſchnitt Abdul's Boot die hochgehende See. Als die Sterne hin und wieder aus dem Wolkenflor blickten, welcher den Himmel umzog, da erblickte ſein ſcharfes und geübtes Auge den Leuchtthurm von Barcelona. Nach kurzer Friſt lief er glücklich in den Hafen ein, und eilte, ſo ſchnell er konnte, zu dem Grafen Raimund Berengar, ihm ſeine Kunde zu bringen.

Der alte Graf war ein noch rüſtiger Mann, voll Thatkraft, voll Muth und Tapferkeit. Und dennoch erſchrak er, als er die Kunde vernahm von Achmet's Unternehmung. Er kannte die ſchlaue Gewandtheit ſeiner Feinde. Er wußte wohl, wie ſchwierig die Sicherheit einer ausgedehnten Küſte zu erhalten und zu ſchützen ſey, zumal wenn ſie in ihrer Eigenthümlichkeit ſo viele Schlupfwinkel bot.

„Verzeiht, edler Herr, Eurem Knechte," ſprach Abdul oder Antonio, wie er ſich jetzt wieder nannte, wenn ich mir geſtatte, Euch auf Eure Vaſallen hinzuweiſen. Laßt ſie mit ſo viel Mannen kommen, als ſie eben bringen können, und ſtellt längs der Küſte in gewiſſe Entfernung Wächter, die da Lärmzeichen geben, wenn ſich Schiffe dem Lande nahen."

„Vortrefflich!" rief der Graf. „Wir ſind Dir noch zu höherem Danke verpflichtet."

„So bitte ich nur noch Eins!" ſprach, keck die Gelegenheit ergreifend, der Renegat. „Söhnt mich mit der Kirche aus. Als leichtſinniger Jüngling hab' ich den Frevel begangen; dem Manne hat die Reue ſchier das Herz zerriſſen!"

„Du haſt unſer Wort!" ſprach der Graf, und Antonio ging leichten Herzens von dannen.

Die Herolde flogen nun von Barcelona in's Land, den Heerbann aufzubieten, während im Hafen von Puglierza die Expedition raſch ihrem Auslaufen entgegenreifte. Indeſſen war die Entfernung des Renegaten Abdul nicht unbemerkt geblieben, und zeitig genug erhielt Ali davon Kunde. Er ließ die dunkle, verſchloſſene Hütte deſſelben erbrechen und — fand ſie gänzlich geleert; denn was der Renegat an tragbarem Beſitzthume gehabt, das war mit ihm hinüber gewandert zur heimathlichen Küſte.

Ali konnte ſeinem Gebieter das nicht verſchweigen. Wie unangenehm ihm auch dies Ereigniß war, ſo ließ er ſich in ſeinem Entſchluſſe nicht wankend machen.

„Wir werden nur einen härteren und ehrenvolleren Kampf haben," ſagte der Emir zu ſeinem Freunde und Weſſir; „aber das Ziel müſſen wir erreichen." Und wirklich lief die Flotte einige Wochen ſpäter aus Puglierza's ſchönem Haſen in die offene See aus, begleitet von dem Jubel des Volkes, welchen die zahlreiche Equipage der Schiffe luſtigen Sinnes zurückgab.

Der leichte und ſchlanke Bau der zum Rudern, wie zum Segeln eingerichteten mauriſchen Galeeren war ganz für diejenige Art von Küſtenkrieg gemacht, welchen dieſe trieben. Die Bewegungen dieſer kleinen Schiffe war raſch, ihre Wendungen leicht, und ihre Natur eignete ſie ſonderlich zum Herumſchwärmen. Dies war denn auch die Taktik, welche ſie befolgten. Bald bedrohte ein ſolches Geſchwader hier einen Punkt der Küſte, bald ſchien es dort ſeine Landung bewerkſtelligen zu wollen, und unvermuthet geſchah es an einem dritten Orte, wo man gar nicht an einen Ueberfall dachte, daß ihre Boote einen Schwarm wilder Räuber an das Land warfen, die deſto ungeſtörter raubten, je weniger man ihre Plane errathen hatte.

Aehnlicher Weiſe war denn auch nun zwiſchen dem Emir Achmet und Ali der Plan entworfen worden. Die Flotte wurde in drei Geſchwader getheilt. Die Punkte, welche ſie bedrohen ſollten, waren die Küſten zwiſchen Barcelona, Tarragona und Tortoſa, aber unfern der Mündung des Ebro war der Landungsplatz in einer bequemen Bucht auserſehen, deren Rhede einen trefflichen Ankergrund bot, ohne daß eine menſchliche Niederlaſſung dort eine große Wachſamkeit hätte mögen fürchten laſſen.

An jene umfaſſenderen Maßregeln dachte freilich Achmet nicht, wie ſie Antonio's Rath veranlaßt; allein da der Emir eine bedeutende Macht entwickelte, ſo durfte er auch, beſonders da der Verräther glücklich entronnen war, auf einen entſcheidenden Widerſtand rechnen. Und das war keine Täuſchung.

Wo des Grafen Raimund Berengar Herolde hinkamen, da fanden ſie die größte und freudigſte Theilnahme, den lebendigſten Anklang. Alles, was Waffen tragen konnte, rüſtete ſich zum Kampfe gegen die Feinde des Landes und des Glaubens.

So war es auf der Burg Gineſta auch. Die Vaſallen Suniar's eilten freudig herbei zu einem Kreuzzuge gegen

Digitized by Google

die Mauren, die man allgemein haßte, und deren See- und Küſtenräubereien vielfaches Elend den Küſtenbewohnern brachten. Als Don Suniar ſeinen Haufen ſammelte, trat Gui de Mormoran vor ihn und ſagte:

„Gebt mir Roß und Rüſtung, Herr Ritter! „„Zur Luſt die Zither, zum Kampf das Schwert,““ ſagt eine ſchöne Romanze, die ich Euch oft zur Kurzweil ſang. Sie ſoll mir den Wahlſpruch leihen. Die Zither an der Seite, das Schwert in der Hand, ſo will ich Euch begleiten und im Kampfe fechten, und den Preis des Sieges jubelnd ſingen.“

„Brav!“ rief Suniar aus, ſeine Hand ſchüttelnd, und Esmeralda lächelte dem Sänger ihren Beifall zu.

Die Schaar zog ab, begleitet von heißen Segenswünſchen. Ueberall begegnete ſie neuem Zuzug gen Barcelona.

Froh bewillkommnete der Graf ſeine Vaſallen, herzlich ſeinen Freund, den tapfern Suniar von Gineſta.

„Ach, warum iſt mein Sohn ferne!“ ſeufzte der Graf, als er Suniar's Hand drückte. „Warum iſt er nicht hier?“

„Du haſt doch einen Sohn,“ ſagte nicht ohne Wehmuth Suniar. „Er wird heimkehren, geſchmückt mit Ehren und ritterlichem Weſen. Mir kehrt kein Sohn heim!“

„O, daß er uns beiden als Sohn heimkehrte!“ ſprach der Graf, und drückte bedeutungsvoll Suniar's Hand. Des Ritters Auge leuchtete.

„Ich würde die Stunde ſegnen!“ ſprach er zum Grafen, in ſeinen Gedankengang eingehend. „Wo iſt er denn?“

„Die letzte Kunde kam mir aus Italien zu, wohin er dem Kaiſer gefolgt war,“ bemerkte der Graf. „Leite Gott ſeine Wege, und mögen alle Heiligen ihn ſchützen!“

Das war die kurz, aber bedeutſam verhandelte Sache des Herzens; eine andere, ungleich wichtigere für den Augenblick lag näher.

Bereits hatten Nachrichten das Erſcheinen der mauriſchen Flotte verkündigt. Das Heer wurde raſch nun vertheilt, und die Hauptmacht gegen Tortoſa gerichtet, während Antonio die Küſtenwachen mit großer Thätigkeit leitete.

So war man denn hinlänglich vorbereitet und hinlänglich auf ſeiner Hut vor dem ſchlauen Feinde; allein die Geſchwader ſegelten auf und nieder. Wie der Habicht kreiſt in ſeiner ſichern Wolkenhöhe, und doch bereits ſein Opfer im Auge hat, ohne daß er noch, ſcharf und ſtille ruhend auf ſeinen Flügeln, den Ort bezeichnet, wo er ſich auf es ſtürzen will und wird, ſo ſchwärmten die leichten Galeeren bald hier, bald da; näherten ſich ein Mal der Küſte und entfernten ſich wieder, ohne etwas Ernſtes zu unternehmen. Die Bewohner der Küſte begannen ſchon, ſich dem Gedanken hinzugeben, es ſchrecke den Feind die Macht der Vertheidigungskräfte, von denen er vielleicht Kunde habe; allein das Alles war blos eine Täuſchung, die man um ſo lieber hinnahm, als mit Recht die Furcht vor dem grauſamen Feinde groß war, der nur zwei, gleich ſchreckliche Wechſelfälle ließ: Tod oder ewige Sklaverei. Emir Achmet war nicht der Mann, der ohne That in ſeinen Hafen zurückkehrte. Er wollte nur täuſchen, einſchläfern, ſorglos machen, um deſto ſicherer ſeinen Zweck zu erreichen.

(Fortſetzung folgt.)

Johann Huß.

(Hiſtoriſche Skizze von E. M.)

(Fortſetzung.)

Albik, der Erzbiſchof von Prag, zu ſchwach und zu furchtſam, um die damaligen Religionsunruhen in der böhmiſchen Reſidenzſtadt auf irgend eine Art dämpfen zu können, hatte ſchon am Ende des Jahrs 1412 ſeine Würde dem Biſchof von Olmütz, Konrad von Vechta, abgetreten. Dieſer ſuchte gar bald, auch nach dem Willen des Königs, den Clerus mit den Lehrern der Univerſität, beſonders mit Huß zu vergleichen. Die Anhänger des römiſchen Hofes entwarfen auch ein Gutachten zur Wiederherſtellung des Friedens; da es aber keine andern Vorſchläge enthielt, als daß man ſich dem Pabſt und der römiſchen Kirche unbedingt unterwerfen müſſe, und da Huß und ſeine Freunde ſchon wegen der Vertheidigung der Wiclef'ſchen Lehrſätze als Ketzer vorgeſtellt, auch ſein Grundſatz, daß der Glaube des Chriſten bloß aus der heiligen Schrift zu ſchöpfen ſey, ſchlechterdings verworfen wurde: ſo machte Huß mit den Seinigen viele Einwendungen dagegen, worunter dieſe die vornehmſten waren: daß alle Biſchöfe und Prieſter eben ſo wohl Nachfolger der Apoſtel wären, als der Pabſt und die Cardinäle, und daß nicht der Pabſt, ſondern Chriſtus das Haupt der Kirche ſey. Allein während man noch zu Prag darüber ſtritt, kam die Nachricht an, daß Wiclef's Schriften auf einer römiſchen Synode im Februar 1413 verdammt, und Huß, weil er ſich zu Rom, obgleich vorgefordert, nicht geſtellt habe, mit dem Banne belegt worden ſey. Auch ſchrieb der Kanzler Gerſon, als Decanus der theologiſchen Fakultät zu Paris, an den Erzbiſchof Conrad, er möchte ja das Unkraut aus dem Acker des Herrn ausrotten, und wenn es nöthig wäre, ſelbſt die weltliche Macht dabei zu Hülfe nehmen. Der Erzbiſchof erlangte bald die Einwilligung des Königs zu ſtrengeren Anſtalten, um ſein Reich von dem ſchlimmen Ruf der Ketzerei zu befreien. Es wurde alſo öffentlich bekannt gemacht, daß ein Jeder, der Wiclef's Lehrſätze vortragen und vertheidigen würde, des Landes verwieſen werden ſollte. Ueber die Stadt Prag ſprach der Erzbiſchof das Interdikt aus; nur den Wiſchehrad oder denjenigen Theil ausgenommen, wo das königliche Schloß lag. Man unterließ daher den öffentlichen Gottesdienſt, ſogar die Todten blieben unbegraben liegen; doch ſorgten die Hofleute für die Beerdigung derſelben.

Huß, von dem Könige verlaſſen, ſah ſich nunmehr genöthigt, einen andern Zufluchtsort zu ſuchen. Anfänglich ging er in die Gegend des heutigen Tabor, ſodann aber nach Huſſinecz, ſeinem Geburtsort, wo er, unter dem Schutze ſeines Gutsherrn, Nicolaus von Huſſinecz, oft auf freiem Felde vor den zahlreich herbeiſtrömenden Zuhörern nach wie vor in ſeiner Weiſe fortpredigte. Unter den Univerſitätstheologen behielt er indeſſen immer noch eine beträchtliche Partei, die auch den König wieder für ihn einzunehmen ſuchte; und ein großer Theil der Laien trat ebenfalls auf dieſe Seite, weil ſie von derſelben eine Reformation des Clerus erwarteten. Huß appellirte damals von dem Urtheil des Pabſtes, deſſen Ungerechtigkeit er darzuthun bemüht war, an Chriſtum ſelbſt. Ehe er noch die Hauptſtadt verließ, verfaßte er ſein berühmtes Buch von der Kirche, das in der Bethlehems-Capelle öffentlich vorgeleſen wurde. Selbſt einer ſeiner ſpätern heftigſten Widerſacher ſchreibt von dieſem Werk, es ſey mit vielen Gründen angefüllt, von einem

Digitized by Google

ſcharfſinnigen und ſehr beleſenen Mann abgefaßt, und ziehe den Leſer mit bewunderungswürdiger Kunſt zum Haſſe des Prager Clerus, ſowie auch zur Geringſchätzung der Schlüſſel des apoſtoliſchen Stuhls hin. Noch freier und heftiger ſchrieb Huß in der Entfernung von Böhmens Hauptſtadt, welche durch ſeine Entfernung vom Interdikte war befreit worden; und der große Beifall, den er in ganz Böhmen, ſelbſt am königlichen Hofe, gefunden hatte; vornehmlich aber der Haß und die Geringſchätzung, welche durch ihn dem Clerus zugewachſen waren, konnten gar wohl die Aufmerkſamkeit der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz, welche im Oktober 1413 ausgeſchrieben war, auf ſich ziehen. Allein Huß, völlig überzeugt, daß er nicht den Glauben ſeiner Kirche, ſondern nur die Mißbräuche derſelben angegriffen habe, war freiwillig entſchloſſen, ſich vor dieſer und jeder andern Synode gegen die bisher erlittenen Beſchuldigungen zu vertheidigen, zumal da er ſchon früher an ein Concilium appellirt hatte. Da er alſo hörte, daß der Erzbiſchof von Prag im Begriff ſey, im Auguſt des Jahres 1413 eine ſolche Verſammlung zu halten, fand er ſich daſelbſt ein, und forderte durch öffentliche Anſchläge Jedermann auf, ihn der Ketzereien, die man ihm bisher vorgeworfen hatte, vor derſelben zu überführen. Allein der Erzbiſchof meldete ihm, ſeine Gegenwart ſey unnöthig, weil kein Kläger wider ihn aufgeſtanden ſey. Er ließ ſich darüber ein Zeugniß geben, bat ſich ein gleiches von dem Könige aus, und verlangte in einer andern Ankündigung, daß ſeine Gegner ihm wenigſtens zu Coſtnitz beweiſen möchten, er habe Irrthümer gelehrt. Noch mehr: er wandte ſich ſelbſt an den päbſtlichen Ketzerrichter in Böhmen, den Biſchof von Nazareth, und dieſer bezeugte ihm ſchriftlich, er habe in wiederholten Unterredungen mit Huß ihn ſtets als einen rechtgläubigen Lehrer befunden. Auf Huſſens Bitte befragten die Landſtände den Erzbiſchof darüber, und bekamen eben dieſelbe Antwort.

II.

Sigmund, der König von Ungarn, war mittlerweile auch deutſcher Kaiſer geworden. Er veranſtaltete die Kirchenverſammlung eigentlich in der Abſicht, dem heilloſen päbſtlichen Schisma ein Ende zu machen; wünſchte aber auch zugleich, durch dieſelbe die Religionsbewegung geſtillt zu ſehen, welche durch Huß in Böhmen geſtiftet worden war, indem er nach ſeines Bruders Wenzel Tode in dieſem Lande gleichfalls zu regieren hoffte. Er forderte alſo den Reformator vor dieſelbe, und begehrte von Böhmens König, ihn zu ſtellen. Wenzel aber, der jetzt vortheilhafter als jemals von Huß dachte, gab dieſem drei der angeſehenſten Edelleute zu Begleitern, empfahl ihn den Vätern der Synode, und erſuchte den Kaiſer um einen Geleitsbrief für denſelben. Huß ſelbſt, der am 11. Oktober 1414, von ſeinen Freunden vergeblich gewarnt, die Reiſe antrat, ſchrieb vorher noch an ſeine Böhmen und ermahnte ſie zur Beſtändigkeit in der von ihm empfangenen Wahrheit; er wolle ihnen hierin mit gutem Beiſpiel vorangehen, obgleich zu Coſtnitz, wie er wohl wiſſe, der mächtigen Feinde viele ſeyn würden, falſches Zeugniß wider ihn zu erheben; doch hoffe er denſelben, mit dem Beiſtand Gottes, nicht allein hinlänglich widerſtehen, ſondern auch mit fröhlichem Gemüth Verſuchung, Gefängniß und ſelbſt einen ſchmählichen Tod erdulden zu können. Erſt zu Nürnberg erhielt er den zu Speyer ausgefertigten Geleitsbrief des Kaiſers, durch welchen dieſer erklärte, *daß er den ehrſamen M. Huſſen*, der denſelben aufweiſe, und zum allgemeinen Concilium nach Coſtnitz ziehe, *in ſeinen und des heiligen Reichs Schutz und Schirm genommen habe*; zugleich auch allen Ständen, Obrigkeiten und Unterthanen des Reichs befahl, ihn wohl aufzunehmen, ſeine Reiſe und Rückreiſe zu befördern, und, wenn es nöthig wäre, ihn mit einem beſondern Geleite zu verſehen. So langte Huß am 3. November zu Coſtnitz an, und ließ am folgenden Tag durch zwei ſeiner Begleiter, die Herren von Chlum und Laczenbok, dem Pabſte Johann XXIII. ſeine Ankunft mit der Bitte melden, ihm, der bereits eines kaiſerlichen Geleites genieße, auch ſeinen Schutz zu Coſtnitz angedeihen zu laſſen. Er ſoll daſelbſt ſicher ſeyn, antwortete der Pabſt, und wenn er gleich meinen Bruder ermordet hätte.

Wirklich ſchien es auch in den erſten Tagen ſeines dortigen Aufenthalts, daß er eben keine Gefahr zu befürchten habe. Der Pabſt hob ſogar, in Verabredung mit den Cardinälen, den wider ihn ausgeſprochenen Bann auf; nur ließ er ihn erſuchen, nicht irgendwo bei einer Meſſe gegenwärtig zu ſeyn, um das Aergerniß des Volks zu verhüten. Es hatten ſich aber zwei Theologen von Prag nach Coſtnitz aufgemacht, um ſich als Ankläger von ihm auszuzeichnen: der bereits genannte Profeſſor Peter Paleez, ehemals ſein vertrauter Freund, und Michael de Cauſis, einer von den Pfarrern gedachter Hauptſtadt, den man einer Betrügerei in Anſehung königlicher Gelder, die er empfangen hatte, beſchuldigt. Sie ſtellten ihn zu Coſtnitz in öffentlichen Anſchlägen als einen Ketzer dar, theilten auch Auszüge irriger Lehrſätze aus ſeinen Schriften dem Pabſte und den Cardinälen mit. Er wurde daher vor den Pabſt und eine Anzahl Cardinäle gefordert, von denen ihm einer vorhielt, daß er wegen Ketzerei verklagt worden ſey. Huß antwortete, daß er lieber ſterben wolle, als ſich Glaubensirrthümer bewußt ſeyn; daß er aber auch bereit ſey, ketzeriſche Meinungen zu verbeſſern, wenn ihm dieſelben gezeigt würden. Man war damit zufrieden, und die hinterliſtigen Religionsfragen, welche ein an ihn abgeſchickter Franziscaner that, konnten ihm nichts anhaben.

(Fortſetzung folgt.)

Die Sängervereine in Frankfurt.

Noch iſt es kaum ein Jahrzehnt, daß man hier als Männergeſangverein nur den Liederkranz kannte. Doch wie das Schöne und Gute in unſerm Frankfurt noch immer eine thätige Nachahmung fand, ſo bildeten ſich auch bald andere Vereinigungen ähnlicher Art, in Zweck und Einrichtung dem älteren Liederkranze gleich. Von tüchtigen muſikaliſchen Direktoren geleitet und einem edlen Wettſtreite ſich hingebend, wird recht Erfreuliches in dieſen Männervereinen geleiſtet, und iſt es nicht zu verkennen, daß dieſelben Vieles dazu beitragen, den Sinn für die edle Tonkunſt zu fördern, nicht weniger aber auch kräftige vaterländiſche Geſinnungen erwecken, wie überhaupt Herz und Gemüth empfänglicher machen für alles Gute.

Beſonders erfreulich iſt hierbei das herzliche Vernehmen dieſer Vereine unter ſich. Es ſind immer wahre Freudenfeſte, wenn, wie dies ſchon zum öfteren geſchehen, ſämmtliche Vereine ſich zuſammenfinden und im mächtigen vollen Chor die kräftigen Geſänge vaterländiſcher Tonmeiſter vortragen. Dieſe Zuſammenkünfte beſchränkten ſich indeſſen bis heute nur immer

Digitized by Google

auf geſchloſſene Räume, im engern Kreiſe der Sangesgenoſſen, und es iſt daher gewiß für die vielen Freunde und Verehrer des deutſchen Männergeſanges eine recht erwünſchte Nachricht, daß auf Veranſtaltung des Liederkranzes **kommenden Freitag, den 25. d. M., ein Conzert in den ſchönen Räumen der Mainluſt ſtattfinden wird, deſſen Ertrag der Mozartſtiftung beſtimmt iſt.** Die Mitglieder des Liederkranzes, der Liedertafel, des Orpheus, des Arions und des Sängervereins zu Sachſenhauſen werden dabei mitwirken, in der Geſammtzahl an 300. Ein beſonderes Intereſſe für den Zuhörer wird es aber noch bieten, auch die Leiſtungen der einzelnen Vereine bei dieſer Gelegenheit zu hören, da Chöre, von allen Sängern vorgetragen, mit den Geſängen der einzelnen Vereine abwechſeln werden.

Möge ein heiterer Himmel dieſes Geſangfeſt begünſtigen!

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

(Der Baſſiſt Dettmer. — Neue Sängerinnen.)

Hr. Dettmer hat ſein Gaſtſpiel beſchloſſen. Für das Feinkomiſche und Lüſterne in der Partie des Figaro hat der treffliche Darſteller des Marcell faſt zu viel Perſönlichkeit; doch weiß er dieſen Ueberfluß durch Leichtigkeit im Vortrag und in der Bewegung zu mäßigen und ſchon im zweiten Duett hat er vollkommen damit ausgeſöhnt. Daſſelbe gilt auch von Fräul. Kratky, welche bekanntlich die Suſanna, wie alle Rollen dieſes Genre, mit liebenswürdiger Grazie zu geben und mit anerkannter Geſangsvirtuoſität auszuführen weiß, wobei ſie den darzuſtellenden Charakter zu veredeln verſteht, wie dies Mozart in ſeinen Tönen angedeutet hat. Die Arie: „Non piu andrai" mußte Hr. Dettmer wiederholen und die ganze höchſt beifällig aufgenommene Leiſtung zeigte, daß er als Künſtler fortzuſtreben nicht unterlaſſen hat. — Die Vorſtellung war ausgezeichnet und wir verſetzten uns in die Zeit zurück, in welcher Mozart's „Nooe di Figaro" die muſikverſtändigen Böhmen (1786) in Enthuſiasmus brachte. Es iſt bekannt, daß dieſes Werk den traurigen Umſtänden der Bondini'ſchen Operngeſellſchaft in Prag wieder auf die Beine half, wie ſpäter die Zauberflöte dem undankbaren Schikaneder. Ueber die Gräfin der Dem. Capitain herrſcht nur eine Stimme und wer dieſen Charakter einſtens mit Schiller's Gräfin von Savern verglich, wird dieſen Vergleich in der freundlich-milden Darſtellung unſerer Capitain noch gültiger finden. Die beiden Arien: „Progi amor" und „Dove sano" von ihr zu hören, iſt ein Kunſtgenuß, den kein Freund des Schönen in Abrede ſtellen wird. Hr. Wiegand (Graf) war heute wohl bei Stimme und Laune und gefiel ſehr, eben ſo die talentvolle Fräul. v. Knoll (Page), die mit Empfindung ſingt und mit Leben ſpielt und deren rühmliches Fortſchreiten mit Vergnügen bemerkt wird. Die übrigen Partieen waren in guten Händen und das Enſemble vortrefflich; unſere Oper dürfte in letzterer Beziehung vielen andern als Muſter dienen. — Ueber Hrn. Dettmer's van Bett und Caspar im Freiſchütz haben wir bereits berichtet. Er ſchloß ſein Gaſtſpiel als Sergeant Toby im „Brauer von Preſton" und der ſchöne Vortrag ſeiner Geſangsſtücke, wie die Energie ſeines Spieles gewannen die lebhafteſte Senſation; er wurde wie in den früheren Rollen einſtimmig gerufen. — Hr. Nork gab den Brauer mit draſtiſcher Wirkung und gutem Humor; einige Milderung der Farben und Effecte wäre theilweiſe zu wünſchen geweſen. — Dem. Capitain als Effie war lieblich und anziehend.

Die Agathe im Freiſchütz wurde durch eine junge Sängerin, Fräul. Reuther, die für unſere Bühne engagirt iſt, gegeben und zwar mit großem Beifall. Sie hat eine voluminöſe Stimme, namentlich in den Mitteltönen, — nur muß ſie Zeit haben, ſolche ausſtrömen zu laſſen, weßhalb ſich deutſches Portament ſehr für ſie eignet. Zu italieniſchen Partieen, obgleich ſie Bravour beſitzt, fehlt ihr bis jetzt noch die freie tändelnde Leichtigkeit, und daher konnte auch ihre Amine weniger anſprechen. Was intelligente Auffaſſung und belebte Darſtellung betrifft, ſo müſſen wir abwarten, bis Fräul. Reuther erſt auf den Brettern heimiſch geworden und über die erſte Befangenheit hinaus gekommen iſt; ein guter Stimmenfond und gehörige Vorbildung ſind unverkennbar vorhanden.

In dem Drama „Dornen und Lorbeer" gab Hr. Baiſon, den wir in letzterer Zeit ſelten auftreten ſahen, was nur in dem überwiegenden Dominiren der Oper ſeinen Grund haben kann, den Bildhauer Rolla und führte uns ein mit künſtleriſcher Intelligenz und als Ganzes abgerundetes Charakterbild vor, welchem die beſte Anerkennung nicht fehlen konnte. M.

Korreſpondenz.

Mainz, 18. Auguſt.

In der Sitzung des hieſigen Gemeinderaths vom verfloſſenen Mittwoch kam die ſchon ſeit zehn Jahren projectirte Erbauung eines **neuen Stadthauſes** auf dem Gutenbergsplatze endlich wieder einmal ernſtlich zur Sprache. Die Noth treibt, das alte Stadthaus droht den Einſturz, man kann weder die Bureaux mehr gehörig unterbringen, noch das Archiv länger auf einem Speicher verwahren, wo es jeder Gefahr bloßgeſtellt iſt; das Haus genügt außerdem den gegenwärtigen Verhältniſſen in keiner Weiſe, währenddem der ſchöne Platz, auf dem das neue Stadthaus erbaut werden ſoll, beinahe unbenützt da liegt und den Anblick einer Ruine gewährt. Die Stadt beſitzt die Mittel, um ohne bedeutende Opfer zum Ziele, was ſeit länger als zehn Jahren den Wunſch der hieſigen Bevölkerung bildet, zu gelangen. Hr. Gemeinderath Krätzer, ein ſehr überlegter Mann, der ohne triftige Gründe gewiß keinen Rath zu einer Unternehmung geben würde, deren Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit er nicht anerkennte, hat in der vorgeſtrigen Sitzung des Gemeinderaths einen förmlichen Antrag zur unverzüglichen Erbauung des neuen Stadthauſes vorgelegt und demſelben einen Plan und Ueberſchlag beigefügt, wonach mit den der Stadt zu Gebote ſtehenden Mitteln und ohne ihre Finanzen zu belaſten, das Gebäude binnen wenigen Jahren hingeſtellt werden kann. Nach der Berechnung des Hrn. Krätzer betragen die Koſten des Baues 81,000 fl. Für das alte Stadthaus werden vorausſichtlich erlöſ't werden 32,000 fl.; für zwei Hausplätze neben dem neuen Stadthauſe, die noch abgegeben werden können 10.000 fl.; für 4 Hausplätze, die ſchon früher zum Behufe der Beſtreitung des Baues des neuen Stadthauſes verſteigt wurden, hat die Stadtkaſſe eingenommen 30,250 fl.; für einen noch abzugebenden Bauplatz auf der Mitternacht können erlöſ't werden 1,500 fl.; hiezu berechnet Hr. Krätzer den Ertrag der jährlichen Miethe des unter dem neuen Stadthauſe anzulegenden Kellers zu 350 fl. oder einem Kapitalwerthe von 8,750 fl., ſo zwar, daß bei Benützung dieſer verfügbaren Mittel, zuſammen 82,500 fl., für unvorhergeſehene Fälle noch ein Ueberſchuß von 1,500 fl. bliebe. Um jedoch die Stadtkaſſe, im Falle ein Theil der für die vier Hausplätze erlöſ'ten 30,250 fl. verausgabt wäre, nicht unnöthig zu belaſten, ſo ſchlägt Hr. Krätzer vor, während 6 Jahren jedesmal im Budget 6.000 fl. für den Bau zu reſerviren. Hr. K., der ſeiner Erklärung zufolge bei dieſem Antrage keinen andern Zweck hat, als ſeiner Vaterſtadt, die ihn ſeit langen Jahren in die Mitte ihres Vorſtandes berufen, eine Verſchönerung durch die zweckmäßige Herſtellung eines ſchon ſo lang ſehnlichſt gewünſchten Stadthauſes auf dem Platze Gutenberg zu verſchaffen, hat dadurch bewieſen, daß er es verſteht, am rechten Orte ſein Votum geltend zu machen. Man bezweifelt nicht, daß die Mehrheit des Gemeinderaths ſich dem Antrage anſchließen werde; vorerſt wurde der Ueberſchlag der ſtädtiſchen Baukommiſſion zur Prüfung überwieſen.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 22. Auguſt. **Doctor Weſpe**, Luſtſpiel in 5 Abth., von Roderich Benedix. (Preisſtück.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 232. Mittwoch, den 23. Auguſt 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

III.

Die Meeresküſte zwiſchen der Stadt Tarragona und der Mündung des gewaltigen Ebro gehört zu den zerklüftetſten der Küſten Spaniens. Gewaltige Waſſermaſſen ſcheinen das Erdreich zwiſchen den aufſtarrenden Felskuppen weggeſchwemmt zu haben. Dadurch bildeten ſich Schluchten, die gegen das Meer hinab Sandboden zeigen, und dann langſam gegen die Höhe des Ufers ſich erheben. Ueberhängendes Gebüſche deckt ſie oft dem Blicke gänzlich. Nicht ſelten rieſeln Küſtenbäche durch ſie in das Meer.

Eine ſolche Stelle, wo der Felſen hoch überhing, aber an ſeinem Fuße weit zurück trat, liegt nahe der Stelle, wo ſchäumend der Ebro in das Meer fällt. Hier gerade war man am wenigſten aufmerkſam, weil man die Landung für unmöglich hielt.

Das Geſchwader war am Mittage hinauf gegen Barcelona geſegelt. Nur eine Galeere kreuzte noch an der Stelle. Etwa eine Stunde tiefer in das Land, gegen Tortoſa hin, war das Lager, wo Graf Raimund Berengar und Don Suniar ihre Mannſchaften verſammelt hatten.

Eine Nacht war gekommen, ſo dunkel, ſo gewitterdrohend, wie ſeit langer Zeit keine zweite. Das Meer grollte dumpf. Die Wellen gingen hohl, und ein ſcharfer, aber unbedeutender Seewind fächelte Kühlung über das Land. Man konnte kaum drei Schritte weit einen Gegenſtand von dem andern unterſcheiden. In Entfernung von einigen Tauſend Schritten ſtanden Wächter, die in einer Kette bis in das Lager reichten, um ſchnell jede verdächtige Erſcheinung zu melden.

Unweit von der eben beſchriebenen Stelle lag ein Küſtenwächter unter dem Schutze hoher Gebüſche, die jedoch nicht ſo nahe zum Küſtenrande vortraten, daß nicht ein Raum von einigen Schritten geblieben war, wo üppiger Raſen und duftige Kräuter ein Bette für den Müden bereitet, wie er's nur wünſchen mochte. Hier war der Poſten eines Küſtenwächters. Auch die Augen eines Mannes, den weniger die Langweile geplagt hätte, als ihn, wären der Gefahr ausgeſetzt geweſen, zuzuſinken. So war er denn binnen wenigen Minuten ſanft entſchlummert, und bald gaben rauhe und unmelodiſche Töne den Beweis, wie ſchnell ſein Schlummer zum tiefen Schlafe geworden.

Aus dem Gebüſche trat jetzt ein Mann, der unter ſeinem Mantel eine Laterne trug. Er beleuchtete das derbe Antlitz des Schlafenden, und ſagte dann zu ſich: „Er hat ſich in der That wenig verändert; aber eine Züchtigung verdient er doch, daß er in dieſer Gefahr ſchlafen kann und ſchnarchen, daß man es durch das Toſen der Brandung hört.“

„He!“ rief er dem Schlafenden in's Ohr, „die Seeräuber haben gelandet! Auf!“ Der Schlafende fuhr empor und ergriff im Schlaftaumel ſeine Streitaxt, um damit ohne Weiteres auf den, der ihn weckte, loszuſchlagen, weil er meinte, dies braune Geſicht ſey das eines Mauren.

Dieſer parirte den Hieb, und ſagte lachend: „Willſt Du doppelte Schuld auf Dich häufen? Soll ich Antonio melden, daß Du ſchliefſt und mich meuchlings anfielſt?“

„Vergieb,“ ſagte der Wächter, und legte die Streitaxt auf ſeine Schulter; „ich meinte, Du ſeyeſt ein Maure; aber ſprich, wo iſt Antonio? Wir haben unſere Knabenſpiele mit einander geſpielt, und noch liebe ich den heitern Genoſſen meiner Jugend.“

„Alfonſo, er ſteht vor Dir!“ rief der Andere, und die alten Freunde drückten ſich die Hände, ſetzten ſich dann nieder, und begannen, Alles vergeſſend, ihr Geſpräch, während die Laterne von dem Felſen aus hell in die See hinaus leuchtete.

Während ſie von ihrer Jugend ſprachen, hatte der Donner zu rollen begonnen. Blitze zuckten am Himmel hin und beleuchteten die Galeeren-Flotte, welche auf dem Meere ſchwamm, aber auch zahlreiche, ſtark beſetzte Boote, welche, geleitet von Antonio's Laterne, die ſichere Bucht fanden, und eiligſt ihre Leute an das Land ſetzten. Alle Küſtenwächter hatten ſich zurückgezogen und Schutz vor dem Regen geſucht. Keiner glaubte an eine Landung. Die Mauren beobachteten die tiefſte Stille.

Antonio und ſein Freund Alfonſo plauderten, und mit dem lauten und lauteren Erſchallen des Donners, dem heftigeren Dröhnen des Sturmes hatten ſie auch ihre Stimmen lauter erhoben. So vergingen mehrere Stunden. Der Sturm legte ſich, das Gewitter war von ihm weggetrieben worden, ohne daß es ſeine Regengüſſe hätte über das Land ausgeſchüttet. Der Tag begann ſchon zu grauen, da war eben Antonio an der Reihe, ſeine Geſchicke zu erzählen. Sie ſaßen unter

Digitized by Google

den Zweigen eines mächtigen Strauches, und er fuhr in ſeiner Erzählung fort:

„Alfonſo, ich war ein gott- und pflichtvergeſſener Bube geworden, ich wurde — ein Muhamedaner! —"

Alfonſo kreuzte ſich und ächzte laut. Er hielt weit ſeine Hände vor ſich, um den Abgefallenen weit von ſich abzuhalten.

„Wehe!" rief er, „Du biſt verdammt!"

Antonio lächelte mitleidig. „Ich war es —" ſagte er, „aber höre nur weiter. Die Kirche hat meine Reue angeſehen und mich begnadigt."

„Gelobt ſey mein Schutzpatron!" rief Alfonſo, und ſeine Seele wurde leichter. Er wagte es wieder, zu athmen und ſeinen Freund anzuſehen.

„In Puglierza lebte ich," fuhr Antonio fort. „Als Fiſcher mußte ich mich kümmerlich ernähren; denn auch der Maure verachtet den Renegaten. Mein Loos war hart; ich war um alle meine Plane und Ausſichten betrogen. Da begann die Reue ihr zerreißendes Geſchäfte in meinem Innern. Die Angſt und Qual ruhte weder Tag noch Nacht. Ich wollte entfliehen, aber man beobachtete mich mit tauſend argwöhniſchen Blicken. Endlich ſtand ich ab, um ſie ſicher zu machen, — und ſie wurden es, die Hunde! Da kam des Emirs mächtige Rüſtung. Ich vernahm den Plan ganz und gar. Schlau täuſchte ich alle Wächter und, anſcheinend um zu fiſchen, ſtach ich mit meinem Boot in die See. Alle meine Habſeligkeiten lagen darin. Ich entfloh, und erreichte glücklich Barcelona. Hier offenbarte ich die Gefahr dem edlen Grafen, wurde die Veranlaſſung der Rüſtungen und Küſtenwachen, that Buße vor dem Erzbiſchof, und erhielt Indulgenz. Jetzt iſt mein Herz leicht!"

Eben als er dieſe Worte ausgeſprochen, bewegten ſich leiſe die Zweige des Gebüſches, und drei Mauren ſtanden mit gezückten Schwertern vor den Erbebenden.

„Stirb! Verräther," rief Ali, und — Antonio's Haupt rollte am Boden. Die Schwerter ſeiner Begleiter hatten bereits auch Alfonſo's Leben geendet.

„Werft die Leichname in's Meer!" befahl Ali. „Er hat ſeinen Lohn, und nun laßt uns eilen zu unſerm Heere, dem Emir zu ſagen, daß Alles ſicher iſt."

Schnell kehrten ſie in die Bucht zurück zu dem Emir.

„Wie ſteht es?" fragte Achmet.

„Wir haben die Küſtenwächter ſchlafend gefunden und zum Schweigen gebracht," ſagte Ali; „aber mehr als das, Herr, der Renegat Abdul iſt durch meine Hand gefallen. Er hat ſich des Verraths gerühmt — da traf ihn meine Klinge. Hier ſein verruchtes Haupt."

„Allah iſt groß!" rief der Emir, und ſtieß mit dem Fuße das bluttriefende Haupt weg. „Er ſtraft den Verräther immerdar, und trifft ihn, wo er ſich auch berge!"

(Fortſetzung folgt.)

Johann Huß.

(Hiſtoriſche Skizze von C. M.)

(Fortſetzung.)

Gleichwohl wurde er noch an eben demſelben Tage, am 28. November, gefangen geſetzt. Chlum, ſein treueſter und eifrigſter Freund, eilte zwar ſogleich zu dem Pabſte und beſchwerte ſich über dieſe Treuloſigkeit, mußte ſich aber mit der Entſchuldigung begnügen, es ſey nicht auf Befehl des Pabſtes geſchehen, indem er ſich ſelbſt vielmehr in der Gewalt der Cardinäle und Biſchöfe befinde. Kurz darauf übergab Michael de Cauſis dem Pabſte folgende Klageartikel wider Huſſen. Er hat öffentlich gelehrt, daß man dem Volke das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten reichen müſſe; und wirklich thun dieſes auch ſeine Schüler bereits zu Prag. In Vorleſungen und Predigten hat er behauptet, daß, nachdem die Einſegnungsworte geſprochen worden ſind, im Sacramente des Altars das materielle Brod übrig bleibe. Er ſagt, daß Kirchendiener, welche eine Todſünde begangen haben, die Sacramente nicht ferner verwalten können. Er will unter der Kirche nicht allein den Pabſt, die Cardinäle und den Clerus allein verſtanden wiſſen, und nennt dieſes eine von den Scholaſtikern erzwungene Bedeutung. Die Kirche ſoll auch, nach ſeiner Meinung, keine zeitlichen Güter beſitzen; die weltlichen Herren ſollen ſie ihr ungeſtraft nehmen können. Er nennt es einen Irrthum Conſtantins und anderer Fürſten, daß ſie die Kirchen und Klöſter bereichert haben. Allen Prieſtern legt er einerlei Gewalt bei, und verſichert daher, die Reſervationen gewiſſer Fälle für die Päbſte, die Weihung der Biſchöfe und Einſegnung der Cleriker ſeyen bloß aus Habſucht oder Stolz der Obern erfunden worden. Wenn hohe oder niedere Cleriker ſich einer Todſünde ſchuldig gemacht haben, ſo ſpricht er ihnen alle Schlüſſelgewalt ab. Er fürchtet die Excommunication nicht, er verachtet ſie, und hat daher mitten unter dem Banne und Interdikte, auf ſeiner ganzen Reiſe von Prag her, immer Meſſe geleſen. Er glaubt, daß Jedermann Seelſorger beſtellen könne, und daß Derjenige, der einmal zum Prediger geweiht worden iſt, von dieſem Amte nicht abgeſetzt werden dürfe. Dieſe Anklagen waren hauptſächlich aus Huſſens Buche von der Kirche genommen; die Lehre vom Abendmahlskelche war aber nicht von ihm zuerſt vorgetragen, ſondern, kurz vor ſeiner Reiſe nach Coſtnitz, nach Jakob von Miſa, eines gleichzeitigen böhmiſchen Religionslehrers Vorgange, von ihm angenommen worden. Daß überhaupt in Böhmen der Reſt einer ältern Religionsverfaſſung geweſen ſey, iſt ſchon am Eingang erwähnt worden. Sein Ankläger gab ihm noch außerdem Schuld, daß er die deutſchen Mitglieder der Univerſität zu Prag nur darum ihrer Stimmen beraubt und vertrieben habe, weil ſie ſeinen Irrthümern nicht hätten beipflichten wollen; daß er die durchgängig daſelbſt verworfenen Artikel Wiclef's allein vertheidigt habe; daß er ein Aufhetzer der Laien gegen den Clerus und Verfolger deſſelben geweſen ſey, beſonders aber die Fürſten aufgemuntert habe, denſelben ſeine Güter zu entreißen, und daß, wenn er wieder frei gelaſſen werden ſollte, ein ſo allgemeiner Aufſtand in Deutſchland entſtehen, die Cleriker und Gläubigen ſo viel leiden würden, als ihnen ſeit Conſtantins Zeiten nicht begegnet ſey; daß alle Ketzer auf Huſſens Seite wären, und, wenn man ihm alſo ſeine Freiheit wieder ſchenken würde, durch ihn mehr Schaden, als jemals durch eine andere Ketzerei geſtiftet werde.

Dieſer Angriff auf Huß, der höchſt wahrſcheinlich mit dem hohen Clerus verabredet war, hatte die Folge, daß der Pabſt einige Prälaten zu Commiſſarien ſeiner Sache ernannte. Sie ſtellten ihm dieſe Klagepunkte zu, um ſich dagegen zu verantworten; aber ein Sachwalter, den er begehrte, und der ihm in ſeiner Lage — Gefangenſchaft und Krankheit — vorzüglich

Digitized by Google

nöthig war, wurde ihm als einem Manne abgeſchlagen, der ſich, nach den Vorſchriften des päbſtlichen Rechts, durch den auf ſich geladenen Verdacht der Ketzerei deſſelben unwürdig gemacht habe. Hingegen wurden überall Zeugen gegen ihn aufgeſucht, die man auch unter dem Clerus deſto leichter fand, weil er dem Ruf deſſelben ſo viel Abbruch gethan hatte. Unterdeſſen blieb Huß heiter genug, um ſelbſt in ſeinem Gefängniß einige kleine Schriften aufzuſetzen, welche noch zum Theil vorhanden ſind.

Bei dieſen erſten Anſtalten wider Huß war der Kaiſer noch nicht zugegen; er kam erſt zu Weihnachten in Coſtnitz an. Da ſich indeſſen Chlum bei ihm ſchriftlich darüber beklagte, daß Huß, dem kaiſerlichen Sicherheitsbriefe zuwider, gefangen geſetzt worden ſey, ließ Sigmund nicht ohne Unwillen durch ſeine Geſandten befehlen, Huſſen wieder loszulaſſen, und ſollten ſogar die Thüren ſeines Gefängniſſes gewaltſam aufgeſprengt werden müſſen; allein der Pabſt, im Widerſpruche gegen ſeine frühere Entſchuldigung, verhinderte nicht nur die Vollſtreckung dieſes Befehls, ſondern beſchwerte ſich auch darüber, daß Huß, der auf ſeine Verordnung eingeſchloſſen worden ſey, durch den Kaiſer, welcher der Beſchützer des Conciliums genannt würde, frei werden ſolle. Chlum ließ daher an alle Kirchthüren von Coſtnitz ſeine Beſchwerden anſchlagen, daß Huß wider den kaiſerlichen Schutzbrief und Befehl gefangen gehalten werde. Auch die böhmiſchen Großen verwandten ſich, ſobald ſie das Schickſal ihres Lehrers erfuhren, für ihn bei dem Kaiſer. Der Burggraf von Prag und zwei andere mächtige Böhmen ſchrieben an ihn, daß ſie auf Huſſens Anſuchen den Erzbiſchof ihrer Stadt gefragt hätten, ob derſelbe etwas wider die chriſtliche Wahrheit gelehrt habe; da nun dieſer ſolches durchaus geläugnet, ſo bäten ſie ihn, den Kaiſer, dem Huß ſeine Freiheit wieder zu geben, und ihm ein öffentliches Verhör zu geſtatten, damit er nicht durch Verläumdung ſeiner Feinde, den Böhmen zum Spott, überwältigt werde. Da dieſe Fürbitte nichts half, vielmehr Huß im Februar 1415 aus ſeinem erträglichen Gefängniß in ein elendes im Dominicanerkloſter verſetzt wurde, machten bald darauf viele vornehme böhmiſche und mähriſche Herren dem Kaiſer in einem neuen Schreiben die lebhafteſten Vorſtellungen. Sie ſagten darin unter Anderm, Huß ſey nicht gezwungen, ſondern freiwillig zur Kirchenverſammlung gereiſet, um ſich gegen die falſchen Anklagen zu verantworten, die wider ihn und alle Böhmen wären vorgebracht worden; bereit ſogar, wenn man ihm einen Irrthum zeigte, denſelben zu verdammen. Sie verlangten keineswegs, daß er ungeſtraft davon komme, wenn man ihn der Ketzerei überführen könne. Aber dafür möchte der Kaiſer ſorgen, daß ſein öffentliches Verſprechen nicht gebrochen würde, indem ſonſt daraus für ihn und ganz Böhmen viel Unheil erwachſen dürfte, wenn ein rechtſchaffner, ſeines Schutzes würdig geachteter Mann mancherlei Verfolgung leiden ſollte. „Wir würden es ungemein bedauern“, ſetzten ſie hinzu, „wenn wir es erfahren ſollten, daß etwas zur Beſchimpfung Ew. Majeſtät vorgefallen ſey; oder daß Sie gar, welches Gott verhüte, ſich einer ſo groben Ungerechtigkeit ſchuldig gemacht hätten. Das würde für Andere ein übles Beiſpiel ſeyn, und Jedermann würde künftig Ihr ſicheres Geleite verachten, wie denn jetzt bereits Viele ſehr nachtheilig von demſelben ſprechen.“

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Auf den in dieſem Blatte mit Hutbeſetzung überſchriebenen, am 11. d. erſchienenen Artikel diene hiermit zur Erwiederung, daß dem Hrn. Einſender deſſelben durchaus die Wirkung des Schellacks, ſo wie die Verwendung deſſelben zu Hutbeſetzung unbekannt ſeyn muß. Der Schellack wird weniger zur Abwendung des Schweißes, als ſtatt Verbindungsmittel zwiſchen Seide und Leinwand verwendet, und nicht die Seide, wie es in beſagtem Artikel heißt, damit getränkt, ſondern die Leinwand ganz leicht damit angeſtrichen. Nachdem beide Theile durch Bügeln vereinigt ſind, hat der Schellack eine ganz andere Natur angenommen, und für die empfindlichſte Haut kann hierdurch kein Reiz ſtatt finden, vielweniger daß er rothe Flecken verurſacht und lebensgefährliche Blaſen zieht. Wenn alſo die Staatsregierung ſich um nichts Wichtigeres zu bekümmern hat, ſo leben wir in einer glücklichen Zeit. Darmſtadt, d. 13. Auguſt 1843. H. Schuchard, Hutmacher.

In Wilna ſoll vor einigen Wochen ein Ereigniß vorgekommen ſeyn, das in den tragiſchen Annalen der Liebe neu iſt. Die Tochter eines Offiziers war mit dem Sohne eines Kaufmanns verlobt und die Hochzeit ſollte nach wenigen Monaten ſtattfinden; der Bräutigam aber, ein unbeſtändiger, flatterhafter junger Mann, hatte ſich unterdeß in ein anderes Mädchen verliebt und ſchrieb ſeiner Verlobten, daß aus der Heirath nichts werden könnte. Das unglückliche Mädchen zerriß den Brief in tauſend kleine Stücke, nahm dieſe, ging in die Küche, verſchaffte ſich Arſenik und warf denſelben nebſt den Briefſtückchen in die kochende Suppe. Dann legte ſie ihr Brautkleid an, ſetzte ſich an den Tiſch, aß jene Suppe rein auf und war nach zwei Stunden eine Leiche.

Die ſchweizeriſchen Naturforſcher haben ihre Jahresverſammlung diesmal in Lauſanne abgehalten. Es waren auch viele Ausländer dort und Alle waren mit der Erforſchung der ſchweizer Natur eifrigſt beſchäftigt. Es wurden Luſtfahrten zu Waſſer und zu Land gemacht, vortrefflich gegeſſen und getrunken und die Fröhlichkeit durch heitere Lieder genährt. Sämmtliche Naturforſcher ſtimmten darin überein, daß die Natur dort noch in gutem Zuſtande ſey.

(Frankfurt a. M.) In dem am 22. d. M. im Saale des Weidenbuſches ſtattfindenden Konzerte des Hrn. Herrman Léon aus Brüſſel werden Mad. Duflot-Maillard und die Herren Eliaſon und Ed. Roſenhain mitwirken. Das bereits ausgegebene Programm bietet eine anziehende Auswahl verſchiedenartiger Muſikſtücke. Die trefflichen Geſangsleiſtungen der Mad. Duflot-Maillard, welche vor zwei Jahren auf unſerer Bühne mit großem Beifall gaſtirte, ſo wie die Talente der Mitwirkenden werden die verdiente Beachtung finden.

Korreſpondenz.

Baden-Baden, 19. Auguſt.

Das Tagesgeſpräch hier bilden die Verluſte, welche der Spielpächter die jüngſtverwichenen Tage erlitten; in einem Zeitraum von

Digitized by Google

drei Tagen wurde nämlich die Bank viermal geſprengt. — Nächſten Donnerſtag den 24. d. Mts. gibt der Spielpächter Hr. Benazet im großen Saale des Converſationshauſes das „Stabat mater“ von Roſſini. Die Solopartieen ſind in den Händen europäiſcher Geſangscelebritäten, das Orcheſter iſt durch Mitglieder der Karlsruher Kapelle und durch mehrere Orcheſtermitglieder aus Mainz, worunter die Herren Ch. Schneider, großh. heſſ. Konzertmeiſter, Cahn, Friſch und P. F. Schneider, die beim hieſigen Sommertheater engagirt ſind, verſtärkt. Die Chöre werden vom Opernperſonale der hieſigen Bühne ausgeführt und ſind ebenfalls durch mehrere Mitglieder von der Karlsruher Hofbühne verſtärkt. Der Maeſtro Signor Alary dirigirt das Oratorium. — Verfloſſenen Dienſtag den 15. Aug. machte der Luftſchiffer des Königs der Franzoſen mit ſeinem Luftballon eine Luftfahrt im Angeſicht des Converſationshauſes, wo es von Tauſenden wimmelte, die aus der Nähe und Ferne zu dieſem Schauſpiel herbeigeſtrömt waren. Der kühne Aëronaut kam einige Stunden von hier wieder glücklich zur Erde herab. — Was die Theaterverhältniſſe hier betrifft, ſo kann man es nicht genug beklagen, daß die Regierung ſo wenig zur Unterſtützung eines Inſtituts beiträgt, welches an einem Badorte erſten Ranges nothwendiges Bedürfniß iſt. Der gegenwärtige Unternehmer und Direktor Hr. Philipp Walburg Kramer leiſtet bei weitem mehr, als man billigerweiſe bei den ſchlechten Einnahmen zu fordern berechtigt wäre und verdiente wohl von Seiten der Badecommiſſion eine Entſchädigung für die gewiß bedeutenden Opfer, welche er dem Vergnügen des Badepublikums bringt. Einen beträchtlichen Nachtheil fügt Hr. Benazet dem Theater dadurch zu, daß er an jedem Operntage die Blechmuſik von Raſtatt kommen und in dem ſogenannten Kiosk vor dem Theater ſpielen läßt, was einen großen Theil des Publikums von der Theilnahme an den Opervorſtellungen abzieht; überhaupt iſt die Bank der Ruin des Theaters. Von gelungenen Opervorſtellungen ſahen wir: Norma, Freiſchütz, Poſtillon von Lonjumeau, Johann von Paris, Schweizerfamilie u. m. a. Im Schauſpiel hatten wir recht viele Novitäten. Unter dem Operperſonal erwähnen wir als der vorzüglichern Mitglieder: Mad. Rennert, erſte Sängerin, Dem. Bißler, Soubrette, Hrn. Zoller, Tenor-Bariton, Hrn. Baringer, Baß-Bariton, Hrn. Hauſer, Baſſiſt, Hrn. Nerger, Buffo, und Hrn. Hinterberger, Tenoriſt, neu engagirt; im Schauſpiel: der Herren Wollrade, Rennert, v. Horar, Podeſta, Bißler, Kramer und Henberger, Mad. Bianchi, Frau v. Horar, die beiden Fräul. Bißler und Dem. Schäfer. Hr. Kramer genießt einer allgemeinen Achtung ſowohl als darſtellender Künſtler, als auch thätiger, verſtändiger und höchſt reeller Direktor. Es iſt ein großer Vorzug dieſes Mannes, daß, troz der geringen Einnahmen, das ganze Perſonale die Gagen pünktlich ausbezahlt erhält, was bei ähnlichen Privatunternehmungen ſelten der Fall iſt und ſie daher häufig ſcheitern läßt. Mit dem 1. Oct. iſt die Theaterſaiſon hier zu Ende und wir vernehmen, daß Hr. Kramer alsdann das Hoftheater von Sachſen-Meiningen übernehme.

Hamburg, 18 Auguſt.

Unſer Stadttheater iſt noch immer in deſolatem Zuſtande und beſonders das Opernrepertoire iſt einer Wüſte zu vergleichen, in der nur dann und wann das Gaſtſpiel irgend eines bedeutenden Künſtlers eine erquickende Oaſe bildet. Was mögen die zahlreichen Fremden, die jetzt zumeiſt das Theater füllen, ſich von unſerer Oper für einen Begriff machen! Damit es aber nicht den Anſchein habe, als ob ich gerade in meinen Anforderungen ſo ſchwer zu befriedigen wäre oder mir in meinen Urtheilen über die hieſige Bühne irgendwie Parteilichkeit zu Schulden kommen ließe, bin ich ſo frei, Ihnen diesmal nur einige Worte aus unſern heutigen „Nachrichten“ mitzutheilen, wo es über die letzte Aufführung von „Zampa“ unter Anderm heißt: „Mad. Cornet hatte die Partie der Camilla übernommen, eine Partie, die ſich nicht mehr für ihre Kunſtmittel eignet und konnte daher die Ausführung auch durchaus keinen erfreulichen Eindruck hinterlaſſen. Fräul. Eichbaum und die Herren Kaps, Henry und Gloy hatten die übrigen Solopartieen in der Oper, konnten aber gleichfalls nicht genügen, wie denn überhaupt die ganze Vorſtellung eine durchaus verfehlte war und leider wiederum den Verfall unſerer Oper auf's ſchmerzlichſte documentirte.“ — Im Schauſpiel gaſtirt Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden, mit Beifall und zeigt ſich als geiſtvolle und originelle Künſtlerin, wenn ſie gleich die Parthenia (im Sohn der Wildniß) zu ſehr von der naiven Seite aufzufaſſen und das naive Element etwas zu ſehr vorwalten zu laſſen ſchien. — Der gefeierte Tenor Tichatſchek aus Dresden wird erwartet, der Erwünſchte und Erſehnte allen Opernfreunden; möchte er nur in ſeinen Glanzrollen von Seiten unſeres Perſonals eine würdige Unterſtützung finden! — Schließlich noch einige Worte über literariſche Novitäten. Zur Feier des Jubiläums des tauſendjährigen deutſchen Reiches erſchien hier dieſer Tage bei Hoffmann und Campe: „Das tauſendjährige Reich“, Gedicht zur Auguſtfeier 1843, mit dem Motto:

Das Raupenvolk der Zeit iſt zur Verwandlung reif,
Es trägt ſein Todtenkreuz im falben Rückenſtreif.

Dieſes Gedicht, das von einem jungen Turner herrühren ſoll, athmet in einer lebensfriſchen Sprache eine Tendenz, wie ſie ſchon aus dem Motto erſichtlich und verſucht es, der deutſchen Jugend den Geiſt für Deutſchlands geiſtige Freiheit und ſeine innigſte Vereinigung einzuhauchen. Von dem unermüdlichen Lotz ſind neue Novellen und Erzählungen bei Niemeyer, und von einem hieſigen Pädagogen, H. Rey, „Bauſteine zur Beförderung häuslichen und Familienglücks“ herausgegeben. — Noch möge eines zeitgemäßen und trefflichen Unternehmens erwähnt werden, das die Herold'ſche Buchhandlung vorbereitet. Es iſt dies eine neue, dem jetzigen Standpunkte der Wiſſenſchaft entſprechende Bearbeitung des alten Funke'ſchen Real-Schullexicon, von Dr. Kraft und Dr. Müller, die, wegen ganz verſchiedener Tendenz, auch neben dem gediegenen, viel umfangreicheren Werke von Pauly (Stuttgart bei Metzler) auf Theilnahme wird rechnen dürfen. Von Dr. Henning erſcheint eine metriſche Ueberſetzung der Ovidiſchen Heroiden.

Räthſel.

1.

Daß Feuer und Waſſer ſich niemals vereinen,
Stets feindlich einander entgegen ſich ſteh'n,
Weiß Jeder, drum muß es wohl ſeltſam erſcheinen,
Sie friedlich bei mir vereinigt zu ſeh'n;
Das Waſſer nicht näſſet, das Feuer nicht brennt.
Nun rathet, ihr Leſer, wie man mich nennt.

2.

Mit b iſt es der Ausdruck hoher Freude,
Mit w jedoch ein köſtliches Geſchmeide.

G. Buck.

Auflöſung der Charade in Nro. 230.

Pfropfreis.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Auguſt. Die beſchämte Eiferſucht, Luſtſpiel in 3 Abth., von Fr. v. Weißenthurn.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 233. Donnerſtag, den 24. Auguſt 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

Ohne Säumen rückten nun die kampfluſtigen Schaaren aus der Bucht, wo ſie, Kopf an Kopf gedrängt, geſtanden hatten, heraus, und wohlgeordnet brachen ſie gegen das Lager des Grafen von Barcelona auf. Als die Strahlen der Frühſonne das Land vergoldeten, traten die Mauren aus einem Walde hervor, und das Lager dehnte ſich weithin vor ihren Blicken. Es lag in tiefer Ruhe und ohne Ahnung der Nähe des Feindes.

Dem ſchlauen Ali war es gelungen, alle Wachen in einem weiten Umkreiſe in aller Stille nieder zu machen. Der Südländer fürchtet nichts mehr, als den Regen; ſo war es denn eine Folge des drohenden Gewitters geweſen, daß auch die Zwiſchenwachen, welche beſtimmt geweſen waren, die Kunde von den Küſtenwächtern zu empfangen und in das Lager zu bringen, von ihren Poſten gewichen waren, um irgendwo unter dem Schutze einer Hütte, eines Felſens oder eines Baumes ſich zu bergen. Kein Gedanke beſchlich die Seele der Ritter, daß in dieſer Nacht die Mauren landen könnten. Darum gaben ſie ſich einer ſorgloſen Ruhe hin, und lagen jetzt tief im Morgenſchlafe.

Mit dem Frohlocken des ſichern Sieges und dem fürchterlichen Schlachtrufe: Allah ill' Allah! warf ſich der wilde Haufe, gleich einem dunkeln Strome, über das Lager der Chriſten.

Welch' ein Schrecken! — Und dennoch mit dem Muthe der Verzweiflung warf ſich der alte Graf von Barcelona den Raſenden entgegen. Muthig ſchaarten ſich die Ritter um den Greis. Suniar und ſeine Ritter ſtritten, kaum bekleidet, auf der andern Seite des Lagers, unter ihnen Gui de Mormoran, mit ſeltener Tapferkeit. Nie war noch auf den Küſten Spaniens ein ähnlicher Kampf gekämpft worden; aber nie hatten auch die Mauren einen ſo großartigen Sieg gewonnen. Wohl bis die Sonne im Mittage ſtand, ſtritten die Schaaren mit ſchier ungeſchwächten Kräften; aber die Reihen der Chriſten waren ganz ungeheuer gelichtet. Kein Harniſch ſchützte die Ritter, keine Roſſe ſtanden ihnen zu Gebot, weil zu raſch und plötzlich der Kampf begonnen hatte. Lähmend traf das Heer die Botſchaft, daß Emir Achmet ſelbſt die Lanze durch die Bruſt des Grafen von Barcelona gerannt. Vergebens verſuchte Don Suniar de Gineſta die Wankenden zu halten. Sie flohen, und der Strom der Fliehenden riß auch die Muthigern mit ſich fort. Tauſende fielen auf der Flucht vor den Verfolgern, und in die offenen Thore des von Schrecken gelähmten Tortoſa's drangen Achmet's Schaaren mit den Flüchtlingen. Das Lager, mit Allem, was es umſchloß, und Tortoſa mit ſeinen Schätzen, fielen in die Hände des übermüthigen Siegers. Tauſende von Sklaven wurden nach den Schiffen geſchleppt, und nur das Werthvollſte der Beute nahm man mit; aber dennoch wurde das geſegnete Land eine menſchenleere Wüſte, und die Wölfe aus den Pyrenäen zogen ſich in die Gegend, wo menſchlicher Fleiß vor wenigen Tagen noch ſeiner reichen Saaten ſich freute, welche der Aernte entgegen reiften. Plötzlich, wie ſie gekommen waren, verſchwanden die Mauren, und die rauchenden Trümmer Tortoſa's gaben eine ſchreckliche Kunde von ihrem Ueberfall.

Das ganze Land war in Trauer. Keine der edlen Familien des Landes mochte ſich rühmen, daß ſie nicht ihr Opfer dargebracht; ſchier keine Familie aus dem Volke war ohne Verluſt eines ihrer Glieder geblieben.

Welch' hartes Geſchick traf aber die, die ſich ſagen mußten, ihre Angehörigen ſeyen nicht von der kalten Hand des Todes berührt worden? — Auf den Sklavenmärkten der mauriſchen Städte auf dem Feſtlande oder der Inſeln wurden ſie als Waare verkauft, um ewig dienſtbar zu ſeyn dem Uebermuthe eines erbarmungsloſen Herrn.

Und des Landes Herrſcher war gefallen! und ſein Erbe war fern in fremden Landen, wußte nicht, was ſich daheim zugetragen, und auch keine Kunde konnte ihn erreichen, da man nicht wußte, wo er war.

An Don Suniar de Gineſta war es nun, als an dem älteſten der Dynaſten des Landes am Ebro, dem reichſten Vaſallen des Grafen, die Zügel des Reichs in ſeine Hand zu nehmen.

Er kam, von Allem entblößt, auf Gineſta's Burg an. Esmeralda frohlockte, als ſie ihn ſah. Die Botſchaft der Niederlage der Chriſten war ſchon zu ihr gedrungen, und ihr Herz hatte gebebt bei dem Gedanken, auch den theuren Vater vielleicht verloren zu haben. Auch um den Sänger trauerte ſie, obwohl er ihr nie theurer als jeder andere Ritter geweſen; denn ſie hielt ihn für todt, da der Vater nicht wußte, was aus ihm geworden ſey.

Digitized by Google

Suniar verließ ſchnell Gineſta, um nach Barcelona zu eilen, wo die Reſte ſeines Freundes einer würdigen Beiſetzung harrten. Auch Esmeralda verließ mit dem Vater die theure Stätte ihrer Kindheit und Jugend, um bis zu des jungen Grafen Heimkehr den Glanz des Hofes zu theilen.

In tiefer Trauer beging das Volk ſeines Grafen Leichenfeier; es hatte ihn geliebt. Stille blieb es am Hofe Suniar's, denn er ehrte den Todten. Boten eilten hinweg in allen Richtungen, den jungen Grafen zu ſuchen, daß er heimkehre und das Erbe ſeiner Väter antrete; aber die meiſten kehrten unverrichteter Sache heim, weil ſie ihn nicht erfragen konnten. Er war wohl hier und dort geweſen, aber dann, nachdem er Proben ſeiner großen ritterlichen Fertigkeiten abgelegt, ohne Säumen weiter gen Norden gezogen in das Land der Deutſchen, vor dem man in Frankreich Furcht und Scheu hatte, theils weil es ſo unwirthbar und wild, theils weil das Volk im Rufe der Wildheit und unbändiger Kraft ſtand. Suniar mußte nun in ſeinem Namen das Land beherrſchen, und that es mit Kraft und Milde.

(Fortſetzung folgt.)

Johann Huß.

(Hiſtoriſche Skizze von S. M.)

(Fortſetzung.)

Doch die Geiſtlichkeit hatte um dieſe Zeit ſchon die Geſinnungen des Kaiſers gänzlich umgeſtimmt. Sie bewies ihm mit vielen Worten aus dem päbſtlichen Recht, daß er nicht ſchuldig ſey, einem Ketzer oder der Ketzrei Verdächtigen das geleiſtete Verſprechen zu erfüllen, und bat ihn, die Freiheit der Väter des Conciliums aufrecht zu erhalten, und nicht unter dem Vorwande ſeines Geleitsbriefes die gegen Huß angefangene Unterſuchung zu hemmen, welches ſonſt die unvermeidliche Auflöſung der Kirchenverſammlung zur Folge haben würde. Des Kaiſers Antwort war, das Concilium ſolle in Glaubensangelegenheiten ganz frei ſeyn, und wider alle der Ketzerei Verdächtige rechtlich verfahren können; was aber die kaiſerlichen Drohungen zum Vortheil Huſſens betreffe, ſo habe er bereits die Vollziehung derſelben verboten. Huß blieb alſo ſeinem unglücklichen Schickſal überlaſſen; was aber ſeine Flucht anbelangt, die er im Monat März mit des Kaiſers Hülfe habe bewerkſtelligen wollen, jedoch mitten in dieſem Verſuch entdeckt und wieder ins Gefängniß zurückgebracht worden ſey, ſo iſt das eine zweifelhafte, unerwieſene Sage.

Der Pabſt Johann XXIII., deſſen beide Gegner, Gregor XII. und Benedict XIII., ſich auf dem Concilium nicht eingefunden hatten, befand ſich, in Bezug auf ihn ſelbſt, in einer nicht minder ſchwierigen Lage. Die anweſenden Cardinäle und übrigen Kirchenväter hatten beſchloſſen, um das anſtößige Schisma zu beendigen, die drei Päbſte zugleich abzuſetzen und einen neuen Pabſt zu wählen, was ſie auch bald darauf durch die Wahl Martins V., eines Prinzen aus dem vielvermögenden Haus Colonna in Rom, vollführten. Johann XXIII., welcher nicht gewillt war, dem Beſchluß der Synode zu weichen, und durch eine Proteſtation ſich in ſeiner Freiheit bedroht ſah, entfloh am 20. März 1415 in die Schweiz. Die Wächter, welche er Huſſen gegeben hatte, verließen ihn jetzt, und dieſer machte ſich daher Hoffnung zu ſeiner Loslaſſung. Allein er wurde bald dem Biſchof von Coſtnitz übergeben, der ihn aus ſeinem dritten Gefängniß im Franciscanerkloſter auf ſein feſtes Schloß Gottleben bringen ließ. Wenige Zeit darauf kam ſein Freund Hieronymus von Prag zu Coſtnitz an, um ihm in ſeiner Vertheidigung beizuſtehen; da aber ſeine Sicherheit gleichfalls Gefahr lief, entwich er in das benachbarte Ueberlingen, und bat von da aus den Kaiſer und das Concilium um ein ſicheres Geleit, damit er frei alle gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen rechtfertigen könne. Sigmund ſchlug ihm daſſelbe gänzlich ab; die Kirchenverſammlung aber ſtellte ihm, um ihn gleichſam in die Schlinge zu locken, am 17. April eine Geleitsurkunde aus, welche mehr einer Citation als einem Sicherheitsbrief ähnlich ſah. Hieronymus wollte nach Böhmen zurückkehren, ward aber auf halbem Weg, zu Hirſchau in der Oberpfalz, eingeholt, gefangen genommen, und mit Ketten beladen nach Coſtnitz zurückgeführet.

Für Huß war die Ankunft ſeines Freundes nicht vortheilhaft, indem ſeine Feinde dadurch noch mehr erbittert wurden. Auf der andern Seite ſtieg auch der Unwille der böhmiſchen und mähriſchen Großen, daß man ihren ſo hoch verehrten Lehrer, ſogar von Coſtnitz entfernt, noch immer im Gefängniß ſchmachten laſſe, ohne denſelben, nach ſo vielen Monaten, nur zu einem einzigen Verhöre zugelaſſen zu haben. Sie wandten ſich in einem neuen Schreiben nachdrücklich an den Kaiſer, mit dem Geſuch, daß er zu ſeiner eigenen Ehre, welche durch das gebrochene Geleite ſchon gelitten habe, Huſſen alle Freiheit verſchaffen möge, ſeine Unſchuld öffentlich darzuthun. Da aber dieſes Anhalten, nachdem Sigmund einmal ſo ſchimpflich nachgegeben hatte, von geringer Wirkung war; da Huß ſelbſt an ſeinen Freund Chlum die Verſicherung ſchrieb, daß er lieber ins Feuer gehen, als im Gefängniß erſticken wolle; da auch die zu Coſtnitz anweſenden Böhmen immer verächtlicher behandelt wurden: ſo übergaben die letzteren, gemeinſchaftlich mit dem polniſchen Adel, am 14. Mai 1415 eine Bittſchrift an das Concilium, in der ſie, unter ziemlich derben Vorwürfen über die treubrüchige Begegnung, welche Huſſen widerfahren war, flehentlich darauf drangen, daß ſeine Angelegenheit baldigſt vorgenommen werden möchte. Das Concilium antwortete hierauf, Huß könne nicht auf freien Fuß geſtellt werden; das Geleit ſey ihm keineswegs gebrochen worden, weil er es erſt den fünfzehnten Tag nach ſeiner Gefangennehmung erlangt habe (eine offenbare Unwahrheit); übrigens ſey er nicht unverhört, und ohne verdammt zu ſeyn, gefangen geſetzt worden, indem es allgemein bekannt ſey, daß er von dem Pabſte nach Rom gefordert, und weil er nur Sachwalter geſchickt, habe ihn der Pabſt wegen ſeines Ungehorſams verurtheilt und excommunicirt, in welchem Bann er bis jetzt trotzig verblieben, und daher für einen Erzketzer zu halten ſey. Die Böhmen widerlegten in einem andern Schreiben jenes Vorgeben vom ſichern Geleite, und zeigten auch, daß Huß wegen Lebensgefahr nicht nach Rom habe kommen können; daß man ſeine Bevollmächtigten daſelbſt gemißhandelt, und daß er den Bann wegen ſeiner Appellation für ungültig erklärt habe. Sie legten außerdem der Verſammlung eine ehemalige öffentliche Proteſtation von Huß vor, daß er ſich durchaus vom katholiſchen Glauben nicht entfernen wolle; deßgleichen das bereits angeführte Zeugniß des päbſtlichen Ketzerrichters in Böhmen für ſeine Rechtgläubigkeit. Endlich baten ſie nochmals, daß derſelbe nicht, nach der Abſicht ſeiner ärgſten

Digitized by Google

Feinde, unverhört verdammt, ſondern ſeiner Bande entledigt, und einigen Biſchöfen übergeben werden möchte, damit er ſich zu ſeiner Verantwortung erholen könne; wobei ſich dieſe böhmiſchen Herren ſämmtlich verbürgten, daß er nicht entfliehen ſolle, ehe ſeine Sache geendigt. Die Synode erwiederte hierauf ablehnend, doch beſtimmte ſie den 5. Junius 1415 zu ſeinem Verhör.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Geſchichte des untergegangenen königl. Opernhauſes in Berlin

theilt die „Allg. Preuß. Zeitung" folgende geſchichtliche Data mit: Das königl. Opernhaus war ein Werk Friedrich des Großen, der bereits als Kronprinz den Riß dazu gemacht hatte, und gleich nach ſeinem Regierungs-Antritte, in den erſten Tagen des Juni 1740, den Befehl zur Erbauung dieſes Kunſttempels gab. Mit der Ausführung des Baues ward der Freiherr von Knobelsdorf beauftragt, der, obgleich zu derſelben Zeit mit mehreren anderen öffentlichen Bauten beſchäftigt, den Bau des Fundaments mit ſolcher Thätigkeit leitete, daß bereits am 5. September 1741 der Grundſtein gelegt werden konnte. Der König war bei dieſer Feierlichkeit nicht anweſend; er war in Schleſien und wollte das Werk nicht bis zu ſeiner Rückkehr verſchoben wiſſen; die Ceremonie wurde durch die Brüder des Königs, die Prinzen Heinrich und Ferdinand, vollzogen. Nach Anderen ſoll dies durch den Markgrafen von Schwedt geſchehen ſeyn.

Auf dem Grundſteine, der unter dem Konzertſaale liegt, befindet ſich die Inſchrift: Fridericus II., Rex Borussorum Ludis Thaliae et Melpomenes Sororum sacra haec Fundamenta ponit Anno MDCCXLI die quinto Septembris.

Der Bau ſchritt nun, trotz des erſten ſchleſiſchen Krieges, ſo raſch fort, daß das Theater und der Zuſchauer-Raum bereits Anfangs Dezember 1742 zur Feier des Geburtstags der Königin Mutter fertig waren. Der Kapellmeiſter Graun war nach Italien geſandt worden, und bereits im Oktober 1741 kam er mit einer italieniſchen Geſellſchaft nach Berlin, die zunächſt auf der im königlichen Schloſſe proviſoriſch errichteten Opernbühne Vorſtellungen gab.

Die erſte Vorſtellung fand am 7. Dez. 1742 im Opernhauſe ſtatt, wozu man Grauns Oper „Cäſar und Cleopatra" gewählt hatte. Damals war indeſſen der Bau, von Innen wie von Außen, noch nicht vollendet, und z. B. die Malerei an den Decken durch eine zeltartige Verhüllung den Zuſchauern verborgen. Die Beleuchtung beſtand in 3 Kronleuchtern über dem Proſcenium, 4 anderen an der Decke des Zuſchauerraumes, und an den Brüſtungen der 3 Logenreihen waren je 6 und 6 Fuß aus einander Wandleuchter mit 4 Wachskerzen angebracht. Der Platz des Königs war unmittelbar hinter dem Orcheſter, das Parquet und das Paterre aber für den Hof, die Generalität und die Offiziere beſtimmt. In den oberſten Proſceniums-Logen waren Trompeter-Chöre aufgeſtellt, die den König mit einer Fanfare empfingen. Zu beiden Seiten der Bühne ſtanden auf dem Proſcenium zwei Grenadiere in ſtreng militäriſcher Haltung, die jedes Mal im Zwiſchenakt abgelöſt wurden und der ganzen Vorſtellung zuſahen.

Die Billets zu den Opern-Vorſtellungen wurden vom Hofmarſchall-Amt vertheilt, und auf den Verkauf derſelben war eine harte Strafe geſetzt.

Am 7. Dezember 1842 ward die hundertjährige Eröffnung feierlich begangen. Es wurde ein von L. Rellſtab gedichtetes und von W. Taubert komponirtes Feſtſpiel gegeben. Hierauf folgte die Ouvertüre von Graun's Feſt-Oper vor hundert Jahren, „Cäſar und Cleopatra", und dieſer ſchloß ſich die Aufführung von Gluck's herrlicher Oper, „Iphigenie auf Tauris", an.

Das Opernhaus bildete ein Oblongum von 261 Fuß Länge und 103 Fuß Breite. An der Hauptfaçade befand ſich eine Doppeltreppe, die zu einer Säulenhalle von ſechs korinthiſchen Säulen führte, die ein Giebeldach bildete, worauf die Statuen des Apoll, der Melpomene und der Thalia ſtanden. In dem Felde dieſes Giebels las man die Inſchrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. In der Säulenhalle ſelbſt ſtanden die vier Statuen des Ariſtophanes, Sophokles, Menander und Euripides. Unter dieſem Säulendache war der Haupteingang. Die Tiefe der Bühne bis an die Lampen betrug 88 Fuß, und das Haus, welches 4 Reihen Logen, ein Parquet und ein Parterre enthielt, faßte circa 2500 Zuſchauer. Dem Proſcenium gegenüber war die große königliche Loge; es war ein runder Säulentempel, der durch den erſten und zweiten Rang hindurch ging. Durch eine in den Souterrains des Hauſes befindliche Maſchinerie konnten Parquet und Parterre mit der Bühne in gleiche Höhe gebracht werden, und es entſtand dann ein Saal, der 4000 Menſchen faßte, und zu Redouten oder anderen Feſtlichkeiten benutzt wurde, namentlich zu dem großen Ständefeſte bei der Huldigung des jetzt regierenden Königs Majeſtät. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch der im Opernhauſe befindliche ſchöne Konzertſaal, der lange Zeit hindurch zu einem Atelier für die Dekorations-Maler verwendet wurde, wiederhergeſtellt, der, außer an jenen Tagen, zu mehreren großen Muſik-Aufführungen benutzt worden iſt. Dem Vernehmen nach war übrigens eine völlige Reſtauration der inneren Räume des Opernhauſes bereits beſchloſſen und die dazu entworfenen Pläne ſahen der Allerhöchſten Genehmigung entgegen.

Mannichfaltigkeiten.

Am 1. Januar 1843 beſtand die hanſeatiſche Handelsmarine aus 495 Schiffen von einem Gehalt von 42,480½ Commerzlaſten à 6000 Pfund; und zwar beſaß Bremen 212 mit 20,846, Hamburg 211 mit 16,871, Lübeck 72 Schiffe mit 4763½ Commerzlaſten. Zu derſelben Zeit waren in Lübeck 5 Schiffe im Bau begriffen, zuſammen circa 433 Commerzlaſten haltend.

Bernhard Schädel's „deutſche Kriegslieder" ſind den ſingenden deutſchen Männerchören ſehr zu empfehlen. Der Name des Componiſten hat in der muſikaliſchen Welt guten Klang, und die Ausſtattung des Werkes läßt von Seiten des Verlegers (Johann André in Offenbach) nichts zu wünſchen übrig. Auch geſtattet der geringe Preis (Partitur 42 kr. und jede einzelne Stimme 9 kr.) ſelbſt den kleineren Singkränzen die Anſchaffung des Werkchens. Die Wahl der Liedertexte iſt eine ſehr zeitgemäße und deshalb glückliche zu nennen, und ſehr zu

Digitized by Google

wünſchen wäre, daß auch andere Componiſten den angezeigten Weg betreten möchten; denn nicht zu verkennen bleibt es, daß der Geſang und namentlich die ſich durch recht oftes Singen dem Herzen einprägenden Textesworte mächtig auf Veredlerung des menſchlichen Gemüthes wirken.

Frankfurter Theater.

Herr Wurda als Eleazar.

Wir eröffnen unſern Bericht über dieſe wahrhaft vollendete Kunſtleiſtung mit dem von vielen Seilen geäußrrten Wunſche einer Wiederholung derſelben. Hrn. Wurda's Gaſtſpiel erweckt ſteigende Anerkennung und er wird ſich wohl entſchließen müſſen, noch ein- oder zweimal zu ſingen. Die ausgezeichnete Aufführung der „Jüdin“ von Halevy konnte um ſo weniger ihre durchgreifende Wirkung verfehlen, als die von Hrn. Kapellmeiſter Guhr mit Einſicht und Takt gemachten Kürzungen in jeder Hinſicht als zweckmäßig gerühmt werden müſſen und den Totaleffect ungemein erhöht haben. Nach Weglaſſung alles Ueberflüſſigen und Gedehnten ſchreiten jetzt Handlung und Muſik raſcher voran und das Intereſſe des Beſchauers und Hörers wird nicht ermüdet; die vielen Schönheiten der dramatiſchen und charakteriſtiſchen Muſik treten ungeſtörter hervor und die früher beinahe vier Stunden erfordernde Aufführung iſt jetzt in drei zuſammen gedrängt. Hr. Wurda zeigte uns die Partie des Eleazar in einem glänzenden Lichte und nicht mit Unrecht wurde er heute wegen ſeiner meiſterhaften Charakteriſtik ein Seydelmann der Oper genannt. Er gab uns nicht den demüthig kriechenden und geknechteten, ſondern den energiſchen und thatkräftigen, den in Gefahr und Bedrängniß männlich ſtarken Juden und durch die Würde und Kraft ſeines Spieles, das bis in die kleinſten Einzelnheiten nüancirt war, wußte er zu erheben und zu erfreuen. Der mimiſchen und plaſtiſchen Darſtellung ſchloß ſich in gleicher Gediegenheit die muſikaliſche Durchführung an und wir fragen, ob man ein ausdrucksvolleres und ſchöneres Recitativ, in welchem alle Farbentöne gleichmäßig vertheilt und jedem Worte, jeder Note der richtige Accent zugewogen iſt, vernehmen kann? So muß das Recitativ behandelt werden und ſo nur lernt man deſſen Werth und Bedeutung verſtehen. Die cantabilen Stellen dagegen ſang der Gaſt mit einer Wärme und Fülle der Empfindung, in welchen ihm von allen bis jetzt hier gehörten Tenoriſten nur Wild zur Seite geſtellt werden kann. Wir erinnern an die großen Geſangsſcenen im zweiten und vierten Acte, worin jede Modulation der Empfindung vollgültig hervortrat und die mit ſtürmiſchem Applaus begleitet wurden. Was dramatiſcher Geſang bedeutet, iſt uns heute wieder recht klar geworden und wir können Hrn. Wurda hierin einen Meiſter nennen. Wenn wir demnach den Wunſch einer Wiederholung ausgeſprochen haben, ſo werden es uns die Beſucher derſelben gewiß Dank wiſſen und unſere Würdigung einer ſo ſeltenen dramatiſchen Geſangsleiſtung in keinem Punkte übertrieben finden.

Des Gaſtes Kunſtleiſtung wirkte anregend auf die Mitſpielenden. Dem. Capitain (Recha) und Dem. Rudersdorff (Eudoxia) waren in Geſang und Spiel ausgezeichnet. Hr. Conradi (Morny) wirkte in dieſer Partie kräftig und durchgreifend und fand gerechte Anerkennung. Deutlichere Pronunciation und ein freieres Ausſtrömen des Tones dürften übrigens noch zu wünſchen bleiben. Chöre und Orcheſter leiſteten Gediegenes und ſomit bot das Enſemble eine höchſt erfreuliche Abrundung. Der heute geänderte Schluß der Oper hat jedenfalls den Vorzug, daß er milder und verſöhnender wirkt als der urſprüngliche und es bildet einen herrlichen Schlußmoment, wenn Eleazar dem Präſidenten Morny die todtgeglaubte Tochter mit den Worten wiedergibt: „So rächt ein Jude ſich.“ Dieſer Ausgang war eben ſo überraſchend, als dem Zuſchauer willkommen, wenn auch weniger im tragiſchen Zuſammenhang des Ganzen, als der frühere. (Schl. f.)

Korreſpondenz.

Weimar, 18. Auguſt.

Vom ſchönſten Wetter begünſtigt, hielt der im vorigen Jahre in's Leben getretene „Thüringer Sängerbund“ vorgeſtern in dem prächtigen Schloßgarten zu Molsdorf, zwei Stunden von Erfurt, ſein erſtes Liederfeſt, und ich ſäume nicht, Ihnen als Augenzeuge darüber das Weſentlichſte mitzutheilen. Schon am frühen Morgen des Feſttages ſtrömten Tauſende von Menſchen zu Fuße, zu Wagen und zu Pferde herbei, um dem Liederfeſte beizuwohnen. Mitten unter ihnen erſchienen hier und da mit grünen Bäumen, blumigen Guirlanden und bunten Bändern geſchmückte Wagen, welche die aus verſchiedenen Ortſchaften Thüringens herbeieilenden Liedertafeln trugen. Das Feſt begann Nachmittags 2 Uhr und war eins der erhebendſten, die jemals Thüringen geſehen. Die neunzehn verſchiedenen Liedertafeln zählten über 600 Sänger; außerdem wirkten die Muſikchöre des 31. Infanterieregiments zu Erfurt und des 8 Küraſſierregiments zu Langenſalza mit. Einen tiefen, begeiſternden Eindruck machte ſchon in der Einleitung der von dieſen Muſikchören vorgetragene Choral: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ Die Zahl der Zuhörer mochte ſich wenigſtens auf 6 bis 7000 belaufen. Die Herzen thaten ſich auf und ſchlürften mit Götterluſt den Genuß, der ihnen durch dieſen Choral geboten wurde. Unter Direktion des Hofkapellmeiſters Dr. Friedrich Schneider aus Deſſau erfolgte hierauf: „der Weihgeſang“ von Mozart, „Liebesfreiheit“ von Marſchner, „Sängerfahrt“ von Fr. Schneider, nach welchem der Prof. Dr. Dennhardt aus Erfurt einen herzlichen „Gruß an die Sänger“ richtete. An ihn reihte ſich „das deutſche Lied“ von Kalliwoda, „der deutſche Männerchor“ von Otto, „der thüringer Sängerbund“ von Kotſchau. Als dies beendet war, ſprach der Hofrath Dr. Ludwig Bechſtein aus Meiningen mit kräftigen Worten einen „Weihſpruch“, gewidmet dem Sängerbunde, worauf die erſte Abtheilung mit C. Wagner's „Bundeslied“ beſchloſſen wurde. Nachdem die zweite Abtheilung von den Muſikchören durch Weber's „Jubelouvertüre und den „Feſtmarſch“ von F. Ries eröffnet worden war, folgte ein lebensvolles Liedchen: „Hinaus! — Hinein! — Hindurch! — Hinauf!“ von Fr. Schneider, an welches ſich Arndt's herrliches: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ anſchloß. Hierauf folgte vom Prof. Dr. Dennhardt ein „Denkſpruch“, gewidmet den deutſchen Fürſten und deutſchen Völkern, in und mit ihnen dem deutſchen Geſammtvaterlande, von welchem alle Zuhörer, welche das Glück hatten, ihn zu hören, mächtig ergriffen wurden. Dieſe Rede bezog ſich hauptſächlich auf die tauſendjährige Jubelfeier der Selbſtſtändigkeit Deutſchland und ihr ſchloß ſich ein herzerhebendes Lied von dem bekannten Dichter C. Storch, von dem Sängerchore und allen Feſttheilnehmern geſungen, unmittelbar an. Um die patriotiſche Stimmung noch zu erhöhen, folgte dieſem das Vaterlandslied von Marſchner, „Deutſchland, ſtehe feſt!“ von Fr. Schneider, „Stolz und froh“ von Schärtlich, „Wer iſt frei — wahr — treu — deutſch ꝛc.“ von Martini, vorgetragen von der Liedertafel aus Eiſenach. Hierauf ſprach Dr. Ludwig Storch einen kräftigen Denkſpruch in Bezug auf deutſche Biederkeit und deutſche Treue. Dieſem folgte der Geſang: „das treue Herz“, womit die zweite Abtheilung geſchloſſen wurde. Die dritte Abtheilung eröffnete Lützow's „Jagd“, worauf Pr. Dr. Dennhardt wieder kräftige Worte ſprach über deutſchen Muth und deutſche Tapferkeit. Dieſen folgte der Geſang „Blücher am Rhein“ von Reiſſiger. Dadurch wurden die Herzen der Zuhörer zu unendlicher Begeiſterung angefacht und wie aus Einem Munde erſcholl ein ſtürmiſches Dacapo! Dacapo! Viele ſchöne und wahrhaft erhebende Geſänge folgten nach, bis endlich das Feſt nach ſieben Uhr ſein Ende erreichte. Höchſt befriedigt verließ das Publikum den Garten und der Wunſch eines baldigen ähnlichen Genuſſes leuchtete faſt aus Aller Augen.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 24. Auguſt. Der Barbier von Sevilla, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Roſſini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 234. Freitag, den 25. Auguſt 1843.

Zu Badens Jubelfeier. *)

Mel. Schier dreiſſig Jahre biſt du alt.

Es blüht im Lande Baden
Ein Baum gar wunderbar,
Hat immer grüne Blätter
Und blüht troß Sturm und Wetter
Schon fünfundzwanzig Jahr.

Die Früchte, die er bringet,
Die ſind Geſetz und Recht,
Gemeinſinn, Bürgertugend
Für uns und unſ're Jugend,
Für's künftige Geſchlecht.

Die Hand, die ihn gepflanzet,
Geſegnet ſey die Hand!
Dank muß ihr heute bringen,
Ja, heißen Dank ihr ſingen
Das ganze Vaterland.

Bring' immer deine Früchte,
Bring' deinen Segen dar!
Laß hoffen uns nicht vergebens:
Sey du der Baum des Lebens
Und Glückes immerdar!

O mag dich Gott behüten
Vor Willkür und Gewalt!
Wie heute bei deiner Feier
Blüh' immer friſcher und freier,
Du Zierd' im deutſchen Wald!

Mannheim, am Vorabend des Feſtes.

Hoffmann von Fallersleben.

*) Mannh. Abendzeitung.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

IV.

Auf der weiten Terraſſe des Hafens von Puglierza konnte man an einem der Tage, welche zunächſt der Schlacht unweit Tortoſa folgten, Zeuge eines Schauſpiels ſeyn, das wohl geeignet war, das Menſchenherz zu erſchüttern, das von chriſtlichen Gefühlen durchdrungen geweſen wäre, nicht aber das eines Mauren, welche zudem Sitte und Gewohnheit längſt gegen Aehnliches verhärtet.

In den mannichfaltigſten Gruppen ſah man Kinder faſt jeden Alters jenſeits der Säuglingsjahre, welche jammernd ihre Händchen nach der theuren Mutter ausſtreckten und in Thränen zerfloſſen. Dort erblickte man Mädchen, Jungfrauen und Frauen jugendlichen Alters, deren mitunter blendende Schönheit jetzt nur durch die Spuren eines tiefen Kummers entſtellt war. Wieder auf einer andern Seite ſah man Männer und Jünglinge mit dem Ausdrucke der Niedergeſchlagenheit, des Schmerzes, der Wuth in allen Abſtufungen: alle dieſe Gruppen waren von Mauren bewacht, die nicht ſelten durch Spott und Hohn das Schmerzgefühl oder den Grimm ihrer Gefangenen ſteigerten.

Unter allen machte ſich durch guten Muth und ſchier heiteres, gewißlich ſorgloſes Umherſchauen ein junger Mann von ſehr edler Geſtalt und einnehmendem Aeußern bemerklich. Er lehnte in einer höchſt unzureichenden Bekleidung am Stamme einer wilden Kaſtanie, und ſah über die Gruppen der Frauen muſternd hin, während ein Liedchen über ſeine Lippe glitt.

„Ihr könnt ſingen!“ rief neben ihm ein Tortoſaner aus, der Alles verloren hatte, und ſah ihn dabei mit einem ſo flammenden Gluthblicke an, daß man ſich ſagen durfte, hätte er einen Dolch gehabt, er hätte ihn wahrſcheinlich eine höchſt unwillkommene Bekanntſchaft mit den Rippen des Singenden machen laſſen.

Der aber ſah gleichgültig auf den Spanier hin und ſagte, ſein Liedchen unterbrechend: „Werde ich mich beſſer befinden, wenn ich heule gleich einem Kettenhunde?“

„Verfluchter Franzoſe!“ rief der Spanier; „dieſe leichtſinnige Brut geht tanzend und ſingend dem Verderben zu!“

„Du ſpaniſcher Molch magſt es dem Umſtande zuſchreiben, daß meine Rechte gefeſſelt iſt, daß ich Dir nicht das Genick breche!“ ſchäumte der Beſchimpfte.

Digitized by Google

„Du haſt wohl Recht, Dich hinter den Strick zu verſchanzen. Möge er Dir bald als Halsband dienen!“ grollte der Spanier.

„Still, Hunde,“ donnerte ihnen jetzt ein Maure zu. „Seyd ihr nicht ein Mal friedlich im Elend? Und ihr rühmt euch der Religion der Liebe? Zeigt mir ihre Früchte! Sind es etwa dieſe Reden? —“ Er zog eine Peitſche hervor, und ihr Riemen traf den Spanier, daß er ſich am Boden wand.

„Warum ſchlägſt Du den Franzoſen nicht?“ heulte der Getroffene.

„Weil er Dir nichts that, als Du ſchimpfteſt, und vernünftiger iſt als Du, der Du Dich gebärdeſt wie ein Weib.“ Und wieder traf ihn die Peitſche des Mauren ohne Erbarmen! —

„Halt!“ rief in dieſem Augenblicke die gebieteriſche Stimme eines Mannes, dem man es anſah, daß er hier zu gebieten hatte.

„Haſſan! warum ſchlägſt Du den Sklaven?“

Der Angeredete fuhr herum, als hätte ihn ein Skorpion geſtochen, und vor ihm ſtand Emir Achmet, gefolgt von Ali, ſeinem Weſſir, und einer großen Zahl jener ſchwarzen Halbmenſchen, die mit dem Manne jedes menſchliche Gefühl einbüßten. Der Herrſcher erſchien auf dem Sklavenmarkte, um ſich unter den Sklaven und Sklavinnen Diejenigen auszuſuchen, welche ihm gefielen; ein Vorrecht, das ihm bei aller Beute zuſtand. Bereits hatte er die reizendſten der Töchter Cataloniens, welche der Sieg in ſeine und der Seinen Hände geliefert, nach ſeinem Harem bringen laſſen. Er wollte eben die Reihe der Sklaven anſehen, als ihm die Scene in's Auge fiel, die wir eben beſchrieben.

Haſſan kreuzte die Arme und beugte ſich in einem rechten Winkel.

„Darf Dein Knecht reden?“ fragte er, und die Antwort des Emirs war: „Rede!“

„Als ich hier Wache hielt, begann jener Sklave ein Liedchen zu ſingen, das meinem Ohre wohlgefiel. Darüber ſchimpfte ihn dieſer mit harten Worten; darum gab ich ihm die Peitſche.“

„Recht gethan!“ verſetzte Achmet, und wandte ſich zu dem Sänger. Er muſterte ihn lange, und fragte dann ſpaniſch:

„Wie heißeſt Du?“

„Gui de Mormoran!“

„Dein Spaniſch iſt nicht rein; Du biſt kein Spanier?“

„Ich bin aus Frankreich!“

„Wie kommſt Du hierher?“

„Ich war als wandernder Sänger in Gineſta, als des Grafen Heerruf erſchallte, und kämpfte freudig mit. Mein Unſtern wollte, daß die gute Sache und mit ihr meine Freiheit unterlag.“

„Und Du biſt doch noch gutes Muthes?“ fragte der Emir, indem er abſichtlich die Bemerkungen Mormoran's zu überhören ſchien.

„Warum nicht?“ fragte Gui zurück. „Durch Jammern wird's nicht anders. Gute Miene zum böſen Spiele machen, iſt Lebensweisheit.“

Achmet lächelte und ſein Blick wurde freundlicher.

„Du nannteſt Dich,“ hob er wieder an, „einen wandernden Sänger. — Kannſt Du auch die Laute ſpielen?“

„So gut, als es jemals ein Troubadour vermochte.“

„Ali,“ ſagte Emir Achmet, „den Sklaven für mich. Behandle ihn gut!“

Darauf kehrte er raſch um und ſchritt ohne Weiteres der Stadt zu. Indeſſen war Mormoran bereits ſeiner Feſſeln entledigt und von Ali's Begleitern abgeführt worden.

Jetzt nahm die Scene einen andern Ausdruck an. Ali, der Weſſir, trat in die Mitte des Platzes. Seine Schreiber kauerten ſich neben ihm nieder, und der Markt begann zu Gunſten Derer, welche die Beute gemacht. Es war ſcheecklich zu ſehen, wie die Käufer die Sklaven ohne Schonung und Rückſicht prüften, ob ſie auch preiswürdig ſeyen. Der Jammer und das Wehklagen der Unglücklichen wurde mit Spottreden und Mißhandlungen beantwortet. Die Mittagsſonne ſandte ſchon ihre glühenden Strahlen, als endlich auch der letzte der Unglücklichen ſeinen Käufer gefunden und Ali die Geldſäcke wegbringen laſſen konnte, welche als Erlös des Sklavenmarktes nun unter Die vertheilt wurden, welche die Expedition nach Tortoſa mitgemacht hatten. Bald aber war die Terraſſe, wo ſchon oft ſich Aehnliches ereignet hatte, wieder ſo leer, wie ſie auch ſonſt zu ſeyn pflegte, und nur einzelne Matroſen oder Schiffsführer eilten über ſie dem Hafen zu oder aus dieſem in die Stadt.

(Fortſetzung folgt.)

Johann Huß.

(Hiſtoriſche Skizze von G. M.)

(Fortſetzung.)

Man thut dieſer Kirchenverſammlung, wenigſtens dem überwiegenden Theil derſelben, wohl ſchwerlich Unrecht, wenn man glaubt, daß ſie ein öffentliches Verhör Huſſens durchaus habe vermeiden wollen. In ihren Augen ein erklärter Ketzer, ſchien er eines ſolchen feierlichen Auftritts weder zu bedürfen, noch würdig zu ſeyn. Seine Beredtſamkeit und ſeine nachtheiligen Geſinnungen gegen den Clerus konnten auch bei einer ſolchen Gelegenheit Folgen hervorbringen, welche den Prälaten unangenehm geweſen wären. Bequemer konnte es auch, und für ein ſolches Gericht anſtändiger zu ſeyn ſcheinen, wenn man ihn bloß nach Auszügen aus ſeinen Schriften verurtheilte, oder zum Widerruf der vorgeworfenen Ketzereien nöthigte.

Als Huß endlich am gedachten Tage nach Coſtnitz abgeführt wurde, um vor der Synode zu erſcheinen, beſchäftigte ſie ſich zuerſt mit dem Vorleſen der ihm zur Laſt gelegten Artikel und Zeugniſſe, um ihn, noch ehe er aufgetreten wäre, nach denſelben zu verdammen. Peter von Mladonowicz, einer der böhmiſchen Herren, der dabei zugegen war, hinterbrachte dieſes ſchnell ſeinen beiden Landsleuten von Duben und von Chlum, welche ſogleich zum Kaiſer eilten, und ſich darüber beſchwerten. Sigmund ließ hierauf der Verſammlung andeuten, daß ſie vor dem Verhör des Gefangenen kein Urtheil über ihn ſprechen, und ihm ein Verzeichniß ſeiner vorgeblichen Irrthümer zuſchicken ſollten, damit er ſie durch gelehrte Männer unterſuchen laſſen könne. Das Erſtere geſchah; aber in Anſehung des Zweiten glaubte die Synode nicht, daß ſie dem Kaiſer gehorchen müſſe. Huß wurde alſo vorgelaſſen, bekannte ſich auch zu ſeinen Büchern, die man ihm vorlegte. Allein da er auf die ihm vorgeworfenen Ketzereien zu antworten anfing, erhob ſich wider ihn ein ſo allgemeines Geſchrei und Getümmel, zum Theil auch Schimpfen und Spotten, daß er dadurch zum Schweigen genöthigt wurde.

Digitized by Google

Der Kaiſer wohnte daher der folgenden Sitzung, am 7. Junius, ſelbſt bei, um Ruhe und Ordnung in derſelben zu erhalten. Wirklich gelangte nunmehr auch Huß zu einer ordentlichen Verantwortung. Die bedeutendſten Klageartikel ſind oben in der Anklage des Michael de Cauſis ſchon angeführt. Den Vorwurf, daß er die Ketzerei Wiclef's verbreitet, wies er damit ab, er habe nur nicht alle Artikel deſſelben für ketzeriſch erkannt. Ueber ſeine Verachtung der Excommunication, und ſeine Appellation an Chriſtum rechtfertigte er ſich alſo: er habe nur über die Ungerechtigkeiten des päbſtlichen Hofs ſich beklagt, und, weil jede andere Appellation zu weitläuftig und fruchtlos geweſen ſeyn würde, die ſeinige an Chriſtum, als das Oberhaupt der Kirche, gerichtet; dadurch ſey er kein Ketzer geworden. Ein Gelächter des ganzen Conciliums war die Antwort. Huß vertheidigte ſich gegen Alles, was man wider ihn vorbrachte, kurz, kräftig und bündig. Zuletzt ermahnten ihn d'Ailly, Cardinal von Cambray, und der Kaiſer ſelbſt, ſich dem Urtheil der Synode zu unterwerfen; er verſprach es, wenn man ihn überführen würde, daß er geirrt habe. Als man ihn an der Kette wieder vorführte, gab ihm Chlum die Hand und ſagte: „Seyd getroſt, Herr Magiſter! Laßt Euch lieber das Leben nehmen als die Wahrheit."

(Fortſetzung folgt.)

Detaillirter Bericht über den Brand des königl. Opernhauſes in Berlin.

(Berl. Nachr.)

In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend, vom 18. zum 19. Auguſt, verlor Berlin, durch einen der furchtbaren Brände, eine ſeiner ſchönſten baulichen Zierden, das königliche Opernhaus, nachdem es, vollendet, über hundert Jahre dageſtanden hatte. Am 18. Abends war noch darin geſpielt worden, die letzten Stücke waren: der gerade Weg iſt der beſte, in welchem Hr. Döring den Elias Krumm, als Gaſtrolle, gab; der Verſchwiegene wider Willen, worin Hr. Döring, in einer zweiten Gaſtrolle, als Commiſſionsrath Froſch auftrat, und das militäriſche Ballet, der Schweizer-Soldat. Die Vorſtellung war beendet und das Theater geſchloſſen, als, kurz nach 10 Uhr, das Feuer bemerkt wurde, und zwar zuerſt an und über dem drittletzten Fenſter der öſtlichen Seite nach der katholiſchen Kirche zu, wo es ſich auch bald durch Decke und Dach Bahn brach. Der Ort, wo das Feuer zuerſt ſich zeigte, gehörte dem Lattenverſchlag neben der Garderobe an, und es wird ſehr wahrſcheinlich, daß der Brand durch das Gewehrfeuer in dem zuletzt gegebenen Ballet und einen etwa verflogenen Gewehrpfropfen entſtanden iſt. Die nach der Vorſtellung das Gebäude durchſuchende Brandwache, aus drei Perſonen beſtehend, hatte bei ihrem erſten Umgange zwar in den Theaterräumen Brandgeruch zu verſpüren geglaubt und ſich gegeneinander darüber geäußert, indeß fand ſich nirgend etwas vor, und namentlich wurde auf der verhängnißvollen Stelle weder ein Lichtſchein, noch ein Brandgeruch wahrgenommen. Der Luftzug, welcher durch die, wegen der Hitze geöffneten, Fenſter drang, mochte den Rauch vertrieben haben. Bei einem ſpätern Umgang bemerkte einer der Wächter in dem erwähnten Lattenverſchlag Feuer und lief ſchnell nach einer Handſpritze. Als er aber zurückkehrte, hatte das Feuer ſchon überhand genommen und er eilte nun hinten hinaus, um das Gebäude herum, nach der Caſtellanwohnung. Als er zurückkehrte, vernahm er ſchon auf der andern Seite Hülferuf. Sein einer Gefährte ſaß in einem Fenſterkreuz, um herauszuſpringen. Man ſtellte ihm Tiſche unter, um den Sprung minder gefährlich zu machen, indeß brach ſich der Mann dabei eine Rippe, und dies iſt der einzige Unfall, welcher bei dieſem furchtbaren Brande einen Menſchen betroffen hat. Unmittelbar nach dieſem Auftritt kam der Baumeiſter Langhans herbeigeeilt. Er bemerkte von außen nur noch einen undeutlichen Schimmer, ging zum Caſtellan, verweilte dort höchſtens zwei Minuten, trat dann in das Innere des Opernhauſes, und ſah vom Parterre aus, wo nicht Alles bereits in Flammen ſtehen, ſo doch auf blendende Weiſe von dem Feuer geröthet, daß er ſich entfernen mußte. Als er heraustrat, ſchlugen die Flammen bereits zum Fenſter und Dache hinaus. Nach ihm hatten nur noch wenige Perſonen im Innern den ſchaurigen Anblick des brennenden Theaters. Das Feuer hatte ſchnell die Garderobe und die Bühne ergriffen, und die Menge des leicht zündenden Stoffes, der mit Oel und Firniß getränkten Leinwand, der Dekorationen und des vielen trockenen Holzwerks, mußte der Verbreitung des Feuers außerordentlich günſtig ſeyn. Mit großer Befliſſenheit und Kühnheit drangen ſowohl Beamte der Oper, als Bürger, Offiziere, Künſtler, Arbeiter und Fremde in das brennende Gebäude und retteten, was noch zu retten war: einige Dekorationen, einiges Holzwerk und eine beträchtliche Maſſe Muſikalien, indeß konnten dies nur unbedeutende Bruchſtücke der werthvollen Gegenſtände ſeyn, welche das Opernhaus enthielt, da das Feuer mit unwiderſtehlicher Gewalt nach vorn vordrang, und nach der Bühne die Logenreihen, die Corridore rc. ergriff, bis es mit der Zerſtörung des prachtvollen Konzertſaales, an den ſich ſo manche ſchöne Erinnerung knüpft, endigte. Schon nach einer Stunde, um 11 Uhr, ſtand faſt das ganze Gebäude in Flammen, und gewährte, in ſeinem geſammten Innern brennend, einen furchtbaren Anblick. Zum großen Glück herrſchte eine faſt völlige Windſtille, die Flamme ſtieg in gewaltigen, gedrungenen Feuermaſſen empor und beleuchtete ganz Berlin und deſſen Umgegend auf meilenweite Entfernung, wie am hellen Tage. Auch wurde der Brand ſehr weit im Lande geſehen. Sogar von Prenzlau (9 Meilen) aus waren Spritzen dem gewaltigen Feuerſchein entgegengegangen, da man das Unglück ganz in der Nähe vermuthete. Funken und Kohlen flogen bis in die vor dem Unterbaum liegenden Bade-Anſtalten und kleine Brandſpuren wurden über eine Meile weit gefunden. Den Rauch verſpürte man ſogar noch weiter. Man konnte eine halbe Meile von dem Brandorte in den Zimmern die kleinſte Schrift leſen, und ein Blick von den hohen Wohnungen der Schönhauſer Allee und des Kreuzberges auf die Stadt und ihre Umgebungen gewährte einen höchſt ſchauerlichen Anblick. Die Feuerſäule war ſo gewaltig, daß die herbeieilenden Perſonen den Brand hinter jeder neuen Straßenecke vermutheten, bis man endlich nach dem Luſtgarten, nach den Linden und nach dem großen Platze kam, von dem aus man das Feuer in ſeiner ganzen Ausdehnung überſehen konnte. Auf dem Platz am Opernhauſe war das Licht bis zum Blenden hell, und dabei die Hitze ſo ſtark, daß man noch vor der Hauptwache das Geſicht abwenden mußte; mitten im Luſtgarten und auf der Treppe der Domkirche verſpürte man ſehr deutlich die ſtrahlende Wärme. Die Flammen leckten bisweilen hell empor, bisweilen erinnerten

Digitized by Google

die mächtig ſich gen Himmel wälzenden Rauchwolken an den Ausbruch des Veſuvs, nur daß dieſe Wolken weniger dunkel gefärbt erſchienen. Das Feuer ſpielte, je nachdem es die mit mancherlei Metallfarben bemalten Gegenſtände oder andere chemiſche Stoffe ergriff, in allen Farben: bald erſchien die ganze Gluth in Roſa, bald weiß und blau, bald miſchten ſich alle dieſe Farben zu einem bunten Feuermeer, welches die ungeheure Rauchmaſſe emporſchob. Die Zinkbedachung ſchmolz nicht allein, ſondern das Metall ſelbſt brannte in dem ſchönſten grünen Brillantfeuer und leuchtete wie Sterne und Leuchtkugeln von oben herunter.

(Schluß folgt.)

Abſtellung des Kleiderluxus.

(Nürnberg, 22. Aug.) Es hat ſich hier vor einiger Zeit unter dem Namen „Verein für prunkloſe Beerdigungen" eine Geſellſchaft gebildet, deren Mitglieder ſich, wie ſchon der Name beſagt, zur möglichſten Einfachheit und Vermeidung alles überflüſſigen Aufwandes bei den in ihrer Familie eintretenden Beerdigungsfällen verpflichtet haben. An dieſe Erſcheinung anknüpfend, erläßt nun der hieſige Magiſtrat wider den in unſern Tagen ſo ſehr überhand nehmenden Luxus im Allgemeinen, namentlich den Kleiderluxus, eine Bekanntmachung, aus welcher wir folgende Stellen ausheben: „Was Nürnberg groß und berühmt gemacht hat, beruhte nicht allein auf günſtigen Zeitverhältniſſen, ſondern auf ſeinem Gewerbfleiß und der Einfachheit ſeiner Sitten. Weniger günſtige Zeitverhältniſſe erfordern doppelte Anſtrengung und um ſo feſteres Halten an einfachen Sitten. Möge das heutige Nürnberg dies niemals vergeſſen und einen Ruhm ſich bewahren, den zu erhalten, Ehre und Vortheil bringt. Uebertriebener Luxus, eine ungemeſſene Vergnügungsſucht, lächerliche Kleiderpracht, insbeſondere der Frauen und Töchter, der Dienſtboten und Geſellen ꝛc. ſind die wahren Feinde der Familien, welche häusliches Glück zerſtören und keinen behaglichen Wohlſtand mehr aufkommen laſſen, während man, allein in den jetzigen Zeiten, in der allenthalben vermehrten Handels- und Gewerbskonkurrenz dieſelben irrig zu finden wähnt.... Dieſem Uebel entgegen zu wirken, Nürnbergs Mittelſtand und jene Wohlhabenheit zu erhalten, welche faſt ſprichwörtlich von Nürnberg geworden ſind, gibt es keine andern Mittel, als das Vertrauen zu Allen, welche als Eltern, Gatten, Vormünder, Lehrherrn, Meiſter und Dienſtherrſchaften irgend einen Einfluß geltend zu machen haben, daß ſolche mit gutem Beiſpiel vorangehen, und die ihnen Angehörigen oder Untergebenen zu einem ſparſamen, häuslichen Sinn zu gewöhnen ſuchen. Wenn in andern Ländern Mäßigkeitsvereine mit glänzendem Erfolg wirken, ſo würden bei uns Vereine, gegen unnöthigen Luxus, auf Einfachheit der Kleidung und beſſere Zucht der Dienſtboten gerichtet, Sparſamkeitsvereine im weiteſten Sinne des Worts, gewiß von Vielen mit Freuden begrüßt werden, und Viele zu einem Unternehmen ſich verbinden, welches, zeitgemäß, lobenswerth und eines guten Zweckes ſich bewußt, nur von ſegensreichen Folgen werden kann." (N. C.)

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Fräulein Rummel. — Herr Franz Wallner.

Noch haben wir des erſten Auftretens der Dem. Rummel, der Tochter des herz. naſſ. Kapellmeiſters Rummel, als Amine in der „Nachtwandlerin" zu erwähnen. Die Stimme iſt nicht ſo voluminös und kräftig als die der Dem. Renther, aber recht lieblich und leicht anſprechend und die Intonation zeichnet ſich durch Reinheit vortheilhaft aus. In Lamperti's Schule hat ſie fleißige Studien gemacht, thut aber hinſichtlich der Verzierung des Geſanges offenbar zu viel. Die Stimme verlangt eine andere Behandlung, als ein muſikaliſches Inſtrument und ein möglichſt einfacher Geſangvortrag bleibt doch immer der ſchönſte. Spiel und Auffaſſung waren für eine Anfängerin gut und das Publikum ſprach ſich freundlich aufmunternd aus.

In Erinnerung der guten Einnahmen, welche die Theaterdirektion dem Gaſtſpiel des Hrn. Franz Wallner in voriger Meſſe verdankt, hat ſie denſelben wiederum und, wie man vernimmt, für längere Zeit engagirt. Hr. Wallner iſt mit der beliebteſten ſeiner Rollen, als Valentin in Raimund's „Verſchwender", aufgetreten und wir müſſen hier in den Beifall des Publikums einſtimmen. Der Darſteller weiß als Valentin einen recht gemüthlichen Humor und eine draſtiſche Komik geltend zu machen. Sein Charakterbild iſt von den gewöhnlichen Effecthaſchereien frei und mit unverkünſtelter Natur ausgeſtattet, ſo wie dem Darſteller auch die Sprache, die zum Herzen dringt, zu Gebote ſteht. Seine eingeſtreuten und immer neu variirten Coupletts intereſſiren die Freunde der heitern Laune und geißeln manche Thorheiten des Tages. Sollte indeſſen Hr. Wallner für längere Zeit bei unſerer Bühne verweilen, ſo müſſen wir wünſchen, daß er ſich nicht ausſchließlich auf die Wiener Poſſen beſchränken, ſondern ſich einen weitern Kreis im Luſtſpiel eröffnen möge. Für Wien iſt die Wiener Poſſe geeignet; dort hat ſie ihre eigene Bühne, ihre eigenen Künſtler und ihr Publikum, das ſie verſteht und liebt, das mit ihren Localbeziehungen und mit der Eigenthümlichkeit ihres Humors vertraut iſt. Bei uns mangelt dies Alles und es wäre von offenbarem Nachtheil, wenn man hier die Standarte eines Neſtroy u. A. öfters aufpflanzen wollte. Dieſe Poſſen finden hier keinen Anklang und Hrn. Wallner's Spiel, welches in ihnen iſolirt ſteht, wird es nicht vermögen, ſie zu halten. Mitunter dürfen ſie erſcheinen, aber je ſeltener, deſto beſſer, damit der Geſchmack des Publikums nicht herunter gezogen werde. Das klaſſiſche Drama und die beſſeren der neuern dramatiſchen Erzeugniſſe müſſen im Vordergrunde ſtehen; ein edles Streben, zu bilden und zu verſchönen, ſoll ſich kund geben und die Bühne darf eine höhere Aufgabe nicht aus den Augen verlieren. In unſern Tagen des ohnehin vorherrſchenden Hanges zum Amüſement, zur Oberflächlichkeit und Frivolität iſt es Pflicht, ſolchen erſchlaffenden Richtungen entgegen zu treten. Auch würde es die andern Mitglieder unſeres Schauſpiels zu gerechtem Mißbehagen hinführen, wenn man ihre anerkannten Talente unter den, für uns wenigſtens, faden Wiener Localpoſſen vergraben wollte. Da wir Hrn. Wallner perſönlich als einen gebildeten und dem, was die Zeit fordert, wohl befreundeten Mann kennen, da wir ſeinem Talente die verdiente Würdigung gerne ſpenden, ſo ſind wir überzeugt, daß er uns beiſtimmen und mit Vergnügen bereit ſeyn wird, im Gebiet des Luſtſpiels Proben künſtleriſcher Befähigung abzulegen. W.

Auflöſung der Räthſel in Nro. 232.

1. Der Diamant.
2. Judel, Juwel.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 235. Samſtag den 26. Auguſt 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

Unter den Hunderten, welche hier waren verkauft worden, hat nur Einer beſonderes Intereſſe für den Leſer. Es iſt der heitere Troubadour Gui de Mormoran. Sorglos, wie er immer in's Leben zu blicken pflegte, that er's auch jetzt. Der Gedanke, die Gunſt des Emirs gewonnen zu haben, war ihm ein ſehr erfreulicher; denn nun ſah er allerdings einem leidlichen Geſchicke entgegen. Wirklich wurde er in den Pallaſt Achmet's geführt, und nachdem er ein Bad genommen, auf eine anſtändige Weiſe und beſſer, als die ihn bedienenden Sklaven gekleidet. Ein kleines Gemach wurde ihm zur Wohnung angewieſen, das freilich mit dem, welches er in Gineſta noch vor wenigen Wochen bewohnt, bedeutend kontraſtirte; indeſſen ließ ihn ſein leichter Sinn auch dies leicht nehmen, und behaglich ſetzte er ſich nieder auf das Strohpolſter, das ihm zum Sitz und Bette dienen ſollte, und ſchickte einen Seufzer über das Meer, der Esmeralden und den guten Tagen in Gineſta galt.

Er hatte nicht lange Zeit, aber auch keine Luſt, ſchwermüthigen Betrachtungen ſich hinzugeben, denn ein Mohrenknabe rief ihn zu dem Emir. Ein Sklave reichte ihm eine Laute, und der Befehl des Emir's löſte das Band ſeiner Zunge. Bald erging er ſich in heitern und ernſten Geſängen; aber die ihm angeborne Klugheit ließ ihn ſchlau Alles meiden, was irgend den mauriſchen Stolz verletzen oder dem chriſtlichen Ritterthume huldigen konnte. Der Emir lauſchte ſeinen Geſängen mit Luſt, und ſchon jetzt war der Sänger ſein Liebling.

Mormoran ließ nichts unbenutzt, dieſe Gunſt ſich zu ſichern und zu befeſtigen. In ſeiner heitern und argloſen Weiſe klagte er dem Emir, wie wenig ſein Gemach den Anforderungen ritterlicher Behaglichkeit entſprechen könne, an die ihn Erziehung, Gewohnheit und Stand Anſprüche zu machen berechtige. Der Emir befahl, ihm ſogleich das beſte Gemach in ſeiner Nähe, diejenigen Gewänder zu geben, welche ihm zuſagten. Er aß fortan vom Tiſche ſeines Herrn, und allmählig fand er, daß das Leben in Puglierza eben nicht zu verachten ſey, auch wenn man vorher es in Gineſta gekoſtet.

Achmet's Wohlwollen wuchs, und erwies ſich vielfach gegen den Sänger. Er genoß volle Freiheit ſchon nach wenigen Monaten. Nur das Eine wollte ihm nicht zuſagen, daß der Umgang mit Frauen ſo ganz abgeſchnitten war, und wenn ein Mal Achmet's Frauen ſeinen Liedern lauſchten, ſie nur in Schleier gehüllt auf dem Divan ſaßen. Darin mußte er ſich freilich finden, und auch das wurde ihm endlich nicht mehr ſchwer. Deſto mehr pries er die chriſtliche Sitte in ſeinen Liedern, und Achmet hörte es ſogar ſehr gerne, wenn er von ſeinen Fahrten ihm erzählte und Ernſt und Scherz abwechſelnd ihn unterhielten. Sehr oft mußte Mormoran von Gineſta erzählen. Die Gluth, womit er von Esmeralda und ihren Reizen ſprach, ſchien den Emir beſonders zu unterhalten, und der Sänger ſchwelgte gerne in den ſchönen Erinnerungen vergangener Tage.

Monate ſchwanden und ein Jahr rann hinab zu den Tauſenden, die geweſen waren. Zwiſchen Achmet und Gui de Mormoran hatte ſich ein Freundſchaftsverhältniß gebildet, das ſo innig wurde, als es nur unter dem Einfluſſe der gegenſeitigen Verhältniſſe es werden konnte.

Oft ſprachen ſie von Spanien und ſeinen Verhältniſſen, und der Emir gewann von Vielem eine andere Anſicht. Nur Eins ahnete der Troubadour nicht. — Ihm entging es, wie Achmet, wenn Gui die Lieder zum Preiſe Esmeralda's de Gineſta ſang, in ſüße Träume verſank; wie dieſe Lieder voll tiefer Gluth auch in dem Herzen des Emir's eine gleiche Gluth entzündeten; wie er den Stachel der Liebe ſo tief in das Herz des Mauren drückte. Und dieſe Gluthſeele kannte er noch nicht; dieſe Seele, die nie einen unerfüllten Wunſch gehegt.

Eines Tages fand er den Emir in ſüßen Träumen.

„Höre, Gui," ſprach er, „iſt die Esmeralda wirklich ſo ſchön, wie ſie Deine Lieder ſchildern?"

„Ich kenne ſie, Emir," antwortete Gui. „Meine Lieder bleiben unendlich weit hinter ihrer Schönheit zurück."

„So iſt ſie ſchöner als eine Houri aus Mohamed's Paradies!"

„Obwohl ich noch keine Houri, ja nicht ein Mal eine Deiner Odalisken geſehen, ſchwöre ich doch, daß ſie ſchöner iſt."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Johann Huß.

(Hiſtoriſche Skizze von S. M.)

(Fortſetzung.)

Am vollſtändigſten erfuhr Huß in der Sitzung des folgenden Tages, am 8. Junius, alle die Irrthümer, durch welche er, nach der Anzeige ſeiner Feinde, ein Ketzer geworden ſeyn ſollte. Es waren neununddreißig Artikel, von denen man ſechsundzwanzig aus ſeinem Buch von der Kirche ausgezeichnet hatte. Nur wenige eigentliche Glaubenslehren erſchienen darunter, und beinahe alle liefen nur auf einen Tadel des Pabſtes und des Clerus, ſo wie auf Verbeſſerungen der Kirchenverfaſſung hinaus. Auch in den wenigen Religionslehren, welche ſie enthielten, war keine Spur von ſogenannter Ketzerei ſichtbar. Gleichwohl ſagte der Cardinal von Cambray, er wiſſe nunmehr, wie viele und arge Vergehungen ihm vorgeworfen worden ſeyen; zwei Wege ſtünden ihm offen, aus denen er einen wählen könne: entweder ſolle er ſich dem einmüthigen Urtheilsſpruch des Conciliums demüthig unterwerfen, ſo wolle er zur Ehre des Kaiſers und ſeines Bruders, des Königs von Böhmen, auch ſeines eigenen Heils wegen, mit allem ſchuldigen Glimpfe gegen ihn verfahren; oder, ſo er noch einige ſeiner Artikel vertheidigen wolle, ſo werde man ihm dieſes zwar geſtatten, er möchte jedoch wohl bedenken, daß es in dieſer Verſammlung ſo anſehnliche und erleuchtete Männer gebe, die ſeinen Artikeln ſo ſtarke Gründe entgegen ſetzen könnten, daß für ihn die größte Gefahr zu befürchten ſey, wenn er ſie noch länger verfechten wolle. Auf dieſe Ermahnung des Cardinals, die noch mehrere Prälaten wiederholten, antwortete Huß, wie ſchon ehemals, er ſey nicht nach Coſtnitz gekommen, um etwas hartnäckig zu vertheidigen, ſondern wenn er gefehlt haben ſollte, ſich eines Beſſern unterrichten zu laſſen; er bitte alſo um Erlaubniß, ſeine Meinung genauer erklären zu dürfen; bereit, wenn er ſie nicht gründlich beweiſen könne, die Belehrung der Synode anzunehmen. Doch d'Ailly erklärte ihm, weil er ſich dem Concilium unterwerfe, es ſey von ohngefähr ſechzig Doktoren beſchloſſen, und von denſelben durchgehends genehmigt worden, daß Huß zuerſt demüthig geſtehen müſſe, er habe in den wider ihn vorgebrachten Artikeln geirrt; zweitens ſolle er eidlich verſprechen, den Inhalt derſelben keineswegs zu behaupten, und endlich alle dieſe Artikel öffentlich widerrufen. Allein Huß bat die Verſammlung um Gottes willen, ihm keine Abſchwörung von Irrthümern zuzumuthen, die er niemals glaubte vorgetragen zu haben. Der Kaiſer ſtellte ihm vor, daß man ja Irrthümer abſchwören könne, ohne ſie ſelbſt vorgetragen zu haben; doch Huß zeigte ihm, daß das Abſchwören eine andere Bedeutung habe. Man bot ihm auch eine ſehr gelinde Abſchwörungsformel an; er aber wollte nicht wider ſein Gewiſſen handeln und verſchmähte ſolches Rettungsmittel; er bat nur, daß er ſich weiter verantworten dürfe.

Nunmehr fing man an, ihn für einen hartnäckigen Ketzer zu erklären; der Kaiſer ſelbſt und mehrere Biſchöfe drohten ihm mit den für einen ſolchen beſtimmten Strafen. Man ſuchte noch mehr Klagepunkte wider ihn auf; z. B., daß er einen Aufſtand zu Prag erregt, und hingerichtete Theilnehmer daran heilig geprieſen habe. Huß empfahl alle dieſe Anklagen dem Urtheil des himmliſchen Richters und wurde ins Gefängniß zurückgeführt, wo ihm ſein Freund Chlum neuen Muth zuſprach. Den ganzen Auftritt beſchloß der Kaiſer, indem er ſehr unerwartet und ſehr unnöthig aus ſeinem Kreiſe herausging, mit dem Ausſpruche, er halte die vielen und ſchweren, auch hinlänglich erwieſenen, von ihm ſelbſt bekannten Verbrechen Huſſens alle des Todes würdig; würde er ſie nicht widerrufen, ſo müſſe er verbrannt werden; gehorche er aber, ſo ſey es doch nöthig, ihm das Lehren und Predigen, ſelbſt den Aufenthalt in Böhmen zu unterſagen; ſeine verdammten Artikel aber müſſe man in mehrere Länder ſchicken, damit man auch diejenigen, welche ihnen zugethan wären, beſtrafen könne; man müſſe ferner die Prälaten, welche an der Ausrottung dieſer Ketzerei gearbeitet hätten, ihren Fürſten empfehlen, und alle anweſenden Freunde von Huß, beſonders den Hieronymus, mit gleicher Strenge beſtrafen.

(Fortſetzung folgt.)

Detaillirter Bericht über den Brand des königl. Opernhauſes in Berlin.

(Schluß.)

Das Militär war ſchon frühzeitig herbeigeeilt und beſetzte in einem großen Kreis das brennende Gebäude, um das in ungeheurer Anzahl herbeigeſtrömte Volk zurückzuhalten und vor möglichem Schaden zu bewahren. Der Blick auf dieſe Volksmaſſen, auf die umliegenden, von den Flammen beleuchteten und mit Löſchanſtalten und Militär bis auf die Dächer beſetzten hohen Gebäude war eigenthümlich und ſchaurig. Lautlos ſtand die Menge, welche bei dieſem Anlaß eine muſterhafte Ordnung zeigte; in der Mitte praſſelten und brüllten die Flammen und donnerten die zuſammenſtürzenden Dachſtühle, Logenreihen und inneren Wände und Böden: in dem freien Kreiſe bewegten ſich einige Offiziere, einige Wagen, welche die wenigen herausgeſchleppten Gegenſtände ſammelten, und Löſchmannſchaften mit Waſſerkufen; indeß mußte jeder Gedanke an eine Rettung, auch nur eines Theils des brennenden Gebäudes, bald aufgegeben werden. Alle Sorgfalt wendete ſich dem Umkreis der herrlichen Prachtgebäude und koſtbaren Sammlungen zu, um dieſe vor dem zerſtörenden Element zu retten und die anweſenden Prinzen ſtellten ſich an die Spitze der Hülfeleiſtenden. S. k. Hoh. der Prinz von Preußen, welcher gerade in Berlin anweſend war, erſchien unter den erſten zur Hülfe und Rettung Herbeieilenden auf der Brandſtelle. JJ. kk. HH. die Prinzen Albrecht, Adalbert, Waldemar, Se. kaiſerl. Hoheit der Erzherzog Stephan von Oeſterreich und Se. königl. Hoheit der Prinz Auguſt von Würtemberg unterſtützten neben ihm wirkſam die Anordnungen des, in Abweſenheit des Polizei-Präſidenten denſelben vertretenden geheimen Ober-Regierungs-Raths Köhler und Sr. Excell. des Commandanten von Berlin, Gen.-Lieut. von Colomb. Die meiſte Aufmerkſamkeit nahm die königliche Bibliothek mit ihren reichen, unerſetzlichen Schätzen in Anſpruch. Schon gleich nach 10 Uhr waren hier hülfreiche Hände erſchienen, welche, da ihnen unmöglich war, durch die Wohnung des Ober-Bibliothekars in das Gebäude zu dringen, ſich den Eingang durch Sprengen des Thorwegs auf dem Hofe verſchafften und durch Eindrücken der Glasthüren in das Innere drangen. Schnelle Hülfe war hier ſehr nothwendig, da oben, in dem im Baue begriffenen Theile des Gebäudes die Fenſter über Nacht geöffnet waren und ſo die fliegenden Funken leicht hinein geſtreut werden und zünden konnten. Mehrere

Digitized by Google

Beamten der Bibliothek waren bald zur Stelle, ordneten die Vorſichtsmaßregeln, ſtellten überall zuverläſſige Perſonen auf, ließen die Schläuche der Spritzen emporziehen und die am meiſten der Hitze ausgeſetzten Stellen des Gebäudes fortwährend beſpritzen und begießen, wobei die Gluth des gegenüber brennenden Opernhauſes ſo gewaltig wirkte, daß faſt augenblicklich die benetzten Stellen wieder trocken waren. Auf dem Dache ward unaufhörlich geſpritzt, um die herabfallenden Funken zu tödten. In der That war die Bibliothek faſt das einzige unmittelbar bedrohte Gebäude, indem die Feuerſäule ſich ſo wirbelte, daß ſie ſtets ihre Funken auf daſſelbe ausſtreute, wobei noch der Umſtand, daß gegenwärtig ein Theil des Gebäudes mit Baugerüſten umgeben iſt, die Gefahr bedeutend vergrößerte. In dem Bibliothekgebäude konnte übrigens durch einen zufälligen Umſtand das Unglück herbeigeführt werden, welches man abwenden wollte. Der Präſident von Ladenberg, von der Unmöglichkeit, einen Schlauch durch das Dach des Wohngebäudes des Hrn. geheimen Regierungsraths Dr. Pertz zu führen, überzeugt, gab Befehl, den Schlauch ſogleich wieder herunter zu transportiren. Der Dr. Münter, welcher hierbei mittelſt eines von ihm herbeigeſchafften Lichts Hülſe geleiſtet, bemerkte, daß durch die bei dem Herabtransportiren des Schlauchs beſchäftigte Mannſchaft der im Flur brennende Gasleiter abgebrochen war und das Gas herausſtrömte. Im Bewußtſeyn der Gefahr löſchte er ſogleich ſein Licht aus, ſprang hinzu, fand glücklicherweiſe den Hahn des Gasleiters unverſehrt, ſchloß ihn und ließ durch einen Luftzug das bereits herausgeſtrömte Gas verſliegen, ſo daß ſpäter das Licht wieder angezündet und die Arbeit fortgeſetzt werden konnte. Die Hitze, welche auf das Gebäude wirkte, war ſo groß, daß einzelne Scheiben ſprangen, und die an den Fenſtern ſtehenden Bücher, welche man eilig beſeitigte, brennend heiß waren. Sehr zweckmäßig erwies ſich die Anordnung, durch die ganze Bücherſammlung deren Beamte, Aufſeher, Offiziere, Privatperſonen, denen man Vertrauen ſchenken konnte, und Studirende ſo aufzuſtellen, daß, im Falle das Haus Feuer faßte, eine ſchnelle Ausräumung erfolgen konnte, ſonſt aber Alles zur Stelle blieb. Durch dieſe Maßregel wurde jede Unordnung und jeder Verluſt abgewendet, und am nächſten Morgen ſchon konnte, nach Beſeitigung der Waſſervorräthe und einiger anderen Vorſichtsmaßregeln, die Bibliothek in ihrer gewöhnlichen Weiſe der öffentlichen Benutzung wieder überlaſſen werden. Nach der Bibliothek war beſonders das Palais Sr. k. Hoh. des Prinzen von Preußen in großer Gefahr. Die von der Hitze gedörrte, ſchöne, grüne Laubenbekleidung der Pergola vor den Zimmern des Untergeſchoſſes mußte herabgeriſſen werden, um zu verhindern, daß ſie Feuer faſſe. Auf das Dach ſchüttete ſich, mit jedem neuen Einſturz in dem brennenden Opernhauſe, eine Funkenmaſſe, welche vertilgt werden mußte, und Spritzenleute, Hausbediente, Militär und Bürger vereinten geſchäftig von dem Boden bis zum Dache ihre Bemühungen, den Brand abzuwenden. Die Wirkung der ſtrahlenden Hitze auf dieſes Gebäude war ſo groß, daß eine der koſtbaren Spiegelſcheiben ſprang. In gleicher Weiſe, wie dieſes Palais, mußte auch die katholiſche Kirche, das berühmte Berliner Nachbild des römiſchen Pantheons, durch fortwährendes Spritzen geſchützt werden. Eben ſo wendete ſich die Aufmerkſamkeit der Behörden und Löſchmannſchaften auf die dem Brande benachbarten Gebäude des Opernplatzes u. ſ. w., auf den Anbau am Prinzeſſinnen-Palais, auf dieſes Palais ſelbſt, und die Dächer und Fenſter aller übrigen Gebäude, des Zeughauſes, der Univerſität u. ſ. w., waren mit Mannſchaften beſetzt, um möglichem weiteren Unheil vorzubeugen. Die Luft blieb indeß ruhig; das Feuer zehrte in ungehemmter Gewalt in ſeinem ſicheren Raube. Die Flammen boten dem hellen Mondſchein trotz, ſo daß der abnehmende Halbmond bleich und ohne Schimmer auf die furchtbare Vernichtung niederſah. Aufgeſtörte Nachtvögel, Eulen und Fledermäuſe kreiſ'ten im ſchnellen Fluge um die Flammen, berührten dieſelben und verſchwanden im Augenblick. — So dauerte der Brand Stundenlang, ohne weſentlich ſeine Geſtalt zu verändern. Das ganze Gebäude war ein großes Feuerbecken voll unermeßlicher Nahrung. Zu allen Fenſtern und Thüren ſchlug die Flamme heraus, beſonders lange dort, wo ſie zuerſt erſchienen war. An der Stelle der Conditorei und Caſtellans-Wohnung, aus welcher übrigens noch die meiſten Mobilien gerettet werden konnten, ſtürmte ſie wie aus Kupolöfen auf den Platz am Opernhauſe, in purpurrothen, weißen und gelben Flammen, und leckte über den Boden hinweg. Die Gallerien ſtürzten von Zeit zu Zeit mit gewaltigem Donner in das Innere des Gebäudes, die Statuen, welche die Spitzen zierten, wurden verſtümmelt, und ſtanden bald kopf- und gliederlos da. Die Löſchmannſchaften und Einwohner mußten die Zerſtörung ruhig mit anſehen, ohne helfen und retten zu können, wie der alte Blücher, der ſo oft im Feuer geſtanden, und auch hier in ſeiner Erzgeſtalt noch ein Mal die ganze Gluth deſſelben empfinden mußte. Die ergreifendſten Momente bildete das Einſtürzen der Dachſtühle, der Logenreihen und Corridore, und um 1 Uhr das Zuſammenbrechen des Konzertſaales. Bei dieſem hob ſich die Feuerſäule mit gewaltigem Funkenmeer noch ein und zum letzten Mal thurmhoch in die Luft, und erhitzte und beleuchtete die ganze Umgegend in beiſpielloſer Weiſe. Um dieſe Zeit war nun das Feuer bis zu dem vorderſten Theil des Gebäudes vorgedrungen; man machte einen Verſuch, den gewaltigen Waſſerſtrahl der Dampfſpritze in die Gluth zu ſenden, zuerſt in der Höhe, dann tiefer, aber die Flammen zerſetzten das Waſſer und gewannen dadurch nur neue Nahrung. Erſt eine Stunde ſpäter, um 2 Uhr Morgens, äußerte das Waſſer einige Wirkung, und nun begann auch die Thätigkeit der Spritzenleute ſich von allen Seiten dem brennenden Gebäude zuzuwenden, deſſen Mauern, wie die eines geheizten Ofens, die furchtbare Gluth umſtanden, und jetzt, eine große Ruine, noch immer in ihrem Innern einen Herd wahren, der, vorausſichtlich, noch mehrere Tage, vielleicht Wochen lang glühen wird, ehe er vollſtändig erliſcht. Wir Alle wiſſen, welche Schätze in dieſem Gebäude untergegangen ſind. Es war ein ſchönes, wegen ſeiner zweckmäßigen und gefälligen Verhältniſſe weltberühmtes Bauwerk und in jeder Beziehung reich und glänzend ausgeſtattet. Wir erfahren, daß Se. Majeſtät augenblicklich den Vorſatz ausgeſprochen hat, das ſchöne Gebäude in ſeiner äußern Geſtalt, als Andenken ſeines hohen Vorfahren, erhalten, und nur das Innere nach einem neuen, ſchon früher beabſichtigten Plane zweckmäßiger ausbauen zu wollen.

Mannichfaltigkeiten.

Hermann, der Retter deutſcher Freiheit, iſt gefeſſelt! Laßt ihn durch alle deutſchen Gauen ertönen den Ruf: Her-

mann, der Cheruskerfürſt, ſchmachtet im Verließ; nicht in römiſcher Haft, ſondern in den Banden der Verpfändung, für 5000 Thlr., da man keine Fonds hat, weiter zu bauen. Hermann, der kupferne Hermann, das Symbol der Freiheit, iſt als Unterpfand für obige Summe geſtellt, oder deutlicher und ſchlechtweg, verſetzt! Hermann, verſetzt; ſollten dieſe beiden Wörter neben einander exiſtiren? Und dieſer alte, ehrwürdige Hermann, dem wir Deutſche auf dem Teutoburger Walde ein Denkmal bauen, um ein ewiges Gedenken an den Sieg über römiſche Tyrannen zu haben, dieſer Arminius, iſt jetzt unter hypothekariſche Sicherheit geſetzt, und auf ihn, wie auf ein in der Aſſecuranz ſtehendes taxirtes Haus, eine Summe geliehen. Und zwar iſt dieſe Summe durch eine Geſellſchaft dargeliehen, die es ſich zur Pflicht machen ſollte, doch — ſtille! Helfe, wer helfen kann! (Dorfz.)

* (Weimar, 18. Auguſt.) In dieſen Tagen wurde hier ein Menſch eingebracht, welcher verdächtig iſt, die im vorigen Jahre im Herzogthume ſo oft entſtandenen Brände veranlaßt zu haben. Wie es heißt, hat er ſein teufliſches Werk beſonders in ſolchen Orten ausgeführt, in welchen von ihm Verwandte ihren Wohnſitz gehabt haben.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 22. Auguſt.

Die Vorſtellungen auf dem großh. Hoftheater werden Mitte September ihren Anfang nehmen. Unter mehrerem Neuen, welches im Laufe der Saiſon zur Aufführung kommen ſoll, nennt man auch die Oper „Libuſſa“ von dem hier wohnenden Componiſten Hrn. Spamer, welcher ſchon bei mehreren Anläſſen ſein muſikaliſches Talent vortheilhaft beurkundete und auch als Direktor des hieſigen Singvereins „Harmonie“, deſſen Streben er mit großer Uneigennützigkeit unterſtützt, ſich ſchon ſehr verdient gemacht hat. Erſt am vorigen Sonntag hatte man Gelegenheit, ſich davon zu überzeugen, als dieſer Verein Nachmittags eine Waldpartie nach dem benachbarten Hergottsberg machte, wo derſelbe mit dem ſchon ſeit etwa 10 Jahren beſtehenden Offenbacher Geſangverein „Polyhymnia“, der einen Ausflug hierher gemacht hatte, abwechſelnd Geſänge aufführte, die allgemein ſehr gefielen. In der Runde waren zahlreiche Gruppen von Zuhörern gelagert, und Alle waren ſehr erfreut über die nachbarliche Begrüßung der Offenbacher Gäſte, welche unter der Leitung ihres Direktors, Hrn. Schmidt, eine gute muſikaliſche Schule durchlaufen haben. Der Lieder ernſte und heitere Klänge erfüllten noch Wald und Thal, als der Himmel ſich ſchwarz umzog und das Rollen des Donners ein Accompagnement à la Reichel bildete, wenn es anders erlaubt iſt, das Himmliſche mit dem Irdiſchen zu vergleichen. Ein Nachhall der Freuden des Nachmittags war die ſpätere Zuſammenkunft beider Vereine im heſſiſchen Hof, wo ſie die letzten Stunden des ſcheidenden Tages bei Geſang und Becherklang recht vergnügt zubrachten. Auch unſer „Sängerkranz“, ein älterer Verein, hatte ſich an dieſem Tage mit ſeinem Direktor, Hrn. J. D. Anton, aufgemacht und in dem Schatten von Eichen, umgeben von einem zahlreichen Kreiſe von Zuhörern, ſeine ſchönen Lieder ertönen laſſen. Die hieſigen Singvereine und die der Provinz haben ſich ein ſchönes Ziel geſteckt, und bei fortgeſetztem beharrlichen Streben werden ſie daſſelbe unzweifelhaft erreichen und ſomit zur Veredlung des Volks- und Kirchengeſangs weſentlich beitragen. — Bei unſerem Theaterperſonal ſind unterdeſſen Aenderungen eingetreten: neue Mitglieder ſind engagirt und ältere entlaſſen worden. Zu denjenigen, welche von dem Inſtitut ausgeſchieden, gehört auch Fräul. Eliſe Spengler, welche erſt kürzlich, öffentlichen Nachrichten zufolge, auf der Karlsruher Bühne mit dem ſchmeichelhafteſten Erfolge gaſtirte. Wenn dieſelbe während ihres hieſigen Engagements mit ihren Leiſtungen minder glücklich war, ſo glauben Unbefangene die Urſache hauptſächlich darin finden zu dürfen, daß ſie im Schauſpiel nicht ſo verwendet wurde, wie ſie hätte verwendet werden ſollen. — In dem Darmſtädter Hof dahier iſt gegenwärtig ein großer Teppich von ſeltener Schönheit zur Beſchauung ausgeſtellt, erfunden und ausgeführt von Hrn. J. W. Rinn dahier. Derſelbe beſteht aus 2813 einzelnen Stückchen in den mannichfaltigſten Farben und wird von dem Verfertiger „Teppich des deutſchen Bundes“ genannt, weil er einen wichtigen Abſchnitt der neueren Geſchichte, Deutſchland's Befreiung und Napoleon's Fall, zum Gegenſtande der ſymboliſchen Darſtellung gewählt hat. Die Arbeit iſt ſehenswerth und gereicht dem Kunſtfleiß des Hrn. Rinn zur Ehre.

Gonſenheim bei Mainz, 24. Auguſt.

Wie gefährlich der Biß von Hunden iſt, bei denen Symptome von Wuth nicht vorhanden ſind, die ſich aber in einem krankhaften, gereizten Zuſtande befinden, davon hatten wir in den letzten Tagen hier einen ſehr traurigen Beweis. Stephan Braun, ein hieſiger braver Bürger und Familienvater, hielt einen Pinſcher-Hund, der gewöhnlich im Hofe angebunden war. Gegen die Mitte des Monats März riß der Hund ſich los und war einige Tage abweſend. Als er zurückkam, kroch er in ſeine Hütte und man ſah, daß er entweder in Gefolge von erhaltenen Schlägen oder ſonſtigen Mißhandlungen trauerte. Der Herr des Hundes legte ihm die Kette wieder an und verſetzte ihm dabei wegen ſeines Weglaufens einige Hiebe. Das Thier knappte nach ihm und biß ihn ganz unſcheinbar in den Finger. Der Hund blieb einige Tage ruhig in der Hütte liegen, ohne daß man etwas anders als einen gewöhnlichen krankhaften Zuſtand an ihm bemerkte, und ſtarb. Die Bißwunde war nach wenigen Tagen geheilt und Stephan Braun war geſund bis am verfloſſenen Sonntage den 20. l. M., alſo ohngefähr 160 Tage, nachdem der Hund ihn gebiſſen hatte. An dieſem Tage ging er Morgens in die Kirche und aß wie gewöhnlich mit ſeiner Familie zu Mittag. Um 5 Uhr Nachmittags fühlte er ein Stechen an dem Finger, an welchem er gebiſſen worden war; es ſtellten ſich Froſt und Hitze und Beängſtigungen ein. Da er das Unwohlſeyn für die Folge einer Erkältung hielt, ſo ging er zu Bette, um zu ſchwitzen. Abends nahmen die Schmerzen und Beängſtigungen zu; er hielt ſich daher für gefährlich krank und ließ den Hrn. Pfarrer rufen; der Geiſtliche ſprach ihm Troſt ein, gab ihm das Abendmahl und der Kranke ſchien etwas beruhigter. Als der Tag kam, holte man den Arzt, Hrn. Dr. Hochgeſand von Mainz. Dieſer erkannte ſogleich die Anzeichen der Waſſerſcheu, ließ dem Kranken zur Ader und verſchrieb ihm Arznei, die er auch nahm. Nun wurde auch der Kantonsphyſikus berufen und alle bei dieſer ſchrecklichen Krankheit üblichen Vorſichtsmaßregeln angewendet. Der Kranke war bei voller Beſinnung und kannte ſeinen Zuſtand; mit Ausnahme von ſtillen Seufzern kam kein Ton über ſeine Lippen; das Anbieten von Getränken oder Speiſen verurſachte ihm die ärgſten Zufälle; die Annäherung von Menſchen, Zugluft, oder ſtarke Bewegung im Zimmer vermehrten ſeine Angſt; deßwegen winkte er Jedem, der in das Zimmer trat, ſich zu entfernen. Am ruhigſten lag er, wenn man ihn allein ließ In der Nacht von Montag auf Dienſtag ſtand er auch einmal aus dem Bette auf und ſtellte ſich an das geſchloſſene Fenſter. Die Beſinnung verlor er erſt wenige Stunden vor ſeinem Tode, der am Dienſtag Morgen um 11 Uhr erfolgte. Von Umſichbeißen oder Raſerei bemerkte man nichts. — Von der Theilnahme der ganzen großen Gemeinde an dem hier noch nicht erhörten Falle und der Trauer der Familie des Hingeſchiedenen iſt es ſchwer, ſich einen Begriff zu machen.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 26. Auguſt. Der Freiſchütz, große Oper in 3 Abth., Muſik von C. M. Weber. Agathe: Fräul. Reuther.

Montag, 28. Auguſt. (Zum Vortheil der Penſionsanſtalt): Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und 1 Zwiſchen-Abth., Muſik von Meyerbeer. Alice: Fräul. Reuther.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 236. Sonntag, den 27. Auguſt 1843.

Eine Rheinfahrt
auf dem Boote der Kölniſchen Geſellſchaft: „die Königin.“

Von
Wilh. Wagner.

Schön iſt es rings im deutſchen Vaterlande;
Doch nirgends ſchöner, als am grünen Strande
Des Rheines, deſſen Name herrlich klingt,
Als hier, wo ſich das gold'ne Mainz im Strome
Abſpiegelt, bis hinab zum Kölner Dome,
Dem jeder and're ſeine Huld'gung bringt,
Als hier in dieſen viel beſung'nen Gauen
Der edlen Weine und der holden Frauen.

Ja, ſchön iſt's hier, wo wechſelnde Geſtalten
Der Gegenwart und des Vergang'nen walten,
Wo jugendlich ein friſches Leben blüht,
Indeß die Aeolsklänge alter Sagen
So wunderſam an's Ohr des Pilgers ſchlagen,
Mit Luſt und Wehmuth füllend das Gemüth,
Wo Burgruinen von den Hügeln winken,
Indeß im Thal umgrünte Dörfer blinken.

Es war ein heit'rer Morgen, als der Dämpfer,
Der mächtige, der ſtolze Fluthbekämpfer
Den Hafen von Moguntia verließ.
Ein prangend Schiff mit weit gedehnten Räumen,
Mit ſtarkem Radwerk und beflaggten Bäumen
Und werth, daß man die Königin es hieß!
Hoch ſtieg der Rauch empor; der Dämpfer ſtöhnte,
Indeß zum drittenmal die Glocke tönte.

Wie die Maſchine tobt, ein Ungeheuer,
Und auf dem Roſt glüht infernaliſch Feuer!
Das Eiſen knarrt und pocht; es ziſcht der Dampf.
Mit Rieſenarmen wühlen in den Wogen,
Den widerſtrebenden, von Schaum umzogen,
Die Räder, mit dem Flußgott wild im Kampf.
Der Steuermann ſitzt ruhig dort und leitet
Die Königin, die ſiegreich vorwärts ſchreitet.

Auf dem Verdeck, welch ein bewegtes Leben!
Hier ernſte Söhne Albions und daneben
Ein munterer Touriſt vom Seineſtrand,
Dort Einer, der die Newa oft geſehen,
Ein And'rer aus dem Thal der Pyrenäen
Und Jener, heimiſch in dem märk'ſchen Sand.
Welch ein Gewirr von Sprachen und von Sitten!
Hier wird gelacht, geſcherzt und dort geſtritten.

Ein bunt Gedränge, eine Welt im Kleinen,
Wo Mächt'ge ſich und Niedere vereinen!
Ein Künſtler hier und dort ein Handelsmann,
Hier ſtolze Frau'n mit prunkendem Geſchmeide
Und Kinder dort im leichten Elfenkleide,
Hier Krieger, Redner und Gelehrte dann.
Ein bunt Gemiſch aus hundert Farbentönen,
Ein wechſelnd Bild des Heitern und des Schönen!

Die Königin zog ſtolz auf hohen Wellen
Dahin, indeß im Sonnenglanz die hellen
Geſtade uns begrüßten wonnevoll.
Tiefblau und klar war rings der Himmelsbogen,
An deſſen Gränzen ferne Berge zogen;
Die kühle Rheinfluth athmete und ſchwoll,
Wie eine Bruſt voll Sehnſucht und Verlangen,
Und aus der Tiefe alte Sagen klangen.

O, daß ich Worte fände, deiner würdig,
Du Perle deutſcher Gauen, ebenbürtig
Der Pracht und Anmuth, die Italien beut!
Doch ich verſtumme; — deine Blumenpfade,
Dein Rebgeländ', dein lachendes Geſtade
Und deiner Thürme feſtliches Geläut',
Die Dörfer, von Pomona's Kranz umſchlungen,
Wo gibt's ein Lied, das würdig ſie beſungen?

Drum will auch ich's nicht wagen; — doch ich bringe
Dir meinen Gruß, o ſchönes Land! Es klinge
Sein Wiederhall in deinen Thälern fort!
Ich grüße dich, du prangend Belvedere
Johannisberg! Es reift zu Bacchus Ehre
Dein köſtlich duftender Falerner dort,
Dich, Oeſtrich, mit der gaſtlichen Poſade,
Und Geiſenheim, ein Tibur am Geſtade!

Digitized by Google

Euch grüß' ich freudig, Rüdesheim und Bingen!
Hier wachſen edle Reben, die uns bringen
 Den Sorgenbrecher, jedem Alter werth;
Hier winkt der Niederwald mit heil'gen Schatten
Und dort das Nahethal mit ſaft'gen Matten,
 Der Berg, wo man den heil'gen Bacchus ehrt;
Hier thürmen ſich die mächt'gen Felſenrieſen,
Die wild und ſchroff den Vater Rhein umſchließen.

Nun weiter eilt die Königin. Es brauſen,
Um Hatto's Thurm die Fluthen; Asmannshauſen
 Liegt hingeworfen in die Felſenſchlucht.
Es tobt der Rhein im engen Felſenbette,
Als wollt' er ſprengen dieſe Klippenkette,
 Die ſeinen ſtolzen Lauf zu hemmen ſucht.
Euch grüß' ich, Bacharach und Caub, und dorten
Sankt Goar, an eines ſchönen Thales Pforten!

Warum ſo ſchnell, o Schiff, an wald'gen Gipfeln,
An Burgruinen und an hohen Wipfeln
 Des Eichenwald's vorüber? Halte ein! —
Gern möcht' ich jenes ſtille Thal betreten,
In der Kapelle gern zum Heil'gen beten;
 Gern zög' ich dort in's öde Bergſchloß ein,
Um deſſen Thurm ſich Moos und Epheu ranken,
Gern weilt' ich dort in träum'riſchen Gedanken.

Wie ihr den Strom belebt, ihr Schiffe! Wann die Klänge
Von euern Glocken tönen, welch' Gedränge!
 Die Einen kommen und die Andern geh'n;
Doch Keinen ſtört's von denen, die beim Mahle
Hier unter'm Zelte ſitzen, die Pokale
 Gefüllt, und lüſtern nach den Schüſſeln ſeh'n,
Nach fetten Salmen, köſtlichen Forellen
Und Plumpudding, umflammt von blauen Wellen.

Und immer weiter eilt der raſche Dämpfer,
Der ſieggewohnte, mächt'ge Fluthbekämpfer,
 Daß rings die Berge und die Thäler flieh'n.
Nun höher war die Sonne ſchon geſtiegen;
Boppard verſchwand, bald ſah'n wir Koblenz liegen
 Und in den Hafen lief die Königin.
„In welchen Gaſthof, Herr? Hier winkt der „Rieſen“
Und dort die „Belle vue“, beide viel geprieſen!“

Als Abends wir im heitern Kerzenſcheine
Uns gütlich thaten bei dem Moſelweine,
 Da ward des ſchönen Rheinlands froh gedacht,
Da ließen wir den edlen Fulton leben,
Colonia's Geſellſchaft und daneben
 Die Königin, die uns hierher gebracht.
Sonſt machte man in tagelangem Zuge
Die Rheinfahrt, jetzt vollbringt man ſie im Fluge.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

„Ich muß ſie ſehen,“ rief plötzlich aufſpringend der Emir, „ſonſt ſterbe ich vor innerer Begierde!“

Gui erſchrak.

„Wie ſollte das geſchehen, Herr? —“ ſprach er nicht ohne inneres Beben.

„Daran denke Du!“ rief Achmet. „Ich gebe es Dir auf. Sinne, Du wirſt Wege finden. Alle meine Schätze, ja die Freiheit obendrein ſey Dir gewährt, wenn Du es möglich machſt, Esmeralden zu ſehen mit meinen Augen.“

„Gut,“ verſetzte Gui; „ſo müßtet Ihr mit mir nach Barcelona, denn dort lebt ſie jetzt mit ihrem Vater, Don Suniar, welcher des Landes Geſchäfte leitet. Wie dürft Ihr das wagen?“

„Wagen? Sprich wie ein Mann, Chriſt, Achmet kennt keine Furcht, wenn es gilt, einen Wunſch zu verwirklichen.“

„Laßt mir Zeit, Herr; Uebereilung macht dumme Streiche. Ich will genaue Kundſchaft einziehen. Befehlet dem Weſſir Ali, daß er mir dabei behülflich ſey. Vielleicht finde ich dann ein Mittel, daß Ihr Esmeralden, wenn auch nur aus der Ferne, ſehet. Das aber halte ich mir aus, daß Ihr keinen Verſuch machet, ſie zu rauben.“

Achmet lachte in ſich hinein. „Sehen, lieben und nicht haben!“ murmelte er. „Kalter Chriſt, Deine Liebe, die nur im Anſchauen ihr Glück findet, iſt nicht die meine. Hab' ich ſie nur erſt geſehen, ſo wird ſich das Weitere ſchon finden.“

V.

Ungefähr ein Jahr nach der unglücklichen Schlacht bei Tortoſa war hingefloſſen. Der Frühling hatte wieder das Land geſchmückt mit tauſend Reizen, und die weißen Häupter der Pyrenäen ſahen, wie Greiſe den ſpielenden Kindern zuſchauen, in die grünen Abhänge ihrer Seiten und in die üppigen Thäler recht ſehnſüchtig hinein. Jenſeits der Brücke über die Bidaſſoa, wo ſich der Weg gegen Irun wendet, lag eine einſame Poſada. Hohe Ulmen beſchatteten das niedere Gebäude, deſſen Dach hinten auf dem Felſen ruhte, während des Hauſes Vorderſeite aus Steinmauern beſtand, welche zwei Löcher neben der Thüre hatten, die als Fenſter dienten. Die Holzrahmen waren mit ölgetränktem Papier theils, theils aber auch mit Blaſen bezogen, da bis zum Glaſe des Wirthes Luxus ſich noch nicht verſtiegen hatte. Die Thüre war aus einzelnen Brettern zuſammengenagelt und, da die Angeln fehlten, zum Vorſtellen eingerichtet. Der innere Raum war leer. Nur ein Kamin an der Felswand und ein Rauchfang zeigten an, daß Küche und Stube hier ganz vollkommen daſſelbe waren. Zur Seite verlängerte ſich das kunſt- und ſchmuckloſe Gebäude in einen Stall, wo die Thiere des Wirthes ihre Stätte hatten. Ein niederer Zaun von Reiſig ſchied beide Abtheilungen unter demſelben Dache. Der Raum für die Menſchen jedoch beſaß als Mobiliar ein rohes Schüſſelbrett, auf welchem hölzerne Schüſſeln ſtanden, deren Farbe nicht eben für große Reinlichkeit zeugte, einen Tiſch, der nur drei Beine hatte, und darum an der Wand lehnen mußte, wenn er nicht umfallen ſollte, und einige wackelige Bänke von abgeplatteten Baumſtämmen, die, wenn auch ſonſt Alles über ſie kam, doch vor

Digitized by Google

dem Durchgeſeſſenwerden ſicher waren. Das war ein Wirthshaus jener Tage, und wenn auch manches Jahrhundert ſeitdem vorüberging, man würde im heutigen Spanien nicht lange ſeines Gleichen zu ſuchen brauchen. — Das Köſtlichſte aber, was das Haus beſaß, war ſein Wirth. Er war ein Mann von etwa 40 Jahren, deſſen Geſichtszüge eben ſo viel Schlauheit und Liſt, als, wenn er wollte, ſtumpfe Dummheit ausdrückten. Verſchlagen, wie Einer, hatte der Menſch die halbe Welt durchwandert. Er konnte ſehr unterhaltend, aber auch ſtumm wie das Grab ſeyn, je nachdem er es angemeſſen und ſeinem Vortheile dienlich fand. Pablo oder Don Pablo, wie ihn die Reiſenden und die Räuber nannten, welche hier ihr Weſen trieben, ſtand an einem ſchönen Morgen an der Thüre ſeiner Poſada und gähnte auf's erſprießlichſte. Darauf dehnte und reckte er ſeine langen, dürren Glieder, die eine franzöſiſche Abkunft vermuthen ließen, und ſtarrte ruhig auf die Wege, die, aus Frankreich und Spanien kommend, ihm die Geldbeutel der Reiſenden zuführten, daß er ſeinen Tribut daraus nehme. Heute war es noch ungemein ſtille geblieben. Kein Maulthiertreiber war eingekehrt; keine Gebirgsräuber hatten nach zu erwartenden Reiſenden gefragt, und von letzteren gar, war keine Spur zu entdecken.

Nach einiger Zeit jedoch verhieß eine anſehnliche Staubwolke jenſeits der Bidaſſoa gute Kundſchaft. Er eilte hinein, ordnete Stühle und Bänke, und wiſchte ſie mit dem Aermel ſeines Schaafpelzes ab, und befahl ſeiner Magd, denn er lebte noch als Junggeſelle, einſtweilen ein Hintertheil von dem Schaafe an das Feuer zu bringen, das er geſtern einem hungrigen Wolfe abgejagt.

Dieſe Anordnungen waren kaum getroffen, als ſich auch Pferdegetrappel hören ließ. Don Pablo eilte hinaus und ſah nun zwei Ritter in reicher Tracht, gefolgt von vier Dienern, gegen ſeine einladende Poſada heranreiten. Es waren zwei Ritter in den beſten Gewändern, wie man ſie damals nur in den höchſten Ständen trug. Hüte von hochrothem Sammt, wie ſie in Paris die Ritter trugen, ſolche deckten die jugendlichen Köpfe, deren Einer beſonders durch Schönheit ausgezeichnet war. Dieſer trug eine ſchwere goldene Kette um den Hals; der Andere entbehrte dieſes auszeichnenden Schmuckes.

(Fortſetzung folgt.)

Johann Huß.

(Hiſtoriſche Skizze von G. M.)

(Fortſetzung.)

Der Cardinalbiſchof von Oſtia, Johann von Brogni, gewöhnlich von ſeinem erſten Biſthum Cardinal von Viviers genannt, der auf dieſem Concilium als Decanus des Cardinals-Collegium und Vizekanzler der römiſchen Kirche präſidirte, war einer von den wenigen Prälaten, welche gegen Huß billig geſinnt waren. Gleich am folgenden Tag legte er ihm eine Widerrufungsformel vor, die ſehr gemäßigt abgefaßt zu ſeyn ſchien. Er ſollte ſich darin erklären, daß er, ob ihm gleich viel beigemeſſen ſey, woran er nie gedacht, ſich doch in Allem, was man ihm vorgeworfen, aus ſeinen Büchern gezogen, oder durch Zeugen erwieſen habe, der barmherzigen Anordnung, Entſcheidung und Verbeſſerung des hochheiligen allgemeinen Conciliums, zum Abſchwören und Widerrufen, zur Uebernahme einer mitleidsvollen Büßung, und zur Beobachtung alles deſſen, was ihm daſſelbe zu ſeinem Heil gnädig vorſchreiben werde, demüthig unterwerfe. Allein Huß nahm dieſe Formel nicht an, ob er gleich dem Cardinal für ſeine Güte dankte. Nach derſelben, ſagte er, müſſe er viele Wahrheiten verdammen, welche man ärgerlich nenne, aber auch meineidig werden, wenn er durch ſeine Abſchwörung Irrthümer ſich ſchuldig geben ſollte; es ſey alſo beſſer für ihn, zu ſterben, als, um einer kurzen Strafe zu entgehen, eine ewige zu leiden. Der Cardinal ſchrieb ihm ſehr liebreich zurück, nicht er durch ſeine Abſchwörung, ſondern ſeine Vorgeſetzten auf der Kirchenverſammlung verdammten dasjenige, was er Wahrheiten nenne, und der befürchtete Meineid falle auf diejenigen zurück, welche ihn forderten; Ketzereien hörten bei ihm auf, ſobald er nicht mehr hartnäckig ſey; auch hätten ſelbſt Auguſtinus, Origines und andere anſehnliche Lehrer ihre Fehler gern verbeſſert. Doch alles dieſes konnte Huß in ſeinen Grundſätzen nicht wankend machen.

Nachdem das Concilium wiederholte, aber immer gleich fruchtloſe Verſuche, ſelbſt durch eine Anzahl der vornehmſten Prälaten, Huß zum Widerruf zu bewegen, angeſtellt; nachdem es auch ſeine Bücher zum Feuer verurtheilt hatte, ſchritt es endlich in der fünfzehnten Sitzung, am 6. Julius 1415, zu ſeiner eigenen Verdammung. Man brachte ihn vor die Synode, wo zuerſt eine Anzahl von Wiclef's Lehrſätzen vorgeleſen und verworfen, ſodann auch die meiſten von Huſſens vorgeblichen Irrthümern verleſen wurden. Man erlaubte ihm aber nicht mehr, ſo inſtändig er auch bat, ſich gegen dieſe Anklagen zu verantworten. Huß fiel auf die Kniee und empfahl ſeine Sache mehrmals Gott, als dem höchſten Richter. Dennoch unterſtand er ſich zuweilen, obgleich die Gerichtsdiener auf Befehl einiger Cardinäle ihn zum Schweigen zu nöthigen ſuchten, gar zu groben Verläumdungen und Vorwürfen, auf ungenannte Zeugen gegründet, zu widerſprechen. Gegen die Beſchuldigung, daß er den Bann des Pabſtes verachtet, und während deſſelben die Meſſe verwaltet habe, erinnerte er, er habe dieſen Bann für unrechtmäßig gehalten, und deßwegen an den Pabſt ſelbſt appellirt, auch vergebens zu ſeiner Rechtfertigung Bevollmächtigte nach Rom geſchickt; freiwillig ſey er daher auch, und unter dem ſichern Geleite des Kaiſers, auf die Kirchenverſammlung gekommen, um ſeine Unſchuld gegen Jedermann zu vertheidigen. Während er dieſes ſprach, ſah er den Kaiſer ſtarr an und jagte dieſem die Gluth der Scham über's Antlitz.

Nunmehr wurde das Todesurtheil über Huß abgekündigt. Er leugnete die ihm darin Schuld gegebene Halsſtarrigkeit bei ſeinen Irrthümern, da er vielmehr bis auf dieſen Augenblick bereit ſey, ſeine Lehren zu verdammen, wenn man ihm zeigen könne, daß ſie der Schrift zuwider wären. Weil auch in dem Urtheilsſpruch die Verbrennung ſeiner Bücher anbefohlen wurde, warf er den Beiſitzern der Synode vor, daß ſie dieſelben entweder nicht geſehen hätten, oder die darunter böhmiſch geſchriebenen nicht einmal verſtehen könnten. Alle dieſe Widerreden waren vergeblich; er bat daher Gott knieend, daß er ſeinen Feinden ihr ungerechtes Urtheil vergeben möchte. Darauf nahmen einige Biſchöfe ſeine Degradation oder Entweihung vom Prieſterthum vor. Man ſtellte ihn an einen erhabenen Ort, damit ihn Jedermann ſehen konnte. Der Biſchof von Lodi hielt eine auf ihn gerichtete Predigt; ein anderer Biſchof verlas eine Verordnung des Conciliums, die jedem Anweſenden, ſelbſt den Kaiſer nicht ausgenommen, bei Strafe des Bannes und einer

Digitized by Google

zweimonatlichen Gefangenſchaft, das ſtrengſte Stillſchweigen anbefahl. Nun ließ man ihn ein Meßgewand anziehen, gab ihm einen Kelch in die Hand, und fragte ihn nochmals, ob er widerrufen wolle? und als er weinend zu dem umſtehenden Volk ſagte, er könne es vor Gott nicht verantworten, Irrthümer abzuſchwören, welche nie die ſeinigen geweſen wären, ſchrie die ganze Verſammlung: „Da ſeht ſeine Hartnäckigkeit in der Ketzerei!“ Die Biſchöfe nahmen ihm jetzt unter Verwünſchungen ein Merkmal des Prieſterthums nach dem andern ab; zugleich erklärten ſie, daß er nunmehr, von der chriſtlichen Kirche abgeſondert, unter der weltlichen Gewalt ſtehe. Zuletzt ſetzten ſie ihm eine ellenlange, pyramidenförmige, papierne Krone auf, an welche drei Teufel mit der Aufſchrift gemalt waren: Das iſt ein Erzketzer. Die Schlußworte der heiligen Väter waren nun: wir übergeben deine Seele den Teufeln der Hölle! — und ich, antwortete Huß, befehle ſie meinem Herrn Jeſu Chriſto.

(Schluß folgt.)

Das pfälziſche Muſikfeſt in Landau.

Das diesjährige Feſt des pfälziſchen Muſikvereines fand unter der Leitung des Hofkapellmeiſters Hrn. F. Lachner aus München am 9. und 10. d. M. zu Landau ſtatt. Die Proben wurden am 7. und 8. Auguſt mit beharrlichem Fleiße abgehalten. Am erſten Tage kam durch 400 Aktivmitglieder Lachner's „Moſes“ zur Aufführung. Dieſes Werk, ein großartiges, kunſtgerechtes Ganzes bildend, wurde von Anfang bis zu Ende mit Akkurateſſe löblich durchgeführt, und fand ſowohl bei Kennern wie bei dem ganzen Auditorium von 1500 Zuhörern wohlverdienten Beifall. Die Solopartien wurden vorgetragen von den Herren Oberhoffer, Hofſänger von Karlsruhe, Löſer, Kreutzer, Hofſänger aus Mannheim; Fräulein Fahr aus Speier und Fräul. Kempf aus Zweibrücken theilten ſich in die Partien der Miriam. Der zweite Konzerttag war nicht minder glänzend, als der erſte. Die geſchmackvolle Durchführung der feierlich-erhabenen Symphonie von Lachner gereicht dem wohlbeſetzten Orcheſter, wobei unter anderen auswärtigen Künſtlern auch die Herren Mittermayer und Nutzer aus Karlsruhe und Heinefetter aus Mannheim ſich befanden, und dem hochſtehenden Dirigenten wahrhaft zur Ehre. Der 95. Pſalm von Mendelsſohn iſt äußerſt effektvoll und anſprechend, und wurde trefflich ausgeführt; ein darin vorkommendes Duett hat manchem Auge Thränen entlockt.

Hr. Zunn aus Edenkoben, Schüler des Hrn. Molique aus Stuttgart, trug ein Violinkonzert von Pechatchek vor, das Anklang fand. Dieſer angehende Künſtler bewies rühmliche Technik, ſpielt vorzügliches Stakkato, und wird bei fortgeſetztem Studium und unter günſtigen Verhältniſſen beſcheiden ſein Künſtlerziel erreichen. Zum triumphirenden Schluſſe vernahmen wir den Hallelujachor von Händel.

Das Volksfeſt am dritten Tage auf der Eſchbacher Schloßruine war ebenfalls ſehr frequent; über 20,000 Perſonen aus allen Ständen waren Nachmittags 4 Uhr daſelbſt verſammelt; die Braten winkten, die Gläſer blinkten, die Muſik erſcholl, als wären die Muſen und alle Olympier der lebensfrohen Geſellſchaft auf ewig gewogen: da ſandte Zeus einen ungebetenen Waſſerguß; in möglicher Schnelle eilte Alles den Berg hinunter dem nahen Eſchbach zu, ſo, daß oft ganz unwillkürliche Bewegungen entſtanden, wie an dem unanſehnlichen Vergißmeinnicht der neu façonirten Damenhüte und manches Sommerkoſtümes nachher leicht erſichtlich war. Aber nicht ſo niedergeſchlagen, wie der Staub, war unſer Muth; denn man wußte ſich des Abends in Landau für dieſen kleinen Unfall hinreichend zu entſchädigen.

Künftiges Jahr wird dieſes erhabene, für Freundſchaft und Gemeingeiſt heilbringende Feſt in Zweibrücken gefeiert. Als Hauptproduktion iſt Mendelsſohn's Paulus bezeichnet, wobei der hochverehrte Komponiſt ſelbſt die Direktion zu übernehmen bereits zugeſagt hat. Daß die Vereine von Dürkheim, Kirchheim ꝛc. ſich wieder anſchließen mögen, wird als allgemeiner Wunſch ausgeſprochen.

Laßt in unſ're Muſenhallen
Nicht der Eris Apfel fallen!
Mächtig, wie des Orpheus Töne,
Wirket hier vereinte Kraft;
Denn das Gute und das Schöne
Blühet nur, wo Liebe ſchafft.

Landau, am 12. Auguſt 1843. T.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein neuer Eiſenbahnwagen.) Auf der Eiſenbahn zwiſchen London und Birmingham ſieht man ſeit einiger Zeit einen Wagen, der ſich durch die Bequemlichkeit auszeichnet, welche er dem Reiſenden gewährt. Er enthält eine Reſtauration und ein Damenzimmer. Die Reiſenden können darin während der Fahrt eſſen, Kaffee oder Thee trinken und rauchen und auf dieſe Weiſe ohne die geringſte Langeweile oder Ermüdung große Strecken zurücklegen. Für die Damen ausſchließlich iſt ein Boudoir eingerichtet, in welchem ſchwellende Divans ſtehen, wo auf Tiſchchen die neueſten Romane und Journale liegen, wo ſie alſo ſchlafen oder wachen können. Der Wagen iſt ſehr lang und ziemlich hoch, aber ſo feſt gebaut und ruht auf ſo ſtarken Federn und Rädern, daß von Gefahr in ihm gar nicht die Rede ſeyn kann.

In der Voſſiſchen Zeitung vom 14. d. wird die Thatſache angeführt, daß ein Hausdiener in neueſter Zeit einen Beſcheid von einer Berliner Behörde erhielt, welcher aus ſieben Worten beſtand, worunter vier der lateiniſchen Sprache angehörten!!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Auguſt. (Neu einſtudirt): Die Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten, Luſtſpiel in 5 Acten, aus dem Franzöſiſchen von L. Angely. Liborius: Hr. Franz Wallner, erſter Komiker des k. k. priv. Theaters in der Joſephſtadt in Wien.

Montag, 28. Auguſt. (Zum Vortheil der Penſionsanſtalt): Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und 1 Zwiſchen-Abth., Muſik von Meyerbeer. Alice: Fräul. Reuther.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 237. Montag, den 28. Auguſt 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

Don Pablo kniff das eine Auge zu, wie er es zu thun pflegte, wenn er Jemanden auf's Korn nahm, dann lächelte er in ſich hinein, und eilte, den Abſteigenden hülfreiche Hand zu leiſten. Derweile war die Magd in der Poſada nicht faul geweſen. Der Rauch qualmte aus dem Schornſteine, der aus einigen zuſammengenagelten Dielen beſtand und vom praſſelnden Feuer her wehten würzige Düfte einer Schaafkeule, die ſchon zu ſchmoren begann. Die Knechte führten die ſtattlichen Roſſe in des Hauſes andere Abtheilung, banden ſie dort an, gaben ihnen Futter, und machten es ſich dann ſo bequem als möglich. Die Ritter traten ein, ſahen ſich um, ließen ſich mißmuthig nieder, und ſogen die Düfte des Bratens gierig ein.

„Wahrlich," ſagte der Eine, welcher jünger, als der Andere war, zu dieſem, „wenn der erquickende Duft nicht wäre, hier bliebe ich nicht."

„Wo aber wolltet Ihr Euch ſättigen? In Irun? dahin iſt es noch ſo weit, daß uns unſere Roſſe kaum hinzubringen vermöchten; auch dürften wir vielleicht einen andern Weg hier erfahren, der näher iſt."

„He! Wirth!" rief er.

Don Pablo ſtürzte herein und nahm ſeine kleine Mütze unter den Arm.

„Haſt Du Wein?"

„So gut er in Andaluſien wächſt."

„Gut, ſo gieb uns eine Kanne."

Don Pablo eilte hinaus an ſein Steingefäß, blies das Oel weg und ſchöpfte einen aus Birkenrinde zierlich geſchnitzten Krug voll, welchen er den Reiſenden kredenzte.

„Wahrlich," rief der jüngere der Ritter aus, „ſolchen Wein hätte ich hier nicht geſucht."

Don Pablo verſchluckte die Pille ſchweigend.

„Woher des Weges, Ihr Herren?" fragte er, um das Geſpräch, das eine bedenkliche Wendung auf ſein Wirthshaus zu nehmen Miene machte, abzulenken. „Wohin Ihr wollt, kann ich mir ſchon denken," ſetzte er hinzu, ehe die Antwort kam.

„Du biſt ein ungemein kecker Kerl," ſagte der ältere der Ritter, während der jüngere, auf ſeinen Ellenbogen geſtützt, des Wirthes Angeſicht beobachtete. „Weißt Du, wohin wir ziehen, ſo mußt Du auch, kraft Deiner Spürnaſe, wiſſen, woher wir kommen."

„Gut," ſagte Pablo; „würdet Ihr zürnen, wenn ich es wüßte?"

Beide Ritter ſahen ſich fragend an. „Nein," ſagte darauf der ältere wieder. „Rede!"

„Ihr, Herr Ritter," fuhr Pablo fort, „kommt aus Montpellier."

Der alſo Beſchiedene ſah nicht ohne Befremden den Wirth an.

„Woher weißt Du das?" fragte er erſtaunt.

„Ei, da müßte ich doch in ſechs bis acht Jahren die Mundart von Montpellier vergeſſen haben, wenn ich ſie nicht auf der Stelle erkennen ſollte! Ich bin ein Kind von Montpellier, und meine Augen ſind auch im Rauche meiner Poſada, die mir bisher mein ehrlich Brod brachte, ſo übel noch nicht zugerichtet, daß ſie nicht unter Tauſenden die ritterliche Geſtalt meines gnädigen Herrn, Wilhelms von Montpellier, herausfinden ſollten! Hab' ich doch oft genug Eure Hunde gekoppelt und Eure Falken getragen, wenn's auf die Jagd ging!"

„Paul!" rief der Ritter aus.

„Don Pablo! mit Eurer Gnaden Vergunſt," fiel komiſch der Wirth ein.

Der Ritter lachte laut auf. „Sag' an, Schelm, wie magſt Du es wagen, Dich, den ich nicht wieder erkannt hätte, mir zu nennen, da Du doch als Leibeigener mir durchgingſt? —"

„Es iſt Gras d'rüber gewachſen, gnädiger Herr," ſagte Pablo lachend, „und Ihr ſeyd viel zu gut, mich zurückzufordern. Schlimmſten Falls aber habe ich auf Euren Freund hier gerechnet, der ſo milde iſt."

„Wart, Schurke," ſagte Wilhelm von Montpellier, „Deine Kniffe ſollen Dir nichts helfen; wer ſagt Dir denn, daß der Ritter ſo milde iſt?"

„Sein Geſicht;" ſprach keck der Wirth. „Er trägt ſeines Vaters Züge, die lügen nicht."

„Woher weißt Du, wer mein Vater iſt?" fragte der jüngere der beiden Ritter, und richtete ſich aus ſeiner nachläſſigen Stellung jetzt auf.

„Als ich in Barcelona war, wollten ſie mich ein Mal wegen eines Irrthums hängen. —"

Beide Ritter lachten über den erzkomiſchen Ausdruck des Wirthes.

Digitized by Google

„Wegen eines Irrthums?" fragte Ritter Wilhelm, der Gefallen an dem Taugenichts fand. „Worin beſteht denn der?"

„Bei dem alten Grafen Raimund Berengarius, Gott tröſte ihn und hab' ihn ſelig! war damals ein Ritter Suniar de Gineſta, ein reicher Herr, der trug ſeinen Geldbeutel, wie Ihr, an dem Griffe des Schwertes. Da meinte ich im Gedränge, als wir aus der Kirche gingen, es ſey mein Geldbeutel, der freilich ſo dick nicht war, auch an keinem Schwerte hing, und griff darnach. Der Ritter bemerkte den Irrthum, faßte meine Hand und alſo mich ſelbſt, und übergab mich den Knappen, die mich abſcheulich droſchen und kneteten. Kurz, ich ſollte hängen. Da erzählte ich Eurem Herrn Vater den Umſtand und er ließ mich laufen."

„Wem erzählteſt Du es?"

„Nun, dem ſeligen Grafen Raimund Berengarius von Barcelona, Eurem Herrn Vater!"

(Fortſetzung folgt.)

Johann Huß.

(Hiſtoriſche Skizze von C. M.)

(Schluß.)

Sigmund, der es ſich erlauben konnte, bei dieſen Auftritten gegenwärtig zu ſeyn, befahl jetzt dem Kurfürſten Ludwig von der Pfalz, Huß dem Scharfrichter zu übergeben, und ihn zur Hinrichtung zu begleiten. Ludwig entkleidete ſich von ſeinem fürſtlichen Schmuck und vollſtreckte den kaiſerlichen Befehl. Als Huß, unter Bedeckung von 800 Mann, zum Richtplatz hinaus geführt wurde, mußte er noch vor dem biſchöflichen Palaſt ſeine Bücher verbrennen ſehen; er lachte darüber, verſicherte aber das Volk, daß er niemals der Irrthümer überführt worden ſey, wegen welcher man ihn verdammt habe. Als er ſchon an den Pfahl gebunden war, traten der Kurfürſt Ludwig und der Graf von Oppenheim zu ihm heran, und ermahnten ihn dringend, ſich durch einen Widerruf hier und jenſeits zu retten; allein Huß antwortete, Alles, was er gelehrt und geſchrieben habe, wolle er mit ſeinem Blute beſiegeln. Der Scheiterhaufen wurde angezündet und Huß ſtarb. Die Aſche und alle Ueberbleibſel ſeines Körpers, nebſt ſeinen verbrannten Kleidern, wurden mit der größten Sorgfalt geſammelt und in den Rhein geworfen, damit ſeine Anhänger nicht etwas davon als ein Heiligthum verehren möchten. In ſpätern Zeiten verbreitete man die Sage, daß er in ſeinen letzten Augenblicken ſeinen Feinden gedroht habe, ſie ſollten nach hundert Jahren Gott und ihm für ihre Grauſamkeit Rechenſchaft geben; deßgleichen, daß er geſagt habe: Jetzt bratet ihr eine Gans, aber nach hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den ihr nicht werdet verbrennen können; Erzählungen, die ſogar durch Münzen fortgepflanzt worden ſind, von denen aber die Zeitgenoſſen nichts melden.

Schon am 23. Mai 1415 war auch Hieronymus von Prag in einer Congregation verhört, oder eigentlich nur angeklagt worden. Die Kirchenverſammlung beeiferte ſich, wie bei Huß, ihn zum Widerruf zu bewegen, und Hieronymus, des Kerkers müde, zeigte ſich bereit, in die Forderung des Conciliums einzugehen. Am 23. September verdammte er alle Ketzereien, vornehmlich die von Wiclef und Huß, und ſogar ſeine eignen philoſophiſchen Lehrſätze widerrief er. Er wurde nun zwar nach dieſem Widerruf in einer leidlichern Gefangenſchaft eingeſchloſſen, aber er war durch denſelben noch nicht gerettet. Einige Mönche zu Prag, welche beſorgten, daß er bei ſeiner Zurückkunft das Volk gegen den Clerus noch mehr aufbringen möchte, ſchickten neue Klagepunkte wider ihn nach Coſtnitz, mit welchen ſich Palecz und de Cauſis alle Mühe gaben, ſeine Loslaſſung zu hintertreiben. Der Cardinal von Cambray und drei andere Cardinäle, welche ſeine eigentlichen Richter geweſen waren, und die Ungerechtigkeit dieſes Verfahrens erkannten, legten ihr Richteramt nieder, und ihre Nachfolger zogen Hieronymus zur neuen Verantwortung. Neue Verhöre ergingen über ihn am 28. April und am 23. und 26. Mai. Da er an dieſem letzten Tag die volle Freiheit erhielt, ſich zu vertheidigen, ſo that er es mit ungemeiner Beredtſamkeit; er ſetzte das Hinterliſtige des Verfahrens gegen ihn deutlich ins Licht, und endigte mit einer ſehr unerwarteten Erklärung. Die Furcht vor dem Feuer, ſagte er, habe ihm die Abſchwörung vorgelegter Lehrſätze und die Verdammung der Schriften und Lehren Huſſens abgezwungen; dieſes ſey aber wider ſein Gewiſſen geſchehen; er erkenne vielmehr deſſen Lehrbegriff und Leben für heilig und recht; eben ſo urtheilte er von Wiclef, der beſſer und gründlicher als ſonſt Jemand geſchrieben habe; beiden wollte er in Allem folgen, was ſie gelehrt hätten; nur darin nicht, daß ſie in Anſehung des Abendmahls von den alten Kirchenvätern abgewichen ſeyen.

Durch dieſe freimüthige Erklärung ſprach ſich Hieronymus freilich ſelbſt das Todesurtheil. Zwar ſuchten mehrere Cardinäle und Biſchöfe ihn noch im Gefängniß zum Widerruf zu bewegen; allein dieſen, ſowie dem Cardinal von Florenz, Franziscus Zarabella, der am liebreichſten in ihn drang, und ihm vorſtellte, das Concilium möchte ihn gerne wegen ſeiner großen Gaben am Leben laſſen, antwortete er, daß er hierzu bereit ſey, wenn ſie ihm aus der heiligen Schrift bewieſen, daß er Irrthümer gelehrt habe. Zabarella fand es ſonderbar, daß Alles nach der heiligen Schrift beurtheilt werden ſollte, da ſie doch ſo dunkel ſey, daß man die Auslegungen der Kirchenväter dabei zu Hülfe nehmen müſſe. Allein Hieronymus berief ſich darauf, daß Paulus ſchreibe, die heilige Schrift unterweiſe ſelbſt, und daß die Menſchen nicht mehr gelten könnten, als ſie. Er wurde alſo am 30. Mai 1416 zum Tode verurtheilt, dem er nunmehr ſtandhaft entgegen ging. Schon am Pfahl angebunden, ſah er einen Bauer emſig Holz zu ſeinem Scheiterhaufen herbeitragen, und ſagte darüber lächelnd: „O du heilige Einfalt! wer dich betrügt, der hat deß tauſendfältige Sünde." Der Henker wollte den Scheiterhaufen in ſeinem Rücken anzünden, damit er nicht erſchrecken möchte, aber er verlangte, daß es an der Vorderſeite geſchehen möchte, indem er gewiß hier nicht angebunden wäre, wenn er ſich vor dem Feuer gefürchtet hätte. Jetzt fing er das apoſtoliſche Symbolum und andere geiſtliche Lieder zu ſingen an, bis er von den Flammen zerſtört war. Seine Aſche warf man gleichfalls in den Rhein.

Solchergeſtalt hatte das Concilium zwar die beiden vornehmſten Lehrer der Huſſiten, wie man nach und nach ihre Anhänger nannte, aus dem Wege geräumt; allein derſelben Tod trug blutige Früchte und entzündete bald darauf den ſchrecklichen Huſſitenkrieg. Nicolaus von Huſſinecz, Huſſens Gutsherr, und Johann Ziska von Trocznowa traten an die Spitze vieler Tauſend Böhmen, welche ihre hochverehrten Lehrer zu rächen entſchloſſen waren; gegen fünfhundert fünfzig reiche Klöſter wurden in Böhmen im Laufe dieſes Krieges der Erde gleich

Digitized by Google

gemacht, und viele ihrer Bewohner ermordet; und ſelbſt Deutſchland mußte zum Theil theuer den Wortbruch ſeines Kaiſers bezahlen.

Mannichfaltigkeiten.

Der rebekkaiſtiſche Aufſtand enthält Stoff zu einem ganzen Roman. So erzählt uns der Sun folgende Thatſache: „Eine arme Dienſtmagd aus der Grafſchaft Carmathen war in Folge geheimer Verbindungen mit dem Sohne ihres Herrn Mutter geworden. Die Vaterſchaft konnte ſie wegen des Armengeſetzes nicht beweiſen, und ſo mußte ſie ſich in das Arbeitshaus von New-Caſtle-Emlyn begeben. Sie blieb dort ſehr lang, und nach ihrem Austritt ſollte ſie für ſich und ihr Kind Nahrung verdienen. Rebekka wurde von der mißlichen Lage berichtet, und entſchloß ſich, das Uebel gut zu machen. Am Freitag, gegen Mitternacht, begab ſie ſich in einem Karren mit der Mutter und dem Kinde vor das Pachtgut und klopfte an der Thüre. Man that auf. Rebekka nannte ſich dem Pächter, erinnerte ihn, daß er das Mädchen, das bei ihr ſey, betrogen habe, und daß er ſich in Folge deſſen wenigſtens zur Pflicht zu machen habe, das Kind aufzuziehen. „Ich werde," ſagte der Anführer der Rebekkaiſten, „ich werde das Auge auf Euch haben, und wenn Ihr Euch nicht gut gegen dieſes Kind und ſeine Mutter betragt, ſo werde ich Euch wieder beſuchen und Euch lehren, was die Uebertretung meines Gebotes für Folgen nach ſich zieht." Der Pächter verſprach, daß er zu ſeinem Sohne alle Sorge tragen werde, und liebkoſte ihn in Gegenwart der Rebekka, die dem Pächter die Hand drückte, in ihren Karren ſtieg und verſchwand."

Den 6. d. M. hat in Xirocourt (Meurthe) ein höchſt trauriger Tod, der den Perſonen als Warnung dienen ſollte, welche die Gewohnheit haben, Nadeln zwiſchen ihre Lippen zu ſtecken, ihrer Familie im Alter von 20 Jahren die älteſte Tochter des Hrn. Dr. Renaud entriſſen, die vor drei Jahren, während ſie in der Erziehungsanſtalt der Fräulein ***, Lehrerinnen in Nancy, war, das Unglück hatte, eine Stecknadel, die ſie in den Mund geſteckt, zu verſchlingen. Im erſten Augenblick hatte ſie einen dumpfen Schmerz in der Gegend des Magens verſpürt, der ſich aber in einiger Zeit wieder legte. Nach Beendigung ihrer Erziehung war ſie in ihre Familie zurückgekehrt, als bald beunruhigende Anzeichen, innere Geſchwüre und faſt tägliches Erbrechen ſich äußerten. Ungeachtet aller Sorgfalt des Dr. Renaud, ihres Bruders, und der Berathſchlagungen mehrerer Aerzte, wurden die Schmerzen dieſer jungen Perſon ſo heftig, daß ihre Eltern nur mehr ihren Tod wünſchten, der endlich ihre Wünſche erhörte. Die Familie konnte ſich nicht entſchließen, den Körper öffnen zu laſſen; allein allem Anſchein nach vermuthet man, daß die Nadel ſich in der Leber feſtſetzte.

(Berlin.) Das Roccoco beginnt hier lächerlich zu werden, und mit Recht fängt das Berliner Volk an, ſeine kauſtiſche Lauge über die neuerweckten Bratenröcke des 17. Jahrhunderts auszugießen, über die glacirten Lakaien und Kutſcher mit Dreimaſtern, Troddeln, Quaſten, bunten Bändern, Schnallenſchuhen, ſeidenen Strümpfen unter karmoiſinſammten Hoſen und drap-d'ergent Weſten. Dieſe Geſpenſter der Vorzeit können dem Volke nicht imponiren, ſondern ſtacheln nur ſeine Satyre; und Lude meinte neulich, wenn man ſo einen aufgeſtirrten Kerl in die Erbſen ſtellte, würden alle Sperlinge Krämpfe bekommen.

(Nürnberg, 23. Aug.) Seit vorgeſtern iſt Hr. Aloys Schmitt, als Componiſt wie als Pianiſt hochgeachtet, hier eingetroffen, um das von dem Mozart-Verein unternommene, von den übrigen hieſigen Geſangvereinen und vielen Dilettanten lebhaft unterſtützte, von ihm komponirte Oratorium „Moſes" am Samſtag den 27. Auguſt perſönlich zu dirigiren. Der Ertrag iſt zur (hieſigen) Mozartſtiftung beſtimmt.

Von der äußerſt billigen Ausgabe der „Mystères de Paris" (Frankfurt a. M. in der Ullmann'ſchen Buchhandlung) iſt der 11. Band erſchienen. Dieſer Sitten- und Zeitroman, welcher außerordentliches Aufſehen macht, wird von den Einen als ein höchſt originelles und großartiges Werk geprieſen und von den Andern als ein verderbliches und ſittenwidriges verworfen. Unterdeſſen aber fährt alle Welt fort, es zu leſen und zu verſchlingen, und Eine Ausgabe deſſelben überſtürzt die Andere; wenn es ſo fort geht, wird man am Ende den Leuten noch darauf zahlen, damit ſie die Bücher nur annehmen.

(Ravenna, 10. Aug.) Dieſer Tage machte Hr. Orlandi aus Bologna von hier in einem großen Ballon eine Luftfahrt. Als er bis zu einer beträchtlichen Höhe emporgeſtiegen war, erhob ſich ein ſtarker Wind und trieb den Ballon bei einbrechender Nacht über 70 Meilen weit gegen Venedig zu ins Meer. Mehrere venetianiſche Barken, welche die Gefahr des Luftſchiffers bemerkten, kamen ihm zu Hülfe und brachten ihn, als er ſein Herabſteigen bewerkſtelligt hatte, mit heiler Haut ans Land.

Ein armer Poet hatte ein Gedicht an einen Paſtetenbäcker gerichtet. Dieſer lud ihn zu Tiſch; zuerſt aß unſer Dichter mit gutem Appetit; bald aber verging ihm dieſer, denn er bemerkte, daß das Papier, auf welches die Paſtete gebacken war, das Manuſcript ſeiner Verſe ſey. Er konnte ſeinen Unwillen nicht verbergen und beſchwerte ſich gegen den Gaſtgeber. „Ei", ſagte dieſer, „das können Sie doch nicht übel nehmen! Erſt jetzt ſind wir quitt. Sie haben Verſe auf meine Paſteten, und ich Paſteten auf Ihre Verſe gemacht."

Ein junger Mann fiel die Treppe hinunter. „Mein Gott!" rief eine Dame, welche ihm das Geleit gegeben hatte, erſchrocken aus: „Sie haben ſich doch nicht wehe gethan?" Dieſer antwortete in der Verlegenheit und Beſchämung: „O ich bitte, gar nicht! Im Gegentheil!"

Der bekannte Tonſetzer und Pianiſt Henri Herz wird demnächſt im Verein mit dem Violiniſten Haumann die Rheingegenden und die Taunusbäder beſuchen, und die Muſikfreunde werden dadurch Gelegenheit finden, ſich an den Kunſtleiſtungen der genannten ausgezeichneten Virtuoſen zu erfreuen.

Das Gedicht über „das tauſendjährige Beſtehen Deutſchlands" von X. aus C. findet keine Aufnahme.

Digitized by Google

K o r r e ſ p o n d e n z.

Hamburg, 23. Auguſt.

Geſtern Nachmittag zwiſchen 2 und 3 Uhr wurde dem an der Ecke der kleinen Roſenſtraße und des Pferdemarkts ſich erhebenden Bau des Hamb. „N e u e n T h e a t e r s“ der eine gigantiſche Lyra bildende Kranz aufgeſetzt. Das ſtattliche Gebäude, an deſſen innerer Verzierung vom Decorateur gleichzeitig wacker vorgearbeitet wird, wies ſich mit vielen Flaggen, Guirlanden, Flatterbändern u. dgl. geſchmückt. Das für das „Neue Theater“ engagirte, zwanzig Muſiker zählende Orcheſter ſpielte einige paſſende Muſikſtücke und begleitete, Tuſch blaſend, die ausgebrachten üblichen Trinkſprüche. Den am Bau thätigen Handwerkern, ungefähr zweihundert an der Zahl, wurde aus Vorſicht, wegen bei dergleichen Veranlaſſungen leicht vorfallender Unordnung, kein Schmaus gegeben, ſondern nur eine Erfriſchung gereicht. Die Theilnahme des Publikums, ſo wie zunächſt die der ſpeciellen, bei der Feier anweſenden Freunde dieſes neu ſich erhebenden Kunſtinſtitutes, deſſen Eröffnung nach wenigen Wochen ſtatt finden wird, gab bei der durch keinen Unfall geſtörten Feierlichkeit ſich auf das unzweideutigſte und erfreulichſte zu erkennen. — Für jetzt ſpielt die Geſellſchaft noch in dem beliebten ländlichen Tivolitheater, wo die herrlichen italieniſchen Sommerabende, deren wir uns jetzt erfreuen, den Abonnenten für den regnigten Sommer einigermaßen Erſatz geben; der Anblick dieſer Bühne und des Gartens bei abendlicher Beleuchtung iſt wahrhaft feenhaft und für jeden Fremden im höchſten Grade überraſchend. Eine Dem. W i n t t e r, wenn ich nicht irre, vom Theater zu Nürnberg, die ſich durch reizende Erſcheinung und eine niedliche Stimme beſonders für's Vaudeville trefflich qualificirt, findet großen Beifall und wird hoffentlich auch für den Winter engagirt werden. — Wie Ihnen bekannt ſeyn wird, iſt Graf H a h n, Vater der faſhionablen Schriftſtellerin Ida Hahn-Hahn, jetzt Direktor des Theaters in der Vorſtadt St. Pauli und ſcheint dieſes Unternehmen mit Glück und Geſchick zu leiten. Er hat beſonders die Oper hier einzuführen geſucht, und ich habe in dieſen Tagen einer Aufführung der Bellini'ſchen „Montecchi und Capuletti“ beigewohnt, die meine Erwartungen bei weitem übertraf. Dem. M i c c o l i n o ſang den Romeo. Dieſe bisher in der Künſtlerwelt ganz unbekannte junge Dame hat von der Natur alle Mittel und Talente empfangen, wie ſie ſich nicht häufig vereinigt finden. Eine ſo herrliche, friſche, umfangreiche Altſtimme, die beſonders in den tiefern Tönen von großer Kraft iſt, gehört zu den Seltenheiten, und dürfte dieſe junge Dame bei gehöriger künſtleriſcher Ausbildung einer Bühne erſten Ranges zur Zierde gereichen. — T i c h a t ſ c h e k hat ſein Gaſtſpiel als „Robert“ begonnen; über den weitern Erfolg deſſelben in meinem nächſten Schreiben. — Noch ſey ſchließlich einer naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeit erwähnt. Es iſt nämlich von dem Beſitzer des Affentheaters, Hrn. S c h r e y e r, in St. Pauli eine l e b e n d e G i r a f f e zur Schau geſtellt, wie ſie bisher noch nie in Deutſchland geſehen worden und die ſich überdies nach dem Urtheil von Kennern auch durch ſeltene Schönheit auszeichnen ſoll. (Auch in Mainz iſt gegenwärtig eine lebende Giraffe zu ſehen.)

Mainz, 23. Auguſt.

Aus Anlaß des im benachbarten Dorfe Gonſenheim vorgekommenen Unglücks durch den Biß eines tollen Hundes (ſiehe Nro. 235 der Didaskalia) mögen folgende Bemerkungen eines hieſigen Arztes hier an ihrem Platze ſeyn: „Wenn wir bedenken, wie viele Opfer jährlich dieſer ſchrecklichſten aller Krankheiten unterliegen (in Wien jährlich nahe an vierzig), wie unzureichend die Mittel ſind, welche die Heilkunſt darbietet, um den Verletzten vor derſelben zu bewahren, ſo drängt ſich uns der Wunſch auf, es möchten Maßregeln ergriffen werden, um ſolche Unglücksfälle von vornherein zu verhüten. Das einzige wirkſame Mittel aber iſt die Verminderung der Hunde. Seit einigen Jahren hat in Mainz die Zahl derſelben bedeutend zugenommen und namentlich haben die ärmſten Leute die meiſten Hunde. Obſchon eine Hundeſteuer erhoben wird, ſo kann man doch annehmen, daß über die Hälfte aller Hunde ſteuerfrei gehalten werden, indem die Controle nicht ſtrenge gehandhabt wird. Viele Leute ſuchen ſich dadurch von der Steuer zu befreien, daß ſie angeben, ſie hätten von einem ihnen bekannten Militär den Hund zur Verwahrung erhalten, und die ärmern Volksklaſſen verlaſſen ſich darauf, daß bei ihnen gar nicht nachgeſehen werde. Da man wegen dieſer großen Anzahl von Hunden immer befürchten muß, bei dem Eintritte in ein Haus, oder bei einem Gange durch die Straßen der Stadt von einem wüthenden Hunde angefallen zu werden und man zudem noch beſtändig viele der größten Hunde ohne Maulkorb herumlaufen ſieht, ſo iſt es die Pflicht eines Jeden, der ſich vor dieſem ſcheußlichen Uebel bewahren will, Alles aufzubieten, um eine Verminderung der Zahl der Luxushunde zu bewirken. Möchte doch Niemand einen Hund halten, der keinen nöthig hat; denn nicht ſelten ſind die Fälle, daß Leuten von ihrem Schooßhunde die Wuth durch Lecken mitgetheilt wurde, b e v o r ſ i e b e i d i e ſ e m n o c h a u s g e b r o c h e n war. Aber auch die Behörden ſollten durch Erhöhung der Hundeſteuer und ſtrengere Eintreibung derſelben zu dem obigen Zwecke beitragen. — Da jener Hund in Gonſenheim während ſeiner Abweſenheit von Hauſe gewiß noch mehrere Hunde gebiſſen hat, ſo werden wir wahrſcheinlich bald von noch mehreren Unglücksfällen hören.“

Ueber geographiſche Kartenbilder des Herzogthums Naſſau.

In Nro. 106 der Didaskalia von dieſem Jahre wurde dem reiſenden Publikum eine neue „Karte des Herzogthums Naſſau, entworfen von A. Ravenſtein“, empfohlen, die ſich Einſender dieſes, Freund und Sammler guter geographiſcher Karten, anzuſchaffen um ſo mehr veranlaßt fand, als jene Karte für die beſte und einzig richtige der bis jetzt erſchienenen angeprieſen war. Der Referent über die Ravenſtein'ſche Karte ſcheint aber vergeſſen zu haben, daß auch noch eine andere und, wie es ſcheint, längſt nicht genug verbreitete Karte des Herzogthums Naſſau exiſtirt. Es iſt dieſes die im vorigen Jahre in zweiter verbeſſerter und vergrößerter Auflage erſchienene, mit einem transparenten Profile des Taunus und Weſterwaldes und einem Niveauprofile der wichtigſten Mineralquellen verſehene Karte des Herzogthums Naſſau von J. B. F i ſ c h e r, Konrektor des Pädagogiums in Dillenburg. Der Recenſent des Hrn. Ravenſtein übergeht nicht ohne Grund die eben genannte Fiſcher'ſche Karte als nicht exiſtirend und fertigt alle bisher erſchienenen Zeichnungen des Herzogthums Naſſau, ohne allen begründenden Beleg, als mehr oder weniger ungenau ab. Inwiefern die Anpreiſungen des Recenſenten der von Hrn. A Ravenſtein gefertigten Karte mit Recht zukommen, ob dieſelbe gleiche Autoritäten hat und ähnliche Anſprüche auf Korrektheit, Deutlichkeit und Ausführlichkeit wie die Fiſcher'ſche Zeichnung machen kann und überhaupt einen Vergleich mit derſelben aushält, ſoll hier unerörtert bleiben, indem die Entſcheidung über dieſe Punkte durch Zuſammenhalten der angeführten zwei Karten dem Sachverſtändigen nicht lange zweifelhaft bleiben kann. Ob die der Ravenſtein'ſchen Karte am Rande beigegebenen Bilder für eine Klaſſe von Käufern Intereſſe haben, ſoll hier nicht verneint werden, jedenfalls erſcheint aber die Zugabe zu der Fiſcher'ſchen Karte, nämlich die verſchiedenen Profile und Höhenangaben, von ungleich größerem Werthe.

Ein Freund der Wahrheit aus Naſſau.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Montag, 28. Auguſt. (Zum Vortheil der Penſionsanſtalt): R o b e r t d e r T e u f e l, große Oper in 5 Haupt- und 1 Zwiſchen-Akt., Muſik von Meyerbeer. Alice: Fräul. R e u t h e r.

Redakteur: J. L. H e l l e r. — Druck und Verlag von H e l l e r und R o h m.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 238. Dienſtag, den 29. Auguſt 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

Ohne auf das Erſtaunen des jungen Grafen zu achten, fuhr Don Pablo fort:

„Ihr ſeyd ein Mal wacker in der Welt herumgezogen, bis Euch einer der vielen Boten fand, die Don Suniar ausſandte.“

„Dem wird er immer noch zu frühe kommen,“ meinte Herr Wilhelm von Montpellier.

„Da irrt Ihr Euch, geſtrenger Herr. Don Suniar iſt ſo reich, wo nicht reicher als der Graf; der zieht keinen Vortheil aus der Vormundſchaft. Er hat einen ſo glanzloſen Hof während der Jahrestrauer gehalten, daß ſchier alle Ritter auf ihre Burgen zogen. Man ſagt, er ſammle ſeinem jungen Herrn eine gefüllte Schatzkammer. Suniar iſt ein edler Mann, das ſteht feſt. Das Volk liebt, die Seeräuber fürchten, die Ritter achten ihn.“

„Aber ſie blieben nicht bei dem alten Geizhalſe!“ ſpottete Wilhelm von Montpellier.

„Haltet ein, geſtrenger Herr,“ rief der Wirth. „Obwohl er mich ſchier ein Mal den Kopf koſtete, ſo gilt mir doch die Wahrheit über Alles. Don Suniar iſt der gaſtfreieſte Ritter des Landes am Ebro. Um den Adel auszuſöhnen, veranſtaltet er in dieſen Tagen ein Turnier oder Ringelſtechen auf ſeine Koſten.“

Wilhelm ſchüttelte den Kopf. „Woher weißt Du das Alles, Paul?“ fragte er.

„Don Pablo's Poſada iſt die beſuchteſte im Lande. Sollte er, da immer Reiſende herüber und hinüber ziehen, nicht wiſſen, was in Spanien vorgeht? Wollt Ihr denn nicht dahin?“

„Das war uns unbekannt,“ entgegnete der Ritter von Montpellier.

Der Wirth wurde abgerufen, und die Reiſenden unterredeten ſich vielfach miteinander über dieſe Kunde.

„Wißt Ihr was,“ ſagte endlich der junge Graf, „mich kennt Niemand ſo leicht mehr, als dieſer luchsaugige Spürhund von Wirth. Laßt uns nach Barcelona gehen und unbekannt um den Preis werben.“

Der Wirth war wiedergekommen, ſetzte ſich zu ſeinen Gäſten, die indeſſen die Schaafskeule vor ſich hatten und ihr alle Ehre erwieſen.

Er nahm das Wort wieder. „Ich, meines Orts, möchte glauben, Don Suniar habe auch noch ein beſonderes Plänchen. Er hat ein Töchterlein, deſſen Schönheit alle Troubadours preiſen als die vollkommenſte unter der Sonne. Das ſchöne Kind iſt aber eine Ausnahme von der Regel aller Mädchen; ſie will nicht heirathen. Das macht dem alten Herrn bange um ſein Erbe und ſeine Lehen, die zwar alle auch Weiberlehen ſind. Da möchte er nun auch durch dieſe Feſtlichkeit eine Gelegenheit geben, daß ſich auch Andere um ſie bewerben, und er hofft, daß doch Einer das harte Herz beſiegen werde.“

„Noch ſchöner,“ rief Wilhelm von Montpellier — „da bietet ſich uns auch eine Gelegenheit zu einem Abenteuer. Seht zu, daß ich Euch ausſteche bei der ſchönen Tochter des reichen Vaters!“ Man lachte herzlich. —

Ehe ſie ſich zur Sieſta niederlegten, unterhandelten ſie nun mit dem Wirthe, daß er ihnen den nächſten Weg nach Barcelona zeige. Der Wirth rüſtete ſich, und als die Ritter erwachten, waren die Pferde geſattelt. Sie ſetzten ſich auf, und in das tiefe Gebirge hinein leitete ſie der Wirth auf verborgenen Pfaden, auf denen oft kaum ihre Pferde voranſchreiten konnten. Dennoch erreichten ſie ungefährdet und unerkannt Barcelona, und zwar am Abend vor dem Ringelſtechen.

Wie der Wirth den beiden Rittern erzählte, ſo war es.

Don Suniar ließ das Jahr einer gerechten Trauer ſtille herumgehen. Er war kein Freund von Gepränge. Hierzu kam aber auf der andern Seite noch der Umſtand, daß er ſich als den Vormund des jungen Grafen Raimund Berengar anſah und ſich nicht befugt hielt, auch nur das kleinſte Maß deſſen zu überſchreiten, was auszugeben Noth und Pflicht gebot. Was er erübrigen konnte, ließ er den armen Tortoſanern zufließen, damit die Stadt wieder aus ihren Trümmern erſtehen könne. Man ehrte dieſe Weiſe Suniar's, aber die Ritterſchaft ſah es ungern, daß die Schatzkammer ſich füllte und doch der Hof keine Luſtbarkeiten bot. Viele verließen Barcelona und gingen auf ihre Burgen zurück.

Suniar erkannte die Nothwendigkeit, ſich von dem Vorwurfe des Geizes zu reinigen. Aus ſeinem Vermögen veranſtaltete er ein großes Feſt, wie es der Geiſt und die Sitte ſeiner Zeit erheiſchte, nämlich ein Ringelſtechen und Turnier, deſſen Siegespreiſe lockend genug waren. Er ließ es verkündigen durch Herolde überall in Nähe und Ferne, und dazu einladen die

Digitized by Google

Ritterſchaft. Das ſöhnte die Widerwilligen aus, das befreundete ihm die Genußſüchtigen wieder, und Alle ließen ihm Gerechtigkeit widerfahren.

Mit einer an Verſchwendung gränzenden Freigebigkeit ließ Suniar die Voranſtalten treffen. Alle Hände hatten voll zu thun; alle Herzen pochten voll Erwartung, alle Zungen verkündeten des Feſtes Glanz, und Alles rüſtete ſich, nach Barcelona zu ziehen, um in recht vollen Zügen den Becher der Luſt zu leeren, den man ſo köſtlich geboten erhielt.

Schon Wochen vor dem Turnire ſah man ſich die Gerüſte und Schaulogen erheben auf dem Markte der Stadt. Das herrlichſte Wetter begünſtigte die Vorbereitungen. Die Rennbahn, die Schranken, die Kampfpreiſe — Alles bereitete ſich vor. Allerlei Künſtler und Spekulanten auf die Schauluſt und die Pfennige der Menge, wahrſagende Gitannos, Gaukler, Quackſalber, Minſtrels und Troubadours jedes Ranges fanden ſich ein. Als aber der Tag, den man ſo lange erſehnt, endlich herbeikam, da ſah man denn Ritter und Damen, Knappen und Reiſige auf allen Wegen und in großen Schaaren unter Luſt, Lachen und Kurzweil ſich den Thoren der Stadt nahen, wo eine ſolche Feſtlichkeit lange nicht erlebt worden war. Auf den Straßen Barcelona's wimmelte ein wunderſames Menſchengemiſch, und von den Balkonen leuchteten, gleich Sternen, ſchöne Augen, den Begünſtigten die Grüße heimlicher Liebe zuwinkend.

(Fortſetzung folgt.)

Die letzten Tage Mazarin's.

Die im Jahre 1828 zu Paris erſchienenen: „Mémoires inédits de Louis Henri de Loménie, Comte de Brienne, secretaire d'état sous Louis XIV." geben folgende intereſſante Notizen über das Ende des Kardinals Mazarin.

Der Kardinal zog ſich durch die Anſtrengung, mit welcher er den ſogenannten Pyrenäenfrieden zu bewerkſtelligen ſuchte, eine tödtliche Krankheit zu, die ihn kurz nach Abſchluß deſſelben dahinraffte. In Sibourre bekam er die erſten Anfälle davon. Eines Tages beſuchte ihn daſelbſt die Königin Mutter. Auf deren Frage, wie er ſich befinde, antwortete er: „Sehr ſchlimm, Madame"; warf die Decke zurück, ſtreckte das Bein zum Bette heraus und ſagte zu der Königin, die höchlich überraſcht war, wie alle Hofdamen: „Sehen Sie, Madame, was aus meinen Beinen geworden iſt, während ich Frankreich wieder auf die Beine half." Das Bein des Kardinals befand ſich wirklich in einem kläglichen Zuſtande, ſo daß die Königin beim Anblicke deſſelben einen lauten Schrei ausſtieß. In dem berühmten, aus zwölf Aerzten beſtehenden Concilium hatte Guenaud dem Kardinal das Leben abgeſprochen und ſetzte denſelben ſelbſt von dem traurigen Reſultate der Conferenz in Kenntniß. Bewegt fragte der Kardinal: „Wie lange habe ich noch zu leben?" — „Höchſtens zwei Monate!" entgegnete Guenaud. — „Eine lange Friſt!" fuhr Mazarin fort. „Leben Sie wohl, Guenaud; beſuchen Sie mich oft und machen Sie ſich die kurze Zeit, die mir noch vergönnt iſt, zu nutze, um ſich durch meine Verwendung ſo viel als möglich zu pouſſiren. Noch einmal, leben Sie wohl und ſehen Sie, in was ich Ihnen dienen kann." Darauf ſchloß ſich Mazarin in ſein Kabinet ein und fing ernſtlich an, an den Tod zu denken.

„Eines Tages", ſo erzählt der Verfaſſer der oben angeführten Memoiren, „wartete ich in der kleinen Gallerie, wo ſich eine wollene Tapete befand mit einer Zeichnung nach Julio Romano. Ich hörte den Kardinal kommen und verſteckte mich hinter die Tapete. Ich hörte ihn ſagen: „Alles dies muß ich verlaſſen!" Bei jedem Schritte hielt er inne, denn er war ſehr ſchwach, betrachtete wieder ein Gemälde und ſprach dann mit ſchmerzlichem Ausdrucke: „Auch dies!" wandte ſich wieder nach einem andern Gegenſtande und wiederholte die vorigen Worte. Dann fuhr er fort: „Was hat es mich Mühe gekoſtet, dieſe Sachen zu bekommen! Wie ſchmerzlich iſt es mir, mich von ihnen zu trennen! Da, wo ich jetzt hinkomme, ſehe ich ſie nicht wieder!" Dieſe Worte ergriffen mich ſo, daß ich unwillkürlich ſeufzte. Der Kardinal hatte mich gehört und rief barſch: „Wer da? Wer da?" Als ich ihm erklärte, daß ich ihn hier abwarten wollte, um mit ihm von Geſchäften reden zu können, lehnte er das letztere ab, indem er mich an den König verwies. Dann kam er wieder auf ſeine vorigen Betrachtungen zurück. „Sehen Sie, Freund", ſprach er, „dieſen ſchönen Correggio, dieſe Venus von Titian und dort die herrliche Sündfluth von Antonio Carrachi! All' das muß ich verlaſſen, all' die herrlichen Bilder, die mir ſo viel Freude gemacht und mich ſo viel gekoſtet haben!" Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ſagte: „Sie befinden ſich noch nicht ſo ſchlecht, gnädiger Herr, als Sie glauben! Niemand wünſcht ihren Tod, Jedermann betet für Ihre Wiederherſtellung! — „Sollte dies wirklich ſo ſeyn?" entgegnete der Kardinal. „Sie irren ſich, lieber Brienne. Einer wünſcht meinen Tod, ich weiß es nur zu gewiß." Er meinte Ludwig XIV., deſſen Geiſt und Herrſchertalent ſeine Eiferſucht bereits im höchſten Grade rege gemacht. Der Kardinal ließ ſich vier oder fünf Tage vor ſeinem Tode raſiren und den Schnurrbart mit dem Eiſen aufziehen; er ließ ſich Lippen und Wangen ſchminken und ſich ſo in einer offenen Sänfte im Garten umhertragen, um, wie er ſagte, mit Ehren das Feld zu räumen. Die mit dieſer ſonderbaren Motion verbundene Anſtrengung beſchleunigte den Tod des Kardinals und machte ihn in den Augen der Höflinge nur noch verächtlicher und lächerlicher. Sie bemerkten treffend: „Fourbe il a vecu, fourbe il a voulu mourir." (Als Schurke hat er gelebt, als Schurke wollte er ſterben.)

Es wurde vor dem Bette des Kardinals geſpielt, bis der päpſtliche Nuntius ihm auf die Nachricht, daß er das Viatikum empfangen, den Ablaß ertheilte; nun erſt verſchwanden die Karten. Der Kommandeur von Souvré hatte zuvor ſtatt des Kardinals geſpielt; da er auffallendes Glück im Spiel hatte, ſo ſagte er dies ſeiner Eminenz, indem er glaubte, es werde derſelben Vergnügen machen. „Kommandeur", entgegnete Mazarin, „ich verliere weit mehr im Bette, als Sie am Spieltiſche nur immer für mich gewinnen können." — „Aber, Ihro Eminenz", fuhr der Kommandeur fort, „muß man nicht mit Ehren das Feld räumen?" — „Ja", erwiederte Mazarin, „aber Ihr, meine treuen Freunde, werdet aufräumen und ich muß die Leichenkoſten bezahlen." Der Kardinal ſprach dieſe Worte ſehr kraftvoll und mit Geiſtesgegenwart. Der Verfaſſer der Memoiren, dem wir die bisherigen Angaben entnommen, bemerkt hierbei treffend, daß es ſehr zu verwundern, wie ein Mann, der ſich ſo vor dem Tode fürchtete, da ſein Herz ganz an der

Digitized by Google

Erde hing, ſo vernünftig geſprochen und ſich ſo ſchlecht aufgeführt habe.

Mit dem Tode des Kardinals Mazarin ſteht zugleich das große Räthſel von dem „Mann mit der eiſernen Maske“ in enger Beziehung, indem der ſo bezeichnete namenloſe Gefangene kurz nach dem Ableben des Kardinals nach Pignerol geſandt wurde mit den jedem geſchichtekundigen Leſer bekannten Vorſichtsmaßregeln. Lord Mahon in ſeinem „Essai sur la vie du grand Condé. Londres 1842“ pflichtet, nach gewiſſenhaftem Studium aller Beweiſe und nach Vergleichung einer trefflichen, im Jahre 1817 zu Paris gedruckten, aber nicht im Publikum erſchienenen Abhandlung des Hrn. Crauford, der Meinung Voltaires bei, daß der unglückliche Gefangene ein Sohn Mazarins von Anna von Oeſterreich geweſen, der kurz nach dem Tode Ludwig XIII. zur Welt kam und während Lebzeiten Mazarins in ſtrenger Verborgenheit erzogen wurde, da Ludwig XIV. es nicht hätte dulden können, daß ſein Stiefbruder in Paris verweilte wegen einer auffallenden Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter und dem jungen König. L.

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau, 18. Auguſt.) Vor einigen Tagen ſind hier mehrere Handlungsdiener gefänglich eingezogen worden, welche das einträgliche Geſchäft trieben, ihren Prinzipal en gros zu beſtehlen und die geſtohlenen Waaren ſtets an einen Hehler um ein Billiges zu verkaufen, welcher von denſelben eine förmliche Niederlage errichtet hatte. Die Schnittwaarenhandlung, in welcher dieſer unerhörte Diebſtahl ſeit langer Zeit unbemerkt verübt wurde, gehört zu den berühmteſten Breslaus. Vier Diener derſelben ſind bereits zur gefänglichen Haft gebracht, und, dem Vernehmen nach, der That in ihrer ganzen Ausdehnung geſtändig. Leider ſoll eine große Menge Perſonen durch dieſen Vorfall compromittirt werden.

Aachener Fabrikanten, deren Markt durch die franzöſiſche Mauth ſehr geſchmälert wurde, haben zum Theil nach Metz ihre Werkſtätten verlegt. So laſſen die Herren Maſſun in Metz jetzt täglich an 100,000 Nähnadeln fabriciren; durch Theilung der Arbeit geht jede Nadel ſiebenzig Mal durch die Hände der Arbeiter.

Ein Hausknecht ſollte in Berlin die Winterbutter in den Keller ſchaffen, hatte aber das Unglück, auszugleiten, und die Treppe hinabzufallen. Die Köchin, welche dies ſah, rief entrüſtet aus: „Mein Jot, was is des für eine infame Winterbutterkellertreppenherunterfallerei.“

(Die Hirſchgeweihe.) Einer, welcher ein ſehr faules Weib hatte, ſagte zu ihr einſt mit Unwillen: „Ich glaube, wenn du ein Hirſch wäreſt, du möchteſt nicht einmal deine eigenen Geweihe tragen.“ — „Nein“, antwortete ſie, „ich ließ ſie meinen Mann tragen.“

Der deutſche Miſſionär Gutzlaff, der ſich in Dienſt der engliſchen Regierung in China befindet, berichtet, daß die Kunſt, Häuſer von Eiſen zu bauen (welche man ſeit einigen Jahren in Europa in Anwendung zu bringen ſucht), ſeit vielen Jahrhunderten in China bekannt ſey und geübt werde; namentlich beſchreibt er einen Tempel auf einer Anhöhe, der ſieben Stockwerke hoch und ganz aus Gußeiſen beſtehe, und wenigſtens aus dem fünften oder ſechſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung ſich herſchreibe.

(Neue Witterungsſtörung.) Die Oeffnung, welche am 23. Juli im Oſten der Sonne erſchien und Regenwetter brachte, iſt am 20. l. Mts. wieder völlig in derſelben Geſtalt, mit ihrem ganzen Gefolge von Fackeln erſchienen, und hat die eben ſo ſchöne als nützliche Reihe der verfloſſenen Tage durch Gewitter und Regen unterbrochen, während vom 7. bis 19. Auguſt ſich nicht die geringſte Spur irgend eines Sonnenflecks gezeigt hat, welcher Umſtand auch keine große Hitze zuließ. Uebrigens iſt fortwährend die nördliche Halbkugel der Sonne heller als die ſüdliche. München, 24. Auguſt 1843.

Prof. Gruithuiſen.

Literatur.

Verſuch eines Handbuchs des gemeinen Civil- und Privatrechts in Deutſchland für den Bürger und Landmann, überhaupt für jeden Nichtjuriſten, von S. Lilienfeld. Marburg 1843 im Selbſtverlag des Verfaſſers. Erſte und zweite Abtheilung.

Das vorliegende Werk ſoll nach dem Vorworte des Verfaſſers in ſechs Abtheilungen erſcheinen und blos für den Nichtjuriſten beſtimmt ſeyn. Hiernach kann alſo nicht zur Frage kommen, welchen Werth daſſelbe für den Juriſten habe. Beiläufig wird jedoch bemerkt, daß auch der Juriſt, namentlich derjenige, der an der Schwelle der kurheſſiſchen Praxis ſteht, deshalb aus dem angezeigten Buche vielen Nutzen ſchöpfen kann, weil bei der Aufzählung der gemeinrechtlichen Beſtimmungen zugleich eine gute Zuſammenſtellung der davon abweichenden Partikulargeſetze ſich findet. Der Verfaſſer hat ſich die Aufgabe geſtellt, den Rechtsunkundigen ein Mittel, das Recht kennen zu lernen, an die Hand zu geben. Iſt dieſelbe auch nicht in allen Punkten vollkommen gelöſ't, ſo geht doch aus den beiden erſten Heften ſchon hervor, daß der Verfaſſer ſeinen Plan zu verwirklichen im Stande iſt und jeder Nichtjuriſt aus dem gedachten Buche, insbeſondere bei der Klarheit des Vortrags in demſelben, den verſprochenen Nutzen daraus ſchöpfen wird. Nur den Punkt hätte der Verfaſſer beſſer wahren ſollen, nämlich bei denjenigen Rechtsſätzen, welche bis jetzt noch mitunter beſtritten ſind, dies jedesmal anzumerken. . . . n . . .

Korreſpondenz.

Vom Rheingau, im Auguſt.

Ein Sonnenblick und tauſend Hoffnungen! — Dies iſt ſo das poetiſche Stichwort, worin ſich recht treu das Winzerleben wiedergibt. So trüb auch bisher die Ausſichten waren, ſo athmet man in dieſen ſchönen Tagen des Auguſt doch wieder freier und macht ſich, trotz der Ungleichheit der Trauben im Wachsthum, doch noch einige Anwartſchaft auch auf einen annehmbaren Trunk zu dem billigen Biſſen, welchen man der reichhaltigen Getreideernte verdankt. An Mittelweinen fehlt es grade auch am meiſten und wir wollen uns darum gerne begnügen, wenn uns Frau Venus, die, wie man ſagt, den diesjährigen Kalender ſchreibt, auch nur eine erträgliche Proſa liefert. — An Fremden fehlte es im Rheingau bisher noch nicht, obgleich die Witterung der Reiſeluſt ſehr abhold war. Beſonders wird Oeſtrich, wo

nun fortwährend die Dampfboote an die Landungsbrücken anfahren, häufig beſucht, und zumal die von Hrn. Thomas Kunz daſelbſt neu begründete Gaſt- und Gartenwirthſchaft „zur Rheinburg“, welche jeden ihrer Beſucher gar ſehr anſpricht. Es iſt dies aber auch ein herrliches Etabliſſement, an das zwei ſchöne, geräumige Gärten ſich anreihen. Jeden Sonntag findet man daſelbſt Table d'hote und Harmoniemuſik mit zahlreicher Geſellſchaft, und die Ausſicht auf den Strom und die maleriſchen Gefilde läßt, verbunden mit äußerſt freundlicher Bewirthung, keinen Wunſch übrig, als daß man die Stunden möchte verlängern können, wenn das Dampfboot daher rauſcht und man mit den „ſchwarzen Schwänen des Rheines“, wie Anaſtaſius Grün ſo ſchön poetiſch die Dampfſchiffe nennt, dem liebgewonnenen Orte, wenn auch nur für dieſes Mal, den Schwanengeſang ſingen muß. — Auch unſer ſchönes Bingen erfreut ſich ſeit mehreren Jahren eines immer ſteigenden Beſuches von Fremden, welche hier für kürzere oder längere Zeit verweilen und in den trefflich eingerichteten Gaſthöfen der „Belle vue“, des Hrn. Soherr und des Hrn. Müller im engliſchen Hofe jede Art von Bequemlichkeit und freundliche Aufnahme finden. Der neue Saal des Hrn. Müller im engliſchen Hofe, von deſſen Plattform man eine entzückende Ausſicht genießt, bildet bei feſtlichen Veranlaſſungen und Tanzbeluſtigungen einen ſehr beliebten Vereinigungspunkt der Binger Honoratioren, die hier ſchon manchen heitern Abend verbracht haben. Hr. Müller, früher Oberkellner in Frankfurt a. M., iſt ein freundlicher Wirth, bei dem man eben ſo gute, als billige Bedienung findet und deſſen Hotel ganz in der Nähe der Burg Klopp an der Straße nach Kreuznach gelegen iſt.

Vom Rhein, 23. Auguſt.

Wer nach Wildbad reiſ't, darf dort kein zweites Tempe ſuchen, wohl aber ein wildromantiſches Gebirgsthal, wo für die Aufnahme und den bequemen Aufenthalt der Kurfremden alle nur thunliche, der Localität entſprechende Vorſorge, theils von Privaten, theils von der Landesregierung, getroffen worden iſt. Einen ſchönen Proſpekt bildet das vor drei Jahren begonnene groſe Kur- und Badehaus, welches aus lauter Quaderſteinen ausgeführt wird und deſſen Vollendung allererſt nach zwei Jahren erfolgen dürfte. Schon nach dem desfallſigen Koſtenvoranſchlag (500,000 fl., wie man hört) läßt ſich die Größe und der Werth der inneren Einrichtung des neuen Gebäudes ermeſſen. Der ſteigende Ruf von Wildbad, deſſen Quellen eine Wärme von 25° — 29° haben, rechtfertigt dieſe großartige Anlage, deren Zweckmäßigkeit die Erfahrung der kommenden Jahre vollkommen beſtätigen dürfte. In dieſer Saiſon zählte dieſer Kurort gegen 1200 Fremde, die einen längeren Aufenthalt nahmen. Man lebt da freilich nicht in Saus und Braus, im Tanz- und Spielſaal, wie in andern Badeorten, hat aber auch dafür die Befriedigung, keine Leidenſchaften aufgeregt zu ſehen, welche öfter gar bittere Nachgefühle hinterlaſſen. Während Hygiea hier gütig gegen ihre Verehrer iſt und Manchen mit ihren unſchätzbaren Gaben in die ferne Heimath wieder entläßt, hat dagegen die ſonſt ſo freigebige Ceres die waldige Gebirgsgegend nur eines ſtiefmütterlichen Blicks gewürdigt. Der Getreidebau iſt daher ſo beſchränkt, daß die Einwohner nicht viel mehr als den vierten Theil ihres Jahresbedarfs an Korn durch den Ackerbau gewinnen. Dagegen hat Sylvan auf Hügeln und Bergen ſeinen belaubten Thron aufgeſchlagen und Holz iſt aller Orten im Ueberfluß vorhanden. Bei dieſer ſtatiſtiſchen Beſchaffenheit der Gegend muß der Ueberfluß der Nachbarſchaft aushelfen; die beſſeren Küchengewächſe z. B. werden aus dem 14 Stunden entfernten Karlsruhe bezogen, und alles Andere, was die karge Natur hier verſagt, wird auf dem Wege des Handels herbeigeſchafft. Daß ihre Gaben hier nur langſam zur Reife gedeihen, mag der Umſtand bewahrheiten, daß geſtern erſt, wo ich Wildbad nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt verließ, mit dem Kornſchnitt begonnen wurde. In das Geplätſcher der Najade dieſes ländlich ſchönen Kurortes miſchen ſich die Töne eines recht betriebſamen Orcheſters, welches die ankommenden und abreiſenden Kurgäſte mit einer anſprechenden Serenade empfängt oder entläßt. Für dieſe Artigkeit, die in der That ſehr überraſchend iſt, hat man nur eine mäßige Retribution zu entrichten. — Auf der Reiſe von Wildbad nach Karlsruhe, die nicht die angenehmſte iſt, weil man eine ſehr gebirgige Gegend zu paſſiren hat, kamen wir zu Pforzheim noch früh genug an (Abends 6 Uhr), um dort Augenzeugen des allgemeinen Jubels der Bevölkerung zu ſeyn, welchen die baden'ſche Verfaſſungsfeier erregte. Wenn man doch auch anderwärts den hohen Werth der Vorzüge einer guten Landesverfaſſung ſo zu ſchätzen wüßte! Ein Volk, dem ſeine Verfaſſung nur todter Buchſtabe, iſt ihrer nicht werth. Abends um 11 Uhr in Karlsruhe angekommen, mußte ich wegen des Verfaſſungsfeſtes, welches eine Menge Fremde herbei geführt hatte, die unangenehme Erfahrung machen, daß auch bisweilen die bezahlte Gaſtfreiheit in dem ſonſt ſo gaſtfreien Deutſchland nicht zu finden iſt. Nach langem Hin- und Herfragen fand ich erſt in dem fünften Gaſthofe eine Unterkunft. Am andern Morgen wurde ich durch des Dampfes Kraft auf der Eiſenbahn und dem Dampfboot raſch in die liebe Heimath fortgeſchnellt, in der ich noch früh genug ankam, um eine Partie Billard ſpielen, oder meine gewohnten Witterungsbeobachtungen an der Windfahne des gegenüber liegenden Zeughauſes anſtellen zu können.

. . . . r.

Gießen, im Auguſt.

Das im großh. heſſ. Regierungsblatte für unſere Stadt erſchienene und mit dem künftigen 1. Sept. in's Leben tretende neue Octroi-Geſetz hat namentlich unter der hieſigen Fleiſcherzunft eine bedeutende Senſation erregt. Bisher wurden nämlich von einem Ochſen 3 fl. bezahlt und nun ſollen für die Folge, ohne daß von dem Stadtrathe deshalb auf eine Erhöhung beantragt worden iſt, von einem ſolchen 5 fl. entrichtet werden. Wenn der Unterſchied dieſer Abgabe auch nicht bedeutend ſcheint, ſo wird er doch von den Fleiſchern ſelbſt als äußerſt drückend für ſie geſchildert, indem, nach deren Behauptung, bei der Taxation des Fleiſches wenig oder gar keine Rückſicht auf Octroi genommen wird, da das Fleiſch hier ſtets einen geringeren Preis haben ſoll, als in den benachbarten kleineren Städten Lich, Butzbach, Friedberg ꝛc., wo kein Octroi beſtehe. Wäre dies nun wirklich der Fall, dann würden ſich die hieſigen Fleiſcher in einem groſſen Nachtheil finden; es läßt ſich jedoch von einer gerechten einſichtsvollen Polizeibehörde, welche wir hier zu haben uns ſchmeicheln können, nicht anders erwarten, als daß ſie die Fleiſchtaxe ſtets der gründlichſten und der Sache entſprechendſten Prüfung unterwerfe und daß den Fleiſchern nicht zugemuthet werde, daß ſie das Octroi, welches bisher jährlich circa 5000 fl. einbrachte und für die Folge wenigſtens circa 7000 fl. betragen wird, an's Bein ſtreichen ſollen. Schon die nicht unbedeutende Vorlage, welche beim Schlachten jedes Viehes ſogleich gemacht werden muß, verdient gewiß Berückſichtigung. Das Wildpret iſt nun für die Folge auch einer Octroi-Abgabe unterworfen und es werden ſich unſere Jagdliebhaber hierdurch einigermaßen genirt finden, weil beim Einbringen in die Stadt eine Declaration ſtatt finden muß. Auf das Federvieh iſt, wie man ſagt, ebenfalls von hieſigem Stadtrath eine Abgabe beantragt worden, dieſelbe jedoch durchgefallen, und können nun insbeſondere die Gänſe, deren uns wohl die bedeutendſte Anzahl der benachbarte Kreis Wetzlar liefert, nach wie vor freien Einzug in unſere Stadt halten.

Logogryph.

Mittel zum Zweck, verſchiedener Art, im Groſſen und Kleinen,
Dien' ich der Kunſt und dem Recht, öfters auch ſchnödem Betrug,
Und, meines Hauptes beraubt, der innigen Gottesverehrung,
Wenn auch die rollende Zeit wechſelnde Formen erſchuf.

. —

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 29. Auguſt. Werner, oder: Herz und Welt, bürgerliches Schauſpiel in 5 Acten, von Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 239. Mittwoch, den 30. Auguſt 1843.

Main-Sagen.

9. Die Glocken Bamberg's.

Kaiſer Heinrich ruht an lichter Stelle
In dem Wald mit ſeiner Kunigunde,
Blickt in ihrer frommen Augen Helle,
Lauſcht der Rede aus dem ſüßen Munde,
Da erklinget von
Bamberg Glockenton,
Kündend des Gebetes heil'ge Stunde.

„Hörſt du unſ're neuen Glocken hallen?“
Spricht zu ſeinem frommen Weib der Kaiſer,
„Kunigunde hat ein lieblich Schallen,
„Aber Heinrich tönet dumpf und heiſer.
„Hätt' nicht Eitelkeit
„Gold dem Fluß geſtreut,
„Dann kläng' Kunigunde wohl auch leiſer!“

„Eitelkeit“ ſpricht ſie und eine Thräne
Perlet, „Heinrich, kannſt du ſo mich kränken?
„Daß die liebe Glocke beſſer töne
„In den glüh'nden Fluß mein Gold zu ſenken,
„Iſt das Eitelkeit?
„Wahrlich, ewig weit
„Liegt der Hochmuth meinem ſchlichten Denken.“

„Meinen letzten Goldreif, deine Gabe,
„Siehe mich auch ihn vom Finger ſtreichen,
„Daß ich Eitelkeit der Welt nicht habe,
„Mög' durch ihn der güt'ge Himmel zeigen!“
Und in's Weite fliegt
Hin der Ring und wiegt
Zaudernd ſich, dann fängt er an zu ſteigen.

Spielend durch die blauen Lüfte tragen
Winde fort den Ring in ſchneller Reiſe,
Und der Kaiſer ſieht, wie ſie ihn jagen
Wirbelnd nach des Domes Thurm im Kreiſe,
Durch der Kaiſerin
Glocke fliegt er hin —
Und ſie tönt fortan in and'rer Weiſe.

Lieblich, aber dumpfer klingt die Glocke
Fort, wie ſie der gold'ne Ring durchflogen,
Während Kunigundens dunkle Locke
Licht ein milder Himmelsglanz umzogen;
Ihr zu Füßen ſinkt
Heinrich und es klingt
Lauter durch die Luft der Töne Woger.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

VI.

In das Gemach Emir Achmet's trat Gui de Mormoran. Das Auge des Emir's glühte vor Verlangen, zu vernehmen, was der Sänger erkundet.

Mormoran grüßte nach der Sitte des Volkes mit gekreuzten Armen und tiefer Verbeugung.

„Salam aleikum!“ ſagte er.

„Der Gruß hat eine beſondere Bedeutung, Herr,“ hob er an; „ich hoffe, Dir Frieden zu bringen.“

„Du?“ fragte Achmet, und erhob ſich raſch. Eine fieberiſche Röthe übergoß ſeine Wangen und ſein Auge leuchtete in dunkelm Feuer.

„Es bietet ſich eine Gelegenheit, Esmeralden zu ſehen, wie nie wieder eine. Suniar giebt ein Turnier in Barcelona in dieſen Tagen. Esmeralda theilt die Preiſe aus. Sie ſitzt alſo, angethan mit all' ihren Reizen, die Tage des Feſtes vor den Augen der Beſchauenden unverſchleiert.“

„Woher haſt Du die Kunde?“

„Fiſcher haben ſie von der jenſeitigen Küſte gebracht; es iſt kein Zweifel.“

„So muß ich hin!“

„Herr, bedenke aber wohl, was Du thuſt!“

„Was ſoll Achmet bedenken, wenn er will?“ donnerte der Emir.

Mormoran verbeugte ſich und ſchwieg.

„Nur das iſt zu überlegen,“ fuhr er fort, „in welcher Weiſe wir unerkannt hinkommen. Am liebſten zöge ich als Ritter hin; aber das wäre gewiß mein Tod, auch wenn ich den Preis gewonnen haben würde; denn der Haß der Chriſten

Digitized by Google

iſt bodenlos gegen mich. Es muß heimlich geſchehen. Doch gieb Rath, wie?"

Mormoran ſann. „Ich weiß Rath," ſprach er endlich. „Wir Beide legen Fiſcherkleider an, ſegeln hinüber, und gehen dann geradezu nach Barcelona. Niemand erkennt uns. Iſt das Feſt vorüber und Dein Verlangen befriedigt, ſo kehrſt Du heim und ich bin frei."

Achmet maß ihn mit einem durchdringenden Blicke. „Wer darf Dir trauen?" ſagte er dann. „Chriſt, ich habe keinen Glauben an Eure Treue. Du bleibſt hier, bis ich wiederkehre, dann erſt biſt Du frei."

„Auch ſo iſt mir's recht?" ſagte Mormoran; verbeugte ſich und ging.

Achmet ließ ſeinen Ali rufen, den ſchlauen und gewandten Weſir. Ihm vertraute er das glühende Verlangen, das nicht mehr zu beſchwichtigende, Esmeralda zu ſehen, für die des Sängers Lieder ſein Herz in heller Gluth entzündet.

Ali erſchrak nicht wenig. Er kannte ſeines Gebieters unwiderſtehlichen Willen. Nach tiefem Sinnen ſagte er: „was der Chriſt vorgeſchlagen, iſt das Beſte, wenn Ihr ein Mal die Wagniß übernehmen und Euch nicht abhalten laſſen wollt. Unweit Barcelona wohnt ein Fiſcher am Ufer des Meeres, der unſer Kundſchafter iſt, ſeiner bedürfen wir; er diente uns, als wir Tortoſa eroberten."

„Ich kenne ihn, Ali. Er iſt ein Schurke. Laß uns Keinem trauen, und unſern Weg allein gehen. Sorge für Anzüge, für ein Boot, der Himmel iſt günſtig. Die Briſe weht friſch. Wir ſegeln dieſe Nacht! —

Ali entfernte ſich und Achmet rannte in namenloſer Unruhe durch ſeine Gemächer.

Der Abend kam, das Boot lag an einer einſamen Stelle vor Anker. Nur noch ein getreuer Schiffsführer war eingeweiht worden. Er kannte die Küſte und verſtand es, wie ein Lootſe, das Boot in die gehörige Bucht hinein zu bringen. Angethan mit dem ſchlichten Kleide von ſtarkem, grobem Tuche, den Sombreno tief in die Stirne gedrückt, die rothen Gürtel um die Hüften gewunden, ſo ſchritten zwei rüſtige Geſtalten aus dem Schloſſe, und begaben ſich nach dem Hafendamme, wo das wohlgerüſtete Boot lag. Das Signal wurde gegeben und erwiedert, und die beiden Schiffer beſtiegen das Boot, wo ein Dritter, eben ſo gekleideter, wie ſie, ihrer harrte. Schnell wie der Blitz flog das Boot in die See, am Leuchtthurme vorüber, und bald war die Rhede, bald das hohe Meer gewonnen. Die Nacht war mild und klar. Die Sterne ſtrahlten in wunderbarem Glanze. Der Leuchtthurm von Puglierza ſchwand ſchnell aus ihren Augen, und bald war nur noch der Himmel und das Meer, was ſie in dunkeln Umriſſen und im ungewiſſen Sternenlichte ſahen.

Immer gegen die Küſte Spaniens ſteuerte der Seemann, und ehe noch der Morgen graute, hörten ſie das Toſen der Brandung. Jetzt galt es Vorſicht. Sie hielten ſich in angemeſſener Entfernung von der klippenreichen Küſte, und erſt als die erſten Streiflichter des Tages am Himmel hin zuckten und die roſigen Wölkchen dem Aufgang zuſchwammen, da lief das Boot in eine kleine mit Grün überwachſene Bucht ein. Sie lag nur etwa eine Stunde von Barcelona, und der Leuchtthurm dieſer Stadt war des Piloten ſicherer Leiter geweſen.

Mit Anſtrengung zogen nun die Dreie das Boot unter die bergenden Gebüſche und legten ſich in demſelben nieder, die nothwendige Ruhe zu genießen. Achmet weckte indeſſen nach kurzer Raſt ſeinen Weſir wieder. Der Seemann blieb im Boote. Achmet und Ali aber ſchnitten ſich Wanderſtäbe im Gebüſche und ſuchten die Straße nach Barcelona. Sie war heute ſchon in aller Frühe belebt. Reiter, Wanderer, Sänften, getragen von Maulthieren und von rüſtigen Katalanen, drängten ſich. Züge von Saumthieren trugen Lebensmittel nach der Stadt, wo heute und morgen eine zahlloſe Menge ſich vereinigte. Nach einer Wanderung im Staube der Heerſtraße, die ſie ungemein ermüdet hatte, erreichten ſie endlich die Stadt, und waren im Stande, nach langem Harren ſich bis an die Schranken vorzudrängen.

Noch waren die Logen nicht beſetzt. Kein Ritter war noch in den Schranken; aber Trompetenſtöße verkündeten jetzt die Ankunft des Regenten, der in würdevoller Hoheit daher ritt. An ſeiner Seite aber auf einem Zelter ritt Esmeralda dicht verſchleiert. Beamte, Ritter, Herren des Hofes und Damen folgten in bunter Reihe; ſo enge war die Gaſſe, welche das Volk ließ, daß die Ordnung des ſtattlichen Zuges unterbrochen wurde. Jetzt kamen die Pagen, welche auf goldgewirkten Kiſſen die Preiſe trugen. Der ſchönſte und koſtbarſte war eine hochrothe Schärpe, reich mit Gold geſtickt von Esmeralda's Hand. Sie war der Preis des Siegers im Turniere. Unter dem Schmettern der Trompeten und dem Wirbeln der Pauken ſtieg Suniar mit Esmeralda die mit reichen Teppichen belegten Stufen zur Eſtrade hinauf, und als ſich die Jungfrau niedergelaſſen, ſank ihr Schleier. —

Achmet hielt den Athem an. Seine Bruſt bewegte ſich nicht, und doch wollte das Herz ſchier ſeine Feſſeln ſprengen. Als nun der Schleier fiel, und das Antlitz eines Engels voll himmliſchen Liebreizes und ſüßer Unſchuld ſichtbar wurde, da hätte er laut aufgeſchrieen, wenn nicht Ali ihn auf's heftigſte ermahnt hätte, ſich Gewalt anzuthun.

„Er hat die Wahrheit geſagt," raunte er in Ali's Ohr, „ſie iſt die Schönſte, die je gelebt hat."

„Bei'm Allah," flüſterte dieſer, „beſchwöre ich Euch, mäßigt Euch, ſonſt ſeyd Ihr und ich verloren!"

Achmet ſah die Wahrheit der Warnung ein. Er nahm ſich zuſammen. Aber was kümmerte ihn Turnier und Welt? Nur für Eine hatte er Augen. Und dieſe Augen ſogen das Gift der Liebe ein mit unerſättlicher Gier. Er ſah nicht die Ritter, wie ſie in die Schranken ritten, und gegen die Eſtrade grüßten. Er bemerkte nicht, daß zwei fremde Ritter um die Erlaubniß baten, mit verſchloſſenem Viſire Theil an dem Turniere nehmen zu dürfen, und auf Ehre und Pflicht gelobten, nach dem Turniere ſich zu nennen und jeder Ahnenprobe ſich zu unterwerfen. Er hörte nicht das Murren des Volkes, als Don Suniar dies geſtattete. Nur Esmeralda ſah er, und ſonſt nichts.

Ali wurde es unheimlich zu Muthe. Er fürchtete für den Verſtand ſeines Gebieters. Er hatte ihn wohl ſchon in verliebter Begeiſterung geſehen, aber ſo nie. Es koſtete ihm viele Mühe, ihn ruhig und ſtille zu halten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die letzten Augenblicke des Buchhändlers Palm aus Nürnberg.

(Geſchildert von deſſen Todtengräber Joſeph Tſchaumer.)

Ein Augsburger Unterhaltungsblatt, der „Sammler", erhielt vor einiger Zeit, angeblich von ſehr ſchätzbarer Hand, den nachfolgenden Aufſatz, den dieſes Blatt am 26. Auguſt, als dem Todestage Palm's vor ſiebenunddreißig Jahren, ſeinen Leſern mittheilt, mit der Bemerkung, daß dieſe der darin vorkommenden Thatſachen in vollem Maße verſichert ſeyn könnten. Der Aufſatz iſt unverändert abgedruckt.

Der Buchhändler Johann Philipp Palm aus Nürnberg wurde bekanntlich auf Befehl des franzöſiſchen Imperators am 26. Auguſt 1806 zu Braunau am Inn zum Tode verurtheilt, und auch dort erſchoſſen, weil er angeſchuldigt war: das von Julius Grafen von Soden verfaßte Büchlein: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung" verbreitet zu haben.

Dieſe Hinrichtung wurde durch ganz Deutſchland mit einem Entſetzensſchrei aufgenommen, ganz Deutſchland und darunter vorzugsweiſe Preußen, ſo wie vom Auslande her, ganz beſonders England, haben ihre Theilnahme zum Theile auch werkthätig an ſeinen Hinterlaſſenen ausgedrückt; die preußiſchen Heerſchaaren haben im Befreiungskriege Palms Märtyrertod zum Motto ihres Schlachtenrufes gewählt; ja die Erinnerung an dieſe Schlächter-Scene iſt in den deutſchen Gauen noch nicht verklungen, da in neueſter Zeit König Ludwig von Bayern das Andenken Palms noch in ſeinem Sohne ehrte und auch an dem Hauſe, wo er gewohnt, eine Votivtafel eingemauert worden iſt.

Die Geſchichte ſeines ſchmählichen Sterbens iſt daher längſt und oft beſprochen, beſchrieben und in die Folie der Geſchichte deutſcher Schlachtopfer eingezeichnet.

Nicht ſo — die letzten Augenblicke vor und nach ſeinem ſchaudervollen Ende.

Die Ausſage eines Augenzeugen, dem die traurige Pflicht der Beſtattung oblag, dürfte demnach nicht ganz ohne Intereſſe geleſen werden.

Es war im Sommer des Jahres 1806, ſo erzählte mir der Todtengräber Joſeph Tſchaumer, als mich der damalige Stadtpfarrproviſor Pöſchl zu ſich rufen ließ, und mir die traurige Weiſung gab: im Freythofe ſogleich ein Grab zu öffnen, da die Franzoſen heute noch einen kürzlich hierher gebrachten Buchhändler aus Nürnberg, Namens Palm, erſchießen wollten.

Kaum nach Hauſe gekommen, trat ein Sergeant in meine Stube, der mir in ſchlechtem Deutſch den Befehl des franzöſiſchen Kommandanten überbrachte: daß ich den Mann, der heute erſchoſſen würde, ſogleich auf dem Richtplatze einſcharren ſolle.

Es mag um 2 Uhr Nachmittags herum geweſen ſeyn, als ich mit meinen Gehülfen auf der äußerſten Baſtei gegen die öſterreichiſche Seite als dem mir von dem Sergeanten bezeichneten Richtplatze mit Krampe und Schaufel ankam.

Gleich darauf ſah ich von der Stadt her ein franzöſiſches Regiment dem Richtplatze zu marſchiren; in ihrer Mitte den unglücklichen Palm auf einem Vorſpannswagen.

Er ſah blaß aus, hatte verweinte Augen und war im ernſten eifrigen Geſpräche mit den zwei bei ihm auf dem Wagen ſitzenden Geiſtlichen, dem Stadtpfarrproviſor Pöſchl und Spitalpfarrer Gropp. Palm war proteſtantiſchen Glaubens.

Lautlos kam das Regiment am Erekutionsplatze, auf dem ſich außer mir und meinen Helfern Niemand als neugieriger Zeuge zudrängte, mit ſeinem Schlachtopfer, dem unglücklichen Palm, an, und formirte ein Viereck, deſſen hintere Seite gegen Oeſterreich offen blieb.

Der Vorſpannswagen hielt ſtille, Palm ſprang behende von demſelben herab, übergab ſein von Thränen durchnäßtes Schnupftuch einem der Geiſtlichen mit der Bitte: es ſeiner unglücklichen Gattin zu ſenden, ſprach noch einige mir unverſtändliche Worte mit den zwei Prieſtern, und trat dann feſten Schrittes gegen die äußerſte Mitte der offen gelaſſenen Frontſeite, wo ihn ein aus mehreren Soldaten und einem Offizier beſtehendes Peloton bereits erwartete.

Einer von den franzöſiſchen Schergen trat vor, verband dem Unglücklichen die Augen, Palm kniete nieder —

Da ſchlugen drei Soldaten von dem nahe ſtehenden Peloton auf den Knienden an — und auf des Offiziers letztes Zeichen knallten die fränkiſchen Büchſen —

Palm ſtürzte rücklings hinüber — er war nicht zu Tode getroffen. —

Laut wimmerte er — krallte vor Schmerzen die Nägel ſeiner Finger in die von ſeinem Blute befleckte Erde. —

Es war eine lautloſe — entſetzliche Pauſe — die nur das Geſtöhne des Schwerverwundeten ſchauerlich unterbrach. — —

Da warf ſich der Prieſter Pöſchl auf die Erde zu ihm nieder, ſchrie laut und wiederholt: „Jeſus! Maria! ſteh mir bei" während Gropp an den zu Pferd die Erekution kommandirenden Offizier hinſprang und ihn dringend beſchwor: dieſer ſchrecklichen qualvollen Scene doch ein Ende zu machen. —

Da winkte der Kommandirende, ein Offizier trat vor, befahl dem Prieſter Pöſchl, ſich bei Seite zu halten, ſechs Musketiere ſetzten ihre Gewehre an den auf der Erde ſich Windenden auf den Kopf und Bruſt an, — ihre Büchſen knallten, — und weithin ſpritzte das Gehirn des kugelzerſchmetterten Kopfes — der unglückliche Palm hatte ausgelitten. —

Sogleich zog das franzöſiſche Regiment wieder nach der Stadt, und nur ſieben Mann blieben als Wache beim Leichname zurück.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Zu der Verſammlung deutſcher Wein- und Obſtproduzenten, welche nach dem im vorigen Jahre zu Stuttgart gefaßten Beſchluß in dieſem Jahre zu Trier ſtattfinden wird, ladet der mit der Leitung der Geſellſchaft beauftragte Präſident Hr. W. v. Haw, Landrath und Oberbürgermeiſter a. D., die geehrten Wein- und Obſtproduzenten, ſo wie alle diejenigen Männer, welche ſich für jene Culturzweige intereſſiren, mit der Verſicherung ein, daß man in Trier Alles aufbieten wird, um den verehrten Gäſten ihren Aufenthalt möglichſt angenehm zu machen. Die erſte Sitzung findet am 6. Oktober ſtatt, an welche in den folgenden Tagen ſich die Verhandlungen ſchließen, jedoch nicht über den 14. Oktober verlängern werden. Die Einſendung ausführlicher, zum Vortrag in der Verſammlung beſtimmten Abhandlungen

Digitized by Google

wird bis ſpäteſtens zum 24. September erbeten; kürzere Aufſätze und Vorträge können jedoch auch während der Dauer der Verſammlung angemeldet und übergeben werden. Auch eine Ausſtellung von Weinen, von Trauben und Obſtarten iſt mit genannter Verſammlung verbunden, und es werden die Proben bis zum 24. Sept. angenommen. Diejenigen Herren, welche Theil zu nehmen beabſichtigen, ſind um ihre geehrten Anmeldungen erſucht, damit in Betreff der Wohnungen Vorſorge getroffen werden könne, und ſie haben ſich bei ihrer Ankunft in Trier an Herrn Stadtrath Apotheker Löhr zu wenden, welcher ihnen alsdann jede beliebige Auskunft ertheilen wird.

(Leipzig, 20. Auguſt.) Man rüſtet ſich in dem benachbarten Altenburg zu einem würdigen Empfange der am 4. September beginnenden Verſammlung deutſcher Landwirthe. Ein geräumiges allgemeines Verſammlungslokal wird auf dem Schießanger errichtet; zu den Vereinsverhandlungen ſind der große Hörſaal des Joſephinums (des neuen Gymnaſialgebäudes) und die Freimaurerloge eingeräumt. Aus Anlaß der Verſammlung wird zugleich eine oſterländiſche Gewerbs-Ausſtellung veranſtaltet. Die Anmeldungen ſind bereits in ſo großer Zahl erfolgt, daß für ſpäter ein Unterkommen mit ziemlichen Schwierigkeiten verknüpft ſeyn dürfte. Der letzte Tag der Verſammlung wird zu einer Fahrt auf der Eiſenbahn nach Leipzig verwendet, wo die Grundſteinlegung für das daſelbſt zu errichtende Denkmal Thaers ſtattfinden ſoll. Der Verſammlung wird auch das Schauſpiel einer mit allen dazu erforderlichen Formen und Gebräuchen und dem ganzen dazu gehörigen Pompe ausgeſtatteten Altenburger Nationalbauern-Hochzeit geboten werden.

Es enthalten badiſche Blätter aus Veranlaſſung des badiſchen Verfaſſungsfeſtes den patriotiſchen Vorſchlag, ſtatt des Champagners im ganzen Lande nur badiſche Schaumweine zu wählen. Gar nicht ſelten, wird zur Unterſtützung des Vorſchlags bemerkt, ſey es ſogar nur Vornehmthuerei oder falſche Scham, welche wirklichen Champagner begehre, um nicht in den Schein zu kommen, des wohlfeilen Preiſes wegen einheimiſchen gewählt zu haben. Viele Wirthe verſtehen auch ſehr wohl, für eine bloße franzöſiſche Inſchrift den Preis des Champagners anzurechnen. Hundert gegen Eins ſey zu wetten, von hundert Trinkenden vermöchten nicht fünf den franzöſiſchen vom deutſchen Schaumwein wirklich zu unterſcheiden. (S. M.)

(Der Thee für den Kaiſer von China.) Der Thee, welcher für die kaiſerliche Familie von China beſtimmt iſt, wird mit der äußerſten Sorgfalt behandelt. Man zieht ihn in einem beſonderen Garten, der bewacht wird, damit ſich kein Menſch und kein Thier demſelben nahe. Die Wege in dieſem Theegarten werden täglich gekehrt, und man ſorgt ängſtlich dafür, daß ja kein Schmutz auf die Blätter falle. Naht ſich die Zeit der Aernte, ſo müſſen ſich die Arbeiter des Genuſſes der Fiſche enthalten, damit ihr Athem die Blätter nicht verderbe, ſich drei Mal des Tages warm baden und überdies dennoch die Blätter mit Handſchuhen abpflücken. Auch bei der ſpäteren Zubereitung verfährt man mit gleich ängſtlicher Vorſicht.

In faſt allen franzöſiſchen Zeitungen finden wir einen „Sicherheitsapparat gegen Diebſtahl", Paravol genannt, angekündiget, der von einem Schweden erfunden worden ſeyn ſoll und 5 bis 10 Frcs. koſtet. Es ſcheint eine Vorrichtung zu ſeyn, die an den Schlöſſern angebracht wird und die von verſchiedenen Seiten her als zweckmäßig empfohlen wird.

Eine Zeitung verſichert, man verarbeite allein in England jährlich ſechszig Centner Stahl zu Stahlfedern. — Berechne nun einmal Jemand, wie viele Stahlfedern ſich aus dieſen ſechszig Centnern fertigen laſſen.

Dr. Wagner rezenſirt ein neues Stück „des Muſikanten Braut", in Frankl's Sonntagsblättern kurz und bündig. „Drei Worte nenn' ich Euch inhaltsſchwer: Unter aller Kritik!"

Korreſpondenz.

Bad-Homburg, 27. Auguſt.

Schien uns auch der Sommer in der Vorſaiſon einen böſen Streich ſpielen zu wollen, indem er uns mit Regengüſſen überhäufte und ſich anſtellte, als wolle er das ganze Badeleben in ſeinen Fluthen ertränken, ſo hat uns dagegen der Monat Auguſt reichlich dafür entſchädigt und unſer Badeleben hat in ſeiner ſchönſten Blüthe ſein Panier aufgeſtellt. Die Zahl der uns beſuchenden Fremden iſt noch immer ſehr groß und bei den ſchönen, warmen Morgen wallen viele Kurgäſte in der geräumigen Promenade unſeres Kurbrunnens. Unſer neuer, höchſt geſchmackvoller Kurſaal, der in vergangenrr Woche feſtlich eröffnet wurde, zieht Neugierige und Schauluſtige genug an, die die Pracht und den Luxus, die hier in reichem Maße angebracht ſind, bewundern. Der Saal iſt mit Marmorſtukkatur eingelegt und die marmornen Säulen tragen einen mit Gold und ausgezeichneten Malereien, die von allen Kennern gerühmt werden, verzierten, höchſt geſchmackvollen Plafond. Divans mit rothem Sammt und Stühle mit gleichem Stoff verſchönern die heitern Räume des Saales. Von dieſem Hauptſaale gelangt man auf die Terraſſe, wo ſich eine herrliche Ausſicht in's Gebirg eröffnet. Die Seitenſalons vereinigen in anziehender Abwechslung Alles, was Luxus und der neueſte Geſchmack bedingen und es iſt bei Ausſtattung derſelbrn in keiner Hinſicht geſpart word.n. Sowohl der Eröffnungsball im groſen Saale, als auch die geſtrige Tanzreunion waren glänzend, und die trefflich aufgeführten Muſikſtücke von dem rühmlichſt bekannten Orcheſter des Hrn. Heinefetter errangen allgemeinen und wohlverdienten Beifall. Die Damen Penz und Wettläufer unterſtützten Hrn. Heinefetter durch ihre gediegenen Leiſtungen. Die auch in Frankfurt bekannten, talentvollen Kinder des Hrn. Balletmeiſter Hummel aus Mainz führten recht artige Nationaltänze in Coſtüme auf. Da die Saiſon, durch günſtige Witterung jezt unterſtüzt, noch einige Daurr verſpricht, ſo ſieht man der Fortſetzung eines angenehmen und unterhaltenden Badelrbens mit Vergnügen entgegen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 30. Auguſt. (Neu einſtudirt): Von ſieben die Häßlichſte, Luſtſpiel in 3 Abth, nebſt einem Vorſpiel in 1 Act, nach Told's Erzählung, von L. Angely. Ambroſius: Hr. Franz Wallner, erſter Komiker des k. k. priv. Theaters in der Joſephſtadt in Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 240. Donnerſtag, den 31. Auguſt 1843.

Die waldigen Höh'n.

O wie lieblich, wie ſchön
Sind die waldigen Höh'n!
Wenn die Glieder ermatten,
Wie iſt kühlender Schatten
Dann ſo lieblich und ſchön
In den waldigen Höh'n!

O wie herrlich, wie ſchön
Iſt's auf waldigen Höh'n!
In die Ferne zu ſchauen
Ueber Wieſen und Auen,
O wie iſt es ſo ſchön
Auf den waldigen Höh'n!

O wie feierlich ſchön
Sind die waldigen Höh'n:
Wenn die Stürme tief beugen
Buchen, Fichten und Eichen,
Iſt dies wilde Getön
In dem Walde ſo ſchön!

O wie wonniglich ſchön
Sind die waldigen Höh'n!
Wenn die Zweige ſich jüngen,
Drauf die Vögelein ſingen,
O wie iſt's dann ſo ſchön
In den waldigen Höh'n!

Immer lieblich und ſchön
Sind die waldigen Höh'n!
Doch, wenn Liebende wallen
In den ſchattigen Hallen,
Dann iſt's doppelt ſo ſchön
Auf den waldigen Höh'n!

Lyphm. J. A. Runkel.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

Unterdeſſen ging das Ringelſtechen ſeinen Gang. Einer der fremden Ritter, der einen Buſch von edeln Straußfedern auf ſeinem Helm trug, blieb Sieger in dieſer leichten Uebung ritterlicher Gewandtheit. Ein lauter Jubel des Volkes übertäubte ſchier den rauſchenden Tuſch der Muſik. Esmeralda's Auge war der ſchlanken Geſtalt mit beſonderer Bewegung gefolgt. Solche Gewandtheit legte Keiner an den Tag, wie er, und welch' ein königlicher Anſtand! Die Neugierde der zahlloſen Verſammlung kannte faſt keine Gränze mehr; aber den Ritter focht es nicht im mindeſten an. Er ritt vor die Eſtrade und grüßte mit der edelſten Courtoiſie; dann ſprang er leicht aus dem Sattel, eilte die Stufen hinauf und empfing den Preis.

Wie bezaubert ſtand er aber jetzt vor der erröthenden Jungfrau und wich nicht von der Stelle. Esmeralda's Verlegenheit überſtieg jeden Begriff.

„Herr Ritter," ſprach Suniar, „die Sitte heiſcht, daß Ihr Euch entfernt."

Jetzt verbeugte er ſich, zog aber ſein Schwert und legte es vor Esmeralda nieder.

Die Huldigung war außerordentlich. Das Volk jubelte laut, und dieſer Jubel erſtickte den wilden Schrei, den die Wuth der Eiferſucht aus Achmet's Bruſt hervorſtieß.

„Nur von Euch nehme ich es wieder!" ſagte der Ritter.

Gluthröthe überzog Esmeralda's Stirne und Bruſt. Endlich beugte ſie ſich, hob es auf, und reichte es dem Ritter. Er drückte den Griff, den ihre Hand berührt, ſtumm an ſeine Lippen, verbeugte ſich tief und ſchritt wieder die Stufen herab. Seine Knappen führten ein anderes Roß vor; es war einer der edelſten Andaluſier.

Das Turnier begann. Hatte im Ringelſtechen der junge Ritter Gewandtheit und Grazie bewieſen, ſo entwickelte er jetzt mit ſeinem Gefährten eine ſo gewaltige Tapferkeit, eine ſo rieſige Kraft des Armes, daß keiner der Ritter widerſtand. Auch hier war er der Erſte Sieger, ſein Freund der Zweite. Der Abend nahte, und das Turnier endete.

Auch jetzt wieder ſchritt der junge Held die Eſtrade hinauf,

Digitized by Google

und die erglühende Esmeralda hing ihre Schärpe um ſeine Schulter. Jetzt erhob ſich Suniar.

„Ihr habt mit Fug und Recht den Preis errungen, Herr Ritter,“ ſagte er, „welcher der Gewandtheit, Kunſt und Tapferkeit gebührt; doch geſtattet nun mir, daß ich Euren Namen gegen das harrende Volk ausſpreche.“

Der Ritter nahm den Helm ab, und Suniar prallte zurück.

„Iſt's wahr?“ rief er freudig, die Hände faltend.

„Ich bin's,“ ſagte der Ritter.

„Hoch lebe Raimund Berengar, Graf von Barcelona!“ rief Don Suniar. „Er iſt der Sieger in unſerm Turnier.“

Alles Volk ſtaunte. Als aber nun der alte Suniar de Gineſta ſeine Knie bog vor dem Lehensherrn, da brach der Jubel los in einem betäubenden Sturme.

Der junge Graf aber hob den Greis auf und drückte ihn mit tiefer Rührung an ſeine Bruſt, dann neigte er ſein Knie vor der herrlichen Jungfrau und flüſterte ihr Worte zu, die nur ſie vernahm, die aber tief hinabdrangen in die Bruſt der Jungfrau, und die Gluth der holdeſten Scham und Verwirrung auf die Wangen trieben, die ſie nur noch reizender machten.

Während dieſer Scenen entſtand unmittelbar vor der Eſtrade in dem Kreiſe der Zuſchauer eine wilde Bewegung.

„Haltet ihn feſt!“ rief eine Stentorſtimme, „denn er hat dem jungen Grafen geflucht und die geballte Fauſt gegen ihn aufgehoben, ihm Tod und Verderben zu drohen in mauriſcher Sprache!“

„Es iſt ein Maure, haltet ihn feſt!“ ſchrie das Volk.

Was der Menſch rief, war allerdings geſchehen. Achmet hatte alle Rückſicht, alle Klugheit vergeſſen. Zum Glücke für ihn waren die Schaaren ausſchließlich nur mit der Scene auf der Eſtrade beſchäftigt. Ali riß ihn heraus, zog ihn mit Gewalt fort. Die Reihen der dichtgedrängten Zuſchauer ſchloſſen ſich auf der Stelle wieder, um ja nichts von dem Anblicke zu verlieren, der ihnen ſo neu, als wichtig war.

Unter dieſen begünſtigenden Umſtänden gelang es Ali, ſeinen Herrn aus der gefährlichen Nähe zu bringen. Als er mit ihm die äußerſten Reihen der Zuſchauer erreicht hatte, bog er in eine Seitengaſſe ein, und rief nun Achmet zu: „Laßt uns laufen, daß wir der Verfolgung entgehen!“

Inſtinktartig folgte der Emir Ali's Wort und Beiſpiel, und als die Nacht eben hereinbrach, erreichten ſie die faſt menſchenleere Heerſtraße. Rüſtig ſchritten ſie in der wohlbekannten Richtung fort, und erreichten endlich das Boot, das ſchnell mit ihnen in See ſtach.

„Allah ſey gelobt!“ ſprach Ali, „daß ich Euch aus dieſer Gefahr entronnen weiß.“ Doch der Emir hörte ihn nicht. Er wickelte ſich in ſeinen warmen Kaftan, legte ſich nieder, um von Esmeralda zu träumen mit wachendem Auge, bis endlich der Schlaf dieſe Träume in verworrene Bilder umwandelte, in Bilder von ſüßem Liebesglück und großer Gefahr.

In Barcelona aber ſuchte man mit ängſtlicher Sorgfalt den Verräther, der es gewagt, des Feſtes ſchöne Einheit zu ſtören. Als man aber keine Spur entdecken konnte, überließ man ſich der ſüßen Erinnerung an die geſchaute Herrlichkeit. Kein Groll blieb in den Herzen der beſiegten Ritter, denn ihr fürſtlicher Gebieter hatte ſie ja beſiegt. Aber in zweien Herzen tagte der Morgen einer ſchönen Zukunft. Esmeralda ſah nur den ſchönen Grafen, und vor des Grafen Blicken ſtand in ihrer ſiegenden Holdſeligkeit Esmeralda de Gineſta.

(Fortſetzung folgt.)

Die letzten Augenblicke des Buchhändlers Palm aus Nürnberg.

(Geſchildert von deſſen Todtengräber Joſeph Tſchaumer.)

(Schluß.)

Nachdem ich das umher verſpritzte Gehirn in dem Augentuche des Erſchoſſenen geſammelt hatte, wagte ich es, gegen den mir gegebenen Befehl, mit Beihülfe meiner Gehülfen, der Todtenträger Stockmayer, Reichmänner und Wittmann, die zerſchmetterte blutige Hülle auf den Vorſpannswagen aufzuladen, und in Begleitung der Militärwache in den entfernten Friedhof überzuführen.

Dort angekommen, entkleideten wir den Leichnam, den wir ſonach in einem ungebleichten Leintuche, mit dem ich ſchon manche Franzoſenleiche einſenken mußte, in ein ſchon vorbereitetes Grab beſtatteten.

Bei dieſer Gelegenheit bemerkte ich am Leichnam, und zwar an der äußerſten Seite des linken Schenkels eine verhärtete Geſchwulſt von der Größe einer Musketenkugel; übrigens war Palm ein mittelgroßer und korpulenter Mann.

Ein ſchönes, von den Kindern des Erſchoſſenen dem Andenken des theuren Vaters gewidmetes Denkmal bezeichnet noch gegenwärtig*) die Stelle, in der wir die väterliche Hülle eingeſcharrt haben.

Nach dieſem Beſtattungsakte theilten wir uns in die Nachlaſſenſchaft des Unglücklichen.

Ich behielt den tüchernen franzblauen Kaputrock, den ich längſt abgenützt und verriſſen habe, ſo wie die ſilbernen Hemdknöpfeln von Herzform, die ich ſpäter einem mir unbekannten Verehrer Palms um ein gutes Stück Geld verkauft habe.

Dem Stockmayer fiel die mit erhabenen Streifen weißgeſtrickte und mit Knöpfen aus Perlmutter benähte Weſte zu, nicht ohne Hader mit mir, der ich ſie auch haben wollte; ſie war von mehreren Kugeln durchlöchert, welche durch ſie in die Bruſt des Unglücklichen eindrangen.**)

Die ſchön lakirten Stiefeln behielt der Todtenträger Reichmänner, das gelb nankinene Beinkleid fiel dem Wittmann zu.

Mit dieſer Theilung kaum fertig, wurde ich zum Stadtkommandanten berufen.

Er fuhr mich beim Eintritte heftig an, drohte mir Arreſt,

---

*) Dieſe Erzählung ſchrieb ich am 18. März 1827 aus dem Munde des Todtengräbers Tſchaumer in mein Tagebuch ein.

**) Dieſe Weſte, war der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſo glücklich, von Stockmayer im Jahre 1827 käuflich an ſich zu bringen und dem Buchhändler Friedrich Eurich in Linz als Angedenken zu überſenden, da auch ihn gleichzeitig und aus demſelben Grunde das franzöſiſche Kriegsgericht in Braunau mit Palm und einem Kaufherrn aus München wegen Abweſenheit in contumaciam zum Tode verurtheilte. Dieſes Memento bewahret Eurich als eine um ſo theurere Reliquie, als ihn der Anblick der kugeldurchlöcherten Stellen lebendig erinnert: daß auch ſein für Kaiſer und Vaterland hochſchlagendes Herz längſt ausgeſchlagen hätte, wenn ihn nicht die Fürſorge der öſterreichiſchen Polizei den oft ſchon faſt gelungenen Nachſtellungen der fränkiſchen Schergen und ihres Großmeiſters Fouché entzogen hätte.

Digitized by Google

weil ich gegen ſeinen Befehl, wie mir ein Dollmetſch ausdeutſchen mußte, den Leichnam nicht am Richtplatze einſcharrte.

Der General ſchrie eine Weile in ſeiner mir unverſtändlichen franzöſiſchen Sprache, in der er das Wort: „le mort“ öfters wiederholte, gegen mich fort, und ließ mich, da ich mich mit der Weiſung meines Seelſorgers entſchuldigte, endlich ruhig fortgehen.

Dies die ungeſchminkte Erzählung des Todtengräbers Joſeph Tſchaumer!

Ich habe hierüber oft mit dem ſeither auch verſtorbenen Pfarrer Gropp, Palm's geiſtiger Tröſter zum Hinrichtungsplatze, geſprochen, habe ſeinen brieflichen Verkehr mit der Familie des unglücklichen Schlachtopfers durchblättert, habe Viele aus der wackern Bürgerſchaft über die allgemeine Stimmung zur Zeit dieſer Hinrichtung geſprochen, und habe überall nur Worte des Entſetzens, Schreckens und der Verachtung über des franzöſiſchen Imperators Willkürherrſchaft vernommen.

Es hätte, ſo lauteten die Worte eines ehrengrauen Bürgers, nachdem Braunau's hochherzige Bürgersfrauen um die Begnadigung des zum Tode Verurtheilten vergeblich beim franzöſiſchen Commandanten gefleht hatten, nur eines Waghalſes bedurft, der am Strange der Sturmglocke gezerrt hätte, ſo aufgeregt war die Stimmung, und — es wäre die unglücklichſte Kataſtrophe eingetreten, die — ſechstauſend wohlbewaffneten und kriegsgeübten Feinden gegenüber nur ſchrecklich für den Ort und ſeine friedlichen Bürger würde geendet haben.

Selbſt franzöſiſche Offiziere, welche dieſer Blutſcene beiwohnten, erklärten, daß die Wiederholung ſolcher barbariſcher Gewaltſcenen ſie ihrem Kaiſer abhold machen und das Anſuchen um ihre Entlaſſung veranlaſſen müßte.

Die wackeren Prieſter Gropp und Pöſchl verfielen, vom Richtplatze zurückgekehrt, zu tief von dieſem unmenſchlichen Schauſpiele erſchüttert, jener in ſchwere Körper-, dieſer in ſchwere Geiſteskrankheit.

Beide haben ſie, die katholiſchen Prieſter, ohne Rückſicht auf die Confeſſion, dem Unglücklichen nach ihrem heiligen Berufe in der letzten ſchweren Todesnoth tröſtend beigeſtanden und hierdurch das reinſte Bild des wahren Prieſters zum nachahmungswürdigen Muſter geſtellt.

Als ich im Jahre 1827 den Pfarrer Gropp zu einer zum Tode verurtheilten Delinquentin (der wegen 32 Brandlegungen zum Tode verurtheilten Magdalena Schönauer) auf ihr ausdrückliches Verlangen zum geiſtigen Troſte erbitten mußte, da ſchauerte ihn die hiedurch erwachte Rückerinnerung an Palm's Todestag bis zur Ohnmacht zuſammen und ich war genöthigt, einen andern Prieſter zur armen Sünderin zu erbitten.

Oft betrachtete und verweilte ich in jenem Gefängniſſe, in dem der unglückliche Palm eingeſchloſſen war, in welchem er am Tage ſeiner Hinrichtung am engen Gitterfenſter noch ſein letztes Morgengebet ſang und gegen den eintretenden Gefangenwärter mit heiterer Miene ſich äußerte, daß er nun bald unſchuldig erklärt und frei zu werden hoffe, da er dem Kriegsgerichte in ſeinem Verhöre erklärt habe: daß er von der gefahndeten Flugſchrift weder Verfaſſer, noch Drucker, noch Verleger war, ſondern dieſelbe, unbekannt mit ihrem Inhalte, in Kiſten erhalten, und gleich einer andern Waare verſendet habe — der Arme — er wußte nicht, daß ſein Bluturtheil ſchon früher ausgeſprochen war, ehe ſeine Vertheidigung gehört wurde, daß das über ihn niedergeſetzte Kriegsgericht nur eine Förmlichkeit war, die, dem Marionettenſpieler gleich, den Figuren-Zug von ſeinem Meiſter in Paris durch die Telegraphenſprache bereits empfangen hatte.

Und — er iſt auch — wie er gehofft hatte — frei geworden — doch öffneten ſich ihm die Riegel ſeines Gefängniſſes nicht zur irdiſchen Freiheit — die kaiſerliche Cenſur in Paris ſchickte auf Befehl des ſeither auf St. Helena Entſchlafenen einen verhängnißvolleren Freibrief — Palm wurde durch ihn frei — aber zur Palme der Märtyrerkrone für ganz Deutſchland! Für Deutſchlands Freiheit haben ſich ihm die Pforten des Gefängniſſes aufgeſchloſſen — Palm hat die Palme errungen, und — er iſt frei!

Aber auch ſein Blut iſt in dem qualvollen Momente nicht vergeblich gefloſſen! — zehn Jahre ſpäter iſt auch Deutſchland, für das er geblutet, auf Leipzigs Schlachtgefilden frei von den Feſſeln fränkiſcher Gewaltherrſchaft geworden und ſo des edlen Deutſchen Blut auf den weiten Todtengefilden bei Leipzig, wo Germania ſeine Arminsſchlacht geſchlagen, ſo im Sterbebette auf St. Helena vollkommen geſühnt worden! und ſo Deutſchland aus ſeiner tiefen Erniedrigung zur Glorie völkerbeglückender Freiheit auferſtanden!

Quodlibet für Scherz und Ernſt.

Ein berühmter Maler, welchem einer ſeiner Freunde einen wichtigen Dienſt geleiſtet, ſuchte dieſem ſeine Erkenntlichkeit dadurch zu bezeigen, daß er ihm erlaubte, ſich das beſte ſeiner Gemälde zum Geſchenke auszuſuchen. Der Freund des Malers war durch das Anerbieten auf's angenehmſte überraſcht, doch ſchwebte er lange im Zweifel, welches Bild er wählen ſollte, da er ſich nicht im mindeſten auf Gemälde verſtand. Er hal ſich endlich durch folgende originelle Liſt aus der Verlegenhe Er eilt nämlich nach einigen Tagen in der größten Beſtürzung in die Wohnung des Malers, und ſagt zu demſelben mit dem Ausdrucke der heftigſten Angſt, daß in dem benachbarten Hauſe Feuer ausgebrochen ſey, und daß die Flamme ſchon das Atelier des Malers zu ergreifen drohe. Der Maler, welcher nicht mehr Zeit zu haben glaubte, alle ſeine Gemälde zu retten, griff ſogleich nach demjenigen, welches er am meiſten ſchätzte. Sein Freund, der nun nicht mehr verlegen war, welche Wahl er zu treffen habe, erklärte, daß er ſich das Gemälde zum Geſchenke ausbitte, welches der Maler zuerſt zu retten ſuchte.

— Da der Marſchall d'Eſtrées, welcher bereits 103 Jahre zählte, den Tod des Herzogs von Treſme erfahren, der in ſeinem 83ſten Jahre ſtarb, ſo ſagte er: „Die Nachricht iſt mir ſehr ſchmerzlich, doch überraſcht ſie mich nicht im mindeſten; der Herzog hatte eine ſchwache Natur; ich ſagte es immer, daß der Mann es nicht lange treiben würde.“

— Da der Prinz von Condé einen Platz belagerte, ſo verſprach er dem ſeiner Krieger eine Belohnung von 50 Louisd'or, der es wagen würde, ein dem Vorrücken der Truppen hinderliches Paliſſadenwerk in Brand zu ſtecken. Die genannte Verſchanzung hatte aber eine gefährliche Lage und konnte von dem feindlichen Geſchütze von allen Seiten beſtrichen werden, ſo daß keiner der Soldaten Condé's durch die verſprochene Belohnung zu dem Wagſtücke gereizt wurde. Nur einer unter denſelben erklärte endlich dem Prinzen, daß er ſich der Gefahr unterziehen

Digitized by Google

wolle, wenn ihm der Prinz die Stelle eines Sergeanten in ſeinem Regimente verſpreche. Da ihm Condé die Stelle zugeſagt und außerdem noch die 50 Louisd'or, ſo ſtieg der Soldat den Laufgraben hinab und näherte ſich mit Fackeln der hölzernen Verſchanzung, die er in Brand ſteckte, während die feindlichen Kugeln zu Dutzenden über ſeinem Kopfe wegſauſten. Als er glücklich aus dieſem Kugelregen zu ſeinen Leuten zurückgekommen, bemerkte er, daß ihm eine ſeiner Piſtolen fehle. Er rief: „Man ſoll mir nicht vorwerfen, daß ich jenen Hallunken zum Beſten eine Piſtole zurückgelaſſen; ich muß ſie wieder haben und koſtete es mein Leben.“ Obgleich der Prinz ihm nun verſprach, er wolle ihm den Schaden doppelt und dreifach erſetzen, ſo kehrte der Waghals doch von neuem an die Verſchanzung zurück und holte ſich ſeine Piſtole trotz des mit erneuerter Heftigkeit ihn umſpielenden Geſchützes.

— Auf einem alten Gemälde, das das Opfer Abrahams vorſtellt, erblickt man denſelben, wie er eine Flinte auf Iſaak geſpannt hält, in den Wolken ſteht ein Engel mit einer kleinen Spritze, aus welcher er auf die Pfanne der Flinte des Patriarchen eine Menge Waſſer herabregnen läßt, ſo daß Abraham, wie natürlich, einen blinden Schuß thut.

— (Seltene Beſcheidenheit eines Philoſophen.) Seneka war der Anſicht, daß alle Menſchen Narren ſeyen, und geſtand aufrichtig, daß er auch zu dieſer Zahl gehöre: „wenn ich mich mit einem Narren unterhalten will, ſo brauch' ich nicht weit zu gehen: ich unterhalte mich nur mit mir ſelbſt.“

— Als der Prinz Condé die Armee Ludwig's XIV. in Flandern befehligte, und bei einer kritiſchen Affaire ein kleines Truppenkorps zu ſchnellem Vorrücken beorderte, ſo gehorchte der Offizier, welcher das Korps befehligte, nicht pünktlich und raſch genug, ſo daß der Prinz in ſeiner Entrüſtung hierüber mit aufgehobenem Stocke auf den Saumſeligen losging. Der Offizier, ein Edelmann, der ſich dadurch entehrt glaubte, rückte zwar, nach dem Befehl ſeines Generals, nun raſcher vorwärts, doch zeigte er nach dieſem Vorfall ſtets in Gegenwart des Prinzen die größte Niedergeſchlagenheit und Verdroſſenheit. Der Prinz ließ ihn endlich in ſein Kabinet kommen und ſprach daſelbſt zu ihm: „Ich erkenne aus Ihrem ganzen Weſen und der Art, wie Sie ſich ſtets in meiner Gegenwart benehmen, daß Sie ſich durch die Drohung, welche ich an Sie richtete, da Sie ſich an der Spitze Ihres Truppenkorps befanden, tief verletzt und beleidigt fühlen; ich erſuche Sie nun, hier ſelbſt zu beſtimmen, auf welche Weiſe ich mein Unrecht gegen Sie wieder gut machen kann.“ Da der Offizier nichts erwiederte, ſondern nur eine heiterere Miene zeigte, ſo fragte ihn der Prinz, welche Genugthuung er von ihm verlange. Der Offizier blieb fortwährend ſtumm, ſo daß der Prinz ſich endlich an ihn wandte mit der Erklärung: „Ich will Sie zufrieden ſtellen! Finden Sie ſich morgen früh in der großen Allee von Chantilly ein, Sie werden mich dort treffen, ſchlagfertig!“ Der Offizier machte eine tiefe Verbeugung und zeigte durch die Freude, welche aus ſeinen Augen leuchtete, wie ſehr er ſich durch die von dem Prinzen erwieſene Ehre geſchmeichelt fühle. Er ſtellte ſich zum Zweikampfe; als aber der Prinz den Degen ergriffen und ſeinem Untergebenen befohlen, den ſeinigen zu nehmen, warf dieſer ſich ihm zu Füßen, indem er ſprach: „Prinz, Sie ſind zu großmüthig, ſich mit mir in ein Duell einlaſſen zu wollen. Ich bitte Ihre Hoheit tauſend Mal um Vergebung ob meiner Tollkühnheit.“ Der Prinz hieß den Offizier aufſtehen und würdigte ihn in der Folge ſtets ſeines beſonderen Schutzes. L.

Frankfurt a. M., 28. Auguſt.

Mit Bezug auf die unterm 1. Mai d. J. erlaſſene Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen für die Erbauung eines Hauſes auf dem Feldberge, ſo wie auf die ſpäter erfolgten öffentlichen Anzeigen über die eingegangenen Gelder, bringt die unterzeichnete Commiſſion Nachſtehendes zur Kenntniß des Publikums.

a) Bei dieſſeitiger Kaſſe ſind für obigen Zweck, nach Abzug unvermeidlicher Unkoſten bis jetzt verfügbar	662 fl. 48 kr.
Hiervon ſind 650 fl. bei der hieſigen Sparkaſſe verzinslich angelegt.	
b) Bei dem Comité zu Homburg v. d. H. ſind eingezeichnet	1065 „ — „
Summa	1727 fl. 48 kr.

Daß mit ſo geringen Mitteln im Laufe des gegenwärtigen Sommers mit einem Baue noch nicht begonnen werden konnte, iſt für ſich klar. Möchte die offene Darlegung des Standes dieſer Angelegenheit allen Gebirgsfreunden eine Veranlaſſung zu erneuerter thätiger Theilnahme an einem Unternehmen werden, welches bis jetzt zwar durch zahlreiche, leider aber im Einzelnen nur geringe Beiträge unterſtützt worden iſt! Möchten namentlich vermögende Taunusfreunde demſelben ihre Aufmerkſamkeit in vermehrtem Maße zuwenden! Möchten endlich auch Diejenigen, welche ihre Beiträge aus Mangel an Vertrauen in die wirkliche Ausführung des Projectes bis jetzt noch zurück hielten, mit der Einzahlung oder auch nur vorläufigen, an die Bedingung dieſer wirklichen Ausführung geknüpften beſtimmten Anmeldungen nicht länger ſäumen!

Die unterzeichnete Commiſſion wird ihrerſeits fortfahren, das ihr anvertraute Project nach beſten Kräften zu fördern. Durch den bereits gewonnenen Kapitalſtock iſt ſeine einſtige Ausführung ſchon jetzt geſichert; die baldige Ausführung hängt aber nur allein von dem Grade der ferneren Theilnahme des Publikums ab.

Die Commiſſion für Erbauung eines Hauſes auf dem Feldberge.

Dr. **K. H. Häberlin**, gr. Bockenh. Gaſſe, E. 134.
Konſ. Rth. Dr. **Heſſenberg**, gr. Hirſchgraben, F. 63.
Heinr. Meidinger, Bleichſtraße, D. IIIc. 2.
Brief-Poſt-Inſp. **Rüth**, vor dem Allerheil. Thor.
Xav. Schnyder v. Wartenſee, ſchöne Ausſicht, A. 28.
Aug. Ravenſtein, B. 110 (als Kaſſirer.)

Auflöſung des Logogryphs in Nro. 238.

Stempel. Tempel.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 29. Auguſt. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Muſik von C. Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaſkalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

№ 241. Freitag, den 1. September 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

VII.

Noch lag die Dämmerung des Morgens auf Puglierza's Hafen, als das Boot landete. Die Küſtenwache empfing ein wohlbekanntes Zeichen und zog ſich zurück. Schnell eilten zwei Geſtalten in der Kleidung ſpaniſcher Schiffer dem hochliegenden Pallaſte zu und verſchwanden in dem Thore.

„Die Gefahr iſt überſtanden, Ali," ſagte der Emir Achmet, „und Deiner Vorſicht verdanke ich mein Leben. Mich riß die Wuth hin über des Chriſtenhundes Glück; denn mein Herz glüht für Esmeralda. Noch nie hat ein Weib in dem Maße meine Liebe gewonnen. Ich kann nicht leben ohne Esmeralda. Sie muß mein eigen werden, Ali, und ſollte ich ſie aus der Mitte aller Spanier herausreißen — und, ja ich ſchwöre es bei dem Barte des Propheten! und ſollte ich ſelbſt zu Grunde gehen. Lieber will ich ſterben, als ohne Esmeralda leben!"

Er ſprach dieſe Worte in einer fieberiſchen Haſt. Sein ganzes Weſen war in einer Aufregung, wie es Ali niemals geſehen. Er kannte ſeinen Herrn zu gut, als daß er etwas Anderes jetzt hätte wagen dürfen, als eingehen in ſeinen Ideenkreis. Ali ſpendete den Reizen der Jungfrau verdientes Lob.

„Laß uns Barcelona überfallen und ſie gewinnen, die mir mehr iſt, als Herrſchaft und Leben, Ali!" rief Achmet aus.

„Bedenket, Herr," nahm der beſonnene Weſir das Wort, „daß das wohl ein Gedanke iſt, der im Traume uns einfallen kann, aber niemals im Wachen. Der Graf hat ſeine Stadt ſo befeſtigt, und die natürliche Lage kam ihm dabei ſo ſehr zu Hülfe, daß daran nicht gedacht werden kann. Auch würde zu ſolch offenem Angriffe unſere Macht allein nicht hinreichen."

„So ruf' alle Stämme unſeres Volkes zu Hülfe. Nimm alle meine Schätze und theile ſie aus, daß ihr Muth wächſt; nur gieb mir dieſe Esmeralda!"

„Ich flehe Euch an, Herr, habet nur Geduld. Was Ihr heiſchet, liegt nicht außerhalb des Kreiſes erreichbarer Dinge; aber mit der Haſt des Einſchreitens verderben wir Alles."

„Du liebſt nicht, Ali," rief der Emir leidenſchaftlich aus, „ſonſt könnteſt Du ſo kühl nicht reden!"

Ali lächelte. „Herr, Euer Wunſch ſchon iſt mir Befehl; Euer Glück gilt mir höher, als das meine; aber laßt mich ſinnen, laßt mich kundſchaften, und ich führe Euch zum Ziele Eurer Wünſche. Ich bürge Euch dafür!"

„Aber, Ali, ſahſt Du das Erröthen des Mädchens? Wird der Graf ſie nicht als Gattin heimführen?"

„Daran ſind wir noch nicht!" lachte Ali. „Ich kenne die Gebräuche dieſer Ungläubigen. Eins aber thut noth. Ihr vertraut zu viel dem Sklaven Mormoran. Laßt ihn jetzt nicht frei, ſonſt wird Euer und mein Plan und Wunſch durchkreuzt. Ich traue ihm nicht. Wie ſchlau war ſein Plan angelegt, und wie ſicher hatte er Euch gemacht. Wäret Ihr mit ihm nach Barcelona gegangen, ſo trügen Eure Hände jetzt die Feſſeln, und Eure Gefangennehmung wäre der Triumph des Feſtes geworden. Glaubt mir, das war ſein Plan! —"

Achmet fiel in ein ſtilles Sinnen.

„Du thuſt ihm zu viel, Ali," ſagte er darauf. „Mormoran iſt ein Kind des Augenblicks. Plane ſchmieden, iſt ſeine Sache nicht."

„Seine Lieder haben Eure Gunſt ihm zugewendet. Vertraut ihm; aber, wenn Esmeralda für Euch verloren geht, ſo laßt es mich nicht entgelten. Gebt ihn frei, wenn es Euch beliebt." Er ſagte das nicht ohne den Ton des Vorwurfs.

Ali haßte Mormoran ſchon darum, weil der Emir ihn auszeichnete. Der Gedanke war ihm entſetzlich, den Sänger frei zu wiſſen. Er liebte ſeinen Herrn; aber dieſe Liebe war eiferſüchtig. Er mißtraute jedem Chriſten, auch dieſem. Und wäre Mormoran frei geworden, Ali hätte ſich ſchwerlich getäuſcht; denn in Gui's Seele nagte der Wurm der Reue, daß er Don Suniar's Gaſtfreundſchaft, wenn auch, ohne es zu wollen, ſo übel belohnt hatte, indem er durch ſeine Lieder, die Esmeralda's Reize geprieſen, eine wilde Gluth der Leidenſchaft und Begierde im Herzen dieſes Barbaren angefacht.

„Er hat mein Wort, Ali," hob nach einer Pauſe der Emir wieder an. „Darf ein Gläubiger ſein Wort brechen?"

„Fragt den Mufti, Herr, und er wird Euch ſagen, daß die Ungläubigen nie den Gläubigen ihr Wort zu halten brauchen. Weil ich für Euer Wohl ſorgte, ließ ich ihn einkerkern; denn wer bürgt dafür, daß er nicht Spione hat, die Euere Anweſenheit in Barcelona verrathen hätten? Von wem erfuhr er das Turnier? Wer ihm dieſe Kunde brachte, konnte auch eine andere hinüber tragen."

Digitized by Google

Das war ein Wort, welches wie ein zündender Funke in Achmet's Seele fiel.

„Du haſt wohlgethan, Ali," rief er aus; „ich ſehe, Dein Auge ſieht klarer als das meine, das die Liebe geblendet hat. Wohlan, thue, was Du für Recht hältſt; aber, was willſt Du thun, um meines Herzens Wunſch zu erfüllen?"

„Herr, geduldet Euch drei Tage nur, und nach dreien Tagen ſollt Ihr wiſſen, was Ali zu thun entſchloſſen iſt. —"

Achmet entließ ihn, Ali eilte zu ſeiner Wohnung, um ſeine Vorkehrungen zu treffen.

Der ſchlaue Maure ſah wohl ein, daß weder Suniar, noch ſeine Tochter länger in Barcelona nach den Sitten der Spanier weilen konnte. Gingen ſie nach Ginesta, ſo war ſein Ziel ſchon halb erreicht. Dort das Mädchen zu rauben, war minder ſchwer, als ſie aus Barcelona's Mauern zu entführen. Zu dieſem Zwecke konnte ihm Mormoran dienen. Dafür konnte er ihn ſich aufſparen. Jetzt galt es, ſich ſeiner Späher zu verſichern.

Ali ſtand in ſtetem Verkehr mit der jenſeitigen Küſte. Wie mächtig auch im Gemüthe des Spaniers ein fanatiſcher Glaube war, die Macht des Goldes ſchloß doch ſtets die Augen des Glaubens, und öffnete die gierigen Hände der Habſucht. So war es ihm gelungen, ſich an der Küſte hier und dort einen Fiſcher zu erkaufen, der nun die nöthigen Nachrichten brachte, die nöthigen Weiſungen nahm. Wie hätten ſonſt die Razzia's gelingen können, welche die Mauren der Balearen ſo oft, ſo kühn, ſo erfolgreich in dem Ebrolande und tiefer hinab an der Küſte ausführten gegen die Ahnungsloſen, die oft ſich im tiefſten Frieden wähnten, wenn gerade die Gefahr des Ueberfalls, die nur zwiſchen Tod und Sklaverei die Wahl ließ, am nächſten war? —

Hatte aber jemals Ali eine falſche Berechnung angeſtellt, ſo war es die, daß Achmet ſich ganz würde Mormoran's entſchlagen können. Jetzt am wenigſten vermochte er dies. Die Leidenſchaft, die in ſeinem Innern gohr, ließ ihn nicht raſten und nicht ruhen. Von Esmeralden zu hören, von ihr zu reden, begehrte ſein Herz. Und wer kannte ſie außer Mormoran? Wer wußte ſo, wie er, ihre Reize zu ſchildern und zu preiſen?

Der Kislar-Aga kam auf ſein Geheiß.

„Wo iſt der Ungläubige, der mich durch Geſang zu erheitern pflegt?" fragte er den ſich tief zur Erde neigenden ſchwarzen Verſchnittenen.

Er bezeichnete das Gefängniß dem Emir.

„Führ' ihn zu mir!" herrſchte ihm der Gebieter zu, und der Sklave eilte, den Befehl zu vollziehen.

Wer kennt die Unruhe des leidenſchaftlich Liebenden? Die Minuten, welche Mormoran ausblieb, dünkten dem Emir Ewigkeiten.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſches Rechts-Verfahren.

(Stuttgart, im Auguſt.) Ein hier erſcheinendes Lokalblatt „der Beobachter — Volksblatt aus Würtemberg", theilte kürzlich folgenden Brief mit, der in einem weiteren Kreiſe bekannt zu werden verdiente, und den ich deßhalb Ihren Leſern nicht vorenthalten will. Er lautet, wie folgt:

„Verehrter Herr Redakteur!

Ich lebe für mich allein und mit meinen Kindern zurückgezogen von der Welt und darum kommt mir auch wenig zu Ohren von dem Treiben, das draußen die Menſchen bewegt. Aber ſo viel iſt doch auch zu mir gedrungen, daß Sie ein Blatt ſchreiben, das ſich zu ſeiner erſten Aufgabe macht, das Recht zu unterſtützen, wo es kann, und das Unrecht ans Licht hervorzuziehen und zu ſtrafen, überall, wo ſeine Wirkſamkeit hinreicht. Ich ſelbſt, Herr Redakteur, hatte längſt etwas auf dem Herzen, das ich gerne zur Kunde Aller gebracht hätte; aber weil ich ein Weib bin und des ſchützenden Gatten beraubt, ſo fürchtete ich die Oeffentlichkeit und habe lange geſchwiegen. Wenn ich aber gleich geſchwiegen habe, ſo habe ich's doch nicht vergeſſen, und es hat mich immer gewurmt.

Da ich nun Sie perſönlich zu kennen die Ehre habe, Herr Redakteur, ſo faſſe ich mir ein Herz, Ihnen meine Sache ans Herz zu legen. Man rühmt die Preſſe, daß ſie ſo gewaltig ſey; wenn es aber wahr iſt, daß ſie ſo Großes vermag, ſo werden gewiß auch Wittwen und Waiſen ihren Schutz in Anſpruch nehmen dürfen. Es iſt zwar ſchon ein paar Jahre her, daß das vorfiel, was ich erzählen will, aber ich denke, die verfloſſene Zeit könne das Unrecht nicht kleiner machen, und jedenfalls iſt mir's noch ſo im Herzen, als ob Alles erſt geſtern geſchehen wäre. Habe ich bis jetzt eine lange Einleitung gemacht, ſo mußten Sie mich ſchon gewähren laſſen, denn Sie wiſſen, ich bin ein Weib: jetzt aber bitte ich Sie, meine Klage anzuhören, und ich will's Ihnen erzählen, ſo wie es wahr iſt, Wort für Wort, und nichts zuſetzen, noch weglaſſen.

Es war im Jahr 1837, als mein ſeliger Mann wegen eines Handels, den er mit der Polizei hatte, auf dreißig Tage nach Rottenburg verurtheilt wurde. Ich weiß — er hatte da gefehlt — aber ſagen Sie mir, wer fehlt nicht im Leben? Als er Abſchied nahm von uns, da war mir gleich angſt um ihn, aber ich wollte nichts ſagen, und meine Kinder haben geweint. Laß uns bald wiſſen, ſprach ich an der Thüre zu ihm, als er ging, und die Thränen ſtürzten mir hervor, die ich lange zurückgehalten, — laß uns bald wiſſen, wie es dir geht. Er verſprach's, und wir waren allein. Von dem Tage an ſtand ich alle Morgen an dem Fenſter und ſah hinaus, ob der Briefträger nicht komme, und wenn ich ihn meinem Hauſe ſich nähern ſah, meinte ich jedes Mal, er müſſe zu mir kommen, und die erſehnte Nachricht bringen. Aber immer vergebens — jedes Mal ging er in der gewohnten Eile am Hauſe vorüber, oder wenn er ins Haus trat, und mir das Herz ſchon zitterte vor Verlangen nach dem Briefe, war ich doch getäuſcht; denn er war nur zu einem meiner Hausbewohner gekommen. So war's drei Wochen lang und die drei Wochen waren mir drei Jahre. Gewiß, ich werde ſie nimmer vergeſſen, dieſe langen drei Wochen. Mutter, was macht denn der Vater? ſo fragten mich meine Kinder, und denken Sie, ich habe ſieben Kinder, und wenn ſie mich fragten, ſo mußt' ich weinen und wußte nichts zu antworten. Endlich — endlich bekam ich Nachricht. Aber nicht von meinem Manne, ſondern von einem mir ganz fremden Menſchen. Der berichtete mir, mein Gatte und der Vater meiner Kinder ſey ſchon vor acht Tagen geſtorben. Ob ich denn dieſes noch nicht wiſſe? Vierzehn Tage nach ſeinem Eintritt in Rottenburg ſey er dem Tod erlegen, und er habe geſagt, ehe er ſtarb, man ſolle mich grüßen. Ich erſtarrte vor Schrecken, aber beruhigte mich, denn ich glaubte es nicht. Wenn meine

Digitized by Google

Kinder mich fragten, was macht der Vater? ſo konnte ich nur weinen; denn ich wußte nicht, was ich antworten ſollte. Ich erholte mir Raths, und die Andern, die ich befragte, die tröſteten mich. [Ueber der Strafanſtalt ſey eine Verwaltung, ſagte man mir, oder wie man es heißt, und wenn es wahr wäre, müßte man mir längſt geſchrieben haben. Ich glaubte das, denn daß es ſo ſeyn müſſe, ſchien mir natürlich. Aber dennoch hatte ich keine Ruhe. Sie wiſſen, zaghaft iſt das weibliche Herz und ich ahnte nichts Gutes. Ich fragte deßwegen ſelbſt in Rottenburg an, und ſchrieb, das und das habe ich g·hört, man möchte mich doch nicht in der Ungewißheit laſſen, denn die Ungewißheit ſey ſchrecklich, ſchrecklicher als die Wahtheit. Ich zitterte der Antwoet entgegen, aber ſie blieb für mein ſehnſüchtig Warten lange aus. Die Herren müßten doch Erbarmen haben, dachte ich, mit einer Wittwe und ſieben Kindern, und wenn das Schreckliche wahr wäre, ſo müßte man mich's wiſſen laſſen. Ich belog mich ſelbſt mit der Hoffaung, und ſcheinbar ward ich ruhiger. Da kam endlich ein Brief und meine Kinder umſtanden mich, als ich den Brief erbrach. Was macht der Vater? fragten ſie mich, und ich konnte nicht antworten, denn vor Zittern konnte ich nicht leſen. Als ich mich aber ermannte, und die Zeilen anſah, da ward mir ſchwindelig vor den Augen. Was mir der Unbekannte berichtet hatte, war wahr. Vor vierzehn Tagen, ſchrieb man mir, und das Schreiben kam erſt auf meine Anfrage, vor vierzehn Tagen ſey mein Mann geſtorben, und man habe ihn den Tag nach ſeinem Tode nach Tübingen auf die Anatomie abgeliefert. Auf die Anatomie? ſagte ich, ohne daß man mich von Tod und Ablieferung auch nur ein Wort wiſſen ließ, und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. Der dreiundſechszigjährige Mann auf der Anatomie — ehe ſein Weib nur wußte, daß er geſtorben! Da iſt keine Gerechtigkeit im Himmel, ſagte ich und weinte drei Tage lang, und meine Kinder, die es ſahen, hatten Mitleiden mit mir. Gerne mein Letztes hätt' ich aufgewendet, ihn begraben zu laſſen, aber ich wußte ja nicht einmal, daß er geſtorben. Geklagt hab' ich nicht; denn ich war eine Wittwe, und eine Wittwe fürchtet ſich und iſt verlaſſen. Zu Gericht laufen konnte ich auch nicht, denn ich hatte keine Zeit, und mußte für meine Kinder ſorgen. Aber vergeſſen habe ich's nicht, wenn es gleich ſchon ſechs Jahre ſind. Und weil mir das Schreckliche immer neu geblieben iſt, ſo erzähl' ich's auch heute, als ob es erſt geſtern geſchehen wäre. Und weil ich ſchutzlos bin mit meinen Kindern, ſo ſeyen denn Sie, Herr Redakteur, das Gericht, vor dem ich klage. Ich weiß, Sie geben mir Recht, und fragen mich nicht lange aus. Helfen Sie mir nach ſo langer Zeit das Unrecht, das man vielleicht vergeſſen glaubt, einigermaßen gut machen, das an meinem Gatten nach ſeinem Tode geſchehen iſt, indem man ſein Weib nicht wiſſen ließ, daß er todt iſt, und ſagen Sie den Herren, daß ich's nicht vergeſſen werde, bis ich ſterbe, was man mir gethan hat. Denn das weibliche Herz vergißt, wie es die Liebe nie vergißt, ſo auch das Unrecht nicht.

Leben Sie wohl! Gott nehme Sie in ſeinen Schutz, und vergelte Ihnen, was Sie dem Rechte von Wittwen und Waiſen aufhelfen. Ich und meine ſieben Kinder grüßen Sie und empfehlen Ihnen unſere Sache. Ihre N. N.

Nachſchrift. Wenn man bei Ihnen anfragt, wer ich bin, daß man die Herren vielleicht zur Rechenſchaft zieht, ſo ſagen Sie getroſt meinen Namen."

Eines Kommentars bedarf dieſe in Würtemberg über ein dort vorgefallenes Ereigniß gedruckte Erzählung nicht.

Mannichfaltigkeiten.

König Ludwig hat auf die Errichtung des Standbildes des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth als Gründer der Univerſität Erlangen einen neuen Geſchichtsthaler prägen laſſen. Der Avers zeigt, wie die früheren, das Bildniß des Königs, der Revers enthält die Abbildung des Standbildes mit der Umſchrift: „Hundertjährige Gründung der Hochſchule zu Erlangen durch den Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth 1843." Es iſt dieſes der 32ſte Geſchichtsthaler.

(Die Schnurrbärte.) Als die Mauren in Spanien herrſchten, waren Chriſten und Muſelmänner ſo vermiſcht, daß ſie ſich ſelbſt nur mit großer Mühe zu erkennen wußten. Hiedurch ſchien ihre Geſammtheit in Gefahr gebracht zu ſeyn, und ſie erſannen daher ein Zeichen, wonach ſich die Brüder in Gott auch äußerlich zuſammen finden konnten, um einander beizuſtehen in Tagen der Gefahr. Sie ließen daher unter der Naſe einen horizontalen Haarſtreif ſtehen, welches der Schnurrbart war und unter der Lippe einen kleinen, ſenkrecht herabfallenden Buſch von Haaren, wodurch ein Kreuz angedeutet wurde. So iſt eigentlich der Schnurrbart das Symbol der Freiheit und Brüderlichkeit und alle Kriegesleute und Diener der Kirche trugen daſſelbe in ihrem Antlitze zur Schau. (Lew. Europa.)

Was alte Bücher nicht für gute Dinge enthalten! Kürzlich katalogiſirte der bekannte Bibliophile Jakob zu Paris die hinterlaſſene Sammlung eines Hrn. Solemier und fand für 242,000 Franken Bankbillets zwiſchen den Blättern der alten Schinken. Die Erben wollen jetzt alle ihnen zugefallenen Bücher ſelbſt durchleſen, ſo inhaltsbegierig ſind ſie geworden.

Die ſchon ſeit längerer Zeit von Vielen erwartete Geſammt-Ausgabe der dramatiſchen Werke des Freiherrn Joſeph v. Auffenberg iſt nun mit dem erſten Bande in's Leben getreten (Siegen und Wiesbaden in der Friedrich'ſchen Verlagsbuchhandlung 1843). Auffenberg iſt dem deutſchen Publikum genugſam bekannt, ſowohl durch mehrere ſeiner Stücke, welche die Runde auf allen deutſchen Bühnen gemacht haben, als auch durch andere, welche, wenn auch nicht aufgeführt, doch mit Intereſſe geleſen wurden. Auch ſeine denkwürdigen Abenteuer in Spanien und ſeine vieljährige kunſtfördernde Wirkſamkeit bei der Karlsruher Hofbühne haben zur Verbreitung ſeines Namens viel beigetragen. Trotz mancher Ausſtellungen, die man mit Grund an ſeinen Dramen gemacht hat, und die beſonders in einer allzugroßen Breite und Gedehntheit, in einer öfters vorkommenden Planloſigkeit der Anlage und der Charaktere, wie in einer allzuſchwülſtigen Diction beſtehen, bleibt er immer einer der bedeutendſten Bühnendichter der letzten Decennien, und ſeine zahlreichen Werke ſind eine Schatzkammer manches Schönen und Gediegenen. Mit Vergnügen haben wir aus der Vorrede zur vorliegenden neuen Ausgabe erſehen, daß Herr v. A. rühmlich beſtrebt geweſen iſt, viele ſeiner früheren Dramen, welche wenig oder noch gar nicht zur Aufführung gelangt ſind, nunmehr in bühnengerechter Geſtalt erſcheinen zu laſſen, um

Digitized by Google

auch ſie, gleich ſeinen ſpäteren, in die deutſchen Repertoires zu erheben. Er hat bei dieſer Arbeit, wie er ſelbſt erzählt, nicht nur neue und fleißige Studien gemacht, ſondern auch die begründeten Andeutungen und Nachweiſungen ſeiner Kritiker beachtet und benutzt. Der bereits im Buchhandel ſich befindende erſte Band der Sammlung enthält „Pizarro“, „die Spartaner“ und „der ſchwarze Fritz“, der Zeit nach die früheſten und Jugendarbeiten des Verfaſſers. Die Ausgabe in Schillerformat iſt ſchön ausgeſtattet und der Preis billig.

Korreſpondenz.

Bornheim, 27. Auguſt.

Unſer hochwürdiger, vielgeliebter Hr. Pfarrer, deſſen unermüdliches Beſtreben, während ſeiner nun zwanzigjährigen Amtsführung dahier, jederzeit darauf gerichtet war, die geiſtige und leibliche Wohlfahrt ſeiner Gemeinde durch jedes zweckdienliche Mittel zu begründen und zu erhöhen, und dem wir auch bereits ſchon manche weſentliche Verbeſſerungen, namentlich in der Armenpflege und hauptſächlich im Schul- und Unterrichtsweſen zu verdanken haben, beabſichtigt neuerdings, dahier eine Anſtalt zur Fortbildung der erwachſenen männlichen Jugend zu errichten, welche — mit Genehmigung der hochverehrlichen Oberbehörden — am erſten Sonntag im Monat Sept. d. J. eröffnet werden ſoll. — Abſicht und Ziel dieſer Anſtalt iſt: Uebung und Fortbildung in den für das gewöhnliche bürgerliche Leben nothwendigſten Kenntniſſen; Nachholung des in den Schuljahren Verſäumten, wie auch Erweckung und Nährung einer edleren und ſittlich-verſtändigen Richtung des Geiſtes und Gemüths. Die zur Erreichung dieſer edlen Zwecke nöthigen Unterrichtsgegenſtände ſind vornämlich: Sprache, alſo Leſen, Schreiben, Uebung im richtigen Schreiben der Wörter und Abfaſſung von den im gewöhnlichen Verkehr vorkommenden Geſchäftsaufſätzen; auch ſollen Uebungen im mündlichen Vortrag, z. B. im Ausrichten von erhaltenen Aufträgen, mündlicher Bericht über einen Vorgang u. dgl. vorgenommen werden; ſodann Rechnen, ſowohl ſchriftliches, als ſogenanntes Kopfrechnen; ferner das Leſen belehrender Volksſchriften; daran knüpfen ſich Erläuterungen über Gegenſtände der Naturkunde, Geographie, Gewerbkunde, Geſchichte u. dgl.; auch Formenlehre und Zeichnen — letzteres nur in ſo weit, als es dem erwählten Berufsgeſchäft des Lernenden förderlich und dazu nöthig iſt. — Die Theilnahme an dieſer Anſtalt iſt eine freiwillige und werden zu derſelben zugelaſſen diejenigen männlichen Perſonen, welche mindeſtens ein Jahr die Schule verlaſſen haben und ſich zu einem ordnungsmäßigen und geſitteten Betragen überhaupt und insbeſondere während der Unterrichtsſtunden verpflichten. Für den Unterricht werden von einem jeden Theilnehmer monatlich 10 kr. vergütet. Ueber den Ertrag der eingekommenen Gebühren wird Rechnung geführt und derſelbe lediglich für Bücher und andere der Anſtalt nöthige Requiſiten verwendet, indem die achtbaren, humanen Herren Lehrer, zur Förderung der guten Sache, die Ertheilung des Unterrichts unentgeltlich übernommen haben und dazu verpflichtet worden ſind. Die Aufſicht und Leitung der Anſtalt iſt zunächſt dem Schulvorſtand übertragen, welcher von Zeit zu Zeit den höchſtverehrlichen vorgeſetzten Behörden über ihren Beſtand und Fortgang Bericht erſtatten wird. Zur Theilnahme an dieſer vorbeſchriebenen, höchſt zweckmäßigen und nützlichen Anſtalt hat der hochverehrte Gründer derſelben, unſer würdiger Herr Pfarrer, heute, nach beendigter Vormittagspredigt und nach geſprochenem Segen, die Betheiligten in nachfolgenden, gewichtigen Worten eingeladen und aufgefordert: „Unverkennbar ſind die größeren Forderungen, welche von Jahr zu Jahr immer dringender an einen Jeden gemacht werden, der als ein Glied des bürgerlichen Vereins mit Ehren beſtehen will. Es reicht nicht mehr aus, daß man irgend ein Geſchäft, und ſey es auch das eines Taglöhners, nur ſo betreibe, wie es von Alters herkömmlich war; man will, man ſoll ſich und Andern auch Rechenſchaft geben können, warum und aus welchem Grund man ſein Geſchäft gerade ſo betreibt, und welche Erleichterungen durch Gewinn an Zeit und Kraft dabei angewendet werden können. Hierzu ſind nun aber die gewöhnlichen Kenntniſſe, die man ſich in der Schule bis zum vierzehnten oder fünfzehnten Jahre erworben hat, nicht hinlänglich, und zudem, wie ſchnell iſt oft das wieder ganz oder doch zum Theil vergeſſen, was man bis zum Austritt aus der Schule gelernt hatte! Viele beklagen erſt wenn ſie in die reiferen Jahre und zum Verſtand gekommen ſind, den Mangel von manchen Kenntniſſen, wodurch ihnen das Leben angenehmer und ihr Durchkommen leichter werden könnte. — Fortſchreiten iſt das Loſungswort und die überall ſich erhebende Forderung unſerer Zeit. Auch in unſerer Gemeinde wollen wir nicht zurück bleiben; wir wollen fortſchreiten, doch nicht in die leere Weite, ſondern auf ſicherem Grund und Boden. Unſer Schulweſen für die Jugend hat ſich allmälich erweitert, verbeſſert; aber auch Diejenigen, welche ſchon ſeit mehreren Jahren der Schule entlaſſen ſind, werden nicht zurück bleiben wollen; ihr Nachtheil würde künftig einmal gegen das heranwachſende Geſchlecht zu groß und zu empfindlich ſeyn! — Die Fürſorge unſerer höchſtverehrlichen vorgeſetzten Behörden iſt den ſeit ſchon länger als einem Jahre gehegten Beſtrebungen und einem deshalb im April d. J. gemachten Antrage fördernd entgegen gekommen, ſo, daß auch dieſem geiſtigen Bedürfniſſe abgeholfen werden kann. Mit ſchätzenswerther Bereitwilligkeit wollen die Lehrer an unſerer Schule dieſem ſchönen und ſegenbringenden Zwecke Zeit und Eifer widmen, und ſo ſoll denn heute über acht Tage dahier in unſerer Gemeinde eine Anſtalt eröffnet werden, worin erwachſenen männlichen Perſonen Gelegenheit dargeboten wird, ſich in den für das bürgerliche Leben heut zutage unentbehrlichen Kenntniſſen zu üben und weiter fortzubilden. Schließlich hegen wir die wohlbegründete Hoffnung, daß alle diejenigen Jünglinge in unſerer Gemeinde, welche in aller Beſcheidenheit und Demuth die Mangelhaftigkeit ihrer Kenntniſſe erkennen, die ihnen eröffnete Gelegenheit zur Erhöhung und Erweiterung derſelben, frei von falſcher Scham, allen Ernſtes zu ihrem ſicheren Vortheil benützen werden.“ Alle wohlgeſinnten Gemeindeglieder theilen dieſe ſchöne Hoffnung, wünſchend, daß dieſe gewichtigen Worte nicht vergebens verhallt ſeyn möchten, vielmehr der dieſer Anſtalt zu Grunde liegende edle Zweck und die erhabene Abſicht derſelben in ihrem ganzen Umfange erreicht werden möge.

Öffentliche Vorträge

über

die geiſtigen und materiellen Bedürfniſſe unſerer Zeit

von Dr. Johannes Georg Kuhlmann.

Am Freitag den 1. Sept., von 7 — 8 Abends, wird der Unterzeichnete im Lokal der polytechniſchen Geſellſchaft ſich über die Beweggründe zu ſeinen angekündigten Vorträgen und über den Zweck und Inhalt derſelben in einer öffentlichen Rede näher ausſprechen und ladet hierzu, außer ſeinen verehrlichen Subſcribenten und den verehrlichen Mitgliedern der polytechniſchen Geſellſchaft, einen Jeden ein, der ſich für dieſe Sache intereſſiren möchte.

J. G. Kuhlmann.

Theater-Anzeige.

Freitag, 1. Sept. Vicomte de Letorières, oder: die Kunſt zu gefallen, Luſtſpiel in 3 Abth., von Carl Blum.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 242. Samſtag den 2. September 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1095, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

Mormoran trat endlich bleichen Anſehens in das Gemach, und verbeugte ſich, wie es der Brauch forderte, mit gekreuzten Armen zur Erde nieder. Selbſt dem Auge des Emir's entging die Veränderung in Gui's Zügen nicht.

„Du biſt nicht wohl?“ fragte er.

„Es iſt die Farbe der Freiheit, Herr, die ich auf Dein Geheiß ſeit drei Tagen genoß!“ ſprach Mormoran mit bitterer Ironie; denn in ſeiner Seele wohnte bitterer Grimm über des Emir's Wortbrüchigkeit. Kaum war der Plan entworfen, von Ali eingeleitet, ſo wurde Mormoran in ein finſteres Gefängniß geworfen. Auf feuchtem Boden war ſein Lager. Kein Tageslicht drang in den entſetzlichen Raum. Seine Speiſen ſchob ein Schwarzer durch ein verſchließbares Schiebfach, und kein Wort hatten Mormoran's Bitten ſeinem breiten Munde zu entlocken vermocht. Dieſe Gefangenſchaft machte auf ſein ſonſt ungemein leichtſinniges Weſen einen bleibenden, tiefen Eindruck. Sie öffnete ihm die Augen über die Lage der Dinge, welche ſein Preis der Schönheit Esmeralda's hervorgebracht. Ohne Arges zu ahnen, hatte er ſie geſungen; ihm ſchienen die Geſänge das Mittel, ſeine Lage zu verbeſſern, Achmet's Gunſt zu erwerben, vielleicht ſeine Freiheit anzubahnen. Zu ſpät hatte er die Wirkung davon erkannt, und der Funke war zur Flamme geworden, war nicht mehr zu löſchen. Die getäuſchte Hoffnung der Freiheit, die grauſame Haft, der bittere Vorwurf, den er ſich machen mußte, gaben ſeinem Herzen eine Bitterkeit, die ſich Luft zu machen ſtrebte, welche Folgen es auch haben mochte. Die Milde des Emir's, die ihm Mormoran's Wohlwollen erworben, vermochte nichts mehr über ihn. Dies Wohlwollen war zum Haſſe geworden, der nur wachſen konnte.

„Du vergißt, Sklave,“ fuhr der Emir auf, „daß Du mit dem ſprichſt, in deſſen Hand Leben und Tod für Dich ruht! Wahre Deine Zunge, ſonſt laſſe ich ſie Dir mit glühender Zange ausreißen!“ Der Blick, welcher dieſe Worte begleitete, ſprach noch deutlicher, als die Worte ſelbſt, und gab die Gewähr, daß es Dem Ernſt damit war, der ſolche Worte ſprach.

Ein Schauder durchrieſelte die Glieder des Provenzalen. Zu ſeinen Ohren war wohl die Kunde gedrungen, daß die Herrſcher der Sklaven Keckheit ſo zu beſtrafen pflegten.

Er ſchwieg und harrte deſſen, was kommen ſollte. Einige Minuten ſchwieg auch Achmet. Es ſchien, als habe ſich der Zorn gelegt, und ſanfter hob er wieder an: „Ich wußte nicht, daß Ali Dich in Haft bringen ließ; allein ſeine Vorſicht war weiſe. Wer bürgt für Eure Treue, da Eure Prieſter Euch lehren, dem Andersgläubigen keine Treue zu halten, und Euch entbinden von jeder Sünde?“

„Hab' ich Dir Grund gegeben, Herr, zu ſolchem Argwohn?“ fragte Gui de Mormoran.

„Wenn auch nicht; es iſt die Art zu handeln ſo bei euch Ungläubigen.“

„Du ſollteſt Proben abwarten, Herr, ehe Du ſo hart richteſt! —“

„Biſt Du hierher gerufen, um mir vorzuſchreiben, was ich thun ſoll, Sklave? —“ fragte Achmet. „Haſt Du mein Wort vergeſſen? Reize meinen Zorn nicht! Nimm Deine Laute und ſinge mir das Lied von Esmeralda's Reizen.“

Ein furchtbarer Kampf widerſtreitender Gefühle entſtand jetzt in Mormoran's Bruſt; doch — ſein Verſtand ſiegte, der ihm ſagte, hier ſey nicht lange zu wählen; aber der Haß gegen Achmet erhielt neue Nahrung, die um ſo größer und wirkſamer war, als er in ſich Alles verſchließen mußte. Nie hatte er ſolchen Widerwillen gefühlt, die Laute zu nehmen und gegen ſein Gefühl zu ſingen, als jetzt. Dennoch gehorchte er.

Achmet lauſchte dem Liede. Gewiß ſang es der Troubadour jetzt ſchlechter, als er es irgendwie geſungen; allein Achmet dünkte es herrlicher, als je. Er verglich das, was ſein Auge erblickt, mit dem ſchildernden Worte des Liedes, und ſeine trunkene Seele genoß noch ein Mal all' das namenloſe Entzücken, deſſen der Jungfrau Anblick ihn theilhaftig hatte werden laſſen.

Das Lied war längſt verklungen. Achmet ſaß noch in träumendem Sinnen. Mormoran's glühender Blick ruhte auf dem Mauren, der nun mit einem tiefen Seufzer erwachte.

„Ja, Chriſt, Du haſt ſie wahr geſchildert,“ rief er. „Ich ſah ſie, um ſie nie mehr zu vergeſſen. Esmeralda iſt das ſchönſte Weib der Erde!“

Mormoran fühlte eine tödtliche Angſt.

„Sie muß mein werden!“ rief Achmet aus.

„Gott verdamme Dich!“ murmelte der Sänger in glü-

Digitized by Google

hendem Haſſe. Dennoch aber mäßigte er ſich. Es war ihm darum zu thun, Genaueres zu erfahren.

„Wo ſahſt Du ſie, Herr? —" fragte er.

„Da, wo Du mir ſagteſt, daß ich ſie ſehen würde." Er erzählte jetzt, ſich ſelbſt vergeſſend, den ganzen Hergang.

Mormoran ſah einen Abgrund ſich vor Esmeralden öffnen, einen Abgrund, der ſie zu verſchlingen drohte — und er, er allein hatte ihn der Schuldloſen gegraben. In dieſem Augenblicke erfüllte ihn wie ein Blitzſtrahl der Gedanke, er müſſe ſie retten, oder untergehen. Dieſer Gedanke erhob ihn wieder. Sein Leichtſinn ſchien gewichen und dieſer eine große Gedanke nahm von jetzt an ganz ſeine Seele ein. Das Wie? war noch dunkel; allein er fühlte tief und lebendig, ſo nur könne er ſühnen ſeine Schuld, die er leichtſinnig auf ſich geladen hatte.

„Geh!" ſagte endlich der Emir.

„Soll ich in meinen Kerker zurückkehren, weil Du einen Verdacht gegen mich hegeſt, Herr? —"

„Nein," ſprach der Emir, in dem ſich ein beſſeres Gefühl regte, „geh' in Dein Gemach, das Du auch früher inne hatteſt."

Mormoran verbeugte ſich und ging. Er nahm die Hölle in der Bruſt mit hinweg. Nicht die Liebe zu Esmeralden war es, was ihn ſo ganz umwandelte; vielmehr der Kummer, an dem Jammer Urſache zu ſeyn, der die Schuldloſe treffen konnte, ja, wie er den Emir kannte, treffen mußte. Kein Schlaf kam in ſein Auge, keine Ruhe in ſein Herz. Plan auf Plan entwarf und verwarf er wieder. Das aber wurde ihm endlich völlig klar, daß er, wie viel es ihn auch koſte, in die Gunſt des Emir's ſich einſchmeicheln müſſe, um immer vertraut zu bleiben mit den Planen, die er ausführen würde, um zu dem Beſitze der Jungfrau zu gelangen. Und auf dies Ziel hin richtete er nun ſeine Blicke. Zu dieſem Punkte hin ſteuerte er mit aller Kraft, mit einer Ausdauer und Selbſtüberwindung, die ſonſt ſeiner Gemüthsart ganz fremd geweſen war. Der Ernſt des Lebens war ihm mit einem Male nahe getreten. Solche Momente ſind auch geeignet, den Leichtſinnigſten ernſt, entſchloſſen und ſtark zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Sonderling prima sorte.

In der Nähe von Birmingham lebt Lord Santorp, ein ſehr reicher Sonderling, der namentlich eine Eintheilung ſeiner Zeit getroffen hat, durch die er ſich vor den zahlreichen Sonderlingen ſeines Vaterlandes unterſcheidet und auszeichnet.

Während der erſten zehn Tage eines jeden Monats ſperrt er ſich in eines der entlegenſten, engſten und düſterſten Zimmer ſeines weitläufigen und alterthümlichen Schloſſes ein; er lebt während dieſer Zeit von nichts als Brod und Waſſer, und ſelbſt von dieſen frugalſten aller Lebensmittel nimmt er nur ſehr wenig zu ſich, daß man faſt ſagen könne, er lebe nur von der Luft. Während dieſer Zeit verläßt er das Zimmer nie, was auch immer in ſeinem Hauſe geſchehen möge, und wenn in dem Schloſſe Feuer ausbreche, ſo ſteht zu erwarten, daß er eher verbrennen, als freiwillig auch nur einen Fuß über die Schwelle ſeines Zimmers ſetzen würde. Er meidet dieſe zehn Tage hindurch jeden Umgang, und ſelbſt ſeiner Frau und ſeinen Kindern iſt es ſtrenge unterſagt, ihn zu beſuchen; Niemand darf zu ihm, als ein alter Diener, aber auch mit dieſem ſpricht der Lord nur das unumgänglich Nothwendige.

Doch dieſes einförmig langweilige Leben endet wie mit einem Zauberſchlage, ſobald die Mitternachtsſtunde des zehnten Tages ertönt, und es tritt dann ein ganz verändertes Treiben ein, das zwar im Grunde nicht minder einförmig, aber doch nicht ganz ſo langweilig iſt, wie das während der erſten zehn Tage. Sobald nämlich die zwölfte Stunde geſchlagen hat, trifft der Lord mit großer Geſchäftigkeit die Vorkehrungen zu ſeiner Jagdtoilette, und mit dem erſten Grauen des Morgens verläßt er ſeine finſtere Einſiedlerklauſe, um die Jagdgeſellſchaft, die am Abend zuvor bereits eingetroffen iſt, in der großen Halle des Erdgeſchoſſes zu begrüßen. Nach einem tüchtigen Morgentrunke wird dann hinausgezogen zur Jagd, wie die Jahreszeit ſie eben bietet; um 12 Uhr kehren die Jäger zurück, und verzehren ein tüchtiges Frühſtück, welches nicht länger als eine volle Stunde dauert, wobei aber der Lord durch Eſſen und Trinken reichlich nachzuholen bemüht iſt, was er während der erſten zehn Tage des Monats verſäumt hat. Nach dem Eſſen wird der Flaſche noch eine halbe Stunde gewidmet, genau nach der Uhr geſehen, und dann geht es wieder hinaus zur Jagd. Um 6 Uhr zurückgekehrt, folgt ein Abendmahl, bei dem der Lord ſeinen Gäſten wieder mit dem beſten Beiſpiele in Vertilgung der Speiſen und Getränke vorangeht. Indeß ſind die Speiſen ſowohl bei dem Frühſtücke als bei der Abendtafel nur derb, und es kommen keine Delikateſſen, wie man ſie von der Küche eines ſo reichen Mannes erwarten ſollte, auf den Tiſch; auch die Weine ſind nur gewöhnlicher Art, in ihnen aber die beſten, die man nur haben kann.

Nach Ablauf der zweiten zehn Tage eines jeden Monats tritt dann abermals eine nicht minder auffallende Aenderung in der Lebensweiſe des Lords ein. Mit dem Schlage der Mitternacht nämlich verabſchiedet er ſich von ſeinen Jagdgenoſſen, ſie für den 10. des nächſten Monats, „ſo er noch am Leben", wieder einladend, und nachdem er ſich nur eine kurze Ruhe gegönnt hat, fährt er am nächſten Morgen in aller Frühe nach Birmingham. Die letzten zehn Tage eines jeden Monats bieten dann die größte Abwechſelung, und der Lord überläßt ſich allen Vergnügungen, allen Zerſtreuungen, die der Zufall herbeiführt. Er gibt und beſucht Geſellſchaften, iſt faſt beſtändig auf der Landſtraße, wirft das Geld mit vollen Händen umher, und lebt wie ein Verſchwender. Bettler, die das Glück haben, ihm in dieſem dritten Stadium zu begegnen (und da ſie ihn kennen, wiſſen ſie ein ſolches Begegnen ſchon herbeizuführen), erhalten ein oder mehrere Goldſtücke, und dieſe letzten zehn Tage jeden Monats werden auch durch mancherlei luſtige oder tolle Streiche, zu denen der Lord ſich beigeben läßt, bezeichnet. Mit dem Schlage der Mitternacht bricht der Lord, wo er ſich auch befinden möge, mit der größten Haſt nach ſeinem Schloſſe auf, um ſich daſelbſt wieder einzuſperren.

Hat der Monat 31 Tage, ſo wird jedes Mal der 31. durch ein glänzendes Feſt ausgefüllt, welches der Lord auf ſeinem Gute gibt, zu dem er die ganze Nachbarſchaft einladet, an welchem er auch die Landleute Theil nehmen läßt, und von dem er mit eben der Regelmäßigkeit, die ſein übriges Leben bezeichnet, im bewußtloſen Zuſtande auf ſein Einſiedlerzimmer getragen wird.

Digitized by Google

hat er hier doch während der nächſten Tage hinlängliche Zeit, ſeinen Rauſch auszuſchlafen.

Den Februar theilt der Lord in drei Mal neun, ſtatt drei Mal zehn Tage ein, und verfährt mit dieſen neuntägigen Abtheilungen eben ſo, wie mit den zehntägigen der übrigen Monate; der Schalttag des Februars, als von der Regel abweichend, ſetzt ihn in gewaltige Verlegenheit, denn während er den 28. eben ſo wie am 31. ein großes Feſt gibt, das für ihn mit einem Rieſenrauſche endigt, weiß er gar nicht, was er mit der Zugabe des 29. anfangen ſoll; und mehrmals ſchon hat er geäußert, daß dieſer Tag ihn in eine wahre Verzweiflung verſetze.

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 25. Auguſt.) Geſtern hatten wir eine neue Oper von Ricci, „Louis Rolla“; eine leichte, aber melodiereiche Muſik. Das Haus war wieder überaus voll; ſingt Moriani, ſo iſt dies ſtets der Fall. Ueber die ganze Aufführung iſt, bei der Trefflichkeit unſers Orcheſters und aller Mittel, nichts weiter hinzuzufügen nöthig.

(London.) Bei einem Diner, welches der Herzog von Wellington dem König von Hannover gab, ſprangen plötzlich, als Alle bereits ſpeiſeten, die Flügelthüren auf, und eine Dame, reich geputzt, mit Diamanten behangen, ſchritt auf die Tafel zu, an der kein Platz für ſie gelaſſen war. Der Herzog, welcher ſie nicht kannte, ließ ſie durch ſeinen Sohn hinaus führen. Aus dem Vorzimmer hielt es ſchwer, ſie zu entfernen, weil ſie eingeladen zu ſeyn behauptete. Es ergab ſich, daß ſie ehedem Miniaturen gemalt und dann eine große Erbſchaft gemacht hat, aber an lebhaften Vorſtellungen leidet.

Vater Mathew, der iriſche Mäßigkeits-Apoſtel, ſetzt ſeine Bekehrungen fort. Er hat eine gewinnende milde Perſönlichkeit, glückliche Rede, großen Eifer. So haben ihm denn wieder 2300 Säufer zugeſchworen, fortan nur in Thee das Ihrige zu thun. Glücklicherweiſe iſt der Krieg mit China beigelegt.

Die alten Soldaten in dem königlichen Invalidenhauſe zu Paris ſind folgendermaßen eingetheilt: Blinde 152, an beiden Beinen Amputirte 11, an Einem Beine 309, an beiden Armen 8, an Einem Arme 307, Gelähmte 235, Epileptiſche 12, Geiſteskranke 29, mit ſilberner Naſe oder ſilbernem Kinn 8, Hinkende oder ſolche, die nicht mehr gehen können, 131, ſolche, deren Füße in Rußland erfroren, 23, mit verſtümmelten Händen 130, mit verſchiedenen andern Wunden 1020, Laienbrüder 150, Siebenzigjährige 511, Achtzigjährige 33, im Ganzen 3012.

(Karlsruhe, 28. Aug.) Verwichenen Donnerſtag ſahen wir Dem. Roſa Heigel, vom herzog. Hof-Theater zu Coburg, in den Luſtſpielen „Tempora mutantur“ und „Das Landhaus an der Heerſtraße“ mit großem verdienten Beifalle auftreten. Die angenehmſte Perſönlichkeit und feines Spiel gewannen das Auditorium. Wir freuen uns der Hoffnung, Dem. Heigel, welche durch kurzen Urlaub uns jetzt ſchnell entzogen wurde, bald in einem Cyclus von Rollen ihr hübſches Talent auch im Tragiſchen vor uns entfalten zu ſehen.

Es iſt ungeheuer, welchen Beifall die reizende Sylphide Cerito in London erhält. Neben ihr glänzt der junge St. Leon, der noch vor wenigen Jahren in Stuttgart lebte, wo ſein Vater Tanzlehrer am königlichen Hofe war. St. Leon, der Sohn, iſt jetzt einer der vornehmſten Stützen des Ballets und einer der ausgezeichnetſten Künſtler im neuen Genre, den auch die Cerito tanzt.

(Berlin, 25. Auguſt.) Wie es heißt, wird das k. Luſtſchloß Monbijou den Vorſtellungen der franzöſiſchen Schauſpieler, welche ſonſt im Schauſpielhauſe auftraten und deren Saiſon hier vom Oktober bis Juni währt, eingeräumt werden. Auch ſpricht man davon, daß in dem erſten der hieſigen Privattheater öfters Vorſtellungen der königl. Schauſpieler ſtattfinden würden, da das königl. Schauſpielhaus doch allein für das Bedürfniß nicht ausreicht. Das Schloßtheater in Charlottenburg und das Schauſpielhaus in Potsdam dürften nunmehr auch öfter, als es ſonſt geſchehen konnte, benutzt werden. Der Mangel des Opernhauſes wird namentlich an den Winter-Sonntagen ſchmerzlich empfunden werden.

Saphiriana. Wie haben die Weiber ihre Männer am liebſten gemalt? Nach dem Leben. — Wann lernt eine Frau einen geiſtreichen Mann erſt recht ſchätzen? Wann ſie erſt ein Mal einen dummen Kerl geheirathet hat. — Welcher Unterſchied iſt zwiſchen Doktoren der Jurisprudenz und Doktoren der Medizin? Erſtere machen lange Prozeſſe und letztere machen kurzen Prozeß. — Wann ſagt man Lebensgefahr und wann Todesgefahr? Wann die Krankheit kommt, iſt Lebensgefahr, und wann der Doktor kommt, iſt Todesgefahr.

Literatur.

Evangeliſcher Glaubensſchild oder vergleichende Darſtellung der Unterſcheidungslehren der beiden chriſtlichen Hauptkirchen. Zur Selbſtbelehrung und Befeſtigung in evangeliſcher Glaubenstreu. Von Carl Ludwig Sackreuter, großh. heſſ. Pfarrer zu Raunheim am Main. Mit einem Vorworte von Dr. Ernſt Zimmermann, weiland großherzogl. heſſ. Hofprediger zu Darmſtadt. Zweite verbeſſerte Auflage. Leipzig, 1843. Baumgärtner's Buchhandlung. XXIV und 262 S. 8. Mit einem allegoriſchen Titelkupfer. 3/4 Thlr.

Der geehrte Verfaſſer dieſer werthvollen Schrift iſt durch ſeine treffliche „Chriſtliche Religions- und Kirchengeſchichte“ und durch den Auszug aus derſelben zum Gebrauch für Volksſchulen, von welchen wiederholte Auflagen erſchienen ſind, bereits höchſt vortheilhaft bekannt. Der Glaubensſchild erſchien in der erſten Auflage im Jahre 1827 und fand allgemeine Anerkennung. Die Schrift hat ihren früheren Charakter ganz beibehalten; ſie iſt keine Waffe gegen die rein-katholiſche Lehre, ſondern nur eine Schutzwehr des evangeliſch-proteſtantiſchen Glaubens im Gegenſatze zu den Anmaßungen der Hierarchie und ultramontanen Satzungen. Von Erbitterung und Unduldſamkeit findet man nichts und eine würdige Sprache durchzieht das Ganze. Das Buch iſt in Frage und Antwort geſtellt und behandelt lichtvoll die wichtigſten evangeliſchen Glaubenslehren. Die Meinungen beider Kirchen ſtehen einander gegenüber, ſind aus den ſymboliſchen Büchern derſelben authentiſch conſtatirt und werden dann kurz und bündig beurtheilt. Wenn man die neue Auflage mit der früheren vergleicht, ſo bemerkt man überall die beſſernde Hand des Verfaſſers, deſſen hier

Digitized by Google

angezeigten Glaubensſchild wie allen Anhängern der proteſtantiſchen Lehre beſtens empfehlen. Eine ausführlichere Beſprechung enthält die Nr. 58 des „theologiſchen Literaturblattes zur allgem. Kirchenztg.“

Korreſpondenz.

Nürnberg, 26. Auguſt.

Säcularfeier der Friderico-Alexandrina. — Theater.

Wir ſind ſo eng mit unſerer Nachbarſtadt **Erlangen** verſchwiſtert und werden es nach Vollendung der Nürnberg-Bamberger Bahn noch weit mehr werden, daß es ſchon ein Nürnberger wagen darf, die längſt verkündigte Jubelfeier der dortigen Univerſität nach deren feſtlichen Schluß in Ihren Blättern mitzutheilen. Am 18. Aug. paſſirte das eherne Standbild des Markgrafen Friedrich von Baireuth-Kulmbach hier durch nach ſeinem Beſtimmungsorte, dem Marktplatze zu Erlangen. Es iſt aus dem Atelier Schwanthaler's hervor gegangen und ein Geſchenk Sr. Maj. des Königs Ludwig, der es zur Erinnerung an die erſte Säcularfeier der Friderico-Alexandrina dort errichten läßt. Eine Deputation des academiſchen Senats und ſämmtliche Studirende zogen ihm eine Stunde weit entgegen und begrüßten den ankommenden Wagen, geſchmückt mit den baieriſchen, preußiſchen und brandenburgiſchen Fahnen, mit lautem, donnerndem Hurrah. Neue Kränze und Fahnen wurden von der academiſchen Jugend aufgepflanzt, ſo ging es langſam der Stadt zu. Tauſende umwogten den ehernen Markgrafen, je näher er herbei kam; als er aber, von einem Muſikcorps angeführt, auf den Markt zog, da kannte der Jubel keine Gränzen mehr. Lebehochs erſchallten dem erhabenen Geber König Ludwig, Lebehochs der Univerſität und der Stadt und ein brauſendes „Gaudeamus igitur“ der Academiker beſchloß den Vortag der größeren Feſtlichkeiten. — Am 22., Morgens, kamen von Stunde zu Stunde die Gäſte aus allen Himmelsgegenden an und vertheilten ſich in die feſtlich geſchmückten Häuſer. Von Seite des Magiſtrats war für die beſte und billigſte Aufnahme derſelben genügend geſorgt und jeder Fremde, der ſeinen Namen in die im Fremdenbüreau aufgelegten Liſten zeichnete, erhielt eine Eintrittskarte zum Ball am 23. und zum Commers im Schloßgarten am 25. gratis. Um die Gäſte vor den Prellereien der Wirthe zu ſichern, waren zu gleicher Zeit Speiſeliſten aufgelegt, untrügliche Orakel für den Appetit und den Geldbeutel. Bis gegen Abend war der größte Theil der ehemaligen Studio's der Alexandra-Friedericiana und die ſonſtigen Beſucher eingetroffen; fröhliche Geſichter und kräftiger Händedruck lange Getrennter und hier ſich von neuem Begegnender auf allen Straßen. Gegen ſieben Uhr füllten ſich die Räume des feſtlich beleuchteten und decorirten Theaters. Unſere Hiſtrionen waren hinüber geeilt, zum allgemeinen Vergnügen ihr Scherflein beizutragen. C. M. v. Weber's Jubelouvertüre machte den Anfang. Ihr folgte ein Feſtſpiel, deſſen Verfaſſer Profeſſor **Winterling** iſt und welches gar nicht übel geweſen wäre, wenn nicht die Jamben und Hexameter im Munde mancher Darſteller Tantalusqualen hätten ausſtehen müſſen. Den Beſchluß machte Donizetti's Regimentstochter. Ich enthalte mich vor der Hand jeder Kritik über unſere neue Oper; ob aber gerade dieſe Oper dem Feſte angemeſſen war, möchte ich ſehr bezweifeln. — Kanonenſchüſſe verkündigten am Morgen des 23 den Beginn des Jubelfeſtes. Muſikchöre und ungeheure Menſchenmaſſen durchzogen und durchwogten die Stadt. Alle Häuſer waren mit Fahnen und Feſtons decorirt und von den Thürmen klangen Feſtchoräle. Unterdeſſen hatten ſich die einzelnen Verbindungen auf dem Schloßplatze verſammelt und ſetzten ſich gegen 10 Uhr durch mehrere Straßen nach der Neuſtädter Hauptkirche in Bewegung. Folgendes war die Ordnung: 1) Ein Generalzuganführer mit zwei Adjutanten. 2) Ein Muſikcorps. 3) Der Anführer der Ansbacher Burſchenſchaft mit zwei Adjutanten. 4) Die erſte Hälfte der Academiker. 5) Zugbeſchließer mit zwei Adjutanten. 6) Die Geiſtlichkeit. 7) Der Magiſtrat. 8) Das Offiziercorps der Landwehr. 9) Das Collegium der Gemeindebevollmächtigten. 10) Die Träger der Univerſitätsfahnen mit zwei Adjutanten. 11) Die Deputirten der fremden Univerſitäten, geleitet von ſämmtlichen Mitgliedern der Univerſität. Die Profeſſoren der Theologie erſchienen in ſchwarzen Talaren, mit ſchwarzem Doktorhut, die der Medicin in grünen, die der Philoſophie in violetten, die der Rechte in rothen. 12) Der Prokanzler, begleitet von zwei Marſchällen. 13) Die beiden Pedelle mit den Inſignien der Univerſität. 14) Der Prorektor, begleitet von vier Marſchällen. 15) Der königliche Kommiſſär, in Begleitung einer Deputation der Univerſität. 16) Die geladenen Gäſte, gegen 400. 17) Die königlichen Behörden. 18) Die Rektoren und Lehrer des Gymnaſiums und der Schulen. 19) Die ſämmtlichen übrigen Gäſte. 20) Der Anführer der Bavaren und Baireuther Burſchenſchaft. 21) Die andere Hälfte der Studirenden. 22) Ein Beſchließer des zweiten Zugs. 23) Ein Muſikcorps. 24) Der Generalzugbeſchließer mit zwei Adjutanten. Die Feſtpredigt hielt der Univerſitätsprediger Dr. **Thomaſius**, ein Tedeum laudamus beſchloß die Feier. Der Zug bewegte ſich dann in gleicher Ordnung zurück und zertheilte ſich Nachmittags in die verſchiedenen Reſtaurationen und Wirthslokale. Am Abend war großer Ball im Redoutenſaale.

(Fortſetzung folgt.)

Erklärung.

In Nro. 237 dieſer Blätter iſt von einem „Freunde der Wahrheit aus Naſſau“ einer unterm 16. April d. J. erſchienenen Recenſion der von dem Unterzeichneten herausgegebenen Karte von Naſſau der Vorwurf der Parteilichkeit gemacht worden. Offenbar geſchah dieß nicht im Intereſſe der geographiſchen Wiſſenſchaft, ſondern zu Gunſten einer ähnlichen, von Hrn. Korrektor **Fiſcher** zu Dillenburg herausgegebenen Karte. Da der Zweck dieſer Blätter mir nicht geſtattet, den auf meine Karte gemachten, eben ſo unhaltbaren als gewagten Angriff mit der zu einer wiſſenſchaftlichen Beleuchtung erforderlichen Ausführlichkeit zu widerlegen*), ſo bleibt mir zur Rechtfertigung der Ehre meines Recenſenten und meines eigenen guten Namens nichts anders übrig, als den erwähnten Angriff ſo lange gleichfalls für ein von Parteilichkeit diktirtes Machwerk zu erklären, bis der Verfaſſer deſſelben ſolchen in einer wiſſenſchaftlich-geographiſchen Zeitſchrift begründet und meine ausführliche Entgegnung darauf empfangen haben wird. Im Uebrigen gereicht es mir vorläufig zur Beruhigung, daß Seitens der herzogl. naſſ. hohen Landesregierung meine Karte für ſämmtliche Aemter des Herzogthums (obſchon ſolche bereits im Beſitze der Fiſcher'ſchen Karte waren) angeſchafft worden iſt, und daß auch der Chef des im Fache der topographiſchen Kunſt ſo ausgezeichneten großh. heſſ. Kataſter-Bureau's ſich höchſt günſtig für meine Arbeit ausgeſprochen hat.

A. Ravenſtein.

*) Aus welchem Grunde wir auch hiermit jede fernere Erörterung über dieſen Gegenſtand in unſerem Blatte für geſchloſſen erklären.

Die Red.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 2. Sept. (Zum Erſtenmale): **Drei Feen**, Luſtſpiel in 2 Aufzügen, frei nach Bayard bearbeitet, von W. Friedrich. Hierauf folgt: **Herr Hampelmann ſucht ein Logis**, Lokal-Luſtſpiel in 5 Bildern.

Sonntag, 3. Sept. (Neu einſtudirt): **Wilhelm Tell**, große Oper in 4 Abth., Muſik von Roſſini. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 243. Sonntag, den 8. September 1843.

Die Meßrechnungen.

Von

Ludwig Hub.

So iſt ſie wieder denn erſchienen,
Der erſten Meßwoch' gold'ne Zeit,
Wo ſich, Verlangen in den Mienen,
Die Gläub'ger nah'n voll Herzlichkeit!
Weiß Gott! die treuen Seelen haben
Sich wieder richtig eingeſtellt
Mit ihren werthen Liebesgaben:
Sie wollen weiter nichts als — **Geld.**

Der Arzt, der uns und unſern Lieben,
Wenn uns die Krankheit zugeſetzt,
Manch' kräftiges Rezept verſchrieben,
Er ſendet eins zum Schwitzen jetzt;
Obgleich wir kein Latein verſtehen,
Wir merken doch, was es enthält:
So viel als Laien wir erſehen,
Verordnet uns der Doktor — **Geld.**

Auch er, der ihm bei ſeinen Kuren
Stets mit der That behülflich war
Durch ſeine Salben und Mixturen,
Der Apotheker, ſtellt ſich dar.
Daß wir geſund mit rüſt'gen Schritten
Noch wandeln auf der ſchönen Welt,
Ihm danken wir's! — Er läßt jetzt bitten
Zum Gegendienſt um etwas — **Geld.**

Beflügelt naht der flinke Schneider
Und überreicht ein langes Blatt;
Verzeichnet finden wir die Kleider,
Die uns der Mann geliefert hat.
Wie manchen Rock, wie manche Hoſe
Verfertigte der Nadelheld!
Er offerirt uns ſeine Doſe
Und wartet freundlich auf ſein — **Geld.**

Sonſt bracht' der Schuſter Stiefel, Schuhe,
Doch eine Rechnung bringt er nun;
Voll Zuverſicht auf unſ're Truhe,
Ließ er heut' Ahl' und Pechdraht ruh'n;
Er ſpricht gar viel von theuerm Leder
Und wie ihn Mancher ſchon geprellt,
Wie heut'gen Tags ſo zäh' ein Jeder —
Kurzum — der gute Mann braucht — **Geld.**

Da kommt ja auch — du meine Güte! —
Ein Ladenmädchen angereiſ't.
Für Spitzen, Bänder, Hauben, Hüte
Und wie der Schnickſchnack alle heißt,
Womit ein theu'res Weib ſich zieret,
Damit ſie immer uns gefällt,
Wird uns ein Conto präſentiret
Und man verlangt nicht wenig — **Geld.**

Ein Kellner auch kommt hergewandelt
Und reichet eine Denkſchrift ein:
Die deutlich abgefaßte handelt
Von einem Korb erhalt'nen Wein.
In Zukunft trinken wir hübſch Cider,
Wenn Freunde ſich zu uns geſellt;
Er wirkt wie Wein und lehrt auch Lieder *) —
Indeß — der Kellner harrt auf — **Geld.**

Noch viele Handwerksleute pochen
In dieſen Tagen bei uns an,
Von Manchem noch wird zugeſprochen,
Der es ſeit Monden nicht gethan.
Wer ſchafft hier Rath? Mit welchen Waffen
Schlägt man die Schaaren aus dem Feld?
Ein Mittel nur kann Ruhe ſchaffen
Und dieſes Eine nennt ſich — **Geld.**

*) Namentlich wenn der Hohenaſtheimer an Güte dem des Hrn. **Heinr. Eckhardt** hinterm Prediger gleichkommt.
Anmerk. des Setzers.

Digitized by Google

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

VIII.

Die Tage der Luſt waren in Barcelona nicht zu Ende, — nur unterbrochen. Der neue Herrſcher wollte ſein Volk ſich gewinnen. Ja, es lag noch etwas Anderes in ſeiner Seele, er wollte Don Suniar und ſeine angebetete Tochter noch am Hoflager feſſeln. Das jedoch mißlang. Esmeralda fühlte es, daß nun, wo der Graf ihr ſo unzweideutig gehuldigt, die Sitte gebot, Barcelona zu verlaſſen.

Don Suniar ſprach das ſelbſt aus, und erbat ſich Urlaub, ſein Kind nach Gineſta zu bringen, und dann wiederzukehren nach Barcelona, um ſeinem jungen Herrn von ſeiner Regierung Rechenſchaft zu geben. Der Graf wies das auf's entſchiedenſte zurück, ohne daß er jedoch den eiſernen Willen des Mannes hätte brechen können, der es ſich ſchuldig zu ſeyn glaubte, daß er ſeine Wege klar vor das Auge ſeines Herrn legte.

Der Graf mußte ſich fügen, ſo ſchwer es ihm auch werden mochte, das Weſen ziehen zu laſſen, für das ſein Herz in heißer Liebe ſchlug. Ihm ſagte jedoch auch ſein Herz, ſie ſelbſt folge nur dem Gebot der Sitte, nicht dem des Herzens — und — es leuchtete ihm eine Hoffnung, die ihn hoch erhob, die, ſie bald für immer nach Barcelona zurück zu führen.

Er ſelbſt, mit allen Rittern, die noch am Hofe weilten, gab ihr das Ehrengeleite, und als er ſcheidend ihre Hand küßte, und fragend in das ſchönſte Auge blickte, las er eine Antwort drin, die ſeine Bruſt mit Wonne erfüllte.

Schon nach wenigen Tagen kehrte Don Suniar zurück, und entlud ſich ſeiner Laſt durch einen genauen Nachweis ſeines Thuns.

Die hohe Achtung, welche der junge Graf für Don Suniar de Gineſta hegte, mußte durch die Art und Weiſe, wie er ſich jetzt von dem Berufe zurückzog, welchen er aus Liebe für das Land übernommen, erhöhet werden. Im verſammelten Rathe legte er Rechenſchaft ab, und wies nach, wie nur die Grundſätze des Rechts und der mit dieſem gepaarten Milde ſeine Schritte geleitet hatten.

Der junge Graf war ergriffen von der Gewalt des Augenblicks, als der Greis alle Glieder der Verſammlung ihrer Verpflichtung gegen ihn entließ, und ſie mit Kraft und Wärme bat, in unverbrüchlicher Treue ihrem Herrn ergeben zu ſeyn.

Er trat vor den Greis hin, und ſagte mit überſtrömendem Gefühle: „Nehmet den Dank von mir an, mein edler, väterlicher Freund, den Dank, den ich Euch darzubringen mich gedrungen fühle; aber verwerft eine Bitte nicht, die ich ausſprechen muß. Wenn ich auch viele Länder ſah, ſo bin ich doch unerfahren in dem, was nothwendig iſt, ein Land zu regieren. Ihr ſagt: „mein Arm iſt ſchwach geworden.“ Wohl! der meine iſt ſtark. Ich ſage: Meine Einſicht iſt geringe, die Eure groß und reich. Laßt Euren Kopf und meinen Arm für des Landes Wohl wirken in ungetrenntem Bunde! Steht mir zur Seite mit Eurer Einſicht und Erfahrung, daß ich ausführe, was Euer Rath mir lehrt, und des Volkes Wohl wird ſtets geſichert ſeyn. Steht mir als Vater zur Seite. Auf daß Ihr aber das vollſtändig könnt, erlaubt, daß ich noch eine Bitte thue, die nämlich, zu der mich mein Herz treibt, ſie vor den Edeln des Landes auszuſprechen, gebt mir Esmeralden zum Weibe. Ich liebe ſie, ſeit ich ſie ſah! —“

Auf Don Suniar wirkte dies unerwartete Wort ungemein ſtark. Er hatte wohl geſehen, daß der Graf nicht gleichgültig bei dem Anblicke Esmeralda's geblieben war; allein eine Erwartung wie dieſe, lag doch weit entfernt von ihm. Deßwegen überraſchte ihn die offene Werbung. Einige Augenblicke mußte er ſich von dem Eindrucke erholen — dann ſagte er feſt und ruhig zu dem Grafen:

„Da Ihr ſelbſt auf's beſtimmteſte um die Hand meiner Tochter werbet, ſo ſey es Euch denn vor allen dieſen Edeln geſtanden, daß das der heiße Wunſch Eures Vaters, meines unvergeßlichen Freundes, war. Gelingt es Euch, der Jungfrau Herz zu gewinnen, ſo habt Ihr hier meine feierliche Zuſage, daß Ihr mir als Sohn willkommen ſeyd.“

Der Graf umarmte freudig den ehrwürdigen Ritter, und eine theilnehmende Bewegung erfüllte die Verſammlung.

Darauf nahm ein Greis das Wort.

„Herr Graf,“ ſagte er, „es kommt eine ſchöne Zeit für das Land. Die Weisheit des Alters verbindet ſich mit der jugendlichen Kraft, und die Sittigkeit und Milde einiget beide, und iſt das ſchöne Band, das ſie umſchlingt. Sehen wir denn nun einer ſo ſchönen Zeit entgegen, ſo laßt eine Bitte uns an Euer Herz legen. Wiederholt ſind unſere Küſten der Schauplatz mauriſcher Ueberfälle und Räubereien geweſen. Wir ſahen aber bei der letzten Razzia, daß der Muth der Seeräuber und ihre Keckheit in beſtändigem Wachſen iſt. Der Wohlſtand unſeres Landes geht zu Grunde, der Handel Barcelona's iſt zerrüttet, ſo lange auf den Balearen die mauriſchen Seeräuber ihr Weſen ungeſtört treiben, und Schimpf und Schande muß uns bedecken, wenn wir dem Unweſen länger zuſehen. Laßt uns einen Kreuzzug unternehmen, und die Brut in und mit ihrem Neſte zerſtören.“

Alle Ritter ſchlugen an ihre Schwerter, zum Zeichen des lebhafteſten Beifalls. Das Auge Wilhelm's von Montpellier leuchtete dem wackern Redner entgegen, der aus Aller Herzen heraus geſprochen hatte.

Als Don Suniar nun dem Grafen berichtete, was geſchehen war in ſeiner Abweſenheit; als er vernommen, wie dieſe Seeräuber gehauſ't, und wie ſein Vater ſeinen Tod gefunden, da ſchwur er, es ſolle dies das Erſte ſeyn, womit er ſeine Regentenlaufbahn eröffnen wolle.

Als die Ritter ſich entfernt hatten, rief der junge Graf freudig: „Nun auf, nach Gineſta! —“

Die Vorkehrungen wurden getroffen, allein die Reiſe ging dennoch langſam von ſtatten, denn überall wollte das Volk ſeinen jungen Landesherrn ſehen und begrüßen, und der Zug durch das Land glich einem Triumphzuge.

Don Suniar hatte zuvor einen Getreuen abgeſendet, ſeiner Esmeralda zu melden, daß ihr des Grafen Beſuch gelte, daß er als Freiwerber erſcheinen werde. —

(Fortſetzung folgt.)

Atmoſphäriſche Eiſenbahnen.

(Dublin, 21. Auguſt.) Am 19. Auguſt wurde der erſte Verſuch auf der atmoſphäriſchen Eiſenbahn von

Digitized by Google

Kingstown nach Dalkey angeſtellt und mit dem unbedingteſten Erfolge gekrönt. Drei Wagen, mit den Arbeitern der Bahn und ein paar Freiwilligen gefüllt, durchliefen den Raum von Kingstown bis Dalkey, $1\frac{1}{3}$ Miles, in 4 Minuten. Die Schnelligkeit wurde erwirkt, obgleich das Luftpumpenpiſton nur 20 Bewegungen pr. Minute machte, während 26 die Bewegung iſt, die es gewöhnlich haben ſoll. Zugleich wurde der Vorſicht wegen das Piſton, das die Wagen zieht, unmittelbar nachdem die Luftpumpe zu arbeiten begonnen hatte, mit der ſich leerenden Röhre in Verbindung gebracht. Hieraus ergibt ſich, daß bei größerer Thätigkeit der Luftpumpe, oder wenn das Piſton mit der bereits geleerten Röhre in Verbindung geſetzt wird, anſtatt der allmähligen Ausleerung zu folgen, eine bis jetzt noch nicht zu überſehende Schnelligkeit hervorgebracht werden kann. Die Eiſenbahn geht bergauf und bildet eine Schlangenlinie mit Curven, wie ſie auf Dampfeiſenbahnen total unmöglich ſind. Die Bewegung der Wagen iſt eine vollkommen gleichmäßige, und man hört in denſelben kein anderes Geräuſch als das der rollenden Räder. Bei dieſem erſten Verſuche handelte es ſich vor Allem darum, die Anwendbarkeit des Princips im Großen zu bewähren, und der Erfolg beſtätigte vollkommen alle Hoffnungen der Erfinder und Unternehmer. Die atmoſphäriſchen Eiſenbahnen werden zur „Repeal" aller Dampfeiſenbahnen führen. Das ſcheint, nach dieſem erſten Verſuche zu ſchließen, kaum einem Zweifel unterworfen zu ſeyn.

Dieſe Erfindung und die Verwirklichung derſelben gereicht Irland zum höchſten Ruhme. Man macht ſich ſchwerlich eine Idee, auf wie viele Schwierigkeiten der Unternehmer geſtoßen, und welche unermüdliche Ausdauer es gekoſtet hat, das Werk ins Leben zu rufen. Die Engländer, die ſtets mitleidig auf alles Irländiſche herabſehen, zuckten die Achſeln und lachten, und machten Wortſpiele über irländiſche Windmacherei, Luftpumpengröße u. dergl. Faſt alle Autoritäten der Wiſſenſchaft in London ſprachen ſich einſtimmig gegen die Möglichkeit der Verwirklichung der Erfindung aus, und nur Herr Brunel, der Tunnelerbauer, hatte, als franzöſiſchen Blutes, Unparteilichkeit genug, bei der irländiſchen Erfindung nur an die Erfindung zu denken und den Irländer zu vergeſſen. Nach dem Erfinder, Hrn. Cligg, gebührt die größte Ehre Hrn. Pim, dem Bevollmächtigten der Eiſenbahn von Dublin nach Kingstown. Er war es, der allen Einwürfen zu begegnen wußte, der alle Hinderniſſe beſiegte, der jede Autorität aufſuchte und jeden Mann von Einfluß in Bewegung ſetzte, bis er zuletzt nach zehn Jahren Arbeit von der Regierung eine Anleihe von 25,000 Pfd. St. erwirkte, und die Verpflichtung der Rückzahlung von der Eiſenbahngeſellſchaft vermittelte. Ohne Hrn. Pim's unermüdliche Ausdauer würde das ganze Projekt vielleicht noch Menſchenleben geſchlummert haben. Die Beſitzer des Patents, zugleich die activen Mechaniſten des Unternehmens, die Herren Gebrüder Samuda, verdienen nicht weniger Anerkennung, ſich einem ſolchen Unternehmen mit ihrem Wiſſen und ihren Capitalien angeſchloſſen zu haben. Durch ſie wird übrigens das Kleeblatt der Toleranz, das hier zugleich verwirklicht iſt, erſt vollkommener, denn Hr. Cligg iſt ein Katholik, Hr. Pim ein Quäker und die beiden Herren Samuda ſind Juden.

Mannichfaltigkeiten.

(Lemberg.) Hr. Franz Sinsler, Fortepiano-Inſtrumentenmacher des galiziſchen Muſikvereins, hat zur Benützung bei vorkommender Feuersgefahr einen eben ſo einfachen als ſinnigen Rettungsapparat erfunden. Die Maſchine, aus Holz gezimmert, ruht auf vier gewöhnlichen Rädern, um ſie nach jedem beliebigen Ort hinbringen zu können, hat die Höhe von 3 W. Klafter mit zweifacher Verdoppelung, die ſich durch Walzenzüge horizontal erheben, bis zur Erhöhung von 8 — 9 Klafter. An der Verdoppelung iſt ein bequemer breiter Korb mit Geländer angebracht, nebſt einer Fallbrücke, welche bei Feuersgefahr Menſchen wie Effekten mit aller Sicherheit und Leichtigkeit aufzunehmen beſtimmt iſt. Vermittelſt dieſes Korbes und der Fallbrücke können aus den bedrohten Fenſtern ſelbſt des dritten Stockwerkes Menſchen wie Effecten gerettet, und auch Rettung durch Herbeiſchaffung von Löſchmaterialien gewährt werden. Auch kann dieſe Maſchine mit großem Vortheile bei vorzunehmenden äußern und innern Reparaturen an Kirchen und andern größern Gebäuden verwendet, wodurch die eben ſo unſicheren als koſtſpieligen Gerüſte entbehrlich werden.

(Berlin, 25. Auguſt.) Vor einigen Tagen hat ſich in Potsdam ein ſchaudervoller Zufall ereignet. Eine junge Polin verweilt als Geſellſchafterin und zur Hülfe im Hausweſen bei der Gräfin B...., Gemahlin des Gouverneurs des Prinzen Friedrich Carl im Schloſſe Glienecke. Dies junge Mädchen von ganz untadelhaften Sitten, ſehr angenehmem Aeußeren, aber zarter und ſchwacher Conſtitution, kehrte am vorigen Dienſttage mit der Eiſenbahn von Berlin nach Potsdam zurück. Sie konnte bei ihrer Ankunft nicht ſogleich einen Miethswagen (Droſchke) erhalten, und ſie trat daher den Weg nach dem Schloſſe Glienecke, der an der Havel entlang führt, zu Fuß an. Unterwegs wird das arme Mädchen von vier ihr begegnenden Handwerksburſchen auf eine gröbliche Weiſe inſultirt und geängſtigt, da ſieht ſie zu ihrem Troſt eine Droſchke ihr entgegenkommen. Sie ruft den Kutſcher und einen darin ſitzenden Herrn um Hülfe und Schutz an. Er wird ihr ſogleich verſprochen und zitternd und bebend nimmt das geängſtigte Mädchen einen Platz neben dem unbekannten Herrn an, der ihr ſagt, daß er ſie bis ins prinzliche Schloß bringen wolle. Hier wurde aber das Fräulein vergeblich erwartet. Am andern Morgen fand man das unglückliche Mädchen ohnmächtig und auf das empörendſte verletzt, blutend, an einem Seitenwege. Man brachte die Gemißhandelte ſogleich ins Schloß, und es gelang durch ärztliche Hülfe, ſie wieder ins Bewußtſeyn zu bringen. Sie erklärte, daß ihr vorgeblicher Beſchützer immer zudringlicher geworden, leiſe mit dem Kutſcher geſprochen, ſie aus dem Wagen geriſſen, ſchrecklich gemißhandelt und in dieſen Zuſtand verſetzt habe. Als dem eben anweſenden Prinzen Carl dieſer Vorfall gemeldet wurde, ließ höchſtderſelbe ſogleich den Polizeidirektor rufen, der ſofort die nöthigen Recherchen veranlaßte. Nach einigen Stunden meldeten ſich ſchon zwei Kaufleute, welche der Droſchke mit dem betreffenden Herrn begegnet hatten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſer Böſewicht in dieſem Augenblick bereits erkannt und zur Verantwortung gezogen iſt.
(Elberf. Ztg.)

Digitized by Google

(Speyer, 25. Aug.) „Rudolph von Habsburg's Monument“, von Schwanthaler ausgeführt, iſt in unſerm Dome nun aufgeſtellt — im ſ. g. Königschor, an der Stelle, an welcher Rudolphs Gebeine beigeſetzt ſind — gerade gegenüber dem Grabe und Grabmale „Adolphs von Naſſau.“ Das Poſtament iſt (offenbar um die Symetrie mit dem Monumente für Adolph von Naſſau nicht zu ſtören) in ungefähr gleicher Länge, Breite und Höhe wie bei dieſem, ohne jedoch einen Sarkophag vorzuſtellen. Während nun aber Adolph knieend und unbedeckten Hauptes, mit leichtem Rittermantel bekleidet, dargeſtellt iſt, ſo erblicken wir hier den Kaiſer Rudolph auf einem Stuhle ſitzend, die Krone auf dem Haupte, Reichsapfel und Schwert in den Händen, ſtolzen Blickes dahin ſchauend. Die ganze Figur iſt von weißem Marmor; das Geſicht aber jenem auf dem hier aufgefundenen Grabſteine des Kaiſers nachgebildet. Der Faltenwurf des weiten Mantels iſt beſonders ausgezeichnet ausgeführt. (Sp. Z.)

Die Verſuche, welche in Paris mit dem elektriſchen Lichte, ſtatt der Gasbeleuchtung auf dem Quai Conti gemacht wurden, ſind ſehr günſtig ausgefallen. Man konnte auf 1000 Fuß Entfernung noch Gedrucktes leſen.

Literatur.

Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung, 1843.

Von Herzen danken muß man dem edlen, hochherzigen Verfaſſer, daß er das deutſche Volk erfreut mit dieſer Herausgabe ſeiner Gedichte, deren Ausſtattung nichts zu wünſchen übrig läßt. Das Buch enthält des Guten und Schönen ſo viel, daß man nur durch Selbſtleſen ſich befriedigt fühlen wird, und es wäre Schade, wenn durch das Abreißen einzelner Blumen aus dieſem herrlichen Dichtergarten auch nur die kleinſte Lücke entſtünde. Namentlich iſt aber dies Buch den deutſchen Liedercomponiſten ſehr warm und angelegentlich zu empfehlen als ein Schatz von gediegenen und innig-gefühlten Liedertexten. Der erſte Blick in das Inhaltsverzeichniß beurkundet das Geſagte zur Genüge. Man findet da: 1. Frühlingsleben, 2. Wein und Geſang, 3. Vaterland und Heimath, 4. Kriegsleben, 5. Volksleben, Faſtnacht, Kirmeß, 6. Wiegenlieder und ſo der intereſſanten Abtheilungen noch viele bis zu 22. Lieder der Landsknechte unter Georg und Caſpar von Freundsberg, 23. Romanzen, 24. Buch der Liebe, 25. Maikäferiaden, 26. Mukiade, 27. Gelegentliches, 28. aus des Dichters Leben, 29. Kinderlieder. — Auf, ihr deutſchen Liedercomponiſten, und ſchreibet Melodieen zu dieſen Liedern, daß das Volk ſie nicht nur leſe, ſondern auch ſinge! Eurer Mühe wird die Anerkennung des Volkes nicht fehlen. Aber dir, liebes Buch, geben wir unſer herzliches Geleite mit auf deinen Weg zu den Herzen des deutſchen Volkes; mögteſt du deren doch recht viele finden! Perabeau.

Korreſpondenz.

Nürnberg, 26. Auguſt.

(Fortſetzung.)

Der 24. war der Enthüllung des Markgrafen geweiht. Menſchenmaſſen ohne Zahl in allen Straßen, dicht beſeelte Gruppen aus allen Fenſtern. Aber in der Aula die höchſte Würze der Feſtlichkeiten, eine Rede im trefflichen Latein, gehalten von dem Profeſſor Döderlein. Sie bezog ſich auf die Gegenwart und Zukunft der Friderico-Alexandrina und zeichnete ſich nicht weniger durch die herrliche Eloquenz des Redners, als durch die in ihr ſprudelnde Fülle des Humors aus. Nach dieſem Akt begab ſich der Zug in der geſtrigen Ordnung zu dem noch verhüllten Monumente. Als der Mantel gefallen war, übergab der k. Specialcommiſſär das Denkmal „im Namen Sr. Maj. des Königs Ludwig I. als einen Beweis ſeiner königl. Gnade und ſeines beſonderen Wohlwollens für die Univerſität Erlangen.“ Die Schenkungsurkunde wurde hierauf verleſen, donnernde Vivats erſchallten und den Schluß machte eine Dankesrede des Hrn. Prorektors Engelhardt. Die Statue erhebt ſich auf einem ſechs Fuß hohen Piedeſtal von polirtem Granit. Panzer und Fürſtenmantel ſchmücken ſie; die Haltung iſt imponirend, königlich. Die Vorderſeite hat die Inſchrift: „Friederich, Markgraf zu Brandenburg und Baireuth, Stifter der Univerſität zu Erlangen 1743“; die Rückſeite: „Errichtet von Ludwig I., König von Baiern und Herzog von Franken. 1843.“ — Der Nachmittag führte die Einheimiſchen und Fremden wieder auf die verſchiedenen Beluſtigungsplätze und der Abend ſollte ſie zwar im Theater vereinigen, wo Feldmann's „Porträt der Geliebten“ und „Ein Herr und eine Dame“ gegeben wurde, allein, ſchreckte Viele der zu erwartende geringe Kunſtgenuß ab, oder zogen ſie es vor, beim ſchäumenden Gerſtenſafte „im Grünen zu liegen“, kurz, ich bezweifle, daß Hr. Direktor Krull an dieſem Abend ſeine Rechnung gefunden haben wird. — Der 25., der Geburts- und Namenstag der Majeſtät, wurde mit Muſik und einer großen Feſtparade begonnen. Hierauf Wiederholung des Zuges in die Neuſtädter Hauptkirche; dann Promotionen der Dekane der vier Facultäten in der Aula, Nachmittags Commerſe aller Arten, aber am Abend die Quinteſſenz von Allem, ein großer Commers, den die Stadt den ſämmtlichen Fremden im Schloßgarten gab. Da floß das Bier wörtlich in Strömen, da war Fröhlichkeit und Lebensluſt bis zur Ausgelaſſenheit. Mancher Paſtor, der 25 Jahre lang ſeiner Gemeinde als lumen der Mäßigkeit vorangeleuchtet hatte, holte ſich hier ſeinen habemus, mancher Aktenwurm wurde wieder zum Burſch von ächtem Schrot und Korn, mancher Greis zum lebensfrohen Jüngling. Das nochmalige Durchleben der ſeligſten Jahre des Daſeyns herrſchte allenthalben vor und machte dieſen Abend zum vergnügteſten der Jubelfeier. So ſchloß das Feſt, um ſich erſt in hundert Jahren auf ähnliche Weiſe zu erneuern. Die Zahl der angemeldeten Fremden betrug 6440. Unter ihnen befanden ſich viele in der literariſchen und Kunſtwelt wohlbekannte Namen; die intereſſanteſte Figur war aber unſtreitig der älteſte Studioſus, der quiesc. Kammeramtmann Heim von Schweinfurt, der 1772 — 73 in Erlangen ſtudirte.

(Schluß folgt.)

Aus dem Herzogthum Naſſau.

Ref. beeilt ſich, den Beſchluß unſerer hohen Landesregierung zur Kenntniß zu bringen, nach welchem einer der tüchtigſten Schüler des höchſt verdienſtvollen Seminarlehrers Anthes zum Lehrer in den muſikaliſchen Diſciplinen an dieſer Lehrerbildungsanſtalt ernannt worden iſt. Es iſt dieſe Stelle nämlich Karl Feye aus Idſtein übertragen worden, nachdem er vor einer von der Regierung ernannten Prüfungscommiſſion, beſtehend aus den Herren Hofmuſikus Henkel, Pfarrer Neudig und Hofkapellmeiſter Rummel, ſeine Fähigkeit bethätigt hatte. Nach Feye's gediegenen muſikaliſchen Kenntniſſen und bekannten Fertigkeiten im Klavier- und Orgelſpiel, bei ſeinem von aller Prunkſucht entfernten Berufseifer laſſen ſich mit Zuverſicht für beſagte Diſciplinen am Seminar die günſtigſten Reſultate erwarten.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 3. Sept. (Neu einſtudirt): Wilhelm Tell, große Oper in 4 Akth., Muſik von Roſſini. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 244. Montag, den 4. September 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

IX.

Zwei Tage floſſen hin von jenen dreien, welche ſich Ali von ſeinem Gebieter ausbedungen; und noch war keine Kunde dem Weſir zugekommen. Er zitterte bei dem Gedanken, es möge der theuer erkaufte Bote des ſchmählichſten Verrathes auf der See verunglückt ſeyn. Schon ſank der ſengende Strahl der Sonne vom Himmel auf die Erde nieder. Ganz Puglierza genoß der Sieſta, nur Ali nicht, der aus einem Gemache in das andere lief, und doch in keinem Ruhe fand. — Da meldete ihm ein Diener, es ſey ein Spanier da.

Eine Zentnerlaſt fiel von Ali's Bruſt. Er ſtieß unwillkürlich einen Freudenſchrei aus.

„Laß ihn ſchnell eintreten!" rief er dem Diener zu, und dieſer eilte, den willkommenen Gaſt einzulaſſen.

Bald darauf trat ein Menſch in's Gemach, deſſen Aeußeres ſchon abſcheuerregend war. Eine grobe Schifferkleidung umhüllte eine jener kurzen, gedrungenen und ungemein muskulöſen Geſtalten, wie ſie nicht ſelten unter den Seeleuten Kataloniens gefunden werden. Unter dem herabhängenden dunkeln Haare ſah ein braungelbes Geſicht hervor, deſſen ſcharfmarkirte Züge den eminenteſten Ausdruck der Schurkerei erkennen ließen. Der unſtete, funkelnde Blick war der Verräther eines verworfenen Herzens, geneigt zu Allem, was nur irgend Schlechtes gedacht werden konnte.

Mit einer Frechheit, die Ali wohl ſonſt Niemanden würde verziehen haben, warf ſich der Menſch auf eins der Polſter nieder, welche an den Wänden hinliefen, und ſchleuderte ſeinen Sombrero neben ſich zur Erde, indem er die theerige Hand gegen Ali ausſtreckte und ausrief:

„Gieb meine hundert Zurnoſen her!"

„Halt, Gomez," ſagte innerlich voll Entzücken der Weſir; — „obwohl ich glaube, daß ſchon dieſer freche Ausruf mir ſagt, Esmeralda ſey in Gineſta, ſo will ich doch erſt Alles wiſſen, ehe ich den Lohn zahle. Ich kenne Dich, und Du weißt ſelbſt, wie weit ich Dir trauen darf."

„So weit Dein Geld reicht, Weſir," hohnlachte der Spanier. „Willſt Du, daß ich Dir recht lange und treu diene, ſo gieb anhaltend und viel. Jetzt aber rede ich kein Wort, bis ich mein Geld habe. Vertrauen gegen Vertrauen."

„Du vergißt, Schurke, daß Du in meiner Gewalt biſt!—"

„Du irrſt," lachte grinſend der Schiffer. „Wenn ich morgen frühe mit dem Gelde nicht in meiner Hütte bin, ſo zeigt mein Bruder Alles in Barcelona an, und ſagt, Du hätteſt mich auf offener See gefangen nehmen laſſen, er aber ſey durch ein Wunder ſeines Schutzpatrons durchgekommen, habe aber Kunde von Deinen Planen auf Gineſta!"

Ali biß ſich in die Lippen; hielt es jedoch für gut, gute Miene zum böſen Spiele zu machen. Er holte einen Beutel und warf ihn lachend dem Schurken hin.

„Nun rede, Gomez!"

„Noch nicht," ſagte dieſer. „Ich will, da Du mir ſo viel Vertrauen bewieſeſt, erſt nachſehen, ob Alles auch ſeine Richtigkeit hat."

Ali ſah ein, daß er auch hier ſchweigen müſſe; denn er kannte den eiſernen Willen dieſes Menſchen.

Gomez zählte das Geld, und ſeine Miene nahm mit jedem Geldſtück, das durch ſeine Finger rollte, einen heiterern Ausdruck an.

„Wahrlich," rief er endlich, als er Alles gezählt hatte, „wahrlich, Du biſt ein Menſch, mit dem ſich umgehen läßt. Zweihundert! Hundert drüber! Carracho! nun ſollſt Du Alles hören, was ich weiß, und ich diene Dir, wie Du willſt. So höre denn: Das Mädchen iſt in Gineſta, und zwar allein, ganz allein! Ihr Vater iſt in Barcelona, und nur wenige Dienſtmannen ſchützen das weite Schloß."

Ali bebte vor Freude.

„Aber," fuhr Gomez fort, „wenn Du Dein Ziel erreichen willſt, ſo ſäume nicht; denn der alte Herr wird bald wiederkehren — und dann dürftet Ihr mit gewaſchenem Pelze abziehen müſſen."

„Kennſt Du das Schloß?" fragte Ali.

„Nein," ſagte der Schiffer. „Ich war nie darin, aber Dein Herr hat ja den Ritter Mormoran, der kennt es genau."

„Freilich; — aber —" ſagte Ali, die Hand an die ſinnende Stirne legend. —

„Nun, der wird dem Gelde ſo wenig widerſtehen, als unſer Einer," rief Gomez aus.

„Du irrſt," entgegnete Ali.

„Nun, ſo zwingt ihn; foltert ihn, bis er bekennt. Ha, ich wollte ihm die Zunge ſchon löſen!"

„Laß das jetzt! Wie glaubſt Du, daß man dem Schloſſe beikommen könne?"

Digitized by Google

„Was giebſt Du?"

„Verdammter Schurke!"

Gomez lachte. Du biſt ſehr liebevoll gegen mich; ich aber bin wie Stahl und Eiſen, das weißt Du."

„Wie viel forderſt Du denn?"

„Noch zwei hundert Turnoſen!"

„Gut, die ſollen Dein ſeyn — nur rede."

„Gieb auf Abſchlag hundert!"

Ali ſtampfte mit dem Fuße wüthend die Erde — aber es blieb ihm nichts weiter übrig, als dem geldgierigen Schurken zu willfahren.

Als er abermals, wohlgezählt, hundert Turnoſen empfangen, ſagte er: „ich meine, Ihr rudertet mit einer Anzahl Galeeren in den Ebro hinein. Ich will ſie ſchon leiten. Unweit Gineſta, am Fuße dichtbewaldeter Gebirge, landet Ihr und überfallt das Schloß. Es kann nicht fehlen, daß Ihr es erobert; denn es argwohnt Niemand ſo weit von der Küſte einen Ueberfall, und die meiſten Ritter ſind noch zur Stunde in Barcelona. Nur müßtet Ihr raſch und entſchieden an's Werk gehen, ſonſt bürge ich nicht für das Gelingen."

Ehe noch die Unterredung zu Ende war, ſtand ſchon der Kislar-Aga vor Ali, und beſchied ihn eiligſt zu ſeinem ungeduldigen Herrn.

Ali durfte nicht länger zaudern. Er eilte fröhlich von dannen.

Achmet lag auf ſeine Polſter hingeſtreckt, als der Weſir eintrat. Er fuhr aus ſeiner Stellung empor, und ſein forſchender Blick glitt über die Züge Ali's hin.

„Was bringſt Du? Täuſchet Deine Miene nicht?" ſprach er, und ſeine Stimme bebte.

„Ich bringe gute Botſchaft und guten Rath!" war Ali's Antwort.

„Allah akbar!" rief Achmet aus. „Rede!"

Nun berichtete Ali Alles, was ihm Gomez geſagt, welcher noch des näheren Beſcheides harrte, und ſchlug dann vor, raſch vier Galeeren zu bemannen und die ſeltſame Razzia zu beginnen. Er rieth, Mormoran mitzunehmen, und ihn zu nöthigen, bei der Ueberrumpelung des Schloſſes Gineſta diejenige Stelle zu bezeichnen, wo das Schloß am angreifbarſten ſey.

Auf Alles ging Achmet ein; aber er drängte zur Eile, und Ali hatte nichts Eiligeres zu thun, als die auserleſenſte Mannſchaft zu den beſten Schiffen zu beordern. Achmet ſelbſt wollte die Razzia anführen.

Kaum war Ali weg, als er Mormoran holen ließ.

„Höre, Mormoran," ſprach er, „ich werde dieſer Tage eine Landung in Spanien verſuchen, mir die Geliebte meiner Seele zu holen. Du kennſt Gineſta, und mußt mich begleiten."

Ueber Mormoran's Züge verbreitete ſich eine Leichenbläſſe; aber er überlegte ſchnell, daß mitzugehen der einzige Weg ſey, wie er vielleicht etwas zur Rettung Esmeralda's thun könne.

Achmet ſah ihn ſcharf an, als er einige Minuten zauderte.

„Ich gehe mit Dir, Herr," ſagte er dann mit anſcheinender Ruhe und Heiterkeit. „Ich gönne ſie lieber Dir, als dem mir verhaßten, ſtolzen Grafen."

„Vortrefflich!" rief Achmet, und ſeine Züge erheiterten ſich. „Du kennſt das Schloß. Weißt Du, von welcher Seite es am leichteſten zu erobern iſt?"

„Allerdings," ſprach Mormoran. „Von der Ebroſeite allein iſt es angreifbar, da es auf den andern drei Seiten die ſchroffſten Felſenwände zur Stütze hat, welche für den Feind unerſteiglich ſind. Ueberfallen läßt es ſich ſo leicht nicht, wie Du meinſt, Herr; wenn nur irgend Streitkräfte in dem Schloſſe ſind. — Doch wird Deiner Macht nichts zu widerſtehen vermögen."

„So geh' und rüſte Dich," ſprach Achmet. „Säumen iſt meine Sache nicht, zumal Esmeralda allein im Schloſſe iſt."

„Und ihr Vater?"

„Iſt in Barcelona; darum iſt jede Minute koſtbar, da er mit ſeinen Mannen ſchnell zurückkehren kann."

Mormoran ging. In ſeiner Seele kochte eine namenloſe Wuth. Er ſann nach, was er würde thun können, und Das dünkte ihm das Sicherſte, daß er, ſobald die Schiffe gelandet ſeyen, entflöhe, um Suniar oder die zunächſt wohnenden Ritter zur Hülfe aufzubieten. Ginge er mit bis Gineſta, ſo ſey, das ſahe er wohl ein, keine Möglichkeit, etwas für die Jungfrau zu thun; aber wie ſeine Flucht bewerkſtelligen? das mußte er der Gunſt des Augenblicks anheim geben, der nicht in ſeiner Macht lag. So überließ er denn Alles dem günſtigen Zufalle; aber einen Dolch, den er ſich bewahrt, verbarg er ſorgfältig im Gewande.

(Fortſetzung folgt.)

Der Zuſtand der modernen Novelliſtik der Franzoſen.

(Beurtheilt von einem Engländer in Jügel's Univerſal-Magazin III. Heft)

Mit dem Gedanken an die jetzige Romanen-Literatur der Franzoſen ſteigt zugleich vor der Seele ein ſchauderhaftes Bild von ſittlicher Entartung und jeder Art von Verbrechen auf, deſſen die menſchliche Natur nur fähig iſt. Mit Abſcheu wendet ſich der Geiſt von einer Literatur zurück, die mit aller Kraft des Geiſtes und Genies gegen Alles in die Schranken tritt, was bis jetzt als zur Sicherheit der Geſellſchaft oder zum Glücke des häuslichen Lebens erforderlich angeſehen wurde und die beſonders die Ehe als die Urſache des mannichfachen Elendes bezeichnet, das jetzt in der menſchlichen Geſellſchaft herrſcht und — ſeltſam iſt es zu ſagen, in dieſem Kreuzzuge gegen ſociale Ordnung und geſetzmäßige Ehe werden gerade die ſchärfſten Schwerter und ſpitzeſten Lanzen von Frauen geſchwungen. Dieſe Frauen ſind in die gebildeten Cirkel aufgenommen, Weiber und Töchter gehen vertraut mit ihnen um und ihre Werke werden in den öffentlichen Blättern aufgeführt ohne den mindeſten Tadel oder auch nur eine leiſe Warnung vor den aufgeſtellten gefährlichen Grundſätzen; die genannten Werke erhalten vielmehr das Lob, welches in andern Zeiten und Ländern nur Werken des Genies und der Tugend geſpendet worden wäre. Der Geſchmack des engliſchen Publikums hat ſich ſicherlich auch in den letzten Jahren bedeutend verſchlechtert, und Popularität, ein untrügliches Kennzeichen von dem herrſchenden Geſchmack der Menge, wenn gleich nicht immer von dem Verdienſte eines Autors, iſt literariſchen Produkten zu Theil geworden, deren Hauptinhalt Verbrechen und Gemeinheit bilden. Eine gewiſſe rohe Gewalt, eine Art krankhaft überreizter Energie hat die Verfaſſer ſolcher Werke befähigt, Beutelſchneidern, Räubern und Mördern einen intereſſanten Nimbus umzuwerfen; würde das Intereſſe nur noch auf kunſtgerechtem Wege erzielt durch philoſophiſche Entwickelung

Digitized by Google

menſchlicher Leidenſchaften, modifizirt durch die jedesmaligen Umſtände des Handelnden, erwüchſe dieſes Intereſſe aus der Schilderung eines wirklichen, denkenden, handelnden und leidenden Weſens, ſo könnten wir uns höchſtens wundern über die Wahl eines ſolchen Sujets, wir würden aber dem Autor immer das Verdienſt laſſen müſſen, die Sphäre unſerer Erkenntniß erweitert und Gefühle in uns angeregt zu haben, die wie mit Allen theilen, ohne uns dabei die ſonderbare Zumuthung zu machen, die ſich der gebildete Pöbel in Frankeeich gefallen läßt, daß wir auch mit den niedrigſten und ſchlechteſten unſeres Geſchlechts ſympathiſirten. Das Intereſſe, welches jene Werke aneegen, fließt aber aus keiner ſo lauteren Quelle, es wied nicht erzeugt durch die Entwickelung unſerer gemeinſchaftlichen Natur, ſondern durch die Schöpfung einer neuen, durch ſchneidende Kontraſte, nicht etwa zweier verſchiedener Chaeaktere, ſondern eines einzigen — Zartgefühl, Geoßmuth auf der einen Seite, Rohheit und Mordluſt auf der andern. Obſchon nun der Geſchmack in England beeeits ſo ausgeartet iſt, daß er die Schilderungen moraliſcher Verwilderung, welche jeden Tag vom literariſchen Stapel laufen, nicht nur duldet, ſondern ſogar bewundert, ſo würde doch das ſittliche Bewußtſeyn Englands ſich mit Abſcheu von der raffinirten und mit frecher Stirn auftretenden Verdorbenheit abwenden, welche den Hauptreiz der modernen romantiſchen Schule Frankreichs bildet. Schon die Sujets, welche von den geleſenſten iheer Autoeen für ihre Novellen gewählt werden, zeigen einen Zuſtand des Gefühls, der viel ſchauderhafter iſt, als die Rohheit der Blut- und Mordgeſchichten unſerer Chronikenſchreiber von Newgate. Eine verheirathete Dame, z. B. die Heldin eines ſolchen Romans, von hohem Range, ausgezeichnet durch geiſtige Bildung und bezaubernde Schönheit, hat als Helden einen Verbrecher an der Seite, der vor kurzem dem Gefängniſſe entſpeungen iſt. Da begegnet man nicht der leiſeſten tadelnden Erwähnung ſeiner Verbrechen, wir werden nicht aufgefordeet, ihm in ſeinem zerſtörenden, wüſten Gange zu folgen oder ihm zuzuſehen, wie er mit dee meiſterhaften Routine einiger unſerer eingeboeenen Schueken Kehlen abſchneidet; er erſcheint vielmehr in dem Romane als der Philoſoph, als Lehrer und Führer. Der Zweck ſeines Auftretens iſt, die Ungerechrigkeit der menſchlichen Geſetze zu zeigen; der Zweck iheer Auftretens, die Abgeſchmacktheit des Inſtituts der Ehe zu beweiſen. Beide Tendenzen würden in England ſtrenge Rüge finden. Dann wied uns eine andere verheirathete Dame vorgeführt — denn die innige Theilnahme, mit welcher wie ein junges Beautpaar bis zur Kiechthüre begleiten, wird in Feankreich erſt eege, nachdem das Paar als Mann und Frau die Kieche verlaſſen; — als ein Kind war die Genannte bereits einem ihr an Rang Gleichſtehenden verlobt worden; nach fünf oder ſechs Jahren befällt ihren Zukünftigen eine unheilbare Geiſtesſchwäche; deßungeachtet hat in dem achtzehnten Jahre der Verlobten die Trauung ſtatt, da der Gatte noch ein wahres Kind iſt, denn ſein Geiſt blieb in ſeiner Entwickelung ſtehen, während der Körper ſich zu männlicher Reiſe entwickelte; ein empörenderes Gemälde wurde vielleicht nie dargeſtellt, als das der Lage, in welcher ſich nunmehr das Weib des Blödſinnigen befindet, mit ihrem Abſcheu vor ihrem Gatten und ihrer damit nothwendig verbundenen Leidenſchaft für einen Andern. Die inteeeſſanteſten Scenen zwiſchen den Liebenden werden beſtändig unterbrochen durch den widerlichen Repräſentanten der Ehe, den weinerlichen Gemahl, welcher ſeine matten, geiſtloſen Blicke auf die beklagenswerthe Gemahlin wendet und ihr ehrfurchtsvolle Scheu für die heiligen Verpflichtungen des Eheſtandes einzuflößen ſucht.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In öffentlichen Blättern wird gegenwärtig ein neues Verfaheen, aus Holzfaſern duech eine chemiſche Prozedur Brod zu gewinnen, nicht nue umſtändlich beſchrieben, ſondern auch als probat und zweckmäßig angeprieſen. Die Sache lieſt ſich recht ſchön, doch möchten wie ſie nicht verbürgen. Wenn es ſo fort geht, ſo haben wir die Ausſicht, auch noch aus Steinen Beod bereitet zu ſehen, und eine Hungersnoth iſt alsdann nicht mehr zu befüechten.

Der „Nürnberger Korreſpondent von und für Deutſchland" enthält einen Bericht über die Aufführung des Oratoriums „Moſes", componirt von Aloys Schmitt, Text von W. Kilzer. Die Aufführung fand in Nürnberg ſtatt und der Berichterſtatter ſagt: „Zum erſten Male hörte ich eine von den größern Tonſchöpfungen des hochgeſchätzten Meiſters. Das von ihm gewählte oratoriſche Gedicht zeigt ein beſſeres Gelingen im Worte ſelbſt als in der Erfindung und Entwickelung des Ganzen, wobei demnach auch für die verſchiedenaetigere Färbung in der Kompoſition mancher Vortheil verloeen gegangen. Die Inſtrumentaleinleitung, in Klarheit und Größe erſonnen und ausgearbeitet, deutet ſchon ſinnvoll auf den Charakter des Werkes hin, und in den darauf folgenden, teefflich durchgeführten Chören, den hohen deklamatoriſchen Recitativen und den theilweiſe kräftigen oder gemüthvollen Arioſen entfaltet ſich immer mehe das durchdachte Streben und der feſte Wille des ſchaffenden Künſtlers, ſeinem eigenthümlichen Weſen und dem ſeiner Aufgabe teeu zu bleiben, nämlich jenem des Gefühls, der Wahrheit und der Wüede." Die Aufführung wuede durch den geehrten Componiſten geleitet und wird als eine gelungene gerühmt, wozu beſonders die Mitwirkung des teefflichen Tenoriſten Breiting beigetragen habe. Schließlich wied der Wunſch beigefügt, es möge dies gediegene Werk bald weitere Verbreitung finden.

In Darmſtadt ſoll das Theater am 10 Sept. wieder eröffnet werden. An neuen Stücken werden zunächſt zur Darſtellung gelangen der „Doktoe Weſpe" und „Nacht und Morgen." Andere neue Stücke werden, unſeres Wiſſens, zue Aufführung nicht vorbereitet. Der neue Regiſſeue, Hr. Fiſcher, wird einen ſchweren Stand haben; ob er den in ſeine Regie-Verwaltung geſetzten Hoffnungen entſpeechen wied, ſteht jedenfalls noch ſehr dahin. Die Oper dürfte im nächſten Winter ein ergiebigeres Feld darbieten als das Schauſpiel; die wackeeen Anſtrengungen des nunmehrigen Regiſſeurs der Oper deuten daeauf hin. Was über das Gaſtſpiel der Mad. Pirſcher in Lemberg in mehreren Blättern veelautete, erhält durch unbefangene Privatbriefe aus Lemberg eine weſentliche Berichtigung. Hiernach hat Mad. Pirſcher dort keineswegs ſo ſehr angeſpeochen, als beſagte Blätter behaupteten.

Digitized by Google

(Zur Warnung.) Der giftige Schirling iſt im heurigen Jahre in einer weit größeren Menge als in früheren Jahren gewachſen, daher bei Gebrauch der Peterſilie die größte Vorſicht zu beobachten iſt, um jenen nicht mit dieſer zu verwechſeln.

Korreſpondenz.

Nürnberg, 26. Auguſt.

(Schluß.)

Nach dem Gaſtſpiele der Herren La Roche und Lukas vom Wiener Hofburgtheater zu Ende vorigen Monats wurden die heiligen Räume der dramatiſchen Kunſt, angeblich wegen Reparaturen im Innern, geſchloſſen. Daß etwas Gutes und Gediegenes auch hier ſein Publikum findet, zeigten die fünf Gaſtſpiele der beiden Künſtler. Ungeachtet ſie vom Montag bis zum Freitag jeden Abend auftraten, war der Zudrang zur Kaſſe enorm und der Jubel und Applaus ein ſeltener. Nur eine Stimme des Beifalls vom Anfang bis zu Ende, und ſogar — was hier ein unerhörter Fall iſt — ein mehrmaliges Herausrufen bei offener Scene. Wir ſahen ſie in der Waſſerkur (La Roche — Glittern, Lukas — Auguſt), im Fabrikanten (Cantal und Havelin), in den Räubern (Franz und Karl Moor), im Bruderzwiſt (Franz Bertram und Dr. Blum), in Cromwell's Ende (Olivier und Richard Cromwell). Ich wüßte nicht, welcher dieſer Partieen ich den Vorzug zugeſtehen ſollte. Da ſah man ächte, nach dem Leben gebildete Kunſt, ohne Schminke und Koketterie, da ſah man Friſche und Natur, und wenn La Roche durch das Geniale und Großartige ſeiner Auffaſſungsweiſe zu unaufhörlicher Bewunderung hinriß, ſo imponirte Lukas nicht weniger durch ſeine treffliche Perſönlichkeit, durch ſein ſouores Organ und ſeine noble Gewandtheit. Nur ein ſolcher Erſatz nach langem Leiden konnte uns mit dem Theater ausſöhnen, aber auch das Schmerzliche unſerer Bühnenverhältniſſe um ſo tiefer empfinden laſſen. Dies ſollte uns in dem, den Schluß machenden „zu ebener Erde und im erſten Stock“ recht auffallend kund werden, und es iſt nur ein Wunſch im Publikum, daß die Winterſaiſon Beſſeres bringe. Während der Ferien ſahen wir drei Piecen zum Vortheile der Mitglieder, von denen ich nur die letzte namentlich erwähnen will: „Die beiden Thereſen, oder: die Herausforderung auf der Wieſe und das Duell im Zauberthale“, Lokalpoſſe mit Geſang in 2 Aufzügen von Baery, Lokaldichter des k. k. priv. Theaters in der Joſephſtadt. Hr. Barry, hier anweſend und für den Winter engagirt, ſpielte den Staberl in ſeinem Product. Daß der Verfaſſer k. k. Lokaldichter iſt, wollen wir nicht beſtreiten, daß er es aber mit großen Lettern über dieſem Opus ausposaunte, will uns keine gute Meinung von ihm beibringen. Ein elendes Machwerk, eine Staberliade ohne Sinn und Geſchmack, angefüllt mit Zweideutigkeiten und Gemeinheiten bis zum Ekel. Das Publikum ſchien auch der Charlatanerie Barry's keinen großen Glauben zu ſchenken. Die Räume waren leer, und nur das Paradies that, wie bei derartigen Stücken ſtets, ſeine Schuldigkeit durch Applaus und Hervorruf. Wenn der Himmel und die Direktion uns in der neuen Aera nichts Beſſeres bietet, ſo müſſen wir verzweifeln! x.

Mainz, 30. Auguſt.

Die große Kunſtausſtellung von Gemälden und plaſtiſchen Werken lebender Künſtler, die im Vereine mit Karlsruhe, Darmſtadt, Mannheim und Straßburg gegenwärtig hier ſtatt findet, enthält viel Mittelmäßiges, wenig Vorzügliches und des Ausgezeichneten nichts. 208 Künſtler haben in 430 Nummern die Produkte ihres Fleißes hieher geſendet, aber, wie wir hoffen, nicht alle, ſondern nur einen Theil davon. Mainz und Mannheim, denen vor kaum verfloſſenen fünfzig Jahren alle Künſtler Deutſchlands zu Gebote ſtanden, ſie müſſen ſich jetzt mit der Nachleſe begnügen! — Indeſſen findet ſich doch eine Reihe von Gemälden der Anmeldung und Beſchauung werth; ſie zeugen von der Geſchicklichkeit der Künſtler; ſie beweiſen aber auch beinahe alle, daß ſie eben ſo ſchnell ausgedacht, als vollendet wurden. Es fehlt ihnen die Reiſe, die Würze der Kunſt.

Gießen, 29. Auguſt.

Zur Berichtigung des Artikels in Ihrer Didaskalia „Gießen, im Auguſt“ Folgendes: Mag es wahr ſeyn, daß die hieſigen Schlächter durch das vom 1. Sept. d. J. in Kraft tretende neue Octroi-Geſetz nicht angenehm berührt wurden, was in der Natur der Sache liegt, da Jeder, der einmal verdammt iſt, den unbezahlten Erheber einer derartigen Abgabe zu machen, in deſto größeren Nachtheil kommt, je höher die Abgabe geſteigert wird, ſo iſt es doch weniger das neue Octroi-Geſetz, als die von der Polizei zu niedrig beſtimmte Fleiſchtaxe, 14 Kr. für Ochſen-, 7 Kr. für Kalbfleiſch u. ſ. w. per Pfund, wodurch ſich die Fleiſcher beſchwert fühlen. Sie, die Schlächter, und mit ihnen alle Oeconomen und Sachverſtändigen, welche ich zu befragen Gelegenheit hatte, behaupten, daß bei dem Mangel an Schlachtvieh und den hohen Einkaufspreiſen ein Ausſchlachten und Verkauf für die obige Polizeitaxe ohne großen poſitiven Schaden nicht möglich ſey. Das Gießener Publikum ißt zwar gerne Fleiſch und äße auch oftmals gerne beſſeres Fleiſch; allein es verlangt doch nicht, daß der Metzger für ſeine Mühe, Gefahr und Arbeit noch aus der Taſche zulegen ſolle, um ſeine, d. h. der Fleiſcheſſer, Bedürfniſſe zu befriedigen? Nun iſt es ſogar dahin gekommen, daß, weil eine angemeſſene Erhöhung der Fleiſchtaxe nicht ſtattfinden ſoll, die Fleiſcher ihre Zunft aufgehoben und geſtern ſämmtlich ihre Gewerbspatente zurück gegeben haben. Ein Zwang, zu ſchlachten, gegen ſie kann nun rechtlich und ſelbſt polizeilich nicht ſtatt finden und es fragt ſich jetzt, wie und woher ſoll (in specie in der nächſten Zeit) eine Einwohnerſchaft von circa 8,000 Seelen mit dem nöthigen Fleiſch verſehen werden? Freie Concurrenz wird wenig helfen, denn die bisherigen Schlächter können nach Abgabe ihrer Gewerbspatente nicht concurriren — die Juden in den benachbarten Orten ſind Viehhändler und dürfen geſetzlich nicht ſchlachten — Niemand iſt, wenigſtens ſo ſchnell nicht, darauf eingerichtet, eine Schlächterei zu betreiben — Niemand kann das Fleiſch zu den bisherigen Preiſen liefern, und — das Reſultat kann kein anderes ſeyn, als daß in Gießen in der Kürze, wenn auch keine Hungersnoth, doch eine Fleiſchnoth entſteht, ſo daß man froh ſeyn wird, zu höherem Preis nur Fleiſch — wenn auch ſchlechtes Fleiſch — zu bekommen, wogegen Butter und Eier ſehr angenehm, aber auch im Preis (etwa zum Vortheil des Gießener Publikums? nein der guten Landbewohner) ſteigen werden. Wir wollen die gute Abſicht unſerer Polizeibehörden gar nicht in Zweifel ziehen, allein mit der Zweckmäßigkeit ihres Verfahrens können wir uns durchaus nicht vereinigen; wir befürchten vielmehr, daß dadurch dem ganzen Publikum viele Nachtheile und Unbequemlichkeiten unfehlbar entſtehen müſſen und wünſchen daher, daß wir uns irren.

Caſtel bei Mainz, im Auguſt.

Am 22. Juli fiel der 8jährige Knabe des Brückenzoll-Aufſehers B. Beuri von der Rheinbrücke in den Rhein und würde in den Wellen ſeinen Tod gefunden haben, wäre nicht der 18jährige Joſ. Meiſinger, Sohn des Floßknechts Joſ. Meiſinger, ihm nachgeſprungen und hätte ihn nicht bis zur Rettung durch einen Nachen über Waſſer gehalten. Dieſe menſchenfreundliche That verdient um ſo mehr der öffentlichen Anerkennung, als benannter Meiſinger mit gleicher Lebensgefahr früher den Sohn des Gemeindeeinnehmers Lorge und den der Wittwe Mitten aus den Wellen dem Tode entriß.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. Sept. (Neu einſtudirt): Von Sieben die Häßlichſte, Luſtſpiel in 3 Abth, nebſt einem Vorſpiel in 1 Act, nach Told's Erzählung, von L. Angely. Ambroſius: Hr. Franz Wallner, erſter Komiker des k. k. priv. Theaters in der Joſephſtadt in Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 245. Dienſtag, den 5. September 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

X.

Zu der Zeit, in welcher die erzählten Begebenheiten ſich zutrugen, war Spanien in viele kleine Reiche zerfallen, deren Eintracht untereinander niemals groß war. Feudaliſtiſche Zuſtände hielten das Volk nieder, und die Macht der Klöſter vollendete jenen Druck. Aus dieſen Verhältniſſen erwuchs eine Sittenverderbniß des Volkes, wie ſie kaum zu einer andern Zeit ſich finden mochte. In den Gebirgen und auf den Gränzen der kleinen Staaten bildeten ſich Banden von Freibeutern und Räubern, welche bald dieſem, bald jenem Großen dienten, und mittlerweile im offenen Kriege mit dem Privateigenthume ſtanden.

Auf der Gränze zwiſchen Arragon und Katalonien war längſt der Schauplatz der geſetzloſen Thätigkeit ſolch einer Räuberbande, an deren Spitze ein kühner, ruchloſer Menſch, Namens Diaz, ſtand, gefürchtet von Allen, die ihn kannten oder von ihm hörten; aber im Munde des Volkes lebten eine Menge Mährchen von Diaz's Edelmuth. Er befehde, ſagte man, nur Ritter und Mönche — beide dem Volke, das ihre Zuchtruthe empfand, gleich verhaßt, und gefürchtet, weil ſeine armſelige Exiſtenz von beiden abhing. Diaz war ihm ein großer Mann, und lebte in ſeinen Liedern.

Schon ſeit einiger Zeit bemerkte man verdächtige Fremdlinge in der Nähe von Gineſta. Das Schloß war zu feſt, um überfallen zu werden, das hielt man für ausgemacht; aber was wollten die Leute, die ſich oft zahlreich in den Wäldern ſehen ließen? Was war ihr Zweck?

Um ein Feuer, welches in der Tiefe einer von Felſen umſtarrten Schlucht brannte, ſaßen im Anfange des Auguſts 1025 eine Anzahl wilder Geſellen. Es war eine ungemein ſternhelle Nacht, die aber eine Kühle brachte, welche um ſo empfindlicher war, als ſie mit der drückenden Tageshitze im polariſchen Gegenſatze ſtand. Schier alle Nationaltrachten Spaniens waren hier vertreten, wie alle ſeine Dialekte und provinziellen Eigenthümlichkeiten. Es waren Männer von kräftiger Geſtalt, brauner Geſichtsfarbe, dunkelm Haare und einem Ausdrucke roher Verworfenheit und Entſittlichung, der Schauder einflößen mußte. Sie trugen die Waffen ihrer Zeit, einen großen Dolch und eine ſcharfe Streitaxt.

In maleriſchen Gruppen lagen ſie um das Feuer, und genoſſen mit Behaglichkeit die Wärme, welche der Südländer ſo eifrig ſucht, wie die Katze.

An einem rohen Bratſpieße ſteckte der Körper eines jungen Wildſchweins, und der Duft, welchen der leckere Braten aushauchte, wurde von den Strolchen mit Begierde eingeſchlürft. Den Bratſpieß drehte ein Mädchen, deſſen Schönheit ſelbſt unter andern Verhältniſſen höchſt auffallend geweſen wäre. So roh auch ihre Umgebung war, ſo ſchien doch ein ſanfter, ſchwärmeriſcher Zug in ihren ſchönen Zügen Bürgſchaft für beſſere Elemente zu ſeyn, als ſie ſich in den Gemüthern der Bande vorfanden.

Unter der Geſellſchaft zeichnete ſich ein Mann beſonders aus durch Größe, Schönheit und wildes Ausſehen. Augenſcheinlich beſaß er ein bedeutendes Uebergewicht über die Andern. Sprach er, ſo ſchwiegen ſie, und ihre Augen hingen an ſeinen Lippen, als gäben ſie nichts, als untrügliche Orakelſprüche. Uebrigens unterſchied ihn ſeine Kleidung nicht von den Andern, wohl aber ein koſtbarerer Dolch im rothen Gürtel.

Er hatte ein lebhaftes Geſpräch geführt, und wandte ſich nun an das Mädchen. „Juanita, mein Herz, mein Skapulier, mein Salzfäßchen, iſt Dein Braten bald genießbar? Man ſollte denken, daß Feuer Deiner Augen vollendete, was dem dort nicht gelingen mag! —“

Das Mädchen warf ihm einen Blick zu, der das Attribut rechtfertigen zu wollen ſchien, welches der Räuber eben ihren Augen beigelegt.

„Noch nicht, guter Diaz,“ ſagte ſie.

„So gieb mir Deine ſüßen Lippen zum Kuſſe!“ rief der verliebte Räuber, und zog den bildſchönen Kopf mit beiden Händen an ſich. Ein lauter Kuß ſchallte in die Nacht. „So!“ ſagte Diaz, „nun habe ich wieder Geduld.“

„Wie iſt es aber mit uns?“ rief lachend ein Anderer.

„Anſchauen und Geruch ſind auch etwas werth!“ lachte Diaz. „Laß Dir's daran genügen, Lope, bis Du Deine Dolores wieder haſt, und ein Stück Schweinsbraten dazu!“

Ein wieherndes Gelächter begleitete den Witz.

„Vielleicht,“ hob ein Anderer an, „findet auch Lope in Gineſta ein Liebchen zum Erſatz für Dolores, die in Sevilla hinter Gitter und Stäben ſeiner gedenkt in alter Treue!“

„Auch gut, Pepe,“ bemerkte Diaz; „aber Rui bleibt über Gebühr lange aus. Ich wollte in derſelben Zeit hals

Spanien ausſpionirt und überall die ſchwächſten Seiten herausgefunden haben."

„Es geht ihm vielleicht gut auf der Burg, beſſer als hier bei uns, und er genießt einſtweilen Ruhe und Ueberfluß, was wir nicht alle Tage haben," bemerkte der hungrige Lope.

„Nein," ſagte Diaz, „Rui iſt ein gewandter Burſche, und ſein Ausbleiben hat entweder einen guten oder einen ſchlimmen Grund; einen guten, daß er eben Alles genau ſehen will; einen böſen, daß ſie ihn gehängt haben."

(Fortſetzung folgt.)

Der Zuſtand der modernen Novelliſtik der Franzoſen.

(Beurtheilt von einem Engländer in Jügel's Univerſal-Magazin III. Heft.)

(Fortſetzung.)

Ferner wird uns ein Dandy als Fünfziger vorgeſtellt, deſſen Neigung zu ſeiner Mündel ſich nicht eher zur Leidenſchaft ſteigert, als bis dieſelbe einem Andern angetraut iſt. Er zeigt ſich fortwährend als ihren Beſchützer gegen die Zudringlichkeiten fremder Bewerber, denn Eiferſucht wird als eine löbliche Eigenſchaft bei Jedem, außer dem Ehemanne, geprieſen, der ſich dadurch nur lächerlich machen würde. Der hier geſchilderte Ehemann ſoll einen neuen ſchlagenden Beleg liefern für die traurigen Folgen einer Verbindung auf Lebensdauer, er iſt ein ſeichter, geſchwätziger Prätendent der Ehemannsrechte, zugleich ein politiſcher Oekonom, fürchterlich langweilig und im höchſten Grade von ſich eingenommen; es iſt demnach natürlich, daß unſere innigſte Theilnahme an dem beklagenswerthen Looſe ſeiner Gattin es uns am Ende nur mit lebhafter Freude vernehmen läßt, daß ihre Schönheit und hoher Geiſt, ihre Talente und Anmuth endlich von einem feurigen jungen Mann nach ihrem ganzen Werth und Umfang erkannt werden; daß der Genannte den anfänglichen Freund, den fünfzigjährigen Dandy, wie den philoſophiſchen Philiſter, den Ehemann, ausſticht.

Aus dieſen wenigen Proben von Charakterſchilderung in den neueſten franzöſiſchen Romanen nur auf's Gerathewohl aus einer großen Zahl auserleſen, läßt ſich auf die Natur und den Geiſt faſt aller Produkte der jetzigen Romantik der Franzoſen ſchließen. Steigen wir aber etwas tiefer herab auf der äſthetiſchen Leiter und verlaſſen die Klaſſe der ſogenannten philoſophiſchen Romane, ſo finden wir ihre Lebens- und Sittenſchilderungen bei ihrer völligen Unwahrheit noch abgeſchmackter, als jene verächtlich und haſſenswürdig erſcheinen wegen ihrer unſittlichen Tendenz. So erſcheint gegenwärtig in einem der geleſenſten und am weiteſten verbreiteten der Pariſer Blätter, dem „Conſtitutionnel", ein Roman, ſo abenteuerlich, ſeltſam und outrirt, daß er, als eine wahre Schilderung aus dem wirklichen Leben ausgeboten, einen auffallenden Beleg bildet für den verdorbenen Geſchmack einer Nation und die Verwegenheit eines modernen Schriftſtellers. Die „Mystères de Paris" von Eugene Sue ſpinnen ſchon eine geraume Zeit ihren verwickelten Faden durch die Nummern des Conſtitutionnel, und ſind der Auflöſung noch nicht um ein Haar näher gekommen, als ſie es im Anfange waren. Ein ſouverainer Fürſt iſt der Held des Romans, ſeine eigene Tochter, die er verläugnete, die Heldin! Die Erzählung beginnt damit, daß er ſich mit einem Manne auf öffentlicher Straße in ein Gefecht einläßt und wieder Neigung zu ſeinem unbekannten Kinde faßt, welches ſich in einem der gemeinſten Bordelle von Paris aufhält. Die andern Perſonen des Drama's ſind gerichtlich Ueberführte, Bewahrer geſtohlenen Gutes, Mörder, Intriguanten jeder Art; der obenerwähnte Fürſt, bald als Handwerker, bald als Beutelſchneider verkleidet, ſpielt die Rolle der „Vorſehung" unter denſelben, indem er die Guten belohnt und die Schuldigen beſtraft. Die engliſchen Perſonen ſind die Gräfin Sarah M'Gregor, das geſetzmäßige Weib des Fürſten, ihr Bruder Tom und Sir Walther Murph, Esquire. All' dieſe verſchiedenen Perſönlichkeiten werden nun in dem Romane zuſammengeworfen, zuſammengerüttelt und durcheinandergemengt, zuerſt in verrufenen Diebsherbergen, wo eine eigene Kunſt- und Gaunerſprache geſprochen wird, dann auf Meierhöfen und endlich in Hallen und Paläſten; ſie werden ſo durcheinander gewirrt, daß ſelbſt der klarſte Kopf verwirrt wird und die Verwirrung noch zunimmt, wie ſich der ſeltſame Faden der Ariadne weiter ſchlingt. Wie Herr Eugene Sue das Ganze zu einer befriedigenden Auflöſung führen will, iſt uns bis jetzt noch ein Räthſel, und wir ſind in begieriger Erwartung, wie es ihm noch gelinge, die poetiſche Gerechtigkeit zu handhaben, wenn er nicht etwa ſeinen Gliederpuppen eine andere Richtung gibt. Schauder ſcheint übrigens die Hauptingredienz des gegenwärtigen Mahls der franzöſiſchen Literatur, und in den „Mystères de Paris" kann der erklärteſte Liebhaber ſolcher Würze volle Sättigung finden.

Mitten unter ſolcher Ausartung und Demoraliſation gewährt es eine gewiſſe Befriedigung, wenn auch gerade nicht von der edelſten Art, ſich an den trivalen Späßen und Natürlichkeiten Paul de Kock's zu ergötzen. Was den dem Genannten zugemutheten Plan betrifft, das Volk durch ſeine Darſtellungen zu entſittlichen, ſo kam derſelbe wohl nie in ſeinen harmloſen Sinn. Er weiß gar nicht, was Moralität iſt; dieſelbe bildete nie einen Theil ſeiner Begriffe von Charakteren und Sitten. Kömmt ein guter, tugendhafter Menſch ihm zufällig in den Weg, ſo blickt er ihn mit einem ſeltſamen fremdartigen Ausdrucke an, der ſich beinahe zur Hochachtung ſteigert, doch iſt er jedenfalls bei weitem vertrauter und auf beſſerem Fuße mit den Alltagsmenſchen aus der Stadt, liebenswürdigen Haarkräuslern, leichtfertigen Griſetten und dem ganzen Geſchlechte der „Epiciers", männlichen wie weiblichen. Es würde ohne Frage den Werth der Romane Pauls ſehr erhöhen, wenn der letztere in denſelben einigen Glauben an die Möglichkeit weiblicher Tugend zeigte; ſolche weibliche Geſchöpfe aber, wie ſie ihm in den Wurf kommen, ſchildert er treu nach dem Leben. Ein Ball in dem Salon eines Tanzmeiſters ſechs Stiegen hoch, ein Piknik in einer der Vorſtädte, ein Diner bei einem Reſtaurateur, oder ein Familienrath über einen Heirathsantrag ſind viel mehr nach Pauls Geſchmack, als Schilderungen ſchauderhafter Gemeinheit oder auch jener vornehmen Verdorbenheit, die in Sammt und Seide prangt. Man muß nur bedauern, mitten unter ſolcher Fröhlichkeit und munterer Laune hier und da auf eine Scene oder eine Maxime zu ſtoßen, welche leicht in Verſuchung führen könnte, das Buch in das Feuer zu werfen. Doch die nächſte Seite macht Alles wieder gut, und der Leſer fährt fort, über das Mißgeſchick des guten Raymond zu lachen oder ſich an der Anmuth und feinen Bildung des Herrn Bellequeue zu ergötzen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Dresden, im Auguſt.) Am 9. und 10 d. war in Dresden der Centralverein der homöopathiſchen Aerzte Deutſchlands verſammelt. Man beſchloß, Sammlungen unter den Verehrern der Homöopathie zu veranſtalten, um dem Stifter der neuen Heilmethode ein würdiges Denkmal zu errichten. — Am 27. Sept. wird das Comité der Tiedge-Stiftung die Actien zum beſten der Stiftung verlooſen. Das Album iſt im Druck beendigt. Wer kein Bild gewinnt, erhält das Album, ſo daß alſo keine Nieten ſtattfinden. — Gegenwärtig hält ein franzöſiſcher Graf von Suzor hier Vorleſungen über franzöſiſche Literatur. Er hat die vornehme Geſellſchaft zu Zuhörern, doch iſt der Beifall mäßig. — Nächſten Winter wird man uns mit Vorleſungen überſchütten. Wehſe wird über Geſchichte, Brendel über Muſik, Snell über Aſtronomie und Weihrauch über Mythologie leſen. — Ruge und Hoffmann von Fallersleben haben uns beide verlaſſen. Erſterer iſt nach Paris gereiſt, letzterer an den Rhein. Ruge wird aber wohl hierher, wo ſeine Familie lebt, zurückkehren. Braunthal hält ſich noch immer hier auf, wird jedoch zum Winter ebenfalls ſich nach Paris überſiedeln. Ernſt von Brunnor's trefflicher „Hutten" iſt nun vollſtändig erſchienen. Der ächt deutſche Geiſt, der aus dieſem Werke weht, macht es zu einem wirklichen National-Denkmal. Brunnor's „Troubadour", jüngſt in der zweiten Ausgabe erſchienen, iſt hier in Aller Händen. — Der Regeneration unſerer „Abendzeitung" ſcheinen ſich zur Zeit noch manche Hinderniſſe entgegen zu ſtellen. Die Alleinherrſchaft, welche Hr. Oswald Marbach im Literaturblatt ausübt, trägt zum Aufblühen des Journals auch nicht viel bei. Seine Abonnentenzahl ſoll ſogar ſeit der vorgegangenen Veränderung geſunken ſeyn. — Auf unſerer Bühne haben ſich in dieſem Sommer viele Gäſte hören laſſen. Aber in der Oper wird die liebenswürdige und treffliche Pauline Marx ſehr vermißt. Eduard Devrient aus Berlin hat ſehr gefallen und wird, wie es heißt, hier engagiet werden.

Die Revue indépendante enthält folgende Angabe über die Seeſtreitkräfte der großen Mächte: England 165 Linienſchiffe, 117 Fregatten, 324 Fahrzeuge niedern Grades, 35,000 Seeleute, 27,000 Handelsfahrzeuge; Frankreich 46 Linienſchiffe, 56 Fregatten, 329 Fahrzeuge niedern Grades, 25,000 Seeleute, 150,000 Handelsfahrzeuge; Rußland 45 Linienſchiffe, 33 Fregatten, 107 Fahrzeuge niedern Grades (die Angaben der anderen Zahlen feblen hier und bei den folgenden Ländern); Holland 12 Linienſchiffe und 13 Fregatten; Schweden 10 Linienſchiffe und 13 Fregatten; Türkei 8 Linienſchiffe und 10 Fregatten; vereinigte Staaten von Nordamerika 12 Linienſchiffe, 16 Fregatten, 43 kleine Fahrzeuge; „andere kleine Staaten" 25 Linienſchiffe und 40 Fregatten.

(Dauernheim, im Kreiſe Nidda, den 19. Auguſt.) Kürzlich wurde hier ein ſeltenes Ehepaar beerdigt. Jakob und Anna Margaretha Stauf, eine geborne Möſer, beide von hier, hatten Ein Geburtsjahr (1759), wurden zuſammen confirmirt, verehelichten ſich im 25. Lebensjahre, lebten 60 Jahre bei mäßigen Glücksumſtänden in glücklicher Ehe, waren während dieſer nur Einmal, und zwar gemeinſam, acht Tage krank, verrichteten ihre häuslichen und Feldarbeiten noch (84 Jahre alt) bis kurz vor ihrem Tode, der ſie beide an Einem Tage ereilte. Sie erlebten acht Kinder, zwanzig Enkel und Einen Urenkel. — Das war gewiß eine Ehe, die im Himmel geſchloſſen worden!

Der „Pfalz-Bote" prophezeiht auf die künſtliche Wucher-Theuerung demnächſt eine wohlfeile Zeit! Denn, ruft er aus, wo finden wir ein Jahr, wie das gegenwärtige, wo Alles gerathen iſt? Jedes Jahr fehlte es an irgend was, bald an dieſem, bald an jenem. Aber dieſes Jahr fehlt es an Nichts. Alles gut und genug: Futter, genug; Kartoffeln, vortrefflich und die Hülle und Fülle; Getreide aller Art und die Menge; Reps und andere Oelpflanzen, reichlichſt; Hanf, genug; Rüben aller Art in Ueberfluß; Kraut, Bohnen und andere Gemüſe eben ſo — und bei den gegenwärtigen Ausſichten auch einen ſehr guten Wein; die Reben ſind alle ſchwer beladen und die Frühtrauben zeitigen im Galopp. Deßwegen, werthe Leſer,

Für ängſtliches Zagen
In früheren Tagen,
Lobpreiſ't nun den Herrn!

Einem Gutsherrn in der Nähe von London fiel es neulich ein, zu einer ungewohnten Zeit ſeinen Gärtner zu überraſchen und nach ſeinen Melonen in den Miſtbeeten zu ſehen. Von fern bemerkte er den Gärtner mit einem Fremden im Handel; jener forderte für eine Melone ſieben Schillinge, der Käufer bot vier. Dafür wollte ſie aber der Gärtner nicht ablaſſen. „Geht zum Teufel mit Euren vier Schillingen!" rief er entrüſtet aus, „ehe ich ſie für einen Spottpreis laſſe, will ich ſie lieber meinem Herrn gönnen!"

Der berühmte engliſche Luftſchiffer Green, der uns zu Luſt beſuchen wollte, iſt glücklich von Brighton abgeſegelt; allein plötzlich drehte ſich der Wind und er ſah ſich daher, wie mancher Landtagsdeputirter, genöthigt, andere Segel aufzuziehen und rückwärts wieder nach London hin zu fahren. Er ſucht nun, nachdem er die Kunſt, den Ballon zu dirigiren, gefunden hat, die andere, auch den Wind zu dirigiren. Entdeckt er das Geheimniß, ſo wird's ihm von manchem Ehe- und Hofmann gut bezahlt werden. (Dorfz.)

(Frankfurt a. M.) Am 2. d. M. wurde zum erſten Male gegeben: „Drei Feen." Luſtſpiel in zwei Abtheilungen; frei nach Bayard, bearbeitet von W. Friedrich. Wenn man dieſe aus den franzöſiſchen mit allzugroßer Eilfertigkeit fortwährend übertragenen Piecen zu beſprechen hat, ſo muß man immer wieder auf den alten Refrain zurückkommen, daß es artige und gefällige Kleinigkeiten ſind, flüchtig und oberflächlich zuſammengefügt, nur auf den Reiz einer meiſtens ziemlich unwahrſcheinlichen, jedoch mit vieler Bühnenkenntniß angelegten Intrigue berechnet, nur auf äußerliche Effekte, nicht auf inneres und geiſtiges Leben geſtützt, aber dem großen Publikum Dasjenige bietend, was es am meiſten liebt, eine leichte und angenehme Unterhaltung. Dies gilt auch wiederum von den „drei Feen", die recht gut gegeben wurden und die eben angedeutete Wirkung nicht verfehlten. Dabei kann man ſich jedoch eines unangenehmen Eindrucks kaum erwehren, wenn man ſolche fremdländiſche Produktionen auf allen deutſchen Bühnen das Einheimiſche überwuchern und dominiren ſieht, und hier iſt wirklich eine unerfreuliche Schattenſeite unſeres Bühnenweſens.

Sollte in Deutſchland, wo ſo viel geſchrieben, geträumt und gedichtet wird, ſo wenig für die Bühne Geeignetes und Werthvolles produzirt werden, und ſollte es ſo ſchwierig, ja, wie Viele behaupten, unmöglich ſeyn, die Repertoire mit den Erzeugniſſen der heimiſchen Literatur auszuſtatten? Wir können und wollen dies nicht glauben, und wäre es dennoch der Fall, ſo dürfen wir es den Franzoſen wahrlich nicht übel nehmen, wenn ſie ſich über unſere Armuth und Nachäfferei luſtig machen.

„Wenn die Dürre ſo fortdauert, ſo muß alles Vieh umkommen", ſagte ein Landjunker zu einer Bäuerin. — „Gott erhalte uns nur Euere Gnaden", ſeufzte dieſe.

In einem Lande beſteht das Geſetz, daß bei ſich zeigender Ueberſchuldung nach erfolgtem Todesfalle der Arzt und Apotheker für die letzte Krankheit des Geſtorbenen vor allen andern bezahlt werden. Ein Arzt hatte nun einen Patienten und war ſo glücklich, denſelben wieder hergeſtellt zu ſehen. Einige Zeit darauf wurde dieſelbe Perſon wieder krank, und da des früheren Arztes bedeutende Rechnung noch nicht bezahlt war, ſo nahm man einen Andern, der noch glücklicher war: denn der Patient ſtarb, und nach der ſich ergebenden Ueberſchuldung wurde nur der letzte Arzt für ſeine — Bemühung bezahlt.

Frankfurter Theater.

Das Repertoir der vergangenen Woche brachte uns zuerſt eine Darſtellung der, wie der Zettel beſagte, neu einſtudirten „Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten" von L. Angely, welche ſich keines ſonderlichen Beifalls zu erfreuen hatte. Dies darf uns nicht wundern; denn wenn dieſe Poſſe in Berlin ſo große Senſation erweckt und dem Komiker Beckmann Triumphe errungen hat, ſo iſt ſie dort eine Lokalpièce mit hundert kleinen Beziehungen und Pointen, die ſie pikant machen und mit einem Komiker, welcher ſein Terrain beherrſcht und ſeine Pappenheimer kennt. Unſer „Hampelmann im Eilwagen" gefällt in Frankfurt und würde in Berlin vielleicht wenig anſprechen. Die Verpflanzung von Lokalpoſſen bleibt immerhin gewagt; ſie verlangt namentlich Einheit des Dialektes, während die Aufführung der genannten Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten (den 27. Auguſt) eine wahre Muſterkarte von Mundarten bot und ein Jeder eben ſprach, wie ihm der Schnabel gewachſen. Die Darſtellung des Liborius durch Hrn. Wallner war eine zu active, während ſie mehr eine paſſive hätte ſeyn müſſen; auch herrſchten die Elemente der Wiener Komik vor, während hier die Berliner dominiren muß; übrigens war die Repräſentation des Darſtellers gewandt und viele Momente, wie z. B. in der Schlafſcene wußte Hr. Wallner mit ſeiner draſtiſchen Komik zum Ergötzen des Publikums geltend zu machen, ſo wie auch viele ſeiner Einlagen geſchickt angebracht waren. Hr. Meck als Brenicke war höchſt ergötzlich. Außerdem bot die Vorſtellung wenig Anziehendes.

Am 28. Auguſt: Robert der Teufel. Meyerbeer's geniales Tonwerk gehört zu den Lieblingsopern unſeres Publikums und die Aufführung war eine vorzügliche. Durch die häufigen Wiederholungen haben die Leiſtungen des Orcheſters und der Chöre eine Abrundung gewonnen, die kaum noch Etwas zu wünſchen übrig läßt. Dem. Reuther ſang die Alice und entfaltete nicht nur die volle Kraft und Anmuth ihrer wirklich ſehr ſchönen Stimmmittel, ſondern ſang auch, namentlich im dritten Acte, mit Ausdruck und Gefühl. Daß man die ſtrengern Anforderungen des dramatiſchen Geſanges an eine Anfängerin auf der Bühne noch nicht machen darf, verſteht ſich von ſelbſt. Die hoffentlich günſtig ſich geſtaltende Wirkſamkeit der Dem. Reuther bei unſerer Bühne wird die der andern Sängerinnen nicht beeinträchtigen, da hier die Opernvorſtellungen ſich häufen und nothwendigerweiſe unter verſchiedene Kräfte vertheilt werden müſſen. Hr. Chrudimsky ſang den Robert mit aller Friſche ſeines noch jugendlich kräftigen, ſchönen Tenors und mit einer Lebendigkeit, welche anzuſprechen nicht verfehlen konnte. — Dem. Rudersdorff (Prinzeſſin) errang den lebhafteſten Beifall. Die Würde und der Ausdruck ihres Spiels, wie ihr belebter Vortrag ſichern ihr die Gunſt des Publikums. Hr. Conradi (Bertram) war heute beſonders bei Stimme und führte den anſtrengenden Part kräftig aus.

Gutzkow's „Werner", „Steffen Langer aus Glogau" und „das Nachtlager in Granada", bei uns immer gerne geſehen, wurden wiederholt. Hr. Baiſon als Werner verſteht nicht nur die Intentionen dieſes fein gezeichneten Charakters, ſondern nüancirt auch den geiſtvollen Dialog auf eine rhetoriſch würdige Weiſe. — Hr. Grahn als Steffen Langer iſt in dieſer Rolle ſehr beliebt und trifft den Ton ungekünſtelter Natürlichkeit. Hr. Piſchek als Jäger erfreut jeden Geſangsfreund. Von dieſem Baritoniſten ſagte unlängſt Berlioz: „Piſchek iſt ein Künſtler. Gewiß hat er ernſte Studien gemacht, allein die Natur hat ihn auch ſehr begünſtigt. Er beſitzt eine prächtige Baritonſtimme, durchdringend, geſchmeidig, richtig und umfangreich. Seine Geſichtsbildung iſt edel, ſein Wuchs hoch. Er iſt jung und feurig. Wie traurig, daß er nur Deutſch verſteht!" — Für uns nicht traurig, aber traurig wäre es, wenn er uns einmal verlaſſen ſollte. W.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 31. Auguſt.

Auch hier hat die kürzlich erſchienene Kritik des Studienplans der Landesuniverſität Gießen beſonderes Aufſehen erregt. Nur freilich hat man ſie in anderer Weiſe und Richtung gewürdigt, als Ihr Korreſpondent in dem Artikel d. d. Gießen, 27. d. M., in der geſtrigen Beilage Ihres Journals. In der That ſind auch die Anſtände, welche der durch hohe Gelehrſamkeit — einer andern und beſſeren Legitimation bedarf es wohl nicht — zu einer Prüfung und Beurtheilung vorzugsweiſe competente Recenſent gegen jenen Plan erhoben und begründet hat, hin und wieder ſo weſentlicher und in die Augen leuchtender Natur, daß es nicht wohl erklärbar, wie aus jenen kritiſchen Bemerkungen der in der fraglichen Korreſpondenz enthaltene Vorwurf wider den Verfaſſer der Bemerkungen hergeleitet werden möchte. Andererſeits iſt man auch hier, bezüglich der Erwiederung des Kanzlers der Landesuniverſität, einer von der Ihres Gießener Korreſpondenten ſehr abweichenden Anſicht. Die vielfachen Blößen des Studienplans ſind darinnen zum Theil unumwunden anerkannt und ficht auch der Hr. Kanzler mit der Waffe der Dialektik, mit einem Aufwand rhetoriſcher Floskeln, ſo leuchtet doch daraus nicht minder die große Schwäche ſeiner Erwiederung allenthalben hervor und unmöglich wird irgend ein unbefangener Leſer nur die geringſte Ueberlegenheit dieſes Kämpen heraus finden können, zumal ſich der Hr. Kanzler auf den ſpeciellen Theil der Bemerkungen beinahe nicht eingelaſſen, ſondern ſelbſt erklärt hat, daß ihm dies ein meiſt unbekanntes, Anderen zur Vertheidigung zu überlaſſendes Feld ſey. — Die vorliegenden Diſcuſſionen betreffen übrigens einen viel zu intereſſanten und wichtigen Gegenſtand, als daß man nicht dem Verfaſſer der Bemerkungen lebhaften Dank wiſſen und zu Nutzen der Wiſſenſchaft und des Lebens eine ruhige, von Perſönlichkeiten jeder Art ferne gehaltene, umfaſſende Erörterung dringend wünſchen möchte.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 5. Sept. (Neu einſtudirt): Fra Diavolo, oder: das Gaſthaus zu Terracina, komiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 246. Mittwoch, den 6. September 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

„Falſch!“ rief in dieſem Augenblick ein uralter Bettler, der an zwei Krücken daherhinkte und ein Auge zugebunden hatte, das andere aber vor Entzündung kaum öffnen konnte. Er riß die Bande ab, warf die Krücken weg und eilte zum Waſſer. Alsbald trat er herzu wie ein völlig umgewandelter Menſch. Es war ein blutjunger, blühender Burſche, dem die Schelmerei aus den Augen lachte.

„Ihr ſeht,“ rief er aus, und ſein Auge liebäugelte mit der ſchönen Juanita am Bratſpieß, „daß ich dem Stricke entgangen bin, der Euch Allen eher halsgerecht iſt, als mir; übrigens iſt mir's gut gegangen, und das Fräulein iſt ſchön, wie — Juanita — mit Deiner Gunſt, Don Diaz. Nur hat ſie helle Haare, blonde — und Augen, ſo blau wie der Himmel, und es leuchten Sterne d'raus hervor, viel ſchöner, wie die da droben. Es hat mir wehe gethan, daß ich mich ihr nicht in all' meiner Unwiderſtehlichkeit zeigen konnte!“ Bei dieſen Worten lugte er nach Juanita hin, und ein Blinzeln ihrer Gluthaugen bewies, nur ihm bemerklich, daß er nicht ganz log, ſelbſt dem männlich ſchönen Diaz gegenüber.

Diaz fiel ihm in's Wort: „Laß jetzt Deine Schnacken, und erzähle, wie es Dir ging, und was Du erſpäht haſt.“

„Ich ſag' Euch,“ fuhr nun Rui fort, „daß ich meiner Lebtage keinen ſaureren Weg machte, als den mit den Krücken den Bergpfad hinan. Mehrmals ſtürzte ich hin wie ein voller Sack, weil ſie mir alle beide ausglitten, ein Auge verbunden war, das andere durch das Reiben mit den Zwiebeln mich ſo brannte, daß ich das Licht kaum ertragen konnte. Ohne meinen alten Sombrero hätte ich den Hals gebrochen. Indeſſen ahnete Niemand, daß unter dem armen Krüppel der Luſtigſte von Diaz's Bande ſteckte. Meine Binde war ſo viel gelüftet, daß ich wohl einſah, viel ſey doch eigentlich nicht zu machen, und das Neſt nur von der Seite des Ebro anzugreifen, da auf den drei andern Seiten die Felswände ſo ſteil ſich erheben, daß nicht ein Mal die Kralle des Adlers ſich feſthalten könnte.“

„Wie ſteht's mit den Reiſigen in der Burg?“ fragte Diaz geſpannt.

„Das ſind ihrer nur zwanzig bis fünfundzwanzig, aber wohlgerüſtet, und dabei Leute, die für ihren Herrn ſich ſchmoren laſſen, wie dies Schwein am Bratſpieß dort.“

„Das heißt, eben ſo freiwillig, wie dieſes!“ ſchob Lope ein.

„Unſer hungriger Cerdagner wird witzig!“ rief Diaz.

„Weißt Du nicht, daß der Hunger Größeres in der Welt vollbrachte, als der volle Magen?“ fragte Lope lachend.

„Still!“ befahl Diaz. „Fahre fort, Rui!“

„Sie ſind übrigens nichts weniger, als auf ihrer Hut, und es denkt keine Menſchenſeele an einen Ueberfall. Meine Meinung wäre nun die, ich ſchleiche mich morgen in die Burg und öffne euch um Mitternacht die Thore. Ich will durch meine Geſchichten die Männer ſo lange wach halten, daß ſie im erſten Schlafe fortgetragen werden könnten.“

„Gut,“ meinte Diaz; „aber wie ſteht's um die Beute?“

„Du kannſt mir's glauben, Diaz, daß die königlich iſt. Der alte Suniar iſt der reichſte Ritter des Landes, das weiß alle Welt.“

Er erzählte nun, was er Alles geſehen hatte. Die Räuber wurden immer lüſterner nach der Beute. Einige Zeit ſprachen ſie noch hin und her, alsdann aber gewannen die Gedanken einen andern Zielpunkt. Juanita rief zum Mahle. Das köſtliche Gericht wurde gierig verſchlungen, alsdann ſuchte ſich Jeder ein Plätzchen zur Ruhe, ſo gut es gehen mochte.

Bald war Diaz in einen ſo tiefen Schlaf geſunken, daß die widerlichen Töne, welche er ſchwerathmend ausſtieß, die ſchöne Juanita nicht einſchlafen ließen. Außerdem hinderte die Friſche der Nacht, die ſie zittern machte, den Schlaf, ſich auf ihre ſchönen Augen zu ſenken. Ein Drittes aber ſcheuchte vollends den Freund der Müden von ihr weg. Ihr Herz hatte ſelbſt unter den Scenen roher Gewaltthat und Sittenloſigkeit etwas ächt Weibliches behalten, das ſanfte Mitgefühl. Sie erſchien immer als der milde Engel der Beraubten, und manche Schandthat blieb blos Plan, weil ſie Diaz abwendig machte, der ſich von ihr willenlos leiten ließ, wenn es nicht das Allen Gemeinſame betraf.

Die Schilderung Rui's, welche er von Esmeralda entwarf, hatte in ihrem Herzen zwei Empfindungen geweckt: Mitleid mit dem ſchönen Fräulein, das eine Beute dieſer Räuber werden ſollte, und Eiferſucht. War ſie ſo ſchön, ſo konnte leicht Diaz ſie gegen das Fräulein verſtoßen. Freilich wußte ſie, daß der ſchöne Rui Wohlgefallen an ihr hatte und um ihre Gunſt buhlte, allein Diaz war ihre erſte Liebe, und um ſeinetwillen hatte ſie Alles, Mutter, Hütte, ruhiges Leben,

Digitized by Google

und die noch höhern Gütern des guten Rufs und der Sitte aufgegeben. Liebte er eine Andere — ſo war das ihr Tod!

Unbemerkt von Diaz, verließ ſie die Lagerſtätte unter einem überhängenden Felsblocke, und wanderte im Scheine des hellleuchtenden Mondes weiter hinab gegen das Ebrothal. Sie hing ihren Gedanken nach, und beachtete nicht, wie weit ſie ſich von dem Lager ihres Geliebten entfernte.

Plötzlich berührte ein Geruch, wie wenn ein gewaltiger Brand wüthet, ihre Geruchsnerven. Sie ſtand ſtille. Der Wind trug den Geruch in die Bergſchluchten, durch welche ſie ſich willenlos gewunden hatte. Die Felswände jedoch verſchloſſen jede Ausſicht. Weit von Gineſta konnte ſie nicht ſeyn. Eine gewiſſe Angſt beflügelte ihre Schritte. Sie wollte heraus in die freiere Landſchaft. Bald erreichte ſie den Lauf des Baches, der bei Gineſta in den Ebro fällt. Dieſem folgte ſie in raſchem Laufe, und es gelang ihr bald, eine Stelle zu erreichen, wo ſie der Burg anſichtig wurde; allein wer malt ihren Schrecken, als ſie nun die ſtattliche Burg in lichten Flammen ſtehen ſah, und ihr Ohr deutlich verworrenes Geſchrei vernahm, in dem ſie bald bei angeſtrengterem Horchen den ſchauerlichen „Allahruf" der Mauren unterſchied.

(Fortſetzung folgt.)

Der Zuſtand der modernen Novelliſtik der Franzoſen.

(Beurtheilt von einem Engländer in Jüzel's Univerſal-Magazin III. Heft.)

(Fortſetzung.)

Franzöſiſche Naturen ſcheinen von allen bis jetzt bekannten Naturen anderer Nationen durchaus verſchieden zu ſeyn. Obgleich ſie übrigens ſo eigenthümlicher Art ſind, ſo hat bis jetzt doch noch Niemand bezweifelt, daß ſie mit nichten Geſchöpfe der Einbildung, ſondern eine Wirklichkeit ſind. Die Perſonen, welche uns Paul de Kock ſchildert, können zwar, dem ſtrengen Sinne des Wortes nach, kaum noch menſchliche Weſen genannt werden, doch bleiben ſie immer ächt franzöſiſche Charaktere, ſprechen und denken franzöſiſch auf die entſchiedenſte Weiſe, und zeigen von Zeit zu Zeit Gefühle, welche uns geneigt machen, ſie als Weſen unſerer Gattung anzuſehen, wenngleich mit ſo vielen Eigenthümlichkeiten begabt, daß es unmöglich iſt, einen Augenblick im Zweifel zu ſtehen, zu welcher beſonderen Unterart ſie gehören. Wie ſie ſich aber in ihren Läden, iheen Wohnungen, auf Ballſälen und bei ländlichen Feſten zeigen, ſo erſcheinen ſie auch in den Romanen Kock's: lebensluſtig, oberflächlich, leichtfertig, gutmüthig, galant, liebenswürdig und mitunter albern und toll. Begeben wir uns in den Wald von Romainville, um den Jahrestag der Veebindung des Herrn und der Madame Moutonnet an dem Feſte des St. Euſtache mitzufeiern. „In einer kleinen Entfernung von dem Tanzplatze gegen die Mitte des Waldes hat eine zahlreiche Geſellſchaft auf dem Graſe oder vielmehr dem Sande Platz genommen; es ſind Tücher auf dem Boden ausgebreitet und mit Tellern, kalter Küche und Früchten aller Art bedeckt. Die Flaſchen ſtehen in dem kühlen Schatten, die Gläſer werden raſch gefüllt und wieder geleert. Appetit und friſche Luft laſſen Alles unvergleichlich finden. Die Gäſte machen ſich Teller aus Papier und mengen darin Stücke Paſtete und Wurſt unter einander. Sie eſſen, ſie trinken, ſie ſingen, lachen und ſpielen Pfänder. Sie ſcheinen im Wettſtreit, wer der Kurzweiligſte unter ihnen iſt. Es iſt bekannt, daß man es auf dem Lande nicht ſo genau nimmt, und unſere Spießbürger, die in dem Walde von Romainville verſammelt ſind, ſcheinen von der Wahrheit dieſes Satzes vollkommen überzeugt. Ein luſtiger alter Kamerad von ohngefähr fünfzig Jahren verſucht es, einen wälſchen Hahn zu tranchiren und kann damit nicht zurecht kommen. Eine kleine, rothe, runde und dicke Frau beeifert ſich, ein Bein des Vogels zu faſſen; ſie zieht von der einen Seite, der fidele Alte von der andern; das Bein geht endlich los und die kleine Dicke purzelt auf der einen Seite ins Gras, während der Alte nach der entgegengeſetzten hin fährt, die andere Hälfte des Wälſchen in der Hand haltend. Die Geſellſchaft bricht wiederholt in lautes, ſchallendes Gelächter aus, und Herr Moutonnet — dies iſt der Name des Fünfzigers — ſetzt ſich endlich wieder auf ſeinen Platz, indem er feierlich erklärt, daß er ſich nie mehr unterfangen werde, etwas zu tranchiren, es möge einen Namen haben, welchen es wolle. „Ich wußte zum voraus, daß du damit nicht zu Streich kommen würdeſt", ſagte eine wohlbeleibte Dame in einem kalten, ſchroffen Tone, der vollkommen zu ihren abſtoßenden, ſtarren Zügen paßte. Sie ſaß dem rüſtigen, handfeſten Alten gegenüber und hatte mit Unwillen die muntere Geſchäftigkeit bemerkt, mit welcher die kleine Dicke dem Herren Moutonnet zu Hülfe geeilt.

„Haſt du", fuhr ſie fort, „in den zwanzig Jahren, ſeit wir verheirathet ſind, zu Hauſe je etwas tranchirt?"

„Nein, meine Süße, nicht das Mindeſte!" entgegnete der rüſtige Fünfziger in unterwürſigem Tone, indem er verſuchte, den üblen Humor ſeiner theuren Hälfte wegzulächeln.

„Du biſt nicht im Stande, ein Pfund Ochſenfleiſch zu zerlegen und wagſt dich an einen wälſchen Hahn!"

„Auf dem Lande, meine Liebe, iſt, wie du weißt, Manches erlaubt."

„Auf dem Lande wie in der Stadt ſollte ſich Jeder von Dingen laſſen, die er nicht verſteht."

„Sie wiſſen, Madame, daß ich in der Regel mich an nichts der Art mache, doch heute..."

„Heute hätteſt du es machen ſollen, wie du es immer machſt!"

„Aber, meine Holde, du vergiſſeſt ganz, daß heute St. Euſtache iſt."

„Ja, ja, St. Euſtache!" wiederholten im Chore alle Gäſte und die Gläſer werden von neuem gefüllt und wacker angeſtoßen.

„Auf das Wohl Euſtache's! Euſtache lebe hoch!"

„Und auch Sie, meine Herren und Damen!" entgegnete Herr Moutonnet, indem er freundlich lächelnd ſein Glas erhob. „Auch Du, mein Engel, ſollſt hoch leben!"

Das letzte Lebehoch hatte Herr Moutonnet mit ſpießbürgerlicher Courtoiſie an ſeine Frau gerichtet. Dieſe verſucht ein freundliches Geſicht zu machen und läßt ſich ſo weit herab, mit dem Glaſe an das des Herrn Euſtache Moutonnet zu ſtoßen. Der Letztgenannte iſt ein reicher Schnur- und Bandkrämer der Rue St. Martin, ein unter ſeinen Kollegen hochangeſehener Kaufmann; keiner ſeiner Wechſel erlitt je Proteſt, noch ſchlug je eine ſeiner Spekulationen fehl. Seit den dreißig Jahren, da er mit Schnur und Band handelt, ſaß er regelmäßig jeden Tag von acht Uhr des Morgens bis acht Uhr des Abends am Komptoirtiſche. Sein Geſchäft iſt es, das Hauptbuch und die

Digitized by Google

Bilanz zu führen; Frau Moutonnet beſorgt die Korreſpondenz und macht die großen Händel. Die Geſchäfte im Laden und das kleinere Rechnungsweſen waren einem alten Komptoirdiener und der Mademoiſelle Eugenie Moutonnet anvertraut, mit welcher die Leſer bald beſſer bekannt werden ſollen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Unſere Leſerinnen wiſſen ſehr gut den Werth der Brüſſeler Spitzen zu ſchätzen, wahrſcheinlich iſt ihnen aber das Nähere über die Verfertigung dieſes koſtbaren Schmuckes nicht ſo bekannt. Es werden jährlich in Belgien für zwölf Millionen Frcs. Spitzen verfertiget. Frankreich, England, Holland, Rußland und Deutſchland ſind die Hauptabnehmer. Eine geſchickte Klöpplerin kann bei 16ſtündiger Arbeit täglich einen Gulden verdienen (dafür müſſen unſere ſächſiſchen Klöpplerinnen wohl eine ganze Woche arbeiten). Der gewöhnliche Verdienſt iſt 10 Sgr. — Der Werth der Spitzen liegt hauptſächlich in der Arbeit, denn wenn auch das dazu verwendete Garn ſehr theuer iſt, ſo bedarf man doch nur wenig dazu. In Rabecq Rognon hat man oft ſo feines Spitzengarn, daß das Pfund mit mehreren tauſend Frcs. bezahlt wird. Eine Mechelner Spitze zu $1\frac{3}{4}$ Thaler die Elle gilt für ſehr gewöhnlich in Vergleich mit den Brüſſelern. Das Garn dazu koſtet etwa 3 Sgr., alles Uebrige iſt für die Arbeit. Während in Sachſen die Spitzenfabrikation faſt gänzlich darniederliegt, ſind die belgiſchen Spitzen ſo geſucht, daß z. B. im Jahre 1839 nicht alle Beſtellungen ausgeführt werden konnten. Die ächten Brüſſeler Spitzen können nur in Brüſſel ſelbſt gemacht werden; am nächſten ſtehen die von Binche. Die Spitzen von Brügge, Gent, Ypern ꝛc. nennt man Valenciennes, und ſie werden jetzt hauptſächlich getragen. Es mögen ſich mit der Verfertigung derſelben ungefähr 6000 Mädchen und Frauen beſchäftigen. Unterricht in dieſer Kunſt wird in Schulen ertheilt, die meiſt von Nonnen ꝛc. geleitet werden. In Oſtflandern giebt es 16, in Weſtflandern 89 Klöppelſchulen, und in Antwerpen beſteht eine Muſterſchule mit 252 Schülerinnen unter 12 Lehrerinnen. — (Allg. Modenz.)

Eugen Sue erklärt in einer der letzten Nummern des Journal des Débats, daß er die „Geheimniſſe von Paris", die bekanntlich in Frankreich wie in Deutſchland von dem Publikum mit einer Gier geleſen werden, wie ſelten ein Roman, zu einem Schauſpiele verarbeitet habe, das in einem der Pariſer Theater bereits einſtudirt werde.

(Das Schlangenthal im Kaukaſusgebirge.) Einer der Reiſenden, der im vergangenen Sommer den kaukaſiſchen Landſtrich bereiſete, giebt folgende merkwürdige Beſchreibung eines Thales, das ſich in einer der zahlloſen Schluchten dieſes Gebirges befindet. Dieſes liebliche, anmuthige Thal, ſagt er, führt noch bis heute den Namen des Schlangenthals. Es hat etwa zwei Quadratmeilen im Umfang, iſt ringsum von hohen Bergen eingeſchloſſen, und ein ewiger Frühling herrſcht daſelbſt. Bäume, Stauden und Gewächſe der reichſten orientaliſchen Vegetation bedecken ſeinen Boden, ſchön gefiederte Vögel bauen ihre Neſter in den Bäumen, kryſtallhelle Quellen rieſeln in Silberſtreifen von dem Gebirge herab, und eine milde, mit Blumendüften geſchwängerte Atmoſphäre herrſcht hier unter einem ewig azurnen Himmel. Reiſende, die, wie ich, dieſes Thal beſucht haben, wurden zu dem Glauben verleitet, ob hier nicht die Wiege des erſten Menſchenpaares geweſen ſeyn könne. Im Oktober, wenn die Weiden außerhalb dieſes Thales zu erſterben anfangen, ziehen die Nomadenſtämme des Kaukaſus ſich für den Winter in dieſes Eden zurück. Aber ehe noch im März die Sonne ihre glühenden Strahlen über dieſe Gründe verbreitet, verlaſſen ſie mit ihren Heerden das Thal, um den gefährlichen Bewohnern Platz zu machen, deren Namen es trägt. Von dieſer Zeit an iſt das Thal jedem andern Weſen verſchloſſen; Tauſende von großen und kleinen Schlangen haben dann ihren Wohnſitz hier aufgeſchlagen, und wehe dem armen Geſchöpfe, das ſich dahin verirrt. Von den Bergen herab hat man durch Fernröhre die gräßlichen Scenen beobachtet, die hier vorgehen, wenn ſich eines der größeren Raubthiere in dies Thal verirrt. Züngelnd und ziſchend umſchlingen die ſcheußlichen Beſtien ſeinen ganzen Körper wie mit einem lebendigen Netze, donnernd hallt ſein Gebrüll durch die Lüfte, vergebens ſtreckt es ſich aus und braucht die gewaltigen Kräfte zur Abwehr ſeiner gräulichen Feinde; immer neue und neue Fäden ſchlingen ſich um daſſelbe, bis es leiſer und leiſer ſtöhnend im fruchtloſen Kampfe ermattet und verendet.

Einen gerade ohne Anſtellung lebenden Schulkandidaten redete ein jüngerer, aber glücklicherer College in einer Geſellſchaft mit den Worten an: „Ich bedauere Sie ſehr, denn Sie ſind jetzt nicht nur heimathlos, ſondern auch herrnlos, dienſtlos und folglich brodlos!" Der Angeredete erwiederte ſehr lakoniſch: „Doch aber nicht geiſtlos, und folglich auch nicht troſtlos, wie Sie es in ſolchen Verhältniſſen ſeyn würden!"

(Wieder etwas Neues!) In London hat ſich eine Actiengeſellſchaft gebildet, welche es über ſich nimmt, gegen Bezahlung von 20 Guineen (125 Thlrn.) Reiſende von London nach Paris, und nach einem Aufenthalte von einem Monate daſelbſt nach London zurückzubringen. Für dieſes Geld giebt die Geſellſchaft außer freier Hin- und Herbeförderung dem Reiſenden Wohnung und Koſt in den beſten Hotels in Paris und 15 Entrébillets für die Theater, auch beſtreitet ſie die Koſten für die Ausflüge nach Verſailles ꝛc. auf der Eiſenbahn. — Der Gedanke ſcheint nicht übel zu ſeyn.

Während man von der Erfindung Wagners in Frankfurt immer noch nichts als Zeitungsgerüchte hört, leſen wir, es ſey in Frankreich durch einen gewiſſen Lewecky eine Erfindung gemacht worden, welche die Anwendung des Dampfes verdrängen werde, 90 Proc. billiger ſey als jene Triebkraft, eine eben ſo große, wenn nicht noch größere Geſchwindigkeit gebe als die der beſten Dampfmaſchine und dabei ganz gefahrlos ſey. Es ſind viele Verſuche mit dieſer neuen Art von Locomotive gemacht worden, und man verſichert, daß ſie ſämmtlich über Erwarten glänzend ausgefallen. (Allg. Modenz.)

(Ein frühreifes Talent.) Ein Freund Victor Hugo's ſprach in einer Geſellſchaft von den ſchönen Anlagen, welche die Söhne des Dichters zeigen. Einer der Knaben, ſagte er, iſt ganz beſonders klug, und zeigt ſchon einen Geſchmack, welcher zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt. Vor einigen Ta-

Digitized by Google

gen ſagte der Knabe: „Ach, die „Burggrafen!“ Wenn Papa das Stück nicht gemacht hätte, ſo würde ich es gar nicht ſchön finden.“

(Der Streit zwiſchen Janin und Dumas hat eine witzige Caricatur hervorgerufen.) Das Drama und das Feuilleton treffen, von vier Zeugen begleitet, auf dem Kampfplatze zuſammen. Zwei der Zeugen tragen enorme Papierrollen, auf denen die Worte ſtehen: „Journal des Debats“, „Preſſe“. Die beiden anderen Zeugen rüſten die Waffen zum Kampfe, d. h. ſie reichen den Kämpfern zwei lange Gänſefedern, die ſie in große Tintenfäſſer getaucht haben, mit den Worten: „Fahren Sie fort, meine Herren.“ Unter dem Bilde ſteht der Titel: „Das Duell, Poſſe in drei Acten, ohne Entwickelung.“

Nach einer Zuſammenſtellung in Pariſer Journalen gibt es in Frankreich 6679 Advokaten, 3569 Anwälte, 10,300 Notare, 8206 Gerichtsboten und über 20,000 Gerichtsdiener, zuſammen gegen 49,000 Perſonen, die vom „Rechte“ leben.

Korreſpondenz.

Mainz, 4. Sept.

Geſtern ſollte unſer Theater nach viermonatlichem Schluſſe wieder eröffnet werden. Die ganze Woche hindurch ſprach man von der Aufführung der Lucie von Lammermoor“ als von einer ausgemachten Sache; die Erwartungen waren ſehr geſpannt, weil man über die Beſetzung der Rollen noch im tiefſten Geheimniſſe ſchwebte; allein es erfolgte keine Annonce, das Haus blieb geſchloſſen. — Hr. Remie hat nun ſeinen eigenen Spaß daran, das Publikum ein wenig hinzuhalten, es recht heißhungrig zu machen, ehe er ihm die theatraliſche Speiſe reicht. Er verſpricht nichts, um ſich nicht zu compromittiren und Alles, was man erfährt, geht durch die dritte Hand. So wird wahrſcheinlich das Räthſel, die Eröffnung der Bühne vielleicht wieder um eine Woche hinauszuſchieben, von ihm auch nicht gelöſ’t werden. Ueber die neuen Engagements erfährt man von Hrn. Remie auch nichts; ſelbſt Perſonen, die ihn darum angegangen haben, erhielten keine befriedigende Antwort. Ob er ſich vielleicht wieder mit Gäſten oder gelegentlich durchreiſenden Künſtlern und Künſtlerinnen behelfen will, das werden wir bald ſehen; es ſollte uns leid ſeyn, des Inſtituts wegen. Dem. Kreutzer, die Tochter des Compoſiteurs des „Nachtlagers in Granada“, iſt, wie man vernimmt, engagirt; vor drei Jahren ſang ſie hier und ihr noch nicht ausgebildeter jugendlicher Sopran berechtigte zu ſchönen Hoffnungen. Als Primadonna nennt man eine Mainzerin, die ſich auswärts verheirathet hat und in München geſpielt und gefallen haben ſoll. Dem. Wettläufer wird als Soubrette und Hr. Lanz als Bariton uns bleiben. Ob Dem. Meyrath, die ſich während des Sommers in einigen Konzerten hören ließ, auch engagirt iſt, wie man früher behauptete, darüber herrſcht noch Ungewißheit. Für das Schauſpiel hat Hr. Remie eine gute Acquiſition an Hrn. Haake gemacht, der eine Direktion aufgegeben hat, um ſeinen zahlreichen Verehrern in Mainz ſein Talent zu widmen. Hr. Haake wird durch ſeinen Beitritt und die Uebernahme der Regiſſeurſtelle gewiß etwas Vorzügliches leiſten wollen und Hr. Remie ſcheint in dieſem Jahre dem Schauſpiele eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, was auch ſchon daraus hervorgeht, daß, wie wir ſo eben aus einer Ankündigung in den Mainzer Unterhaltungsblättern erſehen, morgen das Theater mit dem Luſtſpiele: „die Schule der Alten“, von Caſimir Delavigne eröffnet werden wird. Wenn die für das Schauſpiel engagirten Subjecte den Anforderungen des Hrn. Haake entſprechen, ſo werden die darauf geſetzten Erwartungen auch in Erfüllung gehen. Noch kennen wir Niemand, als Hrn. v. Othegraven, der als erſter Liebhaber im verfloſſenen Jahre öftere Beweiſe der Gunſt des Publikums erhielt und auch verdiente. Ob die Rolle der Anſtandsdame, deren Nichtbeſetzung in der vergangenen Saiſon ſo ſchmerzlich gefühlt wurde, diesmal gehörig ausgefüllt wird, darüber haben wir auch noch keine Gewißheit; die Sache liegt zu ſehr im Intereſſe des Hrn. Remie, als daß wir deren Ausführung bezweifeln möchten.

Gießen, 27. Auguſt.

Der 25. Auguſt pflegt im Großherzogthum Heſſen ein Tag beſonderer vaterländiſcher Feſtlichkeit zu ſeyn. Dies beruht eben ſo ſehr auf der bekannten Anhänglichkeit der Heſſen an ihr angeſtammtes Fürſtenhaus, wie auf der wohlbegründeten Einſicht, daß ſie ſich eines Staatsglücks erfreuen, wie kaum ein anderer Bruderſtamm des deutſchen Volks — eines Staatsglücks, deſſen Bedingung der Deutſche mit Recht nicht blos in einem wohlausgeklügelten Staatsarrangement findet, ſondern in dem lebendigen Geiſt, der waltend und ordnend im Staatsleben herrſcht, vor Allem in der Perſönlichkeit ſeines Fürſten. Es iſt darum auch begreiflich genug, warum er letztere in ſo innigen Zuſammenhang mit allem Staatlichen zu bringen gewohnt iſt. Ueberſieht man nun die Ereigniſſe aus der Regierungszeit des gegenwärtigen Landesfürſten und ſchließt von ihnen auf die Tendenzen, welche ſie hervorgerufen haben, ſo begreift man wohl die ungeheuchelte Freudigkeit, die ſich an dieſem vaterländiſchen Tage kund gibt. Wer wüßte nicht von der deutſchen Geſinnung unſerer Regierung, von der Toleranz gegen alle Ueberzeugungen, von dem lebhaften Ergreifen der Zeitintereſſen, von der Föderung der Geſetzgebung und des Handels, von der Solidität des Staatshaushalts, von den glücklichen Beſtrebungen zur Ablöſung feudaliſtiſcher Grundlaſten, von den Inſtitutionen zur Vereinfachung der Verwaltung, von den Verdienſten um das Schulweſen, von der vor einigen Jahren bewährten Milde gegen die Opfer politiſcher Zeitſtrebungen u. ſ. w., u. ſ. w.? Gießen ſelbſt hat noch beſondere Urſachen zur patriotiſchen Freudenäußerung. Die ungemeine Hebung ſeiner Univerſität, die theils fertigen, theils in Angriff genommenen Verbeſſerungen ſind in friſcheſtem Gedächtniß. Alles dies macht den Ludwigstag, welcher zugleich den Schluß des Semeſters bildet, hier zu einem bedeutſamen Feſttag. Die Studirenden veranſtalteten am Vorabend einen brillanten Fackelzug und Feuerwerk. Das hieſige Militär hatte die Hofräume ſeiner Kaſerne mit Laubwerk decorirt und verkündete den feſtlichen Tag mit Böllerſchießen. Nachmittags fand ein doppeltes Feſtmahl ſtatt von Seiten der Univerſität und der Beamten und Bürger, bei welchem ſich die lauterſte Freude äußerte. Den Schluß machte ein ſolenner Ball im Clubbſaale.

Räthſel.

Zwar ein Gift, doch als Getränk'
Will mich Niemand meiden.
Vielen dien' ich als Geſchenk
Zu gewiſſen Zeiten.
Aus mir wird ein drollig Thier,
Nimmt man Kopf und Fuß von mir.

G—n. W.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 6. Sept. (Auf hohes Begehren): Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Muſik von Meyerbeer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 247. Donnerſtag, den 7. September 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

XI.

Sechs Galeeren, wohl bemannt und mit vielen Ruderböten verſehen, verließen Puglierza's Hafen bei'm Untergange der Sonne. Eine leichte Briſe füllte die Segel und trieb die kleine Flotte der ſpaniſchen Küſte zu. Es galt eine beſondere Razzia; denn Ali wählte die bewährteſte Bemannung und die tapferſten Streiter aus, die er kannte. Die Galeeren waren gedrängt voll.

Auf dem Schnabel einer Galeere ſtand Mormoran. Seine Blicke ruhten auf Puglierza, wo er ſo lange Zeit nun gelebt und nach Freiheit geſeufzt hatte; aber in ſeiner Bruſt verſchloſſen lag ſchweres Weh. Eine namenloſe Angſt erfüllte ihn, wenn er an Gineſta, an Suniar, an Esmeralda dachte. Er faltete die Hände zum Gebete, daß ſie gerettet würden aus der Gefahr, die ihnen drohte, und die er nicht abwenden konnte. Und hier mußte er ſeinen Schmerz, ſeine Angſt, ſeine Plane verbergen, weil die leiſeſte Ahnung in Ali's mißtrauiſcher Seele ſein Tod geweſen wäre.

Noch lag die Nacht verhüllend über dem Meere, als die Galeeren die Höhe erreichten, wo die leichte Barke des Verräthers Gomez ſie fand. Er ſtieg an Bord der Galeere Achmet's und Ali's, und enthüllte ſeinen Plan. Unweit der Mündung des Ebro lag am linken Ufer des Fluſſes eine dicht bewaldete, aber völlig unbewohnte Inſel. Zwiſchen der Inſel und dem Ufer drängte ſich ein ſehr ſchmaler Arm des Ebro durch, begränzt von ſenkrecht abfallenden Felſen am Ufer des Landes. In dieſem Verſtecke konnten ſich die Boote tagelang halten, auf der Inſel die Mannſchaft verborgen bleiben, ohne daß eine Seele ihre Anweſenheit argwöhnen konnte, weil Niemand hierher kam, vorüberſegelnde Schiffe aber nichts entdecken konnten. Hierher wollte er die Boote bringen ſammt der Mannſchaft, während die Galeeren vor der Mündung des Ebro ſich vor Anker legen konnten, oder durch Kreuzen die Aufmerkſamkeit abzulenken ſuchten.

Der Plan gefiel dem Emir, und er ſelbſt überſchüttete ſchier den Verräther mit Gold.

Wie es Gomez vorgeſchlagen, ſo wurde es ausgeführt, ohne alle Hinderniſſe. Den Tag über lag die Mannſchaft ſtille auf der Inſel, und mit dem ſinkenden Abend wurden die Boote bemannt in den Strom gebracht, und nun begann ein ſehr raſches Rudern ſtromaufwärts. Der ſchlaue Gomez hatte dafür geſorgt, daß auch der zweite Tag an einer Stelle hingebracht wurde, wo kein Späherauge die Mauren entdecken konnte; denn die Ebrouſer waren bei weitem noch nicht ſo bewohnt, wie ſpäter. Gewaltige Wälder zogen ſich an vielen Stellen bis an die Ufer, und die zahlreichen, dem Ufer nahen Inſeln gaben Verſtecke, wie ſie nur zu räuberiſchen Unternehmungen nöthig ſeyn mochten.

Stille hatte Mormoran den Zug mitgemacht. Sein ſcharfer Blick ſpähte nach einer Gelegenheit zur Flucht; aber bis jetzt wollte es ſich nicht recht geſtalten. Er war überall beobachtet. Dieſes Mal ſchien der Moment günſtiger. Die mühſame Ruderfahrt, wo Alle hatten Arbeiten vollauf gehabt, die ſengende Gluth des Tages, die alle Thätigkeit vernichtete und die Mannſchaft in tiefen Schlaf ſenkte, erlaubte es ihm, in einem Gebüſche in der äußerſten Linie der Lagernden ſich eine Stätte zu ſuchen. Er that, als ſchliefe er tief. Bald darauf ſchlich Ali heran. Er ſah Mormoran liegen, und flüſterte leiſe mit einem jungen Mauren, der an der Stelle blieb, als Ali ſich wieder entfernte; Mormoran hatte das beobachtet.

Der Maure ſtand wohl eine Weile an der bezeichneten Stelle, aber bald erreichte die aufſteigende Sonne die Stelle. Er ſuchte ein ſchattiges Plätzchen. Von Zeit zu Zeit trat er hervor, nach Mormoran zu ſehen; als ſich aber dieſer nicht rührte, legte er ſich nieder und war bald in einen tiefen Schlaf geſunken, wie ihn die Jugend ſchläft, wenn Ermüdung ihn zum dringenden Bedürfniſſe macht.

Mormoran brach nun Aeſte ab und wickelte ſeinen Mantel darum, doch ſo, daß ſein Kopf hinter den Aeſten eines Strauches etwa zu liegen ſchien und ſeine Beine von einem andern bedeckt wurden. Er ſelbſt kroch, ſo leiſe er konnte, in entgegengeſetzter Richtung fort, ohne zu raſten, ohne die Ermüdung zu fühlen, die mit dieſer Art, ſich fortzuwagen, verbunden war, ohne es zu beachten, daß ſeine Hände bluteten, ſeine Kleider in Fetzen um ihn hingen, eilte er vorwärts. Als er das Rauſchen des Ebro nicht mehr hörte, richtete er ſich auf, und begann nun einen ſo raſchen Lauf, als es nur ſeine Kräfte zuließen. So war er bereits in einer großen Entfernung vom Lager Achmet's, als die Schatten länger wurden, und die abnehmende Hitze die Nähe des Abends verkündete. Mor-

Digitized by Google

moran fühlte weder Hunger noch Ermüdung. Aus Quellen, die er fand, trank er, und Beeren, die auf ſeinem Wege wuchſen, erquickten ihn. Als aber endlich die Schatten der Nacht ſich über die Hügel breiteten, ſuchte er unter einem dichten Erlengebüſche am Ufer eines Baches die Ruheſtätte, und hatte bald Alles vergeſſen, was ihn wachend ſo mächtig bewegt hatte.

Mormoran's Flucht war unterdeſſen zum nicht geringen Schrecken des jungen Muſelmanns von ihm entdeckt worden. Er war, nachdem er lange geſchlafen, erſchrocken aus dem Schlafe aufgefahren. Sein Erſtes war, nach Mormoran zu ſpähen. Dem Schlaftrunkenen erſchien Alles in Ordnung, als er den Mantel ſah; jedoch wagte er es nicht, ſich niederzulegen. Er lehnte ſich, ſitzend, an einen Baumſtamm und ſchlief indeſſen wieder ein.

Als er zum zweiten Male erwachte, war die Sonne, ihrem Untergange nahe, ſchon hinter die Berge getreten, und nur ihre bewaldeten Häupter vergoldete ſie noch. Bereits ſtiegen feuchte Dünſte aus dem Ebro auf. Der Schlafende drüben regte ſich nicht. Bald wurde es dem Wächter doch unheimlich. Er ſchlich leiſe heran, und ſah nun mit Todesſchrecken, daß der leere Mantel ſchlau zu ſeiner Täuſchung benutzt worden war. Sprachlos vor Entſetzen ſtand der Arme da — als Ali unter den Bäumen erſchien. Des Wächters bleiche Züge verriethen die Flucht. Wüthend ſtürzte der Weſir herbei, und als die geahnete Thatſache erwieſen war, riß er ſein Schwert aus der Scheide, und der Kopf des Jünglings, auf einen Hieb gefällt, rollte am Boden.

Ali war außer ſich vor Wuth. Er ſah es ein, daß an ein Verfolgen des Flüchtlings nicht zu denken war, wenn nicht das ganze Unternehmen ſollte zu nichte werden. Durch Eile allein war der mögliche Nachtheil, welcher aus Mormoran's Flucht erwachſen konnte, zu lähmen. Seinem Herrn wagte er es vorerſt nicht mitzutheilen. Als aber Achmet nach Gul verlangte, da konnte nicht verſchwiegen bleiben, was Ali ſo ſehr beunruhigte.

Auch Achmet ergoß ſich in wildem Grimme, welcher aber, wie der Ali's, völlig wirkungslos blieb. Ali rechtfertigte ſich durch ſeine Sorgfalt, und den Sorgloſen hatte ſein Schwert gerichtet.

Dies Ereigniß ſpornte zum raſcheren Handeln. Man brach früher auf, ruderte mit angeſtrengtem Eifer, und als der Mond aufging, lag Gineſta vor ihnen in dem erweiterten Ebrothale. Nur ganz kurze Raſt gönnte der Emir den Seinen, und bald überflutheten ſie das Städtchen Gineſta, ſteckten es in Brand und ſtürmten zur Burg hinan, wo Alles in den Armen des Schlafes lag, aber, auf eine ſchauerliche Weiſe geweckt, zum Widerſtande eilte.

Dem wilden Angriffe widerſtand die Mannſchaft in den Außenwerken nur mit vieler Anſtrengung. Der Schrecken hatte ihre Kraft gelähmt, und nach einem ſtundenlangen Kampfe war der Eingang erobert. Jetzt drang Achmet gegen die innere Burg vor. Hier wurde der Kampf ſtärker; aber die wenigen Reiſigen wurden verwundet oder fielen, und bald nach Mitternacht drang Achmet mit Ali in den Burghof ein, wo die letzten Vertheidiger niedergehauen wurden.

(Fortſetzung folgt.)

Der Zuſtand der modernen Novelliſtik der Franzoſen.

(Beurtheilt von einem Engländer in Jügel's Univerſal-Magazin III. Heft.)

(Schluß.)

Herr Moutonnet führt, wie aus dem Obigen zur Genüge erhellt, zu Hauſe nicht das Regiment. Seine Frau iſt es, die das Ruder führt und Alles anordnet. Iſt ſie in guter Laune — was übrigens höchſt ſelten bei ihr der Fall — ſo erlaubt ſie ihrem Gemahl, in das Kaffeehaus zu gehen, welches in einem Winkel der Straße Mauconſeil gelegen und wegen ſeiner reichlichen Zuckerſpende berühmt iſt, von dem auch Herr Moutonnet ſtets drei Stücke ſeiner Holden mit nach Hauſe bringt. An Sonntagen eſſen ſie etwas früher zu Mittag, um Zeit zu haben für einen Spaziergang in die Tuilerien oder den „Jardin Turc." Ausflüge auf's Land machen ſie ſehr ſelten und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie z. B. der Jahresfeier ihrer Verbindung. Trotz dieſes regelmäßigen, eingeſchränkten Lebens hält ſich der handfeſte Schnurkrämer für den glücklichſten aller Menſchen und bewährt dadurch von neuem die Wahrheit des Sprichworts, daß, was dem Einen Honig, für den Andern Gift iſt. Herr Moutonnet hatte von Natur einen genügſamen, anſpruchloſen Sinn, und ließ ſich lenken und leiten wie ein Kind. Zuckt nicht die Achſeln, Ihr geiſtreichen Herren, die Ihr ſo ſtolz auf Eure Rechte ſeyd, ſo aufgeblaſen von Euren Verdienſten. Ihr, die Ihr Euch immer für Herren Eurer Handlungen haltet, laßt Euch deſſenungeachtet jeden Tag von Euren Leidenſchaften ſclaviſch beherrſchen! In eine ſolche Gefahr geräth Herr Moutonnet nie, denn er hat keine andere Leidenſchaft als den Handel, und kennt keine höhere Luſt, als ſeiner Frau in Allem pünktlich zu gehorchen. Er fühlt, daß ein Mann ſehr glücklich ſeyn kann, ohne zu wiſſen, wie man einen wälſchen Hahn tranchirt, und findet ſeine ganze Seligkeit in dem Umgange mit ſeiner holden Gemahlin. Madame Moutonnet hat zwar längſt die Vierzige paſſirt, doch bleibt es eine ausgemachte Sache, daß ſie nie älter werden wird, als ſechsunddreißig. Sie war nie ſchön, doch iſt ſie groß und dick, und ihr Gatte hält ſich für feſt überzeugt, daß ſie ein ſauberes Weib ſey. Sie iſt zwar keine Koquette, doch dünkt ſie ſich über jede Andere an Schönheit und Geiſt erhaben. Es lag ihr nie viel an ihrem Gemahl; ſollte er ihr aber je untreu werden, ſo wäre ſie fähig, ihm die Augen auszukratzen. Madame Moutonnet iſt, wie die Leſer bereits gemerkt haben, äußerſt eiferſüchtig auf ihre weiblichen Rechte. Eine Tochter iſt der einzige Sproſſe der Verbindung des Herrn Euſtache Moutonnet und der Mademoiſelle Barbe Desormeaux. Sie iſt jetzt achtzehn Jahre alt, und mit achtzehn Jahren ſind die Damen in Paris meiſt ſchon weit in der Kultur vorgerückt. Doch Eugenie hat eine ſtrenge, ſorgfältige Erziehung genoſſen und iſt, obgleich im Beſitze eines äußerſt lebhaften Geiſtes, doch ſchüchtern, gelehrig, unterwürfig und wagt nie, in Gegenwart der Eltern nur entfernt ihre Meinung zu äußern. Sie hat ſehr viel Verſtand, Gewandtheit und Grazie, iſt aber ſelbſt mit dieſen Vorzügen völlig unbekannt und alle ihre Gefühle ſchlummern noch in der Tiefe ihres Herzens. Sie iſt nicht koquett oder ſie wagt es vielmehr in ihrer mädchenhaften Schüchternheit nicht, ſich dem den Frauen ſo natürlichen Hange zur Koquetterie zu überlaſſen. Eugenie braucht aber auch, um zu gefallen, nicht zu jenen klein-

Digitized by Google

lichen Künſten ihre Zuflucht zu nehmen, ohne welche es andern nicht gelingen würde, die Augen der Männer auch nur auf Augenblicke zu feſſeln. Eugeniens Wuchs und Geſichtsbildung ſind vollkommen ſchön, ihr Blick ſanft und ausdrucksvoll, der Ton ihrer Stimme ſüß und einſchmeichelnd, ihre Stirne von dunkeln, üppigen Locken beſchattet, das jugendliche Roth ihrer feingebildeten Lippen erhaben, trefflich die ſchimmernd weißen Zähne. Es iſt über ihr ganzes Weſen überhaupt jener eigene Zauber ächter Schönheit ausgegoſſen, der auf den erſten Blick feſſelt, was oft bei den regelmäßigſten Zügen und der plaſtiſchſten Körperbildung nicht der Fall iſt, wenn ihnen jenes eigenthümliche Gepräge fehlt, das nur der Gott der Liebe ſelbſt ſeinen Lieblingen aufdrückt.“

Wir wollen Herrn Kock in der Schilderung der übrigen Mitglieder der Geſellſchaft im Walde Romainville nicht weiter folgen, indem wir durch das gegebene Bruchſtück ſeine Darſtellungsweiſe hinlänglich charakteriſirt und unparteiiſchen Leſern gezeigt zu haben glauben, daß ſeine Alltagsromane doch noch jenen, jedes moraliſchen Princips und jeder Wahrheit entbehrenden Schilderungen einer verwilderten Schule vorzuziehen ſind.
L.

Mannichfaltigkeiten.

* (Karlsruhe, 27. Auguſt.) Im nächſten Monat wird Moriz von Schwind ſeine Fresken im Stiegenhauſe des neuen Akademiegebäudes, eines Meiſterwerkes unſeres Hüpſch, beendigen. Moriz von Schwind, der in der königlichen Reſidenz zu München einen Saal mit genialen Compoſitionen aus den Dichtungen Ludwig Tieck's geſchmückt hat, und nach deſſen Entwürfen mehrere Säle Hohenſchwangau's ausgeführt ſind, hat bekanntlich auch in dem Saal unſerer erſten Kammer allegoriſche Figuren in Enkauſtik (die vier Stände u. ſ. w.) auf Goldgrund gemalt. Seine Fresken im neuen Akademiegebäude werden, wenn ſie einmal allgemein zugänglich, allen Freunden der Kunſt von nah und fern einen der intereſſanteſten Anziehungspunkte in unſerer Reſidenz bieten. Der König von Bayern hatte ſie bei ſeiner letzten hieſigen Anweſenheit ſeines vollen Beifalls gewürdigt. Das Hauptbild ſtellt die Einweihung des Freiburger Münſters unter Konrad von Zähringen vor, die Seitenbilder Sabine von Steinbach (die Tochter Erwin's) in der Steinmetzhütte, und Chriſtoph den Reichen, wie Hans Baldung, genannt Grün, ihn konterfeit. In den Lünetten ſind allegoriſche Darſtellungen.

(Göttingen, 31. Auguſt.) In der Sitzung der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften vom 16. Auguſt trug Hr. Profeſſor Wöhler unter Anderem Mittheilungen über das ätheriſche Oel von pinus abies (der Tanne) vor. Wir theilen daraus Folgendes mit: „In Tannenwäldern, beſonders in jungen Tannen, findet ſich ein angenehmer, aromatiſcher Geruch. Hr. Gottſchalk zu Zellerfeld am Harze hat eine Blaſe voll friſcher, von den Nadeln befreieter, harzfreier, junger Tannenzweige mit Waſſer der Deſtillation unterwerfen laſſen; man hat ein dünnes, farbloſes Oel erhalten, im Geruch durchaus verſchieden von Terpentin-Oel; aber der Geruch hat ſogleich an den der friſchen Tannenzweige und Nadeln, zugleich aber auch entfernt an den des fetten Lorbeer-Oels erinnert. Die einzelnen chemiſchen Beſtandtheile dieſes Oeles ſind dann genauer ermittelt worden.“

(Frankfurt a. M.) Unſere Stadt iſt durch die am 3. d. M. ſtattgehabte Eröffnung des neuen Tanz- und Reſtaurationsſaales, zum „Coliſeum“ genannt, um eine Vergnügungslocalität reicher geworden, welche an Dimenſion ihrer Räumlichkeit unter den hieſigen Sälen jetzt den erſten Rang einnimmt. Die innere Einrichtung iſt eben ſo bequem als heiter, und die in bunten Farben gehaltene Ausmalung des Plafonds macht ſich beſonders bei der ſchönen Beleuchtung effektvoll. Sehr brillant und geſchmackvoll ſind die neuen Bronzeluſtres wie auch die Draperien der Fenſter. Der Saal iſt ſehr akuſtiſch, und die durch die Schwarzenbacher Muſikgeſellſchaft mit Präciſion exekutirten Piecen erhielten verdienten Beifall. Während der Meſſe werden die Schwarzenbacher jeden Abend hier ſpielen. Mögen die Unternehmer des „Coliſeums“, die Herren Gaulé und Prenk, durch zahlreichen Beſuch ihrer neuen und ſchönen Lokalität für das mit großem Koſtenaufwand begründete Etabliſſement die wohlverdiente Anerkennung finden, und daran wird es in unſerer vergnügungsſüchtigen Zeit nicht fehlen. — Das treffliche Muſikcorps des hieſigen Linienmilitärs, unter der Leitung des wackeren Muſikmeiſters Hrn. Funk, ſpielt jetzt in der Weſtend-Hall, indem es durch die Schwarzenbacher aus der Mainluſt verdrängt worden, was wir nicht billigen können, da die Funk'ſche Muſik in neueſter Zeit eine ſo rühmliche Stufe erreicht hat, daß ſie mit der genannten andern jeden Vergleich aushalten kann. Da die Schwarzenbacher den Reiz der Neuheit nicht mehr für ſich haben, ſo kann der Mainluſt aus deren Aufnahme kein weſentlicher Nutzen erwachſen. Es wäre billig geweſen, jenen den Vortheil des während der Meſſe geſteigerten Beſuches der Mainluſt nicht zu entziehen, da ſie ja auch die Ungunſt des diesjährigen Sommers mit Herrn Ried zu theilen hatten. Der Beſuch der Weſtend-Hall kann durch das genannte Funk'ſche Muſikcorps, dem man zur Anerkennung verpflichtet iſt, nur gewinnen.

Theater in Karlsruhe.

Nach mehrjähriger Abweſenheit hatten wir das Vergnügen, einen alten Liebling des Publikums wieder auf unſerer Bühne zu begrüßen. Hr. W. Vogel, der Sohn des bekannten dramatiſchen Schriftſtellers Vogel, des eigentlichen Gründers des Karlsruher Theaters, welcher vor mehreren Jahren von hieſiger Bühne abgegangen und ſeitdem im Norden engagirt war, gaſtirte bei uns zuerſt den 8. Auguſt im „Zeitgeiſt“ von Raupach als Junker Kaspar. Zwar bewegt ſich Hr. Vogel beſonders im Fache der höheren Charakterrollen, doch war er in dieſer Partie bei ſeinem frühern Hierſeyn ſo ſehr beliebt, daß er die Rolle dieſes Naturmenſchen zu ſeinem erſten Gaſtſpiel wählte und mit der gleichen heiteren Laune und derben Natürlichkeit darſtellte, welche wir ſchon vor Jahren in dieſer und ähnlichen Partieen an dem wackeren Mimen zu ſchätzen gewohnt waren. Hr. Vogel wurde mit Freude empfangen und durch die ganze Vorſtellung reihte ſich ein Applaus an den andern, indem beinahe alle darſtellenden Künſtler Vorzügliches leiſteten; doch als beſonders gelungen fanden wir die Partie des Schelle, wo Hr. Meyer d. j. einen anderen ehemaligen Liebling unſeres Publikums täuſchend ähnlich copirte (Hartenſtein), der nun eine Reiſe angetreten, von der, wie Shakespeare ſagt, kein Reiſender zurück auf Erden kommt. Auch Fräul. Neumann war als Herta allerliebſt und gab ihre Rolle mit der Naivität und Unſchuld, welche

dieſer jugendlichen Künſtlerin angeboren ſind. Fräul. Schütz als Roſine fand allgemeinen und verdienten Beifall. Hr. v. Alp: Hr. Schütz, Nebel: Hr. Krug waren gut, doch der Baron von Burg hätte beſſer beſetzt ſeyn können. — Den 15. Auguſt folgte zur Feier des höchſten Geburtsfeſtes Sr. Hoh. des Erbgroßherzogs die beliebte, ſeit Jahren aber ſehr vermißte Oper: „Tancred“ von Roſſini, zu welcher Mad. Lehmann vom Mannheimer Hoftheater als Gaſt hierher gebeten war. Dieſe Künſtlerin beſitzt eine gute Schule, wie ſich ihrer nicht viele Sängerinnen zu erfreuen haben. — Wenn auch gleich die Titelrolle für die Stimmlage der Mad. Fiſcher etwas zu tief liegt, ſo wurde dieſelbe doch ausgezeichnet gegeben und wir ſind auf den Beſitz einer ſolchen Sängerin mit allem Rechte ſtolz. — Donnerſtag den 17. Auguſt: „Parteienwuth“ von Ziegler. Dieſes Schauſpiel iſt beinahe auf allen größern Bühnen vom Repertoire verſchwunden, indem der Zeitgeiſt an ſolchen Produktionen keinen Geſchmack mehr findet; doch durch die vorzügliche Beſetzung der Hauptrollen fand es bei uns noch vielen Beifall. Unſer Gaſt, Hr. Vogel, gab den Gottlieb Kocke, den kalten Blutmenſchen, ohne jene karrikirten Zerrbilder, durch welche ſo viele Schauſpieler Glück zu machen ſuchten. Er zeigte uns den furchtbaren Charakter eines Menſchen, der, mit der Welt zerfallen, nun zur Macht gelangt, dieſe nur als Werkzeug ſeiner Rache an dem Menſchengeſchlechte benutzt, der dem Volke in hochtönenden Phraſen von Freiheit und Menſchenrechten vorpredigt, während er daſſelbe in grauſamere Feſſeln ſchlägt, als ſie je früher trugen. Wie ſchön ſteht dieſem finſteren Dämon der reine Charakter der Lady Laud gegenüber, welcher durch Mad. Haitzinger ſo trefflich dargeſtellt wurde. Man ſagt ſo vielſeitig, dieſe Dame ſey nur vorzugsweiſe von der heiteren Muſe begünſtigt. Es iſt wahr, Mad. Haitzinger hat in dem Felde des Luſtſpiels unter den deutſchen Prieſterinnen der darſtellenden Kunſt noch keine Meiſterin gefunden, die mit ihr auf gleicher Höhe ſteht, deßhalb ſind wir verwöhnt. Hätten wir dieſelbe nicht in dieſem Fache ſo oft zu bewundern Gelegenheit gehabt, würden wir ſie nur im Drama geſehen haben, dann würden wir Mad. Haitzinger auch in dieſem Felde nach Verdienſt beurtheilen, ſo hat aber die Gewohnheit unſer Urtheil beſtochen. Mad. Haitzinger und Hr. Vogel wurden nach der Vorſtellung gerufen. Möchte uns Hr. Vogel nun auch einige Partieen aus ſeinem eigentlichen Fache vor Augen bringen, z. B. Franz Moor, Cromwell, oder Ludwig der Eilfte u. a. m. In ſolchen feſtgezeichneten Charakteren kann der denkende Künſtler ſein Genie entfalten, weshalb wir ihn in einer oder der anderen dieſer Rollen bald zu ſehen wünſchen.

Korreſpondenz.

Weimar, 1. Sept.

Die laufende Woche hat hier mehrere Unglücksfälle in ihrem Gefolge gehabt, die abermals dringend auffordern, mit feuergefährlichen Gegenſtänden vorſichtig zu Werke zu gehen. Durch eine mächtige Erſchütterung wurde heute Morgen die Stadt in Allarm geſetzt. Man forſchte nach der Urſache und es ergab ſich, daß in der Werkſtätte des Zeugſchmiedmeiſters Schuchard, eines geſchickten Arbeiters und braven Bürgers, ſich folgendes Unglück zugetragen hatte: Zu irgend einer Verrichtung brauchte jener Meiſter einen gewichtigen Gegenſtand, er beſinnt ſich auf eine alte Kanonenkugel, die ſich ſchon lange nutzlos im Hauſe herum getrieben hatte, und glaubt, ſie zu ſeinem Zweck gut benutzen zu können. Aber kaum, daß er ſie mit einem zündfähigen Gegenſtande in Berührung gebracht hat, ſo ſpringt ſie unter entſetzlichem Krachen auseinander, zerſchmettert ihm einen Arm, verletzt den Gehülfen, zertrümmert ſämmtliche Fenſterſcheiben und richtet in der Werkſtatt ſelbſt noch manchen Schaden an. Aus den weit umher geſchleuderten Eiſenſtücken hat ſich ergeben, daß es eine noch gefüllte Granate geweſen. Der Arm des unglücklichen Meiſters ſoll amputirt worden ſeyn und, wie man hört, ſollen Schreck und Verletzung ſogar für ſein Leben fürchten laſſen. — Ein ähnliches Unglück hat ſich in dieſen Tagen in dem Garten eines hieſigen Kaufmanns zugetragen. Dieſer, deſſen Gartenfrüchte immer viel von den gefräßigen Sperlingen heimgeſucht wurden, ſoll, ärgerlich darüber, ſeinem Markthelfer, einem jungen Manne, ein Gewehr mit der Weiſung gegeben haben, die Feinde ſeiner Gartenfrüchte zu vertilgen. Ohne zu wiſſen, daß das Gewehr ſchon geladen war, ſetzt dieſer eine zweite Ladung darauf und als er eben das Vernichtungswerk gegen die Sperlinge beginnen will und die Waffe losdrückt, zerſpringt dieſelbe und zerſchmettert ihm die rechte Hand, ſo daß auch ſie eine Amputation nöthig gemacht haben ſoll. Auch die Selbſtmorde fangen hier an, Mode zu werden, wie in neuerer Zeit ſchon einige Fälle bewieſen haben. In Schwanſee, einem etwas entfernt liegenden Orte, ſoll ſich ſogar ein Ehepaar zu gleicher Zeit aufgehängt haben, weil, wie man ſagt, die Tochter, eines kleinen Diebſtahls verdächtig, zur Unterſuchung gezogen worden ſey. — Der Großherzog und die Großherzogin ſind aus den Bädern glücklich wieder zurückgekehrt, ebenſo das erbgroßherzogliche Paar aus den Niederlanden. An unſerem Hofe erwartet man täglich den Beſuch des Erzherzogs Stephan von Oeſterreich. Auch hatte ſich das Gerücht von der Ankunft des Kaiſers von Rußland verbreitet, woran man aber gleich Anfangs Zweifel hegte.

Köln, 30. Aug.

Nachdem wir ſeit vier Monaten durch Entlaſſung des Schauſpielperſonals auf die Oper beſchränkt geblieben waren, haben jetzt die Schauſpielvorſtellungen wieder begonnen; ob wir durch die neuen Engagements gegen früher gewonnen haben, erſcheint noch zweifelhaft. — Unſer erſter Tenor, Hr. Schunk, ſeit 26 Monaten mit Recht der Liebling unſerer Geſangfreunde, hat uns verlaſſen und iſt nach Wiesbaden, dem Orte ſeines neuen Engagements, abgereiſ't, nachdem er am Vorabende in der „Jüdin“ als Eleazar, einer ſeiner glänzendſten Rollen, zum letzten Male aufgetreten war und vom Publikum Abſchied genommen hatte, das dem Scheidenden die lebhafteſten Beweiſe ſeiner Anerkennung gab. Zu ſeinem Nachfolger iſt, nach nur einmaligem Auftreten, ein Hr. Peretti aus Bonn engagirt worden, der uns, obwohl er eine gute Stimme hat, doch in Bezug auf Schule und gediegenen Vortrag Schunk bei weitem nicht erſetzen kann. Wir haben Hoffnung, Letzteren im Winter auf einige Gaſtrollen hier zu ſehen. Die früher in mehreren Blättern gemeldete Nachricht, daß unſerem Theaterdirektor die drückende Abgabe für die ſtädtiſchen Armen erlaſſen worden ſey, war leider unrichtig. Es haften noch die alten ſchweren Laſten auf dem Inſtitut und man muß daher erſtaunen, daß trotz dieſer Erſchwerungen im Ganzen ſo Ausgezeichnetes geleiſtet wird.

Aachen, 29. Auguſt.

Geſtern Abend ging zum Erſtenmale die Oper: „Thomas Riquiqui“, von H. Eſſer, über unſere Bühne und hatte ſich des ungetheilteſten Beifalls zu erfreuen. Wir hatten wieder einmal Gelegenheit, eine gute deutſche Opernmuſik zu hören. Die Muſik iſt lieblich, leicht und doch gehaltvoll und hat viele treffliche Nummern. Unter dieſen nennen wir beſonders Nro. 2, Lied des Riquiqui, den Wechſelgeſang: „'Ne Equipage iſt ꝛc.“, die Sopranarie Nro. 9, Romanze Nro. 10, das Duett Nro. 12 und die herrlichen Chöre des zweiten und dritten Aktes, welche mit lobenswerther Präciſion ausgeführt wurden. Die Hauptpartie (Riquiqui) hatte Hr. Seyler übernommen. Er ſang und ſpielte dieſe ſchwierige Rolle mit Gefühl und Wärme. Die ſchöne Stelle: „Mein lieber, guter Riquiqui“ ſang er mit einer Innigkeit, die zu allgemeiner Verwunderung hinriß. Hr. Seyler iſt gewiß das brauchbarſte Mitglied unſerer Oper; möge er noch lange der unſere bleiben! Hr. Gremmer (Barnabe) erfreute durch natürliche Komik, aber ſingen ſollte er nicht, dazu hat er nicht die gehörigen Stimmmittel; ebenſo Dem. Reuſler (Jacqueline.) Sie iſt bis jetzt noch Chordame, und war es ganz verfehlt, ihr dieſe Partie zu übergeben. Sie genügte keineswegs. Hr. Peiners (Chevalier) beurkundete eine recht ſchöne Stimme und von Dem. Wiegand (Amalie) wollen wir das Beſte hoffen. Sie iſt bis jetzt noch Anfängerin. Orcheſter und Chor waren trefflich. Der verehrte Componiſt wurde am Schluß gerufen und durch ein Direktionsmitglied repräſentirt. Auch Hrn. Seyler wurde dieſe Auszeichnung zu Theil. Das Haus war gedrängt voll.

D — r.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 248. | Freitag, den 8. September | 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

XII.

Der Eilbote Don Suniar's, welcher Esmèralden die Botſchaft brachte, daß der Graf um ſie geworben, war an dem Abende vor dem Ueberfalle der Burg eingetroffen. Sie war heftig erſchrocken — und doch war der Schrecken ein angenehmer — denn ſie liebte den ritterlichen Grafen von ganzer Seele. Sein ganzes Benehmen war ſo edel und doch ſo gewinnend geweſen; ſeine Schönheit war ſo hinreißend, daß Esmeralda's Herz ihm entgegenſchlug. Und nun wollte er kommen, wollte werben! Das Glück der erſten, glücklichen Liebe erfüllte ihre Bruſt, und es ſtürmte und wogte in ihr gar mächtig. Wie konnte ſie ſchlafen? — Erſt ſpät wollte ſich der Schlummer auf die müden Augen ſenken, als ſie, durch eine außergewöhnliche Helle in ihrem Gemache geweckt, emporfuhr. Sie ſprang von ihrem Lager und eilte gegen das Fenſter, wo der entſetzenerregende Anblick des brennenden Städtchens Gineſta ſich ihr darbot. Als ſie das Fenſter aufriß, erblickte ſie die kämpfenden Mauren ſchon ſiegend im Burghofe. Achmet ſah ſie von dortaus.

„Hei, Liebchen," rief er ihr zu, „ich komme zu Dir!"

Todesſchrecken rieſelte durch Esmeralda's Gebeine. Sie ſah ihre Mannen todt und die Burg in der Mauren Gewalt. Einen Augenblick ſtand ſie im Zweifel, ob ſie nicht ſich aus dem Fenſter herabſtürzen ſolle, um der Schmach zu entgehen, oder was zu thun ſey in dieſer furchtbaren Lage. Da ſtürzte ihre Amme herein und rief:

„Ich habe alle Thüren geſchloſſen. Nun raſch hinaus in den Rettungsgang, den Euer Vater mir oftmals gewieſen." Sie nahm das Licht, das noch brannte, und drängte Esmeralda vor ſich fort. Durch mehrere Gemächer ging ihr Weg. Jede Thüre wurde verſchloſſen und verriegelt. Endlich gelangten ſie in ein finſteres Thurmgemach, das mit dicken Bohlen belegt war. Einem Drucke der Alten gab die verborgene Feder nach, und ohne Beſchwerde ließen ſich mehrere Bohlen aufheben. Dem Blicke zeigte ſich eine ſorgfältig erhaltene Stiege. Schnell drängte die Alte das Fräulein in den Gang, folgte dann ſelbſt, indem ſie die Bohlen wieder ſorgfältig einfügte. Ihr Weg führte in eine feuchte Tiefe. Nicht lange ſtiegen ſie auf den gemauerten Tritten. Der Fels umgab ſie, und die Stufen waren in das feſte Geſtein gehauen. Der ſchmale Gang führte jetzt ſchier eben fort, und nach einem ermüdenden Wege gelangten ſie zu einer Stätte, wo ein ſtarker Luftzug friſch ſie anhauchte, aber auch das Licht löſchte. Esmeralda ſtieß einen Angſtſchrei aus.

„Stille!" flüſterte die Alte; „wir ſind dem Ausgang nahe."

Aber der Gang verengerte ſich nun immer mehr. Er wurde ſo niedrig, daß ſie nicht mehr aufrecht gehen konnten. Endlich konnten ſie nur auf dem feuchten Geſteine fortkriechen.

Esmeralda war erſchöpft. Sie mußten raſten. Nach einigen Minuten Ruhe drängte die Alte wieder zum Vorwärtsdringen, und nun waren ſie am Ziele. Noch einen lockeren Steinhaufen drückte die Amme weg, und die Sterne des Himmels, das helle Mondlicht beleuchtete ein tiefes Thal, durch deſſen enge Schlucht ein Bergbächlein rieſelte. Esmeralda fiel auf ihre Knie nieder und dankte dem Retter über den Sternen mit heißer Inbrunſt. Dann löſchte ſie ihren Durſt aus dem klaren Bächlein, und fragte dann ihre Amme:

„Gute Concha, wohin nun?"

„Nur fort!" flüſterte dieſe, nachdem ſie die Steine wieder vor die Oeffnung gehäuft, daß Niemand ſie entdecken konnte. Sie ergriff nun Esmeralda's Hand und zog ſie fort, ohne daß ſie einen Blick rückwärts warf. Jetzt erſt, als ſie in ein weiteres Thal eintraten, welches dem höhern Waldgebirge zuführte, ſahen ſie die Burg in lichten hochlodernden Flammen.

Esmeralda ſank mit einem Angſtgeſchrei ohnmächtig nieder zu den Füßen der ſelbſt tieferſchütterten Amme.

Juanita ſtand noch vertieft in dem Anblicke der ein großartiges Schauſpiel gewährenden Burg in Flammen, als es ihr war, als habe ſie den Angſtſchrei einer weiblichen Stimme vernommen. Der Inſtinkt des Weibes, zu helfen, wo irgend ein Weh das Menſchenherz preßt, trieb bewußtlos Juanita dem Orte zu, woher der Ton gekommen. Sie bog das Gebüſch auseinander, und vor ihr lag das engelſchöne Bild eines Mädchens, um das ſich eine bebende Alte bemühte, es in das Leben zu rufen.

„Das iſt das Fräulein von Gineſta, die ſich gerettet hat!" ſprach eine Stimme in ihrem Innern. Ein abermaliger Blick auf die Züge der Ohnmächtigen ſagte ihr mehr, als Rui verkündigt. Sie erkannte die Gefahr für ſie, wenn Diaz dies

Digitized by Google

Mädchen ſah, und die heilige Stimme des Herzens rief: Rette ſie! Der Entſchluß folgte dem Gedanken auf dem Fuße.

Sie trat raſch zur Amme und ſagte: „Seyd ruhig, Mütterchen, ich will Euch helfen, ſie erwecken. Sie flog zur Quelle hin und holte Waſſer in ihrer hohlen Hand, beſprengte das ſchöne farbloſe Antlitz, und bald thaten ſich zwei Augen auf, ſo groß und ſchön, wie ſie niemals Juanita geſehen.

„Wer biſt Du?“ fragte noch voll Entſetzen Esmeralda.

„Laßt das jetzt,“ Fräulein, ſprach ſie. „Vertraut mir. Ihr müßt weg aus dieſer gefährlichen Nähe. Folgt mir nur, und ich bringe Euch zur Hütte meiner Mutter, wo Ihr ſicher ſeyd.“

Es war in der That nicht die Zeit, Erörterungen zu geſtatten, das fühlte Esmeralda und Concha. Der mitleidige Ausdruck des ſchönen Mädchens flößte ihnen Vertrauen ein, und willenlos folgten ſie ihr, ſo ſchnell ſie konnten.

Der Weg führte immer der Thalrichtung nach, und das murmelnde Bächlein blieb ihr Führer, nur mit der entgegengeſetzten Richtung.

Endlich ſtieg das Thal aufwärts, dem Waldgebirge zu, und in allmähligem Steigen erreichten ſie den Kamm des Gebirges, wo ſie ein Hochwald aufnahm, der ſich weithin dehnte.

„Ihr ſeyd ermüdet, Fräulein,“ ſagte Juanita, „weil Ihr ſolcher Wanderung ungewohnt ſeyd; aber Ihr dürft Euch keine Ruhe gönnen. Zwar ſeyd Ihr der einen Gefahr entgangen, der nämlich, in die Hände der Mauren zu fallen; aber eine andere iſt eben ſo groß, als dieſe, und ſehr nahe. In dieſen Bergen treibt die Bande des Räubers Diaz ihr Weſen, und ich weiß nicht, was das Schlimmere für Euch wäre, in die Hände der Mauren oder dieſer Räuber zu fallen.“

Esmeralda erbebte vor Schrecken. Sie hatte ſo Vieles von dem wilden Räuber gehört, daß ſchon ſein Namen ihr Blut ſchier gerinnen machte. Sie faßte die letzten Reſte ihrer Kräfte zuſammen und folgte dem leitenden Mädchen durch den Wald, deſſen Oertlichkeit, wie es ſchien, ihr genau bekannt war.

„Wir müſſen uns ſtets zur Seite des Ebro halten,“ ſagte ſie, „und wenn der Tag graut, ſind wir ſo weit, daß wir wohl ein Mal ruhen können.“

Unausgeſetzt wurde nun der Weg in dem kühlen Walde fortgeſetzt. Er war weniger anſtrengend, als der ſteinige Pfad durch das aufſteigende Thal; denn weicher Raſen deckte den Boden überall. Nichts unterbrach die lautloſe Stille, als dann und wann der ſchrille Ton einer Eule.

(Fortſetzung folgt.)

Die Schrift von Paulus gegen Schelling

ſoll, ſo ſcheint es, zur Rarität gemacht werden. Die „Allg. Preuß. Staatsz.“ berichtet unter dem 3. Auguſt, daß ſie, weil ſie ſelbſt einen wörtlichen Abdruck von Schelling's Vorleſungen zu enthalten ankündige, auf Antrag des Philoſophen als Nachdruck vorläufig in polizeilichen Beſchlag genommen ſey. — — — — — — Die Haupt-, frage iſt genauer zu faſſen: Iſt **jeder** wörtliche, ohne Genehmigung des Urhebers mechaniſch bewirkte Abdruck eines nachgeſchriebenen Lehrvortrags ein Nachdruck? Der Philoſoph muß fragen und fragen lehren: Iſt dies eine vollſtändige Beſtimmung oder Definition des Begriffs verbotener Nachdruck?

Das preußiſche Nachdrucksverbot vom 11. Juni 1837 ſagt im 3. §. allerdings: Dem Nachdruck iſt gleich geachtet der ohne Genehmigung des Autors bewirkte Abdruck von nachgeſchriebenen mündlichen Lehrvorträgen. Zum Begriff des Nachdrucks aber wird im §. 1 u. 2 gerechnet, daß er ſey eine ohne Genehmigung des Autors auf mechaniſchem Wege gemachte Vervielfältigung einer Schrift. Als nämlich das Geſetz entworfen wurde, dachte man juridiſch an die damals allzu lange gewöhnlich geweſene blos mechaniſche, das Eigenthumsrecht des Hervorbringers gewinnſüchtig ſtörende Nachdruckerei. Es war für dieſen Zweck genug, der Nachdruckerei die beiden Merkmale, ein bloß mechaniſches und ohne Bewilligung des Berechtigten bewirktes Abdrucken, entgegenzuſetzen. Der Philoſoph dagegen, der auch Rechtsphiloſoph ſeyn ſoll, hätte daran denken und auch die Polizei nöthigenfalls darauf aufmerkſam machen ſollen, daß es **wiſſenſchaftlich behandelte** Abdrücke des Widerlegten, nämlich Berichtigungen, Prüfungen, Widerlegungen des zu dieſem Zweck den Leſern vorzulegenden Textes geben kann und ſoll, welche natürlich ohne die Genehmigung des Autors auch mechaniſch bewirkt werden, aber doch keineswegs zur verbotenen Nachdruckerei gehören. Das Widerlegte mit der Beleuchtung abdrucken zu laſſen, iſt doppelt nöthig, wenn es lange verheimlicht und durch das Geheimthun täuſchen gemacht worden iſt. Der Philoſoph ſoll es mit den Begriffen genau nehmen, und gerade dazu ſoll die wahre Philoſophie wirken, daß auch in andern Fächern nach genau beſtimmten Begriffen verfahren werde. Eine Definition von Nachdruck kann nicht ſeyn: **Jeder** mechaniſch ohne Genehmigung des Autors gemachte Abdruck iſt — Nachdruck.

Das Buch von Paulus wird demnach auch zu deutlicherer Beſtimmung der Nachdrucksgeſetze Anlaß geben. Ein nicht **blos** mechaniſch gemachter, ſondern wiſſenſchaftlich, als Prüfung, Berichtigung, Widerlegung, behandelter Abdruck iſt **nicht** Nachdruck, wenn er gleich, ſehr begreiflich und gewöhnlich, nur ohne Genehmigung des Autors gemacht werden kann, und als endliche Veröffentlichung Dem, der durch das Verſteckſpielen ſich preciös gemacht hatte, gar nicht genehm iſt. Daß die Polizei eine Schrift, in welcher drei Viertheile Berichtigungen und Widerlegungen enthalten, der mit vielen Noten begleitete Abdruck der widerlegten Behauptungen aber ungefähr den vierten Theil des Ganzen ausmacht und das erſte Mal das Geheimgehaltene im Zuſammenhang veröffentlicht, vorläufig auf Antrag mit Beſchlag belegte, davon muß die Schuld auf den philoſophiſchen Antragſteller fallen. Indeß hat er ein gutes Werk gethan, das Buch zur Rarität machen zu wollen.

Mannichfaltigkeiten.

Richelieu, grauſam von den Hämorrhoiden geplagt, verließ Nantes kurz nachdem er Cinq-Mars hatte nach Montpellier bringen laſſen. Er führte dieſen, wie den Hrn. de Thou, die Rhone herauf bis nach Lyon in einem Fahrzeuge gefangen, welches an das ſeinige angebunden war. Die beiden Gefangenen wurden den 12. Sept. 1642 in Lyon enthauptet. Während der Inſtruktion des Prozeſſes litt der Kardinal die heftigſten Schmer-

Digitized by Google

zen, und wußte nicht, wo er ſeinen Körper zur Ruhe hinlegen ſollte. Man ſah ſich ſogar genöthigt, eine Mauer zu durchbrechen, um ihn ſo in ein anderes Zimmer zu bringen, da man ihn die Stiege nicht hinabbringen konnte. Darauf ſcheinen auch folgende Verſe in den Prophezeihungen des Noſtradamus zu deuten: „Wenn die rothe Mütze durch die Mauer gehen wird, ſo ſchlägt man vierzig Unzen (ſo viel als 5 Mark, cinq marcs) den Kopf ab, und Alles (tout-Thou) wird ſterben." Der Kardinal reiſte den Tag nach der Hinrichtung von Lyon ab, von Schweizern auf einer reichverzierten Bahre getragen. So kam er nach Fontainebleau, wo Ludwig XIII., vor kurzem von der Belagerung von Perpignan zurückkehrend, angelangt war. Von Fontainebleau trugen ihn die Schweizer auf derſelben Bahre nach Paris. Dort mußte man Ketten ausſpannen, ſowohl um den Zudrang der Menge abzuhalten, welche den Kardinal auf der Bahre ankommen ſehen wollte, als auch zur Sicherheit des Patienten, dem jede heftige Erſchütterung lebensgefährlich werden konnte. Richelieu ſtarb endlich zu Paris am 4. Dezember 1642, zwei Monate und 20 Tage nach der Hinrichtung des Cinq-Mars und de Thou.

(Interlaken.) Seit einer Woche hat ſich eine außerordentliche Menge Fremder hier eingefunden und alle Penſionathäuſer ſind beſonders von Engländern vollgepfropft. Letzten Montag iſt auch die berühmte Schauſpielerin Dlle. Rachel hier eingetroffen und hat bereits Meiringen, Grindelwald und die übrigen merkwürdigen Gegenden des Oberlandes beſucht. Unter ihrer Begleitung ſoll ſich auch ein natürlicher Sohn Napoleons, Graf Walewski, befinden. Vielleicht wird ſie auch ihren Geburtsort, das Dorf Mumpf im Aargau, durchreiſen.

(Die Haſen und die Menſchenaugen.) Vor einigen Wochen arretirte in S. im Naſſauiſchen der Jäger des dortigen Jagdbeſitzers H. B. einen armen Mann wegen Auffangung eines jungen Häschens; er verdiente bei der Sache 10 Thlr. Fanggebühr, während der Arme mit ¼ Jahr Arbeitshausſtrafe belegt wurde. Vor einigen Tagen ſchoß der junge H. B. einem armen Hirtenknaben das eine Auge blind und machte die Sache mit dem Vater des Knaben mit 16 fl. ab.

(Die Ayacuchos.) In den politiſchen Zeitungen werden ſehr häufig als eine der vielen ſpaniſchen Parteien die Ayacuchos genannt, welche die wärmſten Anhänger des nun vertriebenen Regenten Espartero waren, Viele aber wiſſen nicht, woher ſich dieſe Benennung ſchreibt. Sie weiſt auf die Schlacht von Ayacucho in Bolivien (Südamerika) zurück, in welcher am 9. December 1824 die Herrſchaft der Spanier in jenem Lande gänzlich vernichtet und der ſpaniſche Vicekönig La Serna mit faſt 10,000 Mann von dem General Sucre mit etwa 6000 Amerikanern völlig geſchlagen wurde. In der Capitulation, welche die Folge dieſer Niederlage war, legten ſich die ſpaniſchen Offiziere viel höhere Grade in der militäriſchen Rangordnung bei, als ſie wirklich bekleideten, damit ſie ſpäter in der Heimath in denſelben beſtätiget würden, was auch geſchah. Zwar erhielt die ſpaniſche Regierung Nachricht von dieſem Betruge, doch wagte ſie nicht, kräftig dagegen einzuſchreiten, und überdies hatten ſich alle dieſe Offiziere durch einen Eid verbunden, einander bei der Rückkehr in das Vaterland gegenſeitig zu unterſtützen und zu fördern. Bei der übrigen Armee wurden dieſe Offiziere, weil ſie ſich bei Ayacucho ſo feig hatten ſchlagen laſſen, allgemein verachtet und ſpottweiſe die Ayacuchos genannt. Da dieſelben indeß von Glück begünſtigt wurden und ihren Eid hielten, ſo ſtiegen ſie bald höher und höher und erlangten großen Einfluß, ſo daß ſie immer verhaßter wurden. Den Spottnamen Ayacuchos trug man ſpäter auch auf die Anhänger derſelben über, und ſo hat ſich die bekannte Partei gebildet. Zu jenen Offizieren, die bei Ayacucho ſchmachvoll geſchlagen wurden und ſich dann ſelbſt höhere Grade beilegten, gehörten unter anderen die ſeitdem in dem ſpaniſchen Bürgerkriege ſo bekannt gewordenen Männer Rodil, Maroto und Espartero.

(Allg. Modenz.)

Seit zwanzig Jahren ſind eine Maſſe von Handbüchern, Schilderungen und Wegweiſern für Rheinreiſende erſchienen, welche ihrer Aufgabe mehr oder minder entſprechen und das Weſentlichſte und Wichtigſte aus der Gegenwart und Vergangenheit des Rheinlandes enthalten. Nur wenige der angedeuteten Schriften ſind jedoch geeignet, die Anſprüche eines an den Ufern des Stroms heimiſchen, unterrichteten und fernere Belehrung ſuchenden Mannes zu befriedigen. Um dieſem Bedürfniß zu entſprechen, erſcheint in Koblenz bei R. F. Hergt, 1843, ein neuer denkwürdiger und nützlicher rheiniſcher Antiquarius, herausgegeben von einem Nachforſcher in hiſtoriſchen Dingen. Die erſte Lieferung iſt bereits ausgegeben. Das Ganze wird 6 Bände und etwa 300 Bogen umfaſſen und der Preis iſt möglichſt billig geſtellt.

In einer der letzten Sitzungen der bayeriſchen Ständeverſammlung hat der Präſident von Seinsheim der Homöopathie das Wort geredet, ihre Vorzüge vor dem allopathiſchen Heilverfahren an eigenen Erfahrungen und vielen Beiſpielen nachgewieſen, beſonders auch die Wohlfeilheit bei geringeren Schmerzen und ſchnellerer Reconvalescenz hervorgehoben und darauf angetragen, daß den homöopathiſchen Aerzten das Selbſtdiſpenſiren geſtattet und in München ein homöopathiſches Spital errichtet werde.

Die Direktion des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften in Zwickau hat ihren zweiten Jahresbericht durch den Druck veröffentlicht und man ſieht daraus mit Vergnügen, daß ſeine Wirkſamkeit eine eben ſo ausgedehnte als ſegensreiche geweſen iſt. Mögen ähnliche Vereine in unſerm Vaterlande immer zahlreicher werden und zur Verbreitung nützlicher und aufklärender Volksſchriften möglichſt beitragen.

Korreſpondenz.

Gießen, 5. Sept.

Was der Artikel in der Didaskalia „Gießen, 29. Auguſt" beſagt, damit iſt gewiß jeder Einſichtsvolle und Rechtlichdenkende einverſtanden. Eine Fleiſchnoth iſt bereits hier eingetreten, weßhalb ſich mehrere hieſige Gaſthalter ꝛc. genöthigt ſahen, Fleiſch von Butzbach und Friedberg zu beziehen, welches ſie jedoch weit höher bezahlen mußten, als es die hieſigen Metzger nach der Polizeitaxe abgeben ſollten. Solche unangenehme Verhältniſſe haben noch niemals hier ſtattgefunden, und man iſt ſehr geſpannt darauf, welchen Ausgang die Sache nehmen wird. Nicht allein der Mangel des Fleiſches, ſondern auch noch der mehrerer anderer Nahrungsmittel, welche bereits hier in Folge des Nichtſchlachtens anſehnlich im Preiſe ſteigen, ſteht zu berückſichtigen und es ſieht ſich nun die unbemittelte und ärmere Klaſſe, welche kaum dem im laufenden Sommer ſtattgehabten Brodmangel entronnen, von neuem

Noth und Bedrängniß umgeben. Man geht allgemein von der Anſicht aus, daß der hieſige großh. Bürgermeiſter ſchon im Intereſſe des Publikums ſich der Sache annehmen und mit der Polizeibehörde dahin unterhandeln möge, daß den Metzgern ihre Schlachtpatente wieder zurückgegeben und eine dem Verhältniß entſprechendere Fleiſchtaxe veröffentlicht werde. Bevor die Metzger ihre Gewerbspatente abgaben, beabſichtigten dieſelben, da ſie nach ihrer Ausſage bei der Polizeibehörde kein Gehör fanden, den Stadtvorſtand zu erſuchen, ſich für ſie in dieſer Sache auf geeignetem Wege zu verwenden; da jedoch der großh. Bürgermeiſter die Eingabe der Metzgee der kreisräthlichen Behörde erſt mittheilte und er von dieſer keine Erlaubniß erhielt, ſie dem Stadtrathe zur Berathung vorzulegen, blieb freilich den Metzgern nichts Anderes übrig, als ihr Gewerbe, wenn ſie nicht zu Grunde gehen wollten, aufzugeben. Inwieweit nun der gr. Bürgermeiſter gehalten iſt, derartige Eingaben, bevor ſie dem Stadtvorſtande zur Einſicht vorgelegt werden, der kreisräthlichen Behörde zu behändigen, wollen wir der Beurtheilung Sachverſtändiger anheim ſtellen, vor Allem aber dringend wünſchen, daß dieſe Angelegenheit recht bald auf gütlichem Wege ihre Erledigung findet und daß wir dieſer großen Verlegenheit enthoben werden, welche in unſerem Zeitalter in einem civiliſirten Staate dem Auslande faſt unglaublich erſcheinen muß, jedoch leider nur allzu wahr iſt.

Offenbach a. M., im Auguſt.

Der 25. d. M., welcher bekanntlich als Namenstag unſeres verehrten Großherzogs im ganzen Lande auf vielfache und herzliche Weiſe gefeiert wird, hat bei uns auch diesmal wieder zu einer Schulfeierlichkeit Veranlaſſung gegeben, indem ſämmtliche öffentliche Lehranſtalten den feſtlichen und durch heitere Witterung begünſtigten Tag zu Ausflügen in die nahe Umgegend benutzt haben. Da den Kindern vor und bei dieſen mit der harmloſeſten und unſchuldigſten Freude ausgeführten Excurſionen die Veranlaſſung derſelben auf eine ihrem Alter entſprechende Weiſe an's Herz gelegt worden, ſo haben dieſe Spaziergänge nicht allein den nächſten Zweck (Erweckung kindlicher Anhänglichkeit an den Landesvater) vollkommen erreicht, ſondern ſie ſcheinen uns außerdem — weßhalb wir der Sache beſonders hier eine weitere Verbreitung geben möchten — auch in pädagogiſcher Hinſicht wichtig und darum von Zeit zu Zeit ihr Wiederholen wünſchenswerth. Denn der Lehrer ſoll heutzutage die Kinder nicht blos unterrichten, er ſoll ſie auch erziehen helfen, und dazu gehört unbezweifelt mehr Vertrauen der Kinder zu ihrem Lehrer, als der Ernſt, den der Lehrer in der Schule behaupten muß, zu erwecken vermag. Dafür ſpricht augenſcheinlich die Wahrnehmung, daß das Kind, wenn es von ſeinem Lehrer außerhalb der Schule beaufſichtigt und geleitet wird, gewöhnlich gleichſam ein ganz anderes iſt, als wenn ſolches in der Schule geſchieht: das Kind zeigt ſich außerhalb der Schule mehr in ſeinem natürlichen und eigenthümlichen Leben, wodurch es dem Lehrer zugleich weit eher möglich gemacht wird, die ihm anvertrauten Zöglinge näher kennen zu lernen und wodurch er ſich eigentlich erſt in den Stand geſetzt ſieht, namentlich als Erzieher wenigſtens in ſo weit mit gehörigem Erfolg zu wirken, als es die ſonſtigen Umſtände geſtatten. Freilich mögen Excurſionen, namentlich mit einer ſehr großen Anzahl Kinder, für den Lehrer in der Regel auch ihre unangenehme Seite haben und wir haben deshalb ſchon oft Stimmen von Leheern gehört, welche denſelben gänzlich abhold waren; allein daß die Schuld der dabei vorfallenden Exceſſe ꝛc. hauptſächlich nue an den einzelnen Lehrern ſelbſt oder an dem mangelhaften Organismus der Schule liegt, dafür ſprechen die oben erwähnten von den Offenbachee Schulen (die von 13 — 1400 Kindern beſucht werden) am 25. d. M. veranſtalteten Ausflüge, bei welchen Nichts vorfiel, was unangenehm hätte berühren können; Alles wurde im Gegentheil ſowohl auf dem Hin- und Rückweg nach und von dem beſtimmten Ziele, als auch bei den daſelbſt vorgenommenen Spielen zur Zufriedenheit ausgeführt. Dieſe lobenswerthe Ordnung glauben wir als eine Wirkung der jetzt hier herrſchenden Schulzucht bezeichnen zu können, welcher es auch nicht an Anerkennung im hieſigen Publikum fehlt, welches namentlich damit ſehr zufrieden iſt, daß die Jugend nicht nur inner-, ſondern auch außerhalb der Schule möglichſt ſorgfältig beaufſichtigt wird. Bedenken wir nun, daß nach der ſchon früher in dem hieſigen Wochenblatt ausgeſprochenen und unbezweifelt ſehe richtigen Anſicht der gegenwärtigen Schuldirektion dahier die Schule nur in möglichſt inniger Verbindung mit dem Elternhauſe eine ihrer wichtigſten, zugleich aber auch ſchwierigſten Aufgaben — Beförderung der öffentlichen Moralität — zu löſen im Stande iſt, und daß der Direktion dieſe Aufgabe ganz beſonders am Herzen liegt, ſo ſind wir zu der für jeden hieſigen Familienvater gewiß nur angenehmen Hoffnung berechtigt, daß die hieſigen Unterrichtsanſtalten jenem Ziele immer näher geführt werden, wozu auch die beregten Excurſionen Etwas beitragen dürften, deren öftere Wiederholung wir daher wünſchen und deren Einführung auf andern Schulen wir hierdurch angeregt haben möchten.

Charaden.

1.

Nur gegen einen Freund allein
Magſt du die beiden Erſten ſeyn.
Die Letzte eilet ohne Ruh'
Dem ihe geſetzten Ziele zu.
Am Mainſtrom liegt die fleiß'ge Stadt,
Die meines Ganzen Namen hat.

2.

Die beiden Erſten.

Was wie dir nennen, triffſt du ſtets
Beim Menſchen doppelt an,
Und Manche ſchauen über uns
Im dünkelhaften Wahn.

Die beiden Letzten.

Uns, die zu Mühen nur beſtimmt,
Schau'ſt du bald dort, bald hier,
Oft ſind wir Eiſen, Holz, oft Stein,
Oft ſind wir Menſch, oft Thier.

Das Ganze.

Schon oft, wer meinen Namen trug,
Erwarb ſich ird'ſches Glück;
Doch ſtößt jed' ehrenhafter Mann
Verächtlich mich zurück.

Heppenheim. J. A. Kunkel.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 246.

Kaffee.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 7. Sept. **Der Sohn der Wildniß**, romantiſches Schauſpiel in 5 Abth., von Fr. Halm.

Freitag, 8. Sept. **Der Vater der Debutantin**, Poſſe in 5 Abth. (Gaſtrolle) Windmüller: Hr. **Franz Wallner**, erſter Komiker des k. k. priv. Theaters in der Joſephſtadt in Wien.

Sonntag, 10. Sept. (Zum Erſtenmale): **Des Teufels Antheil**, komiſche Opee in 3 Abth., nach Scribe, Muſik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 249. Samſtag den 9. September 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

Endlich tagte es. Juanita wußte, daß die Bande unweit Tivica im Gebirge lag, und ſie nun nicht mehr weit von der Abdachung der Sierra ſeyn konnten, wo in der Mitte der Ebene Arbeca liegt. Gegenüber dieſer Ebene erhebt ſich das Gebirge wieder, welches zu beiden Seiten den Fluß Segre bis zu ſeiner Mündung in den Ebro begleitet, und auf dem Kamme dieſes Gebirges lag die Hütte ihrer alten Mutter und der Schauplatz ihrer Kindheit. Dorthin wollte ſie das Fräulein bringen, bis ſich eine Gelegenheit ergab, ſie den Ihrigen zuzuführen. Vor der Bande wußte ſie ſie ſicher.

Sie waren nun an einer Stelle angekommen, wo die erſten Strahlen der Sonne die Perlen des Thaues bereits aufgeſaugt hatten, und es alſo ohne Schaden geſchehen konnte, daß Esmeralda der Ruhe pflege. Noch mehr aber bedurfte dieſer die alte Concha.

Juanita, gewöhnt an lange und beſchwerliche Fußreiſen über die rauheſten Gebirge des Landes, bat ſie nun, hier auszuruhen, und wollte derweile Beeren ſammeln zur Erquickung.

Esmeralda preßte des Mädchens Hand an ihre Bruſt. „Ach,“ ſagte ſie, „verlaß uns nicht in dieſer Wildniß: Gott und alle Heiligen haben Dich uns zum Schutze geſendet, und ſie werden Dir's lohnen, wenn auch ich es jetzt nicht vermag.“

Juanita tröſtete ſie, und verſprach, bald wieder zu kehren.

Während nun die Beiden ſich ſetzten und vor Erſchöpfung ſchnell in einen tiefen Schlaf ſanken, eilte Juanita in das Gebüſch und ſammelte Beeren aller Art, ſo viel ſie finden konnte. Das Gebirge war reich daran, und ehe eine Stunde vergangen war, hatte ſie einen hinreichenden Vorrath, die Hungernden zu erquicken. Als ſie zurück kam, fand ſie ſie ſchlafend.

Sie ſetzte ſich nieder, pflückte ihre Beeren auf große Blätter, und fühlte ſich glücklich in dem Gedanken, die Unglücklichen erquicken zu können. Dann betrachtete ſie mit innigem Wohlgefallen das holdſelige Geſchöpf, und allmählig fingen auch ihre Gedanken an, ſich zu verwirren, und die Natur machte bald ihr unwiderſtehliches Recht auch an ihr geltend, ſo viel ſtärker ſie auch war, ähnliche und größere Anſtrengungen zu ertragen.

Eine Reihe von Stunden war vorübergegangen, als faſt zu gleicher Zeit die drei Wanderinnen erwachten.

Die erquickenden, duftigen Waldbeeren erfriſchten ihre Kräfte vollends, die der ſüßeſte Schlaf neu belebt hatte. Sie ſetzten nun nach kurzer Raſt ihre Reiſe fort, und erreichten endlich mit dem ſinkenden Abend die Hütte von Juanita's Mutter, wo die beiden Flüchtlinge eine gaſtfreie Aufnahme fanden. Juanita aber kehrte, ſo ſchnell ſie konnte, zu Diaz zurück, der in nicht geringer Angſt und Sorge ihretwegen war. Die Bande verließ Katalonien bald, als ſie ſah, daß ihr Plan mißglückt war, und der Schauplatz ihrer Thätigkeit führte ſie, nicht ohne Juanita's Einwirkung, weit weg von dem Stromgebiete des Ebro in das Herz des Königreichs Kaſtilien. Die Seele Juanita's hatte den doppelten Lohn errungen, einer guten That ſich bewußt zu ſeyn und – ſich das Herz ihres Diaz erhalten zu haben, das ſolchen Reizen, wie ſie Esmeralda beſaß, nicht würde haben widerſtehen können. Er ahnete nichts von dem Geheimniß, da ihm Juanita ſagte, ſie habe, ehe ſie weiter zögen, dem Drange nicht widerſtehen können, ihre alte Mutter nochmals zu ſehen.

Die Mauren, unter Achmet's Führung, eroberten die Burg Gineſta ohne weiteren Widerſtand; denn keinen ihrer Vertheidiger ſchonte ihr Blutdurſt. Ehe aber noch Achmet das ganze Innere der Burg nach Esmeralda durchſucht hatte, loderte ſchon die Flamme, von frevelnder Zerſtörungswuth in die Ställe und Scheune geſchleudert, auf, und leckte gierig am Hauptgebäude empor. Er und Ali durchſuchten das weite Schloß. Nirgends fanden ſie eine Spur des Fräuleins. Endlich kamen ſie an jenen Theil des Schloſſes, wo ihre Gemächer ſich befanden. Das Vorwärtsdringen war hier um ſo ſchwerer, als jede Thüre erſt mußte erbrochen werden.

Während ſie hier in ſteigendem Eifer arbeiteten, die geſuchte Beute zu finden, plünderten die Uebrigen das Schloß in allen Richtungen aus, und ſchleuderten Feuerbrände in die ausgeraubten Theile, ohne zu wiſſen, daß ihr Emir noch im Schloſſe ſey. Die Flammen machten rieſenhafte Fortſchritte, während dieſe noch immer nach Esmeralda ſuchten. Endlich erreichten ſie das Gemach, wo ſie geruht; aber es war leer. Schnell wurden die Thüren weiter geſprengt; allein als ſie an den Thurm kamen, wo der ſorgfältig verborgene Eingang in den Rettungsgang, aber weiter kein Ausgang war, ſtürmte Ach-

Digitized by Google

met die Stiegen hinauf bis zur Zinne, doch nirgends war die Geſuchte.

Jetzt ſtand er rathlos, und blickte Ali an. Die Fackeln leuchteten in jeden Winkel; ſie war nicht da.

„Wo iſt das Mädchen, Ali?" rief er bebend.

„Sollte ſie ſich hier hinabgeſtürzt haben? —" ſprach dieſer. Ali ſah zum Fenſter hinaus — aber mit einem Schrei des Entſetzens fuhr er zurück.

„Eilt, Herr!" rief er mit einem paniſchen Schrecken aus, „die Burg brennt überall, ſonſt ſind wir verloren!"

Ein Blick durch das Fenſter zeigte Achmet das fürchterliche Schauſpiel. Mauren im Hofe ſahen den Emir.

„Rettet Euch ſchnell!" ſchrieen ſie herauf.

Die Liebe zum Leben überbot jetzt jede andere Rückſicht. Vom Schrecken gejagt, ſtürmten Beide mit ihren Begleitern zurück. Als ſie aber in Esmeralda's Gemach kamen, drang ihnen ſchon die Flamme entgegen. Die Hitze war erſtickend; die Decken krachten ſchon, und der ſich erhebende Wind fachte die Flammen immer wilder an.

Von Entſetzen gelähmt, ſtanden die Mauren da.

Zum Fenſter ſtürzte Achmet und ſchrie um Hülfe, um eine Leiter; wo aber war die zu finden? Wer wußte Beſcheid in den brennenden Räumen?

Einer erinnerte ſich der Leitern, die ſie ſelbſt aus dem Städtchen mitgenommen, um die Mauern zu erſteigen. Sie wurden eiligſt herbeigeſchafft; aber ſie waren ſo kurz, daß ſie kaum ein Drittheil der Thurmhöhe erreichten. —

Achmet und Ali brüllten in der fürchterlichſten Todesangſt um Hülfe. Man band die Leitern zuſammen; allein ſie reichten nicht hinauf.

Da ſprang Achmet, und Ali ihm nach, aus den Fenſtern des Gemaches, und das Entſetzen des Anblicks ihrer zerſchmetterten Leichname jagte ihre Genoſſen an dieſem Frevel wie mit Furienmacht von dannen.

Das Hülfegeſchrei der Uebrigen, welche noch im Innern der Gebäude waren, verſtummte nach und nach in dem Brüllen des fürchterlichen Elementes, und den Bergabhang bedeckten die Fliehenden, beladen mit der reichen Beute des Schloſſes. Sie warfen Alles in ihre Boote und verſchwanden bald aus dem Geſichtskreiſe der brennenden Ruinen, getragen von der wilden Strömung des Fluſſes, deſſen Wellen weithin erglänzten im Wiederſcheine der lodernden Flammen Sineſta's.

Und der kommende Tag ſah nur noch den aufſteigenden Qualm und einzelne aufzüngelnde Flammen, und die Sonne beſchien das Grab Sineſta's und vieler unter den Trümmern Begrabener.

(Fortſetzung folgt.)

Zſchokke's Urtheil über die vereinigten nordamerikaniſchen Staaten.

Die in Philadelphia erſcheinende deutſche Zeitung: „Die alte und neue Welt", enthält nachſtehenden Artikel:

„Ueber die vereinigten Staaten gibt Zſchokke folgendes, in den meiſten Beziehungen richtige Urtheil":

„„Ich athme gern frei; hier (in der Schweiz) kann ich's, und fühle mich behaglicher, als ich's vielleicht in Amerika ſeyn würde. Zwar ſeh' ich da den Aufgang einer neuen Welt, eine Zukunft voller Macht und Glanz der rieſigen Staaten, weiſe und freiſinnige Inſtitutionen, ungefeſſelte Hand zu allem Löblichen, nicht genug zu preiſendes Glück der Entferntheit von den ewigen Kriegen und barbariſchen Staatskünſteleien der Höfe und Miniſterien, jungfräulichen Boden, herrliche Lage, Wege und Mittel zum Weltverkehr.""

„„Aber dem faſt blendenden Lichte ſteht auch um ſo dunkler und ſchärfer der Schatten gegenüber. Ich fürchte, Amerika, dieſer Potpourri von Nationen, werde nie das belebende, wohlthuende Gefühl der Nationalität gewinnen, der Deutſche ein Deutſcher, der Engländer Engländer, der Franzoſe Franzoſe, der Holländer Holländer u. ſ. w. bleiben, und Kosmopolitismus den Vaterlandsgeiſt erſetzen müſſen. Schon ſeh' ich dort die Erbſünde aller Republiken, Faktionen- und Parteien-Unfug, wild und traurig auswuchern, oft ſogar Freiheit in Frechheit ausarten.""

„„Amerika, ſo jung es iſt, genießt nicht die Anmuth, welche die Jugend anderer Völker zu beglücken pflegt. Ich glaube ſchon Altersrunzeln in dem kindlichen Geſichte zu bemerken; widerliche Züge von europäiſcher Spießbürgerei; egoiſtiſches Treiben nach Gewinn und Vergeudung; mehr Abklärung als ächte Aufklärung; barbariſche Verachtung der ewigen Menſchenrechte, ſobald Profit dabei herauskommt, wie z. B. in Beibehaltung der Sklaverei, — überhaupt ein Uebergewicht, ein monſtröſes, der materiellen Intereſſen über alle Güter des Geiſtes und Herzens, beſonders wenn dieſe nichts eintragen. — Doch ich kann mich irren, und wünſche ſogar, daß ich irre.""

Dazu macht der Eigenthümer und Herausgeber der Zeitung, Herr Weſſelhöft, nachſtehende Bemerkung:

„Sie irren nicht, werther Freund, obgleich wir und jeder wackere Bürger dieſes Landes ebenſo herzlich wünſchen, Sie möchten ſich irren. Aber tägliche traurige Erfahrungen geben uns leider! ein getreues Bild der Wahrheit all' dieſer Schattenſeiten, welche Sie aufführen und wodurch die Lichtſeiten dem Auge gar zu ſehr entrückt werden." W.

Mannichfaltigkeiten.

Man kann ſeine Frau wohl nirgends billiger zum Fenſter hinauswerfen als in England. Der Major von „Queen-Square" (dem Königin-Quartier in London) hat ohnlängſt den Herrn Wheat, einen Fünfziger, welcher ſeine Liebſte zu einem Fenſter des erſten Stockwerkes hinausgeworfen, nur zu einer Geldbuße von 5 Pfund Sterling und zwei Monaten Gefängniß verurtheilt. Es muß zur Motivirung des Urtheils bemerkt werden, daß Mad. Wheat von dem Sturze keine tödtliche Wunde davontrug. Die Arme hatte übrigens nicht einmal die Seligkeit der Flitterwochen genoſſen, denn ſchon den Tag nach der Hochzeit hatte ſie ihr Holder ſo maltraitirt, daß ſie noch bis auf dieſe Stunde die deutlichſten Spuren davon im Geſichte trägt.

Man lieſt in dem Courier der vereinigten Staaten: Vor kurzem hat ſich zu York in Pennſylvanien ein Herr B., Deutſcher von Geburt, welcher durch ſeine außerordentliche Habſucht und ſchmutzigen Geiz berüchtigt geweſen, ſelbſt entleibt. Sein Vater hatte ihm eine große und ſchöne Beſitzung in der Um-

Digitized by Google

gegend von York hinterlaſſen. Verheirathet und Vater von vier Kindern, exploitirte Hr. B. ſeit vielen Jahren ſein Gut, außer einer Branntweinbrennerei und einer ſehr beſuchten Wirthſchaft, und es gelang ihm, mit dem vereinten Ertrage derſelben, ſich ein Vermögen zu ſammeln, das auf 400,000 Dollars geſchätzt wird. Nie hat Hr. B. einen Sou ausgegeben für die Erziehung ſeiner Kinder, und da er keinem Menſchen traute, ſo hat er nie Jemand etwas geliehen; die ſicherſten Hypotheken, die beſten Cautionen flößten ihm nur Mißtrauen ein, und er hatte eine ſo übele Meinung von jeder Art öffentlicher Fonds, daß er in denſelben auch nicht einmal die unbedeutendſten Summen anlegte. Wenn er Banknoten einnahm, ſo behielt er ſie immer nur bis zur Verfallzeit, um ſie in klingende Münze umzuwechſeln, die er dann ſorgfältig in einem eiſernen Koffer verſchloß. Sobald ein Koffer voll war, rückte er einen andern an deſſen Stelle, um auch dieſen zu füllen. Bei ſeinem Tode fand ſich, daß er in Gold- und Silbermünzen eine Summe von 230,000 Dollars aufgehäuſt hatte. Die Veranlaſſung zum Tode dieſes Geizhalſes iſt eben ſo ſeltſam, wie es ſein Leben geweſen. Man hatte ihm nämlich 120 Dollars für 10 Scheffel Korn geboten, wofür er 130 verlangte, und daher auch den Handel nicht einging. Da er aber das Korn nicht länger bei ſich liegen laſſen wollte, ſo ſchickte er es einem Hauſe in Philadelphia in Kommiſſion, welches dieſe Zuſendung um 50 Dollars billiger verkaufte, als es der Sender zuerſt hätte verkaufen können. Sobald der Genannte Nachricht von dieſem für ihn unvortheilhaften Handel bekam, ſo beſuchte er noch einmal ſeine Felder und liegenden Gründe, gab alsdann ſeinen Leuten verſchiedene Befehle und hängte ſich dann verzweifelnd in ſeiner Remiſe auf.

Die elende Büchermacherei hat doch zuweilen Humor. So veröffentlicht jetzt der bekannte Fürſt, Räuberromanen-Verleger in Nordhauſen, ein „Taſchenbuch für Junggeſellen", die ein heiteres, zufriedenes und wohlfeiles Leben führen wollen." Der Senier der Junggeſellen in Wien, G. D. von S., äußert darin ſeine Anſichten über den Junggeſellenſtand und ſagt unter anderem dummen Zeug auch Folgendes: „Der Junggeſellenſtand findet in unſern Tagen ſtets mehr Anhänger. Und das mit Recht. Wenn im alten Rom der Hageſtolz der Verachtung preisgegeben wurde oder auch ſelbſt eine beſondere Steuer bezahlen mußte, ſo verdiente er in unſern Tagen eine Bürgerkrone. Und warum? fragt Ihr. — Das will ich Euch ſagen. Was meint Ihr denn, wo es mit der zunehmenden Bevölkerung endlich hinaus ſoll? Muß einen nicht grauen, wenn man erfährt, daß ſich ſeit ſechzig Jahren in manchen Ländern die Bevölkerung geradezu verdoppelt hat? Soll auch bei uns ein ſolches Mißverhältniß zwiſchen der Bevölkerung und dem Boden eintreten, wie in vielen Theilen China's ſchon eingetreten iſt, wo der Schinder Morgens durch die Straßen fährt, um die während der Nacht verhungerten Menſchen aufzuladen? Wir wollen das freundliche Leben des Junggeſellen betrachten. Er iſt unbeſchränkter Herr ſeiner Zeit und ſeines Willens; er iſt willkommen in allen Häuſern, ihn wünſcht man in allen Geſellſchaften; er bedarf nur eines geringen Einkommens, um anſtändig und glücklich zu leben, und er lernt daher die quälenden Sorgen des Hausvaters nicht kennen. Ihn entehrt nicht die Untreue einer Gattin, betrübt nicht das Mißrathen der Kinder. Und auf dem Sterbebette wird er von denen, welchen er das Seine hinterläßt, beſſer gepflegt, als oft der Vater von ſeinen Kindern, die vielleicht fern von ihm ſind; beſſer als der Ehemann von ſeiner Gattin, die ihm vielleicht (!) ſchon vorausgeeilt iſt in ein unbekanntes Land. Die häusliche Einſamkeit verbannt der Garçon durch Leſen guter Bücher. Einige Vögel und ein kleiner Hund werden bei ihm nicht fehlen, eine ſchmeichelhafte Katze jedenfalls neben ihm auf dem Sopha liegen. Gefällt es ihm an einem Orte nicht mehr, ſo iſt ſein Wohnſitz ſchnell und leicht an einem andern aufgeſchlagen. Gegen Diebſtahl ſchützt er ſich, indem er Alles wohl verſchließt und ſeine Betten da, wo die Einläſſe von außen zugenäht ſind, durch Ausdrücken eines Siegels ſichert. Speiſen und Getränke fertigt er ſich ſelbſt, um ſie beſſer und wohlfeiler zu haben, und daß ihn die Aufwärterin beim Einkaufe nicht übertheuert, ſo erkundigt er ſich in Geſellſchaften bei Hausfrauen nach den Preiſen der Nahrungsmittel, und hat ſo zugleich Gelegenheit zu Geſprächen, die gleich intereſſant für ihn, wie für die Damen ſind. Sein Wirthſchaftsſchrank iſt ſehr einfach, hat äußerlich etwa die Form einer Commode, und kann unter dem Spiegel ſtehen. (!) In demſelben befinden ſich außer den nöthigen Lebensmitteln, namentlich Brod, Butter, Schmalz, Eiern, Milch ꝛc., einige Töpfe zum Einquirlen der zu bereitenden Speiſen, ein Quirl, Teller, Taſſen, Gläſer, und vor allen Dingen der Kochapparat."

Nichts überſteigt wohl die Fruchtbarkeit, welche Alexander Dumas an den Tag legt; man kann es nicht begreifen. Calderon, Lope de Vega, die bis jetzt in dieſer Beziehung unerreicht daſtanden, treten vor ihm in den Hintergrund. Scribe iſt überflügelt. Vor vierzehn Tagen wurden von Dumas „les demoiselles St. Cyr" gegeben, und ſchon wieder hat der Verfaſſer ein neues fünfaktiges Stück dem Theater übergeben. Es iſt erwieſen, daß er außer vielem Andern, Romanen, Journalartikeln u. ſ. w. jeden Tag durchſchnittlich einen Akt verfertigt. Man befürchtet, daß ein Mal die Zeit kommen könnte, wo Dumas nicht genug Papier für ſo viel Werke, nicht genug Federn für ſo viel Papier, nicht genug Dinte für ſo viel Federn finden werde. Alle Schreibartikel ſteigen im Preiſe. (L. Europa.)

In dem Wiener Todtenverzeichniſſe vom 27. und 28. Aug. hat der Zufall zwei Namen zuſammengeſtellt, welche in militäriſcher Beziehung oft, aber im Todtenverzeichniſſe auf eine ſolche Weiſe wohl nicht ſobald wieder neben einander zu ſtehen kommen werden. Es ſtarb nämlich am 25. Aug. ein Hr. Joſeph Rittmeiſter, und am 26. eine Eva Lieutenant, erſterer ein Drechslergeſelle, letztere eine Pfründnerin.

Korreſpondenz.

Hamburg, 4. Sept.

Hamburg wird abermals mit einem zeitgemäßen Inſtitute bereichert werden. Die in ganz Deutſchland rühmlich bekannte Buchhandlung von Perthes-Beſſer und Mauke gedenkt zu Oſtern kommenden Jahres, falls ſich bis dahin — woran nicht zu zweifeln — 400 Unterzeichner finden, ein neues großartiges Leſe-Inſtitut zu begründen, welches den Freunden der Literatur es erleichtern ſoll, dem raſchen Gange und den ſchnellen Veränderungen des Zuſtandes in der Wiſſenſchaft, wie ſolcher ſich entweder in periodiſchen Schriften oder in neu erſcheinenden Büchern darſtellt, folgen zu können. Dieſes Leſe-

Digitized by Google

Inſtitut ſoll ſämmtliche literariſche und wiſſenſchaftliche Zeitſchriften der deutſchen Literatur umfaſſen, ferner alle bedeutenderen politiſchen Tagblätter, politiſche und wiſſenſchaftliche Flugſchriften, ſo wie auch alle neu erſcheinende Bücher von allgemeinem Intereſſe und wiſſenſchaftlichem Werthe gleich nach dem Erſcheinen zur Anſicht aufgelegt werden ſollen. Das Lokal dieſes Inſtituts wird in dem neuen Hauſe der Perthes-Beſſer'ſchen Buchhandlung, Ecke des Jungfernſtiegs und der Bleichen ſeyn, und aus zwei bis drei Leſezimmern und ein paar Sprechzimmern beſtehen. Das jährliche Abonnement wird den ſehr mäßigen Preis von nur 15 Mark betragen. — Ueber das Gaſtſpiel von drei ausgezeichneten Künſtlern, die in den letzten Wochen das Stadttheater uns vorführte, habe ich Ihnen noch in der Kürze zu berichten. Zuerſt hörten und ſahen wir den Sängerfürſten Tichatſchek, der, nächſt ſeiner erſten Partie „Robert der Teufel“, auch als Maſaniello das Publikum entzückte und als Raoul ſich eines nur ſelten hier zu Gehör gekommenen Beifallſturmes zu erfreuen hatte. Hr. Tichatſcheck, der, um dem ſtürmiſchen Verlangen zu genügen, einen zweiten Cyclus von drei Gaſtvorſtellungen begonnen hat, iſt ohne Zweifel einer der erſten dramatiſchen Sänger Deutſchlands; was den Zauber der Stimme anlangt, von Allen der Erſte. Als zweiten Gaſt ſahen wir Mad. Gradowsky, die als Parthenia, Griſeldis, Jungfrau von Orleans und als Donna Diana auftrat und ihr Gaſtſpiel als Maria Stuart beſchloß. Was die Darſtellungen dieſer trefflichen Künſtlerin betrifft, die, trotz manches im Einzelnen Verfehlten, ſich durch eine gewiſſe Keckheit auszeichnen, ſo kann es hier mit Recht heißen: Ende gut, Alles gut; die Maria halten wir für die beſte ihrer Leiſtungen. Als dritter Gaſt von Bedeutendheit erſchien Dem. Weißbach, früher Mitglied der hieſigen Stadtbühne und jetzige erſte Liebhaberin am ſtändiſchen Theater zu Prag. Ihre erſte Vorſtellung war die Julia in der Shakeſpear'ſchen Tragödie „Romeo und Julia.“ Die noch von früher her mit Recht beliebte Künſtlerin zeigte uns, daß ſie während der Zeit, in welcher wir ſie nicht geſehen hatten, rüſtig fortgeſchritten iſt; ihre Stimme hat an Biegſamkeit, ihre Bewegungen an Edlem, ihr Spiel an Ruhe und Natur gewonnen. In den letzten Tagen hat Dem. Lilla Löwe, jüngere Schweſter der berühmten Sängerin, ihr Gaſtſpiel als Donna Diana eröffnet. — Der „Verein für das Weintrinken“, von deſſen Gründung ich Ihnen neulich meldete, gewinnt täglich an Theilnehmern. In einer Anzeige des Stifters deſſelben in unſern heutigen „Nachrichten“ heißt es unter Andern: „Der Branntweins-Drache iſt vernichtet; er exiſtirt nicht mehr! — Mehr als 1800 ehrenwerthe Hamburger haben ſich innerhalb drei Wochen dem Prinzip des Weintrinkens ergeben und über 600 Mk. Cour. bilden bereits den Fond unſeres gänzlich ſchuldenfreien Vereins. Hieraus geht mit ſiegender Wahrheit hervor, daß in einer freien Stadt, wo das Weintrinken ſo großen Anklang findet, die Branntweins-Peſt keine verheerende Fortſchritte weiter machen kann. Arme und Reiche, Große und Kleine ſtrömen täglich nach der „Walhalla“ der Weintrinker, nach Meyer's Zeitungsladen, um ſich zu unterzeichnen, und Alle ohne Ausnahme ſtimmen darin überein, daß ein großes Glas Madeira viel beſſer als ein kleiner Kümmel iſt. ... .“

Köln, 27. Auguſt.

Die „Köln. Ztg.“ vom 24. Aug. enthält in ihrer Beilage eine „Frage, den Dombau betreffend“ folgenden Inhalts: „Iſt es wahr, was ein ſeit mehreren Tagen umlaufendes Gerücht behauptet, daß man bei Wegräumung der Kirche zum Peſch Fundamente vorgefunden hat, welche über den urſprünglichen Plan des nördlichen (und mithin auch des ſüdlichen) Portals keinen Zweifel übrig laſſen? Und iſt es ferner wahr, daß dieſer Plan von dem neu entworfenen, in der Ausführung begriffenen weſentlich abweicht? Die Richtigkeit der Sache verlangt eine offizielle Beſtätigung oder Widerlegung dieſer Gerüchte, und erlauben wir uns, den verehrlichen Vorſtand, welcher ſich ohne Zweifel die nöthige Aufklärung verſchafft hat, um desfallſige Mittheilungen zu bitten. — Ein Vereinsmitglied.“ — Ein Gerücht, wie es angeführt wird, iſt in der That vorhanden, und ſind wir mit dem die „Frage“ ſtellenden „Vereinsmitglied“ durchaus einverſtanden, daß die Wichtigkeit der Sache eine offizielle Beſtätigung oder Widerlegung jenes Gerüchtes verlangt. Von Seiten des Vorſtandes des Central-Dombau-Vereins erwarten wir jene offizielle Berichtigung, und, wie es uns ſcheint, mit Recht. — Der Dombau-Verein hat ſich in § 1 ſeiner Statuten, welche die landesherrliche Genehmigung erhalten haben, zum Zwecke geſetzt, vermittelſt Darbringung von Geldbeiträgen und in jeder ſonſt angemeſſenen Weiſe für die würdige Erhaltung und den Fortbau der katholiſchen Kathedral-Domkirche in Köln nach dem urſprünglichen Plane mitzuwirken. Derſelbe Dombau-Verein legt ſeine Gabe in die Hand des von ihm gewählten Vorſtandes und dieſer übergibt ſie der Kirchenfabrik mit der durch die Statuten ausgeſprochenen Bedingung, ſie für den Fortbau der Kirche nach dem urſprünglichen Plane zu verwenden. Die Gabe und die daran geknüpfte Bedingung werden angenommen und demnach Hand an's Werk gelegt. Aber der urſprüngliche Plan der Portale liegt nicht vor. Die Vereinsmitglieder haben alſo für die Erfüllung des von ihnen unzweideutig ausgeſprochenen Willens, überhaupt — alſo auch das nördliche Portal — nur nach dem urſprünglichen Plane bauen zu wollen, keine Sicherheit, denn was ohne den Originalplan gebaut wird, mag immerhin noch keineswegs, weil auf das Vorhandene baſirt, unrichtig ſeyn, eine Gewißheit der Ausführung des urſprünglichen Plans iſt indeſſen unter ſolchen Umſtänden nicht gegeben. In dieſer Lage der Sache ſollen nun nach Wegräumung der Kirche zum Peſch Fundamente vorgefunden worden ſeyn, welche über den urſprünglichen Plan des nördlichen Portals keinen Zweifel übrig laſſen. Geſetzt, es wäre dies wirklich der Fall, was könnte dann wohl für den Vorſtand dringender ſeyn, als dieſen koſtbaren Fund für die Sache und für die gewiſſe Erfüllung des beſtimmten Willens der Vereinsmitglieder — ſeiner Committenten — ſich zu eigen zu machen!

Vilbel, 2. Sept.

Zur Zeit unſerer ſeligen Urgroßmutter und früher waren die Straßen unſicher wegen des vielen Raubgeſindels; heutzutage ſind ſie es durch das Heer der eilenden und rennenden Fuhrwerke. „Schnell“ iſt die Loſung unſerer Zeit. Kommt der Paſſagier von der Eiſenbahn auf den Poſt- oder Familienwagen, ſo dünkt ihn derſelbe eine Schneckenpoſt; er verlangt mehr und immer mehr und vergißt, daß er die Vereins-Statuten gegen Thierquälerei höchſteigenhändig unterzeichnet hat. Und der Kutſcher? — Der fährt — und fährt ſo gegen alle Ordnung ſchnell und unvorſichtig, daß kein Menſchenleben vor ihm ſicher iſt. Solches hat ſich in Vilbel leider durch mehrere Beiſpiele in kurzer Zeit beſtätigt. Vor etwa ſechs Wochen wurde ein dreijähriges Kind durch einen Friedberger Familienwagen überfahren und an beiden Beinen hart beſchädigt; vor acht Tagen traf daſſelbe Schickſal einen Greis von ſiebenzig Jahren durch einen Braunſchweiger Kutſcher. (Doch ſoll hier der Kutſcher unſchuldig und der ſchwachſinnige Alte unter eins der hinteren Räder gekommen ſeyn.) Und endlich geſtern wurde ein Junge auf dem Schulwege wieder von einem Friedberger Familienwagen übereilt. Daß derſelbe von den Hufen der Pferde und den Rädern des Wagens glücklich umgangen wurde, war nicht das Verdienſt des Kutſchers — es war die ſchützende Hand des unſichtbaren Retters. Solcher Leichtſinn wird zwar ſtreng geahndet werden; aber wer befreit die Unglücklichen von ihren Schmerzen? wer bezahlt den Eltern ihren Schreck? oder wer entſchädigt den greiſen Alten für den Verluſt ſeiner geſunden Glieder? Iſt denn ſolchem Unweſen nicht zu ſteuern? Weiß man doch aus eigener Erfahrung, daß ſolche Fuhrleute auf freier Straße oft ohne Noth langſam thun, warum können ſie dieſes nicht um ſo beſſer in den Orten, wo der häufige Verkehr das ſchnelle Fahren durchaus nicht geſtattet?

Theater-Anzeige.

Samſtag, 9. Sept. (Zum Erſtenmale wiederholt): Drei Feen. Luſtſpiel in 2 Aufzügen, frei nach Bayard bearbeitet, von W. Friedrich. Hierauf folgt: Der alte Bürgercapitän, oder: die Entführung, ein Frankforter heroiſch-komiſch Luſtſpiel in 2 Akten.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 250. Sonntag, den 10. September 1843.

Main-Sagen.

10. Der Zauberring.

Auf's Lager ſank
Faſtrada krank,
Der große Karl voll Sorgen
Saß troſtberaubt,
Craſt ihr zu Haupt
Vom Abend bis zum Morgen.

Nach Frankfurt war
Der Fürſten Schaar
Mit ihm zum Reichstag kommen;
Des Kaiſers Herz
Vergaß in Schmerz
Der Schlimmen und der Frommen.

Mag ſich die Welt
Vom Rhein zum Belt
Zernichten und zerſchmettern —
Ihn kümmert's nicht,
Sein Glück, das liegt
Sterbend zwiſchen vier Brettern.

Ihr Herze ſtockt,
Kein Schmeicheln lockt
Zurück entfloh'nes Leben.
Der Kaiſer ſtill
Starrt hin und will
Sich keinem Troſt ergeben.

Er hält ſie feſt
Im Arm und läßt
Der Leiche Keinen nahen.
Mit Gram erfüllt
Dies Jammerbild
Alle, die ſolches ſahen.

Biſchof Turpin
Tritt ſpähend hin,
Sieht an der Hand der Leiche
Ein Ringlein klein
Aus Haaren fein
Gewebt im Zauberreiche.

Er raubt's der Hand;
Schnell in's Gewand
Hat es Turpin verborgen.
Karl ſieht umher,
Als träum' er ſchwer
Und ſpricht: „Begrabt ſie morgen!"

„Auf Erden war
„Sie mir fürwahr
„Durch Liebe ein Ergötzen;
„Solch' treuen Sinn
„Such' nun, Turpin,
„Durch Freundſchaft zu erſetzen!"

„Ein Sinn, ein Herz
„Bei Freud', wie Schmerz
„Sey künftig in uns Beiden;
„Der Tod nur kann,
„Du theu'rer Mann,
„Einſt unſ're Liebe ſcheiden!"

Des Biſchofs Hand
Hat unverwandt
Der Kaiſer feſtgehalten;
Turpin erſchrickt,
Da er erblickt
Des Zauberringes Walten.

Wo Karl auch ſey,
Stets ruft herbei
Turpin des Kaiſers Güte;
Der fromme Mann,
Er wird fortan
Des Zaubers herzlich müde.

Digitized by Google

Zu einem See
In Aachen's Näh'
Kamen ſie einſt geritten.
Turpin wirft ſacht
Den Ring mit Macht
Weit in des Waſſers Mitten.

Der Kaiſer ſpricht:
„Ich ſah noch nicht
„So ſchönen See auf Erden;
„Erbauet mir
„Ein Schloß allhier,
„Hier mir kann's wohl mir werden!"

„Zieh' gleich, Turpin,
„Nach Maurern hin!
„Ich will dich hier erwarten;
„O Waſſer ſchön,
„Wald, Thal und Höh'n
„Schaff' ich um dich zum Garten!"

Der Kaiſer ſtrebt,
So lang er lebt
Immer in Aachens Nähe,
Im Tod ſank müd'
Sein Augenlied
Am Frankenberger Seee.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

XIII.

Ueber Tarragona und Tivica nahte ſich der Zug des Grafen und Don Suniar's gen Gineſta. Wie pochte das Herz des liebenden Jünglings! Welche ſeligen Gefühle erfüllten die Bruſt des glücklichſten Vaters! Lag doch vor Beiden eine Zukunft ſo reich und ſchön, wie ſie ſich das Herz des Liebenden und des Vaters nur mit allem Reichthume der Phantaſie ausmalen konnte. Don Suniar ſah ſeine ſchönſten Wünſche erfüllt, ſeine kühnſten Hoffnungen erreicht. Sein theures Kind ſollte mit der Herrſcherwürde des Landes bekleidet werden, deſſen Vaſall er war, wenn auch der reichſte und mächtigſte. Obgleich der edle Greis kein Sklave des Ehrgeizes war, ſo müßte doch ſein Herz kein Menſchen- und Vaterherz geweſen ſeyn, wenn es nicht freudig das Glück begrüßt hätte, das Esmeralden entgegenblühte.

Und Raimund Berengar mußte es ſich tauſend Mal wiederholen, daß er, ſo vielen Schönheiten auch ſein Auge begegnet war, dennoch keine gefunden, die ſein Herz bewegt, wie Esmeralda; keine, die, ſo wie ſie, mit dem Liebesreiz die Himmelsunſchuld verband, und ſo die Bürgſchaft in ihrem demüthigen Herzen trug, daß er der glücklichſte Gatte werden würde.

In dieſen Gefühlen ſchwelgend, ritten Beide ſtille neben einander in dem dunkeln Schatten eines Hochwaldes. Ihr Gefolge war etwas zurückgeblieben. Sie erreichten eben den Saum des Waldes, als ein Bote daher keuchte, und ſchier zuſammenbrach vor Ermüdung.

„Halt! edle Herren," rief er die zwei Reuter an, „ich habe eine Botſchaft an Euch." Er konnte nicht weiter reden, weil ihm der Athem verſagte.

Beide hielten nicht ohne Schrecken ihre Roſſe an.

„Was giebt's denn?" fragte Don Suniar, der den Boten erkannte, weil er aus Gineſta war und mancherlei Dienſtleiſtungen auf der Burg zu verrichten pflegte; aber ſtatt zu antworten, brach der Menſch in ein lautes Weinen aus. Thränenſtröme entſtürzten ſeinen Augen, und er konnte kein Wort hervorbringen.

Höchſt betroffen, ſtiegen Suniar und der Graf von ihren Roſſen, und drangen in den Boten, der ihnen endlich die Schreckenskunde vollſtändig mittheilte.

„Wo iſt Esmeralda?" fragten beide, wie mit einem Munde.

„Ich weiß es nicht," ſchluchzte der Bote. „Wahrſcheinlich iſt ſie von den Mauren geraubt worden; denn man entdeckte keine Spur mehr von ihr, und die Einwohner des brennenden Ortes waren entflohen, um nicht zu Gefangenen und Sklaven gemacht zu werden."

Wer plötzlich von der Höhe der ſchönſten und kühnſten Hoffnungen herabgeſtürzt wurde; wer in der Gewißheit, das warme, pulſirende Leben an ſeine Bruſt zu drücken, inne ward, daß er einen kalten Leichnam umarmte, der nur kann fühlen, was jetzt in der Bruſt der beiden unglücklichen Männer vorging.

Kaum war die Erzählung geendet, als Beide, ohne ein Wort zu reden, ſich wieder in die Sättel ſchwangen und nun mit verhängtem Zügel davon jagten. Kaum vermochte ſie das Gefolge einzuholen. Aber als ſie Gineſta erreichten, da ſtand die Schauermähr in der ſchrecklichſten Wirklichkeit vor ihren Augen. Selbſt von den nun zu den Brandſtätten ihrer Wohnungen zurückgekehrten Unglücklichen vernahmen ſie nicht mehr, als was der Bote ihnen geſagt. Niemand wußte über die Eroberung des Schloſſes etwas zu ſagen, und was unter den ungeheuern Trümmern begraben lag, konnte nicht ſo ſchnell herausgeſchafft werden, und wenn auch — es war ſtumm!

Das Eine nur meinten Viele geſehen zu haben, daß die entweichenden Ungläubigen Gefangene mit ſich geführt hätten.

Suniar eilte an den Ausgang des Fluchtganges — aber da lagen die Steine aufgeſchichtet vor dem Ausgang, als ob niemals ein Menſch da herausgekommen ſey.

So blieb denn dem Herzen des unglücklichen Vaters nichts übrig, als die Gewißheit, ſeine Esmeralda ſey als Beute nach Puglierza geſchleppt worden. O, wie gerne wollte er ſie jetzt als todt beweint haben, hätte er die Gewißheit ihres Todes gehabt — aber ſie in der Gewalt ſchonungsloſer Barbaren zu wiſſen, das war ſchrecklicher als der Tod.

Des Grafen Schmerz war gränzenlos.

„Laßt uns nicht hier dem Schmerze nachhängen," rief endlich der tapfere Wilhelm von Montpellier. „Eilet nach Barcelona, ihr Herren. Rufet auf, was das Schwert führen kann, und rüſtet jedes Boot an Euren Küſten aus zu einem Kreuzzuge gen Puglierza. Ich will am Ebro hinabziehen und Kunde ſammeln, vielleicht, daß ich Gewißheit zurückbringe."

Dies Wort wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf Beide. Der dumpfe Schmerz wurde unterbrochen. In dem Gedanken lag noch eine Hoffnung, wenn auch nur die einer gerechten Rache.

Digitized by Google

Ungeſäumt brachen ſie auf. Der Heerruf ging durch's Land, und empört von den Gräueln bei Gineſta, zogen Schaaren tüchtiger Streiter nach Barcelona, um den Kreuzzug gegen die Seeräuber der Balearen mit zu machen.

Während nun dorthin Hunderte strömten, zog Wilhelm von Montpellier, des Grafen treuer Freund und Waffenbruder, am Ebro hinab. Ueberall fragend und forſchend. Aber heimlich und tückiſch, wie ſie gekommen, waren ſie auch wieder aus dem Lande gewichen, und Niemand hatte ſie geſehen.

Endlich erreichte er die Hütte eines Fiſchers. Es war die des verworfenen Gomez. Er kehrte dort ein.

„Weißt Du etwas von dem Raubzuge der Mauren nach Gineſta?" fragte der Ritter den verſchlagenen Schurken.

„Wohl weiß ich davon," ſagte er; „ihre Galeeren ſah ich kreuzen, ihre Boote ſah ich ſtromauf- und wieder herabſegeln, aber ich floh in das Gebirge, um nicht zum Sklaven gemacht zu werden."

„Weißt Du nicht, ob ſie das Fräulein von Gineſta als Gefangene mit ſich nahmen?"

Gomez beſann ſich. „Ich kann es nicht mit Gewißheit ſagen, Herr," erwiederte er; „aber ich ſah, daß ſie Frauen mit ſich führten."

Wirklich redete hier der Verräther die Wahrheit. Er hatte ſich, als ihm der Lohn ſeines Frevels geworden und der Angriff unternommen wurde, ſtille davon gemacht; hatte ſich in ſeinen Kahn geſetzt, und war ſo ſchnell, als es die mondhelle Nacht zuließ, ſtromabwärts gerudert, das Sündengeld in Sicherheit zu bringen. Zeuge der Begebenheiten in Gineſta war er nicht geweſen; und als die Räuber zu ihren Galeeren zurückkehrten, hatten ſie ſolche Eile, daß er nicht die Gewißheit erhielt, wie Alles abgelaufen war.

So kam denn der Ritter von Montpellier nach Barcelona zurück mit nicht weniger und nicht mehr Gewißheit, als auch die beiden ſo ſchwer getroffenen Männer mit ſich genommen hatten; allein die Genugthuung hatte ſein Herz, daß er im Hafen eine lebendige Thätigkeit fand, die Flotte auszurüſten, die die Seeräuber der Balearen züchtigen ſollte. Täglich kamen Schiffe aller Größen, wie man ſie damals führte, an, und boten ſich als Mittel des Transports nach den Inſeln an. Die benachbarten Herrſcher der Seeküſten ſandten Streiter, Ruderer und Schiffe. Es galt die Vertilgung des gemeinſamen Feindes, und Allen galt der Kampf, Allen der Sieg, wenn er errungen wurde. Die Mönche und Prieſter hielten Predigten, Bittgänge und Meſſen für das glückliche Gelingen des Kreuzzuges, und verhießen reichen Ablaß den Streitern. —

Während man ſich auf dem Feſtlande ſo rüſtete, war Puglierza der Schauplatz gewaltigen Zwieſpalts. Der Tod des Emirs Achmet war das Signal eines wüthenden Kampfes Derer, welche ihm nachzufolgen ein Recht oder blos die Luſt hatten. Familien gegen Familien kämpften den Vertilgungskampf des Ehrgeizes und des wüthendſten Haſſes. Alle Leidenſchaften waren entfeſſelt, und Niemand dachte an einen Ueberfall von außen her, bis endlich Gomez ankam, um ſeine Freunde, Achmet und Ali, zu benachrichtigen und auszubeuten. Gerade um dieſe Zeit blieb in einem heftigen Kampfe Abdul-Kalib, einer der reichſten Beſitzer Majorka's, Sieger über die Gegenpartei; aber ihm fehlte die Energie Achmet's und die Weisheit Ali's. Ihm wollte Gomez ſeine Mittheilung verkaufen. Doch Abdul-Kalib kannte ihn nicht, hielt ihn für einen Betrüger, und ließ den Ruchloſen im Hofe aufknüpfen, ohne daß er eigentlich ahnete, welche Handlung er im Dienſte einer höheren Gerechtigkeit ausübte.

Der neue Emir wandte ſeine ganze Kraft auf die innere Befeſtigung ſeiner Macht. Ströme Blutes floſſen in der Stadt Puglierza und in den andern Städten der Inſeln. Zahlreiche Köpfe der Hingerichteten ſchmückten, als ſcheußliche Trophäen des Sieges einer uſurpirten Gewalt, das Eiſengitter am Hofe ſeines Palaſtes in Puglierza, und als das Blutbad endete und ſein Sieg gewiß war, da erſt dachte er daran, ernſtere Maßregeln zur Sicherheit nach außen hin zu ergreifen.

Unterdeſſen waren die Tage des Septembers gekommen und in Barcelona wimmelte es von kampfluſtigen Streitern voll chriſtlichen Muthes. Der Hafen war gefüllt mit Schiffen. Ruderer aus allen Gebieten des Küſtenlandes waren verſammelt und harrten des Auslaufens der Flotte. Nie hatte man in Barcelona Aehnliches erlebt und nie war mehr Einheit in einer Unternehmung, als in dieſer. Suniar und der junge Graf gönnten ſich faſt keine Ruhe mehr, und Wilhelm von Montpellier ſtand ihnen mit all' ſeinem glühenden Eifer, ſeinem Muthe und ſeiner reichen Erfahrung zur Seite.

(Fortſetzung folgt.)

Der letzte Heidenzug im Amt Cleeberg im Taunus im Jahr 1809.

»Andere Zeiten, andere Sitten.«

Wie ſich die Sitten gemildert haben im Laufe eines Jahrhunderts! Vor einem Jahrhundert wurden vier arme Zigeuner zu Uſingen, an dem ſogenannten Galgenberge, hingerichtet, ohne irgend einen anderen Grund als weil ſie eben Zigeuner waren. Armſeliger Wahnſinn der Menſchen, der die abſcheulichſten Grauſamkeiten kaltblütig verübt, indem er ſich überredet, daß es der Gottheit zu Ehren geſchehe! Aber was Leſſing in ſeinem Nathan und Herder in ſeinen Briefen zur Beförderung der Humanität gelehrt haben, iſt gewiß nicht ohne Wirkung geblieben, denn wie jetzt Millionen Menſchen leben, welche den Religionshaß als dem Chriſtenthum ganz zuwider verdammen und die Anſicht allenthalben verbreitet iſt, daß man die Menſchen nach ihren Handlungen und nicht nach ihren Worten und ihrem religiöſen Bekenntniſſe beurtheilen müſſe, ſo haben wir von der Ermordung andersglaubender Brüder gar keinen Begriff mehr, und wir würden die Gräuel, welche uns die Geſchichte in dieſer Hinſicht erzählt, nicht glauben, wenn uns dieſelben nicht von den glaubwürdigſten Zeitgenoſſen und oft mit der größten Unbefangenheit und Argloſigkeit erzählt würden.

Vor einigen Wochen und Monaten ſind mehrere Zigeunerfamilien durch Uſingen gewandert und ſie erregten kein größeres Aufſehen, als daß die Kinder ihnen nachliefen. Dieſes gibt uns Veranlaſſung, eines ſeltſamen Poſſenſpiels zu erwähnen, das ſich im Amt Cleeberg aus alten Zeiten bis zum Jahr 1809 erhalten hat. Wir haben die folgende Erzählung aus der zuverläſſigſten Quelle.

Der damalige herzogl. naſſauiſche Amtmann zu Cleeberg, zu welchem Amte die vier Ortſchaften Brandoberndorf, Cle-

Digitized by Google

berg, Ebersgöns und Oberkleen gehörten, erzählt die Sache auf folgende Weiſe: Im Jahr 1809 kam eines Tages der damalige Feldgerichtsſchöffe Jung von Brandoberndorf zu mir und ſagte: „Wir müſſen auch jetzt den Heidenzug halten." Ich war erſtaunt, und auf meine Frage, wozu und wofür? und was der Heidenzug ſey? ſagte er: „Das iſt eine uralte Sitte, und ſo oft der Heidenzug gehalten wurde, war es Gebrauch, daß der Amtmann demſelben beiwohnte, wofür er auch immer ſeine Diäten erhalten hat." Nun wurde die Sache angeordnet, und es verſammelte ſich aus den vier Ortſchaften eine ſtarke Mannſchaft mit Spießen und Trommeln unter Anführung des Beamten, welcher der Seltſamkeit und des Scherzes wegen auf das Anſinnen einging. Der Zug dauerte einen Tag; er ging in feierlicher Stille durch die Wälder, aber ſobald man ſich einer der vier obengenannten Ortſchaften näherte, erhob die Mannſchaft ein lautes Geſchrei und die Trommeln wurden gerührt, „um die Heiden aus den Dörfern zu vertreiben", während in langer Zeit gar keine in der ganzen Gegend geſehen worden waren. Das war der letzte Heidenzug in unſerer Gegend, die letzte Spur eines alten Gebrauchs, der vielleicht in alten Zeiten, als die Zigeuner noch im Verdachte der Brandſtiftung und Spitzbüberei ſtanden, einen vernünftigen Grund hatte, aber der am Ende in ein Poſſenſpiel zuſammenſchrumpfte. So iſt Manches vor Jahrhunderten vernünftig geweſen, was heute unter ganz veränderten Verhältniſſen eine Verrücktheit iſt. Darum ſagt man „andere Zeiten, andere Sitten", und deßhalb ſollten die Anhänger des Schlendrians bedenken, daß ihre Anſichten im Laufe der Zeit altfränkiſch geworden ſind, wie ein Hochzeitsrock, der dem Urgroßvater vielleicht ſchön geſtanden hat, indeß ſich der Urenkel darin wie ein Affe ausnimmt und ſich lächerlich macht.

Frankfurter Theater.

Wenn auch während der Meſſen das Perſonal unſeres Theaters ſich einer anſtrengenden Thätigkeit zu unterziehen hat, ſo wird ihm dagegen auch der Lohn einer größeren Anerkennung. Es hat nicht nur Gelegenheit, vor anweſenden Gäſten aus allen Theilen Deutſchlands ſeine Talente zu entfalten und ſeinen Ruf zu erweitern, ſondern findet auch überhaupt lebhaftere Würdigung, da ſeine Leiſtungen für dieſe fremden Zuhöeer den Reiz der Neuheit haben. Unſer hieſiges Publikum, ein ziemlich überſättigtes und allzu ſehr kritiſirendes, iſt gegen Manches gleichgültig und ſelbſt kalt geworden, was ſeines beſten Beifalls würdig wäre, und nicht immer iſt es gerecht gegen unſere Kunſtanſtalt, welche in ihrem gegenwärtigen Zuſtande jeder billigen Anfoderung entſpricht und den Vergleich mit andern Bühnen bedeutenderer Städte nicht zu fürchten hat. Unſer Perſonal iſt zahlreich und beſitzt viele gute, manche ausgezeichnete Mitglieder; die Einſtudierungen werden mit Sorgfalt geleitet und das Repertoir iſt mannichfaltig. Wir haben guten Grund, zufrieden zu ſeyn und wer in unſerem Theater Genuß ſucht, ohne ſich denſelben durch Krittelei und Oſtentation zu verbittern, der wird ihn finden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies die Ausſtellung von vorkommenden Mängeln und Unvollkommenheiten, welche ſich überall vorfinden, nicht ausſchließt.

Am 3. d. M. gab man Roſſini's „Wilhelm Tell." Es iſt intereſſant, das Verzeichniß der Roſſini'ſchen Opern zu leſen, welches uns die „Revue et Gazette muſicale de Paris" mittheilt. Nach dieſem Verzeichniß hat Roſſini (am 29. Febr. 1792 geb.) vom Jahr 1810 bis 1829, alſo innerhalb 19 Jahren, 38 Opern geſchrieben, von denen Wilhelm Tell die letzte iſt. Daß eine gute Muſik, die auch dem Publikum gefällt, ein flaches Buch — die Jouy'ſche Bearbeitung iſt gewiß eine der gewiſſenloſeſten, die exiſtirt — zu emancipiren vermag, wird uns in dieſer Oper recht klar. Welche graſſe Verſtöße gegen das Schiller'ſche Drama! Welche Willkürlichkeiten in Behandlung der Charaktere! Mit allem dem verſöhnt die kernhafte Muſik. Sie iſt ſo reich an Melodieen wie an deutſch-harmoniſcher Fülle und Keines wirkt auf Koſten des Andern. Es iſt ſchon öfter mit Recht behauptet worden, dieſe Oper ſey eine muſikaliſche Merkwürdigkeit, da ihr Styl ſo ganz und gar den Componiſten aller vorhergegangenen Opern verläugnet, mit denen Roſſini eine neue Aera im italieniſchen Geſchmack gründete. Hier in ſeinem Tell wollte er offenbar eine Oper für deutſche Sänger ſchreiben, und daß es ihm gelungen iſt, darüber haben bereits die geſammten deutſchen Theater entſchieden. Auf unſerer Bühne wurde das Werk mit unverkennbarem Fleiß neu in Scene geſetzt und Alles war ſichtbar bemüht, den guten Eindruck feſtzuhalten den die Darſtellung früher hervorgebracht hat. Das Maſſenhafte und Koloſſale des harmoniſchen Theiles, die Schönheit der Solopartieen, gute Beſetzung und Leitung, Alles trug dazu bei, dieſe werthvolle Oper auch würdig darzuſtellen. Vor Allen gebührt Hrn. Piſchek als Tell, dem Helden der Oper, die dankbarſte Anerkennung; wir würden ſagen: der Siegeskranz, wenn das übrige Perſonal: Fräul. Capitain (Mathilde), Fräul. v. Knoll (Gemmy) und die Herren Conradi, Chrudimsky und Wiegand (Geßler, Arnold und Walther Fürſt) nicht neben ihm geſtanden hätten. Jedenfalls iſt die Partie des Tell höchſt dankbar. Der Darſteller kann uns gleichgültig laſſen, aber die Muſik, die für ihn ſingt, wird ihn vor dem Fallen ſchützen. Um ſo verdienſtvoller iſt es, wenn er die guten Elemente, woraus dieſer Tell zuſammengeſetzt iſt, noch höher potenzirt und das Publikum bis zu dem geiſtigen Standpunkte hinauf zieht, von dem der Componiſt ausging. Hr. Piſchek, der bekanntlich nie die Bühne betritt, bevor er ſeiner Aufgaben vollkommen mächtig iſt, hat das Verdienſt, das Muſikaliſch-Geiſtige, das in dieſer Partie vorherrſcht, richtig aufgefaßt und wiedergegeben zu haben, weßhalb wir über das, was hie und da noch dem Spiel mangelte, nicht ſtrenge richten wollen. Hoffentlich wird dieſe Oper bald wiederholt werden.

Am 4. d. M. gab man: „Von Sieben die Häßlichſte", ein immer gern geſehenes und wirklich recht ſchönes Luſtſpiel, originell in der Erfindung der Intrigue, ſo wie der Charaktere und anziehend durch den angenehmen Wechſel der Situationen. Hr. Wallner erſchien als Ambroſius und gab den geſchwätzigen, gutmüthigen und abergläubiſchen Alten recht gut und mit der nöthigen Beherrſchung ſeines oft allzu lebhaften Naturells; beſonders wußte er die häufig eingeflochtenen Sprüchwörter effectvoll zu nüanciren. Seine Darſtellung fand Beifall. Hr. H. Schneider (Ernſt) möge dahin ſtreben, den äußerlichen Vorzügen freundlicher Perſönlichkeit und wohlklingenden Organs diejenigen einer poetiſchen Auffaſſung und geiſtigeren Schattirung beizufügen. Fräul. Albini als Erneſtine gab die Rolle mit Sorgfalt, ohne daß es ihr jedoch gelungen wäre, ein beſonderes Intereſſe dafür zu erwecken. Die Damen Weidner und Meck ſind mit beſonderer Auszeichnung hervorzuheben.

Auflöſung der Charaden in Nro. 248.

1. Offenbach. 2. Achſelträger.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. Sept. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwiſchen-Abth., Muſik von Meyerbeer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 251. Montag, den 11. September 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

XIV.

Meſſire Gui de Mormoran erwachte aus ſeinem Schlummer, als ſchon die Sonne hoch am Mittage ſtand; aber er fühlte ſich nicht erquickt, vielmehr wühlte ein reges Fieber in ſeinem Blute. Der Kopf ſchmerzte ihn entſetzlich, und er war kaum eines Gedankens mächtig. Alles, was ihm begegnet war, lag wie ein wüſter Traum in ſeinem Kopfe.. Nur mit Mühe erinnerte er ſich der letzten Begebenheiten.

Was ſollte aber hier in der Einſamkeit des Waldes aus ihm werden? Der Gedanke drängte ſich ihm auf. Er mußte fort, um Wohnſtätten von Menſchen zu finden, die Barmherzigkeit an ihm üben konnten. Doch, welche Richtung ſollte er einſchlagen? Welches war die Richtung, die er verfolgend hierher gekommen war? Er war fremd, und konnte eben ſo gut den Mauren wieder in die Hände fallen, als ſich von ihnen entfernen. In dieſer Angſt der Zweifel und Ungewißheit nahm er ſeine Zuflucht zum Gebete.

Mormoran gehörte zu denen, welche die Religion nur als Hülfsmittel in der Noth anſehen. Leichtſinnig und leichtfertig hatte er bis jetzt gelebt, und das Unglück war ihm fremd geblieben. Erſt jetzt beruhrte das Mißgeſchick zum erſten Male ſeine Seele ſtark.

Das Gebet erleichterte ihn. Er griff zu einem Baumaſte, der im Graſe lag, und bediente ſich ſeiner als eines Stabes. Er wanderte auf gutes Glück dem Gebirge zu. Ehe aber noch der Abend kam, verſagten ſeine Kräfte, und das Fieber rüttelte ihn entſetzlich.

In dieſem Zuſtande lag er am Stamme eines Baumes, als ein wandernder Ziegenhirte ihn fand. —

Die dürftige Kleidung des Ritters war nicht geeignet, die Raubluſt des Halbwilden zu wecken. Dieſer Umſtand gab ihm Anſprüche auf ſein Mitleid. Mit Ziegenmilch erquickte er ihn, und nahm ihn dann mit ſich in ſeine Hütte. Wenige Tage der Ruhe und leidlichen Pflege reichten hin, ihn wieder herzuſtellen. Bei dem Hirten, der ſelbſt ſehr arm war, konnte er nicht weilen; daher griff er zum Wanderſtabe. Er wollte nach Barcelona, da er von dem Hirten eines Abends die Kunde erhielt, Gineſta ſey niedergebrannt. Er konnte es ſich wohl denken, daß ein ſolcher Frevel eine ernſte Rache fordere, und wollte durch die Theilnahme am Kampfe gegen die Mauren ſein Gewiſſen beruhigen. Allein er hatte ſich mehr zugetraut, als er zu leiſten vermochte. Schon der erſte Tag ſeiner Wanderung über das ſterile Gebirge lieferte den traurigen Beweis der Erſchöpfung ſeiner Kräfte. Eine Nacht, im Walde zugebracht, und ein durchnäſſender Regenſchauer rief das alte Uebel neu hervor, und er dankte ſeinem Schutzheiligen, daß er eine Hütte in der Ferne ſah. Der Verſuch, ſie zu erreichen, mißglückte. Bewußtlos ſank er nieder, ehe er ſie erreichen konnte.

Es war eine der wunderbaren Fügungen jener heiligen Macht, die Alles lenkt, welche der kurzſichtige Menſch in ſeinem thörichten Wahne einen glücklichen Zufall nennt, daß jene Hütte die Wohnſtätte der Mutter Juanita's war, wo Esmeralda und ihre treue Concha Zuflucht gefunden hatten nach der Kataſtrophe Gineſta's.

Eben kam Esmeralda, gehüllt in die groben Gewänder des Volkes, mit Juanita's Mutter aus dem Walde zurück, wo ſie Beeren gepflückt und die Ziegen ihrer weißen duftigen Laſt entladen hatten, welche dort Juanita's kleine Schweſter hütete, als ſie den Bewußtloſen fanden. Ihm zu helfen, war der erſte Gedanke in Esmeralda's Seele. Auch Juanita's Mutter war dazu bereit; aber wie ſollten ſie den ſtarken Mann in die Hütte bringen?

Esmeralda eilte in die kleine Hütte, um ihn mit Waſſer anzuwaſchen. Mit Mühe gelang es ihnen, den Ohnmächtigen wieder zu erwecken, um ihn in die Hütte führen zu können.

Als Mormoran die Augen öffnete, erkannte er Esmeralda, und ſchrie ſchier auf vor Freude, ſie gerettet zu ſehen, die er in der Hand der Mauren glaubte; aber er war zu ſchwach, ſich äußern zu können.

Esmeralda erkannte ihn nicht.

Man brachte ihn nun mit vieler Mühe in die Hütte, wo ſie ihm in dem einzigen Gemache, das vorhanden war, außer einem Speicher, wo Esmeralda und die beiden Frauen ſchlieſen, und zu welchem man vermittelſt einer Leiter gelangte, ein Mooslager bereiteten. Wochen vergingen, und Mormoran lag im Fieber und in wilden Phantaſieen.

Er phantaſirte viel von Gineſta, von Esmeralden, von Achmet und Puglierza. Durch dieſe Aeußerungen erkannte ihn die Jungfrau wieder, und brannte vor Begierde, den Zuſammenhang kennen zu lernen, der doch in ſeinen Ge-

Digitized by Google

danken lag, welchen Erfahrungen zu unterſtellen waren. Ihre Hoffnungen wurden lange und weit hinausgeſchoben; denn ſein Leiden ſchien am Ende ſeine Kraft aufreiben zu wollen; dennoch aber ſiegte die jugendliche elaſtiſche Natur über die Macht der zerſtörenden Krankheit und ſtieß ſie ab. Er genaß; aber die Geneſung ging unendlich langſam von ſtatten, da ſie die Kunſt nicht unterſtützen und kräftige Nahrungsmittel nicht ſie fördern konnten bei der Armuth, die in der Hütte herrſchte; denn Esmeralda hatte nichts gerettet, als das Leben, und was ſie als Schmuck trug, war unbedeutend und bereits längſt veräußert.

Schon färbte ſich das Laub gelb auf den Gebirgen und die herbſtliche Sonne ſandte weniger heiße Strahlen, als er wieder in die freie Luft konnte.

Da trat eines Tages Esmeralda zu ihm, und bat ihn um Aufklärung deſſen, was er in ſeinen Fieberträumen unzuſammenhängend ausgeſagt.

Gerne erfüllte Mormoran den Wunſch der Jungfrau ſo vollſtändig, als er es konnte. Nur jenen Grund der glühenden Liebe Achmet's konnte er nicht wohl angeben, weil er ſich ſelbſt würde bloßgeſtellt haben. Sein franzöſiſches Gewiſſen fand ſich leicht mit der Lüge ab, und jagte ohnedies des Erröthens genug auf die ſchönen Wangen.

Auch ſie theilte ihm die Begebenheiten mit, welche ihre Rettung und ihre Hierherkunft bedingten, aber ſie ſprach auch den Kummer aus, daß ſie ihrem Vater noch nicht habe die Rettung ihres Lebens melden können, und den Wunſch, ſie von hier abzuholen.

„O, gönnt mir dieſe Freude, Fräulein!“ rief Gui aus. „Laßt mich wenigſtens eine Abſicht meiner Flucht erreichen. Das ſchreckliche Geſchick Gineſta's abzuwenden, wollte und ſollte mir, wie es ſcheint, nicht gelingen; aber meinem Herzen wird es ein Troſt ſeyn, Don Suniar die Freudenbotſchaft zu bringen, und gegen die Mauren auf den Balearen mitkämpfen zu können.“

Beide hielten dieſe Hoffnungen feſt, und fanden Troſt und Beruhigung in ihrer Lage darin.

Die Geneſung Gui's de Mormoran ſchritt indeſſen nur langſam vorwärts. Auf das Gebirge drang keine Kunde aus Barcelona.

Endlich trat Mormoran, begleitet von den Gebeten und Segenswünſchen Esmeralda's, ſeinen Weg an. Ueber Berge und durch wilde Thäler, durch Wälder und Ebenen, die nur der wandernde Hirte damals beſuchte, und wohin noch nicht der Menſch mit ſeinen Wohnungen gedrungen war, führte ihn ſein mühevoller Weg. Endlich erreichte er die Stadt, welche ſein Ziel war; aber der Hafen Barcelona's war leer, die Stadt wie ausgeſtorben. Auf ſeine Fragen antwortete man: die Flotte ſey vor dreien Tagen nach den Balearen abgeſegelt.

(Fortſetzung folgt.)

Euterpe auf der Reiſe.

(Nach Armand de Pontmartin; von Wilh. Wagner.)

Als Schauplatz der Vorfälle, welche wir jetzt unſern Leſern zu erzählen gedenken, haben wir die Stadt B. zu bezeichnen; doch wollen wir bitten, daß man ſich nicht bemühen möge, Vermuthungen und Nachforſchungen anzuſtellen, um herauszubringen, welche Stadt wir mit dieſem Anfangsbuchſtaben bezeichnen wollen. B. iſt eine Provinzſtadt, wie hundert andere, und man könnte von derſelben erzählen, was man auch von andern erzählt, daß ſie ſchöne öffentliche Plätze und Promenaden, einige alte Kirchen und eine philharmoniſche Geſellſchaft, in welcher die Harmonie oft geſtört iſt, beſitzt, daß ſie zwei Journale zählt, in welchen man ſchöne Räthſel und kurzweilige Theaterberichte lieſt, daß endlich ihre Bewohner ganz charmante Leute und ihre Umgebungen an Sonn- und Feiertagen ganz allerliebſt ſind. Dieſe gute Stadt B. befand ſich zur Zeit unſerer Geſchichte in großer Verlegenheit, denn ſie ſah ſich genöthigt, einen Deputirten zu erwählen. Derjenige, den ſie im vergangenen Jahre ernannt hatte, und zwar in Folge eines vier Seiten langen Circulars, war zur dynaſtiſchen Oppoſition übergetreten, wozu ihn mancherlei Gründe, am meiſten die des eigenen Vortheils, bewogen hatten; der gute Mann glaubte auf ſolchem Wege ſchneller zum Ziele zu kommen. Alle Leidenſchaften der Wahlparteien, alle Umtriebe und Ränke waren jetzt erwacht; es wurde gezankt und geſtritten, gewählt und verworfen, gelobt und getadelt; die Frauen miſchten ſich auch hinein und die Zeitung brachte jeden Tag ein paar Artikel über die Wahl und die Wähler. Da man ſich nun gar nicht vereinigen konnte, ſo blieb weiter nichts übrig, als aus Paris ſelber irgend einen hochgefeierten und hervorragenden Mann, ein Renommée des Tages, eine Celebrität zu wählen und zum Deputirten zu ernennen. Dieſer Glückliche war Herr Carottinès, ein ſehr geſchickter Mann, Publiciſt, Oekonomiſt, Socialiſt und Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, ein Schönredner, ausgezeichneter Schriftſteller, und in allen Journalen, mit welchen er in Verbindung ſtand, als ein geiſtreicher Kopf bezeichnet, der auf der Höhe der Politik ſich bewege, an die Fortſchritte des Jahrhunderts glaube, an die Entwickelung des Menſchengeſchlechtes, und für alles Große und Edle wahrhaft begeiſtert ſey. So trug man nun die Candidatur Herrn Carottinès an. Man ſchwärmte für ihn, wußte jeden Tag etwas Neues von ihm zu erzählen, kaufte ſeine Brochüren, las ſie und wurde nicht klug daraus, weßhalb man ſie nur um ſo mehr bewunderte, ja eine Dame gab ſogar eine Soirée, in welcher die Statuette des großen Mannes aufgeſtellt war und bekränzt wurde, während man ſich in Thee und Zuckerwaſſer berauſchte. Mit Einem Worte, Herr Carottinès war der Gott des Tages, der Liebling von B., das Ideal ſeiner Wähler; es fehlte weiter nichts, als daß man ihn noch perſönlich kennen lerne, und dieſes große Glück ſollte erſcheinen. Herr C. machte ſeinen Freunden die Anzeige, daß er jedenfalls in nächſter Woche nach B. kommen und ſich ihnen vorzuſtellen die Ehre haben würde; er wiſſe das Vertrauen, deſſen man ihn gewürdigt habe, wohl zu ſchätzen, und werde ihm zu entſprechen ſuchen. Die ganze Stadt befand ſich nun in freudigſter Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

Um dieſelbe Zeit erhielt ein Mitglied der dynaſtiſchen Oppoſition einen Brief aus Paris, worin ihm angezeigt wurde, daß Herr C. dieſer Tage in B. eintreffen und im „Hotel de France“ abſteigen werde; man möge ihn auf's beſte empfangen und ihm alle Ehre erweiſen, die ein ſo hochſtehender, vortrefflicher Mann verdiene. Mit dem genannten Briefe traf noch ein anderer in B. ein, welcher an einen der vornehmſten Bürger der Stadt gerichtet war; dieſer ſtand der Politik ganz fern und kümmerte ſich um

Digitized by Google

keine ihrer Parteien. Die Welthändel berührten ihn nicht und Wahlumtriebe kannte er nur dem Namen nach; dagegen liebte er die Muſik, ſchwärmte für ſie, hielt in ſeinem Hauſe Matinéen und Soiréen, und kannte kein größeres Glück, als einen berühmten Tonkünſtler, Sänger oder Componiſten fetiren zu können. Ihm nun wurde gemeldet von einem Freunde aus Paris, daß nächſten Mittwoch Nachmittags der berühmte Tamburini durch B. reiſen und im „Hotel de Prince" abſteigen werde, alſo an demſelben Tage, an dem auch Herr C. von ſeinen Freunden erwartet wurde. O, glückliches B.! Während ein berühmter Deputirter und Volksfreund, ein geiſtreicher Redner und Schriftſteller dich beehren will, wird auch einer der größten Sänger und Helden der italieniſchen Oper dich beſuchen, und während die Politiker ſich zum Empfange des erſteren rüſten, bereiten die Freunde der Tonkunſt dem letzteren ein glänzendes Feſtmahl.

Der Melomane verfehlte nicht, zur bezeichneten Zeit im „Hotel de Prince" ſich einzufinden, um den hochgeſchätzten Tamburini zu erwarten. Bald rollte ein Reiſewagen heran und ausſtieg ein fein gekleideter Herr von etwa 40 Jahren, das Auge geiſtreich, die Haltung vornehm und die ganze Erſcheinung intereſſant. Ohne lange zu fragen, rannte der Melomane davon, hinterbrachte ſeinen Freunden die wichtige Botſchaft, und ſetzte alle Tonkünſtler und, noch mehr, alle Dilettanten der Stadt in Bewegung. Kaum eine Stunde ſpäter wurde es vor dem „Hotel de Prince" lebendig. Ein paar Dutzend Virtuoſen und Nicht-Virtuoſen hatten ſich mit ihren Inſtrumenten unter einem Fenſter des Gaſthofes placirt und brachten dem gefeierten Tamburini eine glänzende Serenade, unter dem Zulauf der Neugierigen und dem Lärmen des Pöbels. Kaum waren die letzten Töne des Ständchens verklungen, als der liebe Fremdling und Gaſt das Fenſter leiſe öffnete und mit freundlichem Gruße verbindlichſt dankte; er ſchien tief gerührt und man wollte ſogar eine Thräne in dem geiſtreichen Auge bemerkt haben. Jetzt ließen die Muſikfreunde ſich nicht länger halten; ſie ſtürmten die Treppe hinan, drangen in das Zimmer des verehrten Mannes, drückten ihm die Hand, küßten ihn ſogar und konnten keine Worte für ihren Enthuſiasmus finden. Der Moment war rührend und es dauerte lange, bis die erſten Stürme der Freude und Bewunderung vorüber waren; darauf nahm Einer das Wort und ſagte, man würde ſich glücklich ſchätzen, wenn der Liebling der Muſen ihnen die Ehre erweiſen und ein beſcheidenes, aber herzliches Diner mit ihnen theilen wolle; die Speiſen würden ſich alsdann zu Ambroſia und der Wein ſich zu Nektar umwandeln, und der verehrte Gaſt würde es vielleicht nicht verſchmähen, Einiges zur Erbauung und Beglückung ſeiner Verehrer vernehmen zu laſſen.

Der Gefeierte nahm die für ihn ſo ehrenvolle Einladung an und bald nachher ſaß man im traulichen Kreiſe fröhlich beiſammen. Das Diner war gut und der Appetit noch beſſer; man ließ es ſich ſchmecken und auch den edlen Gaben des Bacchus wurde wacker zugeſprochen. So war man nun, ohne daß etwas Erhebliches vorgefallen wäre, bis zum Braten gekommen, und der Medoc, der Chateau-Neuf und der Romanée fingen jetzt zu wirken an. Die Heiterkeit wurde immer lauter und lärmender.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Würzburg, 7. Sept.) Se. Maj. unſer allergnädigſter König haben an den Vorſtand des hiſtoriſchen Vereins dahier, Hrn. Legationsrath Dr. Scharold, folgendes Schreiben zu erlaſſen geruht: „Herr Doktor Scharold! Erfreulich war Mir das Beginnen, womit der hiſtor. Verein für Unterfranken und Aſchaffenburg jüngſt das Andenken an „Walther von der Vogelweide", dieſen teutſcheſten unter den teutſchen Sängern, gefeiert. — Wie das ihm errichtete Denkmal Mir gefalle, — habe Ich bereits ausgeſprochen, und ſehr angemeſſen finde Ich auch die Inſchriften auf ſelbem. — Ich danke Ihnen für Ihre Anzeige von der Feſtlichkeit, welche am 25. v. Mts. bei des Denkmales Enthüllung ſtattgefunden, und erwiedere die Mir von dem hiſtoriſchen Vereine ausgedrückten anhänglichen Geſinnungen gerne mit der Verſicherung Meiner Königlichen Gnade. Aſchaffenburg, den 5. September 1843. Ihr wohlgewogener König Ludwig.

(Etwas für Pſychologen!) Ein in Kaſſel erſcheinendes Blatt hat eine bisher unbekannte Seite des menſchlichen Gemüthes, eine neue Gefühlsart, entdeckt. Bei Erwähnung eines für Heſſen freudigen Ereigniſſes berichtet es nämlich: Dieſes Ereigniß ſey mit treuem „Heſſengefühle" gefeiert worden. Dies erinnert uns an die Aeußerung einer Bremer Zeitung zur Zeit des Hamburger Brandes, wo es damals hieß: „Jedes bremiſche Gemüth werde bei dieſer Nachricht vom tiefſten Mitgefühle ergriffen werden." (Theaterz.)

Hr. C. Heiter in Zweibrücken hat „Poetiſche Schneeſchmelz" ſammt Märzenſtaub von 1842", dann „Flieder und Goldlack" und weiter „Laub und Blüthen aus einem erotiſchen Sonettenwald" herausgegeben, denen wir Einiges zur Probe entnehmen:

Breiter Strom, du mächtiger,
Brich die morſche Hemmung;
Zeige dich in prächtiger
Eisgetäfelſchwemmung!

Schiffer, wie der Bruch geſchah,
Wird zu keckem Zwecke
Rudern durch die Rudera
Deiner Eisdecke.

* * *

Haltung.

1. Machſt zu böſem Spiele gute Miene?
Gut, verliere du nur nicht das Ziel!

Merke nur, die Welt iſt eine Dame:
Mach' zur böſen Miene gutes Spiel!

Tauchend ein in Dinte, mit der ſchwarzen
Schreibend treibt ſein Spiel der Federkiel!

2. Wie bequem iſt doch der Stiel der Kirſche,
Wie gewaffnet iſt der Hammerſtiel!

Kirſche läßt ſich ſpeiſen, Hammer, Eiſen,
Viel geſchwungen will und trifft ein Ziel!

Immer halte rein in ſich ſich Jeder,
Draußen wer gefiel und wer da fiel.

* * *

Digitized by Google

Verdienſte.

Seitdem ich bin geboren,
So hab' ich mich geſchoren
Um Weiſe wie um Mohren,
Um Kluge wie um Thoren,
Und habe bald gefroren,
Und wieder bald gegohren,
Gewonnen und verloren —
Ich Kerlchen auserkohren,
Mit Augen und mit Ohren,
Mit wohlverdienten Sporen,
Beim Teufel ſoll ich ſchmoren?
Das haſt du mir geſchworen,
Warum denn lieber Tod?

* * *

Waſſerleben.

Sonnenlächelbilderchen im Bächelchen
Um die blauen Jüngferchen, die badenden,
Fiſchchen munter unten auf dem Grunde drin,
Windgefächel obenher im Schilfe hin —

Quakt auf einmal mittendurch ein Froſch ſo laut:
Was der Quaker Quellenrath der Welt vertraut?
Waſſerlinſen, Binſenbüſche hören zu
Wie behaglich, ja behaglich predigſt du!

* * *

Bürſchchen.

Du biſt ein Bürſchchen nach der Regel,
Das heißt: du liebſt die Freiheit ſehr,
Ja biſt mitunter faſt ein Flegel!
Du biſt ein Bürſchchen nach der Regel,
Kein Kegel mehr, nein, dreiſt ein Schlegel,
Wo kam dir die Verwandlung her?
Du biſt ein Bürſchchen nach der Regel,
Das heißt: du liebſt die Freiheit ſehr!

* * *

Unbegreiflich.

Ich ſoll ein ſolches kleines, kleines
Milchwickelkind geweſen ſeyn?
War doch von je ein Freund des Weines!
Ich ſoll ein ſolches kleines, kleines —
Nein, nein, ich war ein großes, — reines,
Umreiftes Faß gleich, voller Wein!
Ich ſoll ein ſolches kleines, kleines
Milchwickelkind geweſen ſeyn!

* * *

Mann und Bübchen.

Mein Bübchen auf dem Steckenpferde
Mit Peitſchenknall und Schwung und Sprung
Und dieſer Reitersmann-Geberde!
Mein Bübchen auf dem Steckenpferde
Macht daß ich ſelbſt ein Bübchen werde:
Da wird ein alter Reiter jung,
Ein Bübchen auf dem Steckenpferde
Mit Peitſchenknall und Schwung und Sprung!

Allen denjenigen, welche an Hypochondrie leiden, ſind dieſe köſtlichen Poeſieen, die einzig in ihrer Art ſind, beſtens zu empfehlen.

Literatur.

Der Krieg Oeſterreichs gegen Frankreich, deſſen Allirte und den Rheinbund im Jahre 1809. Oder ausführliche Geſchichte der Feldzüge in Deutſchland, Italien, Polen und Holland; der Inſurrectionen Tyrols und Vorarlbergs; der Aufſtände in der Altmark und in Heſſen und der Züge des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig und des Majors F. v. Schill im Jahr 1809. Von Franz Joſeph Adolph Schneidawind. Schaffhauſen, Hurter'ſche Buchhandlung, 1843. Dritter Theil.

Der vorliegende dritte Theil ſchließt die Geſchichte der denkwürdigen Kämpfe im Jahre 1809. Er ſchildert die Gefechte am Inn u. ſ. w., den kühnen Zug des Herzogs von Braunſchweig durch das nördliche Deutſchland und ſeine Rettung auf England's Gebiet; den verſpäteten und verunglückten Zug der Engländer nach Holland; das Ende des Trauerſpiels in Tyrol (wie Immermann den blutigen Kampf in Tyrol einmal benannte); die Friedens-Arbeiten und den Frieden von Wien ſelbſt mit ſeinen Folgen. Auch die Mordverſuche auf Napoleon, zu Schönbrunn durch Staps und zu Brünn durch einen tyroler Handwerksgeſellen, werden erzählt, welche beide Scenen ebenfalls ſehr intereſſant und dramatiſch ſind. Der Hr. Verf. hat ſich im dritten Theile ſeines trefflichen Werkes abermals viele Verdienſte um die Geſchichte jener wichtigen Zeit erworben, und hat namentlich die Partie des Kampfes der Engländer auf Walchern, welche bisher kaum in den Werken, die vom Jahre 1809 handeln, angedeutet wurde, bis in die kleinſten Details aufgehellt, ſo wie er auch neues Licht über manche Vorgänge in Tyrol, vorzüglich bei der Diviſion, welche aus den Truppen der kleineren ſächſiſchen Fürſtenhäuſer gebildet worden war, verbreitet hat, u. dgl. m. Wir bleiben daher bei unſerer Anſicht und ſprechen ſie abermals aus: daß die von Hrn. Schneidawind bearbeitete Geſchichte des Krieges von 1809 zu den wichtigeren und beſſeren der neuen hiſtoriſchen und kriegshiſtoriſchen literariſchen Erſcheinungen gehöre. Sie iſt treu, auf den beſten Quellen baſirt, klar, ausführlich und lebendig. — Das genannte Werk hat bereits von Seiten der Kritik und des Publikums verdiente Würdigung gefunden.

Logogryph.

Nie findet der Wand'rer bei mir der größeren Städte Gepränge;
Was ſelbſt meinen Rang nur betrifft, iſt Name der „Stadt" mir nicht eigen;
Doch ſchätze drum arm noch nicht das von Fürſten und Bettlern Beſuchte:
Denn reichlich quillt Jedem bei mir die Leiden ſtets lindernde Quelle.
Beraubſt mich am Anfang und End' um eins meiner Zeichen, dann nenne
Ich dir ſo erhabenes Lied, das, gilt es auch würdigem Weſen,
Oft trägt bis zum Himmel den Geiſt, wenn's heil'ger Begeiſt'rung entſtrömte!

Hyhm. J. A. Kunkel.

Theater-Anzeige.

Montag, 11. Sept. Drei Feen, Luſtſpiel in 2 Abth., frei nach Bayard bearbeitet von W. Friederich. Hierauf folgt: Der alte Bürgercapitain, oder: die Entführung, ein Frankforter heroiſch-borjerlich Luſtſpiel in 2 Abth.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 252. Dienſtag, den 12. September 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

XV.

Es war ungefähr ein Vierteljahr ſpäter, als Don Pablo, der Wirth bei Irun, vor der Thüre ſeiner Poſada ſtand, und den Weg nach der Bidaſſoabrücke bald hinab, bald wieder gegen Irun blickte, ob nicht Gäſte kämen. Er ſah ſauer d'rein; denn ſeit zwei Tagen war Niemand in der Poſada eingekehrt, und dieſe Erſcheinung war ſo außerordentlich, daß er in der That Urſache hatte zum Mißvergnügen. Endlich erblickte ſein Auge Gegenſtände, die geeignet waren, ihm guten Muth zuzuführen.

Von der Bidaſſoa her naheten nämlich zwei Wanderer, wie es ſchien, ein Weib und ein Mann; von Irun her kamen zwei Reiter.

„Herrlich!“ rief Pablo, und rieb ſich mit heiterer Miene die Hände. „Es iſt mir in der That weniger darum zu thun, Geld zu löſen, als Neuigkeiten zu erfahren. Ich gäbe etwas darum, wenn ein Mal einer käme, der mir erzählen könnte, wie es dem jungen Grafen von Barcelona gehet, dem ich einſt den Weg wies. Er belohnte mich ſo reich, und war ſo luſtig, daß ich ihn lieb gewann.“

Während er ſo ſprach, näherten ſich die Reiſenden allmählig der Poſada.

Die Reiter nahten zuerſt. Es war ein ſtattlicher, junger Ritter, der ein Barettlein mit einer ſchönen Feder recht unternehmend auf einem Ohre ſitzen hatte, und deſſen Aeußeres eine gute Meinung von ſeinen Mitteln beibringen konnte. Der Andere war ſein Diener, ein blutjunger Burſche, der aber auch ein ſtattliches Roß ritt, und dabei eine Zither in einem Ueberzuge umhängen hatte, das Zeichen, daß der Ritter jener edlen Zunft der Troubadours angehöre, die jenſeits der Pyrenäen in heller Gloria blühte. Pablo ſah ihn ſcharf an, während er, das Käpplein unter dem Arme, unzählige Verbeugungen machte und den Bügel hielt, daß der Ritter leicht abſteigen konnte.

„Ich wette meinen Kopf gegen eine Melone oder Zwiebel,“ ſprach Don Pablo, „daß Ihr, geſtrenger Herr, nicht zum erſten Male unter dies friedliche, gaſtliche und leidlich bequeme Dach tretet. Irre ich nicht, ſo zogt Ihr vor mehreren Jahren ſo heitern Sinnes, wie Ihr heute kommt, gen Barcelona oder ſo da herum am Ebro.“

„Euer Auge iſt ſchärfer als das meine,“ entgegnete mit dem franzöſiſchen Accente der Rittersmann. „Ich komme wirklich daher, wohin ich damals zog, und bin juſt derſelbe, den Ihr damals beherbergtet, Sennor.“

„So ſey die Stunde geſegnet, die Euch wieder herführet, edler Herr; denn ich lechze nach Kunde von meinem Freunde, dem Grafen Raimund Berengar von Barcelona und ſeinem Waffenbruder, dem Ritter Wilhelm von Montpellier.“

„In der That, die kann ich Euch geben, wenn Ihr anders mich ſo bedient, daß ich gerne bei Euch weile.“

„Herr Ritter,“ rief Pablo, „ich habe noch ein Bockfell voll des edelſten Malaga's, den ich erſt zu Weihnachten anbrechen wollte; aber ich will nicht der berühmteſte Wirth zwiſchen Bordeaux und Madrid ſeyn, wenn ich ihn nicht öffne, daß Eure Gurgel glatt und Eure Zunge ſüß werde, mir des Guten viel zu erzählen; und einen Rehziemer ſollt Ihr haben mit Zwiebeln und Knoblauch gebraten, den meine Dolores niemals köſtlicher zubereitete.“

In Gui de Mormoran's Naſe dufteten ſchon in Gedanken die beiden Delikateſſen, und er trat fröhlichen Muthes in die Thüre, während ſein Diener die Roſſe in einen Stall trieb, dem nichts weniger vorzuwerfen war, als daß er nicht der Luft überall den freieſten Zutritt geſtattete, oder daß er ferne vom Wohngemache ſey.

Pablo weilte noch auf dem Vorplatze, denn mittlerweile naheten auch die beiden andern Reiſenden.

„Gott grüß' Dich, Diaz,“ rief Pablo, und reichte einem ſchönen Mann, in dem wir alsbald den Räuberanführer der Gebirge bei Ginesta erkennen, die derbe, braune Hand hin. „Iſt es wahr, was ich höre?“ — „Hat man Dir geſagt, ich ſey gehängt worden, ſo war's gelogen; haſt Du aber gehört, Diaz, und zwar Antonio Diaz, ſey ein Kaufmann in Irun und ein unbeſcholtener Mann geworden, und dies blühende Weibchen, ſeine Juanita, ſey ſeine Gattin, beide führen das allerbravſte Leben miteinander, ſo darfſt Du es ſo gewiß glauben, als daß Rui, der Geliebte Deiner Ehefrau Dolores, kurz nachdem er ſie aus dem Gefängniß in Sevilla errettet, wirklich vor meinen thränenden Augen gehängt worden iſt.“

Dieſe lange Rede des Diaz verſäumte es nicht, einen höchſt

Digitized by Google

bittern Eindruck auf Pablo zu machen, der nichts weniger liebte, als daran erinnert zu werden, daß Dolores einſt eine zweideutige Rolle auf dem Welttheater geſpielt habe. Er hatte ſie noch nicht eben lange geheirathet; allein ſein Herz hing mit aller Innigkeit an ihr, und Dolores war das Muſter einer wackern und netten Wirthin geworden, die alle Liebäugeleien luſtiger Finken mit ernſter Haltung abwies.

Um den Faden abzubrechen, der in unangenehmer Weiſe ſich in die Geſchichte ſeiner lieben Frau hineinzuſpinnen Miene machte, wandte ſich Pablo von dem ihn alle Mal neckenden Diaz weg zu der bildſchönen Donna Diaz. Juanita, die den eigenthümlichen ſeelenzufriedenen Ausdruck einer jungen Frau in ihrem lieblichen Geſichte trug, lächelte Pablo freundlich zu, und ſchalt Diaz, daß er ſchon wieder zu ſticheln beginne.

„Laß doch die arge Zeit ruhen," ſagte ſie. „Mir iſt ſo wohl, daß ſie hinter uns liegt. Gott ſegne die junge Gräfin, die mich und Dich auf beſſere Wege leitete."

Indem trat eine runde, tralle Andaluſierin aus der Poſada. Die Fröhlichkeit lachte aus ihrem ſchönen Geſichte, das freilich einen Zug von Frivolität noch immer nicht ganz verloren hatte.

„Juanita," rief ſie freudig aus, und eilte der Freundin entgegen, die ihr erröthend die Hand bot. „Ich werde doch Pathe?" fragte ſie leiſe die hocherröthende Juanita, die ihr ſchmollend die Hand auf die ſchwellenden Lippen drückte.

Beide traten nun ein mit den Männern.

„Juanita!" rief Mormoran, als er das junge Weib ſah.

Diaz richtete ſich hoch auf, den zu ſehen, der ſein Weib kannte. Als er aber ſeiner anſichtig wurde, ſchob er Alle hinweg, und reichte dem Ritter die Hand.

Pablo ſperrte das große Maul auf, und wußte ſich das Alles nicht zu deuten.

Diaz, der es ſah, wie erſtaunt der Wirth war, lachte herzlich, und ſagte: „ſey gutes Muthes, Pablo, Du ſollſt heute noch Manches hören, was Dir wie ein Wunder klingt, aber doch nur eine nackte Wahrheit und ein Ereigniß iſt, das dem Gange der alltäglichſten Erfahrung anheimfällt! Sorge Du mit Dolores für ein ſchmackhaftes Mahl, und das Andere wird ſich finden."

Juanita eilte mit Dolores hinaus. Bald darauf praſſelte ein Feuer auf dem Herde, der in der Mitte des Gemaches ſtand. Am Bratſpieße drehte ſich der Rehziemer, und die Bockshaut voll Malaga auf dem Rücken, keuchte Don Pablo herein.

Unter Scherz und Kurzweil der verſammelten Perſonen flog die Zeit hin, und bald genug duftete der Braten, der Becher kreiſ'te, und die heitere Geſellſchaft rückte näher zuſammen, von vergangenen Dingen zu reden.

Die ſchöne Juanita kam zuerſt an die Reihe, zu erzählen. Sie berichtete, wie ſie nach dem Ueberfalle Gineſta's die unglückliche Esmeralda gefunden, und — das geſtand ſie lachend, mehr aus Furcht, ihr Diaz möge die engelgleiche Jungfrau ſchöner finden, als ſie, denn aus Mitleid in die Hütte ihrer Mutter geführt habe.

„Als der Kreuzzug gegen die Seeräuber der Balearen unternommen wurde," fuhr ſie fort, „und die Prieſter einen reichen Ablaß Dem verkündeten, der den Kreuzzug mitmache, da kam ein guter Geiſt in Diaz und ſeine Freunde. Sie eilten muthvoll nach Barcelona in die Reihen der Streiter für die gute Sache des Glaubens und des Rechts. Sie waren alle alte Chriſten. —"

(Schluß folgt.)

Euterpe auf der Reiſe.

(Nach Armand de Pontmartin; von Wilh. Wagner.)

(Fortſetzung.)

Der verehrte Gaſt, welcher bis jetzt noch ſehr wenig geſprochen hatte und nur ganz leiſe mit ſeinen Nachbarn, wurde auch jetzt etwas lauter und ließ ſeine Stimme nach weiteren Kreiſen vernehmbar werden. „Wie — riefen die Gäſte — iſt's möglich? Iſt er doch ein Italiener, in Faënza geboren, und ſpricht wie ein ächter Franzoſe, ohne allen Dialekt, gerade ſo wie unſer Einer! Das iſt wahrhaftig etwas ganz Seltenes, und man ſieht gleich, wenn Einer Genie beſitzt." — Allmählig war die heilige Scheu und Ehrfurcht vor dem berühmten Manne gewichen; man hatte ihn eſſen und trinken geſehen, wie jeden Anderen, und er ſprach und benahm ſich, wie Andere; man wurde vertraulicher und kühner, näherte ſich ihm, knüpfte kleine Geſpräche an, fragte nach Meyerbeer und nach Roſſinis neueſtem Stabat und erkundigte ſich nach der Geſundheit von Lablache. Der Gefeierte machte im Stillen ſeine Betrachtungen über dieſe Leute, welche Politiker ſeyn wollten und doch von nichts ſprachen, als von Muſik, Opern und Sängern; indeſſen fügte er ſich als ein Mann von Welt, und dachte, daß man abſichtlich die Politik vermeide. Unterdeſſen brachte Einer, dem der Wein ein wenig zu Kopf geſtiegen war, einen Toaſt auf das Wohl des großen Mannes, welchen heute B. in ſeinen Mauern zu beſitzen ſich rühmen dürfe; es folgte ein dreimaliges donnerndes Hoch! Da erhob ſich der Fremde, bat ums Wort und ſprach: „Auf das commercielle und induſtrielle Wohlergehen von B., auf den ſicheren und erfreulichen Fortſchritt dieſes herrlichen Departements, auf die freiere Entfaltung aller Intereſſen der Intelligenz und der Humanität, auf die friedlichen Eroberungen und Siege des Geiſtes, erkämpft durch des Jahrhunderts Edelſte und Beſte, in deren Mitte ich mich heute zu befinden die Ehre habe und deren Vertrauen zu entſprechen der Stolz und die Freude meines Lebens ſeyn wird! Sie mögen hoch leben!" — Nach dieſen kräftigen Worten ließ er ſeine Blicke begeiſtert umherſchweifen, und alle Anweſenden waren höchlich erſtaunt über den für einen Sänger der italieniſchen Oper etwas ſonderbaren Toaſt. Ein Dilettant, ein rühmlich bekannter Guittarenſpieler, bemerkte einem neben ihm ſitzenden Flötiſten ganz leiſe, daß alle berühmten Männer Sonderlinge wären, und ſo auch dieſer, deſſen Liebhaberei die Politik zu ſeyn ſcheine, während z. B. Roſſini von nichts lieber rede als von Macaroni, die er ſelber trefflich zu bereiten wiſſe.

In dieſem Augenblick erhob ſich ein Violoncelliſt, dankte dem verehrten Gaſt für ſeinen trefflichen, der franzöſiſchen Nation zur Ehre gereichenden Trinkſpruch und fügte den Wunſch und die Bitte bei, er möge nun, wo man ſo fröhlich beiſammen wäre, auch etwas ſingen, und durch einen ſolchen Beweis von Gefälligkeit der Verſammlung eine liebliche Gabe der Kunſt und der Freundſchaft zugleich ſpenden, und nicht für Zudringlichkeit halten, daß man ein ſolches Anſinnen an ihn ſtelle. Der Gefeierte ſtutzte und konnte ſich dieſe Bitte, welche allgemeinen

Digitized by Google

Beifall gefunden hatte, nur dadurch erklären, daß er ſie einem ſonderbaren und hier zu Land wahrſcheinlich herrſchenden Gebrauche zuſchrieb, welcher ihm freilich eben ſo läſtig als abgeſchmackt erſchien, dem er ſich aber dennoch fügen zu müſſen glaube, es möge nun gehen und ausfallen, wie es auch wolle. Er ſagte: „Ich darf Ihnen nichts abſchlagen, meine Herren, und bin gerne bereit, etwas zu ſingen, muß jedoch, allen Ernſtes, um Ihre gütige Nachſicht bitten. Ich werde jenen wundervollen Geſang vortragen, der an die Wiedergeburt unſeres theuern Vaterlandes und an ſeine denkwürdigen Julitage erinnert, an jene Tage, die eine neue Aera begründet haben."

„Was er nur immer mit ſeiner Politik will? Das wird langweilig und lieber hätte ich eine Arie von Roſſini gehört" — ließ ſich ein Oboiſt ziemlich laut vernehmen. Doch er konnte nicht weiter ſprechen, da bereits eine feierliche Pauſe eingetreten war. Der Pſeudo-Tamburini intonirte jetzt die Pariſienne und ſang ein paar Verſe derſelben mit ziemlich kräftiger Stimme und mit einem durch die Gunſt von Vater Bacchus belebten Ausdruck. Die Geſellſchaft gerieth in Erſtaunen, denn der vermeinte Tamburini ſang falſch, ganz abſcheulich falſch, und beleidigte das gebildete Gehör der anweſenden Melomanen, auf deren Geſichtern man den ſchlecht verborgenen Unwillen leſen konnte. Der Sänger ſeinerſeits, dem dies nicht entgehen konnte, glaubte, er habe wohl einen Mißgriff gemacht, und ein in B. wahrſcheinlich wenig beliebtes, vielleicht auch ſchon zu oft geſungenes Lied gewählt; er hatte alſo ſeinen Fehler gut zu machen, beſann ſich nicht lange und ſprach: „Erlauben Sie mir, meine Herren, etwas Kräftigeres, etwas von 1789, etwas aus den Zeiten Mirabeaus anzuſtimmen, und hören Sie!"

Allons, enfans de la patrie,
Le jour de boire est arrivé!

Wieder ſang er falſch, ganz abſcheulich falſch. „Macht er ſich über uns luſtig? Will er uns zum Beſten haben?" hörte man hier und dort fragen. — Ein Flötenſpieler ſagte: „Machen wir gute Miene zum böſen Spiel! Tamburini iſt ein Spaßmacher, ein Buffo, wie viele Italiener, und dazu noch iſt ihm der Wein zu Kopf geſtiegen. Was Wunder, wenn er falſch ſingt! Wir würden es jetzt vielleicht nicht beſſer machen. Das Sonderbare, das Bizarre hat auch ſeinen Reiz und in fröhlicher Geſellſchaft muß man es mit dem Geſang nicht ſo ſtrenge nehmen. Er will uns amüſiren und wir wollen darüber lachen; ſo iſt uns Allen gedient. Warum ſollten wir einen harmloſen Spaß ſo übel nehmen?" — Ein Anderer meinte, Tamburini ſey ein Schalk und wolle die Manie des Tages, patriotiſche Lieder zu ſingen, ein wenig perſifliren. Berühmte Männer hätten nun einmal ihre Launen, in die man ſich ſchon fügen müſſe. Der vermeinte Tamburini fing von neuem zu ſingen an und ſang den letzten Vers der Marſeillaiſe verzweifelt falſch. Die ganze Geſellſchaft brach in ein ſchallendes Gelächter aus und als dieſes etwas nachgelaſſen hatte, da erhob ſich ein langer Trompeter und ſprach: „Dem liebenswürdigen und vortrefflichen Sänger, den wir ſo eben mit Vergnügen gehört und deſſen köſtlichen Humor wir wohl verſtanden haben, dem ausgezeichneten Darſteller, den alle Kenner für den erſten Figaro des Jahrhunderts erklärt haben, dem Manne, der bald ernſt und bald heiter unter allen Masken gleich vortrefflich iſt, der ſich in allen Rollen mit gleichem Glücke bewegt und deſſen geſchmeidige Stimme ſich in alle Tonarten und Tempis fügt, unſerm verehrten und vielgeliebten Freund ein freudiges Lebehoch!!" — Die Verſammlung ſtimmte ein, die Gläſer klangen und ein abermaliger Sturm des Lachens wogte durch den Saal. Der vermeinte Tamburini warf einen wüthenden Blick auf die ſchlechten Spaßmacher, erhob ſich von ſeinem Sitze, nahm ſeinen Hut und verließ eilig den Saal und die verdutzte Geſellſchaft.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In den neuern Zeiten iſt wohl kein größeres Beiſpiel von Gattenliebe zu finden, als das, welches Maria Felicitas des Urſins gab, deren Gemahl, Heinrich von Montmorency, unter Ludwig XIII. hingerichtet wurde. Als ſie ſeinen Tod erfuhr, rief ſie aus: „Ich liebte nur ihn auf dieſer Welt, und Du haſt ihn mir entriſſen, o mein Gott! damit ich fortan dich nur liebe!" Sie beweinte ihn zehn Jahre lang und lebte noch fünfundzwanzig Jahre ſtets bei den irdiſchen Reſten deſſen, den ſie ſo heiß geliebt hatte.

Der ſeiner Zeit beſonders als juriſtiſcher Arzt berühmte Dr. Metzger zu Königsberg ſagt in ſeinen Denkwürdigkeiten, daß Thee, Branntwein und Rauchtabak die Hauptquellen vieler Krankheiten ſind. Nach ſeinen genauen Berechnungen ſtirbt der zwanzigſte Theil der Trinker an Waſſerſucht, Schwindſucht oder Schlagfluß, und der fünfzigſte Theil der Raucher an Leberverhärtung.

(Berlin, 31. Auguſt.) Die Direktion der Eiſenbahn nach Frankfurt an der Oder hat jetzt für Se. Majeſtät den König einen Wagen bauen laſſen, wie es bisher noch keinen auf den hieſigen Eiſenbahnen gegeben hat. Es iſt dieſer Wagen nämlich im Innern ganz wie ein elegantes Zimmer eingerichtet, und mit Tiſch, Sopha, Stühlen, Spiegeln ꝛc., ja ſogar mit einer kleinen Bibliothek ausgeſtattet. Während des bevorſtehenden Manövers, zu welchem ſich der König öfter nach Frankfurt begeben wird, ſoll dieſer neue Wagen in Gebrauch kommen.

In einem Spielhauſe bemerkte man beſtändig eine ſehr kränklich ausſehende Frau, die mit Niemand ſprach, ſtets auf demſelben Platze ſaß und ſich nur dann zum Fortgehen anſchickte, wenn man ihr ſagte, daß die Sitzung geſchloſſen ſey. Dieſes weibliche Geſpenſt war eines der merkwürdigſten Opfer der Spielwuth. Dreißig Jahre hindurch hatte ſie ihr Einkommen verſpielt, ſobald ſie es eingenommen; dabei lebte ſie nur von etwas Brod, das ſie in Milch tauchte. Sie war einſt ſchön geweſen, ehrbar, und nicht ohne Verſtand. Sie ſchämte ſich, wie ſie früher wohl zu äußern pflegte, an ſolchem Orte ihr Leben hinzubringen, allein ſie vermochte es nicht zu ändern; ſie wäre an jedem andern Orte geſtorben. Da man ihr keinen Credit gab, ſo ſpielte ſie nur alle drei Monate, wenn ihre Intereſſen ihr ausgezahlt wurden, und dieſes kurze Vergnügen beſchwichtigte dann wieder ihre unerklärliche Leidenſchaft.

(Lewald's Europa.)

Eine reiche Dame hatte ſich zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit einige Zeit an einem Badeorte aufgehalten, erhielt

Digitized by Google

jedoch, als dies ohne beſondern Erfolg blieb, von dem ſie ſeither behandelnden Arzte den Rath, ſich nach einer benachbarten, hoffentlich beſſer wirkenden Heilquelle zu begeben, zu welchem Behufe er ihr ein Empfehlungsſchreiben an einen dortigen mit ihm befreundeten Arzte zuſtellte. Die Dame reiſte ab. Unterwegs fiel es ihr ein, den Empfehlungsbrief zu öffnen, und wie erſtaunte ſie, als ſie Folgendes las: „Mein lieber College! Ich ſchicke dir hierbei eine goldne Gans, rupfe ſie, und laß ihr keine der koſtbaren Federn mehr!! Dies wünſcht Dein Freund X." Die Dame war höchlich erbittert, aber die Alteration und die damit verknüpfte Beſchämung wirkten ſehr wohlthätig auf ihren Geſundheitszuſtand; ſie verweilte noch einige Wochen in dem andern Badeorte und kehrte alsdann geſund in ihre Heimath wieder zurück.

(Die Ueberfahrt aus dem mittelländiſchen in's rothe Meer.) Kein Punkt unſeres Erdballs hat im Laufe der letzten zwei Jahre eine ſo bedeutende Wichtigkeit in commercieller und politiſcher Beziehung erhalten, als Cairo; und die großen Ereigniſſe in Vorderaſien und Afghaniſtan mögen zu der nun herrſchenden Leichtigkeit der Communikation zwiſchen Europa und Aſien über Aegypten wohl am meiſten beigetragen haben. Während man nämlich noch vor drei Jahren von Alexandrien nach Suez gewöhnlich drei Wochen zubrachte, und dabei mit Entbehrungen aller Art, und auf dem Wege über die Wüſte nicht ſelten mit irrenden Horden und Beduinen zu kämpfen hatte, kann jetzt ſelbſt die delikateſte Dame die benannte Strecke in der Zeit von fünf Tagen zurücklegen. Von Alexandrien nämlich bis Cairo (welch letztere Stadt auf dem halben Wege nach dem rothen Meere liegt) ſind ſtets fünf große Zug- und Segelboote, und zwei davon von Dampfbooten remorkirt, zur Verfügung der Reiſenden in Bereitſchaft; überdies ſind auf dem Nile noch vier Paſſagiers-Dampfboote thätig. Von Cairo bis Suez iſt die ganze Linie mit Eilwägen verſehen, die, in England gebaut, und auf den wenig erſchütternden Sandboden berechnet, von zwei zu zwei deutſchen Meilen friſche Beſpannung finden, und an den angemeſſenen Intervallen der Wüſte, bei Unterkunftsorten anhalten, wo alle Erfriſchungen zu haben, und männliche ſowohl als weibliche Bedienung, aus Franzoſen und Engländern ausſchließlich beſtehend, zu finden iſt. Da die Tage, an welchen die oſtindiſchen Boote mit der ſogenannten „Overlandpoſt" in Suez ankommen, dann von letzterm Orte nach den drei Hauptgouvernementsſitzen in Aſien zurückfahren, immer ſechs Wochen früher in Europa bekannt ſind, ſo ſammeln ſich die Paſſagiere von einer Zeit zur andern in Alexandrien, von wo ſie dann gewöhnlich, 90 bis 150 Perſonen ſtark, die Fahrt nach Indien antreten. Eben ſo zahlreich ſind die Perſonenzüge, welche auf dem nämlichen Wege über Alexandrien nach Europa zurückkehren. Die Fahrtgebühren von Bombay bis Alexandrien betragen für einen männlichen Touriſten im Durchſchnitte 550 fl. C. M.

Ein Höfling, der ſich lange vergeblich bei dem Kardinal Mazarin um eine Stelle beworben, erbat ſich endlich nur die Gunſt, daß er ihm bei der nächſten Kur vertraulich auf die Schulter klopfen ſolle. Der Kardinal gewährte dem Kandidaten die beſcheidene Bitte, und erweckte dadurch in allen Verſammelten die Meinung, daß der einer ſo großen Vertraulichkeit Gewürdigte bei Mazarin in höchſter Gunſt ſtehe. Es ward nun dem Genannten leicht, eine bedeutende Summe geliehen zu bekommen, mit welcher er ſich die Hofcharge, um die er lange vergebens bei Mazarin nachgeſucht, kaufen konnte.

Als Kaiſer Karl V. einſt von den vornehmſten Herren ſeines Hofes begleitet in das Atelier Titians trat, der eben an ſeiner Staffelei ſaß, ſo hob er dem Maler den Pinſel auf, welchen derſelbe in der Ueberraſchung über den hohen Beſuch hatte fallen laſſen. Einer der Hofleute bemerkte nachher dem Kaiſer, daß er ſich nicht ſo weit hätte herunterlaſſen ſollen, worauf Karl entgegnete: „Ich kann in einem Tage ein Dutzend Eures Gelichters kreiren, während Gott allein im Stande iſt, einen Titian zu ſchaffen!"

Korreſpondenz.

Hamburg, 8. Sept.

Eine ſeltene und erhebende Feier vereinigte geſtern einen angeſehenen und zahlreichen Kreis von Theilnehmern in einem geräumigen und zweckmäßig aufgezierten Zelte in der Vorſtadt St. Pauli. Es galt der Einweihung und Uebergabe des dort neuerbauten israelitiſchen Krankenhauſes. Nach einem Chorale trug Hr. M. D. Herz, Präſes der Bauverwaltung, in einer einfachen, aber in ihrer Wahrheit und Klarheit zum Herzen dringenden Rede die Geſchichte des Baues vor und berührte am Schluſſe mit wenigen Worten voll Takt und Angemeſſenheit die Wünſche und Hoffnungen der Gemeindevorſteher für allmälige Rechtsausgleichung und politiſche Gleichſtellung. Wohl alle Hamburger wiſſen, ja, wie der Redner bemerkte, auch das Ausland weiß es und ehrt es, daß die ganze Anſtalt ein überraſchendes Geſchenk von Hrn. Salomon Heine iſt, der zum Andenken an ſeine verſtorbene Gattin Betty Heine das Haus ſtiftete. Hr. Dr. Heilbut, als älteſter Arzt des Krankenhauſes, redete Namens der Hoſpital-Commiſſion. Vor und nach ſeiner Rede ſang die Schäffer'ſche Liedertafel mit künſtleriſcher Begeiſterung zwei hübſche Gedichte. Nach Beendigung dieſer von allen Anweſenden freudig getheilten Feierlichkeit war die Anſtalt ſelbſt den Beſuchenden geöffnet und gewiß verließ Keiner das Haus ohne die aufrichtigſte Freude über die zweckmäßige Einrichtung, ohne den innigſten Dank an den wohlthätigen Stifter, ohne die herzlichſte Hoffnung, daß auch dieſe Anſtalt frommer Milde den Unglücklichen zum Troſte, der Vaterſtadt zur wahrhaften Zierde und Ehre gereichen möge! — Der k. preuß. Geſandte Hr. v. Hänlein iſt nach einem längeren Aufenthalte im Seebade von Travemünde heute wieder in Hamburg eingetroffen.

Auflöſung des Logogryph's in Nro. 251.

Soden. — Ode.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 12. Sept. Der Chevalier von St. Georges, oder: der Mulatte, Luſtſpiel in 3 Acten, aus dem Franzöſiſchen, von Th. Hell.

Mittwoch, 13. Sept. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart. Donna Anna: Fräul. Reuther. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 253. Mittwoch, den 13. September 1843.

Die Seeräuber der Balearen.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1025, von W. O. v. Horn.

(Schluß.)

„Was heißt das?“ fragte Mormoran mit einem Lächeln, deſſen ſatyriſche Natur leicht hätte beleidigend werden können, wenn der Malaga ſchon höher in die Köpfe wäre geſtiegen geweſen.

„Ihr ſeyd ein Franzoſe,“ ſagte Juanita, „dem man dieſe Unwiſſenheit verzeihen muß, da Euch der chriſtliche Glaube nicht eben viel Skrupel macht. Wir Spanier nennen mit heiligem Stolze alle die alte Chriſten, die weder Juden noch Mauren unter ihren Vorvätern hatten.“

„Ich danke Euch, ſchöne Frau, für die Belehrung. Seyd ſo gut und fahret in Eurer Erzählung fort,“ bat Mormoran.

„Sie waren alle alte Chriſten, ſagte ich,“ fuhr das ſchöne Weib fort, „wie hätten ſie anders handeln dürfen? Obwohl es mir in das innerſte Mark des Lebens ging, meinen Diaz den Gefahren dieſes Kampfes ausgeſetzt zu wiſſen, ſo gab ich es doch zu, und kam eben zu meiner Mutter, als Ihr, edler Don, etwa drei Tage abgezogen waret. Dort fand ich die liebliche Esmeralda und weilte bei ihr, ihr erzählend von dem Rachezug nach den Balearen — bis —“

„Halt!“ rief Diaz, ihr in die Rede fallend; „nun iſt die Reihe an mir.“

Juanita lächelte ſanft und ſchwieg.

„Als wir in Barcelona ankamen, hieß man uns freudig willkommen. Dank's ihnen der Teufel! Es waren vierzig Männer, auserleſen, tapfer und erprobt. Wenige Tage ſpäter fuhr die Flotte ab nach Majorka. Das günſtigſte Wetter ließ uns bald auf die Höhe der Balearen kommen. Wir dachten wohl, es würde uns heiß werden, und das geſchah auch. Achmet war todt. —“

„Was?“ rief Mormoran, „Achmet todt?“

„Freilich! Herr, wißt Ihr das noch nicht?“ - fragte Diaz. „Die Feſte in Barcelona ließen mich Vieles vergeſſen, vieles Andere mir dunkel bleiben.“

Diaz berichtete ihm nun, was ihm ein gefangener Maure geſagt, daß nämlich Achmet und Ali in Gineſta ihr Grab gefunden.

Mormoran konnte trotz dem, daß er Achmet nicht liebte, dennoch einem Bedauern den Eingang in ſein Herz nicht verſagen, und dennoch rief er: „Wie wunderbar ſind die Wege der himmliſchen Vergeltung!“

Diaz fuhr fort: „Der Emir hatte Alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, die Feinde abzuhalten. Der Eingang zum Hafen von Puglierza war rieſenhaft vertheidigt; aber nichts widerſtand der Wuth unſerer Männer. Wir landeten, und nach einem heißen Kampfe fiel Puglierza. Hei! Pablo, da gab es reiche Beute! Und als die Stadt geplündert war, da ging ſie in Flammen auf! — Kaum war die Stätte mehr zu finden, wo ſie geſtanden! Mit Puglierza war es allein nicht gethan. Wir eroberten die Inſel ganz, und nahmen Minorka und Ivica; aber es war eine ſchwere Arbeit, und mancher alte Chriſt mußte in's Gras beißen. Wir blieben Sieger, das war das Beſte und Schönſte, und Spaniens Küſte hat Ruhe vor dieſen Blutſaugern und gottverdammten Heiden.“

„Wie groß und herrlich aber auch der Sieg war, den wir errungen, wir ſahen mit Betrübniß die ſtille Trauer des jungen Grafen, den bittern Schmerz des alten Suniar, die ihr Theuerſtes verloren glaubten, nämlich ihre Esmeralda, und die war doch gerettet bei meiner Juanita, was freilich Keiner von uns wußte.“

„Als wir nun endlich nach Barcelona ſiegreich zurückkehrten, da trat dieſer edle Don dem Grafen und Don Suniar entgegen.“

„Ich, nämlich,“ ſprach Mormoran. „Wie erſtaunte Suniar, als er mich nach ſo langer Zeit, und durch Krankheit geſchwächt, wiederſah! Wie drückte er mir die Hand, und wie perlten die Thränen in den Bart des edlen Ritters!“

„Weinet nicht,“ rief ich, „ich bin ein Bote des Lebens, Esmeralda lebt! —“

„Da hättet Ihr ihn ſehen müſſen, den edlen Greis! Er war ſtarr. Sein Auge ſah mich geiſterhaft an.“

„Spottet Ihr eines unglücklichen Vaters?“ fragte er.

„Sie lebt!“ rief ich aus, und die Rührung überwältigte mich ſchier. „Ich bringe Euch ihre Grüße.“

„Da faßte er mich mit Rieſenkraft an beiden Schultern und rüttelte mich, daß ich faſt zuſammenbrach. „Menſch, redeſt Du irre?“ rief er aus. „Erwache!“

„Es koſtete mich unſägliche Mühe, ihn zu überzeugen, daß ich ihm Wahrheit ſage; aber wer ermißt die Wonne ſeines Herzens, wer beſchreibt das Glück des jungen Grafen?! —“

„Noch an demſelben Tage brachen wir auf, um ſie zu holen.“

Digitized by Google

„Ja, ich denke ewig des Augenblicks,“ nahm die reizende Juanita das Wort, „als ſie ankamen, und der Vater die Tochter wiederfand. Und Ihr glaubt kaum, wie ſchnell Esmeralda an des Grafen Bruſt lag! Mich überſchütteten ſie mit Dankbarkeit. Ich mußte mit ihnen nach Barcelona, und dort verband mich der Prieſter mit meinem Diaz, und ich gab den glühenden Bitten Esmeralda's gerne nach und beſtimmte Diaz, das — ſie erröthete — das wilde Leben aufzugeben. Reich beſchenkt, gründeten wir unſern Haushalt in Irun, weit weg vom Schauplatz unſeres frühern Lebens.“

„Daß der junge Graf Esmeralda heimführte, könnt Ihr wohl denken. Herrliche Feſte folgten,“ ſprach nun wieder Mormoran.

„Und Wilhelm von Montpellier?“ fragte Pablo mit großem Intereſſe.

„Er fühlt ſich wohl am Hofe von Barcelona!“

„Und Ihr?“ fragte Pablo weiter.

„Ich ziehe heimwärts und will meine Agnes heimführen in die Burg meiner Väter,“ ſagte Mormoran; „will meine Leier aufhängen und der Wanderluſt Valet geben.“

„Aber uns erſt noch ein ſchönes Lied ſingen!“ riefen die Frauen.

„Wohlan! ſo ſey's,“ ſprach Mormoran, „ich will von dem Liebeglücke Esmeralda's ſingen — und daß mir jenſeits der Pyrenäen ein Gleiches erblühe!“

Lied.

Wie ſprech' ich aus die hohe Luſt,
Die, wie ein gold'nes Lied,
Die volle warme Menſchenbruſt
Mit einem Mal durchglüht!

Seitdem von fader Thoren Scherz
In ihre ſich're Hut
Natur mich nahm, iſt mir's um's Herz
So königlich zu Muth.

Der Himmel rings ſo frei, ſo hell,
Die Haideblum' am Rain,
Die Blüth' im Feld, die Blüth' am Quell —
Dies Alles iſt ja mein!

Iſt mein, ſo weit ich ſchau', ſo weit
Des güt'gen Schöpfers Hand
Des Füllhorns Gaben ausgeſtreut
Auf's mütterliche Land!

Hinaus, hinaus aus Stub' und Stadt,
Was hören kann und ſehn,
Ein fühlend Herz im Buſen hat:
Die Erd iſt ja ſo ſchön!

Auf dem Carlsbergerhof, im Sept. Friedr. Aulenbach.

Euterpe auf der Reiſe.

(Nach Armand de Pontmartin; von Wilh. Wagner.)

(Schluß.)

Während des von uns erzählten heiteren Diners hatte ſich einer der Herren Wahlmänner von B. auf den Weg gemacht, um Herrn Carottinès, welchen man jeden Augenblick erwartete, aufzuſuchen und würdig zu empfangen. Unter dem Thorbogen des „Hotel de France“ fand er einen ſo eben ankommenden Reiſewagen, aus welchem ein feingekleideter Herr ſtieg und ſich ein Zimmer in der erſten Etage anweiſen ließ. Wer konnte dies anders ſeyn als Herr Carottinès? Ohne lange nachzufragen oder zu unterſuchen, eilte der gute Mann von dannen, lief zu ſeinen Freunden und brachte die halbe Stadt in Aufruhr. In aller Eile wurden ein paar ſchlechte Muſikanten aufgetrieben — die beſſeren waren ja Alle bei dem Feſtmahle verſammelt, — und ſo zog man unter die Fenſter des „Hotel de France“, wo eine ganz abſcheuliche, ohrzerreißende Serenade losgelaſſen wurde, unter dem Zulauf aller Höckerinnen, Laſtträger und Gamins von ganz B. Als die Muſik ausgetobt hatte, ſtürmten die Wahlmänner die Treppe hinauf und drangen in das Zimmer ihres gefeierten Lieblings. Dieſer ſchien von Allem, was um ihn her vorging, keine Notiz zu nehmen, und war eben damit beſchäftigt, ſich zu raſiren. Man richtete, während er ſich im Raſiren gar nicht ſtören ließ, eine lange und gehaltvolle Rede an ihn, die er wenig beachtete; als ſie aber mit der Bitte ſchloß, er möge die Huldigung eines ihm gewidmeten Diners wohlwollend annehmen, ſo verbeugte er ſich und ſagte, daß er mit Vergnügen und beſtem Appetit ihren Wünſchen Folge leiſten würde.

Bei dieſem Diner ging es auch anfänglich ziemlich gut und man ſprach von gleichgültigen Dingen. Bald aber wurde die Unterhaltung intereſſanter und ernſthafter. Eiſenbahnen, Angelegenheiten der Landwirthe und Winzer, Zuckerfrage, Durchſuchungsrecht, ſpaniſche Verhältniſſe, Verfahren des Gouvernements, casus belli, Miniſterwechſel und Zollintereſſen, dies waren die geiſtigen Speiſen, womit man den berühmten Gaſt regalirte; er konnte ſich nicht recht erklären, wie Muſikfreunde, für welche er dieſe Herren zu halten nicht umgehen konnte, an ſo langweiligen Gegenſtänden Vergnügen fänden; doch unterdrückte er ſeinen Aerger und zwang ſich zur Heiterkeit. Als er genöthigt war, einige Worte mitzuſprechen, ſo wurden die Freunde durch die Sonderbarkeit ſeines Dialektes nicht wenig überraſcht. Er war ein Pariſer und ſprach doch Patois, oder vielmehr Einviertel franzöſiſch und Dreiviertel italieniſch. Je weiter das Diner vorrückte, je auffallender wurde dies, und Einige meinten, Herr C. müſſe lange in Italien gelebt und ſeine Mutterſprache faſt vergeſſen haben; übrigens ſchien er ſich immer mehr zu langweilen, und man mußte ihm die Worte abkaufen, wie man zu ſagen pflegt. Endlich rückte ihm ein gelehrter Juriſt auf den Leib und fragte, indem er ihm eine ziemlich ſchwierige Frage des Staatsrechtes vorlegte, was er davon halte. „Ik weiß nit“, erwiederte er mit der größten Gleichgültigkeit von der Welt. „Ik weiß nit“, wiederholten mehrere der Anweſenden und ſahen einander verwundert an. „Herr C. mag ſeine Vorzüge haben und vielleicht auch recht geiſtreich ſeyn, aber ſein Franzöſiſch iſt ganz abſcheulich, und wenn er in die Deputirtenkammer käme, ſo würde er uns und unſer ganzes Departement blamiren. Da ſieht man wieder einmal, was

Digitized by Google

man von dieſen Pariſer Reputationen und von dieſem Zeitungsgeſchwätz zu halten hat." — Die Mißſtimmung war unverkennbar und die Unterhaltung fing an zu ſtocken. Da erhob ſich, um ſie wieder zu beleben, ein junger Notar und ſprach: „Dem gelehrten Publiciſten, deſſen Schriften die ſchwierigſten Fragen ſo lichtvoll beantworten, und deſſen fruchtbare Ideen, deſſen eminenter Charakter und energiſcher Willen unſerm Arrondiſſement eine ſo glückliche Zukunft eröffnen und verbürgen! Er lebe hoch!" — „Ik bin myſtivifirt, das is kein Zweiwel; aber nit übel nehm, wollen nit böß ſeyn", murmelte der Gaſt. — „Mein Herr, was glauben Sie, welcher Partei wird die Camarilla bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ſich zuwenden?" — „Largo al factolum della citta, Largo!" erwiederte er mit den Worten einer Arie von Roſſini. — „Was halten Sie aufrichtig von Herrn Thiers?" fragte ein Anderer. — „Figaro-ci, Figaro-la, Figaro!" antwortete er. — „Was iſt nach Ihrer Meinung das beſte Mittel, die Völker zu beherrſchen und zu beglücken?" fragte ein Dritter. — „All' idea di qual metallo!" — „Und unſere Eiſenbahn, wird ſie wohl bald vollendet ſeyn?" verſetzte ein Vierter. — „Piano, piano!" — So ging es fort, und auf jede Frage erfolgte ein Citat aus den Opern von Roſſini, Bellini oder Donizetti. Die Herren Politiker nahmen den Spaß übel auf, waren entrüſtet über die Unverſchämtheit des Herrn C. und verließen, Einer um den Andern, den Saal.

Am andern Morgen in aller Frühe machten die beiden Reiſenden ſich auf den Weg, um eine Stadt zu verlaſſen, aus deren Bewohnern ſie nicht klug geworden waren. Die Reiſewagen aus beiden Hotels rollten davon und ſchlugen einen und denſelben Weg ein. Auf der nächſten Station machten ſie Halt, um die Pferde zu wechſeln und um ein kleines Frühſtück einzunehmen. Tamburini griff nach der Zeitung, die, noch duftend von Druckerſchwärze, auf dem Tiſch lag, und las folgenden Artikel: „Die Hoffnungen der Wähler der Stadt B. ſind auf eine ſchmähliche Weiſe getäuſcht worden... Herr Carottinès kam geſtern hier an und wurde von den achtbarſten Bürger der Stadt zu einem Feſtmahle eingeladen. Er benahm ſich indeſſen auf eine höchſt abgeſchmackte und ihm durchaus nicht zur Ehre gereichende Weiſe. Nachdem er mit unverſchämter Uebertreibung den vorgeblichen Accent unſerer Gegend zu perſifliren ſich bemüht hatte, antwortete er auf alle an ihn gerichtete Fragen mit einem Miſch-Maſch von albernen Citaten aus italieniſchen Opern. Zu ſeiner Ehre wollen wir glauben, daß unſere trefflichen Weine ihm zu Kopf geſtiegen waren und ſeinen Verſtand verwirrt hatten; nichtsdeſtoweniger hat er uns bitter getäuſcht, und wir ſind froh, ihn ſo billigen Kaufes losgeworden zu ſeyn."

Herr C. hatte ebenfalls nach einem Journale gegriffen und las in der „Revue muſicale" von B. Folgendes: „Wir haben dem muſikaliſchen Europa eine unangenehme Nachricht zu verkünden. Tamburini ſingt falſch!... und gefällt ſich dazu noch in ſehr albernen Späßen. Geſtern bei uns eingetroffen und von den achtbarſten Künſtlern und Kunſtfreunden zu einem Diner eingeladen, hat er ſich dabei abgeſchmackt benommen, ſich zu politiſchen Kannegießereien verſtiegen und alle Anweſenden gelangweilt. Als man ihn bat, etwas zu ſingen, gab er die Pariſienne und Marſeillaiſe zum beſten, und detonirte ſo abſcheulich, daß es zum Davonlaufen war. Es iſt uns unbegreiflich, wie man einen ſo berühmten Namen beſitzen und doch ſo falſch ſingen kann." — Beiden Leſern entfuhr zu gleicher Zeit ein Schrei des Entſetzens, ſie erhoben ſich von ihren Stühlen, ſahen ſich an und glaubten ſich erkannt zu haben. „Sie ſind Herr Carottinès?" — „und Sie Herr Tamburini?" Augenblicklich mußten die Poſtillone umwenden und die beiden Reiſenden nach B. zurückfahren. Hier klärte ſich die Verwirrung endlich auf. Tamburini verſtändigte ſich mit den Melomanen und ſang ihnen zwei große Arien, welche unerhörtes Furore machten; er wurde bekränzt und beſungen und die „Revue muſicale" nahm ihren Artikel zurück, indem ſie Herrn Tamburini unbedingt für den erſten aller jetzt lebenden Sänger erklärte. Herr Carottinès ſeinerſeits hielt eine Rede, die drei volle Stunden währte und als ein Muſter von Geiſt und Beredſamkeit bewundert wurde. Das Arrondiſſement erwählte ihn einſtimmig zum Deputirten und nannte ihn jetzt einen der hervorragendſten Männer des Jahrhunderts. So löſte ſich eine Verwicklung der ſonderbarſten Art zur allgemeinen Zufriedenheit.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Die Nachricht von der Mißhandlung der polniſchen Dame in der Nähe von Glienicke, welche die Runde durch faſt alle deutſchen Zeitungen gemacht hat, ſtellt ſich, nach genauen Erkundigungen, welche von hier aus angeſtellt worden ſind, als nicht gegründet heraus. Die Thatſache iſt folgende: Die bezeichnete Dame begegnete auf dem Rückwege von Potsdam nach dem Schloſſe Glienicke einer verdächtigen Mannsperſon, welche ihr ein Geſchmeide entreißen wollte. Auf den Hülferuf der Dame kamen Leute herbei, welche dem Landſtreicher nachſetzten und ihn der Polizei überlieferten. Es ergab ſich, daß derſelbe ſchon mehrere Male wegen Diebereien beſtraft worden war. Eine Mißhandlung der Dame in irgend einer Weiſe hat nicht ſtattgefunden.

Man lieſt im Oberrheiniſchen Kurier: „Wie wir es ſchon geſagt, kennt man jetzt gänzlich die zu Mülhauſen ermordete Frau, deren verſtümmelter Leichnam auf der Station von Fegersheim gefunden worden. Adele Bulart, gebürtig von Rouen, zu Verſailles erzogen, war Aufſeherin in einer Fabrik zu Baſel. Unziemliche Verhältniſſe mit einem Manne von hohem Range haben die Schwangerſchaft dieſer Perſon zur Folge gehabt, welche am verfloſſenen März zu Colmar niedergekommen. Das Kind wurde zu einer Säugamme nach Freland gebracht. Zu Ende des Monats Mai kam die Frau Bulart wieder nach Freland und bezahlte zwei Monate voraus, indem ſie zu Ende des Monats Juli wieder zu kommen verſprach, um das Koſtgeld und Kleidungsſtücke mitzubringen. Aus einigen Eröffnungen, welche ſie der Säugamme gemacht, ergiebt ſich, daß ſie 30,000 Fr. von dem Vater des Kindes als Entſchädigung erhalten habe. Als indeſſen der Monat Auguſt herbeigekommen, ohne daß das Koſtgeld bezahlt worden war, ſo theilte die Säugamme der Ortsbehörde ihre Beſorgniſſe mit, und ſo iſt man zur Kenntniß des Schlachtopfers gelangt, an welchem dieſes abſcheuliche Verbrechen verübt worden. Man weiß alſo jetzt ganz gewiß, wer die Perſon geweſen. Die Frau Bulart hatte einen Sohn von 19 Jahren, welcher in Paris wohnt, und welcher hier erwartet wird. Adele Bulart ſagte zu der Hebamme, daß ſie 34 Jahr alt ſey; man vermuthet aber, daß

Digitized by Google

ſie wenigſtens 40 Jahr alt geweſen. Sie ſoll vormals die Geliebte Bletry's geweſen ſeyn, der, wie bekannt, dieſes Verbrechens angeklagt und ſeit zwei Monaten mit ſeinen beiden Mägden zu Altkirch einſitzt. Eine neue in der vergangenen Woche angeſtellte Unterſuchung in dem Hauſe Bletry's ſoll zur Entdeckung von Kleidungsſtücken geführt haben, von welchen man vermuthet, daß ſie der Frau Bulart zugehörig geweſen. Bletry beſteht, wie es heißt, auf der gänzlichen Abläugnung ſeiner Theilnahme an dem Verbrechen, und man verſichert, daß das Verhör der beiden Mägde der Ausſage Bletry's gleich iſt, und daß ſich dieſelben in keinem Punkte widerſprechen, obgleich die drei Angeklagten ſeit ihrer Verhaftung beſonders eingeſperrt ſind."

Die Univerſitäten Heidelberg und Tübingen haben zu dem Erlanger Jubiläum keine Abgeordneten geſchickt. Man will darin eine Demonſtration gegen den pietiſtiſchen, unwiſſenſchaftlichen Geiſt finden, der in Erlangen herrſche. Kopfhänger gab es beim Erlanger Jubiläum gar keine; auch die geſenkten Köpfe und Augen haben der alten Studentenſidelität nicht widerſtehen können und gehörig mit commerſirt; wahrſcheinlich thun ſie jetzt zu Hauſe Buße dafür. Von einer aufrichtigen Herzlichkeit konnte unter den anweſenden Theologen keine Rede ſeyn, ſie gruppirten ſich nach Anſichten zuſammen; die altorthodoxe Richtung war am ſtärkſten vertreten, dann kamen die Rationaliſten; von der äußerſten Linken waren nur ſehr wenige anweſend.

Zu Oderberg wurde neulich ein etwa $1^{1}/_{2}$ Fuß langer weiblicher Aal geſchlachtet, welcher nach glaubwürdigen Ausſagen mehrere Hundert lebende Junge bei ſich hatte; ein Häuflein wie eine Wallnuß groß. Dieſelben ſind fadenartig, weiß und faſt durchſichtig, $^{3}/_{4}$ bis $1^{1}/_{2}$ Zoll lang, und ſehen aus, wie kleine weiße Zwirnsfäden. Bei einigen der größeren bemerkte man mit Hülfe einer Lupe ſchon deutliche Mundöffnungen.

(Jena.) Der Profeſſor Karl Koch iſt, den neueſten Nachrichten zufolge, wohlbehalten mit ſeinem Begleiter Dr. Roſen in Trebiſond (Trapezunt) gelandet, nachdem er am 14. Juli Konſtantinopel verlaſſen hatte. Die Fahrt auf dem Schwarzen Meere wurde durch keine Stürme erſchwert, doch geriethen ſie in große Gefahr, des Nachts mit einem andern Dampfſchiffe zuſammenzutreffen, auf dem alles Schiffsvolk zu ſchlafen ſchien; nur durch raſches Anhalten der Maſchine wurde dem Unglück vorgebeugt. Der Paſcha von Trebiſond erwies ihnen viel Aufmerkſamkeit und verſah ſie mit den beſten Empfehlungen, ſowie er auch ihre Ankunft zum voraus nach Erzerum melden ließ. Dahin gedachten ſie am 25. Juli abzureiſen auf der Karawanen-Straße, die nicht minder belebt ſeyn ſoll, als unſere Handelsſtraße zwiſchen Frankfurt und Leipzig.

Korreſpondenz.

Soden, 10. Sept.

Wer Soden ſeit drei Jahren nicht geſehen hat, wundert ſich über die Entwickelung dieſes Badeortes in dieſer kurzen Zeit und ahnt bereits, was derſelbe in der Zukunft werden kann, wenn ihm auf gleiche Weiſe wie Kiſſingen, Kreuznach und Homburg durch die Bemühungen von Aerzten auswärtiger Ruf verſchafft wird. Heilkräfte ſind hier in der Erde Schooß in Menge und in den verſchiedenſten Nüancirungen vorhanden, wodurch jedem Kranken und jeder Conſtitution, ſo wie jedem Alter ſeine Panacee angewieſen werden kann. Wenn die Heilkräfte der hieſigen 19 Brunnen und das geſunde, das Gedeihen der Menſchen befördernde Klima den Frankfurter Aerzten längſt bekannt war und Soden dieſen beſonders ſeine bisherige Entwickelung durch die vielen Neubauten, welche jährlich zunehmen, und durch die ſonſtigen Einrichtungen verdankt, ſo erſieht man doch aus der diesjährigen Badeliſte, von welcher bereits 18 Nummern erſchienen ſind, daß neben den Frankfurtern bereits aus den entfernteſten Gegenden her Kurgäſte ſich hier aufgehalten haben und zum Theil noch hier ſind, und daß ſich die Totalſumme bereits auf 1151 Perſonen beläuft. Wenn es für Soden recht wünſchenswerth wäre, daß es in Bezug auf andere Badeörter, in welchen das luxuriöſeſte Leben einheimiſch geworden iſt, gewiſſermaßen in der Kindheit ſtehen bliebe, ſo kann auf der andern Seite nicht der Wunſch unterdrückt werden, daß für die Kurgäſte mehr Mittel vorhanden ſeyn möchten, um die Schönheiten der Natur, welche hier die ausgewählten und üppigen Genüſſe anderer Badeörter erſetzen müſſen, genießen zu können. Dieſem ſteht zunächſt der Mangel an Equipagen im Wege; denn nur zwei Wagen ſtehen zu Gebote und ſind nicht einmal täglich zu haben, da die Pferde nicht ſelten zum Ackerbau oder für die Omnibus gebraucht werden. Ein ganz beſonderer Uebelſtand iſt der, daß die Kutſcher der Omnibus auf alle Kurgäſte, welche mit der Eiſenbahn, reſp. den Dampfſchiffen von Mainz her kommen oder nach dieſer Richtung hin reiſen, oder Ausflüge machen wollen, durchaus keine Rückſicht nehmen, ſondern nur Frankfurt und die von dort herkommenden Fremden und Kurgäſte vor Augen behalten, obgleich die Entrepreneurs in Soden verpflichtet ſind, alle Fremde, welche in Höchſt mit der Eiſenbahn ankommen, nach Soden zu befördern und auch ſie dorthin zur gehörigen Zeit zu bringen, um nach jeder Richtung reiſen zu können. Dies geſchieht aber nicht und alle desfallſigen Klagen haben nichts gefruchtet, obgleich dieſer Wunſch der Kurgäſte ſehr leicht und zwar dadurch auszuführen iſt, daß der Omnibus fünf Minuten früher in Höchſt eintrifft, als der Bahnzug von Frankfurt ankommt und eine Viertelſtunde wartet, bis der andere von Hattersheim eintrifft, wo beide Züge auf einander warten müſſen. Dieſe Rückſichtsnahme findet aber nicht ſtatt, wie Jeder ſich täglich überzeugen kann, und Fremde müſſen in Höchſt entweder mehrere Stunden ſitzen bleiben oder für vieles Geld ſchlechte Fuhrwerke miethen, um vorwärts zu kommen, die nicht einmal immer zu haben ſind. Es wird daher weiter nichts Anderes übrig bleiben, als daß die Eiſenbahn-Direktion die Wegbeförderung der Reiſenden übernimmt, wie ſie dies früher beabſichtigt hat.

Bad Homburg, 10. Sept.

Unſere Saiſon iſt nun als beendet zu betrachten; die größere Zahl der dieſen Sommer anweſenden zahlreichen Kurgäſte iſt zu den heimathlichen Penaten zurückgekehrt, aber das anhaltend ſchöne Wetter zieht noch immer viele Fremde aus der Umgegend an und beſonders an ſchönen Sonntagen bietet Homburg das belebte Bild eines regen und anmuthigen Badelebens. Bei dem heiteren Wetter, das jetzt herrſcht, iſt es oft ſo lebhaft hier, daß man nicht glauben ſollte, wir ſeyen ſchon auf der Höhe des Septembers. Unſere Winterſaiſon, in der die Salons ebenfalls geöffnet bleiben, wird namentlich viele Liebhaber der Jagd hierherziehen, auch viele Engländer haben bereits gemiethet und unſer Homburg wird daher auch während der kalten Tage des rauhen Boreas nicht verödet ſeyn.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 18. Sept. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart. Donna Anna: Fräul. Reuther. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 254. Donnerſtag, den 14. September 1843.

Voiture zu Brüſſel.

(Ein hiſtoriſches Genrebild.)

Man feierte zu Brüſſel am 11. Auguſt 1632, als dem Feſttage Saint-Gery's, in dem Stadtviertel „Grand-Ile“ eine jener alten hiſtoriſchen Erinnerungen, welche ſich bei den Belgiern ſo lange zu erhalten pflegen. Es erſchienen nämlich an dem bezeichneten Tage alle Einwohner des Stadtviertels „Grand-Ile“ im Sonntagsſchmucke, und es malte ſich die lebhafteſte Feſtesfreude auf den Geſichtern Aller. Was beſonders die Neugierigen aus den andern Stadtvierteln und die erſtaunten Fremden herbeilockte, war die ſeltſame, komiſche Dekoration der Häuſer des genannten Viertels, auf deren jedem man ein Paar Hoſen erblicken konnte, das entweder auf einem Rohre, einem Baumzweige oder einer hölzernen Stange aufgepflanzt war.

Unter den Neugierigen, welche ſich durch die Menge drängten, bemerkte man einen jungen Herrn, der von hoher Abkunft zu ſeyn und ſich ſehr zu amüſiren ſchien; er hatte in ſeinem Gefolge eine Art Edelmann, klein von Wuchs, zierlich und koquett, mit nichtsſagendem Ausdrucke des Geſichts, aber nichtsdeſtoweniger lebhaftem, geiſtreichen Blicke. Hinter Beiden ging ein Kammerdiener in der Livrée des franzöſiſchen Hofes, durch einen fürchterlichen Schnurrbart Aufſehen erregend, und rechts und links unruhige Blicke umherwerfend.

„Kannſt Du mir nicht ſagen, Flamänder,“ wandte ſich der junge Herr an den ihm folgenden Kammerdiener, „was dieſe Dekoration auf allen Dächern prangender Hoſen bedeutet, die ſo geſchmackvoll mit Bändern, Blumen, Lorbeer und Deviſen aller Art aufgeputzt ſind?“

„Monſeigneur,“ entgegnete der Kammerdiener, „dieſe Dekoration bezieht ſich auf eine Sage, welche ſich unter unſerm Volke bis jetzt in lebhaftem Gedächtniß erhielt. Im Jahre 1047 nämlich überbrachte man die Reliquien der heiligen Gudula aus der Kirche von Saint-Gery, ihrer rechtmäßigen Bewahrerin, gewaltſam in das Kollegiatſtift, welches heutzutage den Namen der genannten Heiligen trägt, und das Ihre königliche Durchlaucht in eigner Perſon beſucht haben. Nun hatten aber die Adeligen, welche in dem obern Theile der Stadt wohnten, den Bürgern dieſes Quartiers, zur Strafe für den Reliquienraub, ich weiß nicht welche drückende Steuer auferlegt. Die Weiber der ſo hart Beſteuerten ſchnitten nun aus Rache die Schilfrohre und die Zweige der jungen Erlen ab, welche am Rande des Fluſſes wuchſen, an dem in jenen Zeiten noch nicht die Spur von Wohnungen zu erblicken war; als aber kurz nach jener Steuerauflage eine Prozeſſion der genannten Adeligen über die Brücke Miroir mit der feierlichſten Haltung dahinzog, ſo fielen obbeſagte Frauen, mit großen Stöcken bewaffnet, über die Mitglieder des Zuges her und prügelten ſie bis über die Gränze des Kirchſpiels hinaus. Zum Andenken an dieſe That des weiblichen Heroismus, da die Bewohnerinnen von „Grand-Ile“ die Verletzung der Rechte ihrer Ehegatten ſo heldenmüthig rächten, ſtiftete man, gnädiger Herr, die ſymboliſche Feier, welcher Sie heute beizuwohnen das hohe Vergnügen haben.“

„Das Geſchichtchen läßt ſich ſchon hören, Flamänder; auch ich halte etwas auf die Bürgerinnen von Brüſſel. Wo haſt Du aber das ſaubere Hiſtörchen her?“

„Ihre Gnaden wiſſen,“ entgegnete der Kammerdiener mit gedämpfter Stimme, „daß Brüſſel meine Vaterſtadt iſt.“

Indem der Flamänder dies ſprach, ſtieß das kleine koquette Männchen, welches eine lateiniſche Deviſe zu entziffern ſuchte, die auf einem Transparent ſtand, in dem man ſo eben die Lampe angezündet, einem Spanier, der gleichfalls vor dem Transparente ſtand, ziemlich derb auf den Fuß. Der Spanier, der keinen Spaß verſtand, faßte den Kleinen bei den Schultern und ſchleuderte ihn bei Seite mit den Worten:

„Platz gemacht, Bauer!“

Darauf nahm er wieder ſeinen Weg rückwärts durch das Volksgedränge, in der Richtung nach dem großen Platze hin.

Das kleine Männchen, das gerade entweder friedlich geſtimmt oder ſehr zerſtreut war, entgegnete nichts auf die erlittene grobe Beleidigung. Doch nahm der junge Seigneur, den er begleitete, die Sache ernſter.

„Flamänder,“ wandte er ſich an ſeinen Kammerdiener, „verfolge die Spur dieſes Spaniers; frage ihn um ſeinen Namen, und laß ihn wiſſen, daß der, welchen er inſultirte, zu dem Gefolge Gaſton's, des Herzogs von Orleans, des Bruders des Königs von Frankreich, gehört. Der Spanier mag eine Stunde zum Duelle beſtimmen, welche ihm am gelegenſten iſt.“

Der Kammerdiener leiſtete ſogleich dem Befehle ſeines Herrn Folge.

„Ei, mein edler Voiture,“ wandte ſich alsdann der Prinz an ſeinen kleinen, in Gedanken vertieſten Begleiter, „Sie laſſen ſich auf dieſe Art inſultiren? Wollen Sie es denn überall merken laſſen, daß Sie kein Edelmann ſind?“

Digitized by Google

„Unter einem ſolchen Gedränge," entgegnete der Angeredete, „ſtößt man natürlich auch mitunter auf Grobiane. Wäre es nicht thöricht, es unter ſolchen Umſtänden ſo genau zu nehmen, und ſich mit dem erſten Beſten gleich in Händel einzulaſſen?"

„Sie könnten aber," fuhr der Prinz fort, „von dem, was Ihnen ſo eben begegnet, wenigſtens den Vortheil ziehen, ſich hier einen Namen zu machen. Der Menſch, deſſen Spur ich verfolgen laſſe, ſcheint mir, trotz ſeiner groben Unverſchämtheit, eben kein beſonderer Held zu ſeyn."

Voiture erwiederte nichts auf dieſe Aeußerung des Fürſten, und ſchritt, in Gedanken vertieft, an deſſen Seite weiter. Indeſſen näherte ſich der von dem Herzog ſo genannte Flamänder dem Spanier, erhielt aber in demſelben Augenblick von einem Bürger einen leiſen Schlag auf die Schultern mit der freundſchaftlichen Eröffnung:

„Karl, man iſt Dir auf der Spur, nimm Dich in Acht!"

Der Kammerdiener wandte ſich raſch um. Doch der, welcher zu ihm geſprochen, war bereits in dem Gedränge verſchwunden. Jener ging alſo weiter, und traf endlich den Spanier, dem er den Auftrag ſeines Herrn hinterbrachte.

„Wenn der kleine Mann zu dem Gefolge des Herzogs gehört, ſo geſtaltet ſich die Sache freilich anders," entgegnete der Kavalier. „Ich heiße Don Baldoméro d'Alava, und werde meinen Gegner heute Abend vor der Abtei von Coudenberg erwarten. Er kann den Ort nicht verfehlen, denn wir haben heute Vollmond."

Als der Kammerdiener dieſe Erklärung des Spaniers überbracht, bemerkte der Herzog:

„Schon heut' Abend alſo? Nun, um ſo beſſer! Begeben wir uns in unſer Hotel; wir haben gar keine Zeit mehr zu verlieren. Ich werde Ihnen anſtändige Sekundanten geben, mein lieber Voiture, und ich hoffe, daß Sie ſelbſt Ihre Ehre ritterlich vertheidigen werden."

(Fortſetzung folgt.)

Die beiden ſterbenden Jagdfreunde.

Dem „Thüringer Boten" entnehmen wir den nachſtehenden ausführlichen Bericht über ein, dieſer Tage durch die Zeitungen (jedoch mit manchen falſchen Angaben) bekannt gewordenes, höchſt rührendes Ereigniß, ein durch gräßliche Täuſchung auf der Jagd herbeigeführtes Drama zwiſchen treuen Freunden und Brüdern, das den erſteren das Leben koſtete, einem der beiden letzteren aber beinahe den Verſtand geraubt hätte:

Ruhla, am 31. Juli 1843. Aus den Vorbereitungen auf unſere Kirmeß — es iſt freilich das alte glänzende Volksfeſt jetzt auch nicht mehr, wie es ſonſt geweſen — ſind wir durch ein furchtbares, herzzerreißendes Ereigniß aufgeſchreckt und in eine düſtere Aufregung verſetzt worden, wie ſie die zahlreiche Bevölkerung unſeres großen Ortes lange nicht empfunden hat. In der tiefen waldigen Einſamkeit unſerer Berge hat ſich ein Jagdunglück ereignet, wie es gewiß noch nicht dageweſen iſt.

Bei dem hieſigen Förſter im eiſenachiſchen Antheil unſeres Ortes ſtand ein wohlgebildeter und liebenswürdiger Forſtgehülfe, Namens Friedrich Conta, aus Ilmenau gebürtig und zwanzig und einige Jahre alt, in Condition. Er hielt mit einem jungen Manne gleiches Alters und Standes, Namens Julius Bach, einzigem Sohne einer Schullehrerwittwe in Lupnitz, welcher beim Förſter in Wilhelmsthal conditionirte, die innigſte Freundſchaft. Sie hatten ihre Lehrzeit zu gleicher Zeit, wenn auch nicht in einem Orte, angetreten und beendet und dann zuſammen die Forſtwiſſenſchaften im Forſtinſtitute des Forſtraths König in Eiſenach ſtudirt, ihr Examen zugleich gemacht und gut beſtanden und deßhalb Belobungsſchreiben erhalten. Dann hatten ſie zuſammen ſechs Wochen in dem großh. ſächſ. weimariſchen Jägerbataillon gedient und waren beide an einem Tage zu Revierjägern ernannt worden. Ihre innige Freundſchaft war alſo auf langen Umgang und gleiche Schickſale, ſo wie auf gleiche Talente, Bildung, Geſinnung und Beſchäftigung baſirt. Die an einander gränzenden Forſtreviere machten es den beiden herzlich verbundenen Jünglingen möglich, ſich ſehr oft zu ſehen und die ſchönen Berge und Wälder unſerer Heimath auf ihren Berufswegen zuſammen zu durchſtreifen. Dadurch hatten ſie ſich ſo an einander gewöhnt, daß ſie wie Brüder zuſammenlebten. Es war eine Freude, ſie ſo zuſammen gehen zu ſehen; denn auch Bach war ein blühender, ſchöner, herzensguter Jüngling.

Nun geſchah es in voriger Woche, daß Conta's Mutter in Ilmenau plötzlich von einer düſtern, ſie allmählig auf's äußerſte beunruhigenden Ahnung, in Betreff ihres Sohnes, des Jägers, befallen wurde. Sie wurde fort und fort von der unerklärlichen Vorſtellung gemartet, es müſſe ihrem Sohne ein großes Unglück geſchehen ſeyn oder noch bevorſtehen; ſie hatte nirgends mehr Ruhe und Raſt, und vermochte in dieſem peinlichen Zuſtande ihren andern Sohn, einen Oekonomen, unverzüglich nach Ruhla zu reiſen, um ſich über das Befinden ſeines Bruders zu belehren. Dieſer Bote der Mutterahnung langte hier an und fand ſeinen Bruder im erwünſchten Wohlſeyn, luſtig und guter Dinge. Denn dieſer, der Jäger, war eine wildfröhliche, dabei treue, tüchtige Natur, raſch, zuweilen unvorſichtig und deßhalb ſchon mehrmals vom Tadel des Förſters, ſeines Principals, zurechtgewieſen. Seine Freude über die Ankunft des Bruders war groß, er lachte über die ängſtliche Vorſicht der Mutter, pries ſie aber, daß ſie ihm den Bruder zugeführt und dachte nur daran, dem geliebten Gaſte viel Vergnügen zu machen. Freund Bach in Wilhelmsthal wurde natürlich von dem frohen Ereigniß benachrichtigt, um ebenfalls an den beabſichtigten Vergnügungen Theil zu nehmen. Zu dieſen gehörte nun vor allen Dingen die Jagd. Am verwichenen Freitag, den 28. Juli, kam Bach von Wilhelmsthal, und es wurde ein Pürſchgang auf den Abend verabredet. Sie hatten die Wahl zwiſchen zwei Stellen im Reviere, wo Thiere gingen, am Mühlrain (Berg), eine gute halbe Stunde vom Orte nach Oſten, und am Arnsberg, wohl eine gute Stunde von hier nach Süden, über dem Gebirgskamm hinüber, an deſſen ſüdlicher Abdachung. Der eine Jäger ſtimmte für die letztere Stelle, weil dort ein tüchtiger Rehbock ſtand, den ſie zur Ehre des Bruders zu erlegen hofften.

Der andere Jäger Conta dagegen hatte eine ſtarke Abneigung gegen dieſen Ort und wollte lieber in den Mühlrain gehen, weil es nicht zu weit war und er ſich beſſere Jagdbeute dort verſprach, wie er ſagte. Er konnte deßhalb auch nur mit Mühe von den Andern beredet werden, ihnen auf den Arnsberg zu folgen. Sie hatten noch einen guten Freund aus dem Orte, Namens Deuſing, zur Partie eingeladen, und Abends nach ſechs Uhr verließen ſie, vier Mann hoch, das Forſthaus heiter und

Digitized by Google

jagdluſtig und langten nach raſchem Gange an Ort und Stelle an. Dieß war, wie ſchon bemerkt, am Arnsberg, nicht weit vom Kißling (Kiſſel in der Volksſprache, Berg), da, wo der Ruhlaer Weg nach Gumpelſtadt hinabführt und wo die Ruhlaer, Gumpelſtädter, Wilhelmsthäler und Schweinaer Forſtreviere zuſammenſtoßen, alſo dicht an der eiſenacher-meininger Landesgränze. Dort hatte der ſchon erwähnte große Rehbock aus einem Buchendickigt auf den nahen Schlag und wieder zurück ſeinen Wechſel. Die Jagdfreunde ſtellten ſich am Berghang auf den Anſtand, um das Thier zu erwarten. Der Jagdgehülfe Bach nahm ſeinen Stand zu unterſt zur linken Seite des abwärtsführenden Ruhlaer — Gumpelſtädter Wegs, ganz nah am dichten Buchenwald; eine Strecke höher am Berge, auf derſelben Seite des Wegs und am Dickicht hatte der Forſtgehülfe Conta ſeinen Platz, und beide hatten ſonach den Wald, in welchem der Rehbock hielt, hinter ſich, den genannten Weg aber und jenſeits deſſelben den Schlag, welcher umgehackt und mit Tannen beſät iſt, vor ſich. Auf dieſem Schlage ſtehen auch noch einzelne Buchenbäume und namentlich ein ſolcher dicht am Wege ohngefähr in gleicher Entfernung von den beiden Jägerburſchen und von ihren Plätzen aus den ſtumpfen Winkel eines gleichſchenkeligen Dreiecks bildend. Die beiden Uebrigen, der Oekonom Conta und der Kaufmann Deuſing, ſtanden noch höher am Berghange ſchon auf dem Schlage und jenſeits des Wegs. Sie harrten lange, der Rehbock zeigte ſich nicht, und ſchon begann es ſtark zu dunkeln, ſo daß die Gegenſtände in einiger Entfernung nicht mehr deutlich zu erkennen waren. Da verließ der Jagdhund des Bach ſeinen Herrn und lief in den Weg hinüber; Bach folgte ihm, ohne vorher ſeinen Stand nach löblichem Jägersgebrauch abgepfiffen zu haben, um ihn anzuleinen und die Jagd für heute aufzugeben. An der bezeichneten Buche am Wege angelangt, wurde er des Hundes habhaft und bückte ſich, um ihm die Leine anzuknüpfen. Nun trägt er unglücklicher Weiſe einen neuen Jagdranzen, deſſen Farbe der eines Rehbocks gleicht. Conta hält den von der Buche in der eingebrochenen Dunkelheit noch mehr überſchatteten Freund in deſſen gebückter Stellung für den Rehbock, von der Farbe des Ranzens noch mehr getäuſcht, und gibt raſch und unvorſichtig, wie er iſt, Feuer. Und er iſt leider! ein nur zu guter Schütz. Ein entſetzlicher Schrei, ein verzweifeltes Hülferufen, ein Wehklagen ſchlagen an ſein beſtürztes Ohr und rauben ihm faſt die Beſinnung.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 9. Sept. d. J. ſtarb zu Darmſtadt Ernſt Ritſert, Lizentiat der Theologie, Schulinſpektor und Lehrer an der erſten höhern Töchterſchule. Allgemein geachtet als Menſch, als lichtvoller Kämpfer für das Wahre und Große, als gediegener Schriftſteller, und als unermüdlicher Lehrer wohl einzig in ſeiner Art, wird er in ſeiner Vaterſtadt in ehrenvollſtem Andenken fortleben. Das größere Publikum kennt ſeine Monographie über den Orden der Trappiſten; Männer vom Schulfach ſchätzen ſeine deutſche Styllehre, ſo wie ſeine vortrefflichen Rezenſionen in verſchiedenen Zeitblättern. Seit mehr als zehn Jahren beſchäftigt ihn eine große Arbeit über Erasmus Alberus, die gewiß in unſerer Literargeſchichte Beifall gefunden hätte, nun aber wohl unvollendet bleiben wird. — Der treffliche Zuſtand der höhern Töchterſchulen in Darmſtadt iſt zumeiſt das Werk des Verſtorbenen. Am 11. ward er unter gerührter Theilnahme vieler ſeiner Kollegen und Mitbürger feierlichſt beſtattet. Have pia anima!

Als der ſogenannte Petit-Père André, ein Prediger unter Ludwig XIV. im Geſchmacke des Abraham à Sancta Clara, einſt in einer Dorfkirche Frankreichs predigte, ſo fiel ihm mitten in ſeiner Rede ein Kartenſpiel aus dem Aermel. Jeder der Anweſenden brach, wie natürlich, bei dem Anblick in lautes Gelächter aus; der Prediger aber ließ ſich dadurch keineswegs aus der Faſſung bringen, und benutzte den Unfall geſchickt, ſeinen Zuhörern eine eindringliche Lehre zu geben. Er ließ die in der Kirche zerſtreuten Karten von den größeren Kindern des Dorfes aufleſen, und fragte dann mehrere nach den Namen und der Geltung der Karten, welche ſie in den Händen hielten; nachdem die Kinder dies Examen auf's beſte beſtanden, ſtellte ihnen der Pater eben ſo Fragen aus dem Katechismus, auf welche die Befragten nur ſehr nothdürftige Antworten gaben. Darauf wandte ſich der Prediger mit einer Donnerſtimme an die Väter und Mütter der Verſammlung: „So vernachläſſigt ihr alſo die Erziehung Eurer Kinder und ihre Unterweiſung in den wichtigſten Wahrheiten des Heils, während Ihr ſie mit den Eitelkeiten dieſer Welt nur zu bekannt macht." Der Redner fuhr in dieſem Sinne eine Zeitlang mit rührender Salbung fort, bis die ganze Gemeinde, welche noch vor wenigen Minuten unmäßig gelacht, ganz in Thränen aufgelöſ't war.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 9. Sept.

An die Stelle der alten Kalenderfeſte, welche mit Einführung der Reformation zum Theil erloſchen, ſind neue getreten, die, als Blüthen der fortſchreitenden Kultur, dem Zeitalter und ſeinen Beſtrebungen zum Ruhme gereichen. Ein ſolches Feſt ward geſtern in dem benachbarten Eberſtadt gefeiert, und zwar ein landwirthſchaftliches, im Intereſſe der Viehzucht und der verbeſſerten Kulturmethoden. Der feierliche Akt der Preisvertheilung fand in dem Hofe des Gemeindehauſes ſtatt, der zu dem Behufe feſtlich zubereitet worden war. Eine Art Tempel war errichtet worden, deſſen Façade mit Geräthſchaften und Erzeugniſſen des Ackerbaues in ſymmetriſcher Ordnung geſchmückt war. Die deutſche Ceres ſchien hier ihren Wohnſitz aufſchlagen zu wollen, und wenn ſie wirklich in leibhaftiger Geſtalt eingezogen wäre, ſo würde ſie alle Bedürfniſſe ihrer Toilette vorräthig gefunden haben. Man hätte nur ein Kartoffelgehänge von dem Tempel abnehmen und es der gütigen Göttin, die ihre Verehrer nie verläßt, als Perlenſchnur überreichen dürfen, herrlicher und koſtbarer als die Perlen, welche aus den Tiefen des indiſchen Oceans von unglücklichen Menſchen hervorgeholt werden. Sie würde dieſes edle Geſchmeide des deutſchen Ackerbaufleißes gewiß nicht verſchmäht haben. An Aehren, Pflanzen und ſonſtigen Früchten fehlte es eben ſo wenig, welche der wohlthätigen Göttin und ihrem Hofſtaate ſämmtlich zu Gebot geſtanden hätten. Allein ſie kam nicht, ſey es aus Schmerz über ihre verlorene Tochter, oder daß ſie, von Neugierde getrieben, nach dem Weſten ſich gewendet hatte und Augenzeuge von der Begegnung eines Königs und einer Königin ſeyn wollte, welche in ihrer freundnachbarlichen Annäherung der Welt viel Gutes zu verheißen ſcheinen: „Die Kornähre, ein Gemeingut der Menſchheit!" möge dieſer Ausſpruch der wohlthätigen Göttin auch ein königliches Ohr rühren, um wie viel beſſer würde es nicht um die Zufriedenheit und das Glück mehrerer Millionen Hungriger jenſeits des Kanals ſtehen, wo Reichthum und

Digitized by Google

Elend in dem ſchrecklichſten Kontraſt neben einander leben. Warten wir ab, ob auch Ceres bei Hofe in ihren Bemühungen glücklich iſt. Sie kehrt vielleicht bald mit ihrem Major domus zurück, um uns frohe Nachrichten von Eu zu überbringen. — Die Wahl von Eberſtadt für den Zweck der Preisvertheilung war übrigens eine ſehr günſtige, nicht nur, daß dieſer Ort der Reſidenz nahe gelegen, ſondern daß auch dort der Ackerbau und die landwirthſchaftlichen Gewerbe beſonders ſchwunghaft betrieben werden. So wird dort unter andern in der großen Brauerei des Hrn. Oeconomen Simon ein ausgezeichnet gutes Lagerbier bereitet, welches in der Nähe und Ferne bereitwillige Abnehmer findet. — Die Feſtlichkeiten endigten mit dem fröhlichen Getümmel der ſchauluſtigen Menge, welche ſich in die Wirthshäuſer zerſtreute, wo die glücklichen Gekrönten des Tages bei Muſik und Gläſerklang in Mitte einer zahlreichen Geſellſchaft die Ehrenplätze einnahmen.

Schwalbach, im Sept.

Unſere Saiſon, wenn auch ihrem Schluſſe entgegen eilend, iſt noch immer eine belebte zu nennen. An Konzerten waren wir diesmal arm und um ſo mehr iſt es eine Pflicht der Dankbarkeit, eines im vorigen Monat ſtattgehabten nachträglich zu gedenken, deſſen Ertrag zu humanen Zwecken beſtimmt war. Unter der Leitung des Hrn. Embach wurden darin von ſämmtlichen Schullehrern des hieſigen Amtes ausgezeichnete und beliebte vierſtimmige Geſänge mit Kraft und Fleiß executirt und hatten ſich wohlwollender Aufnahme zu erfreuen. Von beſonderem Intereſſe war das meiſterhafte Pianofortesſpiel des Hrn. Krauſe aus Weimar, dem ſtürmiſcher Beifall gezollt wurde. Mögen die Veranſtalter des genannten Konzertes in dem Bewußtſeyn, mit dem Schönen das Nützliche verknüpft zu haben, den Lohn ihrer Beſtrebungen und Leiſtungen finden!

Frankfurt a. M.

Schweizer-Salon.

Dieſe reichhaltige Gemäldegallerie von ausgezeichneten ſchweizer Künſtlern in Oel gemalten Transparent-Anſichten der ſchönſten Gegenden der Schweiz und Savoyens, welche allenthalben mit Beifall aufgenommen worden, befindet ſich aufgeſtellt im Gaſthof zum König von Preußen und iſt jeden Abend um 5 und 7 Uhr zu ſehen. Dieſe Gallerie iſt wirklich die größte und umfaſſendſte dieſer Art und kein Freund der Kunſt und der ſchönen pitorresken ſchweizer Natur wird den Salon unbefriedigt verlaſſen. Der Beifall, den die öffentlichen Blätter Süddeutſchlands, als der Schwäb. Merkur, die Allg. Augsb. Ztg., der Stuttgarter Verkündiger, der Oberrhein. Courier, wie auch die Mannh., Mainz. und Darmſt. Ztgen. ausſprachen, nebſt vielen ſchriftlichen Zeugniſſen von Höfen, Schulvorſtehern, Profeſſoren ꝛc. beweiſen zur Genüge, daß dieſe Gallerie nicht eine gewöhnliche ihrer Art iſt. Die magiſchen beweglichen und unbeweglichen Lichteffecte erhöhen den Reiz und die Seitenbilder, als ſchweizer Trachten und kleinere Landſchaften, ſind eine angenehme Abwechslung für den Zuſchauer. Die Preiſe der Plätze ſind auf den erſten 48 Kr., auf den zweiten 24 Kr.

Ein Wort über Schulferien.

Zu was und zu weſſen Nutzen und Frommen dienen eigentlich die vielen Schulferien? — Wir wollen gerne zugeſtehen, daß die Lehrer bei ihrem in der That mühſamen Beruf von Zeit zu Zeit der Erholung bedürfen und daß es auch den Kindern nicht ſchaden kann, wenn ſie mitunter durch Ferien ſich zu neuem Fleiß ermuntern; aber das Zuviel iſt nachtheilig und wird für die Eltern, denen ihr Beruf in den meiſten Fällen nicht Zeit übrig läßt, ſich mit den Kindern viel zu beſchäftigen und deren Arbeiten zu überwachen, höchſt läſtig. Zu Ferien ſind an den meiſten Orten folgende bewilligt:

a) Von den Behörden:

1) Oſterferien, vom Grünendonnerſtag bis Sonntag Quaſimodogeniti — nur die Werkeltage, incl. Ruhetag gerechnet	6	Tage.
2) Pfingſtferien — desgleichen	2	„
3) Hundstags- oder Ernteferien	14	„
4) Michaelisferien	8	„
5) Weihnachtsferien — wie ad 1	5	„
6) Vier Jahrmarktsferien à 2 Tage	8	„
	43	Tage.

(Oder mit Inbegriff der unten beſonders berechneten Sonn- und Feſttage 54 Tage.)

b) Von Gott verordnete:

7) Sonntage — die Oſter- und Pfingſtſonntage nicht mitgerechnet	50	Tage.
8) Neujahrsfeſt	1	„
9) Grünendonnerſtagsfeſt	1	„
10) Stillefreitagsfeſt	1	„
11) Oſterfeſt	2	„
12) Himmelfahrtsfeſt	1	„
13) Pfingſtfeſt	2	„
14) Bußtage	2	„
15) Weihnachtsfeſt	2	„

c) Endlich noch althergebrachte Nachmittagsferien:

16) An Mittwochs- und Sonnabends-Nachmittagen	52	„

Betragen — außer den noch zufällig eintretenden Unterbrechungen, deren ſpecielle Aufzählung hier zu weit führen dürfte — alſo in Allem . . . . . 157 Tage, oder pptr. 5 Monate.

Alle und jede andere arbeitende Klaſſen, die großentheils den zwar nicht zu bezweifelnden mühſamen Beruf der Lehrer in dieſer Hinſicht bei weitem übertreffen, kennen keine Feien und Ruhetage von ihrer ſauren Arbeit, als die von Gott und den Obrigkeiten verordneten Feiertage, und wenn ſie außer ſolchen einen Tag zu ihrer Erholung oder zum Vergnügen feiern, ſo geht dieſer nicht nur von denen, wo ſie das tägliche Brod für ſich und die Ihrigen erwerben, ſondern auch, was an dieſem und an den geſetzlichen Feiertagen gewöhnlich mehr als an den Arbeitstagen der Haushalt koſtet, von dem an dieſen Tagen Erworbenen noch verloren. Anders iſt es mit den Lehrern. Dieſe erhalten ſtets ihre Beſoldungen, ſie mögen unterrichten, ſich an obigen Feier- und Ferientagen erholen oder Vergnügungsreiſen ꝛc. machen. Aus dieſem von den drei Lehr-, Wehr- und Nährſtänden vorzugsweiſe glücklichſten Stande hat ſich einſt ein Lehrer wohl einmal über die obige Frage geäußert: „Bei geſteigerten Anforderungen an Lehrer und Schüler ſeyen die Ferien für jene zur Erholung, geiſtigen Kräftigung und Vorbereitung unentbehrlich, für dieſe zur Wahrnehmung der Geſundheit ſehr wünſchenswerth.“ Sogar fühlen ſchon ſolche Bedürfniſſe die ſich einigermaßen unentbehrlich dünkenden Privatlehrerinnen und machen ſich ſolche zu Nutzen. Dieſes Alles will mir nicht recht einleuchten; denn zu dem Unterrichte ſind täglich nur 5 Stunden höchſtens ausgeſetzt, mithin, den Tag nur zu 12 Stunden gerechnet, 7 Stunden zur Erholung ꝛc. übrig, wogegen Manche des Nährſtandes von Morgens 4 oder 5 Uhr bis Abends 7 Uhr, ja Manche noch länger, ohne weitere Unterbrechung als die ſehr kurze Zeit zum Frühſtücken, zu Mittage und Veſper zu eſſen, fortarbeiten müſſen, ihre Abendmahlzeit ſogar erſt nach Feierabend einnehmen dürfen; dieſes ſind doch auch Menſchen.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 14. Sept. Mutterſegen, oder: die neue Fanchon, Schauſpiel mit Geſang in 5 Abth., nach dem Franzöſiſchen des G. Lemoine, von W. Friedrich, Muſik von H. Schäffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 253. Freitag, den 15. September 1843.

Voitüre zu Brüſſel.

(Ein hiſtoriſches Genrebild.)

(Fortſetzung.)

Die drei Perſonen, welche wir dem Leſer bisher vorgeführt, ſollen demſelben nun im Einzelnen näher bekannt werden. Der Erſte war, wie geſagt, Gaſton von Orleans, Bruder Ludwigs XIII., mit welchem er ſich vor kurzem überworfen und nach Brüſſel geflüchtet hatte. Er nahm auf dieſer Flucht den Dichter Voitüre als Begleiter mit; Voitüre, den Liebling der Damen, ein Männchen von zierlichem Wuchſe, immer mit dem Schnupfen behaftet, geſchminkt, pomadiſirt und friſirt, nach Biſam riechend, äußerſt gewählt und elegant in ſeinem Anzuge, Sohn eines Weinhändlers, und ſich dabei alle Mühe gebend, für einen Edelmann zu gelten. Voitüre beſaß im höchſten Grade jenen ſogenannten „bel esprit", welchen Molière in ſeiner Komödie „les precieuses ridicules" für immer vernichtet hat. Vor dieſer totalen Vernichtung aber ſtand jener falſche, ſchimmernde Geiſt in Frankreich in hohen Ehren, und Voitüre, welcher eine ſtarke Doſis deſſelben beſaß, wurde von allen Fürſten und Fürſtinnen jener Zeit, von der ganzen damaligen gebildeten, vornehmen Welt als ein Wunder von Geiſt und Liebenswürdigkeit angeſehen und in alle Cirkel gezogen.

Voitüre war außerdem ein gewaltiger Spieler und riskirte große Summen, indem er ſich dadurch das Anſehen einer beſondern Nobleſſe zu geben ſuchte. Er ſpielte mit einem ſolchen leidenſchaftlichen Ungeſtüm, daß er jedes Mal das Hemd wechſeln mußte, ſo oft er vom Spieltiſche nach Hauſe zurückkam. Er wurde von allen Seiten mit Gunſtbezeigungen und Geſchenken überhäuft, welche ihm ſeine großen Verluſte minder empfindlich machten, als für jeden Andern. Er bezog viele Jahrgehalte, unter andern einen von dem Herrn von Avaux, Oberintendanten der Finanzen, welcher ihn zu ſeinem Kommiſſär ernannt hatte mit dem Gehalte von 20,000 Livres und der Befreiung von jeder Amtsübung. Voitüre ſchrieb daher auch einſt ſeinem Chef: „Sie haben einen ſeltſamen Kommiſſär; er verſteht nicht ein Wort vom Steuerweſen; er beſucht nie ſein Bureau, und es fällt ihm kaum alle ſechs Monate ein Mal ein, ſeinem Chef zu rapportiren; dafür ſpielt er aber mit ſeltenem Glück, macht Verſe, ſchreibt artige Briefe, und duellirt ſich manch Mal um Mitternacht, bei'm Scheine der Fackeln."

Voitüre bildete ſich etwas darauf ein, für einen leidenſchaftlichen Duellanten zu gelten, und ließ ſich oft in jene Zweikämpfe ein, welche damals zum guten Tone gehörten. Sobald er aber nur eine unbedeutende Schramme erhalten, ſchrie er wie ein Kind. Man erzählt, daß, als er eines Tages von einem ernſthaften Gegner im Duelle aufgefordert wurde, den Degen zu ergreifen, er denſelben entwaffnete mit den Worten: „Der Kampf iſt ungleich; Sie ſind groß, ich klein; Sie tapfer, ich feige. Sie wollen mich tödten; nun gut, für Sie will ich für todt gelten."

So war Voitüre in moraliſcher Hinſicht. Was ſein Aeußeres betrifft, ſo haben wir ihn bereits in Obigem genau geſchildert, und er ſelbſt ſagt in einem ſeiner Briefe, daß er ſanfte, aber etwas unſtäte, irre Augen und eine nichtsſagende Phyſiognomie habe.

Die dritte Perſon unſerer Erzählung, die der Prinz von Gaſton den „Flamänder" nannte, war ein Brüſſeler, mit Namen Charles Munck. Die Funktion eines Kammerdieners, welche er gegenwärtig bekleidete, war nicht ſeine urſprüngliche. Er war eigentlich ein junger Seidenhändler, der in Folge mehrerer verunglückten Spekulationen vor ſeinen Gläubigern hatte fliehen müſſen. Er war bereits ſeit einem Jahre auf Empfehlung eines ſeiner Verwandten zu Amiens, der ihn mit dem in jener Stadt wohnenden Vater Voitüre's bekannt gemacht, und ſo mit dem Dichter ſelbſt, durch des Letztern Vermittlung, zu der Charge eines Kammerdieners bei dem Herzog Gaſton von Orleans gelangt, welcher den Niederländer wegen ſeiner Freimüthigkeit und ſonſtigen guten Eigenſchaften ſchätzte und liebte. Gaſton war, obgleich in manchen Punkten ſehr eigen, doch im Ganzen genommen liebenswürdig und leutſelig. Charles Munck, an dem Hofe ſeiner Durchlaucht unter dem Namen des „Flamänders" bekannt, hatte die Kammerdienerſtelle nur angenommen, um eine einſtweilige Exiſtenz zu haben, bis ſeine Familie die Gläubiger befriedigt hätte, und er es ſo wieder wagen konnte, ſich in ſeiner Vaterſtadt zu etabliren. Er hatte nur mit banger Beſorgniß den Herzog nach Brüſſel begleitet, und befürchtete daſelbſt, trotz ſeiner Verkleidung und ſeines dichten Schnurrbarts, der Mund und Kinn beſchattete, von ſeinen Gläubigern erkannt zu werden. Die Furcht vor einem langwierigen Schuldenarreſt beängſtigte ihn mehr als je. Voitüre fand ſeinerſeits auch kein ſonderliches Behagen an der Promenade, welche er jetzt an der Seite Gaſton's durch die Straßen Brüſſels machte.

„Iſt es nicht äußerſt fatal," bemerkte Voitüre, „daß bei

Digitized by Google

einem Feſte, welches vor Allem der Ehre der Damen gilt, ich, dem ſie meiſt ſo hold und gewogen, einem brutalen Capitain begegnen muß, der mich, im Intereſſe meiner Ehre, zu einem Duelle nöthigt, ehe ich noch Gelegenheit gehabt, unter Amors Fahne zu kämpfen?“

(Schluß folgt.)

Die beiden ſterbenden Jagdfreunde.

(Schluß.)

Außer ſich ſtürzt Conta, mit der Flinte in der Hand, auf die Stelle los, erkennt ſeinen Bach, wirft ſich jammernd auf ihn, reißt ihm die Kleider ab, findet die tödtliche Wunde auf der rechten Seite zwiſchen der ſiebenten und achten Rippe, und ſchüttet in gräßlicher Verzweiflung das Pulver aus ſeinem Pulverhorn darauf, um das ſtrömende Blut zu ſtillen. „Ach, Conta“, ſtöhnt der Getroffene, „das hilft mir nichts mehr und vergrößert nur meinen Schmerz. Ich bin ein Kind des Todes. Ich fühl's, es iſt aus mit mir.“ — „Barmherzigkeit Gottes, Bach! du kannſt, du darfſt nicht ſterben!“ ſchreit der Andere. „Ich ertrüge es nicht, dein Mörder zu ſeyn.“ — „Ich ſpreche dich frei von aller Schuld, Conta. Ich allein trage die Schuld. Meine Unvorſichtigkeit hat mir das Leben geraubt. Ich gehe mit der alten herzlichen Liebe zu dir aus der Welt.“ — „Bach, Bach! und du verzeihſt mir ſo liebevoll! Du fluchſt mir nicht, deinem Mörder! Und doch bin ich allein ſchuld an der That. Ich hätte vorſichtiger ſeyn ſollen. Ich werde wahnſinnig.“ — „Faſſe dich, mein Freund, denn ich habe dich noch um einen großen Dienſt zu bitten. Meine Schmerzen ſind furchtbar. Mach' ihnen ein Ende! Schieße mir ſchnell die Kugel deines zweiten Laufes durch das Herz!“ — „Nein, nein! das kann ich nicht!“ heult Conta. „Aber mit dir will ich ſterben, mein theurer Freund, an deiner Seite will auch ich mein Leben aushauchen; denn der Gedanke iſt mir unerträglich, dich als dein Mörder überleben zu müſſen.“ Und raſch greift er nach ſeiner Flinte und richtet ſie gegen die eigene Bruſt. Aufgeſchnellt vom ſteinigen, blutgefärbten Sterbelager, kreiſcht der tödtlich verwundete Bach: „Conta! Conta! Um Gottes Liebe und Barmherzigkeit! thu' nur das nicht! Ich will ja alle Schmerzen ertragen, thu' nur das nicht. O! o bei unſerer Liebe und Freundſchaft, lebe, mein Conta! Denk an deine Mutter! Schone dich! Bereite meinen letzten Augenblicken nicht ſolch' einen Jammer!“ Und er hat ſich aufgerafft und will dem verzweifelnden Freund in die Arme fallen, um ihn von der entſetzlichen That abzuhalten, aber die Kraft verſagt ihm, er vermag ſich nicht aufrecht zu erhalten und ſinkt wieder zu Boden. In dieſem Augenblick fällt der Schuß. Ein Schrei des Entſetzens ringt ſich aus der Bruſt des unglücklichen Bach, und zu ſeiner Seite ſtürzt Conta, der ſich durch das Herz geſchoſſen hat, und windet ſich in Todeszuckungen. Aermſter, unglücklichſter Jüngling! Welch' ein Schmerz, welch' ein Jammer auf Erden wäre dem deinigen zu vergleichen. Selber tödtlich verwundet von der Hand des beſten Freundes, mußt du in deiner Todesſtunde dieſen heißgeliebten Freund neben dir ſterben ſehen, wie ſeine verzweifelte Hand ſich ſelbſt den Tod gibt, deinetwegen, weil er dich unvorſichtig getroffen; nicht genug, daß dein Leben mit deinem Herzblut entrinnt, du mußt auch das Todesröcheln des Freundes in deinem gemarterten Ohre vernehmen! O ihr fühlenden Leſer, malt euch den entſetzlichen Zuſtand dieſes Jünglings! Contas Wunde hatte ſich ſogleich geſchloſſen und keinen Tropfen Blut vergoſſen. Bei der ärztlichen Unterſuchung fand ſich, daß das Herz getroffen und das Rückenmark erſchüttert war.

Die beiden entfernt ſtehenden Begleiter, der Oekonom Conta und der Kaufmann Deuſing, wurden durch die beiden kurz hintereinander fallenden Schüſſe und wimmernden Klagetöne dazwiſchen und danach, welche nur leiſe, aber durch die Stille der Nacht ſchauerlich genug zu ihren Ohren drangen, ſehr erſchreckt und eilten, von den Lauten geleitet, zu dem Orte, wo ihrer der entſetzlichſte Anblick harrte. Welch' ein Wiederſehen nach ſo kurzer Friſt, nach ſo kleiner Entfernung! Der ſterbende Bruder, der tödtlich verwundete Freund, beide am Boden des ſtillen Waldes unter der Buche, die nun zum Merkzeichen eines ſo unglücklichen Ereigniſſes werden ſoll. Noch hat Bach ſo viel Kraft, den von Entſetzen ſtarren Ankömmlingen das Geſchehene ausführlich mitzutheilen. An dieſen traurigen Bericht knüpft er die dringende Bitte, ſeinen nun zwiefach großen Schmerzen ein Ende zu machen und ihn vollends zu erſchießen. Während nun Deuſing, über ihn gebeugt, ihm Geduld und Troſt einzuſprechen ſucht, ihm verſpricht, ſo ſchnell als möglich ärztliche Hülfe und Rettung herbeizuſchaffen, und Bach nur immer, vom wildeſten Schmerz gefoltert, verlangt, getödtet zu werden, da er ja doch unrettbar verloren ſey, hat ſich der zweite Conta verzweifelnd ſchreiend über ſeinen den Todeskampf ringenden Bruder hergeworfen, hat ihn mit glühenden Küſſen überdeckt, die der ſo finſterm Looſe verfallene Jüngling noch erwiedert, hat deſſen erkaltende Hand ergriffen, deren krampfhaften Gegendruck er noch fühlt, und iſt dann in einen unbeſchreiblichen Jammer ausgebrochen. Da hallten die ſonſt ſo ſtillen Wälder wieder von gräßlichen Klagetönen, die Einer um den Andern dieſer unglücklichen Menſchen ausſtieß, und die Nacht in den Bergen wurde ſchauerlich lebendig, als müſſe ſie Mitleid fühlen mit ſolch' unerhörtem Schickſal. Plötzlich ſpringt der lebende Conta wie wahnſinnig empor, greift nach ſeiner am Boden liegenden Doppelflinte, ſchreit wild: „Das kann ich nicht überleben! Ich ſterbe mit euch!“ ſpannt beide Hähne und richtet die Mündungen der Läufe auf ſeinen Kopf. Im Nu ſpringt Deuſing, von neuem Schrecken gepackt, auf ihn los und ringt mit dem Verzweifelten, der wirklich von momentanem Wahnſinn befallen ſchien, und entreißt ihm nach hartem Widerſtand und mit eigner Lebensgefahr (denn die Flinte konnte ja ſo leicht während des Ringens ſich entladen und ihre Kugeln ihm zuſenden) das Gewehr und ſchießt es ſchnell in die Luft ab. Welch' ein Ringen und Kämpfen zwiſchen dieſen beiden Jünglingen! Und doch hat die Entſchloſſenheit und Kraft des Herrn Deuſing noch größeres Unglück verhütet; denn wer erblaßte nicht, wenn er die ernſtliche Verſicherung dieſes jungen Mannes vernimmt, daß er, wenn auch der Dritte gefallen wäre, jedenfalls nicht lebend wieder den unſeligen Platz verlaſſen haben würde. Dann hätte man vier todte Jünglinge gefunden, und Niemand hätte ſich das gräßliche Räthſel zu erklären vermocht, ja man würde natürlicherweiſe auf den Gedanken gekommen ſeyn, ſie hätten ſich gegenſeitig ermordet. Deuſing nahm nun den beiden Contas, dem todten und dem lebendigen, Jagdtaſchen und Gewehre ab und beſchwor den Letzteren, ſich kein Leid zuzufügen, auch dem armen Bach nach Kräften Geduld und Troſt zuzuſprechen. Conta leiſtete das Verſprechen und Deuſing machte ſich auf

Digitized by Google

den Weg nach Ruhla zu, ſo eilig, als ſeine zitternden Beine es nur erlaubten. Aber er hatte in der außerordentlichen Aufregung vergeſſen, auch Bach's geladenes Gewehr an ſich zu nehmen. Deuſing hatte gewiß einen böſen Weg, ſo in der Nacht durch die Berge zu laufen nach ſolchem Unglück. Aber ſchlimmer war ohnſtreitig das Zurückbleiben Contas. In der kaum von einzelnen Sternen matt geſchmückten Nacht zwiſchen dem todten Bruder und dem wimmernden Freunde ſitzend, beugte er ſich bald zu dem Einen, bald zu dem Andern, zog ſeine Kleider aus und bettete ſie ſo weich als möglich darauf, ſtreichelte Bachs Geſicht, nahm den Kopf deſſelben auf ſeinen Schooß und brach dazwiſchen in lautes Weinen und Wehklagen aus. Contas Hund war während dieſer ganzen ſchauerlichen Scene noch immer angeleint geweſen und hatte ſein Klaggeheul mit den Jammertönen der Menſchen vermiſcht; er leckte bald die Hände ſeines Herrn, bald riß er an der Leine, um los zu kommen. Da bat Bach Conta, er möge doch den Hund, der ihn ſo ſehr beläſtige, abbinden. Conta kauerte neben den Hund und knüpfte die Leine los. Dadurch wurde ſeine Aufmerkſamkeit von Bach abgelenkt, und gerade dies hatte der Verwundete mit ſeiner Bitte bezweckt. Denn kaum hatte ſich jener einige Fuß weit entfernt und zum Hunde niedergebeugt, als dieſer ſeine Doppelflinte an ſich zog, die Hähne ſpannte, die Mündungen gegen den Kopf richtete. Der Schuß fiel, zwei Kugeln ſauſten dicht an Contas Geſicht vorüber, die eine flog ihm durch den Backenbart, die andere ſtreifte faſt ſeine Stirne. Bach hatte ſeinen unerträglichen Schmerzen ſelbſt ein Ende gemacht. Die eine Kugel war zwei Zoll unter dem rechten Ohr, die andere durch die rechte Augenhöhle hineingedrungen. Da ſtand Conta zwiſchen zwei Todten. Die menſchliche Sprache hat keinen Ausdruck, um die Gefühle dieſes unglücklichen jungen Mannes richtig zu bezeichnen. Schweigend lag die Mitternacht um ihn; er war fern von jeder menſchlichen Wohnung, in den tiefen Wäldern; rechts lag der geliebte Bruder todt, links der werthe Freund todt, beide vom mörderiſchen Blei ſo ſchnell dahin gerafft, beide noch vor wenigen Minuten fröhlich mit ihm die Bergpfade wandelnd! Wäre er wahnſinnig geworden, wäre es kein Wunder. Er hatte nur einen Gedanken, daß Bachs Kugeln auch ihn getroffen und auch ſeinem Leben ein Ende gemacht haben möchten. Gleichſam zum Hohne des furchtbaren Geſchicks trat jetzt der Rehbock aus dem Buchendickigt, belferte, als er die Gruppe gewahrte, und ſprang neben den Opfern hin über den Schlag.

Zwar brachte Deuſing ärztliche Hülfe und andere Menſchen mit; aber da war nichts mehr zu helfen. Thränen fielen aus Männeraugen, Wehklagen erſchallten. Am Sonnabend beſichtigte das großherzogl. Amt aus Eiſenach die beiden Leichen an Ort und Stelle; dann wurden ſie vom Arzt unterſucht und zuſammen brüderlich vereint hierher getragen, wo ſie im Saale des Forſthauſes (Kurſaal des Ruhlaer Bades), mit ſchönen Sterbekleidern angethan und mit Blumen gleichſam überſchüttet, die ihnen hieſige Jungfrauen gebracht, den Sonntag über zur Schau ausgeſtellt waren. Sie waren im Tode vereint, die treuen Freunde. Jeder hielt in der linken Hand ſeinen Hirſchfänger. Unzählige Menſchen ſowohl von hier, als aus allen benachbarten Orten, ſtrömten herzu, um die ſchuldloſen Opfer eines ſo außerordentlichen Schickſals im Tode zu ſehen. Ach, wie viel Thränen ſind ihrer ſo mörderiſch geknickten ſchönen Jugendblüthe gefallen! Abends 6 Uhr wurden ſie unter dem feierlichen Geläute aller Glocken und der Begleitung einer ſehr großen Menſchenmenge jeglichen Standes und Alters von den Forſtpraktikanten zu Grabe getragen. Sie wurden in ein Grab gelegt. Was noch von ihnen übrig war, ſollte in der Erde nicht getrennt ruhen. Der hochbetagte Pfarrer Schellhaas ſprach tief ergreifende Worte, nur zuweilen vom eignen Schmerze unterbrochen. Wer den überlebenden Conta am Grabe ſah, wer ſeine Klagetöne hörte, dem mochte das Herz vor Jammer und Wehmuth zerfließen. Wahrlich, dieſer junge Mann hat in einer Nacht Schreckliches erlebt, wie tauſend Sterbliche ihre ganze Lebenszeit nicht.

Noch muß bemerkt werden, daß Bach's Prinzipal, der Förſter in Wilhelmsthal, dieſen am Freitag Morgen in Geſchäftsangelegenheiten nach Eckartshauſen geſchickt hatte; Bach hatte aber nicht gehorcht, und zwar war es der erſte — und leider auch der letzte — Fall eines Ungehorſams. Er hatte den Weg nach Eckartshauſen auf den folgenden Tag verſchoben, und hatte vorgezogen, des Freundes Conta Einladung nach Ruhla zum gemeinſchaftlichen Pürſchgang zu folgen. Kaum aber iſt er von Wilhelmsthal fort, ſo kommt ſeine Mutter von Wenigenlupnitz angefahren, und bittet den Förſter dringend, ihren Sohn nicht in der Nacht in die Berge zu ſchicken, ſondern ſeine Reviergänge ſo einzurichten, daß er um 6 Uhr zu Hauſe ſey; ſie werde von einer böſen Ahnung gepeinigt, daß ihm in der Nacht im Walde ein Unglück zuſtoße. Es war zu ſpät, der Unglückliche war ſchon fort. Sie kehrte mit ihrer Angſt nach Hauſe zurück, um am folgenden Tage zu erfahren, daß ſie keinen Sohn mehr hatte.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) „Des Teufels Antheil", komiſche Oper in drei Acten, nach Scribe von Carl Gollmick, Muſik von Auber, wird künftigen Sonntag den 17. Sept. zum Erſtenmale über unſere Bühne gehen. Da, abgeſehen von einer pikanten Muſik, welche Auber's Feder eigen iſt, die ſchwierige Mise en scène die ganze Thätigkeit unſerer Regie in Anſpruch genommen hat, ſo dürfen wir einer ſorgfältigen Vorſtellung und mit derſelben einem heitern Genuß entgegen ſehen. Die Intrigue dieſes Süjets, worin Scribe wieder alle Funken ſeines Humors ſprühen läßt, ſpielt in Spanien (Madrid und Aranjuez) zur Zeit Heinrichs VI. Doch wollen wir durch eine weitere Mittheilung des Buchs der Illuſion des Publikums nicht vorgreifen und bemerken nur, daß die Oper in Paris, zum Erſtenmal auf dem Théatre royal de l'opéra comique (am 16. Jan. d. J.) gegeben, Furore gemacht und ſeit der Zeit eine Lieblingsoper der Pariſer geblieben iſt. Von der deutſchen Bearbeitung Gollmick's, von deſſen Befähigung namentlich die Ueberſetzung der Regimentstochter Zeugniß ablegt, dürfen wir das Beſte erwarten, und ſomit ſehen wir wieder einer Oper entgegen, welche, indem ſie ſich durch ihre Autoren, durch intereſſanten Stoff, gefällige Muſik und gute Beſetzung ſchon a priori empfiehlt, auf dem Repertoir zu bleiben, wo nicht eine Zugoper zu werden verſpricht.

Von Berlin wird gerühmt, daß ſich dort die verſchiedenen Stände im geſelligen Leben immer mehr einander näherten und daß namentlich die frühere Abſonderung der Vornehmen immer

Digitized by Google

mehr verſchwinde, was auf alle Theile und auf das Leben höchſt wohlthätig wirke. Ueberhaupt werde Berlin immer mehr eine Weltſtadt, der Wohlſtand nehme zu, die Straßen ſeyen belebter als je, Alles verſchönere ſich, an den öffentlichen Orten herrſche die größte Eleganz und Nante ſey Eckenſitzer geworden.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 10. Sept.

Unſer Sängerkranz gab geſtern ein großes Konzert in dem Saale des Orangeriehauſes zu Beſſungen. Menſchenfreundliche Rückſichten gegen Nothleidende, die man wirkſam unterſtützen wollte, hatten zunächſt die Veranlaſſung dazu gegeben, und der diesfällige Erfolg hätte kein beſſerer ſeyn können, da die weiten Räume des Saales bis zum Erdrücken voll waren. Dem Intereſſe der Humanität geſellte ſich zugleich ein künſtleriſches bei, welches in der Art der Aufführung der gewählten Muſikſtücke ſeine Rechtfertigung fand. Auch die Jugend wirkte bei dieſem, von Hrn. D. Anton dirigirten Konzert mit, da nicht weniger als 70 hieſige Freiſchülerinnen, unter der Direktion des Hrn. Lehrers Alt, einen alten Choral und eine Hymne recht anſprechend ſangen. Wir haben ſchon eine poetiſche Geſchichte der Deutſchen, warum auch nicht eine muſikaliſche? ſagte ich zu mir ſelbſt, als das Schlußſtück: „die Türkengefahr", altdeutſches Schlachtlied, aufgeführt wurde. Die unterſchiedlichen Epochen der Geſchichte eines Volks durch die Macht der Töne ausgeprägt und dargeſtellt zu ſehen — dies müßte für den Kunſt-, wie für den Geſchichtsfreund eine herrliche Sache ſeyn. Wird doch die Geſchichte öfter durch Noten gemacht, warum ſollte man ſie nicht einmal auch auf Noten ſetzen, wenn auch die Partitur noch ſo ſchwierig und in einzelnen Theilen den Regeln der Tonſetzkunſt zuwider iſt. Die ältere Muſik verdient eben ſo gut, ſtudirt zu werden als die älteren Kunſtwerke überhaupt, und wer jene aus dem Staube der Vergangenheit wieder hervorzieht und auf die Bühne der friſchen Gegenwart bringt, der gibt durch dieſe Nebeneinanderſtellungen des Alten und des Neuen zu Wahrnehmungen und Vergleichungen Veranlaſſung, welche ohne unmittelbare Anſchauung nie hätten gemacht werden können. Eine muſikaliſche Geſchichte der Deutſchen aber müßte — ich wiederhole es — ſehr gefallen, trotz ihrer vielen Mißklänge und fatalen langen Pauſen, die das zuhörende Ausland öfter ſo gut zu nützen wußte. Man könnte dergleichen Pauſen bedauerlichen Andenkens, worüber ſchon viele dicke Bücher geſchrieben worden, am füglichſten ausfüllen durch Kameeltänze und Affenſpiele, als Surrogate des hiſtoriſchen Stoffs, deſſen innerſtes Mark eine böſe Zeit aufgezehrt hatte. — Die Vorſtellungen auf dem großh. Hoftheater werden nächſten Dienſtag wieder beginnen und in der gewohnten Weiſe fortgeſetzt werden. Unſer Künſtlerperſonal iſt jetzt vollzählig beiſammen. Mad. Pirſcher, ſeit kurzem von Lemberg hierher zurückgekehrt, iſt daſelbſt nicht weniger als 15mal aufgetreten und hat für ihr Gaſtſpiel die ſchmeichelhafteſten Beweiſe von Auszeichnung erhalten.

Mainz, 10. Sept.

In der verfloſſenen Woche fanden die drei erſten Vorſtellungen auf unſerm Theater ſtatt, deren gewöhnlich ſechs bis ſieben als Probedarſtellungen der Eröffnung des Abonnements vorhergehen. An den drei Abenden ſahen wir ein Luſtſpiel, eine Oper und ein Drama. Wer von dieſen drei Vorſtellungen auf die Leiſtungen während der bevorſtehenden Saiſon ſchließen oder ſich gar überſpannten Hoffnungen hingeben wollte, würde ſich, unſerer Anſicht zufolge, in mehr denn einer Hinſicht irren. So viel ſteht feſt, daß Haake dem Schauſpiele aufhelfen wird, auch iſt Dem. Kreutzer für die Oper eine gute Acquiſition; außerdem ſchwebt die Zukunft noch im Dunkel, die einzelnen Elemente wirken noch nicht gehörig zuſammen, es beſtehen noch zu viele Lücken, als daß ſich ein Schluß, auch nur ein ungefährer, faſſen ließe. Die erſte Darſtellung, das Luſtſpiel: „die Schule der Alten", von Delavigne, war unſtreitig die beſte von den drei. Hr. Haake (Danville) füllte ſeine Rolle ganz aus. Er hat ſich nicht verändert; Organ, Haltung, Manier ſind ihm geblieben wie früher; er wurde bei ſeinem erſten Auftreten bewillkommt, in den Zwiſchenacten und am Ende mit Beifall gerufen. Eine neue Schauſpielerin, Dem. Herz, trat als Madame Danville auf. Sie ſpielte mit Wahrheit und Gefühl und präſentirte ſich gut; ihre noch etwas übereilte Sprache ſchadete dem guten Eindrucke, den ſie ſonſt machte; es wurden ihr mehrere Beweiſe von Zuſtimmung. Hr. v. Othograven (Graf d'Elmar) und Hr. Hartig (Bonnard) trugen das Ihrige zum Gelingen der Vorſtellung bei. In der zweiten Darſtellung, „die Nachtwandlerin" von Bellini, ſang Dem. Kreutzer die Amine mit ſchöner, voller Stimme und vieler Wärme; ihr Auftreten iſt würde- und anſtandvoll, nur ſchien es uns, als flechte ſie zu viel Coloraturen [illegible], was ihren Tönen nicht gut zuſagt. Dem. Kreutzer wurde bewillkommt, in der Mitte des Stückes und am Schluſſe gerufen. Da Hr. Peretti kurz vor Eröffnung der Bühne ſeinen Kontrakt brach und wegen erhöhter Gage, wie man ſagt, nach Köln entwich, ſo ſang Hr. Schrader von Wiesbaden die Partie des Elwin nicht ohne Beifall. Hr. Lanz (Graf Rudolph) gefiel wie immer. Orcheſter und beſonders die Chöre ließen Vieles zu wünſchen übrig; das Orcheſter iſt noch nicht vollſtändig, da mehrere ſeiner beſſern Mitglieder noch in Bad Homburg gaſtiren. Die dritte Vorſtellung, „der Sohn der Wildniß" von Halm, fiel bei weitem nicht ſo aus, wie man hätte wünſchen können. Hr. Haake ſpielte den Miron mit Kraft und Gewandtheit. Hr. v. Othograven (Ingomar) gab ſich große Mühe, aber er war heiſer und nicht genugſam unterſtützt. Die Rolle der Parthenia wurde von einer angehenden Schauſpielerin, Dem. Haake, gegeben, die dieſer ſchwierigen Darſtellung noch nicht gewachſen iſt; ſie hatte zwar gut memorirt und iſt auch nicht fremd auf der Bühne, aber ihr Organ ſcheint nicht gehörig ausgebildet zu ſeyn und ihre Ausſprache war unverſtändlich. Die ganze Darſtellung ging lau dahin; das Haus war leer und übermäßiges Klatſchen in gewiſſen ſogenannten Kraftſcenen erzeigte lautes Mißfallen bei vielen Zuſchauern. Das Rufen am Ende konnte allein Hrn. Haake gelten.

Gießen, 11. Sept.

Der Unterzeichnete findet ſich wegen ſeines amtlichen Verhältniſſes veranlaßt, die Angabe in dem Korreſpondenzartikel von Gießen, dd. 5. Sept., in Betreff der hieſigen Metzgerzunft, ſo weit er darin eingemiſcht worden iſt und ihm eine Schuld bei dem Vorfall zur Laſt gelegt werden will, für eine Entſtellung der Wahrheit zu erklären und dahin zu berichtigen, daß zwar eine Eingabe der Metzger an ihn geſchehen iſt, dieſelbe jedoch nicht eine Verwendung des Stadtvorſtandes um Erhöhung der Fleiſchtaxe, ſondern eine Verwendung bei der höchſten Staatsbehörde gegen das von der Staatsregierung unterm 21. Juli d. J. der Stadt bewilligten höhern Octrois in Bezug auf Schlachtvieh zum Gegenſtand gehabt habe, daß er, weil dieſe Eingabe zu einer Berathung des Gemeinderaths geſetzlich nicht geeignet, darüber bei der vorgeſetzten Behörde vorerſt anfragte und, als dieſe ihre erforderliche Ermächtigung zur Berathung verſagte, den Bittſtellern ihre Eingabe mit ſchriftlicher Andeutung des ordnungsmäßigen Wegs wieder zurückgab. Wenn dieſe hiernach ohne Weiteres zu einer Niederlegung ihres Gewerbes ſchritten, ſo wird hoffentlich nicht behauptet werden wollen und können, daß ſie der Unterzeichnete durch ſein legales Verhalten dazu genöthigt habe. Gg. Reiber, Bürgermeiſter.

Theater-Anzeige.

Freitag, 15. Sept. Czaar und Zimmermann, komiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Lortzing.

Sonntag, 17. Sept. (Zum Erſtenmale): Des Teufels Antheil, komiſche Oper in 3 Abth., nach Scribe, Muſik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. [illegible]. Samſtag den 16. September 1843.

Voiture zu Brüſſel.

(Ein hiſtoriſches Genrebild.)

(Schluß.)

Voiture pflegte bei allen jungen Damen den Liebenswürdigen zu ſpielen, und als er eines Tages in einer vornehmen Geſellſchaft einem Fräulein von 17 Jahren die verbindlichſten, artigſten Sachen geſagt und einem Mädchen von 12 Jahren die Mähr vom „Blümlein Wunderhold" erzählt, und am Schluſſe der Soirée ſeine Rolle bezaubernd geſpielt zu haben wähnte, bemerkte ihm die Dame, welche die Honneurs des Hauſes machte: „Mein Herr, wir haben Ihnen noch eine Dame vorzuſtellen, welcher Sie Ihre Aufwartung und den Hof machen müſſen." Und ſie führte darauf ihr kleines, dreijähriges Töchterchen aus dem Nebenzimmer herbei, zum großen Ergötzen der Geſellſchaft. Der Herzog von Orleans fand dieſe Ironie auf Voiture ſehr fein und treffend, und zog den Dichter nachher noch oft mit derſelben auf. Doch Voiture bereitete ſich jetzt auf ein Abenteuer ernſterer Art, auf ſein Duell nämlich mit dem groben Unbekannten. Der Herzog gab ihm als Sekundanten zwei Leute aus ſeinem Gefolge, und empfahl dem Flamänder, welcher das Terrain des Kampfes kannte, den Kämpfer auf daſſelbe zu begleiten, und auch wieder von da zurückzuführen.

Um 10 Uhr alſo, bei'm Lichte des Vollmonds, erſchien der Dichter Voiture auf dem bezeichneten Platze hinter der Abtei Coudenberg. Auch der Spanier erſchien zur beſtimmten Stunde.

„Mein Herr," begann der Letztere, ſich expektorirend, „wenn ich nicht vernommen hätte, daß Sie zum Gefolge des Herzogs von Orleans gehörten, und Edelmann wären, ſo hätte ich fürwahr mich nicht ſo zu Ihnen herabgelaſſen."

Voiture war ſchon im Begriff, ſeinen falſchen Adel zu desavouiren, denn der Anblick ſeines ſchlagfertigen Gegners flößte ihm bange Furcht ein; doch verſchloß ihm die Beſorgniß, er möge ſeinen Charakter durch eine unmännliche Feigheit kompromittiren, wieder den Mund. Er zog alſo ſeinen Degen und ſtellte ſich in Poſitur; er hatte dabei die ganze Haltung eines Tänzers, ſo wie er bei'm Tanzen immer ausſah, als wenn er ſich duellirte. Er erhielt am Arme eine leichte Schramme, ohne jedoch nach ſeiner ſonſtigen Gewohnheit dabei zu ſchreien; er ſah aber in der That auch nicht eine Spur von Blut; dieſer tröſtliche Anblick ermuthigte ihn ſo, daß er mit leidenſchaftlichem Ungeſtüme auf den Spanier eindrang und durch die Heftigkeit ſeines Andrangs denſelben zum Falle brachte. Die zwei Sekundanten, welche Don Baldomero mitgebracht hatte, beeilten ſich, dieſem wieder aufzuhelfen, was ihnen auch ohne große Mühe gelang, denn der Genannte war nur auf dem Raſen ausgeglitten, und hatte ſich bei ſeinem Falle nicht im mindeſten beſchädigt. Doch Voiture war bereits verſchwunden .... er hatte ſich unmittelbar nach jenem Falle ſeines Gegners aus dem Staube gemacht.

„Das iſt köſtlich!" ſagte der Spanier lachend, als er die Flucht Voiture's bemerkte. „Der kleine Held lebt ohne Zweifel in dem ſchmeichelnden Wahne, als habe er mich ſchwer verwundet oder gar getödtet. Ich bedaure nichts, als daß ich ſeinen Namen nicht weiß."

„Wir können ſeine Spur verfolgen!" bemerkte einer der Sekundanten.

„Das wäre unnütz, indem wir ſchon morgen frühe abreiſen, was mich auch beſtimmte, dieſe außergewöhnliche Stunde zu unſerm Duelle zu wählen."

Voiture war unterdeſſen noch in eiliger Flucht begriffen, in dem feſten Wahne, er habe ſeinen Gegner getödtet. Die Geſetze waren in dieſem Punkte damals äußerſt ſtreng in den Niederlanden. Charles Munck machte ſich den Umſtand auf's beſte zu nutze.

„Edler Herr," wandte er ſich zu Voiture, „man wird ſich morgen Ihrer Perſon bemächtigen und Sie wegen Ihres Duells vor Gericht ziehen; Ihr Urtheil wird um ſo ſtrenger ausfallen, da das Duell Nachts ſtatt gefunden. Wenn ich Ihnen rathen ſoll, ſo flüchten Sie ſich nach Borgendael, als einem ſicheren Aſyle. Indeſſen werden Ihre Sekundanten, welche Zeugen Ihrer Bravour auf dem Kampfplatze geweſen, den Herzog davon in Kenntniß ſetzen, und derſelbe wird es durch ſein fürſtliches Anſehen dahin bringen, daß Sie nach zwei Tagen Ihre Begnadigung von der Infantin Iſabelle erhalten."

„Dein Rath, Flamänder, iſt wohl allerdings gut; doch wie ſoll ich mich an jenem mir ganz unbekannten Zufluchtsorte benehmen, wenn Du mich nicht dahin begleiteſt?"

„Ich würde recht gerne mit Ihnen dahin gehen, Ihnen beizuſtehen, edler Herr, wenn dieſe Herren hier es übernehmen wollten, mich wegen meines gewagten Schrittes bei dem Herzog zu entſchuldigen."

Die beiden Sekundanten verſprachen das Letztere. Voiture

Digitized by Google

und der Kammerdiener flüchteten ſich miteinander auf das geheiligte Gebiet von Borgendael.

Charles Munck, der ſich bisher beſtändig vor ſeinen Gläubigern fürchten mußte, ſah ſich ſo gerettet; denn Borgendael war eines jener Aſyle, in welchem man damals eine Zuflucht vor Verfolgungen der Gläubiger fand, wo man ſicher war vor allen Gewaltthätigkeiten, wo man jedes Gewerbe treiben konnte, ohne ein beſonderes Patent dazu nöthig zu haben. Borgendael verlor dieſes herrliche Privilegium erſt am 8. Juni 1776.

Charles Munck befand ſich zwar für den Augenblick in Sicherheit, aber er fühlte, daß er nicht lange zu Borgendael bleiben könne, und daß er ſo bald wie möglich nach Frankreich zu entkommen ſuchen müſſe. Am andern Morgen alſo machte er dem Herrn Heinrich von Barick, welcher damals Vikomte von Brüſſel und Vogt von Borgendael war, ſeine Aufwartung. Er ſtellte ihm vor, daß Herr von Voiture, Edelmann Seiner Durchlaucht des Herzogs von Orleans, bei einem Duelle, das er geſtern mit einem Spanier gehabt, denſelben ſehr übel zugerichtet habe, daß die Verwandten des Letzteren ſeine Spur heftig verfolgen ließen, und daß vor ihrer Verfolgung ihn nur der Schutz des Vikomte von Barick retten könne. Der ehrliche Vikomte glaubte, daß er ſich dem Herzoge Gaſton und der Infantin Iſabelle, die den Herzog vor kurzem prächtig empfangen hatte, ſehr verbinden würde, wenn er den Edelmann vor ſeinen Verfolgern rettete. Eine Stunde ſpäter ſtand der Wagen des Vikomte bereit, Voiture zu entführen.

Charles Munck hatte die Zeit nicht unbenutzt vorübergehen laſſen; er hatte den Dichter glauben zu machen geſucht, daß man ihn in eine Feſtung zu bringen beabſichtige, und hatte, mit ſcheinbarer Aufopferung, ſich bereit erklärt, ſich an ſeiner ſtatt gefangen nehmen zu laſſen. Voiture nahm den Vorſchlag mit dem wärmſten Danke an. So ſtieg alſo der Kammerdiener, nachdem er ſeinen Schnurrbart bedeutend verkürzt und ſeine Kleider mit denen Voiture's vertauſcht, wohlgemuth in den Wagen, welcher nach dem Thore von Hal fuhr. Dort ſtanden ſechs Schützen des Vogtes mit einem gezäumten Pferde bereit; Munck, der vermeintliche Edelmann, beſtieg daſſelbe, und langte auf ihm in drei Tagen wohlbehalten in Frankreich an.

Kurz nach der Abfahrt des Wagens des Vikomte hatte es der Dichter Voiture gewagt, ſich in den Kleidern des Kammerdieners öffentlich zu zeigen, in der Hoffnung, in ſeiner täuſchenden Verkleidung nicht erkannt zu werden. Er war aber kaum zwanzig Schritte aus dem Bezirke des Aſyls herausgetreten, ſo wurde er von einem Polizeidiener angehalten mit den Worten:

„Sie ſind der ſogenannte Flamänder!"

„Unſtreitig!" entgegnete Voiture.

„Gut. Wir arretiren Sie im Namen der Infantin."

Voiture ſah ſich in dem Augenblick von vier trotzigen Sergeanten umringt.

„Und wenn ich fragen dürfte: die Urſache meiner Verhaftung?"

„Die iſt Ihnen ſelbſt nur zu bekannt!" entgegnete der Chef der Sergeanten in barſchem Tone. „Sollten Sie ſie übrigens vergeſſen haben, ſo werden Sie zu Treurenberg die erwünſchte Auskunft erhalten."

Voiture machte eine durchgehende Bewegung, indem er ängſtlich fragte: „Was iſt Treurenberg für ein Ort?"

„O, wie unſchuldig er ſich anſtellt!" bemerkte einer der Sergeanten. „Scheint er nicht ſchon nach zwölf Monaten Brüſſel und ſeine Suiten rein vergeſſen zu haben!"

„Herrlich!" dachte der Gefangene bei ſich. „Man hält mich für den Flamänder! Ich bin gerettet! Aber," fuhr er hierauf laut fort, „ich zahle eine Kanne, wenn Ihr mir ſagt, warum ich arretirt werde?"

„Wegen Deiner Schulden, da Du denn Deine Schande auf offener Straße kundgemacht haben willſt!" entgegnete einer der Polizeidiener, indem er ihn in die nächſte Schenke mit fort zog.

„Du traktirſt uns doch hoffentlich mit Wein?" ſagte der Anführer der Bande.

„Wein? Ich trinke keinen Wein!"

Voiture trank in der That, trotz ſeiner Abſtammung von einem Weinhändler zu Paris, nur Waſſer, und mitunter Bier.

„Nun denn, ſo beſtellſt Du fünf Kannen Bier!" rief der Polizeichef. Dann wandte er ſich zu ſeinem nächſten Nachbar zweifelnd mit den Worten:

„Er trinkt keinen Wein, und ſieht ihm überhaupt gar nicht gleich. Wenn er der Schuldige doch nicht wäre!"

Der Nachbar hörte die Aeußerung mit bedenklicher Miene an, trank mit einem Zuge ſeine Kanne aus und entfernte ſich darauf. Nach wenigen Minuten brachte er einen der Gläubiger Munck's mit, welcher aus der Ferne die Verhaftung mit angeſehen, und, nachdem er die Augen prüfend auf Voiture geheftet, leiſe zu dem Sergeanten ſagte: „Der iſt es nicht!" Die vier Andern hatten ſo eben zum Glücke ihre Kannen ausgetrunken und machten ſich nun, da ſie die Strafe für willkürliche Juſtiz fürchteten, ſchnell aus dem Staube.

Voiture, der ſich nun allein und wieder frei ſah, ließ ſich zu Gaſton zurückführen, der herzlich über das komiſche Abenteuer des Dichters lachte. Man erfuhr in der Folge, daß der Spanier nach dem Duell abgereiſ't ſey; daß er nicht verwundet worden, daß der Flamänder, wohlbehalten zu Paris angelangt, ſich bereits geraume Zeit in dem Palais des Herzogs Gaſton angeſiedelt hatte. Der Herzog, welcher ihn wohl leiden konnte und großmüthig war, ließ ſeine Schulden zu Brüſſel bezahlen, und drei Jahre ſpäter, 1633, da Voiture bereits wieder zu Paris ſeine glänzenden Triumphe verfolgte, war Charles Munck, der ſich zu Courtrai verheirathet hatte, Chef einer Leinwandshandlung, die bald in großen Flor kam. L.

Genf.

(Aus: »Schattenriſſe und Querſtriche aus den Reiſe-Papieren des Michel Treu,« von Dr. G. Bacherer. Darmſtadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. 1848.)

Wir haben unſeren Leſern bereits Auszüge aus dem vorſtehenden Buche mitgetheilt. Der Verfaſſer führt uns in demſelben eine reichhaltige Galerie von Zeit- und Sittengemälden, von Lebens- und Charakterbildern, von Begebniſſen und Anſchauungen vor. Auf dem poetiſchen Hintergrund der Geſchichte zeigt er uns die Anfänge und den Fortſchritt der heutigen Civiliſation, in deren raſche Strömungen er uns wiederum als kundiger und kräftiger Pilot hineinzieht. Seine Geſinnung und ſein Streben ſind dem **Vorwärts** zugewendet, und jeder Freund von Licht und Wahrheit wird gerne mit ihm verkehren. Mit

Digitized by Google

Vergnügen folgt man den poetiſchen und politiſchen Wanderungen des Dr. Bacherer, der durch lebendige Darſtellung und friſches Colorit zu feſſeln und das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden weiß. Die Reiſebilder und Naturſchilderungen vom Genfer See ſind beſonders anziehend. Wir laſſen hier Einiges über Genf folgen, eine Stadt, die in der Geſchichte der menſchheitlichen Entwickelung eben ſo wichtig iſt, als ſie mit den Begebniſſen der Gegenwart in mannichfachen Beziehungen ſteht. Hören wir nun den Verfaſſer.

Genf! Welch' eine Fülle culturhiſtoriſchen Intereſſes liegt in dieſem Namen! Welche wohlthuende und erhebende Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Stadt, welche ſo lange Zeit hindurch eine vorzugsweiſe Pflanz- und Zufluchtsſtätte des freien Geiſtes war, und aus welcher ſo viele Triebkräfte hervorgegangen ſind, die umgeſtaltend auf die Weſenheit und die Phyſiognomie der inneren und äußeren Geſchichte der neueren Zeit gewirkt haben!

Das Volkselement der Genfer iſt, wie bei den Waadtländern, vornehmlich ein burgundiſches, mit geringer ſavoyiſcher Beimiſchung. Bis zum Untergange des burgundiſch-arelatiſchen Reichs, in deſſen Bereich es gehörte, iſt Genfs Geſchichte von derjenigen der Waadt nur wenig verſchieden. Bis kurz vor dem bezeichneten Zeitpunkt ward Genf von einem Biſchof und einem Grafen beherrſcht, die ſich gegenſeitig ihre Rechte ſtreitig machten. Dann kam das Recht der Grafen an die Herzoge von Savoyen, welche ſich ungleich beſſer mit den Biſchöfen vertrugen. Da aber auch die Bürger von den Kaiſern manche Freiheiten hatten, ſo entſtanden vielſeitige Streitigkeiten, welche die von den Franzoſen gedrängten Herzoge nicht mit Nachdruck gegen die auch von den Schweizern begünſtigten Genfer führen konnten, bis die Stadt 1524 des herzoglichen Vicedoms, und elf Jahre darauf auch des Biſchofs ſich entledigte, indem ſie öffentlich zur reformirten Lehre übertrat. Doch hatte ſie lange gegen die Anſprüche der Herzoge zu kämpfen, welche 1602 den letzten Verſuch machten, Genf durch eine Ueberrumpelung in ihre Gewalt zurück zu bringen. Das Unternehmen mißlang und jährlich wird ſeitdem zum Andenken daran am 12. Dez. das Escaladefeſt gefeiert. Unter Vermittelung von Bern, Zürich und Heinrich IV. von Frankreich kam 1603 ein Vergleich zu Stande, kraft deſſen Savoyen allen Anſprüchen entſagte und jene drei Vermittler Genfs Unabhängigkeit und freie Verfaſſung verbürgten.

Die durch länger als ein Jahrhundert hindurchgehenden Freiheits-Kämpfe der Genfer von geiſtlicher und weltlicher Tyrannei bilden eine der ſchönſten Epiſoden im wilderregten Drama der Weltgeſchichte ſeit dem Anfang der neueren Zeit, und es iſt in ihnen eine Maſſe von Großſinn, antiker Charakterkraft und patriotiſcher Hingebung verwendet, welche die Geſchichte dieſer Freiheits-Kämpfe zu einer gleich erhebenden als anregenden Lectüre macht. Der Geſchichtsgenius der nach Erlöſung aus den bürgerlichen und geiſtigen Knechtſchafts-Feſſeln ringenden Epoche der neuern Zeit, welche durch die erſten Verbeſſerungsverſuche der Kirchenzuſtände durch Wicleff, Huß, Hieronymus u. A. eingeleitet wurde, eigentlich aber erſt mit der Reformation anhebt, hat ſeine heiligen Wachtfeuer frühzeitig auf dem in der Geſchichte der modernen Menſchheit zu einer wichtigen Rolle prädeſtinirten Boden Genfs entzündet, indem, wie ſchon erwähnt, bereits 1535 in Genf die Reformation geſetzlich eingeführt ward. Von da an bekam Genf für den Fortſchritt und die Entwickelungen der gereinigten Chriſtuslehre eine ungemeine Wichtigkeit.

Es thut noth, daß man ſich Genf's Vergangenheit und ſeiner vorragenden Bedeutung in der europäiſchen Culturgeſchichte mit Lebendigkeit erinnere, um des ganzen Eindrucks, den dieſer geiſtige Gehalt in Verbindung mit der äußeren Lage der Stadt hervorzubringen vermag, theilhaftig zu werden. Mächtig ſtand dieſe Erinnerung vor meinem Geiſte, als ich zur Nachtſtunde mit der Eilpoſt in Genf einfuhr und mir aus glänzend erleuchteten Magazinen und Café's das feine großſtädtiſche Leben einer Hauptſtadt entgegenblinkte; noch mächtiger aber ergriff ſie mich, als ich des andern Tages nach allen Seiten die in jeder Beziehung höchſt intereſſante Stadt umkreiſte und durchzog. Genf iſt wunderbar ſituirt und ſeine Lage, vielleicht nur von Vevay übertroffen, mag die ſchönſte nach Konſtantinopel und Neapel ſeyn, wenigſtens behaupten dies alle Fremde, welche dieſe Städte geſehen. Von den Felſenwänden des Jura und der nahen penniniſchen Alpen eingeſchloſſen, hingeſtreckt an die Fußzehen des Lacus lemanus, aus welchen die Rhone ſtürmiſch herausſprudelt, gleicht Genf mit ſeinen reizenden Umgebungen einer Hauptſtadt Utopiens, wo die Räthſels des Lebens allſammt gelößt ſind. Ich habe beſtätigt gefunden, was mir in Lauſanne ein deutſcher Freund verſicherte, daß bei Genf der Genfer See eine Idylle, bei Lauſanne ein Epos, bei Montreux ein mit Dythiramben durchflochtenes Drama iſt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus in Darmſtadt iſt jüngſt das zweite Heft der von dem talentvollen Dichter und Kupferſtecher Grünewald dortſelbſt herausgegebenen „Grotesken" erſchienen. Der Verfaſſer hält uns in dieſen intereſſanten poetiſchen Umriſſen eine Laterna magica entgegen, worin wir das Wallen und Streben eines reichbegabten Kunſtjüngers erblicken, wie es ſich an allerlei romantiſche Abenteuer und dämoniſche Begegnungen anknüpft. Aus dieſen Spielen einer lebendig erregten Phantaſie tritt aber bald der achtungswerthe Ernſt des denkenden Künſtlers hervor, der ſich keine Gelegenheit entſchlüpfen läßt, um über die heutigen Kunſtbeſtrebungen und namentlich über einzelne verkehrte Richtungen der jüngern Künſtlerwelt einſchneidende und überaus richtige Bemerkungen niederzulegen. Allen Freunden anſpruchsloſer Poeſie, insbeſondere aber jungen Künſtlern, iſt die Lectüre der „Grotesken" beſtens zu empfehlen.

Die amerikaniſchen Fiſchereien auf den canadiſchen Seen ergaben im Jahre 1836 nur 12,000 Fäſſer eingepöckelter Fiſche, im Jahre 1840 aber ſchon 32,000. Man fängt hier Forellen bis zu 60 Pfd. und Störe bis zu 120 Pfd.

Man lieſt in den Leipziger „Roſen": Während in Leipzig, wo wir der Eröffnung eines großartigen Leſezimmers vergeblich entgegenſehen, ſelbſt das literariſche Cabinet des Hrn. Bauſchke vom Oktober dieſes Jahrs an geſchloſſen wird, ſo daß unſere Stadt,

Digitized by Google

troß dem, daß ſie dem literariſchen und buchhändleriſchen Deutſchland zum Strübichein dient, bald kein Muſeum für Zeitſchriſtenlectüre mehr beſitzt, erfährt man, daß in Frankfurt a. M. eine ſehr zweckmäßige Anſtalt dieſer Art begründet worden iſt. Der Eigenthümer des Frankfurter Leſe-Salons iſt Herr G. Oehler. Einheimiſche und Fremde erhalten dadurch Gelegenheit, ſich die beſſeren Tageblätter vorlegen zu laſſen, ohne deßhalb Mitglied einer der vielen geſchloſſenen Geſellſchaften zu ſeyn, die das ſociale Leben in Frankfurt ſchwerfällig und unbequem machen. Auch lobt man Hrn. Oehler als literariſch genugſam bewandert, um eine Auswahl zu treffen, wie ſie dem Bedürfniſſe des Publikums und den Verhältniſſen deutſcher und ausländiſcher Journaliſtik entſpricht. In Berlin iſt eine Leſe-Anſtalt für die Studirenden in Wirkſamkeit getreten. Auch hat das Dresdner Muſeum ſehr bald einen weiten Umkreis von Theilnehmern gewonnen. Die beſte Journalanſtalt, die wir im Süden trafen, iſt das Caſino der Trieſter Kaufmannſchaft. Auch iſt es leicht zugänglich. In München beſteht ein größeres Leſeinſtitut bei der Odeumsgeſellſchaft. In Grätz fanden wir das „Johanneum" ſehr vollſtändig mit norddeutſcher und fremder Zeitſchriftenlectüre verſehen.

Man lieſ't in einem Londoner Blatte: „William Robertſon, ein 65jähriger Matroſe, erbte kürzlich von ſeinem Onkel ein Vermögen von 75,000 Pfund Sterl. (1,875,000 Frcs.). Als man ihn fragte, was er mit dem ungeheuern Vermögen anzufangen gedenke, erwiederte er: Ich habe ohngefähr vierzig Verwandte, welche alle ſehr froh ſeyn werden, einen Theil davon zu erhalten. Mit dem Reſte will ich mir ein Landgut kaufen, um auf demſelben meine Tage in Ruhe zu beſchließen."

Korreſpondenz.

Wiesbaden, 10. Sept.

Aus Anlaß der nunmehr offiziell verkündigten Verlobung Sr. Durchl. des Herzogs mit der Großfürſtin Eliſabeth von Rußland kaiſ. Hoh. ſieht man ſeit geſtern von den Dächern mehrerer hieſigen Gebäude Flaggen mit den naſſauiſchen Hausfarben wehen. Im Theater, wo geſtern Abend „Fra Diavolo" aufgeführt wurde, war dem Herzog für den Fall ſeines Erſcheinens eine feierliche Begrüßung von Seite des Publikums zugedacht; derſelbe beehrte jedoch nicht die Vorſtellung mit ſeinem Beſuche. Die Aufführung der genannten Oper gehörte zu den gelungenſten Vorſtellungen der nunmehr beendigten Theaterſaiſon. Hr. Schunk vom Kölner Stadttheater debütirte in der Titelrolle, den vortheilhaften Ruf in vollem Maße rechtfertigend, der ſeiner hieſigen Anſtellung voranging. Derſelbe gab die Partie in Cornet'ſcher Manier und excellirte ſowohl durch ſein feines und elegantes Spiel, als ſeinen edeln und einfachen Geſangsvortrag. Der Vortrag der großen Arie Fra Diavolo's im dritten Act ſteigerte den Beifall des Publikums. Für den dahier neu engagirten, bei ſeiner Ankunft aber erkrankten Tenoriſten Wüſtenberg vom Mannheimer Hoftheater hatte Hr. Schraber die Partie des Lorenzo aus Gefälligkeit übernommen. Da dieſer dahier ſehr beliebte Sänger Wiesbaden verläßt, ſo wurde ſein geſtriges unerwartetes Auftreten beſonders freudig aufgenommen und der ſchöne, ungekünſtelte Vortrag ſeiner Romanze im dritten Act erhielt rauſchenden Beifall. Hr. Schraber wird in dem Andenken aller Derjenigen, welche einer ſogenannten brillanten Stimme einen kunſtgerechten, gediegenen Geſangsvortrag vorziehen, noch lange dahier fortleben. Mad. Schumann (Zerline) trug durch ihr reizendes Spiel, verbunden mit einem überaus lieblichen Geſangsvortrag, zum Gelingen der Vorſtellung weſentlich bei. Dieſelbe erſcheint als eine Hauptſtütze der hieſigen Oper, da ihr ſeit dem Abgange der Dem. Kreutzer faſt alle bedeutende jugendliche Geſangspartieen, neben denen der erſten Soubrette, hingewieſen worden ſind. Hr. A. Gerſtel (Lord Kookburn) verfiel abermals in den Fehler der Uebertreibung. Das Karrikiren der engliſchen Manieren von den Brettern herab erſcheint doppelt unpaſſend an einem Badeorte wie hier, wo mehrere Hundert dieſer Nation Jahr aus Jahr ein verweilen und bedeutende Summen Geldes verzehren. So etwas kann höchſtens noch auf einem kleinen franzöſiſchen Provinzialtheater vorkommen und das Volk im Glauben an franzöſiſchen Optimismus amüſiren; denn die komiſche Oper in Paris hat dergleichen Karrikaturen in der Darſtellung des reiſenden Engländers in „Fra Diavolo" nie geduldet. Die Wirkung des ſchönen Schlußfinale der Oper ging dadurch verloren, daß die feſtgenommenen beiden Banditen entwiſchten, indem ſie ſich ihrer Mäntel und Hüte entledigten, welche in den Händen der gefoppten Dragoner verblieben. Die Dragoner des Pabſtes trugen, nebenbei geſagt, die Uniform der polniſchen Lanciers aus dem Liederſpiel: „der alte Feldherr." Dergleichen auf die Handlung ſtörend einwirkende Lazzi ſollten von der Opernregie nicht geduldet werden. Hoffentlich wird dieſelbe in Zukunft mit mehr Energie gehandhabt werden, da ſolche vom 15. d. M. an in die Hände des Baritoniſten Jaskewitz übergeht. Derſelbe erfreute ſich bis jetzt als actives Mitglied der Oper der allgemeinen Gunſt des Publikums und es ſteht zu erwarten, daß es ſeiner Einſicht und Thätigkeit gelingen werde, ſich dieſe Gunſt auch in ſeiner neuen Dienſtſphäre zu erhalten. Dagegen ſcheint eine Perſonalveränderung in der Orcheſterleitung nicht in der Abſicht zu liegen und der frühere, ſeit einiger Zeit hier anweſende Kapellmeiſter Eisfeld dürfte vorerſt wenig Hoffnung haben, als ſolcher wieder dahier in Activität zu treten.

Naſſau-Dietz, 12. Sept.

Vorgeſtern Abend verkündete uns der Hörnerſchall des unter dem Schimmer eines Fackelzugs aufziehenden Zapfenſtreiches des hier garniſonirenden Linien-Bataillons die wenige Stunden vorher eingetroffene erfreuliche Nachricht von der Verlobung unſeres durchlauchtigſten Herzogs mit Ih. kaiſ. Hoh. der Großfürſtin Eliſabeth und fand den freudigſten Widerhall in den Herzen der ganzen Einwohnerſchaft. Im Kreiſe einer zahlreichen Verſammlung des hieſigen Offiziercorps, der herzogl. Beamten und vieler angeſehenen Bürger wurde geſtern das freudige Ereigniß auf eine einfache, aber herzliche Weiſe, begünſtigt von einem milden, herrlichen Abend, im Freien gefeiert. Die hieſige Militärmuſik ſpielte und erhöhte die freudige Stimmung, welche ihren Culminationspunkt erreichte, als der Toaſt auf das Wohl der hohen Verlobten ausgebracht wurde, begleitet von dem Donner der Kanonen, den Klängen des God save the king und dem jubelnden Lebehochrufe der Verſammelten. Wir können nicht umhin, dem verdienten Veteranen, Hrn. Major Gerau, für die raſche und ſinnige Veranſtaltung dieſes ſchönen Feſtes auch öffentlich unſern herzlichſten Dank auszuſprechen. Möge der Himmel ſeinen beſten Segen über einen Bund verbreiten, der die längſt gehegten Wünſche der biedern Bewohner unſeres geſegneten Landes erfüllt!

Theater-Anzeige.

Samſtag, 16. Sept. (Zum Erſtenmale): Scherz und Herz, Luſtſpiel in 5 Acten von Raupach.

Sonntag, 17. Sept. (Zum Erſtenmale): Des Teufels Antheil, komiſche Oper in 3 Abth., nach Scribe, Muſik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

[illegible] Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 257. Sonntag, den 17. September 1843.

Sabine von Villemane.

Die Provence erfreut ſich nicht immer jener milden Winter, in welchen die Mandelbäume blühen und auf den Hügeln den Schnee ihrer Blüthen entfalten, ſtatt jenes eiſigen Schnee's, welcher in jener Jahreszeit die Hügel der nördlichen Gegenden bedeckt. In jener vielleicht zu viel geprieſenen Provinz Frankreichs, deren Klima und Boden dem günſtigen Rufe, in welchem beide ſtehen, bei weitem nicht entſprechen, giebt es harte Winter, deren Kälte durch den ſogenannten „Miſtral" (einen dort wehenden heftigen Nordwind) noch ſchärfer und ſchneidender wird; es ſcheint alsdann der Winter ſich für ſeine gewöhnliche Milde rächen zu wollen, ſo wie ein in der Regel ruhiger und ſanfter Menſch fürchterlich wird, wenn er ein Mal in Zorn geräth. Ein ſolcher Winter in der Provence hüllt ſich auch nicht in Nebel ein oder löſ't ſich in Regen auf, gleich den Wintern des Nordens; er ſchreitet vielmehr dahin, von hellem Glanze umſtrahlt, indem ſich das Licht der Sonne in ſeinem ſtarrenden Schnee und Eiſe ſpiegelt, das die erwärmenden Strahlen, ſtatt zu erweichen, nur noch feſter zu machen ſcheinen; denn es wehet zugleich jener obengenannte kalte, ſchneidende Wind, welcher das Seinige dazu beiträgt, die Schnee- und Eismaſſen noch zu verdichten. Alsdann wird die Sonne durch die furchtbare Kälte wie von einem heftigen Brande verzehrt; die Blätter der Orangenbäume rollen ſich zuſammen und fallen haufenweiſe zur Erde; der Saft, das innerſte Mark der Olivenbäume verdorrt, und jeder ihrer Zweige ſchwärzt ſich, wie vom Feuer verſengt; die Pflanzen nnd Gewächſe welken und ſterben ab, und kaum vermag die kräftige Hopfenſtaude dem verderblichen Einfluſſe dieſer ſibiriſchen Kälte zu widerſtehen.

Es war im Januar des Jahres 1809; ſeit dem Jahre 1799 war kein Winter der Provence ſo ſtreng und wolkenlos geweſen. An dem Himmel ſtrahlte den ganzen Tag glänzendes Blau; die Sonne ſtrömte ihre goldne Lichtfluth über die von Schnee ſtarrenden Felder aus und verſchwand endlich triumphirend hinter purpurnen Wolken, wie hinter einem Siegeszelte; die Nacht brach ſternenhell herein, und ließ den Glanz ihrer Milchſtraße nach allen Seiten hin ſchimmern. Obſchon der Himmel am Tage ſo heiter und wolkenlos geweſen, wie im Frühlinge, ſo blieben doch in Folge der ſtrengen Kälte die Straßen verödet, die Häuſer alle feſt verſchloſſen, die Oefen immer in gleicher Gluth, und aus allen Schornſteinen ſtiegen unaufhörlich dichte Rauchwolken zum Himmel empor. Gegen neun Uhr des Abends erſt wurde es lebhaft in dem Stadtviertel, wo die Nobleſſe wohnte, und die Straßen, in welchen ſich ihre Hotels befanden, ſchienen ſich aus ihrer Verlaſſenheit und Stille mit einem Male zu erheben; man erblickte überall Sänftenträger, welche in ihren vergoldeten Käfigen die Elite der gebildeten, feinen Welt einem hell erleuchteten, feſtlich geſchmückten Hotel zutrugen. Die ganze Maſſe der Adeligen verfügte ſich auf einen glänzenden Ball, den Herr Brunn, ein reicher Kaufmann von Neu-York, dieſen Abend gab.

Herr Brunn war nach Frankreich gereiſ't, um ſich daſelbſt wegen wichtiger, induſtrieller Verbeſſerungen, die er in den vereinigten Staaten einführen wollte, die nöthige Aufklärung und Kenntniß zu verſchaffen; er hatte bereits dem Zweck ſeiner Reiſe entſprochen und ſich in die Provence begeben, um dort die Annehmlichkeit eines milderen Klima's zu genießen, das mit dem von Amerika größere Aehnlichkeit hätte. Er hatte ſich aber dies Mal in ſeiner Erwartung betrogen, und wartete jetzt mit Ungeduld auf das Ende des ſtrengen Winters, um in dem nächſtgelegenen Hafen nach ſeiner Heimath an Bord zu gehen. Da er aber inzwiſchen unbeſchäftigt war, und ſein reger Geiſt ſtets Unterhaltung verlangte, ſo entſchloß er ſich, um der Langeweile eines müßigen Lebens zu entgehen, einige tauſend Dollars auf Feten zu verwenden, deren Pracht und Glanz die ganze Umgegend in das äußerſte Staunen und Verwunderung ſetzte. Herr Brunn, ſeit mehreren Jahren Wittwer, hatte zwei Töchter, die eine acht Jahre alt, die andere zehn; beide die alleinigen Erben ſeines ungeheuren Vermögens; der Vater wachte über ſie mit zärtlicher Sorgfalt, und hätte ſich um keinen Preis dazu verſtanden, ſich von ihnen zu trennen. Er hatte ſich ſchon lange nach einer paſſenden, geſchickten Erzieherin für dieſelben umgethan, und ſich in dieſer Abſicht vorgenommen, bevor er Europa verließe, nach Genf zu reiſen, welches, wie bekannt, von jeher eine wahre Pflanzſchule für Gouvernanten und Erzieherinnen war. Da er in wenig Tagen nach dem genannten Orte abzureiſen gedachte, ſo gab er dieſen Abend der Nobleſſe des Städtchens X . . noch zum Abſchiede einen glänzenden Ball.

Die zwei Königinnen dieſes Balles, die, welche am meiſten bewundert wurden und die meiſten Huldigungen empfingen, waren die Fräuleins von Villemane, Zwillingsſchweſtern von zwanzig Jahren, eben ſo bezaubernd durch jugendliche Schönheit, wie durch Geiſt und Liebenswürdigkeit. Sabine und

Digitized by Google

Marie (dies waren die Namen der beiden Schweſtern) hatten nicht jene Gleichförmigkeit der Geſichtsbildung, des Wuchſes und jene Verwandtſchaft des Charakters, welche man faſt immer bei Zwillingen bemerkt; wenn auch ihre Züge einige Aehnlichkeit mit einander hatten, ſo war doch der Ausdruck derſelben ſo ſehr verſchieden, daß er die Aehnlichkeit ganz vergeſſen machte. Sabine hatte einen kräftigen Geiſt, eine reiche Phantaſie, ſeltene Kenntniſſe, und ein Herz, welches tief fühlte und fähig war, die Kämpfe und Leiden des Lebens mit großartiger Faſſung zu beſtehen. Marie hatte einen ſanften, ſchüchternen Charakter, und war mehr für ein ſtilles, ungetrübtes Glück geſchaffen, das ihr zu Theil ward, ohne daß ſie es ſelbſt durch ihr eigenes Zuthun begründen helfen mußte. Die eine war für edle Aufopferung und Duldung, die andere für innige, warme Erkenntlichkeit geſchaffen; die eine hätte mit jedem Sturme des Geſchickes kühn gerungen, die andere denſelben in ruhiger, ſtiller Ergebung mit Geduld ertragen.

Frau von Villemane, die glückliche Mutter Sabinens und Mariens, war ſehr jung Wittwe geworden; ſie hatte ſeitdem ihr Leben allein ihren Töchtern geweiht, deren geiſtige und ſittliche Ausbildung, deren Lebensglück von jener Zeit an der einzige Wunſch ihres Herzens, ihr einziges, höchſtes Streben bildete. Sie war Anfangs geſonnen, allein die Erziehung ihrer Töchter zu leiten; doch mißtraute ſie in ihrer weiblichen Demuth ſich ſelbſt, und fürchtete, dem Geiſte der Mädchen nicht jene gefällige Bildung und jene Talente geben zu können, welche die natürliche Anmuth eines Weibes ſehr erhöhen. Sie ließ ſich in dieſer Abſicht zu Paris nieder, und es brachten unter ihrer Aufſicht geſchickte Lehrer die Anlagen der jungen Mädchen zu der herrlichſten Entfaltung. Auch gerieth, als Madame von Villemane in die Provence zurückkehrte, das ganze Städtchen, welches ſie bewohnte, in die höchſte Bewunderung über die ſeltene Anmuth und Bildung der Fräuleins, und man ſah bald die edelſten Jünglinge ſich um ihre Gunſt bewerben.

(Fortſetzung folgt.)

G e n f.

(Aus: »Schattenriſſe und Querſtriche aus den Reiſe-Papieren des Michel Teut,« von Dr. G. Bacherer. Darmſtadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. 1848.)

(Schluß.)

Durch die Rhone wird Genf in drei ungleiche, durch Brücken verbundene, Theile abgeſondert. Der ſchönſte iſt der obere Theil oder die Altſtadt mit der breiten, durch prachtvolle Kaufmanns-Gewölbe gezierten, „Grand-Rue"; ausgezeichnet ſchön iſt auch die „Rue de Corraterie"; doch am meiſten gefiel mir der „Quai" und die „Place des Bergues"*) an der rechten Seite der Rhone mit ihrer wundervollen, großartig poetiſchen, Ausſicht. Den regſten Verkehr hat der alterthümliche untere Theil der Stadt. Die meiſten Straßen ſind abhängig und eng, doch in dieſem Zuſtande nur geeignet, das geiſtige Intereſſe an Genf zu erhöhen. Unter den öffentlichen Plätzen ſind der „Molard", „le bourg de four" und der St. Petersplatz die bedeutendſten.

Wenn man durch Genf's Straßen und über ſeine Plätze wandelt, wird man bedeutſam von dem eigenthümlich-intereſſanten Leben und Wirken dieſer Stadt ergriffen. Vielleicht nirgends in Europa blüht auf ſo engbegränztem Raum der feinere Kunſtfleiß in ſo mannichfaltiger Geſtaltung wie hier. Alles lebt hier vom Kunſtfleiße: die Uhren, Kleinodien- und Goldwaarenfabriken beſchäftigen 3000 Arbeiter, die etwa 60,000 Unzen Gold, über 5000 Mark Silber und für beinah 300,000 Francs Edelſteine verbrauchen, dabei 2,200,000 Francs verdienen, und außer Gold- und Juwelierwaaren 65,000 Stück goldene und ſilberne Uhren verfertigen.

Die Gerbereien liefern für 67,000, die Kattunendruckereien für 67,000, die Seilereien für 48,000, die Hutfabriken für 55,000, die Blechſchmiede für 3000, die Schloſſer für 38,000, die Kupferſchmiede für 7000, die Liqueurfabrikanten für 15,000, die Sattler für 3300, die Lichtzieher für 7000 Frcs. Waaren; es gibt außerdem 1 Tuchmanufaktur die über 2000 Stück Tuch verfertigt, 1 Shawlmanufactur, die gegen 400 Stück producirt, mehrere Tabaksfabriken, Buchhandlungen und Druckereien, die indeß von ihrer vormaligen Blüthe verloren haben. Manche dieſer Fabriken, beſonders die Uhrmacherei, die Gerbereien und Baumwollenweberei ſind auch zu Carouge und auf dem Lande verbreitet.

Genf iſt ein Niederlageplatz für franzöſiſche, italieniſche, helvetiſche und deutſche Waare, und treibt nicht blos einen ſehr einträglichen Speditions- und Zwiſchenhandel, ſondern auch einen lebhaften Eigenhandel, und verſchickt einen Theil ſeiner Güter theils auf dem See, theils auf der Achſe: das Land verdient dabei an Fracht.

Genf iſt durch ſeine geographiſche Lage nicht nur eine der intereſſanteſten, ſondern auch eine der wichtigſten Städte Europa's. Man darf nur einen Schritt vor ſeine Thore ſetzen und an den vor denſelben aufgepflanzten Wegweiſern hinausſehen, um ſich von dieſer Thatſache zu überzeugen. Dieſer Weg hier führt nach Lyon, jener nach Paris, dieſer nach Chambery, jener ins Innere der Schweiz. In wenig Stunden iſt man von Genf aus im Herzen Frankreichs, in wenig Stunden im Kopfe Italiens, in wenig Stunden in den empfindlichſten Eingeweiden der Schweiz und von dort aus in den wichtigſten Marken Deutſchlands. Genf liegt unmittelbar an den Gränzſcheiden der in mehrfacher Beziehung ſenſibelſten und beſtimmungsvollſten Völker der Welt. Franzoſen und Italiener fühlen ſich zu Genf vorzugsweiſe heimiſch; auch der Engländer findet ſich hier, faſt mehr denn ſonſt wo auf dem Continent, in ſeinem Element; überhaupt aber werden die Völker germaniſchen Stammes durch Genfs energiſche und geiſtvolle Gewerbigkeit und durch den ſoliden Gehalt aller ſeiner Lebensverhältniſſe angezogen.

Des Genfers Charakter kann man allgemeinhin damit andeuten, daß man ſagt, er ſey ein Engländer, der franzöſiſch ſpricht. Inzwiſchen würde man Unrecht thun, wollte man die ſterile Abgeſchloſſenheit und das Coteriewesen des Genfers aus deſſen innerem urſprünglichem Charakterweſen herleiten. Die Urſachen dieſes geſellſchaftlichen Phänomens des Genfer Lebens kommen vielmehr von außenher, und finden in der Lage Genfs, in ſeiner Thätigkeit und in der durch dieſe beiden Umſtände

*) Der Name kommt von einem deutſchen Landsmann, Namens Kleeberg, der das prachtvolle »Hotel des Bergues« gründete und es nach ſeinem Namen benannte, welcher aber, wie man ſieht, ſehr arg corrumpirt wurde. Das herrliche Hotel gab ſeinen Namen ſpäter dem ganzen Quai, an dem es ſteht, und dem Platze, in welchen jener einmündet.

Digitized by Google

herbeigeführten ſtarken Miſchung fremder ungleichartiger Volksbeſtandtheile mit ſeiner heimathlichen Bevölkerung ihren einfachen Erklärungsgrund. In drei Formen wieder könnte dieſer beſonders abgetheilt werden: in den Reichthum, welcher ſelbſtgenügſam macht, in die Bildung, die ſich gerne abſchließt, und in das Beſtreben, gegen das große Fremdenthum, das ſich allzeit hierher zieht und deſſen demoraliſirende Macht nur ſchon zu oft empfunden werden mußte, ſich mit Nachdruck zu verfeſtigen.

Genf iſt nicht allein die reichſte Stadt der Schweiz (denn ſie iſt noch reicher als der ſteinerne Geldſack Baſel), ſondern ſie iſt wohl überhaupt nach Verhältniß eine der reichſten Städte des ſüdlichen Europa's. Hier gibt es eine große Anzahl Perſonen, deren Vermögen nicht nach Tauſenden, ſondern nach Millionen gemeſſen werden muß. Und dabei zeigt ſich der intereſſante Umſtand, daß dies enorme Geld nicht etwa ausſchließlich in den Händen von Kaufleuten iſt, ſondern daß ſich davon faſt eben ſo viel in den Händen von Privaten befindet, die theils Gelehrte dem Berufe nach ſind, theils aus Liebhaberei ſich vornehmlich mit Literatur und Wiſſenſchaft beſchäftigen. Denn der Mammon hat im Laufe der Zeiten die Genfer nicht entgeiſtigt wie die Baſeler, es hat vielmehr der Sinn für eine fruchtbare Geiſtesbildung und für alle Formen der wiſſenſchaftlichen Cultur ſich hier ſtets lebendig erhalten, und es offenbart ſich ein Hauptzug im Charakter des Genfers in der Vereinigung eines ſichern praktiſchen Lebenstacts, der alle äußeren Intereſſen ſorgfältig wahrzunehmen weiß, mit einer meiſt feinen und wenigſtens in einer beſtimmten Sphäre abgerundeten Bildung.

Genf war von jeher ein Sitz rühriger wiſſenſchaftlicher Thätigkeit und kräftigen geiſtigen Schaffens. Es iſt es auch noch heute, und es würde nicht ſchwer fallen, dies in vielen eclatanten Beiſpielen nachzuweiſen, wenn eine ſolche Mühewaltung nicht außer den Gränzen dieſes Buches läge.

Die äußere Erſcheinung des Genfers iſt ein treuer Abdruck ſeiner eigenſten Weſenheit. Fein und gehalten gehabt er ſich mit einer gewiegten Sicherheit, worin ſich engliſches Comfort mit franzöſiſcher Gewandtheit einigt. Eine ähnliche Miſchung zeigt ſich an den Genferinnen. Engliſche Vornehmheit und franzöſiſche Grazie characteriſiren ſie. Ihr Teint, überaus anziehend und zart, übertrifft nach meiner Anſicht den vielgerühmten der engliſchen Frauenwelt, und eigenthümlich correſpondirt mit dieſen lebhaften und geiſtvollen Phyſiognomieen und den ſchlanken feinen Geſtalten die in der Regel dunkle Toilette der Genfer Damen. In dieſer Färbung liegt etwas Vergeiſtigendes und Feſſelndes, was nicht zu beſchreiben iſt. Das iſt etwas Anderes als eine gewiſſe üppig-aufgedunſene Naturwüchſigkeit, die in Deutſchland ſo viele Verehrer hat und die mir immer vorkam wie eine ausdrückliche Schauſtellung von Sinnlichkeit.

Mannichfaltigkeiten.

Der Winter von 1709 war für Paris ſehr hart, aber der von 1776 über alle Beſchreibung furchtbar. Der Wein gefror auf den Quais Saint-Paul und Saint-Bernard in den Fäſſern und dieſe zerſprangen. Glocken zerſprangen unter dem Läuten; ſo unter andern die des Kollegs von Cluny auf dem Sorbonneplatze. Ein Glas Waſſer aus einer Höhe von 54 Fuß herabgeworfen, kam als ein Eisklumpen zur Erde. Alle Brunnen von Paris froren ein. Lindenbäume, welche drei Fuß zehn Zoll dick waren, ſpalteten ſich. Das Wild kam aus den Wäldern in die Höfe und Gärten der Stadt gelaufen, die Wildmeiſter fütterten es ſelbſt, um es vor dem Hungertode zu erretten, und die Thiere des Waldes folgten ihnen nach, als wenn ſie gezähmt wären.

Bei der Auktion des reichen Kabinets des Grafen Reneſſe in Antwerpen ward ein altes Manuſcript auf den Tiſch gelegt. Zwölf Franken! ruft ein Engländer. Dreizehn, ſpricht ein Belgier. Vierzehn, entgegnete mit ſchelmiſchem Lächeln der Brite. Fünfzehn, erwiederte der Mitbewerber. Hundert, ruft hierauf der Engländer. Hundert und Eins, brummte der Belgier. Tauſend, ruft der Vorige. Zweitauſend, ſagt der Zweite. Man wunderte ſich darüber allgemein, und nach einem kurzen Kampfe wurde man gewahr, daß das Manuſcript, welches urſprünglich um zwölf Franken ausgerufen wurde, um Zweitauſend fünfhundert abging. Nun fällt der Brite, welcher Sieger geblieben iſt, über ſeine Beute her, ſteckte ſie in eine weite Taſche, ſie Niemand ein Mal vorzeigen wollend, und begiebt ſich auf das Packetboot, voll Verlangen, ſeinen Fang in einem Winkel von Wales oder Yorkſhire zu begraben, wo ſo viele archäologiſche Schätze ſchon aufgeſchichtet liegen. Als am folgenden Tage der Ausrufer die auf der Tafel liegenden Schriften und Bücher ordnete, entdeckte er, daß der gereizte Engländer ſtatt eines Manuſcriptes von Hugo Grotius, um welches er lizitirte, das Verzeichniß des gräflichen Verwalters über gelieferte Käſegattungen mitgenommen habe.

Der Herausgeber des „Humoriſten", Hr. M. G. Saphir, iſt von ſeiner Reiſe nach Norddeutſchland und an den Rhein direkt wieder nach Wien zurückgekehrt.

Ein Aſtronom hat berechnet, daß ein Zoll Sonnenſubſtanz, wenn man ſie auf die Erde herunterbringen könnte, ſo viel Licht geben würde, als 12,000 Kerzen.

Literatur.

Ueber das ſogenannte germaniſche und das ſogenannte chriſtliche Staatsprinzip, mit beſonderer Beziehung auf Maurenbrecher, Stahl und Matthäi von F. W. Carové. Siegen und Wiesbaden, Friedrich'ſche Verlagsbuchhandlung 1843. XXXII. S. 452.

Den beiden Abhandlungen: I. das ſogenannte chriſtliche Staatsrecht mit beſonderer Beziehung auf Stahl und Matthäi, II. das ſogenannte germaniſche Staatsrecht mit beſonderer Beziehung auf Dr. R. Maurenbrecher, von welchen vorliegendes Werk ſeinen Titel entlehnt, geht, nach dem Vorworte, eine Einleitung voran. In derſelben entwickelt der Verfaſſer gedrängt und geiſtvoll den Standpunkt der Unterſuchung hiſtoriſch und gewinnt ſo den Boden, auf welchem im Schlußworte die wichtigſten und heiligſten Fragen der Gegenwart und zugleich der Weltgeſchichte zur Sprache gebracht werden. In jenen Abhandlungen ergibt ſich die Wahrheit aus unparteiiſcher, tiefer Kritik und iſt um ſo einleuchtender, als ſie dem Irrthum gegenüber ſteht. Im Schlußworte gibt das gegenwärtig ſo beliebte Axiom, daß der deutſche Staat ein chriſtlicher ſeyn müſſe, die Veranlaſſung zur Erörterung der Verhältniſſe zwiſchen Kirche, Staat und Volksthümlichkeit. Dieſe Erörterung iſt ſo gründlich, von ſolchem Umfange, ſo

Digitized by Google

überzeugend und in wahrhaft genetiſcher Weiſe, daß gewiß mit Recht behauptet werden kann, daß mit vorliegendem Werke ein großer Beitrag zur Löſung der wichtigſten Fragen der Menſchheit für Gegenwart und nächſte Zukunft gegeben worden iſt. — In dem aus der Preßzeitung als Beilage abgedruckten Aufſatze wird die wichtige, immer noch nicht allgemein richtig erkannte Frage der Preßfreiheit auf dem Grunde ſich widerſprechender Meinungen und Behauptungen ſo gründlich und treffend und dabei ſo einleuchtend auf's neue behandelt, daß ſich darin Stoff zu ganzen Werken über dieſen Gegenſtand findet. Wir glauben noch des wichtigen Umſtandes erwähnen zu müſſen, daß beiden Abhandlungen mit der Einleitung als Vorwort vor dem Erſcheinen der k. preuß. Kabinetsordre vom 4. Oct. 1842 das Imprimatur verweigert worden iſt. Dieſe Kabinetsordre befreit aber Druckſchriften, deren Text 20 Druckbogen überſteigt und deren Verfaſſer und Verleger genannt ſind, von der Cenſur. Wir begrüßen in der Schrift ein Werk, deſſen Bedeutung für die Gegenwart von jedem Wohldenkenden leicht erkannt werden kann.

Korreſpondenz.

Aus dem Herzogthum Naſſau, im Sept.

In Nro. 243 der Didaskalia iſt Hr. Feye, Lehrer in Unterliederbach, als Nachfolger unſeres unvergeßlichen Seminarlehrers Cantor J. A. Anthes bezeichnet. Wird F. dieſer Stelle in jeder Hinſicht gewachſen ſeyn? Wir hoffen es. — Hohe Landesregierung hatte zur Prüfung, behufs der Beſetzung der Cantorſtelle am Seminar, unter den vielen Bewerbern die Herren G. Anthes, L. Spamer, K. Feye und Chr. Roos einberufen; beide Letztere ſind geborne Idſteiner, Schulfreunde und wohl die tüchtigſten Schüler des verſtorbenen Anthes. Namentlich hat Hr. Roos, Lehrer in Diez, durch ein Liederbuch für Volksſchulen, welches durch hohes Reſcript als ſehr empfehlungswerth zum Gebrauche in allen Schulen des Landes eingeführt worden iſt, ſo wie durch andere Compoſitionen, als auch durch ſeine bekannten Fertigkeiten im Klavier- und Orgelſpiel und auf Streichinſtrumenten ſchon längſt ſeine Tüchtigkeit bewieſen. Aus reiner Liebe zur Kunſt leitet er ſeit mehreren Jahren drei Geſangvereine mit Umſicht und gründlicher muſikaliſcher Bildung, was die öffentlichen Aufführungen bezeugen. Alles dies, ſo wie ſein beſcheidener Berufseifer, die allgemeine Achtung, die er genießt, und ſeine Perſönlichkeit als Lehrer verdienen dieſelbe Anerkennung wie bei ſeinem Freunde, ſo daß Roos und Feye als gleich befähigte Rivale in der Muſik bekannt ſind.

Gießen, 13. Sept.

In der Didaskalia vom 29. Auguſt und namentlich vom 8. Sept. d. J. wird unter dem Art. „Gießen“ eine von der höchſten Staatsbehörde bezüglich des ſtädtiſchen Octrois getroffene Maßregel in einer Darſtellung zur Sprache gebracht, die berichtigt zu werden verdient. Jene Artikel deuten nämlich darauf hin, daß eine von der kreisräthlichen Behörde zu niedrig feſtgeſetzte Fleiſchtaxe die hieſige Fleiſcherzunft beſtimmt habe, ihre Patente zurück zu geben, und daß in dieſer zwar gutgemeinten, aber unbilligen Anordnung der Grund der „eingetretenen Fleiſchnoth“ zu ſuchen ſey. — Nun aber weiß hier Jedermann aus einem officiellen Publicandum, daß die Fleiſcher, ſeitdem es bekannt wurde, es werde ein neues Octroireglement erſcheinen, gar nicht um eine Erhöhung der Fleiſchtaxe nachgeſucht haben; Jedermann weiß, daß keineswegs die Niedrigkeit dieſer Fleiſchtaxe, wie man aus den erwähnten Artikeln vermuthen könnte, ſondern einzig und allein die von dieſer Taxe ganz unabhängige Erhöhung des Octrois (von einem Schlachtochſen von früher etwa 3 fl. 20 kr. auf 5 fl. und in demſelben Verhältniß bei anderm Schlachtvieh) die Metzger zu dem nicht blos „in einem civiliſirten Staate“, ſondern auch namentlich in einer Univerſitätsſtadt „unglaublich erſcheinenden“ Schritt verleitet hat, ihre Patente der Behörde zurückzugeben. Unglaublich muß es nicht blos „im Auslande“, ſondern ſogar jedem mit den hieſigen Localverhältniſſen nicht Vertrauten erſcheinen, wie es, dem Gerücht zufolge, Einzelnen dieſer doch viele beſonnene Männer zählenden Zunft gelingen konnte, eine ſo allgemeine Renitenz gegen die berührte obrigkeitliche Maßnahme zu organiſiren und dadurch eine augenblickliche Verlegenheit über die hieſige Einwohnerſchaft, eine vielleicht länger andauernde aber über ſich ſelbſt zu bringen. Nicht eine unbillige Niedrigkeit der Fleiſchtaxe, wir wiederholen es abſichtlich, ſondern lediglich die Erhöhung des Octrois, auf welche jene Taxe ſpäter vorausſichtlich würde Rückſicht genommen haben, war demnach der ſonderbare Grund der etwa 2 — 3 Tage währenden unbedeutenden Verlegenheit einiger Gaſtwirthe und Hausfrauen. — Ob überhaupt durch eine Aufhebung des erhöhten Octrois den Communalſteuerpflichtigen unſerer Stadt gedient ſeyn würde, müſſen wir nach reiflicher Erwägung ihrer Verhältniſſe ſehr bezweifeln. Daß übrigens die Fleiſcher hier bei den bisher feſtgeſetzten Fleiſchtaxen nicht auf unbillige Weiſe im Intereſſe des Publikums verkürzt wurden, beweiſen beſſer, als alle Preisangaben, gewiß deren größtentheils blühende Vermögensverhältniſſe. Das hieſige Publikum, welches — von „der Fleiſchnoth“ mittelſt von der kreisräthlichen Behörde getroffener Maßregeln alsbald befreit — die ganze Angelegenheit hauptſächlich von ihrer komiſchen Seite auffaßte, hofft übrigens von der ruhigen Beſonnenheit und nachhaltigen Energie, womit neben einem regen Intereſſe für das Gemeinwohl unſer zeitiger großh. Kreisrath in der kurzen Zeit ſeiner hieſigen Amtsführung ſich die ungetheilte Achtung und Zuneigung des Kreiſes zu erzwingen wußte, daß derſelbe bei den getroffenen Maßregeln, bei deren Anwendung ihm, wie hier Jedermann weiß, überdies gar keine Wahl gelaſſen war, feſt beharre, und überhaupt bei der wie umſichtig, ſo kräftig eingeleiteten Abſtellung anderer verjährter Mißbräuche in unſerer Stadt durch einen, weil völlig geſetzloſen, darum auch ſchwachen Widerſtand einzelner Wenigen ſich nicht werde irren laſſen. — Dem Vernehmen nach beabſichtigen die ihren übereilten Schritt bereits bitter bereuenden Fleiſcher, die Vermittlung des Stadtvorſtandes zur Wiedererhaltung ihrer Patente anzuſprechen. So unintereſſant dieſe Fleiſchangelegenheit dem unbetheiligten und entfernteren Publikum erſcheinen muß, ſo verlangt es doch das Intereſſe der Wahrheit und dieſes weitverbreiteten Blattes, daß entſtellte Sachverhältniſſe um ſo weniger unberichtigt bleiben, je genauer geachtete Perſönlichkeiten darin verflochten ſind.

Frankfurt, im Sept. — (Eingeſ.)

Unter den Sehenswürdigkeiten der hieſigen Meſſe nehmen die Vorſtellungen der Kunſtreitergeſellſchaft des Hrn. Götz, deren Productionen noch von voriger Oſtermeſſe her in gutem Andenken ſtehen, unſtreitig den erſten Rang mit ein. Man muß ſelber dieſe in der That bewundernswerthen Leiſtungen jedes der einzelnen Mitglieder der Geſellſchaft geſehen haben, um ohne Uebertreibung ſagen zu können, es können dieſelben in jeder Beziehung kecklich denen der bekannteſten Equidriliſten an die Seite geſetzt werden. Einzelne hervor zu heben, würde eine Ungerechtigkeit gegen die Uebrigen ſeyn, indem Alle des Beifalls gleich würdig ſind, der ihnen jeden Abend reichlich geſpendet wird. Neu und überraſchend ſind die Darſtellungen der Chineſen, die, ſowohl was Gewandtheit und Kraft anbelangt, Erſtaunliches leiſten, als ſie auch durch ihre komiſchen Situationen die allgemeine Heiterkeit beſtändig rege zu halten wiſſen. Wir können dem Hrn. Götz, der auch durch brillantes Coſtüme ſeiner Geſellſchaftsmitglieder und durch würdige Ausſchmückung des Cirkus den Anforderungen eines gebildeten Publikums Genüge zu leiſten ſich beſtrebt hat, nur wünſchen, daß er ſich auch fernerhin, wie bisher, eines zahlreichen Beſuches zu erfreuen haben möge, der ihn nur allein in den Stand ſetzen kann, ein ſo zahlreiches Perſonal zu beſolden und eine ſo große Anzahl von Pferden zu erhalten. B.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 17. Sept. (Zum Erſtenmale): Des Teufels Antheil, komiſche Oper in 3 Abth., nach Scribe, Muſik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 258. Montag, den 18. September 1843.

Sabine von Villemane.

(Fortſetzung.)

Die Fräuleins von Villemane beſaßen auch, nach dem Maßſtabe der Provinz, ein ſchönes Vermögen: 40,000 Fres. waren ihnen als Mitgift, und noch 10,000 nach dem Tode ihrer Mutter beſtimmt; ſie genoſſen ſo, in dem Hauſe ihrer Mutter, die Revenüen von 50,000 Fres., welche in einer kleinen Stadt, wie X . . ., allerdings für bedeutend gelten mußten. Dieſe Revenüen waren der jährliche Ertrag eines Meierhofes, welcher an und für ſich unſcheinbar, aber von ausgedehnten und reichen Ländereien umgeben war, auf denen die herrlichſten Olivenbäume prangten. An der Stelle des Meierhofes erhob ſich ehemals das Schloß von Villemane; es war aber in der Revolution demolirt worden, und der Vater Mariens und Sabinens hatte weiſe erkannt, daß es beſſer wäre, von ſeinen Ländereien, die einen reichen Ertrag verſprachen, den möglichſten Nutzen zu ziehen, als ein altes-Lehnsſchloß mit vielen Koſten wieder zu erbauen, ohne einen andern Vortheil, als die Befriedigung einer kleinlichen ariſtokratiſchen Eitelkeit.

Frau von Villemane ging ſchon längere Zeit mit dem Gedanken um, ihre Töchter zu verheirathen, und ſchon glaubte man allgemein in dem Städtchen an die Verbindung der Marie von Villemane mit Alfred von Belſond, einem braven, jungen Edelmann, welcher ſich vollkommen für das ſanfte, junge Fräulein paßte, und alle Eigenſchaften beſaß, derſelben ein glückliches, heiteres Loos zu bereiten.

Marie war ſeit einigen Tagen die Verlobte Alfred's von Belſond. Auf dem von Herrn Brunn gegebenen Abſchiedsballe tanzte ſie mit Alfred, ſcherzte und koſte mit ihm in der heiterſten, liebenswürdigſten Unbefangenheit; für Niemand hatte die zärtliche Vertraulichkeit der Beiden etwas Auffallendes, denn allen Anweſenden war es ja bekannt, daß dieſe beiden jungen Leute, ſo ſchön, ſo harmlos und ſelig, bald Geſchick, wie Namen mit einander theilen würden. Madame von Villemane hegte den ſtillen Wunſch, Sabine an demſelben Tage zu verheirathen, wie Marie; ſie hatte in dieſer Beziehung an den Grafen von Urene gedacht, den Sprößling eines der berühmteſten Geſchlechter in der Provence, einen Mann voll Geiſt und Phantaſie, der, nach der Anſicht der Frau von Villemane, auch fähig war, den hohen Grad intellektueller und moraliſcher Bildung Sabinens zu würdigen; doch entſprach dieſe, dem verheißenen Glücke mißtrauend, gleich allen Seelen, welche tief fühlen und hohe Anſprüche an das Leben machen, nicht ſo bereitwillig und ſchnell dem Wunſche ihrer Mutter. Sie hatte nämlich erfahren, daß der Graf von Urene, ehe er um ihre Hand angehalten, ſich nach der Mitgiſt erkundigt, und der Gedanke, daß ſie vielleicht wie eine Waare verhandelt würde, war fürchterlich für die edle, ſtolze Seele Sabinens. Von dem Tage an jedoch, da der Graf ſie zum erſten Male erblickt, hatte er ſich mit allem Eifer, mit aller Kraft eines überlegenen Geiſtes bemüht, den erſten ungünſtigen Eindruck zu vertilgen, und Sabine ward, ehe ſie ſich deſſen verſah, von dem ſchmeichelnden Wahne befangen, daß ſie von einem Manne aufrichtig geliebt werde, der einen ſo hohen Grad geiſtiger Bildung, eine ſo reichbegabte Seele beſaß, der ſchnell das innerſte Weſen Sabinens zu erfaſſen wußte, und dem es gelungen, ſich bei ihr als einen Menſchen von zart- und tieffühlendem Herzen einzuſchmeicheln. Der Graf von Urene hatte eine ſehr bewegliche Phyſiognomie, die eine gleiche Meiſterſchaft im Ausdrucke der Lüge, wie der Wahrheit hatte. Sabine wähnte ſich alſo wahrhaft geliebt, und wir wollen es ihr keineswegs als eine ſchmähliche Verirrung anrechnen, daß ſie ſich dieſem Wahne hingab; denn die wahre Seelengröße, der ächte Geiſtesadel beſteht nicht darin, daß man an dem Daſeyn des Guten, an jeder Tugend und edler Uneigennützigkeit zweiſle, ſondern daß man das Gute auch außer ſich zu finden geneigt ſey, weil man das Gefühl deſſelben in ſeiner eigenen Bruſt trägt. So gab ſich auch Sabine mit der ganzen Innigkeit und Lebhaftigkeit ihrer edlen Seele dem Traume eines Glückes hin, das ſie im Anfange für unmöglich gehalten hatte. An dem Abende dieſes Balls, auf dem ihre Schweſter die Seligkeit, von der ihr Innerſtes überſtrömte, ohne Scheu vor den Augen aller Anweſenden in Blick und Gebärde offenbarte, verſchloß Sabine dagegen ihr Glück in innerſter Bruſt, und ſuchte es wie ein geweihtes, heiliges Gut vor den profanen Blicken der Menge zu bewahren. Der Graf von Urene hatte ſich auch nie liebenswürdiger, herzlicher und geiſtvoller gezeigt, als an dieſem Abend. Er mußte ſo auch die letzten Zweifel Sabinen's verſcheuchen, und dies um ſo mehr, da er endlich mit einer lebhaften Wärme des Gefühls und einem zärtlichen Ungeſtüme, der durchaus keine Heuchelei zu ſeyn ſchien, in Sabinen drang, die Zuſage ihrer Mutter durch ihre eigene Einwilligung zu beſtätigen. Sabine, voll von dem Glauben an eine Liebe, welche ſie theilte, erwiederte mit einem bejahenden, gefühlvollen Blicke, und ſagte dann lebhaft bewegt:

Digitized by Google

„Morgen unterzeichnet man den Heirathskontrakt meiner Schweſter; Sie werden bei dieſem Familienfeſte uns wohl das Vergnügen Ihrer Gegenwart nicht entziehen."

„Möchte mein Erſcheinen einem zweiten Familienfeſte gelten!" rief der Graf voll Begeiſterung.

„Das hängt nur von Ihnen ab, Herr Graf! Meine Einwilligung iſt Ihnen gewiß!" entgegnete Sabine.

(Fortſetzung folgt.)

Die jetzigen neueſten Moden*)

für Herren und Damen ſind zum Theil ſehr geſchmacklos; die Herren nämlich haben ſich in *Sackträger* verwandelt, denn ſie tragen einen *Sackpaletot*; die Damen aber nehmen ſich in ihren kurzen Mäntelchen oder *Camails*, die der Volkswitz „Canaillen" zu nennen pflegt, nicht weniger lächerlich aus. Dieſe Camails ſind ein würdiges Gegenſtück zu den Sackpaletots; auch bilden ſie das entgegengeſetzte Extrem der bisherigen langen Damenmäntel; ſie ſind nichts weiter, als die übrig gebliebenen Reſte, als die Kragen derſelben. Mag ſo ein kurzes ſpaniſches Mäntelchen auch allenfalls für *Herren* zu einem Oberrock paſſiren, die Frauen aber kleidet es ſchlecht zu ihren Kleidern und Hüten. Man denke nur: — unten ein Kleid von Kattun oder anderen weiblichen Stoffen, und oben ein männlicher Kragen oder Halbmantel von Tuch, alſo unten eine Frau, oben ein Mann, — welch' ein häßlicher Anblick! Wollen die Damen nun einmal Mäntel von Tuch, gleich den Herren, tragen, ſo müſſen dieſe Mäntel wenigſtens lang herunter gehen und das weibliche Kleid verſtecken und bedecken, aber ſo ein kurzes, von den Männern entlehntes Mäntelchen, welches den ganzen unteren Theil des weiblichen Kleides ſehen läßt, entſtellt die ganze weibliche Grazie.

Man kann ſich dieſe allgemeine Sucht, Camails zu tragen, wohl nicht gut anders als aus der Wohlfeilheit derſelben erklären; ſie koſten nicht viel, und Manche, die etwas Altes liegen hat, läßt ſich einen Camail daraus verfertigen, um neuen Staat damit zu machen. Aber dieſer Grund hält heut' zu Tage nicht Stich, und die Mode kann ſich unmöglich lange behaupten; man wird das Geſchmackloſe derſelben bald einſehen und ihrer überdrüſſig werden, ſo wie auch ſchon verlautet, daß ſie in den großen Städten, namentlich in Paris, bereits in Mißcredit gekommen iſt.

Eben ſo muß es mit dem Sackpaletot der Männer werden, denn auch dieſer iſt zu häßlich, um ſich für die Dauer halten zu können. Man betrachte nur einen ſolchen Sackträger: ſieht er nicht gerade aus, wie einer, der in einen unten aufgeſchnittenen Sack gekrochen iſt? Dafür lobe ich mir doch den leinenen Fuhrmannskittel, der wenigſtens geſchmeidiger iſt und ſich ſtellenweiſe an den Körper anlegt; der doch einigen Faltenwurf hat; aber ſo ein Sackpaletot von Tuch hängt ganz ſteif, ohne Falten, ohne Taille herunter und gewährt dadurch, beſonders von der Rückſeite, den fatalſten Proſpekt. Alles Ausputzen und Beſetzen mit Schnüren und anderer Knopfmacherarbeit kann dabei nichts helfen; es wird dadurch doch keine gefälligere Form zum Vorſchein kommen: alſo — fort mit dem Sack, Ihr ſonſt ſo eleganten Herren; fort auch mit dem Camail, meine ſchönen Damen! Kehren Sie bald wieder zu hübſcheren und für das Auge wohlgefälligeren Moden zurück! Es ſteht feſt, als Ueberwurf für Herren gibt es doch nun einmal nichts Bequemeres, nichts beſſer ins Auge Fallendes, als den Tuchmantel mit Aermeln und mäßig langem Kragen. Dieſer wird ſich daher ſtets erhalten, trotz aller vorübergehenden Abänderungen, und eben ſo bleibt auch für Damen der lang heruntergehende Mantel von Tuch oder anderen Stoffen das beſte und geſchmackvollſte Kleidungsſtück als Schutz gegen Kälte und andere üble Witterung.

Doch wir wollen ſtrenge Gerechtigkeit üben und ſo wie wir daher über den Sackpaletot und den Camail den Stab gebrochen haben, ſo wollen wir zugleich es lobend anerkennen, daß die neuere Mode uns auch etwas ſehr Geſchmackvolles in dem Anzuge der Herren und Damen gebracht hat, nämlich das *ſchärfere Hervortreten der Taillen* in dem Schnitt der Kleider für die Damen und der Oberröcke für die Herren. Die Natur hat bekanntlich den menſchlichen Körper ſo gebaut, daß er ſich von oben herab an der Hüfte etwas verengt, dann von der Hüfte ab wieder erweitert. Dieſe Eigenthümlichkeit des Körperbaues auch in der Kleidung ſichtbar zu machen, war ſchon lange bei den Damenkleidern Sitte; jetzt aber iſt der Schnitt derſelben in dieſer Beziehung geſchmackvoller als jemals eingerichtet, und auch bei den Herren hat man ſeit einigen Jahren angefangen, in dem Schnitt der Oberröcke eine Taille ſehen zu laſſen. Früherhin hingen die Oberröcke gerade zugeſchnitten an den Seiten herunter, ohne ſich an die Hüften anzuſchmiegen, wie man noch manche alte Leute einhergehen ſieht; jetzt aber gibt man den Oberröcken querdurch eine Naht auf den Hüften, und damit einen Schnitt, daß ſie an den Hüften eng anliegen und eine Taille bilden, ſich dagegen an dem untern Theile wieder etwas erweitern und abſtehen. Dies iſt unſtreitig die gefälligſte und geſchmackvollſte Form, welcher der Oberrock fähig iſt, und hoffentlich wird dieſes Kleidungsſtück allmählig den fatalen Frack, über den auch in d. Bl. ſchon mehrmals geſpottet und das Verdammungsurtheil geſprochen iſt, verdrängen. Die Vorboten davon ſcheinen die jetzigen breiten Schöße des Fracks und deſſen ſehr geringer Ausſchnitt zu ſeyn, wodurch ſich der Frack ſo wenig von dem Oberrock unterſcheidet, daß man ihn für einen nicht zugeknöpften Oberrock halten könnte; am Ende fällt der Ausſchnitt noch ganz weg und der Oberrock iſt da! Schade nur, daß die Mode, die ſo gern in Extreme verfällt, die Länge des Oberrocks, bei aller übrigen hübſchen Form deſſelben, jetzt ſo unmäßig verkürzte, daß er kaum noch Schöße behalten hat und faſt zur Jacke geworden iſt, und eben ſo Schade, daß die Kleider der Damen, die von oben herab bis auf die Taille eine ſo hübſche Form haben, ſich unten ſo geſchmacklos in den alten Reifrock endigen; denn dieſe Weite des Kleides, dieſes abſichtliche Aufblähen und Steifmachen der Röcke, wodurch die Damen ausſehen, wie ein gefüllter Luftballon, der eben ſteigen will: — wer möchte das geſchmackvoll und zierlich, wer es nicht vielmehr albern und lächerlich finden?!

Alſo noch einmal, meine ſchönen Damen, entſtellen Sie ſich nicht, von der bloßen Sucht nach dem Neuen getrieben, durch häßliche und abgeſchmackte Moden, und legen Sie den Camail und Reifrock ab, wobei ich auch zugleich rathen muß, daß Sie, während Sie der Mode fröhnen, vor allen Dingen dabei ſtets auf die Erhaltung Ihrer Geſundheit bedacht ſeyn und das unſinnige *feſte Schnüren* unterlaſſen mögen. Denn, wenn ich

*) Allgemeiner Anzeiger.

Digitized by Google

mich auch über das Hervortreten der Taille in den männlichen und weiblichen Kleidungsſtücken belobend ausgeſprochen habe, ſo iſt es doch keineswegs meine Abſicht, dem feſten Schnüren das Wort reden zu wollen, da auch ſchon ohne dieſes arge Einzwängen in einen Schnürleib bloß durch den Schnitt der Kleider hinreichend die reizende Körperform und die Taille hervortritt, und die Damen, die ſich ſo enge einſchnüren, daß man ſie mit den Händen umſpannen könnte, abgeſehen von dem Ruin ihrer Geſundheit, auch nur den Weſpen gleichen, deren Hinterleib durch einen dünnen Stiel mit dem Oberkörper verbunden iſt.

Kalophilos.

R e d e

bei der

Beerdigung des Freihrn. Julius Göler v. Ravensburg den 6. Sept. 1843 zu Karlsruhe gehalten von August Hausrath, Hof- und Stadtdiaconus.*)

Der Entſchlafene, leidtragende Verſammlung, deſſen ſterbliche Hülle wir der Erde zurückzugeben im Begriffe ſtehen, iſt unſerem menſchlichen Urtheil entrückt und vor einen höheren Richterſtuhl berufen. Und Gott wird ihm barmherzig ſeyn. — Ich aber habe, gerade ſo wie Der **) vor mir geſprochen, den Auftrag von der tiefbetrübten Familie und den Freunden des Hingeſchiedenen empfangen, hier am Grabe noch dem Heimgegangenen zu danken für das treue Herz, das ſtets in ihm für der Seinigen Wohl und Wehe geſchlagen hat; für die vielen Opfer, die er der Freundſchaft zu bringen ſtets freudig und bereit war; für ſo manche Bethätigung ſchöner und großer Kräfte, in denen er nur der Stimme einer reinen und rechten Liebe gefolgt iſt. Ja und ich glaube die Empfindung Aller, die vor dieſem Sarge ſtehen, in den kurzen Worten ausſprechen zu können: Wir haben Alle nur Thränen für ſein Schickſal und Gebete für ſeine Seele!

Mir ſelbſt jedoch, leidtragende Verſammlung, der ich als ein Diener der Kirche heute in eure Mitte geſtellt bin, liegt noch zu dem Allem eine andere Pflicht ob, der ich mich in dieſer Stunde nicht entſchlagen darf. Es gebührt mir, an dieſer ernſten Stätte, die Begebniſſe, die unſern hingeſchiedenen Freund zu einem ſo thränenvollen Ausgang geführt haben, in das Licht zu ſtellen und dem Urtheil zu unterwerfen, das ſich die Kirche, bis zu ihrem ſchwächſten Organe herunter, über alle Dinge dieſer Erde anmaßt, und ſich nicht nehmen laſſen kann noch darf.

Und das Erſte, leidtragende Verſammlung, iſt nun dies. Es iſt das Gefühl der tiefſten Selbſtdemüthigung, das uns heute hier durchdringen muß. Einer Selbſtdemüthigung darüber, daß wir alſo mit all' der feinen Weisheit, der ſich unſer Zeitalter zu rühmen pflegt, mit all' der Gewandtheit und Kunſt des geſelligen Umgangs, in welcher wir ſo geprieſene Fortſchritte gemacht haben, dennoch in der wichtigſten Kunſt, das Entzweite zu verſöhnen, noch ſo wenig weit gekommen ſind, daß ſelbſt vielleicht die Beſten, die Edelſtdenkenden unter euch, die hier an meiner Seite ſtehen, zu mir ſprechen möchten: freilich gibt es im geſelligen Leben Kränkungen und Verwicklungen, für die eine andere Löſung als mit blutigen Thaten kaum abzuſehen iſt! Ihr erwartet wohl jetzt nicht von mir, daß ich euch auseinanderſetze, was der Chriſtenglaube von ſolchen Kränkungen, Verwicklungen und Thaten denken und urtheilen lehrt, nur laßt mich dies ſagen: es iſt ein tiefes Gefühl der Selbſtdemüthigung, mit der ich in dieſem Augenblicke durchdrungen bin, bei dem Gedanken, wie fern wir noch dem Reiche Gottes ſtehen, das Chriſtus einſt auf Erden in Liebe und Frieden unter uns zu ſtiften gekommen iſt.

Dazu aber doch dieſes Andere. So fragt nun euer eigenes Herz: ob nun nach ſolcher Entſcheidung gekränkte Ehren wieder hergeſtellt, Friede und Verſöhnung geſtiftet, oder wirklich der Schuldige geſtraft iſt? welche Antwort kann es geben? Freilich! die Kämpfer, die ſich vor wenigen Tagen auf dem blutigen Wahlplatze feindlich begegnet ſind, ſie haben Frieden geſchloſſen! In dieſem Sarge ruht jetzt das, ach, zu leicht entzündete Herz des Jünglings, der nach ſeinen Naturanlagen und Kräften noch dereinſt der Stolz ſeines Vaterlandes hätte werden mögen! und drüben, in fremder, kalter Erde ruht der Leichnam des Unglücklichen, der übel berathen und in verwegener Thorheit ſich mit unverſtandenen Dingen befaßt und ſein Leben hingeworfen hat, das er einem andern Lande und einer fürwahr beſſern Sache ſchuldig war! Ach nein, Geliebte, kein Blut der Verſöhnung iſt da gefloſſen! und wem unter uns fällt es nicht ſchwer, der niederdrückendſten tiefſten Trauer, und einer Bitterkeit Meiſter zu werden, die aus ſo ſchmerzlichen Vorgängen in unſere Seele hinüberſchleicht!

Ihr fühlt jedoch wohl, leidtragende Freunde, daß, war es meine Pflicht und mein Recht, ſo viel zu ſagen, viel beſſer auch Alles geſagt werden muß. — Wenn es denn in den vorliegenden Verwickelungen darauf ankam, eine ſich ſpreizende Hoffärtigkeit zu demüthigen, oder eine ſchleichende Lüge und tückiſchen Verrath an's Tageslicht zu ziehen; wenn es auf einen Akt der Gerechtigkeit abgeſehen war, für welchen freilich entfeſſelte Horden in dieſer Nacht auf eine ganz andere Weiſe, in ihrem Schmerz oder Rachegefühl einen kürzeren Ausdruck in Thaten gefunden haben, die, gottlob! zu den bis jetzt in unſerem Lande unerhörten zu rechnen ſind, muß es uns nicht mit dem Gefühl der tiefſten Selbſtdemüthigung erfüllen, daß durch derlei Vorgänge ein Grundſatz in Gang zu kommen, es mit dem Grundſatze leicht genommen zu werden ſcheint, als ob nämlich der Zweck die Mittel heilige? Wollen wir aber doch mit Zittern daran denken, daß noch altem, wahrem, kräftigem Volksſpruch mit ſolchem Grundſatz und ſeinen „guten Abſichten" nur die Hölle gepflaſtert iſt. Ja, ſeht doch in Allem, was wir in dieſen Tagen bezeugt haben, nur die Geſchichte der Sünde in ihrem furchtbaren Verlauf. Was wäre nicht ſchon ſeit Wochen vorher geſehen und vorher verkündet worden? Tauſend geſchäftige Zungen haben es umhergetragen, hunderttauſend Blätter es bezeugt, und einer chriſtlichen Gemeinde ward in einem chriſtlichen Staate das wenig erbauliche Schauſpiel gegeben, ſolche, die ſich der erſten Geſellſchaft anzugehören rühmen, um benannter und unbenannter Ehrenſachen willen, von Schritt zu Schritt in eine Bahn hineingeriſſen zu ſehen, die nur blutig und mit noch größerem Verderben enden konnte. Soll das damit entſchuldigt

---

*) Karlsruhe, Verlag von G. Holzmann.

**) Nach einem ſeit einiger Zeit in der hieſigen Garniſon eingeführten neuen Reglement wird nämlich bei Beerdigungen von Militärperſonen die Gedächtnißrede für den Verſtorbenen gewöhnlich von einem Offiziere gehalten, ſo daß der functionirende Geiſtliche — außerordentliche Fälle, wie der vorliegende, abgerechnet — eigentlich nur die Kirchengebete dabei zu ſprechen hat.

Digitized by Google

ſeyn, daß es zum Theil unter den Söhnen der erſten Geſchlechter Europa's, in ausſchließlichen Kreiſen vorgegangen iſt, wohin des Geſetzes Arm und das ordnende Recht ſchwerer dringen kann? Aber wenn ihre feſtlich geſchmückten Stätten, wenn die Hallen ihrer Luſt und ihrer Spiele, die geduldigen Zeugen, von, Herr, Du weißt es! wie viel Sünde und Schande, bis jetzt geſchwiegen haben: ſo laßt es euch an dieſen Gräbern ſagen, welche Saaten zu welchen Ernten reifen! Laßt euch gemahnen an den Ernſt einer Zeit, in der Jeder fühlen muß, daß es ſich in jedem Augenblicke um das Höchſte und Heiligſte wie um das Letzte handelt! Warnt die ſtolzen Verblendeten vor jener gefährlichen, einſamen, unſeligen Mitte, in die ſie ſich zu ſtellen drohen: über ſich einen Gott zu haben, der andere Geſetze der Ehre anerkennt, als ſich unſer Wahn und unſere Eitelkeit, unſere Weltluſt und Selbſtſucht geſchaffen hat: und unter ſich ein Volk, deſſen beſſer Geſinnte ſich mit Gram und Abſcheu abwenden von einem Treiben, das ſie nicht faſſen und verſtehen, — aus dem aber ſchon Tauſende höhnend hindeuten auf offenkundige Schäden der Geſellſchaft, die mehr und mehr wurmſtichig zu werden droht und aus deren Vorbild ſich bald — ſorgt nicht dafür! — jeder Trotz und jedes böſe Gelüſte roher zügelloſer Natur Entſchuldigung ſuchen wird!

Ja, es ſey heute frei geſagt! Liegt Schuld und Sünde vor, ſo komme ſie vor das rechte, geordnete Gericht. Fürchtet nicht, es könne in unſern Tagen etwas ſchlimmer werden dadurch, daß es auch ganz öffentlich wird. Alle Wände und alle Thüren haben ja doch für dieſes müßige Geſchlecht tauſend Zungen und tauſend Ohren, und vielmehr vergrößert und furchtbar ins Ungeheuerliche verkehrt wird ſelbſt der geringſte Irrthum und die kleinſte Schuld, die ſich dem gemeinen Urtheil nur verbergen und entziehen will! Aber Winkelzüge und Umwege, um zu einem Ziele zu gelangen, oder nächtliche Gewalt und Rachethaten, um das Böſe zu ſtrafen, wobei denn doch immer nur der Unſchuldige leidet ſtatt des Schuldigen: das ſind Thaten, eines freien Volkes unwürdig, Thaten, die unſern Chriſtennamen ſchänden, und uns in die ſchwerſte Verantwortung vor Gott und Menſchen ziehen. Seht, Geliebte, daß in ſo traurigen Verkettungen auch das Schickſal unſeres entſchlafenen Freundes — auf welche Weiſe, ſind wir zu wiſſen nicht berufen und richten auch nicht, nur der allwiſſende Gott kennt und prüft der Menſchen Herzen! — als ein Glied der verhängnißvollen Kette mit verflochten worden iſt, das ſenkt einen Stachel des durchbohrendſten Schmerzes in unſer tief innerſtes Herz, ſo daß ich nicht recht wüßte, wie wir mit dem Frieden und der Ruhe heute von dieſer Stätte ſcheiden ſollen, die uns doch ſonſt ſo ſtillen Frieden und Gottesruhe winkt!

Wenn nicht dies Eine bliebe! Erhebung des Gemüths zu Dir, o Gott! Verſöhnung bei Dir, die Du geſtiftet haſt in den Unvollkommenheiten dieſer Welt! Aufſchauen in Dein heiliges Reich des Friedens und der Liebe! Ja, Du durchglühſt uns mit neuer Kraft und ſtärkſt uns zu den Vorſätzen für das Leben, die wir jetzt hier faſſen, und Dir zuſchwören und getreulich halten wollen! Ja, vereine Du unſere Herzen zu Dir wohlgefälligem Beginnen! Laß uns treue Kämpfer ſeyn für das Recht, für die Ehre, die auch vor Dir gilt, für das Vaterland, für einen theuren Fürſten und ſein Haus, dem mit wahrer Liebe und Treue jedes Herz begeiſtert entgegenſchlägt: treue und Dir geweihte Kämpfer nicht um vergängliche Siegeskränze, ſondern um die Gnadengüter des ewigen Lebens und unſeres himmliſchen Berufs. Fromm und rein und treu und keuſch bewahre unſer Herz vor allem Böſen. Alles Schlechte ſey ſchon von Anfang an aus unſerer Mitte ausgeſtoßen! Ach, wenn Einer nur anfängt mit der Sünde ſchön zu thun, und ſie um ſich zu dulden, weil ſie gleißt und glänzt: wie ſchnell wird ſie dann mit ihrem Schlangengriff ihn umſchlungen haben, und er wird ihrer nicht mehr los. Er fällt, vergiftet und erwürgt, ein Opfer ſeiner traurigen Bethörung! Darum ſchon den Keim des Böſen vertilgt in Euch und Andern! Den erſten Funken erſtickt, ehe er zu eurem Schrecken Häuſer und Dörfer und Städte eingeäſchert hat. Und je höher wir geſtellt ſind im Leben, in der Geſellſchaft, im Vaterland, um ſo vorſichtiger laßt uns ſeyn, um ſo ängſtlicher unſerer Verantwortlichkeit bewußt: Tauſende ſehen auf uns, richten ſich nach uns, berufen ſich auf uns! Reiche Quellen des Segens oder des Verderbens ſtrömen aus unſerer Hand hinaus in die Geſchlechter der Sterblichen. Darum zu neuem, heiligem Beginnen vereine uns dieſe ernſte Stunde! Ja, laſſet uns die Hand reichen zur Mitarbeit an allem Schönen und Großen und Guten, daß wir am Tage der Rechenſchaft vor Gott getreu erfunden werden mögen!

Und in dieſem Sinne bewahrt dem Hingeſchiedenen ein freundliches Andenken für ſein warmes Herz, für ſeine Liebe und Hingebung, die er auf Erden in heitern Jugendtagen ſchon geübt. Der Herr im Himmel aber ſey ſeiner Seele gnädig. Amen.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 14. September.) Bei der neulichen Verſammlung unſeres Volksſchullehrer-Vereins ſind wahrhaft betrübende Zuſtände zu Tag gekommen. So wurde unwiderſprochen erwähnt, wie in den Schulpräparanden-Anſtalten die meiſt blutarmen Incipienten häufig in den Unterrichtsſtunden zu arbeiten aufhören müſſen, weil ihnen vor Hunger ohnmächtig wird! Daß nur noch die ärmſten Leute ihre Söhne dem Volksſchulfache zuwenden, wußten wir längſt und hörten hier nur die traurige Beſtätigung, denn ein tüchtiger Bauernknecht lebt beſſer und verdient mehr, als viele Schulmeiſter, und überdieß iſt erſterer ſeines Lebens und Thuns eigner Herr. Wann wird auch das Schickſal des würdigen Standes der Volksſchullehrer einmal gründlich gebeſſert werden?

Am 31. Auguſt iſt der Mont-Blanc zum zweiten Mal in dieſem Jahr erſtiegen worden. Der Arzt Ordinaire von Beſançon, war auch dießmal die Seele des Unternehmens, dem ſich 27 Perſonen, mit Inbegriff der Führer, anſchloſſen.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Sept. (Neu einſtudirt): Der Kaufmann von Venedig, Schauſpiel in 4 Aufzügen von Shakespeare, überſetzt von A. W. Schlegel. (Gaſtrolle) Shylok: Hr. Kaiſer, vom Schweriner Hoftheater.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 259. Dienſtag, den 19. September 1843.

Nach der Enthüllung des Denkmals für Walther von der Vogelweide am Neumünſter zu Würzburg.

(Von Dr. Fr. Mayer.)

Die Feier iſt vorüber,
Das Grabmal ſteht enthüllt,
Die Schaar hat ſich verlaufen;
Die Neugier iſt geſtillt. —

Wohl war bei jener Feier
Manch edlen Mannes Bruſt
Mit ächtem deutſchen Sinne
Sich ihrer Weih' bewußt.

Und an des Sängers Grabe,
Der für das Vaterland
So glühend heiße Lieder
Hin an die Fürſten ſandt',

Träumt ſie von neuer Größe,
Von Ehre, Glanz und Macht,
Und wie ein neuer Morgen
Für's Vaterland erwacht.

Sie träumt von Deutſchland's Einheit,
Von ſeines Volkes Ruhm,
Sie träumt von ſeinem Glücke
Und ſeinem Heiligthum.

An Deutſchland's alten Gränzen
Sieht ſie die Marken ſteh'n
Und ſeiner Flotte Flagge
Auf fernen Meeren weh'n.

Und wie mit ihren Kindern
Die Väter liebvoll geh'n,
So ſieht ſie dort die Fürſten
Bei ihren Völkern ſteh'n. —

So träumt' bei dieſer Feier
Manch' edlen Mannes Bruſt
Und auch die meine iſt ſich
Solch' hoher Weih' bewußt.

Doch iſt vorbei die Feier,
Der Grabſtein iſt enthüllt
Und dämmernd durch die Seele
Zieht mir ein and'res Bild.

Ja, andere Gefühle
Sind's, die mich hergebannt. —
Ich ſeh' den edlen Sänger,
Wie er von Land zu Land

Mit ſeinen Liedern ziehet,
Bald an der Höfe Glanz
Begeiſtert Ehre preiſet,
Bald in der Frauen Kranz

Ein Lied von Minne ſinget,
Ein rührend, klagend Lied,
Wobei die eig'ne Sehnſucht
Durch ſeine Seele zieht.

Denn mit dem warmen Herzen,
Nach ächter Dichter Art,
Verlangt auch er nach Minne,
Mit Ruhm und Ehr' gepaart.

Doch ſeh' ich einſam ziehen
Den Sänger mit dem Stab;
Er zieht von Fürſtenhöfen
Zu des Erlöſers Grab.

Er hat es nicht gefunden,
Was ſeine Bruſt begehrt:
Dem Dichter iſt hienieden
Kein irdiſch Glück beſchert.

Und aus dem heil'gen Lande,
Und aus der Welt Gewühl
Seh' ich ihn langſam kommen
Zu dieſes Stifts Aſyl.

Digitized by Google

Und an des Kloſters Pforte
Steht er, der Wand'rer, ſtill,
Der müde ſeine Bruſt hier
Zur Ruhe legen will.

Zieh' ein, mein müder Sänger,
Du findeſt Ruhe hier,
Gibt auch das Stift nicht Friede,
Das Grab gewährt ihn dir.

Denn du, mein edler Sänger,
Du haſt es nicht gewußt:
„Vergebens ſucht der Dichter
„Ein Glück für ſeine Bruſt.“

„Nur Schmerz iſt ihm beſchieden;
„Sein Phantaſie-Gebild
„Sich nie dahier verwirklicht,
„Nichts ſeine Sehnſucht ſtillt.“

„Und wenn an ſeinen Liedern
„Die Menſchen ſich erfreu'n,
„Da ſitzt der Dichter einſam
„Mit ſeinem Schmerz allein.“

„Denn gleich dem Pelikane,
„Der ſeine Bruſt zerſprengt,
„Der Dichter ſeine Lieder
„Mit ſeinem Herzblut tränkt.“

* * *

Ich weiß es ſchon, ich werde
Oft an dem Grab hier ſteh'n; —
Da ſoll auch mir mein Leben
Im Bild vorüber geh'n.

Auch ich bedarf der Ruhe,
Auch meine Bruſt iſt müd',
Vielleicht daß hier der Friede
Mir durch die Seele zieht.

Sabine von Villemane.

(Fortſetzung.)

Fräulein Sabine pflückte darauf einige Blüthen von einer der Orangen, welche in geſchmackvollen Vaſen in dem Saale zerſtreut ſtanden, und brach endlich einen ganzen Zweig ab, den ſie und der Graf mit ſchweigender Uebereinkunft, zum Zeichen des geſchloſſenen Bundes, unter einander theilten; alsdann entrang ſie ſich den Armen des Geliebten, um an den Buſen ihrer Mutter zu flüchten, und derſelben ihre ſeligen Gefühle anzuvertrauen; ſie ſprach zu derſelben, indem Freudenthränen in ihren Augen glänzten: „Ich bin glücklich, glücklich, wie Marie!“

Ihre Mutter verſtand vollkommen die Bedeutung dieſer Worte, und verließ, in Begleitung ihrer beiden Töchter, wonnerfüllt den Ball. Indem ſie die große Treppe hinabſtieg, drückte ſie die Mädchen mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihr Herz. Den Mädchen ſelbſt gewährte es zu Hauſe reine Wonne, ſich wechſelſeitig von ihrem Glücke zu erzählen, deſſen bezauberndes Bild ihnen noch in den goldenen Hoffnungsträumen vorſchwebte, welche ihren auf die Erſchöpfung des Balls bald ſich einſtellenden Schlaf umgaukelten. Nach ihrem Erwachen unterhielten ſie ſich wieder von ihrer Liebe, und tauſchten ſchweſterlich ihre Gefühle aus; alsdann eilten ſie zu ihrer Mutter, um auch dieſe zur Vertrauten der ſeligen Empfindungen zu machen, von welchen ihre eigene Bruſt bewegt war. Sie waren beide höchſt überraſcht, als ſie Frau von Villemane ſo früh ſchon nicht mehr auf ihrem Zimmer fanden.

„Die Frau Mutter ſind mit Tagesanbruch nach dem Meierhofe gegangen,“ entgegnete eine alte Gouvernante auf der Mädchen ängſtliche Fragen.

„Die Mutter nach dem Meierhofe bei dieſer ſtrengen Kälte!“ rief Sabine.

„Eben dieſe Kälte iſt Urſache, daß die Frau Mutter ſo frühe ausgegangen,“ entgegnete die Gouvernante; „man ſprach hier allgemein die Befürchtung aus, der Froſt dieſer Nacht habe die Olivenbäume zerſtört, und Ihre Frau Mutter wollte ſich in Perſon von der Wahrheit der Behauptung überzeugen.“

„Ich folge ihr,“ ſagte mit lebhafter Bewegung Sabine; „bleibe Du hier, Marie; Deine Gegenwart möchte vielleicht in meiner Abweſenheit hier nöthig ſeyn.“

Und ohne auf die Einwendungen ihrer Schweſter zu hören, entfernte ſie ſich ſchnell, und ließ ſich nach dem Pachthofe geleiten, der eine halbe Stunde von dem Städtchen gelegen.

Sie traf ihre Mutter mitten auf den von dem Froſte der vergangenen Nacht verheerten Feldern, wie ſie mit den erfahrenſten Oekonomen die Bäume ihrer ausgebreiteten Olivenpflanzungen unterſuchte, welche noch geſtern ſo kräftig und voll Saftes daſtanden und heute bis in die Wurzel von der ſtrengen Kälte ausgedörrt waren; eine Nacht hatte genügt, den beſten Theil der Revenüen der Frau von Villemane und ihrer Töchter zu zerſtören. Aus der niedergeſchlagenen Miene ihrer Mutter konnte Sabine die ganze Größe und Bedeutung des erlittenen Schadens ermeſſen; ſie wußte, daß nach einem ſolchen Abſterben der Olivenbäume die Gutsbeſitzer ſich vor zehn Jahren nicht wieder Hoffnung zu einigem Ertrage derſelben machen können; ſie begriff, daß ſie und ihre Schweſter nun eine viel geringere Mitgift erhalten, und daß ſich vielleicht zum Verluſte ihres Vermögens der ihres Glückes geſellen würde; Sabine verbarg indeſſen ihren Kummer, um den ihrer Mutter nicht noch zu vermehren. Als Frau von Villemane die ſeltene Faſſung und den Muth ihrer Tochter ſah, betrachtete ſie dieſelbe mit dem Ausdrucke der Bewunderung und mütterlicher Zärtlichkeit.

„Was fangen wir nun an?“ wandte ſie ſich an dieſelbe mit kleinmüthigem Tone.

„Wir ſchreiben ſogleich,“ entgegnete Sabine, „dem Notair, welcher noch heute Abend unſern Heirathskontrakt ausfertigen ſollte; wir ſetzen ihn von unſerm großen Verluſte in Kenntniß und bitten ihn, die Kunde davon in der ganzen Stadt zu verbreiten, und ſie beſonders dem Grafen von Urene mitzutheilen, ſo wie dem Verlobten meiner Schweſter, deren Entſcheidung wir alsdann in Ruhe abwarten müſſen. Werden ſie durch die vereitelte Hoffnung einer reichen Mitgift anderen Sinnes, ſo haben wir ihren Verluſt wohl nicht zu beklagen, und werden in den Talenten, welche wir uns durch Ihre edle, mütterliche Sorge erwerben konnten, hinreichende Mittel finden, uns und

Digitized by Google

Ihnen eine anſtändige Exiſtenz zu ſichern. Lieben uns aber Beide aufrichtig genug, um uns auch ohne Mitgift zu heirathen, o dann, Mutter, dann werden wir uns in ihrer Liebe noch glücklicher fühlen, als wir es ohne das Mißgeſchick dieſer Nacht gethan.“

Und es ſchrieb das edle Mädchen eigenhändig an den Geſchäftsführer ihrer Mutter, indem ſie ihm die einzelnen Umſtände des Unglücks auseinander ſetzte, welches ſie in der vergangenen Nacht betroffen.

Die Kunde davon verbreitete ſich auch bald in dem Städtchen, und als Frau von Villemane mit ihrer Tochter in demſelben eintraf, wußte ſchon Jedermann von dem großen Verluſte, welchen ſie erlitten. Marie eilte ihrer Mutter und Schweſter entgegen und empfing ſie mit der tröſtlichen Kunde:

„Unſer Mißgeſchick hat ſeine Treue nicht erſchüttert; er war hier, mich in Perſon ſeiner unveränderten Geſinnung zu verſichern, und iſt bereit, noch dieſen Abend den Kontrakt zu unterzeichnen!“

„Dies erwartete ich von Alfred!“ ſprach Frau von Villemane; „er iſt ein edler junger Mann!“

„Und der Graf? Erſchien er nicht?“ fragte Sabine mit zitternder Stimme.

Das Schweigen, womit Marie dieſe Frage erwiederte, ſagte nur zu deutlich, daß der Graf von Urene nicht erſchienen ſey; Sabine erblaßte, verrieth aber durch keine ſonſtige Aeußerung den tiefen Schmerz, welchen jenes bedeutungsvolle Schweigen in ihr erregte.

Abends, um die beſtimmte Stunde, da der Heirathskontrakt der beiden Schweſtern unterzeichnet werden ſollte, kam Alfred von Belfond, der Verlobte Mariens, mit ſeinen Eltern und Verwandten, glücklich, wie ein Menſch, der im Begriff iſt, eine gute Handlung zu vollbringen. Alle Verwandten und Freunde beider Theile waren zugegen; allein nicht der Graf von Urene. Sabine verharrte in düſterem Schweigen, und ſchien mit ſich in einem ſchmerzlichen Kampfe. Ihre Mutter verſuchte durch zärtliche, ſchmeichelnde Worte die traurige Stimmung Sabinens zu verſcheuchen; dieſe aber ſchien gegen alles Zureden unempfindlich. Eben ſo verſuchte man vergeblich, ſie auf einige Augenblicke zu entfernen, um ihr die Pein zu erſparen, die Unterzeichnung des Heirathskontrakts ihrer Schweſter mit anzuſehen. In dem Augenblicke aber, da der Heirathskontrakt verleſen werden und die beiden jungen Gatten ihn unterzeichnen ſollten, erhob ſich Sabine mit den Worten:

„Auch ich habe dieſen Abend einen Kontrakt zu unterzeichnen; die Geſellſchaft hätte vielleicht die Güte, einige Augenblicke zu verziehen: meine Abweſenheit wird nicht lange währen.“

Und ſie war ſchon im Begriff, fortzueilen, da trat ihr die Mutter mit zärtlichem Ungeſtüme in den Weg.

„Wo willſt Du hin, armes Kind?“ rief ſie bange beſorgt, „Du vergiſſeſt in der Heftigkeit Deines Schmerzes ganz, daß allein edles Selbſtgefühl und Mäßigung uns in unſerm Unglücke aufrecht zu erhalten vermag.“

„O Mutter!“ entgegnete das Mädchen mit ſchmerzlichem Tone, „Sie errathen mich nicht! Laſſen Sie mich dorthin eilen, wo das Geſchick mich hinruft!“

Sie entwand ſich alsdann den Armen ihrer Mutter und eilte raſch die Treppe hinab.

(Schluß folgt.)

Zur Charakteriſtik orientaliſcher Kriegführung.

Acht Tage, nachdem die franzöſiſche Armee die Belagerung von Saint-Jean d'Acre begonnen, erſchien vor Bonaparte ein Sergeant, welcher ihm mittheilte, daß der Poſten, zu dem er gehöre und welcher der am weiteſten vorgerückte ſey, ſchon zwanzig ſeiner beſten Leute durch folgende Liſt verloren habe. Es zeige ſich täglich in der Nähe einer verlornen Schildwache dieſes Poſtens ein ägyptiſcher Reiter, ein Mameluck, der ſich durch ein eigenthümliches Manöver den Kopf der Schildwache anzueignen wiſſe. Er errege nämlich ihre Aufmerkſamkeit durch die Sprünge und Kapriolen, die er mit ſeinem Pferde mache, und durch die Piſtolenſchüſſe, die er aufs Gerathewohl abfeuere, halte ſich aber dabei immer ſorgfältig außerhalb Flintenſchußweite. Dies treibe er ſo lange, bis die gereizte Schildwache auch ihrerſeits ihren Schuß thut, der ihn aber natürlich nicht trifft; nun ſprenge er auf ſeinen Feind heran, ehe dieſer Zeit habe, zu fliehen oder aufs neue zu laden, und er feuere ſein Piſtol ſo nahe auf ihn ab, daß er ihn treffen muß; nachdem er ihm ſodann den Kopf abgeſchnitten und an ſeinen Sattelknopf befeſtigt, jage er mit ſeiner Beute davon. Bonaparte dachte einige Augenblicke nach und ſchrieb dann einen Zettel an den Lieutenant Monot*), den Chef des Poſtens, worin er denjenigen, der dieſen Gurgelabſchneider aus dem Wege ſchaffe, um einen Grad zu befördern verſprach. — Noch an demſelben Abend traf die Reihe einen noch ſehr unerfahrenen Soldaten aus der Champagne, jenen Poſten zu beſetzen; ſeine Kameraden, die ſeine geringe Entſchloſſenheit kannten, empfahlen ihm, ſein Teſtament zu machen und ſich ein Geldſtück in den Mund zu legen, damit ihn Charon über den Styx ſetze; doch bemerkten ſie, daß, wenn der Mameluck ſeinen Kopf mitnehme, Charon ſich weigern würde, ihn überzufahren. Dem guten Champagneſer war das Weinen näher als das Lachen, indeß machte er ſich reiſefertig, als der Lieutenant zu ihm trat und ihn von ſeiner Angſt befreite. „Weine nicht, Einfaltspinſel“, ſagte er, „ich werde an deine Stelle gehen. Zu dieſem Zwecke gib mir deine Uniform und nimm dafür die meinige.“ Alle waren über dieſes ſonderbare Anerbieten erſtaunt und ſuchten den Lieutenant zurückzuhalten; aber er beharrte dabei und ließ ſich noch von den Soldaten das Verſprechen geben, daß ſie das, was er thue, Niemanden, wer es auch ſey, verrathen würden. Darauf nahm er zwei Gewehre, in jede Hand eins, und ging auf ſeinen Poſten, wo er die eine Flinte auf den Boden legte, die andere im Arme haltend, auf und abging. Eine halbe Stunde war ſo vergangen, als ſich der Mameluck in der Ferne blicken ließ und ſeine gewöhnlichen Manöver begann. Aber unſer Lieutenant war beſſer vorbereitet, als die früheren Schildwachen: auch er ſchoß auf ihn, ohne ihn zu treffen, aber während nun der Mameluck heranſprengte und im Begriff war, ein zweites Piſtol abzuſchießen, hatte der Lieutenant hurtig ſein anderes Gewehr vom Boden aufgenommen und ſtreckte damit ſeinen Gegner todt in den Sand. Bald darauf kam der Sergeant mit einigen Leuten herbei. Der Lieutenant ward nun abgelöſt und mit Jubel ins Lager zurückgeführt, nachdem man dem Mamelucken die reiche Rüſtung abgenommen. Seinem Vorſatz, das ſtrengſte Geheimniß über ſeine That zu beobachten, blieb der

*) Dieſer Offizier lebt noch in Saint-Amand im Departement du Cher.

Digitized by Google

brave Lieutenant treu, theils aus einem Gefühl großmüthiger Selbſtverleugnung, theils aus übertriebener Achtung vor der militäriſchen Disziplin, die dem Chef eines Poſtens nicht erlaubt, auf Schildwache zu ziehen. Bonaparte ward von dem Tode des Mameluken unterrichtet; aber der Lieutenant, ſtatt ſelbſt auf die verſprochene Gradbeförderung Anſpruch zu machen, ließ dafür den Champagneſer, mit dem er die Rolle gewechſelt hatte, zum Korporal ernennen.
(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Nürnberg, 14. Sept.) Zu welchem tiefen ſittlichen Ruin das Lotteriespiel verleiten kann, lehrt neuerdings ein beklagenswerther Fall, der ſich in Kloſter Heilsbronn zugetragen hat. Der dort verheirathete Apotheker wurde allmählig ſo leidenſchaftlich für das Lottoſpiel eingenommen, daß er ein Vermögen von mehreren und zwanzigtauſend Gulden in demſelben verlor. Dadurch wurden ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe ſchwer zerrüttet; er beſchloß daher, ſeinem Leben ein Ende zu machen, und wählte zu dieſem gräßlichen Akt die Vergiftung durch Blauſäure, nahm aber eine zu geringe Doſis und mußte, da auch keine Rettung mehr möglich war, einige Stunden der peinlichſten Todesqual ausſtehen, ehe er den Geiſt aufgab.

Eines Tages kam ein Bedienter des Geh. Rathes F. zu Wieland gelaufen: „Compliment von meinem Herrn und er ließe ſich Ihren Oberrock ausbitten.“ Wieland ſtutzte und konnte gar nicht begreifen, was er damit wolle; da indeß ein Scherz obwalten konnte, ließ er ſeinen Oberrock verabfolgen. Nach einigen Minuten kam aber der Bediente voll Angſt zurück und ſagte ganz beſchämt, daß nicht der Oberrock des Herrn Hofraths, ſondern ſein Oberon gemeint ſey.

(Mainz, 16. Sept.) Die belgiſche Regierung hat an die hieſige und andere rhein. Liedertafeln die Aufforderung ergehen laſſen, bei den bevorſtehenden Septemberfeſten die Feier durch ihre Mitwirkung zu erhöhen. Mit der größten Liberalität und Herzlichkeit ſoll den deutſchen Gäſten begegnet werden. Sie ſollen von Verviers an die Reiſe frei und acht Tage in Brüſſel ſplendide Bewirthung und freundſchaftliches Entgegenkommen jeder Art finden. Eine große Anzahl von Mitgliedern der hieſigen Liedertafel hat ſich zur Reiſe entſchloſſen. Niemand wird läugnen, daß dergleichen Veranlaſſungen zur Hebung des allgemeinen Volksbewußtſeyns mächtig beitragen. Die deutſchen Sänger werden hoffentlich in Belgien nicht blos muſiciren, promeniren und ſich amuſiren, ſondern auch im Anſchauen eines großartigen freien Volkslebens lernen und mächtige Eindrücke mitbringen und Gedanken in ſich erwachen ſehen, die nach Verwirklichung ringen. Möge dieſe höhere geiſtige Seite der deutſchen Geſangvereine ſich bei der bevorſtehenden Gelegenheit bemerkbar machen.

(Berlin, 2. Sept.) In der Aula der hieſigen Univerſität haben wir am 13. Juli ein gewiß ſehr ſeltenes Feſt feiern geſehen. Zwei Brüder, Heinrich und Oscar Prieger, Söhne des rühmlichſt bekannten geheimen Sanitätsrathes Dr. Prieger zu Kreuznach, wurden an demſelben Tage zu Doctoren der Medicin und Chirurgie unter dem Präſidio des berühmten Profeſſors Joh. Müller promovirt. Wenn die hoffnungsvollen jungen Männer, welche ihre Studien größtentheils an der hieſigen Univerſität mit dem größten Fleiße vollendet haben, ſchon großes Intereſſe erregten, ſo erfreute dieſer Act des würdigen Vaters wegen ſehr viele der hieſigen demſelben befreundeten Gelehrten und früher von ihm mit Glück behandelten Kranken aus allen Kreiſen. (Berl. Voſſ. Ztg.)

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 15. Sept.

Es iſt bekannt, wie man in neuerer Zeit die Kunſt der Glasmalerei, namentlich in München, vervollkommnet und ſie gleichſam zum zweiten Male wieder erfunden hat; aber minder bekannt dürfte es ſeyn, daß Hr. Feodor Kehrer, Sohn des in der Thier- und Jagdmalerei rühmlichſt bekannten Hrn Archivraths Kehrer zu Erbach, ein ihm eigenthümlich angehörendes Verfahren bei Behandlung der Farben auf Glas beobachtet, wonach ſie nicht nur an Beſtändigkeit, ſondern auch an Lebhaftigkeit und Glanz gewinnen. Die von ihm nach dieſer Methode auf Glas gemalte neue katholiſche Kirche zu Erbach hatte er die Ehre, dem Hrn. Biſchof Kaiſer von Mainz bei Gelegenheit der Einweihung derſelben letzthin zu überreichen. Vielleicht bietet ſich unſerem jungen Landsmanne bald eine Gelegenheit dar, ſeine mit ſo vielem Glück geübte Kunſt bald in einem größeren Umfange anzuwenden, da, wie wir vernehmen, die neue katholiſche Kirche zu Bensheim lauter Fenſter mit Glasmalereien erhalten ſoll, was ihr zur hohen Zierde gereichen würde. — Unſere Konzerte im Freien können nunmehr als geſchloſſen betrachtet werden, da die Herren Herz ihre letzte Abendunterhaltung geſtern Abend auf dem Chauſſeehauſe bei Beſſungen, unter dem Andrange eines zahlreichen Publikums, mit gewohnter Kunſtfertigkeit gegeben haben.

Räthſel.

Dem Gegenſtande muß ein Jeder ſich bequemen;
Er ſey reich oder arm, Fürſt oder Unterthan.
Der Weiſe fügt ſich drein, mag's geben oder nehmen,
Was er nicht ändern kann, nimmt er geduldig an.
Ja, Mancher trägt ſogar das ſehnlichſte Verlangen,
Wenn's ihm am Beſten fehlt, es baldigſt zu empfangen.

B—n. G. Buck.

Die erſte Abtheilung des Schweizer-Salons bleibt noch bis Donnerſtag aufgeſtellt im König von Preußen (im Hof rechts, eine Treppe hoch). Anfang: präcis 5 und 7 Uhr.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 19. Sept. Marie, oder: die Regimentstochter, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 260. | Mittwoch, den 20. September | 1843.

Sabine von Villemane.

(Schluß.)

Man umringte nun von allen Seiten Frau von Villemane, ſo daß ſie ihrer Tochter nicht zu folgen im Stande war; Jedermann harrte hierauf in ängſtlicher Erwartung auf ihre Zurückkunft, als ſie mit einem Male wieder erſchien, aber nicht mehr traurig und niedergeſchlagen, wie vorhin, ſondern vielmehr mit vor Freude glänzenden Blicken und heiteren Zügen, in denen ſich zugleich das Bild der edlen Gefühle ſpiegelte, von welchen ihr Inneres jetzt durchdrungen war.

„Mutter,“ begann ſie mit feſtem, ruhigem Tone, „ich muß nun auch einen Kontrakt unterzeichnen; erlauben Sie mir, daß ich mich erſt zuvor mit meiner Schweſter darüber verſtändige. Derjenige, mit welchem ich meinen Kontrakt eingehe, befindet ſich in dem Seitenzimmer; ich will ihm ſagen, daß er jetzt eintreten könne.“

„Wie? Der Graf von Urene,“ murmelten einige Stimmen.

Sabine ſah ſich erſt mit edlem Selbſtgefühle in der Verſammlung um, entfernte ſich alsdann auf wenige Augenblicke, und kehrte in Begleitung des Herrn Brunn in den Saal zurück. Alle geriethen bei dieſem Anblick in das höchſte Erſtaunen; Niemand konnte ſich erklären, was das zu bedeuten habe.

„Schreiben Sie, Herr Notär!“ begann Sabine mit würdevollem Tone: „Die Unterzeichneten, Herr Brunn, Kaufmann zu Neu-York, und Fräulein Sabine von Villemane, haben folgende Uebereinkunft getroffen: Fräulein von Villemane verpflichtet ſich, von heute an zehn Jahre in dem Hauſe des Herrn Brunn zu bleiben, und zwar in der Eigenſchaft einer Erzieherin ſeiner Töchter; Herr Brunn verpflichtet ſich dagegen ſeinerſeits, der Fräulein von Villemane einen jährlichen Gehalt von 12,000 Frcs. zu zahlen. Und nun,“ fuhr Sabine zu dem Notär fort, „fügen Sie dem Heirathskontrakt meiner Schweſter bei, was ich Ihnen diktiren werde: Ich wünſche, daß meine geliebte Schweſter Marie, als einen Beweis meiner Liebe, eine Penſion von 5000 Frcs. annehme, als Erſatz für die Mitgift, um welche ſie eine unglückliche Nacht gebracht. Möge meine gute Mutter denſelben Beweis meiner Liebe annehmen; die zwei tauſend Frcs., welche mir noch erübrigen, werden zur Beſtreitung meiner Bedürfniſſe hinreichen.“

„Sabine!“ rief Frau von Villemane, ihrer Tochter um den Hals fallend und reichliche Thränen vergießend; „ich vermochte den Verluſt meines Vermögens zu ertragen; müßte ich auch noch Dich verlieren, o, dies wäre mein Tod!“

„Und wie vermöchte,“ ſprach das edle Mädchen leiſe zur Mutter, „wie vermöchte Deine Sabine länger hier zu leben? Vergiſſeſt Du denn, daß es für mich keine Ruhe, kein Glück mehr giebt, als in der Entfernung? O faſſen Sie ſich, Mutter! Machen Sie durch kleinmüthiges Verzagen meinen Entſchluß nicht wankend!“

Und mit feſter Hand unterzeichnete ſie den mit Herrn Brunn bereits eingegangenen Kontrakt, ſo wie die Schenkungsakte an Mutter und Schweſter. Sie verlebte hierauf noch einige ſelige Tage in dem Hauſe ihrer Mutter; ſie war gerührte Zeugin des Glückes ihrer Schweſter, und gedachte bei'm Anblicke desſelben mit Wehmuth der letzten Ballnacht, in welcher ihr dasſelbe Glück verheißen ward, deſſen Verluſt ſie mit ſo edler Faſſung verſchmerzte. Sie ſah den Grafen von Urene nicht wieder; ſein Namen kam nie mehr über ihre Lippen. Sie ſtellte der Frau von Villemane ihre Entfernung als eine nothwendige Bedingung des Lebensglückes Beider vor. „Hier,“ ſprach ſie, „hätte ich durch meine Gegenwart nur das Glück meiner Schweſter und Ihre Ruhe, theure Mutter, geſtört; an dem Orte meiner neuen Beſtimmung werde ich aber nur noch für euch zugleich leben und die Hoffnung hegen dürfen, Beide euch eines Tages wiederzuſehen. Ich werde,“ fügte ſie wehmüthig lächelnd bei, „als eine alte Schöne wiederkehren und dann die Erzieherin der Kinder meiner Schweſter werden.“

Sabine reiſ'te mit Herrn Brunn und den beiden Töchtern desſelben nach New-York, und lebte dort zehn Jahre hindurch ein Leben der Entſagung und Aufopferung, in einem Lande, wo ſie kein innig befreundetes, bekanntes Weſen hatte, dem ſie ihr ganzes Inneres erſchließen konnte. Sie ſah mit Wehmuth die Blüthe ihrer Jugend dahinwelken, indem ſie noch an der Wunde blutete, welche die grauſame Vernichtung des gehofften Liebesglückes einſt ihrem Herzen geſchlagen. Nur der Gedanke konnte zur Linderung ihres tiefen Seelenleidens etwas beitragen, daß ſie durch das Opfer, welches ſie gebracht, das Glück ihrer Schweſter, wie die ruhige, ſorgenfreie Exiſtenz ihrer Mutter begründen half. Die Zeit konnte die traurigen Erinnerungen ihrer Jugend nicht vertilgen, doch wurde ihre Trauer durch einen ſanften, würdevollen Ernſt gemildert, der ihr in Uebung ihres Berufes eigen geworden. Herr Brunn vermochte die ſeltene Faſſung Sabinens nicht zu begreifen, doch wußte er ihre Herzensgüte und die Bildung ihres Geiſtes vollkommen zu

Digitized by Google

würdigen, und als ſie die Erziehung ſeiner Töchter vollendet hatte, ſo machte er ihr den ehrenvollen Antrag, die Mutter ihrer Schülerinnen zu werden und Namen und Vermögen mit dem Vater zu theilen; Sabine ſchlug das ſo ſchmeichelhafte Anerbieten aus; ihre Sendung war ja erfüllt; ſie verlangte ſehnlich, ihre Mutter und Schweſter wiederzuſehen. Nach zehn Jahren der Entſagung, der Anſtrengung und Aufopferung, nachdem ſie die zehn ſchönſten Jahre ihres Lebens in ſtiller Abgeſchiedenheit zugebracht, des Umgangs mit ihren theuren Angehörigen, des beſeligenden Anblickes ihres Heimathlandes beraubt: nach zehn Jahren ſtillen Seelenleidens kehrte ſie endlich in die Arme der Ihrigen zurück, welche ſie ſegnend begrüßten, wie ein höheres Weſen, dem man in tiefer Verehrung und Liebe huldigt. Sie beſchloß ihre Tage, indem ſie wie bisher nur für Andere lebte, und ihre Vergangenheit zu vergeſſen ſuchte, um nicht noch ſchmerzlicher zu dulden. Wie manches edle, junge Leben ſchwindet ſo, unter Leiden und Entſagung, dahin! Wie viele Seelen giebt es, die, geſchaffen, um Andere glücklich zu machen, und ſelbſt das Glück zu fühlen, ein trauriges Geſchick oder eigene Wahl zu einem einſamen, freudenleeren Daſeyn verurtheilt!

Louiſe Collet.

Der Talisman des Boabdil.

(Ein mauriſches Mährchen.)

Es war gegen Mittag. Die Sonne ſchien brennend heiß und ſandte ihre Strahlen gleich glühenden Pfeilen herab auf die Dächer und Zinnen Granada's. Boabdil, der allgefürchtete Herrſcher, hielt ſeine Sieſta in dem ſogenannten „Löwenhofe", dem ſchönſten der Alhambra, dieſem Wunderbaue der mauriſchen Vorzeit. Der Löwenhof, ein weiter Raum voll der ſeltenſten und duftreichſten Blumen, ward von einer Galerie umſchloſſen, deren Bogenwölbungen, auf das feinſte, zierlichſte behauen und mit durchbrochener Arbeit gleich den feinſten Spitzen, Allem an die Seite geſtellt werden konnten, was die gothiſche Baukunſt je in dieſer Hinſicht Ausgezeichnetes geliefert. Keine Schilderung vermöchte die mannichfaltige, bizarre Schönheit aller dieſer mit bewundernswürdiger Sorgfalt ausgearbeiteten Verzierungen, dieſer Fülle von Blumen aus weißem Marmor, die ſich um die aus gleichem Stoffe beſtehenden Säulchen ſchlangen, zu beſchreiben. Man verſicherte ehemals, daß nur die kunſtreichen Hände der Feen und der Genien ein ſo wunderbares Werk hätten zu Stande bringen können. Es ſchlang längs der Mauern dichter Epheu ſeine dunkelgrünen Blätter bis zur Oeffnung in der Mitte der Wölbung empor, und bildete dort ein maleriſches Laubgitter, durch deſſen Zwiſchenräume der blaue Himmel herein ſchimmerte.

In der Mitte des Hofs erhob ſich der berühmte Brunnen, der noch heutzutage ſteht; denn noch immer ſtrömen, wie in der Zeit der mauriſchen Könige, zwölf Löwen ihr klares, ſprudelndes Waſſer in ein Alabaſter-Becken aus, deſſen herrlicher Moſaikboden in dem Spiegel der Fluth wiederſtrahlt, die das Becken bis an den Rand füllt. Das hohe Gewölbe, die Fülle der Blumen, die ſilberne Fluth aus dem Munde der Löwen, Alles erzeugte in dem Löwenhofe die anmuthigſte, erquickendſte Kühle. Boabdil hielt daher auch gewöhnlich ſeine Sieſta in dem genannten Hofe.

An dieſem Tage ruhte er auf weichen Polſtern, die Arme nach orientaliſcher Sitte kreuzweis übereinander geſchlagen, die Blicke träumeriſch nach dem Epheugitter der Wölbung empor gerichtet, entweder in tiefen Gedanken verloren oder vielleicht auch an gar nichts denkend. Uns ſcheint es jedenfalls wahrſcheinlicher, daß Boabdil in dem Augenblicke an nichts dachte; denn worin beſtünde denn die Annehmlichkeit einer Sieſta, wenn der Geiſt noch fortarbeitete, während der Körper ſich der Ruhe überläßt?

Boabdil hatte den löblichen Gebrauch, die Juſtiz in eigener Perſon zu handhaben; zum Unglücke war ſeine Rechtspflege nur nicht immer die mildeſte, und oft zu raſch und voreilig.

Ein Offizier des Palaſtes näherte ſich leiſe der Ruheſtätte des Fürſten und blieb in einiger Entfernung von derſelben unbeweglich ſtehen, mit geſenktem Haupte, mit über der Bruſt gekreuzten Händen, in ehrfurchtsvoller Erwartung, bis es dem Herrn gefiele, den unterthänigen Diener zu fragen.

„Was gibts, Ahmed?" begann endlich Boabdil nach Verlauf einiger Sekunden.

„Gnädiger Herr, es wurde ein Sklave in dem Augenblicke ertappt, da er eine Frucht von dem Orangenbaume brach, den Eure Hoheit ſo ſehr lieben."

„Eine Orange von meinem Lieblingsbaum!" rief Boabdil, heftig auffahrend. „Wo iſt der Elende, der es gewagt, mit Frevlerhand eine Frucht von dem Baume zu brechen, der mir ſo theuer iſt? Bringe ihn ſogleich hierher!"

Der Offizier entfernte ſich, um dem Befehle des Königs Folge zu leiſten. Wir müſſen hier bemerken, daß Boabdil überhaupt ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Blumen und Früchten war, beſonders Orangen. Einen Orangenbaum liebte er vor allen, da ſeine Früchte einen beſondern Wohlgeſchmack und ſeltene Schönheit hatten. Der König pflegte daher dieſelben mit eigener Hand zu pflücken und hatte ein ſtrenges Verbot ergehen laſſen, daß Niemand es wage, eine der Früchte zu berühren. Boabdil wurde daher wüthend, als er erfuhr, daß ein Sklave ſich erfrecht, gegen ſein ausdrückliches Verbot zu handeln. Der Sklave, der ſich zitternd ſeinem Herrn nahte, geſtand ſein Vergehen aufrichtig; er ſuchte daſſelbe nur damit zu entſchuldigen, daß ſeine todtkranke Mutter plötzlich ein heftiges Verlangen nach einer Orange aus dem Garten der Alhambra geäußert, und daß er, als er einen Baum, noch voll Früchten hängend, erblickt, während die anderen ſchon alle deren beraubt geweſen, eine der ſchönſten unter denſelben für ſeine kranke Mutter abgebrochen, in der Meinung, daß er kein ſo großes Verbrechen begehe, wenn er dem Wunſche ſeiner ſterbenden Mutter ſelbſt mit eigener Gefahr zu entſprechen ſuche."

Dieſes einfache und rührende Bekenntniß hätte jeden andern als Boabdil zur Verzeihung und Milde bewegt; dieſer aber ließ ſich, wenn er einmal in Zorn gerathen, von demſelben leicht zur Ungerechtigkeit, ja Grauſamkeit verleiten; die Geſchichte macht ihm bei mehreren Gelegenheiten in dieſer Beziehung ſtrenge Vorwürfe.

„Wenn auch deine Mutter krank war, gab dir dies ein Recht, zu ſtehlen, Elender?" fuhr Boabdil den Sklaven an.

„Zu ſtehlen, gerechter Himmel!" wiederholte der Sklave zitternd. „Alſo Diebſtahl nennen Sie es?"

„Ja, und zwar um ſo ſtrafbarer, weil er in dem königlichen Garten verübt, und an den Früchten meines Lieblingsbaumes!

Man führe den Frevler ab zur gerechten Züchtigung! Acht Tage lang erhalte er die Baſtonade!"

„Gnade, Herr, Gnade!" rief der Sklave flehentlich, auf die Kniee fallend. „Gnade, Verzeihung einem Armen, den nur die Liebe zu ſeiner ſterbenden Mutter zur Uebertretung Ihrer Befehle verleitete! Haben doch ſo Viele ſich ſchon weit größerer Vergehen ſchuldig gemacht, ohne vielleicht dafür beſtraft worden zu ſeyn!"

„Was ſprichſt du da, Verwegener?"

„Nichts, Herr, nichts! Ich flehe Sie nur kniefällig, im Namen des großen Propheten, um Vergebung an, das iſt Alles!"

„Dein Flehen iſt umſonſt!"

„Gütiger Gott! Wer auf dieſer Erde iſt ganz von Fehlern frei? Sie ſelbſt vielleicht, gnädiger Herr..."

Boabdil erblaßte vor Wuth, als er dieſe kühne Aeußerung des Sklaven hörte.

„Elender!" rief er, denſelben raſch unterbrechend.

Dann wandte er ſich an ſeine Leibwache:

„Man führe den Menſchen ſchnell aus meinen Augen! Die Baſtonade fünfzehn Tage lang und dann den Kopf herunter!"

Der Verurtheilte wurde von den Garde-Soldaten Boabdils fortgeſchleppt, und der Fürſt ſchien, ſich von neuem dem Genuſſe ſeiner Sieſta überlaſſend, nach wenigen Augenblicken nicht mehr deſſen zu gedenken, was vorgefallen.

Zwei Tage darauf durchritt der mauriſche König die Straßen von Granada auf einem prächtigen Roſſe, von einem zahlreichen, glänzenden Gefolge begleitet. Boabdil war ſehr ſchön. Die blendend weiße Kapuze ſeines breiten Kaftans erhob wunderbar den Glanz ſeiner ſchwarzen Haare und Augen und die intereſſante Bläſſe ſeines Teints. Seine kräftigen ausdrucksvollen Züge, die breite und edle Stirn gaben ſeiner Geſtalt ein ächt königliches Anſehen. Boabdil ritt auf einem ſtattlichen Roſſe von ächt arabiſcher Raçe; ſeine zarte, rabenſchwarze Haut glänzte wie Sammet und Seide; die lange, wallende Mähne, die ſchwellenden Muskeln ſeiner erhabenen, kühnen Bruſt, ſein ſchlanker Hals, das Ebenmaß aller ſeiner Glieder machten das Thier vollkommen würdig, in gerader Linie von der heiligen Stute des Propheten abzuſtammen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Lißt ſoll eine große fünfaktige Oper komponirt haben, deren Text von George Sand geſchrieben iſt. — Konradin Kreuzer komponirt eine Oper von Scribe für ein Pariſer Theater.

(Königsberg, 11. Sept.) Es zirkuliren ſeit einigen Tagen kleine Karten, genau ſo groß wie die preußiſchen Fünf-Thalerſcheine, die, durch die viel verbreitende Kunſt der Lithographie gefertigt, offenbar Täuſchung beabſichtigen. Es ſind dieſer Fünf-Thaler-Ironie-Karten zwei Sorten. Die eine, auf rothem ſtarken Papier gedruckt, hat faſt dieſelben Embleme, wie der Kaſſenſchein. Statt der Worte „Fünf Thaler Courant" ſtehen „Fünf Tauſend Artikel." Die zweite Art, ebenfalls auf rothes, aber dünneres Papier lithographirt, ſtatt „Fünf Thaler" mit derſelben Schrift „Fünf Thürme Hamburgs." Bei einiger Aufmerkſamkeit wird man den Unterſchied merken, aber bei Empfang mehrerer Scheine iſt die Täuſchung möglich, da man dann nur den Rand ſieht.

(Minden, 8. Sept.) Das Amtsblatt enthält folgende Bekanntmachung der hieſigen königl. Regierung: „Das vorſichtige Aufbewahren der Streich-Feuerzeuge, namentlich auch in der Art, daß dieſelben nicht in die Hände von Kindern gerathen können, müſſen wir um ſo mehr dringend zur Pflicht machen, als neuerdings in einer Stadt unſeres Bezirkes ein in der älterlichen Wohnung allein gelaſſenes Kind ſich eines ſolchen Feuerzeuges bemächtigt und damit den Brand eines im Zimmer befindlichen Bettes veranlaßt hat, welcher nur durch das Herbeieilen ſchneller und thätiger Hülfe gelöſcht werden konnte."

(Cammin, 12. Sept.) Von einem Fiſcher in Klein-Horſt iſt in voriger Woche eine Flaſche gefunden worden, worin ſich ein Zettel folgenden Inhalts (in welcher Sprache?) befand: „Geſchrieben am Bord des Präſidenten, im Augenblick des Sinkens, nachdem die große Seeſchlange (?) das Schiff leck gemacht. Warburg." (Man hat von dem Schiffe „der Präſident", Capitän Warburg, ſeit zwei Jahren nichts gehört. Wie kommt aber die Flaſche in die Oſtſee? Sollte ſich nicht ein gut gelaunter Reiſender nach Rügen erlaubt haben, auf dieſe Weiſe das Räthſel des Verſchwindens des Präſidenten zu löſen?)

(Poſen.) Es dürfte von Intereſſe ſeyn, daß ſeit einigen Tagen im Fort St. Rochus bei der Befeſtigung von Poſen die Bohrung eines arteſiſchen Brunnens bei 120 Fuß Tiefe völlig gelungen iſt. Das Waſſer ſteigt 20 Fuß über die Oberfläche empor, iſt jetzt ſchon ganz klar und von ſehr gutem Geſchmack. Es iſt dies der erſte bei uns völlig gelungene Brunnen der Art, die Verſuche in Danzig, Breslau, Schweidnitz ſind erfolglos geblieben und bei den Bohrungen in Coblenz das Waſſer nicht ganz bis zur Oberfläche geſtiegen.

Frankfurter Theater.

Samſtag, 16. Sept. (Zum Erſtenmale): Scherz und Herz, Luſtſpiel in 5 Acten von Raupach. (Manuſcript.)

Schon öfters haben wir die Schwierigkeit der Auswahl für ein Theaterrepertoire angedeutet. Was ſoll man dem Publikum vorführen? Klaſſiſche Dramen und leere Häuſer ſind gleichbedeutend geworden; man kennt jene, hat ſie oft geſehen und geleſen und kauft für 2 Thaler den ganzen Schiller oder Shakespeare; man liebt ihre Aufführung nicht und findet ſolche eben ſo ungenügend als langweilig. Aeltere Stücke nach der Schule Iffland's u. A. will man auch nicht. Jene Geldnoth, jener Familienjammer, jene kleinlichen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens und jene veralteten Begriffe von Ehre und Tugend entſprechen — ſo ſagt man — unſern Zeitbedürfniſſen nicht mehr. Die neueſte junge Literatur wird zwar von manchen Kritikern als geiſtreich geprieſen, aber vom größeren Publikum wenig goutirt und ihre Stücke erwecken nur geringe Theilnahme. Die Schau- und Luſtſpiele einer Birch-Pfeiffer, eines Töpfer, Blum u. A. ſind zwar bei den Theaterbeſuchern beliebt, werden aber von der Kritik verworfen und maltraitirt. Daſſelbe gilt von den Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen, welche allerdings auf unſeren Repertoiren zu ſehr dominiren und uns, den Ausländern gegenüber, oft genug lächerlich machen. Was alſo ſoll man geben? Die Direktionen befinden ſich wirklich in

Digitized by Google

groſer Verlegenheit; denn das Publikum iſt überſättigt und jeder dritte Mann iſt ein ſcharfer Kritiker, ja der Kritiker gibt es genug, aber die Talente, die etwas produziren können, muß man mit der Laterne des Diogenes ſuchen. Solche Betrachtungen drängten ſich dem Ref. während der Aufführung der oben genannten Novität von Raupach auf. Dies Stück hat Mängel, die wir uns nicht verbergen wollen. Seine Handlung iſt arm und ohne ſonderliches Intereſſe; ſeine Motive bieten nichts Neues und ſind theilweiſe ſehr abgenutzt, ſeine Charaktere haben Inconſequenzen und führen im letzten Akte eine ungenügende Entwickelung herbei, kurz, wenn man es mit kritiſcher Strenge beleuchten wollte, ſo würde es leicht werden, mancherlei Ausſtellungen an ihm zu machen. Dagegen beſitzt es einen Vorzug, welcher ihm den von den Franzoſen ſo richtig bezeichneten Succès d'estime wohl zuſichern dürfte. Es athmet ein geiſtiges Leben, entfaltet einzelne treffliche Momente und einen gedankenreichen, gehaltvollen Dialog, auf welche Vorzüge hin man ſeine Aufführung wohl wagen durfte, um ſo mehr, als die beiden Hauptrollen des Pfalzgrafen und der Markgräfin den Talenten der Darſteller Spielraum vergönnen. Es mußte uns demnach unangenehm berühren, daß ſolche Vorzüge ihre Würdigung nicht gefunden und daß ſogar Einige beim Schluß des Stückes ihr Mißbehagen auf eine für Dichter und Darſteller verletzende Weiſe geltend zu machen verſucht haben. Man hört ſo oft den Wunſch ausſprechen, die Bühne möge dem Publikum geiſtige Elemente vorführen und ihm dadurch einen ernſteren Sinn beibringen; wenn aber ein ſolcher Verſuch gemacht wird, ſo ſcheitert er meiſtens an der Oppoſition Derjenigen, die nur leichte Unterhaltung und angenehmen Zeitvertreib im Theater ſuchen.

Die Darſteller der beiden Hauptrollen hatten alle Sorgfalt darauf verwendet und fanden auch in mehreren Scenen wohlverdiente Anerkennung. Ohne den wirklich etwas faden Schluß wäre es ihnen gewiß gelungen, die Novität zur Anerkennung zu bringen. Madame Frühauf belebte die Rolle der Markgräfin durch das ihr eigene geiſtreiche und pikante Spiel und markirte die wechſelnden Gefühlszuſtände mit bekanntem Talent. Theilweiſe indeſſen hätte ſie den Charakter in einem etwas größeren Style und etwas imponirender halten dürfen; auch möchte es gerathen ſeyn, daß Mad. Frühauf das ihr ſonſt ſo wohl anſtehende Lächeln etwas ſeltener anwendete und überhaupt die Abſicht, zu gefallen, weniger durchblicken ließe. Durch ſchöne und reiche Toilette bewies Mad. Frühauf, daß ſie auch in dieſer Beziehung nichts verſäumt, um dem Publikum ihre Achtung zu bethätigen. — Hr. Baiſon gab den Pfalzgrafen ausgezeichnet als ein edel gehaltenes Bild von männlicher Würde und ruhiger Beſonnenheit; Kraft und Milde waren hier ſchön vereint und ergänzten ſich beide. Des Darſtellers poetiſche Rhetorik müſſen wir als unbedingt vorzüglich bezeichnen; ſie athmete Wärme und Geiſt zugleich. — Auch die übrigen Mitwirkenden, Hr. Grahn (Prinz von Polen), Hr. C. Schneider (königlicher Geſandter), Hr. Degen (Staroſt) und Fräul. Aldini (Lodoiska) waren ihre Aufgaben mit Fleiß zu löſen bemüht.

Am 17. d. M. wurde „des Teufels Antheil" zum Erſtenmale mit entſchiedenem Beifalle gegeben. Die Oper wird Glück machen; denn hier amüſirt man ſich, ohne viel nachdenken zu müſſen. Die Muſik iſt leicht und gefällig und das Sujet bizarr, höchſt unwahrſcheinlich, aber pikant, locker zuſammengefügt, aber buntſcheckig und beluſtigend, mit einem Worte, ganz nach dem Modegeſchmack und vor Allem, wie geſagt, amüſant. Ein Weiteres darüber demnächſt. M.

Korreſpondenz.

Mainz, 17. Sept.

Ein neuer Fall von Erkrankung an Waſſerſcheu, an dem in der verfloſſenen Woche ein Kind von vier Jahren in dem eine halbe Stunde von hier entfernten Orte Bretzenheim ſtarb, und die Gewißheit, daß ein von der Wuth befallener Hund die hieſigen Straßen durchſtreifte und mehrere Hunde biß, haben von Seiten der ſtädtiſchen Behörde Anordnungen wegen Einſperrung der Hunde und Maßregeln gegen das Herumſchweifen derſelben zur Folge gehabt, die jedoch bis jetzt unbegreiflicher Weiſe meiſtens ohne Erfolg blieben, weil nicht allein immer eine Anzahl Hunde frei auf den Straßen herumläuft, ſondern eine gewiſſe Klaſſe hieſiger Bewohner, meiſtens Straßenjungen, es ſich zum Geſchäfte macht, den Anordnungen der Behörde dadurch entgegenzuarbeiten, daß ſie, ſobald der Umzug der mit Einfangung der herumſchwärmenden Hunde beauftragten Individuen ſtatt findet, vor denſelben hereilen und die hin- und herlaufenden Hunde zu vertreiben ſuchen. Dieſe Sympathie zu Thieren, die ihnen ſelbſt und ihren Mitmenſchen gefährlich werden können, iſt von Seiten dieſer Menſchen um ſo auffallender, als grade ſie, die ſich ja doch am meiſten auf der Straße aufhalten, bei Vermehrung wüthender Hunde der größten Gefahr ausgeſetzt ſind, der ſchrecklichſten aller Krankheiten zu erliegen. — Geſtern Abend brannte in der Ludwigsſtraße an dem Hauſe des Hrn. Gaſtell eine Straßenlaterne, die ein ſo weißes, helles, ausgezeichnet ſchönes Licht verbreitete, daß man es für ein Gaslicht hielt und Jedermann hineilte, es in der Nähe zu betrachten. Die Anſicht zeigte jedoch, daß das Licht an einer Oellampe brannte, an der einige hellgeſchliffene, gutgewölbte Reflectoren angebracht waren. Die Helle, die durch die Lampe verbreitet wurde, war ſo groß, daß man auf die Entfernung von 5 bis 6 Schritten gewöhnlichen Druck leſen konnte und Jeden, der auf der Straße ging, wie am Tage erkannte. Eingezogener Erkundigung zufolge hat ein auswärtiger Fabrikant dieſe Lampe zur Probe aufgehängt; ſie wird mit gewöhnlichem Oele gefüllt, ſoll aber, einer innern Einrichtung gemäß, dieſes Oel läutern und bei ungleich größerer Hellung weniger als die gewöhnlichen Lampen conſumiren. Die Sache iſt einer genauern Prüfung werth und verhält ſie ſich wirklich, wie angegeben wird, ſo wäre es ſehr wünſchenswerth, da wir, wie es ſcheint, auf Einführung von Gasbeleuchtung verzichten müſſen, wenn dieſe neue Art Lampen zu Beleuchtung unſerer Straßen verwendet würde.

Für den Bau eines Hauſes auf dem Feldberge

ſind weiter eingegangen: aus Frankfurt durch Dr. H. 1 45, A. S. M. 1 45, von dem Filial-Comité zu Wiesbaden 84 30, worunter 25 6 in dem Gaſthauſe zu den vier Jahrszeiten eingeſammelt, aus Darmſtadt von dem Perſonal des großh. heſſ. Kataſter-Bureau's 15 fl., zuſammen alſo 103 fl., deren Empfang beſtätiget

Frankfurt a. M., 18. Sept. 1843.

Die Commiſſion für Erbauung eines Hauſes auf dem Feldberge.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 259.

Wechſel.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. Sept. Nacht und Morgen, Schauſpiel in 5 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gaſtrolle) Tilburn: Hr. Kaiſer, vom Schweriner Hoftheater.

Donnerſtag, 21. Sept. (Mit aufgehobenem Abonnement zum Erſtenmale wiederholt): Des Teufels Antheil, komiſche Oper in 3 Abth., nach Scribe, Muſik von Auber.

Freitag, 22. Sept. Die verhängnißvolle Faſchingsnacht, Poſſe in 3 Abtheil., von Neſtroy. (Gaſtrolle) Lorenz: Hr. Franz Wallner, erſter Komiker des k. k. priv. Theaters in der Joſephſtadt in Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 261. Donnerſtag, den 21. September 1843.

Der Talisman des Boabdil.

(Ein mauriſches Mährchen.)

(Schluß.)

Sultan Inizio (ſo hieß das Roß Boabdils) ſtreckte plötzlich ſeine Ohren lauſchend vor, fing heftig an zu ſchnauben und weigerte ſich, mit dem entſchiedenſten Abſcheu, weiter zu gehen, Boabdil wollte das Thier mit Gewalt dazu nöthigen; doch Inizio bäumte ſich, und blieb endlich, an allen Gliedern zitternd, ſtehen. Bei'm Anblick zweier Männer, welche ſich durch die Menge vorgedrängt hatten bis in die Nähe des Königs, wurde Jedermann die Urſache des hartnäckigen Widerſtrebens Inizio's vollkommen klar.

Die Genannten waren nämlich zwei Greiſe von dem ſeltſamſten, befremdendſten Ausſehen. Alles in ihrem Anzuge, jeder ihrer Züge erregte Staunen und Bewunderung. Von ihren unbedeckten, glänzenden Häuptern wallte langes, ſilberweißes Haar herab bis auf ihre Bärte, die gleichfalls ſchimmernd weiß waren und bis auf die Knie niederwallten. Sie trugen als Oberkleid eine Art ſeltſamen Talars. Nach den Runzeln, welche ihr Geſicht durchfurchten, zu urtheilen, wie nach ihrer ganz vom Alter gebeugten Geſtalt, hätte man Jeden wenigſtens hundert Jahr alt halten können. Boabdil fühlte ſich bei ihrem Anblicke von ſeltſamer Furcht bewegt.

„Was wünſcht Ihr?" fragte er mit einem milden Ausdrucke, den man nicht von ihm zu hören gewohnt war, wenn Jemand ihn auf ſeinem Wege aufzuhalten wagte.

„Gnädiger Herr, wir bringen Ihnen ein Geſchenk."

„Was für ein's?"

„Ein Geſchenk, welches das Glück Ihres Reiches ſchaffen wird, indem es die Tugend darin zu ſchönerem Flore bringt. Dank unſerer edlen Gabe, wird in Zukunft kein Unſchuldiger mehr ungerecht verurtheilt werden und kein Schuldiger der gerechten Strafe entgehen. Ein Talisman, nach dem wir ſeit langen Jahren geforſcht, den wir endlich ausfindig gemacht, verwirklicht den ſchönſten Traum, welchen ein Freund der Gerechtigkeit und Tugend je hegen konnte."

„Und der Talisman wäre?"

„In Eurem Palaſt ſollt Ihr es erfahren!"

Boabdil beeilte ſich, die Feier zu beendigen, und forſchte, ſobald er in die Alhambra zurückgekehrt, die Alten von neuem aus.

„Der Talisman, von welchem wir Euch geſprochen," entgegneten die Greiſe, „iſt ein magiſches Gewebe, beſtehend aus Fäden von Gold, Silber, Seide und Leinwand, die wir unter zauberiſchen Worten und Zeremonien zuſammenwirken. Es hat die ſonderbare Eigenſchaft, Jedwedem unſichtbar zu ſeyn, wer immer in ſeinem Leben ein des Todes würdiges Verbrechen begangen. Nur die, welche ſich keine ſtrafbare That vorzuwerfen haben, erblicken das wunderbare Gewebe in ſeiner ganzen Schönheit. Laß uns Alles geben, was wir, als zur Bereitung deſſelben nöthig, verlangen, und in drei Tagen werden wir mit unſerer Arbeit fertig ſeyn."

Boabdil befahl, den Alten Alles zur Verfügung zu ſtellen, was ſie immer verlangten, und ſie machten ſich darauf in einem Saale im Erdgeſchoſſe des Palaſtes friſch an's Werk. Schon den andern Tag trieb den König die Neugierde, ſie zu beſuchen.

„Der König kann nicht eintreten vor dem dritten Tage!" riefen ihm die Greiſe abwehrend entgegen.

Die letzteren hatten von dem Talisman noch mit Niemand geſprochen, als mit Boabdil, und doch kannte ſchon, ehe zwei Tage vergingen, Jedermann in der Stadt die wunderbare Eigenſchaft des Gewebes, das im Werke war.

Als endlich der dritte Tag kam, ſo erſchien Boabdil von neuem; er wurde dieſes Mal nicht abgewieſen. Mitten im Saale ſtand ein Werkſtuhl, faſt denen ähnlich, deren man ſich heutzutage zum Tapetenwirken bedient. Die Augen des Königs richteten ſich mit lebhafter Neugierde auf den Webſtuhl, gewahrten aber nichts auf demſelben. Die beiden Greiſe ſaßen daran, in ihre ſeltſamen Talare gekleidet, in der Hand lange Nadeln haltend, mit welchen ſie da geſchäftig hin- und herfuhren, wo Boabdil nichts als einen leeren Raum ſah.

„Nun, gnädiger Herr?" fragte einer der Alten, indem er einen triumphirenden Blick von dem Webſtuhl auf den ſtaunenden König wandte. Boabdil fühlte, daß er ſeine Blindheit nicht verrathen dürfe, und nickte daher beifällig mit dem Kopfe, um ſeine ſcheinbare Verwunderung auszudrücken.

„Sehen Sie," fuhr der Alte fort, indem er ſich ſeiner Nadel geſchickt zum Zeigen bediente, „ſehen Sie auf dem blauen Grunde hier den Mond und die Hauptgeſtirne des Firmaments nach ihrer aſtronomiſchen und kabbaliſtiſchen Ordnung eingewebt, und hier und da die wunderbare Hand angebracht, welche den Schlüſſel des Thorgewölbes der Alhambra trägt?" *)

*) Es iſt über dem Schlüſſel des genannten Thorgewölbes eine Hand aus Stein gehauen, und es herrſcht noch jetzt unter dem dort woh-

Digitized by Google

Als der König alle dieſe Herrlichkeiten nacheinander aufzählen hörte, blieb er ſtumm vor Erſtaunen.

„So viel in Bezug auf die Außenſeite unſeres Werkes; wenn Eure Hoheit deſſen innere Kraft kennen gelernt haben, werden Sie noch viel mehr ſtaunen.“

„Sehr wunderbar, allerdings!“ entgegnete der König, und entfernte ſich ſo ſchnell wie möglich, da er fühlte, daß er nicht länger ſeine Verlegenheit verbergen könne.

In ſeiner Wohnung angekommen, fing er an, ernſtlich bei ſich über das, was er erfahren, nachzudenken. Was für ein des Todes würdiges Verbrechen hätte er denn wohl begangen, daß ihm das wunderbare Gewebe unſichtbar ſeyn mußte? Sein Gewiſſen erinnerte ihn an folgendes Ereigniß ſeines früheren Lebens.

Vor einigen Jahren fand er ſich auf der Jagd auf ein Mal allein und von ſeinem Gefolge getrennt. Die Sonne brannte glühend heiß; er fühlte den heftigſten Durſt und näherte ſich einem einfachen Hauſe, das von einem kleinen Gartenraume umringt war. In dieſem Raume prangten herrliche Orangen- und Granatbäume mit ihren einladenden, erquickenden Früchten. Boabdil trat über die Schwelle des Hauſes, im einfachen Jagdkleide, das in dem Träger keineswegs den Herrſcher vermuthen ließ. Der Eigenthümer des Hauſes, ein roher, ungebildeter Mann, weigerte ſich, dem Fürſten einige von den Früchten zu verkaufen, nach welchen ihn ſo ſehr gelüſtete. Boabdil, von Natur heftig und jähzornig, ward durch dieſe Weigerung auf's höchſte gereizt, ſchlug den Eigenthümer, und nahm ſich die Früchte mit Gewalt.

„Wäre aber dieß wohl ein des Todes würdiges Vergehen?“ fragte ſich der König.

„Du haſt es für ein ſolches erklärt,“ lautete die Erwiederung ſeines Gewiſſens; „es ſind erſt einige Tage, daß Du wegen eines viel geringeren Vergehens einen Sklaven zum Tode verurtheilt haſt.“

„Ich kann es nicht läugnen!“ entgegnete Boabdil, und ließ ſogleich zwei Befehle ergehen. Der erſte beſtimmte die Suspenſion des Todesurtheils; der zweite, daß man ihm ſogleich den Oberſten ſeiner Wache ſchicke.

„Geh',“ wandte er ſich an den letztern, „und nimm das wunderſchöne Gewebe, welches ſo eben in dem Saale im Erdgeſchoß fertig geworden, in genauen Augenſchein, und komme dann wieder hierher, mir Deine Meinung über daſſelbe zu ſagen.“

Der Oberſte der Leibwache ſah, gleich dem Könige, nichts; aber er hatte ſchon von der wunderbaren Eigenſchaft des Gewebes ſprechen hören, und ließ aus Furcht, eines Verbrechens beſchuldigt zu werden, deſſen er ſich doch nicht im mindeſten bewußt war, die Augen des Glaubens die des Schauens ergänzen, und trat zu dem König mit allen Zeichen der höchſten Verwunderung. Er machte, nach der Schilderung der Greiſe, die glänzendſte Beſchreibung von dem Gewebe, indem er alle einzelne Schönheiten deſſelben dem Könige zergliederte.

„Höchſt wunderbar!“ rief Boabdil.

Während des ganzen Tages wimmelte es von Hofleuten in dem Saal des Erdgeſchoſſes. Alle ergoſſen ſich in das ungemeſſenſte Lob über die Schönheit eines Gewebes, das Keiner geſehen.

nenden Volke der Glaube, daß, wenn dieſe magiſche Hand ſich herabſenkte, der ganze Palaſt mit fürchterlichem Getöſe einſtürzen werde.

„So bin ich alſo von allen, die mich umgeben, der einzig Schuldige!“

Die beiden Alten ließen ſich nach dieſem Vorfall nicht mehr ſehen, und wie man auch nach ihnen ſuchte, ſie waren und blieben verſchwunden. Die Lehre, die der König von ihnen erhalten, war übrigens gut geweſen, denn er begnadigte nicht nur den Sklaven, den er verurtheilt, ſondern ſchenkte ihm auch die Freiheit für die Baſtonade, die er bereits empfangen hatte.

L.

M e s m e r.

Es gab gegen Ende des vorigen Jahrhunderts keinen Abenteurer in Europa, welcher nicht nach Paris gekommen wäre, um die Blicke ſeiner erſchlafften, üppigen, tollen, gelangweilten, vergnügungs- und neuigkeitsſüchtigen Bewohner einen Augenblick auf ſich zu ziehen und die Taufe des Weltrufs dort zu empfangen. Wem es nicht gelang, dem fehlte es gewiß an Geſchicklichkeit, er verſtand ſeine Waare nicht genug herauszuſtreichen, er ſprach vor der Ausführung ſeiner Experimente zu viel von den augenblicklichen Mißlichkeiten, an denen ſie mißlingen könnten, er bekam plötzlich Schwindel, wo er auf das ſtraffe Seil treten ſollte. Das Volk wollte ergötzt, in Schrecken, in Erſtaunen geſetzt ſeyn, und das mußte man verſtehen. Caſanova verſtand dieſes vortrefflich, und der Chevalier von St. Georges war in der Mode, weil er in Allem und für Alles einen unglaublichen Takt beſaß. Die Genies machten ein ungeheures Glück und kamen aus allen Winkeln der Erde herbei. Es wurde Mode der Vornehmen, ſie ins Haus zu ziehen und förmlich in Sold zu nehmen. Jeder wollte ein Hausgenie beſitzen, einen Dichter, einen Wahrſager, einen Philoſophemen, einen Fechtmeiſter, einen Tauſendkünſtler.

Doch je mehr die Wundermänner ſich drängten, deſto mehr nahm der Geſchmack an ihnen ab. Im Jahr 1778 war das Terrain faſt leer. Mit der Encyclopädie war es vorbei, alle Naturſyſteme waren durchphiloſophirt, die Salons waren ſtumm geworden, Ludwig XV. hatte ſeine Laufbahn vollendet, der neue Monarch war ein religiöſer, ſtiller Mann, von ernſtem Weſen. Er hatte, ſagt man, mehr das Anſehen eines Bürgers, als die Miene eines Abkömmlings der Bourbonen. Er liebte ſeine Gattin und zog ſich in eine Art Familienleben zurück. Die Zeit der Tollheit, der Courtoiſie und chevaleresken Liebhabereien war vorüber. Wer da noch aufkommen wollte, mußte das Intereſſe des Publikums auf eine durchaus neue Weiſe in Anſpruch nehmen.

Da erſchien ein Mann von ernſtem Aeußern und tiefer Gelehrſamkeit, von den Einen für ein Genie, von den Andern für einen Charlatan erklärt. Er brachte ein Univerſalheilmittel für alle Krankheiten nach Frankreich. Er wollte alle Leiden der Menſchheit heilen ohne Medicin und Pulver, ja er ging mit nichts Geringerm um, als die Apothekerrechnungen ganz und gar aus der Welt zu verbannen. In der That, er bot die Unſterblichkeit dar, oder wenigſtens ein geſundes, freudiges Leben. Die andern Aerzte waren verdammt, Hungers zu ſterben oder mittelſt ihrer Medicamente ſich ihre erbärmliche Exiſtenz zu friſten. M e s m e r, denn er war es, hatte Alles, was die Aufmerkſamkeit auf ihn lenken mußte. Er war ein unermüdlicher Mann; er ſchrieb, proclamirte ſeine Kunſt, vertheidigte ſie,

Digitized by Google

griff ſeine Gegner an, correſpondirte mit der ganzen Akademie. Trotz dieſer Geſchäfte fand er noch Zeit, die vornehme Welt aufzuſuchen und dort durch die Feinheit ſeiner Bemerkungen, das Geiſtreiche ſeiner Unterhaltungen zu glänzen. Er wußte ſeinen Operationen ein ſeltſames, myſteriöſes Ausſehen zu geben; behauptete aber dennoch von allen medieiniſchen Syſtemen, daß ſie nur das Verdienſt einer geheimnißvollen Aſſertion hätten. Er antwortete auf das Gutachten der wiſſenſchaftlichen Societät zu Bordeaux, welche ſich nicht zuſtimmend zu ſeiner Entdeckung erklärte, ja ihren Zweifel darüber äuſſerte, ob ſie wirklich ſein Eigenthum ſey, man könnte behaupten, daß es unter den Meinungen aller Zeiten kaum ſolche gibt, die, ſo lächerlich und extravagant ſie auch ſeyn möchten, nicht der Reſt einer urſprünglichen Wahrheit wären. Es war dies eine eben ſo wohlfeile als wohl berechnete Weiſe, zu antworten, womit er die Herren der Akademie ſo hinſtellte, als hätten ſie die Wichtigkeit ſeiner Kunſt wohl erkannt, fänden es aber für gut, in ihm einen bedeutungsloſen Menſch und Charlatan zu ſehen.

Doch laſſen wir die Bemühungen Mesmers um allgemeine Anerkennung und betrachten wir vorerſt die Mittel, die er anwandte, um den künſtlichen Somnambulismus hervorzubringen und den Urſprung und die Eigenthümlichkeit aller Krankheiten zu erkennen, die ihm vorgelegt wurden. Zu letzterem war die Gegenwart des Kranken nicht abſolut erforderlich, ſondern nur ein Gegenſtand, von dem er jüngſt Gebrauch gemacht hatte, oder etwa nur eine Locke von ſeinen Haaren. Er ließ den Patienten durch mehrere prächtig decorirte, durch den Lichtglanz der farbigen Fenſter blendende Zimmer gehen und führte ihn endlich in eine dunkle, ſtille Kammer. Dort war ſein magnetiſches Baquet.

An der Entdeckung Mesmers war offenbar Etwas; was ihn aber in Mißkredit brachte, war ohne Widerrede der myſteriöſe Schein, mit dem er ſein Verfahren umgab, ſo wie die Uebertreibungen, die er über die geheimnißvollen Heilkräfte machte.

Er hatte ein Hotel zu Paris gekauft, in dem ſich bald alle Müßiggänger ihr Rendezvous gaben; es wurde Mode, jeden Tag einige Stunden bei dem Wundermann zuzubringen. Beſonders häufig wurde er von den Frauen conſultirt, welche ihre von der Schwüle der Zeit unempfindlich gewordenen Nerven gern in ſüße Erregung bringen ließen. Sie kamen begeiſtert, neugierig, verſchämt, phantaſieerhitzt, um den ſeltſamen Genuß nervöſer Gereiztheit zu koſten. Mesmer hatte zu ſeinen Gehülfen ſchöne und kräftige Jünglinge auszuwählen gewußt, welche durch langandauerndes Beſtreichen die Frauen in die nöthige Nervenſtimmung brachten. Plötzlich erſchien er ſelbſt in reichgeſticktem blauröthlichem Habit, hielt ſeine magiſche Gerte in der Hand und durchſchritt die Scene mit Geiſterbannermiene. Alsbald ertönte eine ſüße, leiſe Muſik, welche alle Frauen in Zuckungen verſetzte. Die Einen fielen zur Erde, die Andern ſtießen ſeltſame Töne aus und empfanden kalte oder brennende Nervenſtrömungen, je nachdem die Beſtreichungen mit der allmächtigen Zaubergerte ſtattfanden. Endlich wurde dieſes Haus der heilige Sitz der Wahrſagerei, der Ort der erſtaunlichſten Wunder, der mehr beſucht wurde, als das Orakel zu Delphi und die Sibyllen des Alterthums.

Mesmer machte bald ein außerordentliches Glück und es mangelte nicht an Adepten. Jedes Stadtviertel hatte ſeinen Magnetiſeur, ihre Tempel hatten ihre Somnambüle, welche alle Krankheiten curirte und die Zukunft vorherſagte. Alle dieſe Zauberinnen waren mehr oder weniger phantaſtiſch coſtumirt, um einen deſto größeren Eindruck auf die Individuen zu machen, welche kamen, um einige Blicke in die verſchleierte Zukunft zu thun. Die Einſichtigen mißbilligten und verachteten dieſe Betrügereien, mußten jedoch geſtehen, daß immerhin etwas Wahres an der Sache ſey.

Ein Mann, eben ſo berühmt in der Wiſſenſchaft wie in der Politik — Franklin, hat ſich während ſeines Aufenthalts zu Paris viel mit Magnetismus beſchäftigt. Sein Haus war der Zuſammenkunftsort aller Mesmeriſten; man tauſchte da ſeine Anſichten und Erfahrungen gegenſeitig aus und machte ſelbſt einen Bericht an die Akademie. Alles, was ſich mit der Wiſſenſchaft beſchäftigte, nahm Partei für oder gegen. Von 1779 bis 1784 wurden nicht weniger als ſechshundert Schriften über dieſen Gegenſtand veröffentlicht, und dennoch iſt der Magnetismus eine mehr oder minder zweifelhafte Wiſſenſchaft geblieben.

Ein neuerer franzöſiſcher Arzt drückt ſich über denſelben folgendermaßen aus: „Wenn das, was man Magnetismus nennt, bloßer Irrthum iſt, warum haben ihn fünfzig Jahre der Erfahrung, des Spotts, der Verachtung nicht vernichtet? Wenn er eine große Wahrheit iſt, warum hält er ſich nach ſo vielen Beweiſen verborgen und wird von den gelehrteſten Männern als Betrug und Täuſchung zurückgewieſen? Man muß die wunderbaren Phänomene genau beobachten und unparteiiſch prüfen. Es ſcheint ſich mit dem Magnetismus wie mit vielen andern ſchlecht begonnenen Dingen zu verhalten. Hätte Mesmer an die Stelle der Charlatanerie und des Geheimniſſes das Intereſſe der Wiſſenſchaft geſetzt, ſo würde man über den Magnetismus längſt im Reinen ſeyn."

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Am 17. d. M. fand in den Salons der freundlich gelegenen Villa des Hrn. Muſikalienhändlers C. A. André eine muſikaliſche Matinée ſtatt, welcher Perſonen aus den höheren und höchſten Kreiſen der Geſellſchaft beiwohnten. Dieſe und zahlreiche Verehrer der Kunſt waren den an ſie ergangenen Einladungen gefolgt, um ſich noch einmal an den intereſſanten Compoſitionen des uns nun verlaſſenden Hrn. Ferdinand Hiller, welcher an Mendelſohn-Bartholdy's Stelle nach Leipzig berufen worden, und an der rühmlichen Geſangsvirtuoſität ſeiner Gattin, der Frau Antolka Hiller zu erfreuen. Unter Mitwirkung anerkannter Künſtler, wie der Herren H. Wolff, H. Ballin, Poſch, Ronconi, und kunſterfahrener Dilettanten wurden gehaltvolle Vocal- und Inſtrumental-Piecen mit Präziſion und Geſchmack executirt, unter denen auch Mozart'ſche nicht fehlen durften, welchem Meiſter der Veranſtalter der Matinée mit beſonderer Verehrung zugethan iſt. Hr. Ferdinand Hiller, welchem zu Ehren auch auf der Weſtendhall am 16. d. M. ein glänzendes Souper gegeben wurde, verläßt in dieſen Tagen unſere Stadt, die ihn zu ihren erſten Kunſtnotabilitäten zählt und ihn ungern ſcheiden ſieht. Mit nächſtem Frühjahr wird er nach Frankfurt zurückkehren und dann gewiß ſeine hier ſo beliebt gewordenen muſikaliſchen Matinées wieder beginnen laſſen. Wir

Digitized by Google

rufen dem talentvollen Componiſten ein freundliches Lebewohl zu und wünſchen ihm für ſeinen neuen Wirkungskreis in Leipzig, wo er während des Winters die großen Konzerte im Gewandhauſe zu leiten übernommen hat, den beſten Erfolg und die ſeinem Talente gebührende Würdigung.

(Berlin, 15. September.) Wehmüthige Empfindungen erregt eine Anzeige in unſern Zeitungen. Jahn, der bekannte Turnlehrer, will ſein Haus in Freiburg an der Unſtrut verkaufen. Der berühmte Mann iſt nicht freiwillig dazu geſchritten, ſein Vermögen iſt eben durch den Bau dieſes Hauſes, das er ſich vor vier Jahren auf einer höchſt romantiſchen Stelle in phantaſtiſchem Styl errichtete, aufgerieben worden, und er muß daſſelbe, ſo lieb es ihm ſeyn mag, veräußern, um ſeinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Wahrſcheinlich erhält er aber kaum einen Drittheil von ſeinem Einſatz zurück. Die Anzeige ſchildert das Haus ſo anmuthig, daß man wohl ſieht, wie ſauer es dem 66jährigen Manne wird, daſſelbe zu verlaſſen. „Im 66. Jahre", ſchreibt er, „halte ich es für Zeit, mein Haus zu beſtellen, weßhalb ich meine Beſitzung aus freier Hand an den Meſtzahlenden veräußern will. Sie liegt 338 am Ende der Schloßgaſſe, 66 Fuß über dem Spiegel der Unſtrut." Jahn hat hier noch viele Freunde, viele, die vermögend und hochgeſtellt ſind; es fragt ſich, ob dieſer Nothruf zum Aeußerſten führen werde.

Korreſpondenz.

Nürnberg, 10. Sept.

Nachdem die Feſtlichkeiten in unſerer Nachbarſtadt Erlangen, über die bereits in dieſen Blättern ausführlich berichtet wurde, vorüber waren, haben wir uns hier eines ſehr zahlreichen Beſuchs von Fremden zu erfreuen gehabt, wozu wohl auch nicht wenig die mehrtägige Anweſenheit unſeres allverehrten Kronprinzen und ſeiner jungen liebenswürdigen Gemahlin beitrug. Während der Tage vom 30. Auguſt bis zum 4. Sept. war die alte Stadt Nürnberg feſtlich geſchmückt wie ein junges Mädchen und man vermißte in ihren Straßen jene erhöhte Lebhaftigkeit nicht, welche ihnen auch ſonſt immer in dieſer Zeit eigen iſt, die uns ſeit 17 Jahren das große achttägige Volksfeſt brachte, nur in dieſem Jahre nicht, in dem die Furcht vor Mißwachs keine Gedanken an die Vorbereitungen zu dieſem immer ſehr koſtſpieligen Feſte aufkommen ließ. — Viel zu reden macht in dieſen Tagen die durch Allerhöchſtes Reſcript befohlene Verlegung des bisher hier ſtationirt geweſenen dritten Armeedivisionscommando nach Ansbach, wodurch alſo der Generallieutenant und Diviſionär Fürſt von Thurn und Taxis und die Generalmajore Herrmann, v. Leſuire und Dichtel mit dem adminiſtrativen Perſonale des Diviſionskommando's von hier weg nach Ansbach verſetzt werden. Wenn nun auch die gewerbsthätige Handelsſtadt Nürnberg den Verluſt einer Umſatzſumme von circa 60,000 fl. jährlich nicht ſchwer entbehrt, ſo ſieht man das Ganze doch nicht gleichgültig an, ja es ſollen bereits Schritte dagegen gemacht worden ſeyn und Viele glauben, der zweimal verlängerte Aufenthalt des Kronprinzen, dem es hier, wie ſeiner Gemahlin, beſonders wohlgefiel, möchte eine Aenderung herbeiführen. — Zugleich mit dem Kronprinzen von Baiern verweilten der Prinz und die Prinzeſſin Wilhelm von Preußen und der Prinz und die Prinzeſſin Karl von Heſſen in unſerer Stadt und verließen dieſelbe gleichzeitig mit ihm. Der Erbgroßherzog von Heſſen, Inhaber des hier garniſonirenden Infanterieregiments, wird täglich erwartet. Sobald er eintrifft, wird unſere ſämmtliche Garniſon ein kleines Lager zwiſchen hier und Fürth beziehen und damit die diesjährigen Herbſtübungen beſchließen. — Die andauernd ſchöne Witterung läßt uns nachholen, was der Anfang des Sommers uns verſäumen ließ. Unſere Vergnügungsplätze erfreuen ſich des lebhafteſten Beſuchs und jeder Abend bringt kleine Feuerwerke, bengaliſche Flammen, Illumination ꝛc. Das treffliche Muſikchor des als Violinſpieler wie als Orcheſterdirigent gleich ausgezeichneten Kapellmeiſters J. Gungl aus Grätz gab während mehreren Wochen ſehr beſuchte Productionen an öffentlichen Plätzen und erhielt ſtets, obgleich es mit unſerem nicht minder braven Theater-Orcheſter concurrirte, den allgemeinſten Beifall. — Um eines großartigeren Kunſtgenuſſes zu erwähnen, muß ich nochmals auf das Geburtsfeſt unſeres Königs zurückkommen, zu deſſen Verherrlichung das von der ſtrengſten theoretiſchen Kritik rühmend anerkannte Oratorium „Moſes" von Aloys Schmitt unter perſönlicher Leitung des Compoſiteurs hier und überhaupt zum Erſtenmale aufgeführt wurde. Hr. Breiting, der als ehemaliger Jünger der Friederica-Alexandrina dem großen Jubelfeſte in Erlangen beiwohnte, kam von da herüber, um die Hauptpartie zu übernehmen, oder vielmehr die Tenorpartie, die durchgängig recitirend behandelt iſt, zur Hauptpartie zu machen. Breiting bewies, daß er immer noch, was Kraft und Umfang ſeiner Stimme betrifft, der erſte Tenorſänger Deutſchlands iſt und feuerte die übrigen Soloſtimmen und überhaupt alle Mitwirkenden durch ſeine impoſante Leiſtung mächtig an, ſo daß das Oratorium auch in vocaler Hinſicht würdig durchgeführt wurde.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., im Sept.

Unter den hieſigen Meßſehenswürdigkeiten verdient vorzüglich das Panorama des Hrn. Gromdach rühmend erwähnt zu werden. Wer ein Freund von Naturſchönheiten iſt und gerne fremde Städte und Nationen in ihren Eigenheiten ſieht, der findet ohne Reiſekoſten und Beſchwerlichkeiten in dieſem Panorama gewiß viele Unterhaltung. Eine der großartigſten Anſichten iſt das Rundgemälde Genua's, gelegen an der Küſte des mittelländiſchen Meeres auf einem ſchmalen Strich Landes; die Stadt iſt im Umfang ſechs Meilen groß, mit prächtigen Gebäuden und einem ſchönen Hafen geziert, weßhalb ſie auch Genua la superba genannt wird. — Dann erfreuen das Auge weiter die Anſichten von Amſterdam, Berlin, des Sarnerſee's im Kanton Luzern, von mehreren Gegenden aus Mittel- und Südamerika, von der Stadt Jeruſalem und dem heil. Grabe, von dem Dom zu Mailand und dem Invaliden-Dom zu Paris; auch der ſchauderhafte Brand von Hamburg ꝛc. ꝛc. fand darin ſeinen Darſteller.

Der Schweizer-Salon, welcher im „König von Preußen" zur Beſchauung aufgeſtellt iſt, verdient ebenfalls die Berückſichtigung des Publikums. Dieſe in vielen Theilen neue Erſcheinung in der pittoresken Kunſt hat für den Beſchauer großes Intereſſe. Die transparenten, warmbetonten landſchaftlichen, architectoniſchen und Genrebilder ſind größtentheils Originale von Schweizerkünſtlern, darunter anerkannte Namen. Die Mechanik und die beweglichen Lichteffecte ſind neuere Erfindungen und die durch combinirte magiſche Beleuchtung hervorgebrachten Phänomene zeigen eine getreue Naturbeobachtung. Die Verbindung einer doppelten Bewegung bei unterbrochenen Waſſerfällen iſt dem Beſitzer erſt kürzlich durch Nachdenken und Verſuche gelungen. Indem wir die hieſigen Kunſtfreunde auf den genannten Salon hinweiſen, glauben wir demſelden die wohlwollende Beachtung, die er in vollem Maße verdient, zuſichern zu dürfen.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 21. Sept. (Mit aufgehobenem Abonnement zum Erſtenmale wiederholt): Des Teufels Antheil, komiſche Oper in 3 Abth., nach Scribe, Muſik von Auber.

Freitag, 22. Sept. Die verhängnißvolle Faſchingsnacht, Poſſe in 3 Abtheil., von Neſtroy. (Gaſtrolle) Lorenz: Hr. Franz Wallner, erſter Komiker des k. k. priv. Theaters in der Joſephſtadt in Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 262. Freitag, den 22. September 1843.

Main-Sagen.

11. Das wandernde Kreuz.

Klein-Steinheim's Flur in üpp'gem Reiz
Zog ſich einſt um ein altes Kreuz.
Groß-Steinheim baut' helle
Und neu 'ne Kapelle,
Das alte Kreuz trugen
Sie dorthin und ſuchen
Den ſchönſten Ehrenplatz ihm aus,
Den Ehrenplatz ihm aus.

Und als das erſte Feſt erſchien,
Zog man von allen Seiten hin,
Die rings umher wohnen
In viel Prozeſſionen
Kamen ſie gegangen,
Das Kreuz zu umfangen;
Andächtig kniet der Gläub'gen Schaar,
Es kniet der Gläub'gen Schaar.

Da regt das Kreuz ſich aus dem Kreis
Und ſchwebt von hinnen leiſe, leiſ'.
Zum Staunen der Menge
Zieht's durch das Gedränge,
Zurück durch die Wege,
Die Felder, die Stege,
Immer der frühern Heimath zu,
Der frühern Heimath zu.

Die alte Stelle nimmt es ein,
Es will an ſchöner'm Platz nicht ſeyn.
Dort ſteht es noch heute
Und tröſtet die Leute
Die jährlich in Schaaren
Hin zu ihm wallfahren
Am erſten Sonntag in dem Mai,
Im ſchönen Monat Mai.

Czerny-Georg.

Eine ſerbiſche Novelle.

I.

Die Mila.

Der Gebirgsbach, die Mika genannt, welcher, wie die meiſten Waſſer ſeiner Art, im Sommer ſeicht, im Herbſte, Winter und Frühlinge aber wild und verheerend wird, hat ſeine Quelle tief in den unzugänglichen Schluchten der Gebirge Serbiens, wo undurchdringlicher Urwald die Feuchtigkeit aus dem Schoße der Wolken herabzieht. Als kryſtallhelles Bächlein windet er ſich durch die faſt ſenkrecht aufſteigenden Felswände in ſchauerlich dunkler Tiefe, bis er endlich, bei allmähliger Erweiterung des Thales, welches ſein Rinnſal bildet, an eine Stelle kommt, deren eigenthümliche und ſchauerliche Schönheit, Einſamkeit und Stille auf das Gemüth einen jener tiefen Eindrücke hervorbringt, welche dem Wunderbaren und Schauerlichen die Pforten der Seele öffnen. Schroffe Felſen, bekleidet mit dunkelm Ephеu, Mooſen und Flechten von verſchiedener Farbe, aus deren Riſſen wilde Roſen, ſchneeweiße Saxfragen und niedres Farnkraut hervorblickt, erheben ſich zu einer Höhe, welche dem Sonnenlichte nur in den Mittagsſtunden den Zutritt geſtattet, und bilden einen kleinen Thalkeſſel, über den himmelhohe Schwarztannen, beäſtet bis zum Fuße, hinausragen, und in der Regel ein geheimnißvolles Halbdunkel hervorrufen.

Die Mika ſtürzt ſchäumend über einen Abhang in dieſen Raum herein; denn Felstrümmer liegen in ihrem Wege. Der Waſſerfall, den ſie bildet, verbreitet in den heißen Sommern eine ungemein liebliche Kühle und ein Gemurmel, das ſich in die Geſänge der Nachtigall und der Droſſeln miſcht; die Vegetation dieſes Plätzchens genießt einer Friſche, welche ihr Grün faſt ſchwarz erſcheinen läßt.

Gerade gegenüber dem kleinen Waſſerfalle tritt ein Fels vor, der, oben flach und mit weichem Mooſe bedeckt, zu dreien Seiten aber ſenkrecht abfallend, in einer ſeltſam regelmäßigen Form unter den übrigen, grotesken und höchſt launiſchen Bildungen des Geſteins erſcheint. Zur Seite dieſes Felſens zeigt eine andere Wand eine nicht minder ſeltſame Eigenthümlichkeit. Ein weiter Spalt dringt tief hinein; aber faſt gleich mit dem Boden bildet er eine beinahe runde Aushöhlung, welche vollkommen als Bette einem Menſchen dienen kann, zumal Moos

Digitized by Google

genug vorhanden iſt, es ſo weich zu füttern, als es immer die Behaglichkeit fordern möchte. Der Verfolg dieſer Erzählung wird es zeigen, daß, ſo ſelten auch Menſchen ſich hierher verirrten oder wagten, dies dennoch nicht unbeachtet geblieben war.

Das Volk der Serben, einer der wackerſten und achtbarſten ſlaviſchen Stämme, reich an Gemüth und Einbildungskraft, und daher ſo ſehr reich an poetiſch-mährchenhaften Sagen und Liedern, hat dieſe Schlucht zu einem Lieblingsaufenthalte jener Weſen gemacht, welche aus einer höhern Welt, bald wohlthätig und ſegenſpendend, bald verderblich und unheilbringend in die irdiſche Welt hereinragen, und in ſeinen Sagen, Mährchen und Dichtungen eine ſo wichtige Rolle ſpielen. Bald hauſet hier im geheimnißvollen Halbdunkel eine gewaltige „Wjéſchtize", furchtbar und entſetzlich, die Macht hat über alles Lebendige und nach ihren Launen bald Segen, bald Verderben ſpendet; die bald in der Geſtalt und mit dem dunkeln Gefieder eines Vogels der Nacht, mit gräulich glotzenden, dicken und feuerſprühenden Augen erſcheint, bald in der der ſcheußlichen nach Leichen gierigen Hyäne, und in ihren unzerreißbaren Zauberfeſſeln die weite Gegend rings umher beſtrickt hält. Oder es läßt das Volk, gläubig an dieſe Weſen, mit einer Stärke, die keine Belehrung zerſtören kann, den entſetzlichen Wukodlak hier wohnen, den gräulichen Vampyr, welcher Nachts umher ſchleicht, nachdem er aus der Unterwelt aufgeſtiegen, und den ruhig Schlafenden das Blut ausſaugt oder auf eine höchſt quälende Weiſe die Bruſt zuſammenſchnürt oder preßt. Er zieht von dieſer Schlucht aus in die Thäler, Städte und Dörfer, und ſucht ſich ſeine Opfer im blühenden Leben, wie's ihm gefällt; aber je ſchöner die Jugend blüht, je kräftiger das Mannesleben zur That heranreift, je glücklicher das Herz in ſeinen Verbindungen, je weitausſehender es in ſeinen Planen iſt, deſto eher iſt es ſeinem verderbenbringenden Nahen ausgeſetzt.

Nicht immer aber ſind es dieſe Schreckgeſtalten des Wahns, deren Wohnort die Volksphantaſie hierher verlegt; auch ein anderes Weſen hat wohl hier ſeine geheiligte Stätte, die Wila, dies feenhafte, ätheriſche, himmliſchſchöne, dem Heldenjüngling geneigte, aber dennoch der Liebe ſtilles Glück beneidende Weſen, das die Wolken beherrſcht, die Zukunft enthüllt, und dem, der das Unglück hat, es zu beleidigen, das Herz verwundet, daß er langſam hinwelkt und am gebrochenen Herzen ſtirbt. Die Wila wohnet hier. Das iſt der herrſchende Glaube bei allen Bewohnern des Landes bis weit hinab in die Niederungen. Sie kennen wohl den Ort, aber es wagt's eben Keiner, ihn jemals zu betreten. Jene Höhlung heißt das Wilabette; der Fels gegenüber aber der Wilafels.

So hatte längſt die ausſchweifende Einbildungskraft eines hochpoetiſchen Volkes dieſes einſame Plätzchen mit ganz eigenthümlichen Schauern umgeben. Jeder wußte zu erzählen, wann und wie er die Wila geſehen habe, umgeben von Nebelſchleiern, aus dieſer Schlucht treten und fortſchreiten in Serbiens Gefilde. Ein eigenthümlicher Sagenkreis bildete ſich, und lebte in den Liedern der wandernden Volksſänger — allein gerade dieſer Sagenkreis bildete eine eherne Mauer um den Ort. So ſehr ihn aber Jedermann mied, ſo waren dennoch Tritte in dem hohen und ſaftigen Graſe erkennbar. Es waren kleine, niedliche Tritte, welche nicht der Wjéſchtize angehörten; denn die flog, wenn ſie ihre Hexenſalbe unter die Arme einrieb; ſie gehörten auch nicht dem Wukodlak an, denn der ſchwebt, weil er unhörbar dem Schlafenden ſich naht; und die Wila läßt nicht leicht eine Spur zurück, wo ihr Füßchen den Boden der Erde berührt.

Dieſe wunderbare Thatſache beobachtete zuerſt ein junger Menſch von etwa ſiebzehn Jahren, den eine unbezähmbare Neugierde an dieſen Ort zog, den Sage und Poeſie in ein ſo myſtiſches Dunkel hineinzog, und die Natur ſo ganz geeignet dafür gebildet hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Merkwürdiger Rechtsfall.*)

In Dublin, ſo lieſt man in der „Freib. Ztg.", ſtarb vor mehreren Jahren ein ſehr reicher Banquier; derſelbe hatte bloß einen einzigen Sohn, den er aber, durch Einflüſterungen von Verwandten verhetzt, nicht liebte. Aus dieſem Grunde ſetzte er ein Teſtament auf und vermachte ſein ganzes Vermögen einem reichen Kloſter mit der Beſtimmung: „die Kloſterherren ſollen ſeinem Sohne geben, was ſie wollen." Der Sohn des reichen Banquiers, deſſen Vermögen ſich etwa auf 1½ Millionen Gulden belief, war troſtlos und ſuchte Rath bei allen Advokaten, die in der Stadt in Anſehen ſtanden; konnte aber keinen Rath finden. Endlich wurde derſelbe auf einen wenig geſchätzten und ganz zurückgezogen lebenden Advokaten aufmerkſam gemacht. Der angeſprochene Advokat ſprach: „ich werde Ihnen helfen." Die Freude des jungen Mannes war außerordentlich. Beide begaben ſich nun in das Kloſter, und hier fragte der Advokat den Obern und ſämmtliche Kloſterherren: „Sie haben die Erbſchaft des verlebten Banquiers angenommen und angetreten?" — „Allerdings", antwortete der Vorſteher mit ſämmtlichen Mitgliedern des Kloſters. — „Nun, ſo haben Sie die Güte, eine beſcheinigte Erklärung aufzuſtellen, was ſie wollen." Hierauf ſtellten der Kloſter-Obere und ſämmtliche Kloſterherren unter Amtsſiegel den Revers aus: „Sämmtliche Unterzeichnete erklären hiemit hinſichtlich der ihnen zugedachten und von ihnen angetretenen Erbſchaft, was ſie wollen: ſie wollen zwei Millionen Gulden.

Auf dieſe Beſcheinigung klagte nun der Advokat gegen das Kloſter: „Nach dem Teſtamente des verlebten Banquiers iſt demſelben deſſen ganzes Vermögen vermacht und die Kloſterherren ſollen deſſen einzigem Sohne geben, was ſie wollen. Nach der glaubhaft ausgeſtellten Beſcheinigung haben nun die Kloſterherren erklärt, was ſie wollen: ſie wollen zwei Millionen Gulden, folglich ſind dieſelben auch verbunden, dem Sohne des Banquiers zwei Millionen Gulden zu geben." Das angegangene Gericht entſchied nun auch wirklich, daß das Kloſter dem ſeines Vermögens beraubten Sohne zwei Millionen Gulden heraus zu bezahlen hätte, indem die Kloſterherren erklärt, was ſie wollen: nämlich zwei Millionen Gulden. Dieſe Entſcheidung wurde auch in höherer und höchſter Inſtanz beſtä-

*) Wenn der folgende Rechtsfall manchem unſerer Leſer unglaublich vorkommen ſollte, ſo können wir nichts dagegen haben; wir erinnern aber eines Theils an den bekannten Gebrauch der engliſchen Gerichte, Alles buchſtäblich zu nehmen, andern Theils verſichert uns der geehrte Herr Einſender, daß ihm ſelbſt in ſeiner Praxis als Advokat ein ähnlicher Fall, wenn auch in kleinerm Maßſtabe, vorgekommen ſey. Die Red.

Digitized by Google

tigt, und ſo mußten die Kloſterherren, welche zwei Millionen Gulden erworben zu haben glaubten, zu ihrem Erſtaunen an den ſeines Vermögens zu 1½ Millionen Gulden beraubten Sohn nicht nur ſein Vermögen laſſen, ſondern auch noch eine halbe Million Gulden auf die Erbſchaft darauf legen. Der Sohn des Banquiers vergaß natürlich nicht, ſeinem Advokaten ein Honorar zu ertheilen, wovon derſelbe anſtändig leben konnte.

Mannichfaltigkeiten.

Aus einem uns zugegangenen Privatſchreiben aus Mondovi in Oberitalien vom 14. d. M. erfahren wir, daß die Familie **Milanollo** ſeit einiger Zeit an dem genannten Orte ſich aufhält und dort noch drei bis vier Wochen verweilen wird. Die berühmten Künſtlerinnen haben ſich die, nach ihrer großen Kunſtreiſe und den damit verknüpften Anſtrengungen, nothwendig gewordene Ruhe und Erholung vergönnt und befinden ſich im beſten Wohlſeyn und in der heiterſten Stimmung. Gegen die Mitte des Monats Oktober werden ſie das ſchöne Land ihrer Heimath wiederum verlaſſen, um eine neue Wanderung nach dem Norden von Deutſchland anzutreten; über München, Prag, Dresden und Leipzig werden ſie ſich nach Hamburg und Berlin begeben, und der Beſuch dieſer und der dazwiſchen liegenden Städte iſt auf die Dauer der nächſten Wintermonate bis zum Frühjahre 1844 berechnet. Auch erfahren wir, daß mehrere unſerer renommirteſten Componiſten für die jungen Virtuoſinnen neue und brillante Tonſtücke geſchrieben haben, mit deren Einſtudirung dieſe einen Theil ihrer Mußeſtunden auf angenehme Weiſe ausfüllen. Es ſteht demnach den Herren Violinvirtuoſen eine abermalige und nicht ſonderlich angenehme Concurrenz bevor; doch mögen ſie ſich damit tröſten, daß es in andern Branchen der Kunſt und Wiſſenſchaft heutigen Tages eben ſo geht, und daß Einer dem Andern das Terrain ſtreitig zu machen bemüht iſt.

Die von dem rühmlichſt bekannten Profeſſer Dr. W. **Weick** in Freiburg im Breisgau vor kurzem herausgegebenen „**Reliquien von Ludwig Winter**, großh. badiſchem Staatsminiſter und Abgeordneten zur zweiten Kammer der badiſchen Stände“ (Freiburg bei Emmerling), haben überall in Deutſchland die regſte Theilnahme und Verbreitung gefunden. Es iſt dies ein höchſt erfreuliches Zeichen von der fortgeſchrittenen politiſchen Bildung des deutſchen Volks und von deſſen kraftvollem, der conſtitutionellen Entwickelung ſich lebendig zuwendendem Strebensgeiſte. Profeſſor **Weick** hat es aber auch mit feinem Takte verſtanden, in der von ihm gelieferten trefflichen Biographie und mit den Schriften Winter's ein ſchönes „**vaterländiſches Denkmal**“ zu errichten, nicht allein den Badenern, ſondern dem geſammten deutſchen Volke, deſſen vornehmſte Charaktertugenden ſich in Winter auf ſo ausgezeichnete Weiſe ſpiegelten. Auch verdient Anerkennung, daß Weick die Charakteriſtik, welche ein jüngerer Schriftſteller von Winter unmittelbar nach deſſen Abſterben entwarf, gebührend hervorhob.

(**Eine Sängerin mit Wache.**) Eine Sängerin in Amerika, die viel Geld verdiente, aber noch weit mehr brauchte, bekam wieder Schulden-Arreſt; das Theater konnte ohne ſie nicht auskommen; es wurde vermittelt, daß ſie allezeit zur Probe und Vorſtellung im Wagen mit Wache abgeholt werden ſollte. Dies reizte die Menge ſo, daß Alles nun die Sängerin hören wollte, — die mit Wache transportirt wurde. Niemand befand ſich beſſer dabei, als der Direktor. Aber die Gläubiger wußten ſich zu helfen. Sie gingen hin zum Direktor und ſagten, ſie würden ſich mit Mad. *** vergleichen, und, um nicht länger Aufſehen zu machen, ihren Arreſt aufheben. „Meine Herren, einen Vergleich!“ ſagte der Direktor; „laſſen Sie die Dame, die ſich nichts daraus macht, mit Wache transportiren, ſo lange dies die Menge in mein Haus zieht, und ich zahle Ihnen von jeder Einnahme, die über 500 ſteigt, 100 Gulden auf Abſchlag Ihrer Forderungen.“ — Das hatte man nur gewollt, und das liebe Publikum zahlte wirklich auf dieſe Weiſe in aller Unſchuld die drückendſten Schulden der Dame ganz ab.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts herrſchten mitunter die ſeltſamſten Moden. So konnten z. B. eine geraume Zeit hindurch ſich die Dandy's nicht öffentlich zeigen, ohne einen ſogenannten „épine“ bei ſich zu tragen, einen Stock, der ganz mit Stacheln beſetzt war, und bei der geringſten ungeſchickten Bewegung den Damen Riſſe in die Kleider machte, die Vorübergehenden verletzte und eine Menge ärgerlicher Auftritte veranlaßte. Die Schooßhunde kamen auch ſchon damals ſehr in Aufnahme. Damen vom höchſten Range, wie die ärmſten Griſetten, hatten ihren Bologneſer, und meiſt gaben ſie ihm einen Namen aus der Mythologie, als: Jupiter, Vulkan, Achilles oder Venus. Es gehörte zum guten Tone, daß der Liebhaber den Hund unter dem Arme oder im Sacke trug und zwar ſo, daß der Kopf des Lieblings hervorſah und von Jedermann bemerkt werden konnte. Dadurch empfahl ſich der Galan ſehr ſeiner Holden. Die Liebhaberei an Schooßhunden ſcheint übrigens in unſerer Zeit wieder herrſchend werden zu wollen; es giebt zu Paris gegenwärtig wenige Damen von Range, die nicht ihr engliſches Windſpiel haben, welches die Galans, aber nicht, wie ehedem, auf dem Arm zu tragen, ſondern nur an einer Schnur hinten nachzuführen genöthigt ſind.

(**Ein ſehr guter Witz.**) In Straßburg iſt gegenwärtig ein großer Hecht zu ſehen, der einen Löwen ſpazieren trägt. Der König von Belgien hat dieſes Naturwunder zuſammengebracht, indem er den belgiſchen Conſul Hecht zum Ritter des Löwenordens ernannt hat.

Als Ludwig XIV. die Kunde von dem fürchterlichen Treffen bei Hogue erhielt, in welchem der Admiral Tourville 14 Schiffe verlor von den 44, mit welchen er gegen 90 gekämpft, ſo rief der König: „Wenn nur Tourville gerettet iſt! Der Verluſt der Schiffe iſt bald zu erſetzen; doch nimmer der eines Admirals, wie Tourville.“

(**Frankfurt.**) Mit beſonderem Lobe iſt die Muſikgeſellſchaft des Hrn. **Iffland** aus Heidelberg zu erwähnen, welche ſich täglich während der gegenwärtigen Meſſe im Saale zum „Landsberg“ hören läßt. Präciſion, gute Nüancirung und beſonders große Auswahl der beſten Muſikſtücke finden bei den bekanntlich jederzeit ſehr zahlreichen Beſuchern des genannten Hotels verdienten Beifall.

Digitized by Google

Kürzlich ſollte ein Bauernburſche bei der Conſcription mitloſen. Der Vater konnte ſeine Angſt nicht verbergen, daß ſein Sohn verſpielen könne. Der Burſche zieht, — und richtig, er iſt Soldat. Laß es gut ſeyn, Hannes, ſpricht der Vater leiſe, ich weiß noch ein Mittel, dich frei zu machen. Hierauf gehen ſie in die Schenke und trinken eins. Beim Nachhauſegehen müſſen ſie über einen Steg; der Vater hat ihn kaum betreten, ſo ſpringt er in den angeſchwollenen Bach. Alle Hülfe iſt vergebens, man zieht ihn todt ans Land. Der Burſche war jetzt der älteſte Sohn einer Wittwe und der Vater hatte ihn frei gemacht.

Korreſpondenz.

Nürnberg, 10. Sept.

(Schluß.)

Von den Mitwirkenden bei dem Oratorium ſind, außer Hrn. Breiting, noch ſehr rühmend zu erwähnen die Damen Steinert, Wagner, Wild und Krauß und die Herren Herbſt (Moſes) und Emmerling (Aaron). Die Chöre, von Hrn. Kantor Kündinger mit regem Eifer einſtudirt und geleitet, griffen tüchtig zuſammen; das Orcheſter, aus den hieſigen Stadtmuſikern, dem Theaterorcheſter und mehreren Dilettanten beſtehend, leiſtete Vorzügliches. So wurde das nur mit dem einzigen Vorwurf der Kritik belaſtete Tonwerk, es ſey zu dramatiſch oder vielmehr zu theatraliſch gehalten, würdig durchgeführt. Eben dieſes Hinneigen zum dramatiſchen Styl möchte ich indeß als einen Vorzug betrachten. Möge es nur recht oft und tüchtig aufgeführt werden, damit der verdiente Ruhm ſeines Schöpfers um ſich greife. Der Genuß, Hrn. Aloys Schmitt als Klaviervirtuoſe zu hören, wurde uns nicht zu Theil. Ein bereits angekündigtes Konzert, in welchem er ſpielen wollte, ſcheiterte an mannichfachen Hinderniſſen. — Unſer Theater bereitet ſich zur Winterſaiſon vor. Bereits treffen Einzelne der völlig neu zuſammengeſtellten Geſellſchaft ein und mancher in der Theaterwelt accreditirte Name verſpricht Gutes für Oper und Schauſpiel, wie z. B. Jemer (erſter Tenor) und Egner (Baß) und im Schauſpiel die Herren Thomé, Remay und Fräul. Spengler. Als erſte Sängerin iſt Mad. Egloff engagirt, die nicht minder gut ſeyn ſoll. Aus eigener Ueberzeugung können wir indeß über Niemand von der ganzen Geſellſchaft urtheilen, die zweite Sängerin, Mad. Flügel, früher am Hoftheater zu Sondershauſen, ausgenommen, die bei der Jubiläumsfeier zu Erlangen als Marie in der Regimentstochter debütirte und durch ihr gediegenes Spiel ebenſowohl als durch ihre reine, wohlklingende, in guter Schule ausgebildete Stimme ungemein gefiel. Mad. Flügel iſt wohl die beſte Acquiſition, die unſer Theater ſeit lange gemacht hat und dürfte der Liebling unſeres Publikums werden. Ihr Gatte ſingt Baritonpartien und ſoll, glaubwürdigen Urtheilen zufolge, nicht minder gut ſeyn. Obgleich unſere Bühne erſt mit dem 21. Sept. eröffnet werden ſoll, ſo fanden doch ſeither ſchon einige Vorſtellungen ſtatt. So gaſtiren gegenwärtig die renommirten ungariſchen Nationaltänzer Veſter Sandor, Titor und Kilanyi mit großem Beifall, aber leider, des ſchönen Septemberwetters wegen, vor leeren Bänken. — Mehrere der beſſeren Mitglieder der vorigen Geſellſchaft haben in Regensburg Engagement gefunden, wo am 21. die Bühnenleitung an Hrn. T. Röder übergehen wird.

Darmſtadt, 18. Sept.

Es iſt für den Beobachter des ſocialen Lebens gewiß eine ſehr angenehme Erſcheinung, wenn geſellige Vereine, die nach etwas Höherem und Edlerem ſtreben, unter einer kunſtverſtändigen Leitung raſch emporblühen und Früchte treiben, die das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu ſcheuen brauchen. Dies iſt der Fall mit der erſt im vorigen Frühling hier gegründeten Geſellſchaft „Harmonie“, welche am letzten Samſtag ihre zweite Abendunterhaltung im Saale des Gaſthofs zur Traube veranſtaltet hatte. Die große Mehrzahl ihrer Mitglieder beſteht zunächſt aus Gewerbtreibenden, welche wöchentlich einmal Abends unter der Anleitung des Muſikers und Componiſten Hrn. L. Spamer ſich mit Geſangesübungen beſchäftigen. Kaum hätte man von dem zahlreichen Sängerchor für die kurze Zeit ſeines Beſtehens mehr erwarten und fordern können, als das, was er in jener Abendunterhaltung wirklich und zu großer Befriedigung der Zuhörer in einer Reihe von Geſängen, worunter mehrere, auch altdeutſche, z. B. das Trinklied von 1591, von L. Spamer componirt waren, in überraſchender Weiſe leiſtete. Auch die Sologeſänge, wie die von Fräul. Michael, und die muſikaliſche Mitwirkung der Herren J. Bickel, C. Reitz und Anderer entſprachen ihrer Beſtimmung und trugen zur allgemeinen Unterhaltung bei. Man darf es übrigens als einen großen Fortſchritt der geſelligen Bildung anſehen, daß Muſik und Geſang ſeit kurzem auch in den bürgerlichen Kreiſen der Reſidenz eine Freiſtätte gefunden haben, wo ſie mit ſichtbarer Vorliebe gehegt und gepflegt werden. Ja! es iſt ein Fortſchritt, der nicht zu den geringſten der heutigen Civiliſation gehört, wenn man ſieht, daß Angehörige des gewerbtreibenden Standes, welche zum Theil anſtrengenden und ermüdenden Beſchäftigungen obliegen, Vergnügen daran finden, ſich in einem größeren Kreiſe mit ihren Familien von Zeit zu Zeit dem Genuß der reinen Freuden zu überlaſſen, welche Muſik und Geſang in reicher Fülle zu bieten vermögen. Und wie wenig koſten dieſe den Menſchen veredelnden und ihn im Umgangsleben höher ſtellenden Vergnügungen im Vergleich zu den koſtſpieligen Bällen, Kirchweihfeſten ꝛc., wo rauſchende Luſtbarkeiten alle ſanfteren Gefühlsregungen zu unterdrücken pflegen. Die Künſte dürfen nicht mehr wie vordem zu den Prärogativen der höheren Stände gehören; ſie müſſen künftig ein Gemeingut Aller ſeyn, wenigſtens derjenigen, die, von beſſerem Selbſtgefühl beſeelt, zugleich auch von dem edlen Bewußtſeyn durchdrungen ſind, daß Arbeiten und Erwerben nicht ihre einzige Beſtimmung auf Erden iſt.

Königſtein am Taunus, 18. Sept.

Es gehört wohl zu den ſeltenſten Erſcheinungen unſerer Zeit, daß jetzt noch dahier — in der vorgerückten Jahreszeit — neben reifer Frucht herrliche Blüthen und Knospen an Aepfelbäumen zu ſehen ſind. Die erquickende Herbſtſonne hat dieſe ſo gerne geſehen werdenden ſchönen Blüthen hervorgezaubert. Sie verleihen der wunderſchönen Gegend neue Reize. Die ſeltſame, intereſſante Erſcheinung iſt gewiß der Veröffentlichung würdig. — (Auch hier in Frankfurt iſt es nichts Seltenes, daß man in unſeren Gärten und Feldern viele in neuer Blüthe ſtehende Aepfelbäume erblickt, die noch überdies mit ihren Früchten behangen ſind.)

Palindrom.

Vor- und rückwärts lies mich — immer
Nenn' ich dir ein Frauenzimmer.

Anna.

B—m. G. B.

Theater-Anzeige.

Freitag, 22. Sept. Die verhängnißvolle Faſchingsnacht, Poſſe in 3 Abtheil., von Neſtroy. (Gaſtrolle) Lorenz: Hr. Franz Wallner, erſter Komiker des k. k. priv. Theaters in der Joſephſtadt in Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 263. Samſtag den 23. September 1843.

Czerny = Georg.

Eine ſerbiſche Novelle.

(Fortſetzung.)

Es war, wie geſagt, ein Jüngling von etwa ſiebzehn Jahren, über deſſen Oberlippe der dunkle Bart, als Erſtling der Manneskraft, ſich kräuſelte. Seine Geſtalt war edel geformt, groß und ſtark. Ein angeborner Stolz ließ ihn den außerordentlich ſchönen Kopf hoch tragen, der übrigens ganz das ächtnationale Gepräge des Serben trug. Aus ſeinem großen Auge blitzte Geiſt, Muth und Entſchloſſenheit; aber es lag etwas Finſteres, Unzufriedenes darin, und dies war wieder mit Schwärmeriſchem und Wildem gepaart. Seine Kleidung war die eines reichen Serben, nämlich die bunten Strümpfe, die Sandalen mit ſchwarzen Bändern um das ſchöngeformte Bein gebunden, die weiten kurzen Hoſen von blauem, feinem Tuche. Von demſelben Stoffe, aber reich mit Silber verziert, war die Jacke, und zwiſchen dem ſchneeweißen, feinen Hemde und der Hoſe zeigte ſich ein Gürtel, von rother Seide gewoben, deſſen mit Silbertrotteln reich verzierte Enden bis zum Knie reichten. Das lockige dunkle Haar deckte ein ſerbiſcher Kalpak mit Pelz verbrämt.

So jugendlich auch die Geſtalt war, ſo fehlte dennoch des Serben Stolz und Ehre nicht, nämlich die koſtbaren Waffen, welche in zwei herrlichen, ziemlich langen Piſtolen und einem Meſſer beſtanden, das, zwiſchen Säbel und Dolch die Mitte haltend, einem Hirſchfänger am nächſten ſtand. Sein Griff, wie die Schäfte der Piſtolen, waren mit Elfenbein und Gold verziert, und von einer ſo feinen und ſchönen Arbeit, daß man auf ihren hohen Preis den richtigſten Schluß ziehen konnte.

Es war an einem Sommernachmittage, als dieſer Jüngling wieder in die Schlucht des Wilabettes ſchlich. Die Sonne brannte ſengend heiß herein; kein Lüftchen bewegte die Tannenäſte und die Blätter der wilden Roſenſträuche, die umher ſtanden; kein Wölkchen ſchwamm in der Luft, welche in einer zitternden Bewegung war. Der Geſang der Droſſeln war verſtummt, und es herrſchte eine völlig lautloſe Stille in der ganzen Umgebung, die allein von dem Plätſchern des Waſſerfalles unterbrochen war.

Der Jüngling ſtand eine Weile ſtille. Er athmete mit gierigen Zügen die hier wehende kühlere Luft und wuſch ſich den rinnenden Schweiß von der hohen Stirne. Darauf trat er zum Wilabette und ſtreckte ſich der Länge nach aus. Die Sonnenſtrahlen, welche durch die dunkeln Tannen drangen, verbreiteten ein zitterndes, magiſches Licht. Gerade vor ihm erhob ſich der bereits beſchriebene regelmäßige Felſen, auf welchem ſein Blick ruhen mußte. Der Kopf des Jünglings ruhte auf ſeinem untergeſchlagenen linken Arme. Das Auge war nicht geſchloſſen. Es ſchien, als träume er wachend; allein das Mienenſpiel verrieth deutlich genug, daß dieſe Träume eben keine erfreulichen ſeyen; denn das Auge rollte oft in wildem Grimme und die Hand fuhr unwillkürlich nach dem Meſſergriffe. Allmählig jedoch wurde ſeine Stimmung ruhiger, der Blick matter, die Sehnen ſchlaffer, das Augenlied ſenkte ſich mit der langen Wimper über das Auge herab. Ein laues Lüftchen bewegte ſäuſelnd die Zweige, und — der Schlaf ſenkte ſich mit der ganzen Schwere, mit welcher er der Jugend zu nahen pflegt, auf den Jüngling. Wenige Minuten ſpäter hätte nicht leicht ein Geräuſch ihn geweckt.

Er mochte noch nicht lange geſchlafen haben, da regte es ſich in den weitäſtigen Tannen hinter dem Wilaſitz, wie der eigenthümlich geformte Felſen genannt wurde; die Aeſte wurden auseinander gebogen, und aus dem Tannendunkel trat eine Geſtalt hervor, die auf der ſchmalen Fläche ſtehen blieb.

Das myſtiſche Gebiet der Sagenwelt that ſich auf. Das war nicht die gräuelhafte Wjéſchtize, die nur Verderben brütet, nicht der blutgierige Wukodlak, der den Schläfer beſchleicht, um ihm das Herzblut auszuſaugen; das war gewißlich die Wila; denn ſie war ſchön wie ein Weſen höherer Art; ihre Geſtalt herrlich, ihr Blick engelmild, ihr Antlitz lächelnd. Ueber die ganze Geſtalt fiel ein weiter, faſt ätheriſcher Schleier von blendender Weiße, wie auch die Farbe des Untergewandes war. Ihr Blick weilte mit einem ſüßen Ausdrucke auf dem ſchönen Schläfer, welchem ſie an Alter würde gleichgeſtanden haben, hätte ſie den Töchtern der Menſchen angehört. So ſtand ſie, im Anblicke des Jünglings verloren, ruhig da, wie eine Statue, und in dem ganzen Weſen that ſich eine wunderbare Würde und Hoheit kund; aber der Schläfer ahnete nichts von der Erſcheinung.

Unbemerkt in der Schlucht, waren am Rande des Horizontes dicke, graue Wetterwolken heraufgezogen, die ſich immer mehr aufthürmten und mit ihren ſchneeweißen Rändern wie ferne, ſchneebedeckte Alpen erſchienen. Bald erhob ſich ein heftiger Wind, der die Wetterwolken vor ſich hertrieb und die Maſſen immer mehr verdichtete, daß ſie eine ſtets blaudunklere

Digitized by Google

Schattirung annahmen, welche zuletzt beinahe in Schwarz übergieng. Grelle Blitze zuckten nach allen Richtungen, und der Donner grollte langſam nach, als zürne er dem fliehenden Erzeuger, den er nicht erreichen konnte. Immer raſcher folgten ſich die Blitze, immer greller wurde ihr Schein; immer wilder raſſelte der Donner, tauſendfach wiederholt von dem Echo der Berge. Jetzt brauſ'te der Sturm daher in entfeſſelter Wuth. Er beugte die Wipfel der Tannen zur Erde, daß ſie laut ächzten und die gewaltigen Häupter unwillig ſchüttelten ob der unwillkommenen Gewalt.

Ob aber die Blitze züngelten am ſchwarzdunkeln Himmel hin; ob auch der Donner rollte und der Sturm in ihren weiten Gewändern ſpielte, die **Wila** ſtand unerſchüttert. Ihre Blicke ruhten unverwandt auf dem ſchönen Schläfer, der einen Todesſchlaf zu ſchlafen ſchien.

Jetzt fuhr ein Blitz ziſchend herab, der Donner folgte in entſetzlichem Krachen, das faſt einem Geheule glich, und mit außerordentlichem Krachen zerſplitterte eine Edeltanne von ungeheurer Höhe und Stärke.

Mit Entſetzen fuhr jetzt der Schläfer auf und rieb ſich das vom Blitze geblendete Auge.

Stolzer erhob ſich die Geſtalt der **Wila**. Sie nahm einen hehren, gebietenden Ausdruck an und erhob die Rechte gegen den Jüngling, der halb in Entſitzen, halb in ſeliger Luſt auf ſein Lager zurück ſank und den Blick auf die Erſcheinung richtete, deren Anblick ſeine Sinne bewältigte. Seine ganze Seele trat in's Auge, er wagte kaum zu athmen.

Da liſpelte es von der **Wila** her leiſe wie ein **Zephir**, der um die Blüthen ſäuſelt: **Georg! Georg!**

Der Jüngling erbebte, wie das Laub der Silberpappel erbebt, wenn friſch der Abendwind durch die Blätter zieht. Es drang ihm dieſer Ton in das Innerſte ſeines Weſens, daß die verborgenſten Saiten der Seele erbebten.

(Fortſetzung folgt.)

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren.

(Dem Advokaten-Verein in Stuttgart gewidmet.)

Wer kann wohl dem Deutſchen ſagen, daß dies Recht ihm nicht gebühret?
Hatten es doch die Germanen, unſ're Väter, eingeführet;
Urdeutſch iſt es nur zu nennen, das aus unſ'rem Vaterland
Nur mit unſ'res Volkes Falle in dem Strom der Zeiten ſchwand.

Sehen wir auf and're Völker, muß es unſer Herz entflammen,
Daß ſie dieſes Recht genießen, ſie, die von uns Deutſchen ſtammen;
Normann, Brite, die ich meine, ſchämt euch eu'rer Abkunft nicht,
Ob auch gleich, was bei euch lebet, jetzt bei uns im Schlummer liegt.

Frankreich und Columbia freu'n ſich ob dergleichen freiem Rechte,
Und ſie ſchieden von dem falſchen durch der Jahre Brauch das ächte.
Nur da ſteigt des Volkes Einheit, wo es die Geſetze kennt,
Und nicht fremdgewordnes Leben es vom Vaterlande trennt.

Alle Willkür, ſie wird ſchwinden, wenn wir einſt dies Recht erhalten;
Denn kein Anſeh'n der Perſonen kann vor offnen Schranken walten.
Billigkeit, Vernunft, nicht todter Buchſtab', führt zum Frieden nur,
Und von Hader, Zwiſt und Aufruhr findet man dann keine Spur.

Freudig blicken wir hinüber nach dem ſchönen Schwabenlande,
Wo für Deutſchland's bied're Völker manches gold'ne Licht entbrannte.
Muthig, Schwabens Biedermänner: deutſch iſt es, was ihr dort ſprecht
Für des Volkes heil'ge Sache, für Geſetz und deutſches Recht!

Offenbach. **J. P. Schlachter.**

Einige Worte über „ein Wort über Schulferien.“

Um jedem ſchiefen Urtheile von vorne herein vorzubeugen, bemerke ich gleich Anfangs, daß die nachfolgenden Zeilen nicht von einem dem Lehrerſtande angehörenden Manne herrühren, vielmehr aus der Feder eines Juriſten gefloſſen ſind.

„Ein Wort über Schulferien“ iſt die Ueberſchrift eines Aufſatzes in Nro. 254 dieſes Blattes, welcher durch ſeinen Inhalt, durch die ausdrücklich ausgeſprochenen oder mehr nur angedeuteten Anſichten über den Lehrerſtand im Allgemeinen zu Erörterungen über letzteren berechtigt. Denn unſer Verfaſſer, allerdings **zunächſt** anknüpfend an eine Berechnung der Anzahl der Ferientage in den Schulen, tritt, gleichviel ob offen oder verſteckt, mit Bemerkungen über den Stand der Schullehrer, über ihr Wirken im Vergleich mit dem anderer Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft, über die Ungleichheit der Erholungszeit bei den verſchiedenen Ständen u. dergl m. hervor. Es iſt dies gewiß ein Gegenſtand von allgemeinem Intereſſe, und in **ſo ferne** muß man dem Verfaſſer jenes Artikels Dank wiſſen dafür, daß in dieſem Blatte wieder einmal die Anregung gegeben wurde, über jene wichtigen Fragen nachzudenken. In ſo weit nun jener Aufſatz auf die **Volksſchullehrer** Bezug hat, ſollen hier einige Entgegnungen auf die Anſichten unſeres Verfaſſers geliefert werden.

Den ſtrengſten Vorwurf, den heftigſten Tadel verdient der letztere dafür, daß er mit unverkennbar feindſeliger Tendenz gegen den würdigſten, aber auch den gedrückteſten Stand eines Staates, den Lehrer- (namentlich den Volksſchullehrer-) Stand, auftrat; daß er weit davon entfernt iſt, das mühevolle Wirken der Schullehrer in gerechter Weiſe anzuerkennen; daß er ſich vielmehr nicht ſcheut, ihrem ſo mühſamen und erhabenen Berufe alle Würde zu verſagen. Wenn man jenen Aufſatz lieſt, ſollte man meinen, ein Lehrer, namentlich ein Volksſchullehrer, ſey zu beneiden, einen ſo glücklichen Stand gäbe es in der ganzen Welt nicht mehr: nicht viel Arbeit, jährlich 157 Tage Ferien, und dazu noch täglich 7 Stunden Erholung, daneben beſtändig Fortbezug der Beſoldung u. ſ. w. Solche Behauptungen führen alle Diejenigen im Munde, welche den ſo ſehnlichſt verlangten Verbeſſerungen der Lage des Lehrerſtandes in den meiſten Staaten feindlich entgegentreten, wahrſcheinlich um ein bequemes Mittel zu haben, jene Verbeſſerungen, denen ſie nun einmal — gleichviel aus welchem Grunde — abhold ſind, mit Scheingründen als gar nicht nothwendig und das Verlangen derſelben gar als eine grundloſe Anmaßung jenes glücklich zu preiſenden (!) Lehrerſtandes darzuſtellen. Unſere Zeit heißt eine

Digitized by Google

aufgeklärte, man rühmt ſich, überallhin das Banner der Humanität zu tragen, man bemüht ſich, die unterſten Stände des Staats nach und nach der wahren Menſchenbildung zugänglich zu machen. Aber nichtsdeſtoweniger iſt in vielen Staaten der Lehrerſtand, d. h. derjenige Stand, dem ausſchließlich die Erziehung und Bildung des Volkes, die Verarbeitung des rohen Materials, mittelſt der man allein die Gebote der Humanität erreichen kann, nicht mit *der* Liebe behandelt, die man ſeinem wohlthätigen Wirken ſchuldig iſt; nichtsdeſtoweniger wird ihm nicht *die* Anerkennung gezollt, die ſeinen ſo ſchwierigen und dabei für den ganzen Staat, ja für das Beſtehen des Staates ſo nützlichen und nothwendigen Dienſtleiſtungen gebührt. Eine *ſolche* Anerkennung würde hauptſächlich *darin* beſtehen müſſen, dem Schullehrerſtande eine würdige, ſeinem erhabenen Berufe angemeſſenere Stellung im Staate zu gewähren, die Volksſchullehrer nicht als *Taglöhner* des Staats, ſondern als Erzieher und Veredler des Volks zu betrachten, und ſie dafür ſo zu belohnen, daß ſie, frei von drückenden Nahrungsſorgen, mit Freude und Luſt, und nicht düſteren Blickes und kummervoll, ihrem ſo ſchwierigen Berufe obliegen, und ſo, daß der Gehalt als eine *gerechte* Vergeltung für die dem Staate zu leiſtenden wichtigen Dienſte gelten kann. In den meiſten Staaten hat ein Volksſchullehrer kaum die Hälfte des Gehalts eines Amtsaktuars, und nicht ein Drittheil der Einnahme eines Pfarrers, und doch wird Niemand beſtreiten wollen, daß der Beruf eines Amtsaktuars *nicht* ſchwieriger, daß der Beruf eines Geiſtlichen *nicht* mühevoller ſey, als der eines Volksſchullehrers. Getroſt kann man vielmehr ſagen, daß ein ſolcher Lehrer den ſchwierigſten Beruf hat, und mindeſtens einen eben ſo wichtigen und würdigen, wie ein Pfarrer, und einen wichtigeren und würdigeren, wie ein Aktuar. Obgleich nun der mit einer Dienſtſtelle verbundene Gehalt in der Regel nach deren Bedeutung und Wichtigkeit für den Staat, ſo wie nach der mit derſelben verbundenen Schwierigkeit und der für dieſelbe erforderten Bildungsſtufe bemeſſen wird, ſo wird doch dieſes gerechte Prinzip der Vergeltung auf den Stand der Volksſchullehrer nicht angewandt. Unſer Verfaſſer würde nun gar wohl noch triumphiren, wenn von dem geringen Gehalte, der bis jetzt noch faſt in allen Staaten den Volksſchullehrern gegeben wird, eine der Ferienzeit entſprechende Rate abgezogen würde, dieſelben alſo während der Ferien den Gehalt nicht fortbezögen. Der gute Mann muß ſeltſame Anſichten haben darüber, was ein Volksſchullehrer zu leiſten vermöge, namentlich im Entbehren und Darben. Die Lehrer und ihre Familien wollen auch während der Schulferien leben; und da *alle* Staatsdiener die Ferien über (zu denen unſer Verfaſſer ja auch die Sonntage rechnet) den Gehalt fortbeziehen, ſo iſt es nicht bloßes Mitleid, bloße Billigkeit, ſondern es iſt Gerechtigkeit, daß bei den (ohnehin meiſtens unvermögenden) Schullehrern keine Ausnahme gemacht wird. Auch darüber dürfen wir uns nicht wundern, daß einige Mal im Jahre eine Vacanz eintritt, während welcher die Lehrer von dem Schulunterrichte befreit ſind. Da ich unten darauf zurückkomme, ſo möge hier die Bemerkung genügen, daß die Rückſicht auf die Lehrer *und* auf die Schüler Ferien ganz nothwendig macht.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Wie franzöſiſche Blätter bereits berichtet haben, iſt Mad. Vacquerie, eine Tochter von Victor Hugo, mit ihrem Gatten und drei Gliedern ihrer Familie vor wenigen Tagen ertrunken. Herr Vacquerie hätte ſich noch retten können, wenn er nicht mehrmals untergetaucht wäre, um ſeine mit dem Tode ringende Gattin hervorzuziehen. Herr Victor Hugo befand ſich während dieſes traurigen Ereigniſſes gerade auf einer Reiſe und man ſchreibt aus Rochefort vom 10. September: Geſtern in der Frühe kam Herr Victor Hugo in unſerer Stadt an, wo er mehrere Tage verweilen und das Marine-Arſenal in Augenſchein nehmen wollte. Kurz nach ſeiner Ankunft trat er mit einem ihn begleitenden Freunde in das Café de l'Europe und begann ein Journal zu leſen, während er ein beſtelltes Frühſtück erwartete. Einen Augenblick nachher füllten ſich ſeine Augen mit Thränen und er reichte dem Freunde das Blatt, welches die Trauerkunde enthielt. Wer ſchildert den Schmerz des tieferſchütterten Vaters! Ungeſäumt reiſte er nach Rochelle ab und mußte, da alle Plätze im Eilwagen genommen waren, ſeinen Sitz auf dem Imperiale nehmen. Das tragiſche Ende der obengenannten Perſonen hat in Frankreich die innigſte und wärmſte Theilnahme erweckt.

Man ſchreibt aus Calais unterm 5. September: Geſtern um 3 Uhr Nachmittags hat ſich ein trauriger Vorfall auf den Dünen von Calais ereignet. Ein Detachement des 55. Linien-Regimentes ſchoß nämlich nach der Scheibe, und trotz dem beſtehenden Verbote und dem mehrmaligen Zurückweiſen drängten ſich mehrere Knaben in die Nähe der Scheibe, um die im Sand zerſtreuten Kugeln aufzuleſen. Der junge *Heinrich Thorel*, ein kleiner Matroſe von kaum 16 Jahren, hatte ſchon 20 Kugeln geſammelt, und rief, nicht wenig ſtolz auf ſeine Kühnheit, den Kameraden zu, daß die erſte Kugel, die wieder abgeſchoſſen würde, für ihn beſtimmt ſey, und ihm auch zufallen müſſe; er ſetzte ſich darauf nach der Scheibe hin in Bewegung, während die Andern etwas zurück blieben, und glaubte ſich durch die Düne vor jeder Gefahr hinlänglich geſchützt. Da vernahm man einen Flintenſchuß, und in demſelben Augenblicke ſtürzte der kleine Matroſe, welchem die Kugel in die Bruſt gedrungen war, todt nieder; ſo war denn die Kugel wirklich für ihn beſtimmt geweſen, aber in einem andern Sinne, als er es erwartet hatte. Dies traurige Ereigniß mag zur Anempfehlung beſſerer Vorſichtsmaßregeln bei ähnlichen Schießübungen dienen.

(*Oberingelheim*, 20. Sept.) Am verwichenen Sonntag war der hieſige Gottesacker der iſraelitiſchen Gemeinde Zeuge einer rührenden Begräbniß-Feier; man beerdigte an dieſem Tage einen Biedermann, den geweſenen Präſes der genannten Gemeinde, *Leopold Oppenheimer*, welcher ſich in vielfachen Beziehungen um ſeine hieſigen Glaubensgenoſſen verdient gemacht und ihre Achtung in vollem Maße beſeſſen hatte. Man verdankt ihm viele Verbeſſerungen des Schulweſens, den Aufbau der neuen Synagoge und die Anlegung des neuen Friedhofs. Er war einer jener würdigen Männer, die im Stillen und, ohne auf äußerliche Anerkennung zu zählen, unabläſſig an der Aufklärung und Verbeſſerung ihrer Mitbürger wirken, und dieſe Wirkſamkeit verfehlte nicht, ihr ſchönes Ziel zu erreichen.

Digitized by Google

Mehr als tauſend Leidtragende aus allen Confeſſionen, ſo wie die Glieder ſeiner Familie und ſeine zahlreichen Freunde, geleiteten den Verſtorbenen zur letzten Ruheſtätte, an welcher der Lehrer Schlimmel eine ergreifende Trauerrede hielt, und der hieſige Liederkranz zwei Choralgeſänge ausführte. Sein Andenken wird ſtets unter uns weilen und ſeine Wirkſamkeit ſegensreich fortleben.

Korreſpondenz.

Weimar, 14. Sept.

Unſere Stadt iſt jetzt angefüllt von Sehenswürdigkeiten aller Art. So hatten wir vor einigen Tagen das Vergnügen, eine prachtvolle Blumen-, beſonders Georginen-Ausſtellung bewundern zu können. Es war dies die erſte Frucht des erſt vor kurzem hier zuſammen getretenen „thüringiſchen Georginen-Vereins“, welcher durch die Bemühungen des Freihrn. v. Biedenfeld, Buchhändler B. Voigt u. A. in's Leben gerufen worden iſt. Es waren derartige Blumen von zum Theil ſehr entfernten Orten eingeſendet worden, was ein erfreuliches Zeichen von Theilnahme bekundet. Der Blumenflor war in einem geräumigen Saale des Stadthauſes, geſchmackvoll geordnet, aufgeſtellt und der Anblick deſſelben bot eine angenehme Augenweide. Preiſe wurden mehrere vertheilt; der erſte iſt, wie es heißt, der Stadt Erfurt zuerkannt worden. — Eine zweite Sehenswürdigkeit bildet gegenwärtig die Gemälde-Ausſtellung. Beiträge dazu lieferten hieſige ſowohl als auch einige auswärtige Künſtler. Man muß ſtaunen über die große Anzahl der Productionen, wenn man bedenkt, daß ſie innerhalb eines Jahres verfertigt wurden. Beſonders ſind einige Künſtler außerordentlich productiv geweſen. Am wenigſten vertreten iſt diesmal die Landſchaftsmalerei und wir hätten gern gewünſcht, noch einige ſo anſprechende Landſchaften zu ſehen, wie ſie die ſchaffende Hand und reiche Phantaſie des Malers Preller uns vorzuführen gewohnt iſt. Daß ſich unter ſo vielen Gemälden nicht auch mehrere befinden ſollten, welche kaum die Gränzen des Mittelmäßigen überſchreiten, iſt kaum denkbar. Und ſo findet man auch hier Gutes neben Mittelmäßigem vereint. Laut des aufgelegten Fremdenbuches wurde dieſe Gemälde-Ausſtellung von Fremden aus Wien, Berlin, Paris und vielen andern Städten beſucht. Gleichzeitig ſind auch in einem andern Lokale einige koſtbare Gemälde ausgeſtellt, welche unſerm Hofe von Sr. Maj. dem Kaiſer von Oeſterreich zum Geſchenk verehrt wurden. Es ſind Bildniſſe der hohen Kaiſerfamilie nicht ganz in Lebensgröße. Das Colorit iſt lebhaft und ſchön und die Aehnlichkeit mit den Originalen ſoll frappant ſeyn. — Gegenwärtig begeht man hier ein alljährlich wiederkehrendes Volksfeſt, das Vogelſchießen. Wie gewöhnlich, beehrten es auch diesmal die hohen Mitglieder des großh. Hauſes auf kurze Zeit mit ihrer Gegenwart. Im Ganzen iſt jedoch der Andrang des Volkes weniger groß, als früher, was zum Theil ſeinen Grund mit in den drückenden Zeitverhältniſſen haben mag. Auch die Sehenswürdigkeiten ſind nicht eben bedeutend. Einiges Aufſehen machen die athletiſchen Künſte des Hrn. Baron aus Warſchau, welcher bei nur gewöhnlicher Körpergröße ſchwere Laſten mit Leichtigkeit zu handhaben verſteht. Außerdem iſt noch erwähnenswerth das Panorama des Hrn. Birkner aus Altenburg, welches ſich durch Mannichfaltigkeit, Treue und Schönheit der Gemälde vor vielen andern dieſer Art auszeichnet.

Coburg, 18. Sept.

Die mit einem feſtlichen Empfange der Stadt begleitete, am 15. d. M. erfolgte Ankunft des Prinzen Auguſt von Sachſen-Coburg mit ſeiner Gemahlin, der Prinzeſſin Clementine von Frankreich, welche hohe Herrſchaften den Winter über hier verweilen werden, hat bereits zu mancherlei ſolennen Feierlichkeiten den Anlaß gegeben und andere in Ausſicht geſtellt. Der großen Cour und Tafel im herzogl. Schloſſe folgte geſtern, als am Geburtstage unſerer Herzogin, im Hoftheater nach vorher geſprochenem Prologe die Aufführung der Feſtoper. Es war hierzu eine deutſche Oper, und zwar Lindpaintner's „Sicilianiſche Veſper“, gewählt worden, welche jedoch, der feſtlichen Veranlaſſung wegen und da das Süjet für die Erinnerungen Frankreichs nicht eben erfreulich iſt, hier unter dem Titel: „Philipp der Vierte in Portugal, oder: Liebe und Kampf“ in die Scene ging. Die Handlung iſt (wie wir vernehmen, durch die gewandte Feder eines hieſigen Dichters) mit vieler Geſchicklichkeit nach Portugal verlegt und behandelt die Erhebung der Portugieſen im Jahr 1640 gegen das ſpaniſche Joch und die Thronbeſteigung des Hauſes Braganza. Die Muſik dieſer Oper, wenn auch nicht immer originell, bietet der trefflichen Nummern viele und ſprach allgemein an; nur hätte man auch hier einige Abkürzungen gewünſcht, da die vierſtündige Dauer einer Oper auch den aufmerkſamſten Zuhörer ermüdet. Die Ausſtattung der Oper war durchaus glänzend und geſchmackvoll und beſonders ſchön die Schlußdecoration, Liſſabon mit dem durch Schiffe belebten Tajo darſtellend, gemalt und angeordnet. Von den Hauptpartieen zeichneten ſich Dem. Haldreiter (Eleonore), Hr. Reer (Fondi, hier Coſta) und Hr. Franz (König) ganz vorzüglich aus. Erſtere wurden am Schluſſe hervorgerufen. Eine zu erwartende baldige Wiederholung dieſer Oper wird geſtatten, auf ihre muſikaliſchen Schönheiten näher beurtheilend einzugehen. Demnächſt ſoll auf unſerer Hofbühne auch Donizetti's „Regimentstochter“ zur Aufführung kommen. — Schließlich fügen wir noch ein Feſtgedicht bei, welches dem Prinzen Auguſt von Sachſen-Coburg bei ſeinem Einzug in hieſiger Stadt von Jungfrauen überreicht wurde und das den berühmten Friedrich Rückert zum Verfaſſer haben ſoll. Es lautet alſo:

Abermals ein rüſt'ger Sohn
Unſ'res Fürſtenſtamms erreicht
Siegreich eine Ehrenkron,
Die an Preiſe keiner weicht;
Und die unſre Sie zu nennen,
Müſſen wir Ihm Dank bekennen.

Von Paris bis Coburg iſt
Wohl ein Abſtand und ein Sprung;
Daß Du hergekommen biſt
Du ſo edel, ſchön und jung,
Komme Dir auf allen Wegen
Unſre Huldigung entgegen!

Du biſt eines Königs Kind,
Dem ein großes Volk, ja dem
Alle Völker dankbar ſind
Für des Friedens Diadem;
Sey Zufriedenheit und Frieden
Dir auch unter uns beſchieden!

Auflöſung des Palindrom's in Nro. 262.

Madam.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 23. Sept. (Zum Erſtenmale): Vetter Heinrich, Schauſpiel in 5 Abth., vom Verfaſſer: „der Landwirth.“ (Gaſtrolle) Stellam: Hr. Kaiſer, vom Schweriner Hoftheater. — Hierauf folgt: Nummer 777, Poſſe in 1 Act, von Lebrün. Pfeffer: Hr. Kaiſer.

Sonntag, 24. Sept. Fauſt, große Oper in 2 Abth., Muſik von Spohr. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 264. Sonntag, den 24. September 1843.

Vergißmeinnicht.

von

Wilh. Wagner.

Vergißmeinnicht, du hold begrünte Blume
Mit deinem gelben Stern auf blauem Grund,
Wie manches Lied ſchon ſang zu deinem Ruhme
Die ſel'ge Jugend in beglückter Stund'!
Wie liebt man dich in jenen gold'nen Tagen,
Wo freudig noch die jungen Herzen ſchlagen,
Wo noch die Liebe nach den Sternen greift
Und bis in ferne Welten träumend ſchweift!

Vergißmeinnicht! — Ja, reizend ſind die Träume
Des Nichtvergeſſens, der Beſtändigkeit!
Doch blüh'n ſie kurz nur wie die Mandelbäume,
Bald abgeſtreift vom rauhen Hauch der Zeit,
Und Alles wird vergeſſen, bald vergeſſen,
Wie's auch beglückend war, was wir beſeſſen;
Ein Blatt um's and're welkt und löſ't ſich ab
Und endlich fällt das letzte auch hinab.

Mit heil'gem Schwur betheuert erſte Liebe,
Unwandelbar vereinigt ſtets zu ſeyn.
Noch unentweiht ſind ihre ſchönen Triebe,
Noch drängt kein Mißlaut ſich, kein Zweifel ein.
Die Zeit enteilt. Zehn Jahre floh'n indeſſen;
Die heil'gen Schwüre ſind ſchon längſt vergeſſen
Und man belächelt jenen Kindertraum;
Er iſt zerronnen wie der Welle Schaum.

Vergißmeinnicht! — ſagt auf dem Sterbebette
Die treue Mutter zum geliebten Sohn.
Erinnerung iſt eine Blumenkette;
Bald iſt ihr Duft, ihr Farbenſchmelz entfloh'n.
Der Mutter theu'res Bild ſeh'n wir erbleichen
Und vor dem Glanze neuer Liebe weichen;
Es bleibt uns werth, doch iſt's ein Schatten nur
Und neues Grün verhüllt die Trauerſpur.

O ſel'ge Jugend, die für alles Hohe
Und für der Menſchheit ew'ge Rechte glüht,
Du ſtarke Kämpferin, du Glaubensfrohe,
Mit deinem himmelſtürmenden Gemüth,
Mit deiner Freundſchaft warm und unermeſſen,
Wie ſchnell iſt all' dein Ideal vergeſſen!
Nur wen'ge Jahre und die Heldenkraft
Iſt in den Alltagskreiſen ſchon erſchlafft.

Jed' Werk der Liebe, freundlich uns erwieſen
Von treuer Hand, iſt ein Vergißmeinnicht;
Jed' heit're Stunde, die wir ſah'n entfließen
Im Freundeskreis, mahnt an des Dankes Pflicht;
Jed' Wort des Troſtes unter Gram und Schmerzen,
Jed' Mitgefühl von gleichgeſtimmten Herzen,
Auch ſie ſind Blumen im Erinn'rungskranz,
Doch nur zu bald erbleicht ihr Farbenglanz.

Ja, Alles wird vergeſſen, Alles ſchwindet,
Ob's klein und niedrig, ob's erhaben ſey.
Die Zeit, die wechſelnde, trennt und verbindet,
Führt and're Menſchen, and'ren Sinn herbei,
Verwandelt Haß in Lieb', gibt den Gedanken
Ein and'res Ziel, dem Wirken and're Schranken;
Sie hebt den Einen aus dem Staub empor
Und ſtürzet Den, der ihre Gunſt verlor.

Vergißmeinnicht, du ſchönes Wort der Jugend!
Glückſelig, wer an deinen Traum noch glaubt;
Wem noch die heil'ge Gluth für Recht und Tugend,
Für Lieb' und Treu' das Leben nicht geraubt!
Glückſelig, wen die ſtrahlenden Geſtalten
Der Götter und der Muſen noch umwalten
Und wer zum Liebchen noch beim Sternenlicht
Mit tauſend Küſſen ſagt: — Vergißmeinnicht!

Digitized by Google

Czerny=Georg.

Eine ſerbiſche Novelle.

(Fortſetzung.)

Hatte die Wila — denn daß ſie es war, die er aus den Liedern ſeines Volkes kannte, unterlag keinem Zweifel — hatte die Wila nicht ſeinen Namen gerufen? War es wirklich ſo?

Georg! ertönte es noch ein Mal, und in den Lauten lag ein Zauber, der ſeine Seele beſtrickte. Er horchte mit angehaltenem Athem, und es gab für ihn keinen Donner und keinen Blitz mehr.

„Du,“ ſprach jetzt die Wila — „der Du Deines Volkes Hoffnung biſt — ermanne Dich, Du ſollſt ſein Moſes werden; aber nicht träge Ruhe, nicht thatloſes Zuſehen iſt Dein Beruf. Der Türke, der Würger Deines Volkes, hauſet in Deinem Vaterlande. Sahſt Du das? Was grimmig in Dir gährt, laß es friſch, frei und muthig zur That werden. Zerbrich das Joch! — Zertrümmere, was Dich hemmt, und tritt nieder die Schranke, welche Dir knechtiſchen Sinn bereitet hat. Achte nicht die Bande des Blutes. Deine Väter kämpften und ſtarben. Du wirſt kämpfen und ſiegen. Kämpfe! —“

Blitz und Donner unterbrachen ihre Worte. Vom Blitze beleuchtet, ſtand die himmliſchſchöne Geſtalt da, als könne ſie gebieten der Macht der wilden Naturkraft, und als ſpreche der Donner Ja und Amen zu ihren Worten.

„Auf denn,“ fuhr ſie fort, und ihre Stimme erſtarkte in eben dem Maße, als die des rollenden Donners abnahm; „erhebe Dich! Mein Schutz iſt Dein! Die Stunde naht. Handeln iſt des Mannes Beruf, und Freiheit ſein Element! —“

Die Zweige der Tannen bewegten ſich jetzt, und thaten ſich auf wie ein gewölbtes Thor. Sie trat hinein. Das Thor ſchloß ſich hinter ihr. In eben dieſem Momente zuckte ein Blitz über den Wilafelſen hin, und als er erloſch, war die Wila verſchwunden. —

Der Jüngling war außer ſich. Starr war ſein Auge an die Stelle geheftet, wo die Wila verſchwunden war. Dann ſchloß er es. Lange Zeit lag er da, als ſchliefe er wieder; aber in ſeiner Bruſt tönten die Worte nach, welche die Wila geſprochen.

Das Gewitter war von dem Winde über die Berge hinweg gepeitſcht worden; der Himmel ſah wieder ſo klar und blau in die Schlucht, wie früher.

„War's nicht ein Traum?“ rief jetzt auffahrend der Jüngling. „Nein! Nein!“ rief er ſich ſelbſt zur Antwort — „ich habe ſie geſehen, ich habe ſie gehört! Ja, ich will, was ſie ſagte,“ rief er, und hob ſeine Hand empor. „Wila, ich ſchwöre Dir's.“

Jetzt erhob er ſich und ſchritt ſtolz und kühn, wunderbar erhoben, aus der Schlucht, wo er des Berufes, der Retter ſeines Volkes zu ſeyn, theilhaftig geworden war.

Er rannte hinab durch das felſige Wieſenthal, wo die ſchäumende Reſſawa ſich durch die Felſen windet und die kleine Mika in ſich aufnimmt. Dort ſank er am Fuße einer hundertjährigen Eiche nieder. Er fühlte es, daß er jetzt, in dieſer innern Aufregung nicht wohl heimkehren dürfe in die Burg Manaſia, wo ſeines Geſchlechtes Stammſitz war. Hier ſaß er brütend, bis der Abend kam, und mit ihm ein gewaltiger Regen; aber er ſchien es nicht zu fühlen. Erſt als eiskalte Fieberſchauer ihn ſchüttelten, eilte er der fernen Heimath zu. Er mußte längs der ſchäumenden Reſſawa fortwandeln. Kein Sternlein ſandte ihm ſein Licht zu, den gefährlichen Pfad zu erhellen, und der Regen ſtrömte immer gewaltiger herab.

Es war ſchon Mitternacht, als er endlich das Dorf erreichte, wo ſein Vaterhaus lag. Alles war dunkel in den Hütten des Volkes; nur droben auf der Burg der Väter ſchimmerte noch Licht in der Halle der Diener. Sie harrten des Jünglings, den ſie alle liebten, weil er menſchlich und mild war. Jetzt vernahmen ſie ſein heftiges Pochen am eiſenbeſchlagenen Thore. Sie eilten heraus, und fanden ihn ſtarr und regungslos daliegen. Voll Schrecken über dieſen unerwarteten Anblick, ergriffen und trugen ſie ihn in ſein Gemach. Durch Reiben und warme Tücher, in welche ſie ihn hüllten, gelang es, ihn zu erwärmen, aber wilde Fieberphantaſieen hielten ſeinen Geiſt in ihren Banden.

Es vergingen Wochen und Monate, ehe es der ungeſchwächten Kraft des Jünglings gelang, die Macht der Krankheit zu beſiegen. Niemand kümmerte ſich um ihn, als zwei alte treue Diener und der Prieſter des Ortes, der auch, wenn auch noch ſo unvollkommen, die ärztliche Kunſt ausübte.

Wie? Nicht ein Mal ſein Vater? Oder hatte er keinen Vater mehr? — Er hatte ihn noch, und doch nicht mehr!

(Fortſetzung folgt.)

C. W. G. von Grolman,

königl. preuß. General der Infanterie, kommandirender General des 5. Armeekorps, geſt. am 15. Sept. in Poſen.

Durch dieſen ſchmerzlichen, wenn auch nicht unerwarteten, Todesfall hat das Kriegsheer, welchem der Verewigte über ein halbes Jahrhundert mit Auszeichnung angehörte, einen großen und ſchweren Verluſt erlitten. Carl Wilhelm Georg v. Grolman, ein Sohn des im Jahre 1840 verſtorbenen, beinahe 100 Jahre alt gewordenen Obertribunals-Präſidenten a. D., wurde in Berlin am 30. Juli 1777 geboren. Schon i. J. 1792 trat er in den vaterländiſchen Kriegsdienſt bei dem damaligen Regimente v. Möllendorf ein, bei welchem er ſechs Jahre ſpäter zum Seconde-Lieutenant avancirte. Als im Jahre 1806 der unglückliche Krieg ausbrach, war er bereits Stabscapitän und Adjutant bei der berliniſchen Inſpection des Feldmarſchalls von Möllendorf, dem er, als dem Oberbefehlshaber bei der Schlacht von Jena, attachirt war. Nachdem er, da die Schlacht verloren und das Heer zerſprengt war, zuvor noch Adjutant bei dem Fürſten Hohenlohe geweſen, ging er, als auch die Kapitulation von Prenzlau erfolgte, zum Heere nach Oſtpreußen, wo er im Generalſtabe des Generals L'Eſtocq diente, und nach dem Treffen von Heilsberg zum Major avancirte. In der blutigen Schlacht bei Eylau focht Grolman ritterlich, und erhielt am 27. Februar 1807 den Orden pour le mérite. Mit dem Tilſiter Frieden beginnt für den Verewigten eine bewegte Zeit. Die Anſtellung, welche er alsbald, unter Scharnhorſt, bei dem allgemeinen Kriegs-Departement erhielt, währte nicht lange, da er 1809 bereits, nachdem auch er bei der nothwendigen Umwandlung des Heeres thätig geweſen, ſeinen Abſchied nahm, um in öſterreichiſche Dienſte zu treten, wo er gleichfalls bei'm Generalſtabe des Generals Kienmayer eine Stellung erhielt. Aber auch dieſe währte des bald erfolgten Friedens mit

Digitized by Google

Napoleon wegen, nur kurze Zeit, ſo daß er ſich 1810 über Schweden und England nach Spanien wandte, um hier gleichfalls gegen Napoleon zu kämpfen. In Cadiz commandirte er als Major eine Fremdencohorte, ward aber 1812, bereits zum Oberſt-Lieutenant vorgerückt, von den Franzoſen bei Valencia gefangen genommen und nach Frankreich geſchafft. Hier wußte er indeß loszukommen, und kehrte über die Schweiz, unter angenommenem Namen, nach Deutſchland und zwar nach Jena zurück, wo er, wieder unter fremdem Namen (v. Gerlach) als Student lebte. Inzwiſchen hatte die Stunde der Erhebung und Befreiung für das Vaterland geſchlagen. Voll inniger Vaterlandsliebe eilte Grolman der geliebten Heimath zu, wo er ſich Anfangs in dem Vaterhauſe und auf dem Gute Steglitz des ihm befreundeten und geſinnungsverwandten Miniſters v. Beyme verſteckt halten mußte, bis das öffentlich erklärte Bündniß Preußens mit Rußland (März 1813) jedem Zweifel und jeder Beſorgniß, zum Heile des Vaterlandes, ein Ende machte. Nun begann die ruhmreiche Thätigkeit des Verewigten.

(Schluß folgt.)

Einige Worte über „ein Wort über Schulferien."

(Schluß.)

Ganz andere Anſichten liegen nun aber in dem oben berührten Aufſatze in Nro. 254 dieſes Blattes theils ausgeſprochen, theils verborgen. Der Lehrerſtand iſt dem Verfaſſer deſſelben ein ganz niederer Stand, ſein Beruf ſcheint ihm zwar auch mühſam, allein deſſen Wichtigkeit und Bedeutung für den Staat ſcheint er nicht anerkennen zu wollen, ſonſt hätte er mit mehr Achtung von den Schullehrern geſprochen; er hätte ſich dann nicht beigehen laſſen, der Schwierigkeit und den Mühen des Berufs eines Lehrers die wahrlich! ſaure Arbeit eines Dreſchers oder Landmannes gegenüber zu halten, und daraus den Schluß zu ziehen, daß jener Stand eben doch nicht mit ſo viel Anſtrengungen und Mühſalen verbunden ſey, wie ſie andere arbeitende Klaſſen tagtäglich zu beſtehen haben. Es iſt an ſich ſchon ein Hohn, den Beruf der Lehrer in eine ſolche Parallele zu ſetzen. Sodann aber iſt jener Vergleich auch um deßwillen nicht ſtichhaltig, weil der zumeiſt auf Thätigkeit des Geiſtes und der Seele beruhende Beruf des Lehrers offenbar nicht mit dem Berufe ſolcher Leute verglichen werden kann, welche rein mechaniſche und phyſiſche Dienſtleiſtungen zu verrichten haben, und welchen die rohe, natürliche Körperkraft die Mittel zur Exiſtenz gewährt. Und nun zu ſchließen: weil ſolche Leute das Jahr über, die Feiertage abgerechnet, keine weitere Ferien hätten, vielmehr ihres Erwerbes wegen Tag für Tag der ſchweren Arbeit obliegen müſſen, deßwegen brauche auch der Lehrerſtand, der nicht eine ſo ſchwere Arbeit zu verrichten habe, keine weiteren Ferien, iſt in der That ein unlogiſcher und monſtröſer Schluß. Ganz abgeſehen von der Zahl der Ferientage, ſo leuchtet doch ein, daß ſich die vermeintliche Räthlichkeit und Nothwendigkeit der Aufhebung der angeblich zu großen Ferien auf die Weiſe nicht demonſtriren läßt, welche unſer Verfaſſer — deſſen ſalbungsvolle Eintheilung der Feiertage ich ganz übergehe — verſucht hat. Ueberdies aber iſt wahrlich nicht einzuſehen, daß den Volksſchulen das Jahr über zu viel Ferien gegönnt wären. An Feiertagen, welche für den ganzen Staat als ſolche gelten, kann und darf natürlich auch in den Schulen nicht unterrichtet werden. Solche Tage darf man daher, wenn man von den Schulferien ſpricht, nicht in Rechnung bringen — wie gleichwohl unſer Verfaſſer gethan hat — und eben ſo wenig die Mittwoch- und Samſtagnachmittage, denn dann müßte man conſequent auch ſagen: in der Schule A. iſt täglich nur bis 4 Uhr Unterricht, in der Schule B. aber bis 5 Uhr, es hat alſo der Lehrer in der Schule A. im Vergleich mit dem in der Schule B. täglich 1 Stunde Ferien, d. h. im Jahr, die Sonntage abgerechnet, 313 Stunden, gleich 13 Tagen. Angenommen nun, es blieben dennoch im Ganzen noch acht oder zehn Wochen eigentlicher Ferien übrig, iſt dies, auf das Jahr vertheilt, etwa zu unverhältnißmäßig für den anſtrengenden Beruf der Lehrer, oder zu viel für das jugendliche Alter der Kinder? Nur dann würde ein Mißſtand bei den Ferien vorhanden ſeyn, wenn ſie nicht auf alle Jahrszeiten vertheilt wären, ſondern auf einmal und zuſammenhängend einträten. Zufolge der vernünftigen Vertheilung derſelben haben ſie jedoch keine Nachtheile, ſondern nur Vortheile zur Folge. Der Unterricht wird nicht allzu lange unterbrochen, und Lehrer und Schüler gehen wieder geiſtig und körperlich geſtärkt und mit neuem Eifer an das Werk. — Was nun aber noch die angebliche tägliche Erholung von ſieben Stunden betrifft, ſo kann dies gewiß nicht im Ernſte gemeint ſeyn. Fragen wir einmal die Volksſchullehrer, wie viele Erholung ihnen täglich gegönnt iſt, und ſie werden leider ſagen: „in der Schule haben wir täglich 5 — 6 Unterrichtsſtunden zu geben, aber damit können wir uns und unſere Familien nicht ernähren, unſer Gehalt iſt nur allein für die ganz nothwendigen Bedürfniſſe einer Familie zu gering, und wir ſind daher genöthigt, täglich 3 — 4 (vielleicht auch 4 — 6) Privatſtunden für nicht ſehr glänzendes Honorar zu geben; kummervoll und mühſam bringen wir ſo das Jahr herum, trüben Blicks ſchauen wir in die Zukunft; denn was wird aus uns werden, wenn wir alt und gebrechlich, was wird aus unſeren Familien werden, wenn wir geſtorben ſind und ihnen nichts hinterlaſſen haben?" Und fürwahr, glücklich erſcheinen noch diejenigen Volksſchullehrer, welche in Ertheilung von Privatſtunden ihren weiteren Erwerb finden, im Vergleich zu denjenigen, welche, durch äußere Verhältniſſe in manchen Gegenden genöthigt, während ihrer freien Zeit Handlangerdienſte verrichten oder überhaupt ſolche Beſchäftigungen ſuchen müſſen, welche an ſich mit dem Berufe eines Lehrers nicht harmoniren und ihn herabwürdigen! Wie eine Satyre klingt es, den Volksſchullehrern eine täglich 7ſtündige Erholungszeit vorzuhalten; gar keine bleibt ihnen übrig, und dennoch welche Anſtrengung wird erfordert, faſt den ganzen Tag über zu lehren und zu unterrichten, oder dazwiſchen Feld- und ſonſtige dergleichen Arbeiten zu verrichten? Dem Lehrer iſt gewiß Ruhe und Erholung nöthig zur Sammlung neuer Kräfte, bei Tage findet er ſie, außer den Ferien, ſelten, und ſelbſt die Nacht kann ſie ihm oft nicht geben, weil er, nur ſorgenvoll ſein ſchweres Tagewerk ſchließend, den Schlaf oft nicht finden kann und beſtändig der Sorgen gedenken muß, die ihm der morgende Tag zuführt! —

So viel iſt gewiß, daß unſer Verfaſſer kein Frankfurter iſt; denn ſeine Feiertags- und Ferienrechnung ſtimmt nicht mit dem Frankfurter Kalender überein. Es mußte dieſelbe daher um ſo mehr ganz unberückſichtigt bleiben, weil ſie nur auf einen ſpeciellen Staat Anwendung erleidet, und nur in ſo fern konnte

Digitized by Google

jener Auſſatz hier eine Erörterung finden, als ſich deſſen Verfaſſer über den Lehrerſtand und die Ferien im Allgemeinen ausſpricht. Von dieſem Standpunkte aus ſind denn auch jene Anſichten hier beſprochen worden.

Frankfurt a. M., den 17. September 1843.

Mannichfaltigkeiten.

Im Jardin des Plantes ſollten kürzlich drei Bären getödtet werden: eine alte Bärin und deren zwei Junge. Die Bärin wurde erwürgt, eine Todesart, welche den dazu beauftragten Männern wegen des Pelzes viele Mühe und der Bärin lange Qualen verurſachte. Als man mit der Bärin fertig war, wollte man die jungen Bärlein vornehmen, aber dieſe hatten ſich vor Angſt in ihr Loch verkrochen und wollten nicht hervorkommen. Da das Erwürgen ſo viel Mühe verurſacht hatte, wurde den Jungen ein anderer Tod zugedacht. Als nach 24 Stunden der Hunger ſie aus ihrem Neſte trieb, fanden ſie auf dem Hofe ein halb Dutzend appetitlich ausſehender Kuchen, die aber alle mit Arſenik beſtreut waren. Die Bärlein beſchnüffelten ſie, aber ſie gedachten noch der geſtrichen Scene und trauten nicht. Nachdem ſie die Kuchen mehrere Minuten berochen, mochte ihnen deren Geruch verdächtig vorkommen; ſie nahmen ſie daher vorſichtig, trugen ſie zu der Tränke, wuſchen ſie ſorgfältig ab, und verſpeiſten ſie ſodann, ohne das geringſte Unbehagen darnach zu verſpüren. Einen zweiten Vergiftungsverſuch machten ſie auf dieſelbe Weiſe zu nichte. Aus Bewunderung ihres Scharfſinnes ſchenkte man ihnen das Leben.

(Antike Trauerſpiele.) Nachdem die Sophokleiſche Antigene ſeit Jahr und Tag in Berlin als Oper in Scene gegangen und der vorübergehende Anreiz vielleicht ſchon befriedigt iſt, erſcheint die Böckh'ſche Uebertragung des Stückes, die wohl in deutſcher Ueberſetzungskunſt ein klaſſiſches Meiſterſtück genannt werden mag. Deutſche Gelehrſamkeit kommt leider ſo häufig post festum! — Zugleich unternimmt Dr. Marbach eine moderne Umdichtung der alten Tragödien. König Oedipus erſchien bereits in ſeiner Bearbeitung mit fünffüßigen Jamben und gereimten Chören. Freilich iſt der Reim die Muſik unſerer rhythmiſchen Poeſie, und wenn die Berliner nun auch die Medea in ein modernes Melodram mit vollem Orcheſter und Operngeſang verwandelt haben, hätten ſie gut gethan, ſich die Chöre gereimt überſetzen zu laſſen, damit doch etwas Gereimtes in die Sache kommt. Unſere Schauſpieler und Sänger quälen ſich furchtbar ab an den alten Maßen. Man ſagt, die Schauſpielkunſt von heute ſey nur noch eine Virtuoſin in der geſelligen Converſation, in bürgerlichen Stücken. Vielleicht lernen unſere Schauſpieler in der antiken Tragödie — wieder auf Stelzen gehen.

Korreſpondenz.

Hamburg, 19. Sept.

Der Lehrer der populären Experimental-Phyſik, Hr. Chriſteinecke aus Lübeck, wird uns auch in dieſem Herbſte beſuchen und, wie vor zwei Jahren, hier einige freie Vorträge über Electroſtatik und Electrodynamik halten. Seit dem Herbſte 1841 hat Hr. C. ſeinen Apparat bedeutend vermehrt, wie wir aus den Berichten von Dresden, Magdeburg, Stettin u. ſ. w. erfahren. — Die herrliche Giraffe, von der ich Ihnen neulich meldete, iſt durch Hrn. Lichtenſtein für Se. Maj. den König von Preußen zur Zierde der Pfaueninſel angekauft worden und wird in dieſen Tagen an den Ort ihrer Beſtimmung abgehen. Von dem frühern Beſitzer der Giraffe, Hrn. Schreyer, iſt jetzt hier auch eine Menagerie zur Schau geſtellt, mit der er nach Berlin zu gehen beabſichtigt. Außer Prachtexemplaren von Löwe, Tiger, Tigerkatzen, Hyänen, Llama's, Schlangen ꝛc., zählt dieſelbe mehrere Seltenheiten, als: Zebra, Caſuar, neuſeeländiſche Strauße, Pelican, Zobel, und unter einer Sammlung von Affen der alten und neuen Welt zwei beſonders ſchöne Stenops. — Wenn man unſere Neubauten und die ſchnell ſich erhebenden hohen Häuſerreihen betrachtet, drängt ſich unwillkürlich die Bemerkung auf, wie Alles dabei nur auf Nutzen und Gewinn berechnet iſt und wie wenig oder gar nicht der Schönheitsſinn berückſichtigt wird. Man ſieht nichts als 4 bis 5 Stock hohe, regelmäßige Gebäude, ohne alle Eleganz und architektoniſchen Schmuck. Eine rühmliche Ausnahme davon macht das neue Möbel-Magazin des Tiſchleramtes in der Paulſtraße, das in den nächſten Tagen bereits bezogen wird. Dadurch kommt eins unſerer ſchönſten öffentlichen Lokale, der herrliche Apollosaal, wieder frei, der im nächſten Winter nun wieder zu öffentlichen Aufführungen, Konzerten, Bällen ꝛc. benutzt werden ſoll. — Gegenwärtig werden bei uns zwei Virtuoſen erſten Ranges erwartet. Antonio Bazzini, der ausgezeichnete Mailänder Violinvirtuoſe, wird uns von Berlin aus beſuchen, um ſich öffentlich hören zu laſſen. Ebenſo will der nordiſche Geigen-Magus — wie ein Enthuſiaſt ihn nennt — Ole Bull vor ſeiner Kunſtreiſe nach Amerika in einem Konzerte uns und ſeinem heimathlichen Lande ein herzliches Lebewohl ſagen. — Das neueſte Luſtſpiel von Roderich Benedix: „der Steckbrief“, meines Wiſſens auf unſerem Stadttheater zum Erſtenmale aufgeführt, hat namentlich in den erſten Acten ſehr angeſprochen und lauten Beifall geerntet, der jedoch gegen das Ende hin in etwas verſtummte. Jedenfalls iſt auch dieſes Product des Verfaſſers des „langen Israel“ und „Doctor Wespe“ den beſten dramatiſchen Erſcheinungen der Neuzeit beizuzählen. — Die nächſte Verſammlung des durch den Straßentumult berüchtigt gewordenen „europäiſchen Weintrinker-Vereins“ ſoll am 18. October ſtatt finden.

Frankfurt a. M.

Hr. J. W. Rinn aus Darmſtadt, deſſen mühevoller Arbeit eines religiöſen „Geſchichts-Teppichs“ man ſich noch erinnern wird, hat nunmehr im Rebſtock dahier, neben jenem ein noch mühevolleres Werk ſeines Fleißes ausgeſtellt. Mit 2518 einzelnen Stückchen, in den verſchiedenſten Farben, einer Menge Bildern und Figuren, hat er in einem großen Teppich die ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten, ihre Verbindung zu einander und die neueſten Verhältniſſe des deutſchen Vaterlandes, in Folge der Befreiungskriege und des dadurch begründeten 28jährigen Friedens, ſymboliſch und allegoriſch zuſammen zu ſtellen geſucht. Hrn. Rinn's Fleiß, Ausdauer und Kunſtfertigkeit verdienen alle Anerkennung.

L. —

Theater-Anzeige.

Sonntag, 24. Sept. Fauſt, große Oper in 3 Abth., Muſik von Spohr. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 265. Montag, den 25. September 1843.

Czerny-Georg.

Eine ſerbiſche Novelle.

(Fortſetzung.)

II.

Die Hajducken.

In dem weiten Thale, welches die Reſſawa durchſtrömt, lag an dem ſonnigen Abhange eines Berges ein kleines Dorf. Die alte Kirche überragte die Häuſer des Dorfes, welche mitten im Baumesgrün lagen; aber weit über Dorf und Kirche hinaus ragte ein mächtiges altes Gebäude, mit Gräben und einem Walle umgeben, der dicht mit Korkulmen beſetzt war, deren Aeſte bis zur Erde reichten. Vom Schloſſe aus zog ſich dieſer Baumwall bis um das Dorf herum, ſo daß es, von guten Schützen vertheidigt, ohne Kanonen, völlig uneinnehmbar war.

Das Schloß Manaſia ſtammte aus uralter Zeit. Ueber ſeinen Urſprung trug man ſich nur noch mit Sagen im Volke. Ein Schupan von Serbien ſollte es erbaut haben, und von dieſem die Kneſe von Manaſia abſtammen, die es noch heute bewohnten. Es war ein gigantiſcher Bau, welcher ein faſt regelmäßiges Viereck bildete. Rings um die Mauern erhoben ſich zwölf kleinere Thürme, die überall Schießſcharten umgaben, wie auch die langen Mauern der Seiten; allein dieſe Schießſcharten waren durch ihr nach innen ungemein breites Ausbiegen ſichtbarlich zum Pfeilſchuſſe beſtimmt, und wieſen ſomit den Urſprung des Gebäudes in eine Zeit, wo man die Macht des Pulvers und den Gebrauch des Feuergewehres noch nicht kannte. Zu gleicher Erde hatte das Schloß keine Thüre, nur eine zweite Reihe Schießſcharten lief rings herum. Erſt im zweiten Geſchoſſe war der Eingang. Eine eiſerne Zugbrücke, welche auf dem Walle auflag, bildete den Weg zu dieſer Thüre, und ſchloß ſie zugleich, wenn ſie aufgezogen wurde. Große Bogenfenſter erleuchteten im zweiten Geſchoſſe die inneren Räume. Schwarzgrau waren die Mauern des Schloſſes. Ungeheure Maſſen und wahrhafte Stämme von Epheu umrankten ſie. Uebrigens ſchien es, als habe der jetzige Beſitzer des Gebäudes nichts für daſſelbe gethan; denn der Zahn der Zeit nagte mächtig an den Mauern, die wohl der nachbeſſernden Menſchenhand und Kunſt bedurften.

Das Innere der Burg ſtand mit dieſem uralten Aeußern im ſtärkſten Kontraſte; denn hier fand der ſchwelgeriſche Luxus der Gegenwart ſein reiches Gebiet. Eine wahrhaft orientaliſche Pracht herrſchte hier, deren Urbild wohl im Palaſte des Paſcha's von Belgrad zu ſuchen ſeyn mochte. Der edle Knes, Petro Stephanowitſch, welcher es ſelbſt bewohnte, konnte nichts geſpart haben; denn prachtvolle Divan's liefen an den Wänden hin; herrliche Tapeten bedeckten die Wände. Koſtbare Spiegel in ſchweren, vergoldeten Rahmen zierten dieſe, und Wiens Kunſtfleiß hatte gewetteifert, die Mobilien zu liefern. Ungemein kontraſtirten wieder mit dieſer modernen Pracht die alten und ſchweren ſilbernen Kandelaber und Kronleuchter, welche man in den Gemächern erblickte. Den Boden deckten koſtbare türkiſche Teppiche. Wer dieſe Pracht ſah, hätte wohl glauben mögen, hier herrſche ein recht üppiger Muſelmann, nicht aber ein Knes, weil jede Spur ſerbiſcher Sitte und Einfachheit vertilgt war.

Dieſe innere Ausſchmückung des Schloſſes Manaſia war das Werk des Knes Petro Stephanowitſch, eines Mannes, der entſchieden ſich von dem Volke der Serben ab und ſeinen Unterdrückern, den Türken, ſich zugewendet hatte, der dem Paſcha von Belgrad und ſelbſt dem Bimbaſchi von Semendria zum Augendienſte lebte, und ſich glücklich pries, wenn er in ihrer Nähe ſeyn und ſie mit ſeinen Genüſſen vergnügen konnte. Er war noch ein Mann in den kräftigeren Jahren, aber in türkiſcher Sitte verweichlicht. Längſt ſchon hatte er die ſerbiſche, ſo ſehr kleidſame Nationaltracht abgelegt und türkiſchen reichen Gewändern den Vorzug gegeben. Ein wilder Tyrann im eigenen Hauſe, war er gegen die Gewalthaber ein hündiſcher Schmeichler. Dies zog ihm den ungemeſſenen Haß ſeiner Landsleute zu, der ſich auf die unzweideutigſte Weiſe kund gab. Er war Wittwer ſeit mehreren Jahren, und zwar zum zweiten Male. Georg's Mutter war bei ſeiner Geburt geſtorben. Aus der zweiten Ehe hatte er auch einen Sohn, Stephan, welcher ſein Liebling war, indeß er den älteſten wahrhaft haßte. Das kam aber daher. Georg, wegen ſeines dunkeln Haares Czerny-Georg, das heißt der ſchwarze Georg, genannt, war im vollen Sinne des Wortes ein Serbe, ſeine ſchöne Geſichtsbildung ächt national, ſein Charakter freiheitliebend, ſtolz, aufbrauſend, feſt und kräftig, trug ganz das Gepräge ſeines Volkes, das er ohnehin heiß liebte, zu dem er ſich hielt, wenn Stephan nach des Vaters Weiſe ſich bemühte, ein rechter Türke zu werden. Er ſelbſt legte ſich die härteſten Entbehrungen auf; er härtete ſich ab; er übte ſeine Körperkraft im Ringen, Laufen, Reiten. Der

Gebrauch des Schießgewehrs war ihm frühe ſchon bekannt, und in ſeinem zwölften Jahre rechnete man ihn zu den beſten Scharfſchützen des Landes. Des Vaters türkiſche Kleidung war ihm zuwider; noch mehr aber die des Bruders, der ihn beneidete und haßte. Er trug ſerbiſche Nationaltracht und lebte ganz auf ſerbiſche Weiſe. Dabei führte er gewiſſermaßen ſeine eigene Lebensweiſe. Nie erſchien er bei Tiſche. Er aß mit den ſerbiſchen Bedienten. Dies beleidigte den Stolz des Vaters unheilbar. Alle verbietende Befehle blieben erfolglos. Ja, die fortgeſetzte barbariſche Strenge des Vaters, welcher ihn zu gleicher Weiſe zwingen wollte, wie er und Stephan ſie befolgten, erzeugte einen paſſiven Widerſtand in des Verlaſſenen Seele, in der am Ende jedes kindliche Gefühl erloſch, wie ſchon längſt jedes väterliche in Petro's Bruſt erloſchen zu ſeyn ſchien. Bei Naturen dieſer Art und bei der Bildungsſtufe, auf welcher ſie ſtanden, war ſelbſt das Schlimmſte zu befürchten. Dies ſchien ein ſittlicher Inſtinkt Czerny-Georg zu ſagen. Er mied den Vater und den Bruder gänzlich. Er ging draußen in den Wäldern dem Waidwerke nach; er theilte die Freudenfeſte des Volkes, er theilte ſein Leid. War es anders möglich, als daß in eben dem Grade, in welchem ſich Czerny-Georg von dem Vater entfernte und dem häuslichen Leben entfremdete, das Volk der Serben mit immer größerer Liebe ſich ihm anſchloß, ihn als ſeinen Retter anſah, und ihn als ſolchen behandelte.?

Es gab damals zahlreiche Mißvergnügte im Lande, ſolche nämlich, welche bereits, von Haus und Hof vertrieben, in den unzugänglichen Gebirgen lebten, und von hieraus gegen die Türken einen kleinen, dabei aber furchtbaren Krieg der Vertilgung führten, und ſolche, welche eben im wüthendſten Grimme nur noch das Joch trugen, aber zur Stunde noch in ihren Wohnungen lebten, während jene, Hajducken genannt, flüchtig, wie das Thier des Waldes, umherirrten. Mit beiden ſtand Czerny-Georg gut, weil er ihre Geſinnung theilte. Er ſchloß ſich ihnen je länger, je mehr an. Er wußte um ihre Unternehmungen; aber das hatte er noch nicht gewagt, daß er ſelber handelnd ſich ihnen angeſchloſſen; denn dies wäre offener Bruch mit dem Vater geweſen, und hätte als unausweichliche Folge die Flucht aus der väterlichen Burg nach ſich gezogen, mit allen den unabſehbaren Folgen für ihn.

Aus dieſem unnatürlichen Verhältniſſe zwiſchen Vater und Sohn war es zu erklären, daß der Vater während der langen und gefährlichen Krankheit nicht nach ihm ſah. Es war ſelbſt in dem ruchloſen Herzen des Knes der leiſe Wunſch aufgeſtiegen, er möge doch ſterben; weil alsdann Stephan der rechte Erbe aller Beſitzthümer geworden wäre. Nun war es nach Recht und Sitte Georg, und das lag ihm ſchwer auf dem Herzen, und er ſann nach, wie er ihm das Seine rauben und es dem jüngern Sohne zuwenden könnte. Dazu bot ſich leider ſchneller eine Veranlaſſung, als es der Vater ſelber dachte.

Czerny-Georg genas endlich. Seine Jugendkraft, nicht aber die Medikamente des Paters Fedor gaben ihm die Geneſung zurück. Gepflegt von dem alten, treuen Diener Oſſip, kam er wieder in den Beſitz ſeiner Kraft; aber der Winter war herbei gekommen, ehe er wieder jagen, ehe er ſein Roß tummeln, und über die Berge wandern konnte, wie ſonſt.

(Fortſetzung folgt.)

C. W. G. von Grolman.

(Schluß.)

Als Oberſt-Lieutenant trat Grolman beim Generalſtab wieder ein, avancirte ſchnell 1813 zum Oberſten beim Generalſtabe des Kleiſtſchen (II.) Armeecorps, wo er ſich beſonders in Böhmen auszeichnete und durch Pläne und Rathſchläge ſehr viel wirkte. In der Schlacht bei Kulm ſchwer verwundet, ließ er ſich doch in ſeinem Eifer nicht hemmen und focht in den ſpäteren Schlachten, namentlich auf Frankreichs Boden, mit Auszeichnung. Im Jahre 1814 wurde er Gen.-Major und Chef des großen Generalſtabes. Der im Jahr 1815 von neuem ausbrechende Krieg gab unſerem Helden als General-Quartiermeiſter des niederrheiniſchen Heeres neue Gelegenheit, als Taktiker und Strategiker Lorbeern zu ernten. Nach wiederhergeſtelltem Frieden trat Grolman in ſein früheres Dienſtverhältniß zurück, deſſen er ſich jedoch nicht lange erfreuen konnte, denn zu Ende des Jahres 1819 ſchied er, als unſer nunmehriger hochverehrter Kriegsminiſter den Abſchied forderte, gleichzeitig mit Beyme aus dem Staatsdienſte, um, zunächſt als Gutsbeſitzer, auf ſeinem Gute bei Cottbus zu privatiſiren. Nach kaum vier Jahren berief indeß der hochſelige König den wackern, tüchtigen und geſinnungsvollen Mann als General-Lieutenant zurück, in welchem Verhältniß ihm das Commando der 9. Diviſion (in Glogau) übertragen wurde. Hier wirkte er raſtlos und ſo zur Zufriedenheit des Monarchen, daß ihm im Jahr 1832, bei dem Abgange des Generals der Cavallerie v. Röder, das Commando desjenigen Armeecorps, deſſen eine Diviſion er bisher befehligt hatte, des fünften, Allerhöchſt zunächſt interimiſtiſch (1835 aber definitiv) verliehen wurde. Am 30. März 1837 wurde er zum General der Infanterie befördert. Wie er in dieſer Stellung ſegensreich bis an ſein, nach langen Leiden erfolgtem Ende gewirkt, iſt bekannt. Der Gnade des hochſeligen Monarchen verdankte Grolman die Ernennung zum Chef des 6. Infanterie-Regiments und die Verleihung des ſchwarzen Adlerordens, wozu der jetztregierende König im vorigen Jahre, da eine öffentliche Feier des Dienſtjubiläums nicht in den Wünſchen des Verewigten lag, die diamantnen Inſignien hinzufügte und ihn ſomit alſo mit dem höchſten Ehrenſchmucke der Krieger zierte. Welches Vertrauens ſich der Verewigte aber ſonſt noch von dem königlichen Herrn zu erfreuen hatte, dafür zeugt wohl am beſten die ihm vor noch nicht drei Jahren anvertraute Sendung nach Wien, bei welcher Gelegenheit ihn auch des Kaiſers von Oeſterreich Majeſtät zum Großkreuz des Leopold-Ordens ernannte, nachdem er früher ſchon den militäriſchen Maria-Thereſien-Orden erhalten. Neben den vaterländiſchen Orden, dem Haus-Orden, dem Militär-Verdienſt-Orden, dem eiſernen Kreuz, zu deſſen Ehren-Senioren er gleichfalls gehörte, ſchmückten außer den vorgedachten noch mehrere fremde Orden ſeine Bruſt. — Neben einer ſo ausgedehnten ruhmvollen kriegeriſchen Thätigkeit muß aber noch der literariſchen Wirkſamkeit des Verewigten, welche in ſeinen öffentlich hier erſchienenen Vorleſungen niedergelegt iſt, gedacht werden. Die reichen Erfahrungen aus dem Feldzuge des Jahres 1815 ſind hier, als ſchätzenswerthe Beiträge, nachdem ſie vor einem Kreis von Offizieren gehalten, veröffentlicht*). Auch muß noch gedacht wer-

*) Geſchichte des Feldzuges von 1815 in den Niederlanden und Frankreich. Berlin 1837 — 38.

Digitized by Google

den, daß es Grolman war, welcher den (im Oberhauſe aufgeſtellten) Behauptungen des Herzogs von Wellington rückſichtlich der Disciplin im preußiſchen Heere mittelſt eines (nachher von den Times überſetzten) Aufſatzes in dem hieſigen Militär-Wochenblatt frei und offen entgegentrat. So wird das Andenken des wackern Dahingeſchiedenen dem Vaterlande und dem Kriegsheere immer theuer und werth bleiben.

Mannichfaltigkeiten.

Von dem „Frankfurt am Main und ſeine Umgebungen“, von J. H. Ludewig, Ullmann'ſche Buch-, Kunſt- und Antiquariats-Handlung in Frankfurt a. M., iſt nun die zweite verbeſſerte und mit vier ſchönen Stahlſtichen vermehrte Auflage erſchienen. Dies ſpricht am beſten für den Werth und die Nützlichkeit eines Buches, welches dem Fremden ein willkommener Wegweiſer und dem Einheimiſchen ein angenehmes Gedenkbuch iſt. Der äußerſt billige Preis von 36 Kreuzer für 21 Druckbogen und 10 Stahlſtiche ſichert dieſem Werkchen eine immer weitere und dauernde Verbreitung zu, und die Verlagshandlung verdient für dies Unternehmen unſeren beſten Dank.

Der Oberamtmann von Ludwigsburg macht die Ortsvorſteher auf die große Vermehrung der Feuersbrünſte aufmerkſam, die dadurch entſtehe, daß bei dem großen dießjährigen Ertrag an dürrem Futter und Stroh daſſelbe in den Häuſern und Höfen, ſo wie im Freien an ungeeigneten Orten aufgehäuft werde. Zugleich empfiehlt man eine, auf der königl. Meierei auf der Prag eingeführte, wohlfeile und einfache Art, Futter und Früchte unterzubringen. Es ſind in den Erdboden eingegrabene Tannenſtangen von gleicher Größe, und gleich weit von einander in einem Kreis ſtehend, mit Löchern verſehen, durch welche hölzerne Stifte gehen, um ein leichtes Strohdach zu tragen, das die Garben gegen Regen ſchützt. Die Garben werden in der Rundung ſo gelegt, daß des Getreides Ende in die Mitte, das Ende des Strohes aber in das Aeußere zu liegen kommt.

(Von der untern Donau, 3. Sept.) Vor einiger Zeit wurde einer jüdiſchen Familie ein Kind geraubt. Der Curator reklamirte es. Die moldauiſche Behörde hat nach langem Zögern geantwortet, das Kind ſey inzwiſchen getauft, und in ein Kloſter geſchickt worden, in der Abſicht, bis zu ſeiner Majorennität daſelbſt zu bleiben, um dann Nonne zu werden. Dieſe Antwort iſt von Alex. Stourdza unterzeichnet. Dieſe Antwort hat den Curator des Kindes, den preußiſchen General-Conſul Ritter Neigebaur, wenig befriedigt, und er hat nun dem Staatsſekretariat eine Note zugeſchickt, worin er die Schritte zu wiſſen verlangt, welche gethan worden ſeyen, um das Kind, das die Tochter eines Juden aus Tarnowitz in Schleſien iſt, ſeinen Eltern zurückzuverſchaffen und den Räuber zu beſtrafen. Man iſt auf den weitern Erfolg ſehr geſpannt.

(Berlin, 11. Sept.) Das rheiniſche königliche Schulcollegium (in Koblenz) hat eine Verfügung an die von ihm reſſortirenden Gymnaſialvorſtände über die Uebungen der Schüler in mündlicher Darſtellung ihrer Gedanken erlaſſen, worin ausgeſprochen wird, daß die Gymnaſien dieſer ihrer Aufgabe immer mehr nachkommen. Es wird in den eingegangenen Berichten „durchgängig anerkannt, daß die Aufgabe der Gymnaſien nicht iſt, den Schein einer Beredtſamkeit, welche nur die Frucht gereifter männlicher Bildung ſeyn kann, bei Jünglingen zu erzielen, dieſelben an ein Sprechen, um zu ſprechen, ein geläufiges Wortemachen über Das, was der Jüngling noch nicht empfunden und noch nicht begriffen hat, gewöhnen zu wollen, wodurch nur eine weſentliche Grundlage ächter Beredtſamkeit, die Wahrhaftigkeit, gefährdet werden könnte; daß daher die zur Entwickelung der Redefähigkeit in den Gymnaſien anzuſtellenden Uebungen nicht über die Sphäre, in welcher die Schüler ſicher und heimiſch geworden ſind, hinausgreifen, in keiner Weiſe zu Oſtentationen und anmaßlichem Hinausgehen über den jugendlichen Standpunkt veranlaſſen dürfen, und ſich in der Regel auf freie Reproduction Deſſen, was die Schule zum geiſtigen Eigenthum ihrer Zöglinge gemacht hat, beſchränken müſſen.“ Die umfangreiche Verfügung ſpricht ſich außerdem über die Mittel zur Erreichung des Zweckes aus.

(München, 7. Sept.) Geſtern Abend war endlich Lindpaintner's Oper: „die Bartholomäusnacht“; man kann mit dem ſchönen Reſultate vollkommen zufrieden ſeyn. Sänger und Sängerinnen — darunter beſonders Dem. Hetzenecker, und die Herren Härtinger, Dietz, Pellegrini und Krauſe wetteiferten mit Orcheſter und Chören, dies ſchöne Reſultat herbeizuführen. Die Ausſtattung war prachtvoll, und die Scenerie lebendig eingreifend. Faſt jede Nummer fand durch Applaus Anerkennung, Hetzenecker und Härtinger wurden nach ihren Scenen hervorgerufen, welche Ehre auch dem Komponiſten nach dem zweiten Akte und am Schluſſe zu Theil wurde. Morgen am 8. iſt die Oper wieder. (Lew. Cur.)

In Brüſſel war, laut Nachrichten von dort, der Text zu Lachners „Königin von Cypern“ wieder ins Franzöſiſche zurückĂberſetzt; bekanntlich hatte Herr Lachner ſich den Text aus Paris verſchrieben; auch ſollten die Proben ſchon beginnen, als man über den Erfolg, den die Oper haben könnte, zu zweifeln begann, und nun dafür Halevy's Kompoſition deſſelben Stoffes auf die Scene bringen will.

„Maria von Rohan“, welche Oper Donizetti nach dem Stücke: „Un duel sous Richelieu“ komponirte, ſoll das italieniſche Theater zu Paris dieſen Herbſt eröffnen. Die Dichter des franzöſiſchen Stücks haben einige neue Situationen der Oper hinzugefügt, welche von Donizetti nachträglich in Muſik geſetzt wurden, und die Beſetzung durch Mario, Ronconi und die Griſi wird nichts zu wünſchen übrig laſſen. Beſonders ſoll Ronconi ſich in dieſer Oper als eben ſo großer Schauſpieler wie Sänger zeigen.

Als der Sänger Duprez neulich Roſſini fragte: Warum er denn nichts für ihn ſchreibe? erwiederte der Maeſtro: ich bin zu früh dageweſen und Sie ſind zu ſpät gekommen.

Der Dichter der Lucrezia, Ponſard, arbeitet an ſeiner zweiten Tragödie „Irene“. Auch Voltaire bearbeitete dieſen Stoff, als er fünfundſiebenzig Jahre alt war. Der Beifall war ſo groß, daß der greiſe Dichter ausrufen mußte: Ihr erſtickt mich unter Roſen. (Vous m'étouffez sous des roses.)

Digitized by Google

Dem Jachtſchiffe, auf welchem die Königin Victoria nach Frankreich überfuhr, wurde zur Begrüßung die Fregatte „Napoleon“ entgegengeſchickt. Ein Napoleon begrüßt Englands Monarchin! Das hätte ſich vor dreißig Jahren Niemand träumen laſſen.

Die preußiſche Poſtverwaltung hat, mit Rückſicht auf die geringen Koſten, welche die Beförderung von Packeten auf Eiſenbahnen verurſacht, das Packetporto auf den Eiſenbahnen um die Hälfte herabgeſetzt.

Frankfurter Theater.

Des Teufels Antheil, komiſche Oper in 3 Abth., Text von Scribe, überſetzt von C. Gollmick, Muſik von Auber.

Die überwiegende Mehrzahl der Theaterfreunde aller Orten ſuchen und erwarten weniger Belehrung, Ernſt und Erhebung, als vielmehr leichte und angenehme Unterhaltung; ſie wollen ſich im Theater amüſiren und keiner Geiſtesanſtrengung unterziehen. Für ſie iſt Scribe der rechte Mann; er fragt nicht: Iſt dies oder jenes möglich, iſt es wahrſcheinlich, iſt es logiſch? — ſondern er fragt nur: iſt es unterhaltend und wird man ſich dabei nicht langweilen? Glaubt er, die letzteren Fragen ſich bejahen zu können, ſo kümmern ihn die erſteren nicht; er ſtellt alsdann ſeine Scenen und Figuren zuſammen, läßt ſeine Effecte los, entfaltet das in ſeinem Genre reiche und unerſchöpfliche Talent und iſt der Erfolge gewiß. Das Unwahrſcheinlichſte weiß er wenigſtens plauſibel zu machen und die grellſten Kontraſte verſteht er in ſcheinbaren Einklang zu bringen; vor lauter Unterhaltung kommt man nicht zur Ueberlegung und am Ende hat man ſich eben amüſirt. So erſcheint im „Teufels Antheil“ ein König von Spanien, Ferdinand VI., in einem politiſchen Conflict mit Portugal, deſſen geheimer Agent, der Großinquiſitor Fray Antonio, einen Helfershelfer in dem Magiſter Gil Vargas beſoldet. Um den König von ſeiner Gemahlin abzuziehen, ſucht man ihn in andere Bande zu feſſeln und bedient ſich dazu eines jungen Mädchens, Caſilda, die in Madrid bei einer Senora Uracca als Putzmacherin arbeitet. Sie wird durch Liſt in ein Landhaus des Königs gelockt, woraus ſie aber bei Nacht und Nebel zum Fenſter hinaus entflieht und dann bei anbrechendem Tag eine Poſada erreicht, von wo aus ſie ihrem Bruder Carlo Broſchi ſchreibt, der als Organiſt in verſchiedenen Klöſtern um das tägliche Brod ſpielt. Der König, dem man ſagt, das Mädchen ſey geſtorben, klagt ſich als ihren Mörder an, glaubt, ihr Schatten verfolge ihn und verfällt in eine an Raſerei gränzende Melancholie, welchen Zuſtand der Großinquiſitor wieder für ſeine Pläne benutzt. Bei einer nächtlichen Jagd bei Fackelſchein hört der König plötzlich daſſelbe Lied, welches er oft vor ſeinem Palaſt aus dem Munde der, wie er glaubt, nun Verſtorbenen gehört. Der Sänger des Liedes iſt aber Carlo, der unter dem ſogenannten Herenbaum zwiſchen der Poſada und einem Kloſter ausruht. Durch dies Lied wird der Wahnſinn Ferdinand's gemildert und die dankbare Königin feſſelt den Sänger an ihren Hof, macht ihn im zweiten Act zu ihrem General-Muſikdirektor und deſſen Schweſter zur Edeldame. Das Lied ſelbſt iſt der muſikaliſche Silberfaden, der ſich durch das ganze Gewebe der Handlung zieht, den König ſtets beſänftigt und alle Pläne Portugals und der Inquiſition verdirbt. Lange vor der Entführung Caſilda's entſpann ſich zwiſchen ihr und dem jungen Edelmanne Raphael d'Eſtuniga ein ſtilles Liebesverhältniß. Nun in Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Geliebten, wie über andere geſcheiterte Hoffnungen citirt er den Teufel, der unter dem Herenbaum ſpuken ſoll. Dieſer Teufel, Asmodeus, erſcheint endlich und iſt niemand anders als der Sänger Carlo, der ihn belauſchte, als er aus dem Kloſter kam, wohin er ſeine Schweſter in Sicherheit gebracht. Carlo gibt ſich für den Teufel aus, verſpricht dem Raphael Gold und Ehre, doch Alles nur unter der Bedingung, daß er von dem durch ſeine Mithülfe Erworbenen die Hälfte als Antheil haben müſſe. Dieſer Pact wird in einem intereſſanten Duett geſchloſſen. Dieſe Teufelshälfte iſt nun die Achſe, um welche ſich alle Situationen drehen, die das Stück pikant machen. Sie zu erzählen, würde zu weit führen; auch wollen wir der Schauluſt des Publikums nicht vorgreifen. Die etwas verworrene Geſchichte löſ't ſich in verſöhnender Weiſe und wo dies nicht gehen will, da wird der Knoten gewaltſam zerhauen. Hr. C. Gollmick hat das Libretto mit geſchickter Hand übertragen und der Muſik einen fließenden deutſchen Text unterlegt; auch der Dialog iſt mit Gewandtheit und guter Benutzung der Effecte bearbeitet.

Fräul. Capitain war der Rolle des Carlo, die eine Sängerin und Schauſpielerin zugleich erfordert, vollkommen gewachſen. Leichtes Spiel bei gediegenem Geſang macht dieſe Darſtellung zu einer ihrer beſten. Hr. Chrudimsky machte aus ſeinem Raphael, was er ſeyn ſollte, einen in der Erziehung vernachläſſigten Cavalier, vom Schickſal umhergeworfen und durch ſeine leichte Natur getragen. Wir zählen dieſe Partie zu ſeinen vorzüglichſten. Fräul. v. Knoll, Caſilda, war noch befangen, umſchiffte aber die gefährliche Klippe glücklich und ſang vorzüglich rein. Die Königin iſt eine kleinere, aber wichtige Rolle und wurde von Fräul. Kratky mit der an ihr gewohnten Achtung für alle ihre Aufgaben gegeben. Was man aus einem König machen konnte, der eigentlich nicht weiß, was er will, hat Hr. Conradi gethan. Löblich war bei ſonorem Geſang ſeine deutliche Ausſprache. Hr. Haſſel, als Gil Vargas, ergötzte durch pikanten Humor. — Das angenehm unterhaltene Publikum ſpendete reichen Beifall und die Mitwirkenden wurden mehrmal gerufen. Die neue Oper wird ein Kaſſenſtück werden und fortfahren, die Theaterfreunde anzuziehen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz.

Mainz, 22. Sept.

Geſtern fand hier das Leichenbegängniß eines Mannes ſtatt, deſſen Bürger- und häusliche Tugenden die Sympathie aller Klaſſen der hieſigen Bewohner ohne Unterſchied des Standes zu Theil wurde. Hunderte folgten ſeinem Sarge und Alle ſprachen ihre Theilnahme an dem Trauerfalle offen aus. Hr. Chriſtian Lauteren Vater, einer der älteſten Bürger und der älteſte Kaufmann der Stadt Mainz, ſtarb, beinahe 89 Jahre alt, an Altersſchwäche. Vor mehr als einem halben Jahrhunderte gründete dieſer Mann eine große Weinhandlung, die gegenwärtig unter der Leitung ſeines Sohnes, des Hrn. Clemens Lauteren, und ſeiner Enkel eine Ausdehnung erlangt hat, daß ſie den erſten Weinhandlungen Deutſchlands an die Seite geſtellt werden kann. Der Verblichene zeigte bei allen ſeinen Unternehmungen vorzügliche Beſonnenheit und jenen richtigen Takt, wodurch der wahre Geſchäftsmann ſich zu erkennen gibt; er kam deshalb auch nur ſelten in den Fall, über mißglückte Speculationen Klage führen zu müſſen. Aber nicht allein ſeinem Handel widmete er ſeine Thätigkeit, ſondern auch die Gemeinde und der Staat nahmen ſie in Anſpruch. Als Mitglied der Handelskammer, als Richter des Handelsgerichts, als Gemeinderathsmitglied gab er vielfache Beweiſe ſeiner Einſicht und ſeiner Bürgertugenden. Unterdeſſen hinderten ihn dieſe vielfachen Geſchäfte nicht, ſich ſeinen Freunden und Perſonen, die ſeinen Rath und ſeine Hülfe in Anſpruch nahmen, nützlich zu erweiſen und gegen die Armen wohlthätig zu ſeyn. Als Kaufmann, als Bürger, als Freund, als Chriſt erfüllte er ſeine Pflichten und noch mehr als dieſe auf eine ausgezeichnete Weiſe; aber als Vater, als liebenden Vater in dem Kreiſe ſeiner Familie mußte man ihn gekannt haben, um ſeinem edlen, ſeinem liebenswürdigen Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Mit welcher Herzlichkeit hing er bis zu ſeinen letzten Augenblicken an ſeinen Kindern und Enkeln; mit welcher Verehrung und Anhänglichkeit umgaben ihn aber auch dieſe! — Lange noch wird ſein Andenken unter ihnen und unter uns Allen fortleben. Er war ein Ehrenmann!

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 266. Dienſtag, den 26. September 1843.

C z e r n y - G e o r g.

Eine ſerbliſche Novelle.

(Fortſetzung.)

Ueber die ſchneebedeckten Berge Serbiens ſtrich ein rauher und ſcharfer Oſtwind, deſſen Pfeifen und Brüllen und das durch ſeine Gewalt hervorgerufene Rauſchen und Krachen des Waldes allein die winterliche Oede und Stille unterbrach, welche rings umher herrſchte. Nur dann und wann vernahm man das Geheule eines hungrigen Wolfes oder das Bellen eines Fuchſes in den Schluchten der Berge.

Der Ort, deſſen Zuſtand zunächſt dieſe Schilderung galt, war die Hochebene, welche ſich öſtlich von der Reſſawa erhebt, und welche einer jener Tannenwälder deckte, die Serbien in ſolcher Fülle und Schönheit beſitzt, wie ſie kaum in dem Lande der Madjaren gefunden werden. Der Wald dehnte ſich in unabſehbare Fernen hin. Die Gegend war unbewohnt; der Fuß des Jägers allein oder der des flüchtigen Hajducken oder des wandernden Zigeuners betrat ſie. Nirgends aber mochte ſich ein Jagdrevier finden, das reicher an edlem Wild war, als dieſes. Hirſche in gewaltigen Rudeln fand man hier bald. Das Wildſchwein zog in Heerden durch dieſe Wälder, und der Bär war kein ſeltener Gaſt.

Der kurze Wintertag neigte ſich ſeinem Ende zu. Die Sonne war ſchon ihrem Untergange nahe und ſandte ihre röthlichen Strahlen über die Erde hin, die in ſtarrem Froſte, und in eine leichte Schneedecke gehüllt, da lag. Mehrere Schüſſe waren in Zwiſchenräumen gefallen, deren Schall die klare Luft weit herüber trug. Jetzt erſchallte näher bei einer baumloſen Stelle des Waldes nochmals ein Schuß, und bald ſah man in fliegender Haſt ein Rudel Edelhirſche vorüberſauſen. Eins der edeln Thiere war getroffen. Sein Schweiß bedeckte die Schneebahn ſeines Laufes, und verrieth die Richtung, welche es genommen, deutlicher, als die Spuren der flüchtigen Hufe der raſchen Thiere des Waldes. Es war tödtlich getroffen; aber die letzte Kraft aufbietend, folgte es noch ſeinen Genoſſen.

Bald darauf erſchien die keuchende und heulende Meute, und verfolgte in raſtloſem Drange die Schweißſpur des edeln Thiers. Nur flüchtig, wie der Gedanke, waren dieſe Erſcheinungen vorübergeflogen, obwohl die baumloſe Waldſtelle keineswegs klein an Umfang war, denn blitzſchnell waren die Hirſche wie die Hunde am jenſeitigen Waldſaume verſchwunden, und das heiſere Bellen der Meute wurde, ſich entfernend, immer matter, bis es endlich ganz verſtummte, und die frühere Stille wieder vorherrſchend wurde.

Jetzt trat haſtigen Schrittes ein Jüngling aus dem Walde. In ſeiner Hand ruhte das Rohr, das weithin die tödtende Kugel trug. Er horchte. Als er aber keinen Laut mehr vernahm, flog der Ausdruck des Mißvergnügens über das ſchöne Geſicht, und, ſchnell entſchloſſen, folgte er der Schweißſpur auf dem blendend weißen Schnee mit eben ſo raſchem Schritte, als er eben aus dem Walde getreten war.

Der Weg, den er zu verfolgen hatte, ging kreuz und quer durch den dichten Forſt. Auf den Aeſten der Tannen lag ſchwer der Schnee. Bei jeder Berührung bedeckte er den raſchen Wanderer. Die Aeſte ſchlugen ihm wohl auch in das Geſicht, wenn er ſich in das Dickigt drängte, und nicht ſelten brannte der Schnee in ſeinen Augen, daß er ſie kaum zu öffnen im Stande war. Bald trat er in eine ungeahnete Vertiefung, bald blieb er mit dem Fuße an einer der hervorragenden dicken Wurzeln hängen, welche ſchon ſeit Jahrhunderten ſich an den Buſen der allernährenden Mutter Erde anklammerten. Wenn auch alle dieſe natürlichen Hinderniſſe den raſchen Schritt nicht hemmen konnten, ſo begannen ſie eben doch bald ihn über die Maßen zu ermüden; aber an ein Umkehren war nicht zu denken, ehe er die Beute ereilt. Der Zauber der Waidmannsluſt hielt ihn gefangen in unzerreißbaren Banden.

Allmählig aber wurde es düſter im Walde. Das Licht wurde röther und matter. Ein ſchärferer Oſtwind trieb dichte Wolkenmaſſen der ſinkenden Königin des Tages nach, die ſie in Gold und Purpur kleidete.

Der Jäger ſtrengte jetzt ſeine letzten Kräfte an. Die Frage, wo er raſten werde, da er wohl ſchwerlich die Heimath erreichen konnte, ehe die Nacht Alles in ein lichtloſes Dunkel hüllte, ſchien ihn jetzt doch zu beſchleichen. Von Zeit zu Zeit horchte er auf. Jetzt hörte er ganz nahe knurrende Töne. Das Blut ſtieg ihm in's Antlitz und färbte es hoch bis zur Stirne, und der Zorn blitzte wild aus ſeinen Augen. Noch einige Schritte, und das verendete Thier lag vor ihm, und die knurrenden Hunde hatten es angebrochen.

Im erſten wilden Zorne ſpannte er den Hahn, die ihrer Zucht loſen Thiere niederzuſchießen — aber ein Blick auf das Thier reichte hin, das Gewehr ihn abſetzen zu laſſen. Es fehlte der eine Hinterſchlägel ganz. Das hatten die Thiere nicht gethan. Eine nähere Beaugenſcheinigung lieferte den Beweis,

Digitized by Google

daß eine Menſchenhand das Thier mit ſcharfem Waidmeſſer angebrochen hatte. Hierdurch glaubten ſich die ermatteten Thiere berechtigt, ihren Theil von der Beute ſich nehmen zu dürfen. Sein Donnerwort ſcheuchte die Beſtien weg. Rings um das Thier waren Mannestritte. Waren es vielleicht die Falken dieſer Wälder, die Zigeuner, geweſen? Der Jäger war mit einem ſcharfen Blicke begabt. Er unterſuchte, ſo viel es die wachſende Düſternheit zuließ, die Tritte, und es blieb ihm kein Zweifel, daß es ein Serbe geweſen, und ein kräftiger Mann dabei, das bewies der kräftige Tritt der Sandalen.

Er zog nun ſein Waidmeſſer, ſchnitt mit Kennerblick ein geeignetes Stück von anſehnlichem Umfange los, ſchob es in ſeine Jagdtaſche, und folgte dann der Spur des Mannes, der ſich zuerſt an ſeiner Beute vergriffen hatte, hoffend, die gaſtliche Thüre eines Serben zu finden, wo ein Stück Hirſchfleiſch ihn erquicken und die Ruhe der Nacht die müden Glieder wieder ſtärken könnte.

Ein ſchneidender Pfiff deutete den Beſtien an, daß ſie ihrem Herrn zu folgen hätten. Gerade als ob ſie ſich ihres Unrechtes bewußt ſeyen, wanden ſie ſich zu ſeinen Füßen und ſchlichen dann, als ſie mit ſcharfen Strafworten ihre Lektion erhalten, mit hängenden Ohren und Schweifen hinter ihrem Herrn drein, der geradezu in das Dickigt hineindrang.

(Fortſetzung folgt.)

Schiffbruch des „Regular.“

(Nach den Londoner »Times.«)

Unter den vielen Schiffbrüchen, von denen man in der jüngſten Zeit vernimmt, iſt jener des „Regular“, befehligt von Capitain Carter. Das Unglück trug ſich im Monat Juli zu. Das Schiff hatte 550 Tonnen (11,000 Centner) Ladungsfähigkeit, und befand ſich auf dem Wege von London nach Bombay und China. Von erſtem Orte war es am 22. Februar abgefahren. Bis zum 8. Mai trug ſich nichts Bemerkenswerthes zu, als nun, da man ſich in gleicher Breite mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung befand, ein heftiger Nordweſtſturm das Schiff vor ſich her trieb, wobei daſſelbe plötzlich einen Leck bekam, durch welchen, ungeachtet der äußerſten Anſtrengungen der Mannſchaft während vier Tagen und Nächten, immer mehr Waſſer eindrang. — Am zweiten Tage ſtieg daſſelbe, ungeachtet des fortwährenden Arbeitens mit zwei Pumpen, um 3 Zoll. Der Sturm wüthete mit ungeſchwächter Heftigkeit fort, und da die See ſchrecklich hoch ging, ward es für nöthig erachtet, das Schiff zu erleichtern, und ſo wurden denn gegen 80 Tonnen (1600 Centner) Kupfer von der Ladung über Bord geworfen, — aber leider ohne weſentlichen Vortheil.

Die Mannſchaft wurde nun in zwei Theile getheilt, und die Arbeit der Pumpen durch Ausſchöpfen aus den vordern Lucken unterſtützt. Während der zwei nächſten Tage blieb die Witterung ziemlich die gleiche, indem die See berghohe Wellen trieb. Man hatte keine Wahl, als ſich vom Sturme hintreiben zu laſſen, was unter dem Eingerefftſhalten aller Hauptſegel geſchah. Am 13. war die geſammte Mannſchaft gänzlich erſchöpft, da man die Pumpen ſeit vier Tagen und Nächten in unausgeſetzter Thätigkeit erhalten hatte. Um 9 Uhr an dieſem Tage befand ſich das Schiff unter 37 Grad 30 Min. ſüdlicher Breite, und 36 Grad 30 Min. öſtlicher Länge, als die ungeheure Waſſermenge im Kielraum das weitere Fortkommen hemmte; es war Allen klar, daß das Schiff dem Sinken immer näher komme. Um 3 Uhr des Nachmittags war das Waſſer bereits bis zum Obertheile des Schiffes gedrungen, und die Mannſchaft verzweifelte, das Fahrzeug länger flott erhalten zu können; ſo mußte man ſich auf die Boote flüchten. Es war um 8 Uhr, als man das Schiff ſeinem traurigen Schickſal überließ.

In die Schaluppe wurden 18 Perſonen gebracht, worunter der erſte und zweite Offizier, und zwei weibliche Paſſagiere; in der Pinaſſe waren der dritte Offizier und zehn andere Perſonen, in dem Nachen der Capitain Carter mit vier ſeiner Unglücksgefährten. In jedes Boot hatte man Lebensmittel und Trinkwaſſer für mehrere Tage gebracht. So waren nun dieſe Armen 900 Seemeilen weit vom nächſten Lande entfernt, von einem, gerade vom Lande her blaſenden heftigen Capſturme getrieben, in drei kleinen Booten, deren größtes nur $23^{1}/_{2}$ Fuß Länge und $6^{1}/_{2}$ Fuß Breite hatte.

Gegen 10 Uhr ſchlug ein heftiger Windſtoß Wellen in alle Boote. Aus dem größeren derſelben mußte man Alles über Bord werfen, um es zu erleichtern, — Trinkwaſſer, Lebensmittel, Compaß, Charten u. ſ. f. Der Nachen ward von ſelbſt ausgeräumt, indem die von vorn hereinſchlagenden Wellen Alles, mit Ausnahme der Menſchen, hinwegſpülten und in die See riſſen. Die Pinaſſe hatte das gleiche Loos wie die Schaluppe. Der Nachen ward ſodann gegen die Schaluppe hingetrieben und erreichte ſie um Mitternacht. Die Menſchen wurden nun in das größere Boot aufgenommen, und der Nachen den Wellen überlaſſen. Die Schaluppe ſelbſt aber war nun überfüllt, ſo daß man ſich in ihr kaum mehr bewegen konnte. Die Pinaſſe hatte man aus dem Geſichte verloren.

So brachten die Unglücklichen in wahrer Verzweiflung eine furchtbare Nacht zu: ohne Compaß oder Charte, um ihren Lauf darnach zu richten, und ohne alle Lebensmittel. Die Seevögel, namentlich der Sturmvogel (die Johannisgans) und die Captaube, ſchwirrten nieder, über ihre Köpfe hin, wie wenn ſie auf den Augenblick warteten, in welchem das gebrechliche Fahrzeug in den Abgrund verſinken werde.

Bei Tagesanbruch endlich erblickte man ein Segel. Sogleich ward ein Nothſignal aufgeſteckt, wozu man das Halstuch einer Dame benützte; und — es ward auf dem Schiffe bemerkt. Es war dieſes die franzöſiſche Fregatte „Cleopatra“, von 52 Kanonen, unter dem Commandanten Roy, und überdies die Corvette Alcmene von 20 Kanonen, über Bourbon nach China beſtimmt.

Der franzöſiſche Commodore ließ ſogleich die Fregatte nach der Schaluppe hin richten, und um 8 Uhr waren die auf derſelben befindlichen Menſchen glücklich an Bord genommen.

Capitain Carter flehte ſogleich den Commodore inſtändig an, die Pinaſſe aufzuſuchen. Es geſchah mit der größten Bereitwilligkeit, und nach weniger als einer Stunde war dieſelbe durch die Corvette aufgefunden und gerettet.

Die Rettung dieſer Verunglückten iſt übrigens um ſo wunderbarer, als ihr Schiff ſeit 42 Tagen auch nicht einem einzigen Fahrzeuge begegnet war. Und auch dieſe franzöſiſchen Schiffe hatten den Tag vorher eine andere Richtung einzuſchlagen beabſichtigt.

Digitized by Google

Die engliſchen Offiziere und Matroſen können übrigens das überaus menſchenfreundliche und gefällige Benehmen der Franzoſen nicht genug loben und dafür danken.

Mannichfaltigkeiten.

(Friedberg, 13. Sept.) In unſerm heutigen Intelligenzblatte lieſ't man folgende beherzigenswerthe Worte über den Wirthshausbeſuch angehender Jünglinge: In öffentlichen Blättern wie in beſondern Schriften hat man ſchon öfters auf die Schlaffheit hingewieſen, die in der Kinderzucht eingeriſſen ſey, man hat insbeſondere ſehr lehrreiche, aber bedenkliche Vergleichungen zwiſchen der alten und neuen Zeit angeſtellt, wobei freilich die Gegenwart bedeutend verlieren muß. Solche Darſtellungen betreffen indeſſen meiſt die höheren Stände, während insbeſondere von dem Treiben auf dem Lande geſchwiegen wurde. Einſender iſt jedoch der Anſicht, daß man auch das rügen und mit aller Strenge bekämpfen ſoll, was gerade bei dem Kern des Volkes eine düſtere Zukunft vorbereiten kann. — Eine unangenehme, ja Sorgen erweckende Erſcheinung iſt es gewiß, daß auf dem Lande junge Leute von 15 — 16 Jahren an Sonn- und Feſttagen mit langen Tabakspfeifen durch die Straßen ziehen, die Kegelbahnen beſuchen, und ſich unter die Zecher an den Schenktiſchen einmiſchen. Die nächſten Folgen ſind Trotz und Widerſetzlichkeit gegen Eltern und Lehrmeiſter, Gewöhnung zum Müſſiggange und frecher Uebermuth im Reden und Handeln; — die entfernteren Folgen jedoch ſind die, daß aus ſolchen frühreifen Jünglingen einſt kraftloſe Männer emporwachſen werden, die weder ihre häuslichen, noch ihre Bürgerpflichten redlich erfüllen können, die namentlich in der Stunde der Gefahr nicht im Stande ſeyn werden, einen Kampf für des Lebens heiligſte Güter zu beſtehen. Beſonders verderblich iſt es, daß eine große Menge ſolcher jungen Leute ihre eigene Kaſſe führt, und gerade dadurch der väterlichen Gewalt ſich entzieht. Angelockt durch einen ſicheren, nicht allzuſchweren Verdienſt, treten unverhältnißmäßig viele, kaum der Schule entlaſſene Knaben bei Maurern oder Holzmachern in Arbeit, ſie übernehmen Arbeiten an den Chauſſeen und rühmen ſich ihrer glänzenden Einnahmen. Gerne wollen wir zugeſtehen, daß da, wo der Vater den Verdienſt ſeiner Söhne aufbewahrt, ein Gewinn aus ſolchen Beſchäftigungen hervorgeht; — allein in unzähligen Fällen legen die Söhne dem Vater keine Rechenſchaft ab, ſie vergeuden ihr Geld auf freche Weiſe, und treten alle häusliche Zucht und allen Gehorſam mit Füßen. Wer kann dieſem weitverbreiteten Uebel abhelfen? Zunächſt die Eltern, die mit Einſicht und Strenge eingreifen, die dabei ſelbſt ein Beiſpiel der Mäßigkeit und Selbſtbeherrſchung geben müßten. — Möchten dieſe Zeilen, die nur anregen ſollen, manchen Vater, dem eine bange Zukunft bevorſteht, aufmerkſam machen auf ſich und ſein Haus, und ihn ermuntern, das hereinbrechende Uebel zu bekämpfen, dieweil es noch Zeit iſt.

Am frohen Tauftage der neugebornen Prinzeſſin von S. Meiningen war die Reſidenzſtadt feſtlich aufgeſchmückt und allen Geſichtern wie allen Häuſern ſah man es an, daß die Freude eine allgemeine war. Die Prinzeſſin erhielt in der heiligen Taufe die Namen Auguſte Louiſe Adelheid Caroline Ida. Die aus den Jungfrauen des Landes gewählten 22 Gevatterinnen wurden Mittags zur fürſtlichen Tafel und Abends zum Ball geladen. Tags darauf machte Se. Durchlaucht der Herzog mit ſeinen Gevatterinnen eine Luſtfahrt auf den Landsberg, wohnte mit denſelben einem Feſtmahl im Schützenhauſe bei, woran ſich wieder ein Ball ſchloß, und gab ſeinem Hofmaler den Auftrag, ſämmtliche Gevatterinnen zu einem Gemälde abzuzeichnen. Am 19. September hielt Ihre Hoheit, die Herzogin Maria ihren feierlichen Kirchgang.

Der berühmte Zauberer Hr. Döbler hat, wie bekannt, ſeine ländliche Villa nächſt Lilienfeld bezogen, um ſeine geſtörte Geſundheit wieder herzuſtellen, welche ihn auch abgehalten, ſeinen Verbindlichkeiten mit dem St. James-Theater in London nachzukommen. Der Direktor beſagter Bühne hat ſich daher von London nach Klafterbrunn, dem Gute Döblers, aus dem Grunde begeben, um die Urſache von dem Nichteintreffen des ſehnlich erwarteten Sträußchenſpenders perſönlich zu erfahren. Nachdem er aus Döblers Mund die Zuſicherung empfangen hatte, daß derſelbe in der künftigen Saiſon ſeine Contractsverpflichtungen beſtimmt erfüllen werde, iſt er von der Villa Klafterbrunn mit dieſer erfreulichen Nachricht wieder nach London zurückgereiſt.

(Sprachſtudium.) Dupont de Nemours hat ein Werk über die Ameiſen herausgegeben. Der Mann iſt ein abſonderliches Sprachgenie, denn er behauptet, daß er es in der Sprache der Thiere ſchon bis zum Verſtändniſſe von 11 Wörtern aus der Taubenſprache, ferner 11 aus der Hühner-, 33 aus der Hunde-, 14 aus der Katzen- und 22 aus der Ochſenſprache gebracht habe; die Sprache der Raben verſtehe er ganz! Wir hoffen, der gelehrte Sprachforſcher der Unvernünftigen werde zum Nutzen der leidenden Thierheit ſein Licht leuchten laſſen, und uns über dieſe ſeit Adams Zeiten verloren gegangene Kenntniß gründlich belehren. (Allg. W. Theaterz.)

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Die verhängnißvolle Faſchingsnacht. — Vetter Heinrich. — Gaſtſpiel des Hrn. Kaiſer.

Wenn die früheren Poſſen von Neſtroy einigen Anſpruch auf freundliche Entgegennahme zu machen hatten, ſo ſind dagegen ſeine neueren deſſen ganz unwerth; er gefällt ſich ſo ſehr im Trivialen und Derben und malt mit ſo grellem Pinſel, daß man wahrlich an ſeinen Productionen keinen Gefallen finden kann, und wenn ſie in Wien noch Beachtung erwecken, ſo mag dies in localen Beziehungen liegen, welche aber andernorts nicht vorhanden ſind. Auf den Geſchmack des Publikums können Poſſenſpiele, wie das vorliegende, deſſen Held ein Holzhacker iſt, nur nachtheilig einwirken und es iſt Pflicht der Kritik, ſich ihrer Einbürgerung auf der Bühne zu widerſetzen; auch finden ſie nur wenig Verehrer und bringen der Kaſſe keinen Vortheil, weßhalb wir wünſchen müſſen, ſie ſo ſelten als möglich über die Bretter holpern zu ſehen.

Der „Vetter Heinrich", vom Verfaſſer des „Landwirth", iſt wiederum ein Gemälde aus dem bürgerlichen Leben. Ein Induſtrieritter, der ſich unter dem Namen des Baron Stellami in höheren Kreiſen der Geſellſchaft Eintritt verſchafft hat, weiß in der Familie der Hofräthin Wesler feſten Fuß zu gewinnen und nicht nur auf ihr Herz, ſondern auch auf das ihrer Nichte Eindruck zu machen. Da erſcheinen Vetter Heinrich und ſein Oheim Wesler, treten dem Induſtrieritter ſtörend in den Weg und ſind ſo glücklich, ſein betrügeriſches

Digitized by Google

Spiel zu vereiteln. Aus den wechſelſeitigen Conflicten entſtehen mancherlei Situationen, die ſich recht gut machen und beſonders den Darſtellern erwünſchten Spielraum geben. Die Verhältniſſe ſind aus dem wirklichen Leben gegriffen und verdienen Beachtung, da unſere Zeit an dergleichen Avanturiers nicht arm iſt. Der Dialog iſt gewandt und ungezwungen, dürfte aber gedrängter ſeyn. Es geht in unſern deutſchen Luſtſpielen, wie im deutſchen Leben: vor lauter Reden und Philoſophiren kommen die Leute zu wenig zum Handeln.

Hr. Kaiſer, vom Schweriner Hoftheater, gab den Stellami als dritte Gaſtrolle, nachdem er zuvor als Shylok im „Kaufmann von Venedig“ und als Gilburn in „Nacht und Morgen“ aufgetreten war. Der freundlich aufgenommene Gaſt gehört zu denjenigen Darſtellern, die nicht durch Effecthaſchereien zu verblenden, ſondern durch ein beſonnenes und wohlüberdachtes Spiel zu wirken ſuchen. Die Formen ſeiner plaſtiſchen Darſtellung und Mimik ſind gefällig, gemeſſen und anſtändig; ſein Dialog iſt klar und verſtändig und ſein Spiel trägt einen wohlthuenden Ausdruck von Ruhe und Einſicht. Es iſt ihm weniger um einzelne Momente, als um die conſequente Haltung des Ganzen, weniger um hervortretende Pointen, als um die Durchführung des Charakters zu thun. So war ſein Gilburn das Bild eines kalten, phlegmatiſchen, gleißenden und übertünchten Böſewichts, jedoch ohne Beimiſchung des Komiſchen. Dieſe Auffaſſung iſt vollkommen gerechtfertigt, wenn ſie auch weniger frappant wirkt, und wurde conſequent durchgeführt. Die Andeutung des vorgerückten Alters im letzten Acte war fein und ſchön markirt. — Stellami war nicht minder richtig charakteriſirt und ſo aufgefaßt, daß ſein Einfluß und ſeine Stellung zur Umgebung nicht unwahrſcheinlich, ſondern vollkommen motivirt heraustreten. Stellami muß intereſſant und in vornehmer Tournüre erſcheinen und darf die Züge ſeines eigentlichen Charakters nur leiſe andeuten; grelle Färbung würde hier Alles verderben. Der Gaſt löſ'te dieſe Aufgabe und fand, wie in den frühern Rollen, wohlverdienten Beifall. Der Vorſtellung des Shylok waren wir beizuwohnen abgehalten. Wie man vernimmt, wird ein Engagement des Hrn. K. beabſichtigt. Verſtändige, mit Einſicht geſtaltende Schauſpieler ſind einem Reperloire jederzeit von Nutzen und man iſt berechtigt, Hrn. K. für einen ſolchen zu halten. M.

Korreſpondenz.

Gießen, 17. Sept.

In Ihr verehrtes Blatt von heute haben Sie einen weiteren Artikel über die bedauernswerthe Fleiſchergeſchichte zu Gießen d. d. 13. Sept. aufgenommen, welcher nothwendig in demſelben ſo vielgeleſenen Blatt widerſprochen werden muß, weil Ihr Korreſpondent Unwahrheiten vorbringt und entweder nicht ſieht oder nicht ſehen will. Ihr Korreſpondent gehört jedenfalls zur Klaſſe der Fleiſcheſſer und Weintrinker, die ſich im Gaſthaus bei vollbeſetzter Tafel gütlich abfüttern, gewöhnlich nur ihre eigene Perſönlichkeit im Auge habend, um das, was außer und um ſie vorgeht, ſich nicht kümmern, oder Alles nach vorgefaßter Meinung beurtheilen und endlich zur fixen Idee werden laſſen. So beruht es 1) rein auf einer fixen Idee Ihres Korreſpondenten, wenn er behauptet, der Octroi-Aufſchlag allein habe die Renitenz der Fleiſcher hervorgerufen, die zu niedere Fleiſchtaxe habe dabei nicht concurrirt, während dem ganzen Publikum bekannt iſt, daß die zu niedere Fleiſchtaxe die Hauptbeſchwerde der Metzger war und iſt, obgleich ſie, als der Octroi-Aufſchlag noch hinzu kam, unverſtändiger, unkluger Weiſe und ſchlecht berathen, ihre neueſte Beſchwerde lediglich gegen das Octroi-Geſetz richteten und hiernach zu dem desperaten Schritt kamen, ihrer Zunft und ihrem Gewerbe zu entſagen. Die Metzger behaupten und werden es beweiſen können (denn es bezeugen dies die einſtimmigen Urtheile aller Sachverſtändigen), daß ſie ſeit geraumer Zeit ihr Fleiſch nach einer Polizeitaxe verkaufen mußten, wobei ſie nicht nur keinen Verdienſt und Lohn für ihre Arbeit, ſondern baaren Schaden hatten und waren nach ihrer Behauptung ſchon wiederholt um Erhöhung der Taxe erfolglos eingekommen und zum Schlachten durch Strafandrohung gezwungen worden. Die Erhöhung des Octroi mit den Beläſtigungen durch die Erhebungsart und Controle kam dazu und nun richteten ſie unverſtändiger Weiſe und ſchlecht berathen ihre Beſchwerde in specie gegen das Octroi und auf deſſen Wegſchaffung, und darauf ſtützt ſich das kreisräthliche Publicandum, was daher an ſich auch auf Wahrheit beruht. Allein ſollte nicht die Polizeibehörde, ſelbſt wenn die Metzger ihre Sache verkehrt, unklug und unziemlich vorbrachten, nicht erkannt haben, daß die Octroi-Erhöhung, wodurch auf das Pfund nicht einmal ein Heller kommt, nicht der alleinige Grund der neuen Beſchwerde ſey? Läßt es ſich annehmen, daß wegen eines ſo unbedeutenden Zuſatzes circa 38 Familienväter ihr Gewerbe und Nahrungszweig aufgeben werden, wenn nicht andere Umſtände concurrirten? Ihr Korreſpondent ſo wenig als Hr. Kreisrath durch das Publicandum haben bewieſen, daß der Octroi-Aufſchlag allein die Veranlaſſung zur Renitenz gegeben, während durch das Publicandum nur als wahr dargethan iſt, daß die Metzger unklug und halsſtarrig gehandelt haben, indem ſie ihr neues Vorbringen nur gegen das Octroigeſetz richteten, wähnend, das Uebrige müſſe ſich dabei von ſelbſt erledigen. Völlig Unwahres redet dagegen Ihr Korreſpondent 2) wenn er anführt, nur Gaſtwirthe und einige Hausfrauen ſeyen durch die Sache etwa 2 — 3 Tage in unbedeutende Verlegenheit geſetzt worden, indem das Publikum, welches — von „der Fleiſchnoth“ mittelſt von der kreisräthlichen Behörde getroffener Maßregeln alsbald befreit — die ganze Angelegenheit von der komiſchen Seite aufgefaßt habe. Die Wirthe konnten ſich bei ihrem großen Bedarf natürlich am leichteſten helfen, theils durch Selbſtſchlachten, theils durch Eröffnung beſtimmter Wege ihr Fleiſch regelmäßig von fernher zu beziehen, wobei ſie vom 1. Sept. mit ihren Taxen nicht unbedeutend aufſchlugen. Das kann aber der Staatsdiener und Bürger nicht eben ſo machen. Wenn nun hier, wo ſonſt von circa 35 Metzgern regelmäßig Ochſen, Schweine, Kälber und Hämmel geſchlachtet wurden, da, wo jeden Morgen der Metzger ſeinen Kunden befragen ließe, was er für den Tag bedürfe, um ihm ſpäter das Verlangte in's Haus zu ſchicken, wenn hier, ſage ich, jetzt auch öfters durch die Schelle bekannt gemacht wird, „dort ſey Kuhfleiſch, dort Ochſenfleiſch zu haben“ und wenn auch binnen 14 Tagen nun ein- oder zweimal ausgeſchellt wurde, auch einige Hämmel ſeyen geſchlachtet worden, ſo wird doch Niemand behaupten wollen, daß dadurch das allgemeine Bedürfniß auch nur entfernt befriedigt ſey. Eine beſtimmte Zeit, wann Fleiſch zu bekommen, kann eben ſo wenig eingehalten werden als eine Wahl ſtattfindet in der Fleiſchgattung — an Braten, Beilage, Brat- oder andere Wurſt, Speck, Schinken u. ſ. w. iſt gar nicht zu gedenken, während Ihr Korreſpondent ſich gewiß im Gaſthaus nichts abgehen läßt. Die Fleiſchnoth beſteht ſomit bis auf den heutigen Tag, und zwar in hohem Grade und auf bedauerliche Weiſe. Wenn 3) Ihr Korreſpondent von den blühenden Vermögensverhältniſſen der hieſigen Metzger redet, ſo ſcheint er auch hierüber nicht unterrichtet zu ſeyn, denn während andere Gewerbe hier proſperiren, wurden in den letzten zwei Jahren mehrere Fleiſcher concurs, es mögen andere nicht weit davon ſeyn, und nur wenige, welche außer der Fleiſcherei nicht unbedeutende Oeconomie betreiben, können wohlſtehend genannt werden. Geſtern ſind einige Metzger als Deputirte der übrigen nach Darmſtadt gereiſ't und zwar, ſoviel dem Einſender dieſes bekannt iſt, nicht ſowohl, um Gnade zu flehen, als um eine Unterſuchungs-Commiſſion zu bitten. Das Nähere muß der Erfolg lehren, das Publikum hat indeſſen die Ausſicht, noch längere Zeit unleidlicher Unbequemlichkeit ausgeſetzt zu bleiben. Was ſchließlich den Lorbeer anbelangt, welchen Ihr Korreſpondent dem hieſigen Hrn. Kreisrath zu ſtreuen ſucht, ſo bemerke ich blos darum, weil nach dem Schluß des Artikels vom 13. Ihr Korreſpondent anzunehmen ſcheint, als habe deſſen Perſönlichkeit in früheren Artikeln angegriffen werden ſollen, nur Folgendes: Es ſcheint mir ein Angriff auf die Perſönlichkeit des Hrn. Kreisraths in den früheren Artikeln eben ſo wenig beabſichtigt zu ſeyn, als wenig ich glaube, daß dem Hrn. Kreisrath Prinz, der die allgemeine Achtung nicht allein verdient, ſondern auch, ohne genöthigt geweſen zu ſeyn, ſie erzwingen zu müſſen, in vollem Maße genießt, durch ſolch' öffentliche, unberufene Lobpreiſſungen ein Gefallen geſchehen könne.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

No 267. Mittwoch, den 27. September 1843.

Czerny-Georg.

Eine ſerbiſche Novelle.

(Fortſetzung.)

Die Sonne war untergegangen. Schnell kam die dunkle Nacht, welche nicht ein Mal geſtattete, daß der Jäger die Spur auf dem Boden ſehen konnte, wenn auch der Schnee etwas leuchtete. Jetzt kam die Reihe an die Thiere, Führer zu ſeyn. Auf des Jägers Befehl verließen ſie ihre Stelle hinter ihm, und ſuchten mit der Naſe an der Erde die Spur des Mannes zu verfolgen, welcher das blutende Stück des Hirſches getragen. Die wohlabgerichteten Thiere vollzogen ſeinen Befehl mit einer ſeltenen Klugheit. Er ſelbſt folgte den Thieren, mit allen Widerwärtigkeiten des Waldes kämpfend. Bald ſtieg der Weg an, bald ſenkte er ſich in die Tiefe. Die Gegend war ihm wildfremd. Nie hatte ſein Fuß dieſen Theil des Gebirges betreten. Felſen erhoben ſich zackig und in geſpenſtigen Geſtalten. Himmelhohe Tannen ſtanden dicht beiſammen. Manchmal ſtrauchelte er und fiel er in eine Vertiefung, aus welcher er ſich mit Mühe herausarbeilete. Mit jedem Augenblicke wurde die Nacht dunkler und — er müder. Faſt konnte er nicht weiter. Schon dachte er daran, unter einer Tanne die Nacht zuzubringen, als mit einem Male der Wald aufhörte. Er trat auf eine Ebene, die baumlos ſich weithin zu dehnen ſchien. Die Hunde gaben jetzt den kurzen, abgeſtoßenen Laut, womit ſie die Nähe des Zieles bezeichnen. Bald erblickte er den matten Schimmer einer Lampe in ziemlicher Ferne.

Den Hunden gebot er, ſtille zu ſeyn. Vorſichtig vorwärtsſchreitend, nahte er ſich der Wohnſtätte der Menſchen, welche jetzt die heiſere Stimme eines großen Hundes näher bezeichnete. Sonſt blieb Alles ſtille und die Lampe erloſch.

Nicht ohne Mühe erreichte er endlich das Haus, das an einer Felswand lehnte. Der Hund heulte furchtbar drinnen, aber kein Zeichen verrieth die Nähe der Menſchen.

„Noch iſt es nicht die Zeit, zur Ruhe zu gehen," ſagte der Jäger zu ſich ſelbſt. „Das Auslöſchen der Lampe iſt kein gaſtlich Zeichen." Er ſtand eine Weile, zu erwarten, ob nicht das Licht wieder erſcheine; aber es blieb aus und kein Zeichen verrieth menſchliche Nähe. Das wüthende Toben des Thiers innerhalb der Wohnung dauerte fort. Jetzt klopfte er an die Thüre mit einer Kraft, die gewiß den Schall durch das ganze Haus trug. Nach einigen Minuten öffnete ſich ein kleines Fenſter, und eine Stimme, die den Ton des Mißvergnügens nicht verhehlen konnte, rief: „Wer ſtört meine Ruhe ſo ſpät?! —"

„Spät?" fragte der Jäger. „Geht Ihr denn mit den Hühnern ſchon zu Bette? Die Sonne iſt kaum untergegangen! Uebrigens will ich Eure Ruhe nicht ſtören, ſondern, wenn Ihr ein Serbe ſeyd, um Obdach und um ein Stück des Hirſchſchlägels bitten, den Ihr dem Thiere nahmt, das ich erlegt."

„Kein Fremdling bittet umſonſt um Obdach und Brod an der Thüre eines Serben," ſprach der Mann im Fenſter ausweichend; „aber ich möchte wiſſen, wem ich meine Thüre öffnen ſoll."

„Mir!" ſagte der Jäger.

„Gut; doch wer ſeyd Ihr?"

„Das iſt ungaſtlich;" ſagte der Jäger. „Kämet Ihr an meine Thüre, ich würde ſo nicht gefragt haben."

„Wohl wahr!" verſetzte der im Fenſter. „Das beweiſ't, daß Ihr nicht allein in einem Forſte wohnt, wo mancherlei Geſindel umherſchweiſt."

„Rechnet mich nicht zu dem Geſindel!" rief zornig der Jäger. „Uebrigens ſind wackere Männer flüchtig geworden, und das Geſindel wohnt mitunter warm in ſeiner Hütte. Ihr ſeht, daß ich das wohl ſagen kann."

„Ihr könnt noch mehr ſagen, wenn Ihr wollt," fuhr der Mann im Fenſter fort, „und es ficht mich nicht an. Seyd Ihr ein Serbe?"

„Ja!"

„Ein Hajducke?"

„Nein!" ſagte Czerny-Georg beſtimmt.

„Wer ſeyd Ihr denn eigentlich? —"

„Ein Menſch," fuhr der Jäger auf, „der wenigſtens nicht die Geduld hat, länger hier zu weilen, wo gegen Serbenſitte der Verirrte umſonſt um ein Obdach bittet. Fluch über Euch!"

Er wollte ſich umwenden und gehen, aber der Fluch hatte mit einem Male den Zauber gelöſt.

„Haltet ein!" rief der Mann in der Hütte; „ich öffne alsbald meine Thüre. Nur fluchet nicht mehr! —"

Das Licht erſchien jetzt wieder. Die Thüre ging auf, und der Jüngling trat ein. Seine beiden Hunde folgten ihm auf dem Fuße.

Das Innere der einſamen Wohnung war geräumiger, als es der Jäger vermuthet hatte. Sie beſaß eine anſehnliche Tiefe. Das Gemach war groß und hoch. In der Mitte war der

Digitized by Google

Rauchfang. Ein Feuer brannte auf dem Herde, und eine betagte Frau drehte am Spieße ein Stück des Hirſchſchlägels, das groß genug war, ſechs bis acht Perſonen genüglich Nahrung zu geben. Der Wohlgeruch des gebratenen Fleiſches wirkte ſo mächtig auf die Geruchsnerven des Jägers, daß dieſer die Eßluſt ſich ſo gewaltſam regen fühlte, daß er hätte mögen auf der Stelle darüber herfallen. Das letzte Mahl lag weit hinter ihm, das fühlte er jetzt.

Der ſcharfe Blick ſeines Wirthes muſterte ihn indeſſen vom Kopfe bis zu den Füßen. Daſſelbe geſchah jetzt von dem Jäger. Vor ihm ſtand ein Mann von etwa vierzig Jahren, groß, ſtark, mit dem Ausdrucke kecken Muthes. Mehrere tiefe Narben lieſen über das männlich ſchöne Geſicht, Herolde früherer Kämpfe und ungewöhnlicher Tapferkeit. Der Blick war finſter, und in ſeinem Geſichte ſprach ſich etwas Starres und Unbeugſames aus, was keineswegs für ihn einzunehmen geeignet war. Ein ziemlich langer, krauſer Bart umſchloß Kinn und Wange faſt ganz.

Er reichte jetzt dem Jäger die Hand und ſagte: „Vergebt meiner ungaſtlichen Art. Die Noth hat mich gelehrt, vorſichtig zu ſeyn. Nehmt aber den Fluch zurück. Mein Haus verdient ihn ſo wenig als ich ſelber.“

„Das iſt geſchehen,“ ſagte der Jäger, und entledigte ſich mit Hülfe des Wirthes ſeiner Laſten, welche in ſeiner Doppelflinte und ſeiner Jagdtaſche beſtanden; Piſtolen und Jagdmeſſer blieben an ihren Stellen; denn ein Serbe legt ſie außer dem Bette nie ab.

Der Jäger konnte es ſich keineswegs verhehlen, daß dieſer Mann ihm eine tiefe Abneigung einflößte, für welche er ſich keines andern Grundes bewußt war, als der abſchreckenden Phyſiognomie ſeines Wirthes. Das Lauernde in ſeinem Blicke that ihm um ſo weher, als das des Serben Art nicht zu ſeyn pflegt.

(Fortſetzung folgt.)

Geben iſt ſeliger, denn Nehmen.

Ein junger Engländer von 18 bis 20 Jahren, der in Lauſanne ſtudirte, ging eines Tages mit dem Profeſſor Durand, den man nur den Studentenfreund nannte, in der Umgegend der Stadt ſpazieren. Während ſie nun ſo neben einander gingen, ſuchte Durand die Unterhaltung auf ernſte Gegenſtände zu lenken, als ſie ein paar kothige Schuhe neben dem Wege, auf dem ſie gingen, liegen ſahen, die, wie ſie vermutheten, einem armen, auf einem nahen Acker arbeitenden Manne gehören mußten, welcher ſeine Arbeit in kurzer Zeit zu Ende gebracht hatte. Der Jüngling wandte ſich zum Profeſſor mit den Worten: „Wir wollen dem Mann einen Streich ſpielen, ihm ſeine Schuhe verbergen und uns da hinter das nahe Gebüſch verſtecken, um ihn zu belauſchen und ſeine Verlegenheit zu ſehen, wenn er ſeine Schuhe nicht mehr finden wird.“

„Mein lieber Freund“, erwiederte der Profeſſor, „man muß nie auf Unkoſten der Armen ſich luſtig machen. Sie ſind reich und daher im Stande, ſich und dem armen Manne zugleich ein viel ſchöneres Vergnügen zu bereiten. Legen Sie in jeden Schuh einen großer Thaler und dann wollen wir uns verbergen.“ Der Student gehorchte, und jetzt ſtellte er ſich mit dem Profeſſor hinter das nahe Gebüſch, durch welches hindurch ſie jedoch den Bauer bequem beobachten und ſeine etwaigen Aeußerungen der Verwunderung und Freude vernehmen konnten. Bald hatte der arme Mann ſeine Arbeit vollendet, ging den Acker entlang dem Wege zu, auf welchen der Acker ſtieß und an welchem er ſein Wamms und ſeine Schuhe niedergelegt hatte. Während er das erſtere anzog, ſchlüpfte er auch mit dem einen Fuß in einen ſeiner Schuhe; er fühlte etwas Hartes, bückte ſich und fand den Thaler. Erſtaunen und Verwunderung malte ſich auf ſeinem Geſichte; er beſah den Thaler, kehrte ihn um und beſah ihn noch einmal und abermal; jetzt wandte er ſeinen Blick nach allen Seiten hin, ſah aber Niemand. Nun ſteckte er das Geld in die Taſche und wollte den andern Schuh auch anziehen; aber wie groß war ſeine Ueberraſchung, da er nun den andern Thaler fand. Das Gefühl überwältigte ihn, er fiel auf die Kniee, blickte gen Himmel und rief aus: „O Herr, mein Gott! ſo iſt es doch wahr, daß du diejenigen nicht verläſſeſt, die auf dich bauen! Du wußteſt, daß meine Kinder kein Brod haben, daß mein Weib krank darnieder liegt und daß ich rath- und hülflos war. Du haſt du mir, du lieber himmliſcher Vater, durch irgend ein zum Wohlthun geneigtes Herz dieſes Geld zugeſandt, damit mir geholfen würde! Ach, daß meine Seele deine Güte erkennete und daß ich dir meine Dankbarkeit bis in den Tod bezeugen könnte. Das Werkzeug deiner barmherzigen Hülfe aber ſegne reichlich, du Vergelter alles Guten, mit deinem beſten Segen!“

Der Jüngling ſtand da in tiefſter Rührung und Thränen benetzten ſeine Augen. „Nun“, ſagte Durand, „ſind Sie jetzt nicht vergnügter, als Sie es geweſen wären, wenn Sie Ihren Streich ausgeführt hätten?“ — „Ach, mein theurer, lieber Herr Profeſſor!“ erwiederte der Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergeſſen will; ich fühle jetzt die Wahrheit der ſchönen, aber bisher nie verſtandenen Worte: Geben iſt ſeliger, denn Nehmen.“ Nie ſollten wir uns dem Armen nahen, als mit dem Wunſche, ihm Gutes zu thun.

Zwei ſächſiſche Miniſter — heute und vor hundert Jahren.

Dieſer Tage trat der ſächſiſche Miniſter von Lindenau aus dem Staatsdienſte, und beſtimmte „zum Abſchied“ ſeine jährliche Penſion von 3083 Thalern zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken. Pikant iſt ein Rückblick von dieſem hochherzigen Miniſter Sachſens auf einen andern deſſelben Staates vor hundert Jahren, den Grafen Brühl. Brühl's Tafel war nie geringer, als mit dreißig Schüſſeln beſetzt, und ein kleines Traktament mußte wenigſtens aus 50 Schüſſeln beſtehen, ein großes wohl aus 80 bis 100, während manche königliche Tafel für gewöhnlich nur mit 12 Speiſen, bei Traktamenten mit 24 bis 30 beſetzt war. Die Brühl'ſche Dienerſchaft beſtand wenigſtens aus 200 Perſonen! Darunter waren 12 Kammerdiener, 12 Pagen, alle möglichen Hausoffiziers von Stallmeiſtern, Bereitern, Haushofmeiſtern, Küchen- und Kellerſchreibern, wie nur irgend am größten Hof. Die Küche beſtand aus 4 Mundköchen, 12 andern Köchen und einem die Zahl 30 überſteigenden Perſonal von Küchenjungen und Beiläufern. Brühl's

Digitized by Google

Schuhe wurden zu hundert Paaren auf einmal aus Paris verſchrieben, ſeine Perücken zu Dutzenden, ſogar Paſteten kamen aus Paris auf der Poſt. Faſt von Allem, was Brühl bedurfte, wurde nichts aus dem Inlande bezogen! Einzig in ſeiner Art war ſeine Sammlung von Schlafröcken. Und während Brühl königlichen Aufwand machte, war ganz Sachſen durch den Bankerott der Steuerkaſſe zur Verzweiflung getrieben. (Schloſſer.) Schamlos überließ er, der ſelbſt die Geſchäfte nicht verſtand, ſeinen Kreaturen alle Entſcheidung, ſchaffte er ſeinen Bedienten die erſten Aemter! „Hennicke war (ſagt Schloſſer) noch im 30. Jahre Lakai, er heirathete das Brühl'ſche Kammermädchen, ſtieg von Stelle zu Stelle, ward Graf, und leitete ganz unbeſchränkt das Geſchäft der Benützung des ſächſiſchen Landes und Volkes zum Vortheil ſeines ehemaligen Dienſtherrn." Brühl hinterließ ein Vermögen von mehr als 2 Millionen Thaler (obwohl ſeine Güter abſichtlich von Preußen verwüſtet worden), und — ein Andenken, das mit Fluch gezeichnet iſt. Bernhard von Lindenau's Andenken wird im Segen eines edlen deutſchen Volksſtammes fortleben.

Mannichfaltigkeiten.

(Heilkunde.) Pfarrer Wahler in Kupferzell, der Erfinder des europäiſchen Ruf habenden Balſams zur Heilung erfrorener Leibestheile, hat ſuchend gefunden, auch entzündete Leibestheile, Hirnentzündung, Bruſtentzündung ꝛc. durch äußerliche, angenehmſt abſizirende Behandlung — ohne Blut- und Säfte-Entziehung — ſchnell und ſicher zu heilen. Derſelbe will die Heilart unter einem leicht zu erfüllenden Bedingniſſe dem verehrten Publikum mittheilen. — Qua quidem in causa mundus credidisse se gaudebit. Joſeph Spät.

Die „Neuen Jahrbücher für Geſchichte und Politik", ſeit Pölitz' Tod (1838) von dem ausgezeichneten Hiſtoriker und Publiziſten Prof. Friedrich Bülau in Leipzig herausgegeben, bringen unausgeſetzt die gründlichſten und geiſtvollſten Erörterungen ſo mancher Fragen, welche die materielle und ideelle Politik der Gegenwart anregt. Alle, denen eine gründliche Beleuchtung der vorragenden äußern und innern Intereſſen unſerer Zeit am Herzen liegt, werden wohl thun, ihre Aufmerkſamkeit den Bülau'ſchen „Jahrbüchern" immer zugewendet zu erhalten.

Unter den Städtebildern, die ſich in den allſeitig mit lebhaftem Intereſſe aufgenommenen „Schattenriſſen und Querſtrichen aus den Reiſepapieren des Michel Teut", von Dr. Bacherer vorfinden, iſt auch das von Baſel, worin aber der Verfaſſer ſeine ſtechendſten Farben auftrug. Darüber ergrimmten die Baſeler Herren ſo ſehr, daß ſie in der dortigen Zeitung dem Dr. Bacherer ein lautes „Wehe Dir, wenn Du einſt in unſere Hände fallen ſollteſt!" zurufen.

Man denkt bereits ſehr ernſtlich an die Herbſt- und Wintermoden, und allgemein heißt es, der große Ueberziehrock werde vorherrſchen und nur mit dem Mantel die Gunſt theilen, denn man wird des Paletots mehr und mehr überdrüſſig; man hält ihn für zu eng, zu ärmlich, als daß er über einem hübſchen Rocke oder einem neuen Fracke getragen werden könnte, die er ſehr bald verderbe. Die Ueberziehröcke werden deßhalb, ſagt man, auf den Straßen und auf den Promenaden geſehen werden, dagegen aus den Soiréen verbannt ſeyn, da auch ſie die Unannehmlichkeiten der Paletots haben, und nur über einem alten Rocke oder alten Fracke getragen werden können, weil ſie die neuen verderben. (Leipz. Modenztg.)

(Paris, 12. Sept.) Das große Ereigniß der Woche war der Beſuch der Königin von England in Eu. Das Journal des Débats fügt ſeiner Beſchreibung der Landung der Königin hinzu: „Die Königin Victoria trug bei ihrer Landung ein braunſeidenes Kleid, einen Langſhawl von ſchwarzen Spitzen und einen Strohhut mit einer weißen Feder. Bei Tafel erſchien ſie in einem Kleide von granatfarbigem Atlas; an ihrem Arme glänzte der Hoſenbandorden, und in ihrem ſchlichten Haar funkelten Diamanten und Smaragden. Den andern Tag bei der Abendgeſellſchaft trug ſie dagegen ein Kleid von weißem Moire mit einer Krone, meiſt von Smaragden, und das große Band des Hoſenbandordens." Dieſer Beſuch Victoria's in Frankreich wird, wenn er auch keine andere Folgen haben ſollte, Veranlaſſung zu vielen neuen Moden geben; wir werden Victoria-Langſhawls, Victoria-Mantillen, Leibchen à la Königin von England, Weſten, Röcke, Pantalons à la Prinz Albert erhalten. (Leipz. Modenztg.)

(Seltenheit.) In München hat der verſtorbene Advokat von Batz, der unverheirathet war und keine bedürftigen Verwandten hinterließ, ſein ganzes Vermögen von 200,000 Gulden der Advokaten-Wittwenkaſſe vermacht.

Berlin rühmt ſich, eine Weltſtadt geworden zu ſeyn und beweiſt es damit, daß der Großfürſt Michael von Rußland in ſeinem Hotel wöchentlich eine Miethe von 3500 Thlr. in Gold zu zahlen habe.

Im Theater zu Meriko raucht, mit Ausnahme der Spielenden, Alles: das ganze Parterre, die Gallerien, die Logen und der Souffleur, aus deſſen Kaſten fortwährend eine Rauchſäule aufwirbelt. So wird es den dortigen Schauſpielern, die nicht die geſchickteſten ſind, leicht, den Zuſchauern blauen Dunſt vorzumachen. Applaudiren iſt in Meriko nicht Mode.

Im Verlage von C. W. Leske in Darmſtadt iſt eben erſchienen: „Ritter Rodenſtein, der wilde Jäger. Volksmährchen in fünf Akten von A. Rodnagel." Dieſe Dichtung darf als eine dankenswerthe Bereicherung unſerer dramatiſchen Literatur begrüßt werden. Mit einigen Umänderungen wurde dieſelbe im verfloſſenen Frühjahr mit großem Erfolg auf der Hofbühne in Darmſtadt zur Darſtellung gebracht. Das Stück iſt nun, wie es hier vorliegt, „als Manuſcript für ſämmtliche Bühnen" gedruckt und der Verfaſſer ſpricht deßhalb in der Vorrede die Hoffnung aus, daß ſich diejenigen Direktionen, welche es zur Aufführung bringen wollen, in geeigneter Weiſe mit ihm verſtändigen. Da aber das Stück zugleich in den allgemeinen Buchhandel übergeht, wo es überall der beſten Aufnahme gewärtig ſeyn darf, ſo entſteht freilich die Frage, inwiefern einzelne Direktionen, wenn ſie daſſelbe zur Darſtellung bringen, noch zu einer beſonderen Honorirung an den Verfaſſer verpflichtet erſcheinen können. Leider hat die deutſche Geſetzgebung über das literariſche Eigenthum noch keine

Digitized by Google

Beſtimmungen gegeben, durch welche dieſe Frage einer, die billigen Anſprüche der Autoren befriedigenden Löſung nahe gebracht wäre. Möge der wackere, vielbegabte Rodnagel die deutſche Bühne und Literatur auch ferner mit neuen Produktionen bereichern.

Korreſpondenz.

Crefeld, 18. Sept.

Am 4. d. ſtarb dahier der hochwürdige Oberrabbiner und Präſident des hieſigen israelitiſchen Conſiſtoriums Dr. Lion Ullmann in Folge eines zu ſeinem chroniſchen Nervenleiden hinzugetretenen Bruſtkrampfes in einem Alter von 38 Jahren und 9 Monaten. Geboren zu St. Goar (Rheinpreußen) am 3. Dez. 1804, wurde er ſchon von früher Jugend an zum Studium der jüdiſchen Theologie beſtimmt. Zu dieſem Behufe ſtudirte er bei mehreren berühmten Rabbinen die zur jüdiſchen Theologie ſpeciell gehörigen Wiſſenſchaften. Gekrönt mit mehreren Rabbinerdiplomen der angeſehenſten israelitiſchen Geiſtlichen und durch Privatſtudium für die Univerſität reif gemacht, frequentirte er vom Jahre 1829 bis 1834 die Univerſität Bonn, wo er ſich durch ſeine vortrefflichen Geiſtesgaben und unermüdeten Fleiß eine vielſeitige, gründliche, philoſophiſche Bildung erwarb. Am 23. Nov. 1835 von den Notabeln des hieſigen israelitiſchen Conſiſtoriums zum Oberrabbinen gewählt und am 22. Dez. deſſelben Jahres höhern Orts beſtätigt, trat er am 11. März 1836 ſein Amt an. Vielſeitige Kenntniſſe, umſichtsvolle Thätigkeit, vortreffliche Herzensgüte zeichneten den Verſtorbenen aus und machten ſeine ſiebenjährige Wirkſamkeit zu einer ſegensreichen. Die Bildung ſeiner Gemeinden, die Veredlung des Gottesdienſtes in der Synagoge, der zeitgemäße Unterricht der Jugend waren es, die er anſtrebte und in ſeiner großen Sphäre heimiſch zu machen ſuchte. Und in der That ſind die Reſultate, die er hierin erlangte, keine gewöhnlichen, der von dem ſo früh Dahingeſchiedenen ausgeſtreute Saame des Guten hat herrliche Früchte getragen und alle Gemeinden des Sprengels ſehen mit herbem Schmerze ein, welch' großen Verluſt ſie erlitten. Die vielen guten Schulen, die ſeiner raſtloſen Thätigkeit ihr Ent- und Beſtehen verdanken, verlieren in ihm ihren kundigen, umſichtigen Führer, ſeine Gemeinden ihren Wortführer gegen Angriffe von außen, die Religion ihren gewandten Verfechter gegen die negirende Partei, die alles Heilige mit Füßen tritt, die Wiſſenſchaften einen ihrer eifrigſten Verehrer. Seine populäre Ueberſetzung des Koran berechtigt zu dem Schluß, daß bei längerm, geſundem Leben die Literatur noch Vieles von ihm hätte erwarten können. Bei dem am 7. d. ſtattgefundenen Leichenbegängniſſe zeigte ſich auch die größte Theilnahme. Die Leiche wurde von den hieſigen Geiſtlichen aller Confeſſionen, von den ſämmtlichen ſtädtiſchen Behörden, von einer großen Anzahl Bürger — Chriſten und Juden — von den zahlreichen Deputationen aller zum hieſigen Sprengel gehörenden Gemeinden feierlich und theilnehmend zu Grabe geleitet.

Gernsheim am Rhein, 20. Sept.

In dem großen, eleganten Bürgerſaale unſeres neuen Stadthauſes wird am kommenden 1. und 2. October die durch Blumenfreunde von hier und den Nachbarſtädten ſchon im vorigen Jahr beabſichtigte Georginen- oder Dahlien-Ausſtellung, verbunden mit einer kleinen Obſtausſtellung ꝛc., ſtatt finden, wozu jeder Blumenfreund freundlichſt eingeladen iſt. Die Städte Mannheim, Worms, Frankfurt, Darmſtadt, Mainz ꝛc. werden dabei repräſentirt ſeyn und das Neueſte zur Schau gebracht werden. Bei der Huldigung der Flora und Ceres an jenen Tagen für das viele Schöne und Geſegnete wird ſich auch Freund Bachus ſchmeichelhaft einſtellen, ſein diesjähriges Traubenproduct zur Schau bringen und zugleich zu einem fröhlichen Mahle im goldenen Lamm, wo ſein deutſcher Champagner ſchäumen wird, freundlichſt einladen. Die Direktion der Kölner Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft, die jederzeit zur Unterſtützung alles Schönen und Nützlichen gerne die Hand bietet, wird jedem Blumenfreunde auf ihren Schiffen freien Transport ſeiner Gewächſe und Blumen einräumen. Möchten ſich recht viele daran betheiligen und ſich perſönlich einfinden, denen man im voraus eine herzliche Aufnahme zuſichert.

S.

Vom Taunus, im Sept.

Als das beſte Mittel zur Hebung unſeres im Vergleiche zu England und Frankreich noch ſehr ſchwachen Nationalgeiſtes betrachte ich die Verbreitung der Turnkunſt. Die Griechen und Römer waren nicht ſo gelehrt wie wir, aber ſie waren in vielen Dingen vernünftiger. Sie bildeten gleichzeitig mit dem Geiſte auch den Körper und zwar von der frühen Jugend bis in's Greiſenalter, in der Weiſe, daß der alte Hellene oder Römer ſeine Söhne oder Enkel in der Uebung und Stärkung des Körpers unterrichtete; deshalb ſtanden dieſe Alten der Natur näher, als unſere Väter, ſie kannten nicht die unzähligen Krankheiten wie wir; ſie waren lebensfreudiger, ſie waren tüchtiger im Kriege und glücklicher im Frieden. Unſere Erziehung iſt häufig einſeitig; ſie ſtopft in den armen Kopf unſerer Knaben tauſenderlei zuſammengeſtoppeltes Zeug, was häufig im Leben gar nichts nützt und welches dazu dient, alle Originalität, alles eigenthümliche Gepräge des Knaben zu verwiſchen und namentlich das Gedächtniß auf Unkoſten des Herzens und des Scharfſinns auszubilden. Die Griechen und Römer bildeten den Menſchen aus ſich ſelbſt heraus; ihre Jugend lernte nicht ſo viel, aber ſie war bei weitem geiſteskräftiger, lebensfroher und jugendlicher als es unſere iſt. Ich begrüße es als ein ſchönes Zeichen unſerer Zeit, daß die einflußreichſten Regierungen dahin wirken, daß der finſtere und ſteife Geiſt aus den Schulen verſchwinde und daß die edle Turnkunſt wieder ihr Anſehen erlangt, das ihr die erfolgreichen Beſtrebungen eines Ravenſtein, Maßmann, Eiſelen, Werner ꝛc. in noch höherem Grade verſchaffen werden zur Erziehung tüchtiger Bürger und Vernichtung der unglücklichen Schultyrannei.

Frankfurt a. M.

Die $7^1/_2$jährige Klaviervirtuoſin Louiſe Scheidel, Zögling des Conſervatoriums zu Paris, beabſichtigt, in den nächſten Tagen hier ein Konzert zu veranſtalten. Die franzöſiſchen Journale ſprechen mit Bewunderung von den eminenten Leiſtungen dieſer außergewöhnlichen, jugendlichen Künſtlerin. Die Konzerte, welche ſie zu Paris, Troyes, Doll, Dijon, Beſançon ꝛc. gab, erregten Erſtaunen. Im verfloſſenen Winter ſpielte ſie in vielen Salons der haute volée zu Paris mit großem Succeß. Es dürfte demnach nicht zu bezweifeln ſeyn, daß ſie auch hier eine ihren Leiſtungen entſprechende Anerkennung und Theilnahme finden und dadurch ihren Ruf auch in Deutſchland begründen wird.

L. — R.

Charade.

(Dreiſylbig.)

Stürmt mein Erſtes auf dich ein,
Wird mein Ganzes Letzte dir verleih'n.

G. B.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. April. Emilie Galotti, Trauerſpiel in 5 Abtheilungen, von G. E. Leſſing. (Gaſtrolle) Marinelli: Hr. Kaiſer, vom Hoftheater zu Schwerin.

Redakteur: J. L. Heller; — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 268. Donnerſtag, den 28. September 1843.

Main-Sagen.

12. Seligenſtadt.

In Wort und Schrift erfahren war
Der junge Schreiber Eginhard,
Drum ſchätzte Karl der Groſe ihn,
So daß er bald ſein Liebling ward.
Was Karl befahl und ordnete,
Das ſezt' der wack're Schreiber auf
Und nebenher beſchrieb er noch
Des groſen Kaiſers Lebenslauf.

In Jugendfüll' und Schönheit ſchritt
Des Kaiſers Tochter Emma her,
Sie war ſo weiß und roſenroth
Drum liebte ſie der Schreiber ſehr;
Und wiederum den Eginhard
Mit blauem Aug' und blondem Haar
Liebte die ſchöne Emma heiß,
So daß das Schloß voll Neigung war..

Bei Tag ſchrieb fleißig Eginhard
Bald deutſche Briefe, bald Latein;
Bei Nacht ſchlich zu der Liebſten er
In's wohlverwahrte Kämmerlein;
So war die Zeit gut eingetheilt
Und Eginhard lebt' hocherfreut,
Weil ihm der Kaiſer Gunſt erwies
Und Emma Liebe ihm geweiht.

So ſchwand der Herbſt, der Winter kam
Und der gefiel dem jungen Paar,
Weil da der böſe Tag ſo kurz,
Die liebe Nacht ſo lange war;
Doch als an einem Morgen früh
Still Eginhard hinunter ſchlich,
Kehrt' ſchnell zu Emma er zurück
Und aus den Wangen 's Blut ihm wich.

Denn tiefer Schnee lag auf dem Hof,
Der kein verborg'nes Schleichen litt
Und ſoll der ſtrenge Kaiſer ſeh'n
Vor Emma's Thür den Männertritt?
Erſt zagt die ſchöne Emma auch,
Doch Lieb' iſt ſchlau und Treu' iſt kühn:
„Komm“, ſprach ſie, „lieber Eginhard,
„Ich helfe uns hier ohne Müh'n!“

Auf ihrem zarten Rücken trägt
Den jungen Freund ſie durch den Schnee,
Doch ſie bemerkt im Mondesſchein
Der Kaiſer von des Söllers Höh'.
Am Burgthor wendet ſich das Paar
Und ſieht den Kaiſer lauſchend ſteh'n —
Da eilen ſie, in banger Flucht,
Fort nach des Odenwaldes Höh'n.

* * *

Es waren Jahre hingefloh'n
Und Emma lebt', dem Maine nah',
In nied'rer Hütte, waldumrauſcht,
Mit ihren Kindern ſaß ſie da;
Da tritt ein greiſer Jägersmann,
Umſpielt von Rüden, in die Thür,
Verirrt vom Pfad, müd' von der Jagd,
Sucht er ein gaſtlich Obdach hier.

Der Kaiſer war es. Schnell erkannt
Von Emma, fleht ſie auf den Knie'n:
„O Vater, edler Vater, haſt
„Du deinem Kinde wohl verzieh'n?
„Sieh' deine Emma hier im Staub,
„Sieh' deine Enkel neben ihr!“
„„Mit ihnen““, rufet Eginhard,
Eintretend, „„knie' auch ich vor dir!““

„O Kinder“, rief der Kaiſer aus,
„Warum habt ihr mich ſo verkannt,
„Daß ihr geglaubt, das Vaterherz,
„Das ſey an Rang und Thron gebannt?

Digitized by Google

„Du haſt mich, Eginhard, betrübt,
„Doch reich' auch dir ich meine Hand
„Und ſelig ſey die Stätte, wo
„Ich meine Emma wiederfand!

* * *

In Eginhard's Gedächtniß tief
Dies Kaiſerwort gewurzelt hat,
Ein Kloſter baut' er an die Stell'
Und nannt' daſſelbe: ſel'ge Statt.
Als ſeine Emma vor ihm ſtarb,
Ließ er ſich dort zum Mönche weih'n —
Und jetzt, nach tauſend Jahren, prangt
Noch immer Sel'genſtadt am Main.

Czerny-Georg.

Eine ſerbiſche Novelle.

(Fortſetzung.)

„Macht's Euch nun bequem, Knes von Manaſia," ſagte der Wirth, indem er einen alten Lehnſtuhl, der aus Holz roh bearbeitet war, gegen das Feuer ſchob, deſſen angenehme Nähe der Jüngling ſichtlich zu behalten bemüht war. „Ihr könnt müde ſeyn, wenn Ihr heute von Eures Vaters Burg, oder vielmehr von Eurer Burg kommt. Vergeſſet aber vor allen Dingen, daß ich Euch nicht blindlings aufnahm. Wir ſind hier manchen Beſuchen ausgeſetzt, die uns nicht lieb ſind, und die Türkenhunde ſpüren oftmals hier herum."

Der Jäger ſah ihn achſelzuckend an. „Warum nennt Ihr mich ſo?" fragte er barſch.

„Weil Ihr es ſeyd," antwortete ruhig der Wirth. „Ich konnte Euch wohl auch Czerny-Georg nennen, wie Euch das Volk nennt. Ihr allein verdient den Namen Knes, an den ſich ſtolze Erinnerungen knüpfen, Erinnerungen jener Zeit, als wir noch Serben waren."

„Euer Ausſchließen iſt kränkend für Viele, beſonders für meinen Vater!" rief der Jüngling.

„Ich will Euch nicht kränken, wenn Ihr wirklich einen Vater habt. Wenn aber der, welcher dieſen Namen trägt, nicht die Pflichten väterlicher Liebe erfüllt, ſich um ſein eigenes Kind nicht kümmert, wenn es in gefährlicher Krankheit daliegt; überhaupt kein Herz für ſein Kind hat, wie es ihm fehlt für ſein Volk — ſagt ſelbſt, was ſoll man dann urtheilen. Ich will Euch nicht wehe, aber der Wahrheit auch keinen Bedrang anthun."

„Haltet ein!" rief in wildem Zorne Czerny-Georg, „ſonſt muß ich Euch feindlich gegenübertreten, das Gaſtrecht verletzen. Die Schuld auf Euer Haupt!"

„Nicht doch, nicht doch!" ſprach der Wirth mit Ruhe und Kälte. „Laßt Eure Piſtolen in Ruhe, Czerny-Georg; ſie haben würdigere Zielpunkte an den Türken. Hab' ich die Unwahrheit geredet, wohlan, ſo habt Ihr Recht, feindlich gegen mich zu handeln. Oder ſeyd Ihr ein Anderer geworden ſeit Eurer Krankheit? —"

Die Worte machten Eindruck auf Czerny-Georg. Er heftete ſeinen Blick an die Erde. Nach einer Pauſe erhob er ihn und ſagte ſeufzend: „Ihr habt Recht!"

„Gut;" entgegnete ſein Wirth, „ſo will ich ſchweigen."

„Wer ſeyd Ihr aber, daß Ihr ſo genau meine Verhältniſſe kennet? — Ihr wohnet weit von Manaſia."

„Sehr weit," entgegnete Jener; „aber doch nicht zu weit, um zu wiſſen, wie es dort ſteht, und an Orten, die noch weiter entfernt ſind."

„Wer ſeyd Ihr?" wiederholte Czerny-Georg.

„Ein Serbe, Knes; ein ächter Serbe; das könnt Ihr mir auf's Wort glauben. Nennet mich Iwo Bogdanowitſch, und Ihr ſprechet meinen Namen aus. Glaubt Ihr ferner, daß ich nie mich vor den Türken gebeugt, aber deren manchen zur Erde geſtreckt, ſo ſeyd Ihr der Wahrheit ſehr nahe gekommen."

„Alſo ein Flüchtling?"

„Auch das! Wenn Ihr aber glaubt, daß der, der einſam wohnt, ohne Verbindung ſey, daß der Wald keine Ohren, die Berge keine Zungen hätten, ſo irret Ihr. Wäre wohl geſtern und heute das wilde Gelage des Paſcha von Belgrad nicht im Schloſſe zu Manaſia, ich würde Euch ſchwerlich hier ſehen."

Czerny-Georg ſah ihn ſtaunend an. „Das wiſſet Ihr?" fragte er mit Verwunderung.

„Warum nicht, Czerny-Georg?" fragte Iwo Bogdanowitſch. „Ich will Euch ſogar ſagen, daß es gut iſt, daß Ihr hier und nicht in Manaſia ſeyd; denn man ſagt, der Paſcha laure Euch auf, und wolle Euch in Belgrad verwahren?"

Czerny-Georg ſtaunte noch mehr. Er begriff jetzt, warum ſein treuer Diener Oſſip ihn angetrieben, ſich zu entfernen.

„Laßt uns jetzt abbrechen," nahm der Wirth das Wort. „Ich will Euch mit meiner Familie vertraut machen." Er geleitete ihn in den Hintergrund des Gemaches, ſchob einen ſchweren Vorhang weg und führte ihn in ein ſtattliches Gemach.

Eine metallene Lampe hing von der Decke des Blockhauſes herab, die aus einzelnen neben einanderliegenden Tannenſtämmen gebildet war. Nur eine Wand beſtand aus Steinen, und in dieſer brannte das Kaminfeuer luſtig. Neben dem Feuer ſaß ein hoher Greis, der den Fremdling mit den leeren Augenhöhlen gräßlich anſtierte. Neben ihm ſaß ein Mädchen von blendender Schönheit, von einer Schönheit, die einen um ſo tieferen Eindruck auf Czerny-Georg machte, als ſie einem Bilde glich, das tief in ſeiner Seele lebte, der Wila nämlich, welche ihm prophetiſch auf dem Wilafelſen erſchienen war.

Sie erröthete leiſe, als er eintrat und ſie begrüßte, aber er fand keine Worte. Sein Erſtaunen wuchs mit jeder Minute, denn ſo erſchien ihm ganz die Wila; ſelbſt der Ton der Stimme ſchien derjenige zu ſeyn, der noch immer in ſeiner Seele nachklang.

„Seht hier," ſagte Iwo Bogdanowitſch, „meinen alten unglücklichen Vater, den der Paſcha von Belgrad blenden ließ, —"

„Und er lebt noch?" rief Czerny-Georg aus mit dem tiefſten Ausdrucke des Entſetzens. „Der Unmenſch lebt noch?" —

„Nein," ſagte darauf der Wirth, „Er iſt gefallen von meiner Hand; der jetzige that es nicht. Hat aber mein Vater durch dieſe Rache ſein Augenlicht wieder gewonnen? — Seht hier meine Tochter Melinka."

Czerny-Georg verbeugte ſich verwirrt. Das Mädchen war nur eine Weile verlegen, bald trat eine feſte, ruhige Haltung an die Stelle jener augenblicklichen Bewegung. Sie

Digitized by Google

trug das Nationalkleid der Serbierinnen, die ſchneeweißen Strümpfe und die rothen Stiefel, die den kleinen Fuß ſo ſchön hervorheben, die buntgeſtickten Aermel des Hemdes, die rothe Schürze, das weiße Unterkleid, den rothen Seidengürtel und das ſchwarze Mieder. Dieſe Kleidung zeigte die runden lieblichen Formen einer Geſtalt, die unter allen Zonen als eine herrliche wäre geprieſen worden. Das braune reiche Haar floß in zwei Flechten über den züchtig verhüllten Nacken herab. Auf ihrem Schooße ruhte die Gusle, das eigenthümliche Inſtrument der Serbier, nebſt dem Bogen, womit die Saiten geſtrichen werden.

Der Blinde reichte Czerny-Georg ſeine welke Hand dar, und ſprach den ächt nationalen Gruß: „Gelobt ſey Gott! Sey willkommen, Knes von Manaſia! Du Liebling der Wila, Du Hoffnung Deines Volkes. Obgleich Dich mein Auge nicht ſiehet, ſo ſteheſt Du doch vor meinem Geiſte wie Starina Nowak, der Held unſeres Volkes. O Melinka, ſinge Du das Lied von Starina Nowak! — Es ſey Dein Gruß für Czerny-Georg, der ſo unerwartet bei uns eintritt.“

(Fortſetzung folgt.)

Aufruf an den deutſchen Lehrſtand in Kirche und Schule.

Frankfurt, 25. September.

Wie jetzt in Frankfurt die Abgeordneten der evangeliſchen Guſtav-Adolfs-Vereine verſammelt geweſen ſind, ſo waren im vorigen Monate in Hamburg zahlreiche Abgeordnete der deutſchen und ſchwediſchen Mäßigkeits-Vereine verſammelt. Wie Jene die Abhülfe der nothbedrängten Glaubensgenoſſen im Auge hatten, ſo verfolgten Dieſe das nicht minder wichtige Ziel, die Peſt zu bekämpfen, welche durch den Branntwein über einen großen Theil der Erde, namentlich unſers deutſchen Vaterlandes, gekommen iſt, und deren entſetzliche Wirkungen im Norden und Oſten Deutſchlands immer noch im Steigen begriffen ſind.

Die Hamburger Generalverſammlung hat in ihrer Sitzung vom 9. Auguſt an den deutſchen Lehrſtand in Kirche und Schule, ohne Unterſchied des Bekenntniſſes, den nachſtehenden Aufruf erlaſſen, und um deſſen möglichſte Verbreitung in ganz Deutſchland dringend gebeten. Deshalb theilen wir denſelben auch unſeren Leſern gern mit, welche dieſer zweiten gemeinſamen Angelegenheit ganz Deutſchlands nicht mindere Theilnahme ſchenken mögen, als der erſten, die uns vor einigen Tagen beſchäftigte:

„Deutſche chriſtliche Männer und Brüder!“

„Die Liebe Chriſti dringet uns, dies Wort Euch zuzurufen. Nehmet es als ein Wort dieſer Liebe, als ein Wort des Zutrauens, daß dieſelbige Liebe auch Euch in Eurem Thun und Laſſen leite, mit Liebe und Vertrauen auf!“

„Nicht das größte Uebel der Zeit — denn es gibt nur Ein Uebel: die Sünde! — aber die größte Aeußerung dieſes Uebels in unſerm Jahrhundert, die Branntweins-Völlerei, hat die Abgeordneten der Vereine zur Bekämpfung und, ſo Gott Gnade gibt, zur Unterdrückung dieſes freſſenden Verderbens aus Oſt und Weſt des deutſchen Vaterlandes und aus dem ſtammverwandten Schweden hierher zuſammen geführt. Im Namen von 40,000 deutſchen Vereins-Gliedern und von 75,000 Bundesbrüdern in Schweden haben wir dieſe große Sache vor Gott berathen. Der Herr war unter uns, Er hat uns viel Gnade zu einmüthigen Beſchlüſſen gegeben, auch zu dem Beſchluſſe:

Allererſt dieſes Wort des Vertrauens an die Diener chriſtlicher Kirchen und Schulen zu richten.“

„Es iſt unter uns und unter den Tauſenden, die durch uns reden, nur Eine Stimme, daß der Branntwein-Genuß noch heute dem Reiche Gottes mehr Schaden bringt, als irgend eine andere einzelne Verirrung der Zeit, daß derſelbe dem Reiche der Finſterniß mehr Vorſchub leiſtet, als irgend ein anderer Wahn.“

„Wir ſind daher des feſten Glaubens, theure, geliebte, unbekannte und doch bekannte Brüder! daß nichts Euch abhalten kann, unſeren, durch die Enthaltſamkeits-Vereine ausgeſprochenen Beſtrebungen mit aller Kraft eines heiligen Eifers, welchen die Liebe gibt, Euch anzuſchließen, als Unkenntniß des gränzenloſen Elends, dem der Branntwein-Genuß das Vaterland, wie andere chriſtliche Brudervölker unterworfen hat, und Unkenntniß der Mittel, die dieſem Elend Einhalt thun.“

„Darum treibt uns die Liebe Chriſti, Euch dieſes Wort zuzurufen, Euch zu bitten und zu beſchwören, noch einmal vor Gott zu erwägen, ob Ihr anders dürft, als zu uns zu treten und Euch mit uns zu vereinigen.“

„Männer und Brüder! wir ſind uns in Demuth wohl bewußt, wir reden noch als Wenige zu Vielen, übrigens als Gleiche zu Gleichen, ja zu Solchen, die im Namen Gottes daſtehen, die Lehre Chriſti zu zieren in allen Stücken. Aber eben darum reden, darum bitten und ermahnen wir und ſchweigen nicht. Auf Euch ſehen Eure Gemeinden in Kirche und Schule, auf Euch, die noch nüchtern ſind unter Vielen, die vom Taumelsbecher trinken. O Männer und Brüder! ſehet darum zu, ob Ihr nicht auch darin vorangehen müſſet mit Eurem Beiſpiel, ob Ihr nicht auch in dem Stücke Euch erweiſen ſollet als die Führer der Heerden, die Euch gegeben ſind, als das Salz und Licht der Euch anvertrauten Seelen.“

„Wir ſind gewiß, Ihr könnt, Ihr dürft nicht länger ſäumen. Soll der Genuß eines Getränkes, das, mehr als alle anderen Gifte der Erde, zum Verderben der Menſchheit — ach, auch unſeres Vaterlandes! — wirkt, noch länger Zugang haben zu den Schafen und Lämmern Euerer Heerde? Müſſet Ihr nicht aufſtehen wie Ein Mann, Euch denen anſchließen, die Eurer Hülfe bedürfen, die ohne den Herrn nichts, ohne Euch wenig vermögen, daß ihr großes Werk zum Ziele komme, welches Ihr als ein Werk der rettenden Liebe, als ein Werk der heiligſten Pflicht in großer Noth, unmöglich länger verläugnen könnt?“

„O Ihr Männer und Brüder! ſchon einmal loderte die Flamme auf von Gott in dieſer deutſchen Stadt, und eine mächtigere, göttlichere Flamme der Liebe ergriff die Herzen von Millionen, von dem Jammer zu retten, den jene angerichtet. Wir ſahen dieſen Segen der Liebe, zu dem auch Ihr geholfen. Auf denn noch einmal, wo es gilt, ein Feuer zu löſchen, das nicht einzelne Städte, das ganze Länder verzehret, das wie ein Brandmal der Hölle durch die Geſchichte des Zeitalters —

Digitized by Google

ach, eines chriſtlichen! — geht. Auf denn, zur Ehre unſeres Gottes, auf mit der Flamme der Liebe aus Gott, die Flamme des Verderbens, die völkerverzehrende Flamme des Branntwein-Genuſſes zu erſticken, zu löſchen!"

„Wir enthalten uns, chriſtliche Männer und Brüder, Euch den Weg zu beſchreiben, den Ihr hierbei nehmen möchtet. Tretet zu uns, ſammelt alle edlen, chriſtlichen Herzen, die der ſelbſtverläugnenden Liebe fähig ſind, um Euch, entſaget mit ihnen dem Genuß des Branntweins ganz und für immer, und ſuchet den gleichen Entſchluß in Eurem Kreiſe zu erwecken, wo Ihr könnt. — Suchet, lernet hierzu den beſten Weg, eilet noch weit voran in dem Eifer der rettenden Liebe, in der Kraft der Nüchternheit und des Gebets, in der Weisheit von oben!"

„Dies, deutſche Männer! Dies, chriſtliche Brüder! iſt das Wort, iſt die Bitte, die wir im Namen des Herrn und unſeres Auftrages an Euch gerichtet haben."

„Hamburg, den 9. Auguſt 1843."

„Die Abgeordneten zur erſten deutſchen Generalverſammlung gegen das Branntweintrinken."

Mannichfaltigkeiten.

Die Stadt Bahia in Braſilien hat zu Anfange Juli's eine fürchterliche Kataſtrophe erlebt. Ein Theil (der ſchönere) dieſer Stadt iſt auf einer ſenkrechten Anhöhe erbaut, an deren Fuße der andere Theil, welcher die eigentliche Handelsſtadt bildet, längs des Meeres ſich ausdehnt. In Folge ſtarker Regengüſſe wurde der Boden des oberen Theiles gelockert, und am 9. Juli ſtürzte ein Theil der Anhöhe mit allen darauf befindlichen Häuſern auf die untere Stadt herab, vergrub eine große Anzahl Kaufläden, zerſtörte ganze Straßen, und erſchlug eine Menge Einwohner, welche einen ſchrecklichen Tod fanden. Die Geiſtlichkeit der Kirchen Rio-Fundo und del Pillar wurden unter den Ruinen dieſer Kirchen begraben.

(Baſel, 22. Sept.) Es ereignete ſich heute hier ein ſo trauriger als ſeltſamer Fall: der früh Morgens angekommene Zürcher Eilwagen brachte — eine Leiche als Paſſagier. Noch aufrecht ſitzend, ſo daß ſein (wie es ſcheint durch Schlagfluß erfolgter) Tod bis zum Ausſteigen von keinem der Mitreiſenden war bemerkt worden, ward der plötzlich Verſtorbene, der vor zwei Stunden noch munter die Anhöhe von Augſt beſtieg, vor dem Poſthauſe todt gefunden. Der Verſtorbene wollte, dem Vernehmen nach, aus ſeiner Heimath (Graubünden) nach Frankreich zurückkehren, wo er als Conditor etablirt war. — Alle nur irgend mögliche Wiederbelebungsverſuche ſind augenblicklich, und unter Leitung der tüchtigſten Aerzte, — leider aber vergeblich — angewendet worden.

Korreſpondenz.

Aus dem Naſſauiſchen, im Sept.

Der 20. d. M. war für die Freunde der Muſik und des Geſanges in den Aemtern Wehen und Wiesbaden ein wahrer Freudetag. Durch die Bemühungen des Direktors des Geſangvereins an der Aar, Hrn. Landoberſchultheißen Bertram von Wehen und Hrn. Schulinſpector Kurtz von Sonnenberg hatten ſich nämlich frühe des beſagten Tages die Mitglieder dreier Geſangvereine, die mit wehenden Fahnen und unter Hurrahrufen ankamen, bei der reizend gelegenen Faſanerie bei Wiesbaden verſammelt. Nach Beendigung der Proben, die alle Erwartungen übertrafen, die man von ſo verſchiedenartig zuſammen geſetzten Elementen nur hoffen durfte, begaben ſich ſämmtliche Sänger, 150 an der Zahl, zu einem im Freien unter ſchattigen Linden ſervirten Mittagsmahl. Hier war es nun, daß einer der Sänger, durchdrungen von dem Gefühle der Verehrung für den Hrn. Landoberſchultheißen Bertram, der unter den ſchwierigſten Verhältniſſen einen Verein in's Leben rief und mit eben ſo viel Schwierigkeiten zu kämpfen hat, denſelben zu ſeiner ſicheren Vervollkommnung zu führen, dieſem wahren Freunde des Geſanges ein Lebehoch brachte, dem ſämmtliche Anweſenden mit der ungetheilteſten Herzlichkeit beiſtimmten. Hr. Schulinſpector Kurtz erhob ſich dann, um, wie er ſich ausdrückte, dem Feſte auch eine patriotiſche Weihe zu geben, indem er in kurzen und ergreifenden Worten das höchſt glückliche Ereigniß der Verlobung unſeres durchlauchtigſten Herrn und Herzogs mit Ih. kaiſ. Hoh. der Prinzeſſin Eliſabeth erwähnte und dem hohen Paare ein dreimaliges Vivat brachte, deſſen Ruf hundertfaches Echo in dem ſchönen Thale wiedergab. Des Mittags um 2 Uhr nun, nachdem ſich eine große Anzahl Wiesbadener Honoratioren eingefunden hatten, auch die Muſik des leichten Bataillons von Biebrich angekommen war, fand die Ausführung der Geſänge ſtatt, über deren Werth Kenner urtheilen mögen; die Zwiſchenacten wurden von der recht gut beſetzten Muſik des oben erwähnten Bataillons ausgefüllt. So war unterdeſſen der Abend herangenaht und die nach allen Weltgegenden ſich zerſtreuende Menge, die unter fröhlichen Liedern der Heimath zueilte, machte den Ausſpruch wohl gerechtfertigt, daß dieſer Tag ein wahrer Freudetag zu nennen war, der ſich künftig und, wie wir hoffen, durch Zuſammenwirken aller muſikaliſchen Kräfte Naſſau's alljährlich erneuen möge!

A. St.

Frankfurt a. M. — (Eingeſ.)

So wenig Neues auch die Leiſtungen von Kunſtreiter-Geſellſchaften gewöhnlich zu bieten pflegen, ſo ermangeln doch die Productionen der Familie Sigriſt im Circus des Hrn. Götz keineswegs einer freundlichen Aufnahme des Publikums. Dieſer junge Künſtlerverein, welcher in ſeinem Fache Vorzügliches leiſtet, producirt Anziehendes, wozu beſonders die kunſtreichen Stellungen der Gebrüder Sigriſt beitragen; man ſieht hier Kraft mit ſchöner Haltung verbunden. Eben ſo bieten die Kraftanſtrengungen der fünf Chineſen viel Intereſſantes und Neues dar. Nicht mindere Anerkennung verdienen die kühnen und ſchön aufgeführten Reiterkünſte des Hrn. Carl Sigriſt und Anderer, und die graziöſen Stellungen der Damen. Man macht das Publikum demnach auf den Circus des Hrn. Götz aufmerkſam.

Das Panorama der merkwürdigſten Weltanſichten, deſſen Beſitzer Hr. Grombach, eröffnete eine eben ſo bequeme und billige, als belehrende und unterhaltende Zimmerreiſe. Unter den Anſichten berühmter Städte iſt beſonders die von Genua hervorzuheben, welche jedem Freunde des Schönen Befriedigung gewähren wird.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 28. Sept. Wilhelm Tell, große Oper in 4 Abth., Muſik von Roſſini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 269. Freitag, den 29. September 1843.

Czerny-Georg.

Eine ſerbiſche Novelle.

(Fortſetzung.)

Wunderbar trafen die Worte des Greiſes die Seele Czerny-Georg's. Es klang ihm wie ein Prophetenwort in die Seele. Er ſchüttelte, überwältigt von den Eindrücken des Augenblicks, ſtumm die dargebotene Rechte des alten, blinden Mannes.

Während er ſich niederließ, ergriff Melinka die Gusle und den Bogen, und in der monotonen, aber ganz eigenthümlich ergreifenden Melodie begann ſie das Heldenlied von Starina Nowak mit einer Stimme, die ſo ſeelenvoll klang, daß Czerny-Georg, der bis jetzt nur im Auge ſeine Seele trug, jetzt auch durch das Ohr an die liebliche Erſcheinung gefeſſelt wurde. Sie ſang das Lied des großen Hajducken, des wackerſten Kämpfers gegen die Türkengewalt, und Czerny-Georg's Seele wurde wunderbar entzückt.

So hatte er die Heldenlieder ſeines Volkes nie ſingen gehört; ſo hatte nie ein Geſang auf ihn gewirkt. Er erkannte, daß das ſein Beruf ſey. wie Starina Nowak zu kämpfen gegen den frevelnden Uebermuth der Türken, und zu verſuchen, ſein Vaterland zu retten von dieſem Joche. So hatte es ja die Wila gewollt, ſo ſprach zu ihm im Liede die, welche der göttlichen Wila am ähnlichſten war unter den Sterblichen.

Das Lied war geendet, Melinka war bereits aus dem Gemache gegangen, und noch ſaß Czerny-Georg in ſeinen Gedanken tief verſunken; noch klang in ſeiner Seele die einfache und doch ſo ergreifende Weiſe nach, und er hörte die bezaubernde Stimme Melinka's noch immer.

„Das iſt Dein Beruf, mein Sohn,“ ſprach der Blinde, „daß Du kämpfeſt für des Vaterlandes Freiheit. O, ich ſehe im Geiſte Schaaren ſich um Dich ſammeln; ſehe im Geiſte Dich heldengroß und das Vaterland frei; ſehe die Janitſcharen fliehen von Serbiens Gränzen, und das Volk Dir huldigen als dem erſten Shupan, der da kommt von den Nachkommen des edeln Shupan Laſar!“

Czerny-Georg wollte es ſchier ſchwindeln; das klang ihm ſo fremd, aber es war ihm, als hätte er dieſe Stimme doch längſt gehört, als ſey ſie ihm gar nicht neu. Es fiel wie Schuppen von ſeinen Augen, und vor ihm lag eine Bahn, zwar blutig, aber ehrenvoll; zwar mühſam, aber zum Ziele führend, zu dem Ziele, das längſt vor ſeiner Seele ſtand als das Ziel der geheiligſten Wünſche ſeiner Bruſt.

Ein Diener hatte unterdeſſen über einen roh gearbeiteten Tiſch ein ſchneeweißes Linnen gebreitet und die Stühle daran geſchoben. Jetzt trat Melinka herein. Ueber ihrer alabaſternen Schulter hing der lange, breite Streifen eines Handtuchs, und in ihren Händen trug ſie das hölzerne Becken mit Waſſer, damit er ſich waſchen könne, und reichte es dar, ohne daß ſie den züchtig-ſchüchternen Blick zu ihm zu erheben wagte. Nachdem dieß geſchehen, führte ſie und ihr Vater den blinden Greis zur niedern Tafel, an welcher man entweder knieend oder liegend Platz nahm, je nachdem man es beliebig fand, nach ſerbiſcher Volksſitte.

Melinka reichte mit bezaubernder Freundlichkeit das Glas Rakija, und dann faltete der Blinde ſeine Hände und ſprach das Gebet, und ſchloß mit den feſtſtehenden Worten: „Gelobt ſey Gott! Er erhalte die Kneſen, die Kmeten, das ganze Volk!“ — Nochmals hieß er den Gaſt willkommen, und entſchuldigte, daß das Mahl nicht beſſer ſey. So forderte es die alte Sitte, welcher man hier noch huldigte. Melinka ſtand dienend mit über der Bruſt gekreuzten Armen zur Seite ihres Großvaters, nachdem ſie die übliche Vorkoſt, Käſe, Brod und Zwiebeln, dargereicht. Die Dienerin brachte nun die Suppe, aus Reis, Hühner- und Schöpſenfleiſch beſtehend. Melinka trug die Tſchuttura, und goß den perlenden Wein in die Becher. Darauf folgten die übrigen Speiſen, und der Hirſchbraten ſchloß das reichliche Mahl. Lebhafte Unterhaltung herrſchte während des Mahles. Die liebliche Melinka ſtand immer an ihrer Stelle, beobachtend die Bedürfniſſe der Eſſenden; und als das Mahl beendet war und man bei der Pfeife ſaß, trat ſie herein mit dem Becken, kniete vor Czerny-Georg nieder und bereitete ihm das Fußbad.

Der Jüngling wußte nicht, wie ihm geſchah. Züchtig wagte es die Blühende kaum, zu ihm hinaufzublicken, und traf ihn der Blick des glänzenden, dunkeln Auges, ſo ſchien es ihm, als leuchte ihm der Liebe Flamme daraus entgegen.

Als nun die Pfeife glühte und dampfte, da erhob der Greis ſeine Stimme und ſprach: „Knes von Manaſia, höre die Geſchichte meines Elendes, und lerne begreifen, warum in meiner Seele der Haß unaustilgbar lebt gegen die, die mich elend gemacht, meine Familie, ja, mehr noch, mein ganzes Volk.“

„Dort, wo das Jelitzagebirge ſich gegen Tſchatſchak in liebliche Hügel verliert, wo reiche Weiden und friſchgrüne

Digitized by Google

Rebgelände das Auge erfreuen, wo die Saaten wogen und der Wälder grüner Turban das Haupt der Berge ſchmückt, dort lag das Haus meiner Väter, dort lebte ich auf freiem Grund und Boden, und Gottes Gnade gab mir ein köſtlich Gut, ein treues Weib — und durch ſie zwei Töchter und dieſen Sohn. Ich war glücklich, Knes von Manaſſia, ſo glücklich, als es auf Erden möglich iſt.“ — Der Greis ſeufzte tief auf, dann fuhr er nach einer Pauſe fort: „Die finſtern Mächte ſahen neidiſch mein Glück, und Menſchenherzen waren feindlich geſinnt gegen mich, weil ich den Aratſch, die Poreſa und den Tſchibuck mit Widerwillen nur zahlte an unſere Unterdrücker, und oft dem gepreßten Herzen Luft machte in freiem Worte. Das verrieth man dem Paſcha von Belgrad. Eines Tages ritt ich über Land. Siehe, da kam ein hochmüthiger Janitſchar die Straße daher, er ſollte mir Geld abpreſſen; das aber wußte ich nicht, und er kannte mich nicht. Als er noch etwa dreißig Ellen von mir entfernt war, rief er laut: „Steig' ab, Hund, vor Deinem Herrn!“

„Ich that, als hörte ich nicht das entehrende Wort, und ritt auf ihn zu.“

„Steig' ab, verfluchter Chriſtenhund!“ ſchrie jetzt der Türke mir zu und griff nach ſeiner Piſtole.“

„Ich that ein Gleiches und ſagte beſcheiden: „Die Straße iſt breit genug für Dich und mich.“

„Da pfiff eine Kugel an meiner Wange weg und nahm mir den Kalpak vom Kopfe.“

„Ich war meiner nicht mehr Herr. Eine Sekunde ſpäter lag der Türke rücklings nieder, und das wüthende Roß ſchleppte den Leichnam davon. — Jetzt erſt erbebte ich; aber es hatte Niemand geſehen, was geſchehen war, denn ein dichter Wald umſchloß uns Beide. Ich ritt zurück und hoffte, es ſollte Niemand ahnen, wer den Schurken gefällt. Ich ahnete nicht, daß ein Zigeuner, hinter den Bäumen lauernd, Zeuge des Auftritts war, der ſchnell, einen Lohn zu verdienen, in Belgrad den Angeber machte. Tſcholwi hieß der Verräther.“

(Fortſetzung folgt.)

Das Duell zwiſchen Hrn. J. v. Göler und Hrn. v. Wereſkin.

(Nach der in Karlsruhe erſchienenen Darſtellung des Hrn. Georg v. Sarachaga, wie ſie vor Gericht niedergelegt wurde.)

Die nähere Auseinanderſetzung der Veranlaſſung und die brieflichen Dokumente zu dieſer Trauergeſchichte aus der Sarachaga'ſchen Darſtellung übergehend, theilen wir hier daraus nur die ausführliche Erzählung des höchſt merkwürdigen Duells mit, welches jene unſelige Streitſache hervorbrachte, und zwei muthvollen Männern ihr theures Leben koſtete:

„......... Da es augenſcheinlich war, daß Hr. v. Wereſkin den Hrn. v. Göler behandeln wollte, wie dieſer den Hrn v. Haber durch Verweigerung der Genugthuung, ſo beſchloſſen wir, Hr. v. Göler und ich (Sarachaga), uns unverzüglich nach Baden zu begeben, damit Hr. v. Göler dem Hrn. v. Wereſkin eine Genugthuung abzwänge. Im Augenblicke, wo wir uns auf den Weg machen wollten, kam Hr. v. Zedtwitz nach Karlsruhe zu Hrn. v. Göler, wo ich mich mit deſſen Bruder Louis befand, und er erzählte uns, wie Hr. v. Wereſkin ſich gebärdet habe, als man das Plakat des Hrn. v. Haber auf der Promenade angeſchlagen; er habe nämlich Hrn. v. Göler dabei öffentlich vor Jedermann für einen Feigen, einen Niederträchtigen rc. rc. erklärt, und ſich ſelbſt ſolcherweiſe an die Damen gewendet.

Hr. v. Zedtwitz, der ſich bei der ganzen Sache auf's ausgezeichnetſte benommen, hatte die Freundſchaft gehabt, uns in Begleitung anderer Herren als Freund davon in Kenntniß zu ſetzen, damit wir wüßten, woran wir wären.

Wir begaben uns augenblicklich nach Baden, und da wir nicht wußten, wo Hrn. v. Wereſkin finden, ſo erkundigten wir uns nach ſeiner Wohnung und warteten auf ihn an der Brücke, die nach dem Heſpeler'ſchen Hauſe führt. Etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht kam Hr. v. Wereſkin allein des Weges, und Hr. v. Göler und ich traten ihm entgegen. — Hier erzwang Hr. v. Göler das Ehrenwort des Hrn. v. Wereſkin, daß er ſich den andern Tag mit ihm ſchlagen wolle. Bei dieſer Gelegenheit ſagte Hr. v. Wereſkin unter Anderem zu uns, wir hätten ihm einen Hinterhalt gelegt. Allein was blieb Hrn. v. Göler nach der Beleidigung auf der Promenade zu thun übrig, als Hrn. v. Wereſkin zum Zweikampfe zu zwingen? Die Art, wie es geſchah, konnte Hrn. v. Göler nach einer ſolchen Beſchimpfung ziemlich gleichgültig ſeyn. — Hätten wir ihn am Abend nicht gefunden, ſo iſt es gewiß und ich kann es verſichern, daß Hr. v. Göler ihm den andern Tag auf der Promenade, oder wo es irgend geweſen wäre, daſſelbe gethan hätte, denn das war feſt beſchloſſen. — Hätte Hr. v. Haber gethan, wie Hr. v. Göler, ſo iſt es gewiß, daß er Genugthuung erlangt hätte, und es ſchien mir, daß er es wenigſtens hätte verſuchen ſollen. Denn Hr. v. Wereſkin, ein Mann voll Muth und Unerſchrockenheit, wie man es nur immer ſeyn kann, und durch dieſe Eigenſchaften der Mann, in ſeiner Weigerung zu beharren, beugte ſich vor einem Angriffe, der aus dem Ehrgefühl eines beleidigten Edelmannes hervorging. — Was mich betrifft, ſo kann ich verſichern, daß, wenn man mich beſchimpft und mir Genugthuung zu geben ſich weigert, ich immer Mittel finden werde, meinen Gegner zu jeder Satisfaktion zu nöthigen.

Ja, es gibt Umſtände, wo die Ehre jedes, auch das höchſte Opfer fordert, und wenn man nach Erſchöpfung aller ſonſtigen Verſuche nicht auch dieſes letzte Opfer in Anwendung gebracht hat, ſo hat man durchaus gar nichts gethan. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachte ich wenigſtens Ehrenſachen, und wenn ich nicht gut deutſch verſtehe, wie Hr. v. Haber in ſeinem Exposé ſagt, ſo behaupte ich doch in Beziehung auf ſolche Angelegenheiten, daß ich mich in dieſer Sprache ſo gut ausdrücke, um, wo es ſich um die Ehre handelt, nicht mißverſtanden zu werden.

Hr. v. Wereſkin verfügte ſich nach Hauſe und es ward verabredet, daß er ſogleich ſeinen Sekundanten zur Feſtſetzung des Näheren abſenden ſolle. Von hier aus begaben wir uns ſofort zu Hrn. Baron Camill v. Lotzbeck, um ihm alles Vorgefallene zu erzählen, worauf wir uns mit ihm im Freien ergingen. Der Herr Graf v. Schönborn ſtieß zu uns, und bald darauf trafen wir auch auf der Brücke, die zum engliſchen Hofe führt, den Hrn. v. Wereſkin und zwei andere Herren, denen ich vorgeſtellt wurde; es war der Fürſt v. Trubezkoi und der Major Stolipin. Der letztere blieb bei mir, Hr. v. Wereſkin

Digitized by Google

aber und der Fürſt entfernten ſich dem Hauſe Meßmer zu, ſo wie der Graf v. Schönborn und Baron von Lotzbeck mit Hrn. v. Göler nach dem franzöſiſchen Hofe.

Dieſe Herren waren bereits weit, als wir die Verabredungen für das Duell vom andern Morgen trafen; da kam zu meiner großen Verwunderung Hr. v. Wereſkin auf mich zu und ſagte zu mir: „Herr v. Sarachaga, Sie haben mir einen Hinterhalt geſtellt, und ich werde Sie daher reitpeitſchen.“ Ueber eine ſolche Anrede war ich um ſo höchlicher verwundert, als bereits abgemacht war, daß ich mich nach Hrn. v. Göler mit ihm ſchlagen ſolle, denn ſo war es von Hrn. v. Wereſkin verlangt worden, als Hr. v. Göler und ich auf der Brücke ihn ſtellten. Indeß ſagte ich ihm ſogleich, einige Schritte zurücktretend: „H........t zurück!“ —

Der Fürſt riß Hrn. v. Wereſkin mit fort, und bald nachher erhielt ich eine Ausforderung unter denſelben Bedingungen, wie Göler, um mich unmittelbar nach Beendigung ſeines Duells zu ſchlagen, was angenommen ward. Die Bedingungen des Duells wurden nun feſtgeſetzt durch den Hrn. Major Stolipin und mich, und zu Richtern in Streitfällen ernannten wir den Hrn. Grafen v. Schönborn und den Hrn. Baron Camill v. Lotzbeck. Bemerken muß ich hier, daß mehrere Kameraden mir anempfahlen, die Barriere nicht näher als 15 Schritte zu ſetzen; ich drang darauf ſo viel als möglich, und die beiden ebengenannten Herren Kampfrichter können mir das bezeugen; allein ich ward überſtimmt, und die Barriere wurde auf 10 Schritte feſtgeſetzt.

Als Alles abgemacht war, kehrten wir nach Karlsruhe zurück, wo wir um 6 Uhr Morgens eintrafen. Nach den nöthigen Vorbereitungen begab ich mich in's Artillerielager. Die Herren Offiziere hielten eine Berathung, wozu ich berufen wurde, um mich über das zu erklären, was Hr. v. Wereſkin am Abend des 30. auf der Promenade geſagt hatte. Auch hier ſprach ich gegen die Herren Artillerieoffiziere in Gegenwart des Hrn. Julius v. Göler, der es beſtätigte, meine früher ſchon gehegte Abſicht aus, Hrn. v. Wereſkin zur Rechenſchaft zu ziehen für ſeine oben erwähnten beleidigenden Aeußerungen.

Nach der Berathung der Herren Offiziere am 2. September gingen wir nach dem *Kugelfang*, wo wir die Herren von Baden erwarteten. Bald ſahen wir einen Wagen auf uns zukommen. Der Fürſt von Trubezkoi und Camill von Lotzbeck ſaßen darin. Wir begaben uns ſofort auf den Kampfplatz, wo wir den Hrn. Major Stolipin und Hrn. v. Wereſkin fanden. Hr. Stolipin und ich maßen die zehn Schritte Barriere ab, legten zwei Mäntel an die beiden äußerſten Punkte, und von da, auf ſechs Schritte Entfernung, zwei Stöcke.

Anführen muß ich hier noch, daß man mich, noch ehe wir auf dem Platze anlangten, durchaus nicht als Sekundanten des Hrn. v. Göler annehmen wollte, weil ich mich nach meinem Freunde mit Hrn. v. Wereſkin zu ſchlagen hatte. Indeß blieb Hr. v. Göler feſt und erklärte, daß er keinen andern Zeugen annehmen werde, weil es bereits ſo in Baden verabredet worden ſey, wo man mich hätte ſogleich zurückweiſen müſſen; dieſer Zwiſchenfall ward ausgeglichen, denn die Herren willigten am Ende in meine Zulaſſung.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

* (*Wiesbaden*, 22. Sept.) Heute, in früher Morgenſtunde, verunglückten zwei beim hieſigen Theaterbau beſchäftigte Handwerker durch den Einſturz eines Dachgebälks. Der Eine, Schreinergeſelle aus Diez, wurde entſeelt, der Andere aber, ein hieſiger Schreinermeiſter, Namens Dingeldey, mit zerſchmetterten Beinen unter den Trümmern hervorgezogen. Nach dem Ausſpruch der Aerzte erſcheint die Amputation beider Beine des Verletzten unvermeidlich; derſelbe iſt ein armer Familienvater von ſechs Kindern, die der Tod ihrer Mutter vor kurzem beraubt hat. Der Unglücksfall ſoll dadurch entſtanden ſeyn, daß die Zimmerleute, gegen die Warnungen des Architekten, beim Aufſchlagen des Gebälks die nöthige Vorſicht verſäumten und das Einſchlagen der Zapfen unterließen. Durch dieſes Ereigniß wird die Wiedereröffnung der hieſigen Bühne verzögert werden. Zu wünſchen bleibt, daß dieſelbe demnächſt mit einer Opern-Vorſtellung zum Vortheil der unglücklichen Familie Dingeldey ſtattfinden möge.

In Frankreich iſt der Champagner jetzt ſpottwohlfeil, und der Herr Schulz, der nächſtens ſein Jubiläum zu feiern gedenkt, könnte in der Zeit einen guten Einkauf machen. Die Schaumweine in Deutſchland haben jenen Collegen, ohne den ſonſt kein rechter Toaſt ausgebracht werden konnte, faſt verdrängt.

Der kleinen Königin von *Spanien* will das Franzöſiſche nicht in den Kopf, ſie hat einen ſolchen Widerwillen davor, daß ſie jedes Mal eine Entſchuldigung weiß, wenn der franzöſiſche Lehrmeiſter kommt. Ihre Mutter hat nun im Sinn, ihr einen andern Lehrmeiſter direct aus Paris zu ſchicken, der die Lectionen ſüßer macht, den Prinzen Aumale.

Korreſpondenz.

Mainz, 25. Sept.

Die gegenwärtig vom Gartenbauverein hier veranſtaltete *Ausſtellung von Blumen, Pflanzen, Obſt und Gemüſe* liefert wiederholt den Beweis von Fortſchritten. Die Variationen und Mannichfaltigkeit der Hauptzierde dieſer Ausſtellung, der *Dahlien*, das Obſt von ſeltener Schönheit und die Gemüſe von einer Größe und Geſundheit, wie man ſie hier beinahe nie geſehen, zum wenigſten in ſolcher Menge nicht, beurkunden, was die Natur leiſtet, wenn ſie von Kunſt und Wiſſenſchaft unterſtützt wird. Wer hat in unſern Gegenden je von Krauthäuptern von 15 bis 20 Pfund, wer von Kohlrabi von 6 bis 10 Pf. gehört? Auf dieſer Ausſtellung kann man ſie ſehen. — Die Anordnung des Ganzen, die ſo muſterhaft, ſo ganz der Lokalität angemeſſen iſt, haben die Herren Humann, Kilian, Nau, Scholl und noch einige andere Mitglieder des Vereins gemacht und ſich dadurch jeden Beſchauer zu Dank verpflichtet. Einen nicht unbemerkten Theil der Ausſtellung bildeten die ohne Dünger von Hrn. Bickes nach ſeiner *noch unbekannten* Methode gezogenen Cerealien. Waizen in einem Topfe voll Rheinſand, Sommerwaizen, Gerſte, Hafer, Hanf, Fenchel, Kartoffeln, Trauben und mehrere Kleeſorten zeichneten ſich aus durch größere Ueppigkeit als ſonſt, durch beſſere Ausbildung und ſchönere Früchte; möchte endlich der Behandlung des Hrn. Bickes in Deutſchland die Anerkennung werden, die das Ausland ihr bereits zollt! — Die Ausſtellung gab zu einem ſchönen Feſte Anlaß, das am verfloſſenen Samſtag zum Behufe der Vertheilung der den Einſendern der vorzüglichſten Blumen, Obſt, Gewächſe und Gemüſe zuerkannten Preiſe im „Europäiſchen Hofe“ gefeiert wurde.

Digitized by Google

Ohngefähr 100 Perſonen nahmen daran Theil, wovon wir nur den Hrn. Regierungspräſidenten Freihrn. v. Lichtenberg, den Präſidenten des Obergerichts Hrn. Pitſchaft, den Obergerichtsrath Hrn. Metz, den Medizinalrath Hrn. Größer, den Regierungsrath Hrn. Becker, den Präſidenten des Gartenbauvereins Hrn. Humann, die Stadträthe Herren Krätzer, Neus, Kilian, Krämer und Kupferberg und Hrn. Denninger Vater zu nennen brauchen, um zu zeigen, welche Männer den Kern dieſer Verſammlung bildeten. Hr. Humann eröffnete die Feierlichkeit mit einem Vortrage, worin er auf eine wahrhaft ſinnige Weiſe das Nützliche und Schöne, die Fortſchritte der Cultur und das Gedeihen des Vereins darzuſtellen und auf glänzende, die gegenwärtigen weit übertreffende Reſultate der Zukunft die Aufmerkſamkeit zu lenken wußte. Hr. Humann verſteht es, durch ſeine Worte nicht nur ſeine eigenen Gedanken zu erkennen zu geben, ſondern auch die ſeiner Zuhörer ſo für ſich zu gewinnen, daß ein allgemeiner Beifall ſeiner Rede folgte. Hierauf nahm die Preisvertheilung ihren Anfang: 9 Preiſe und 8 Acceſſe (goldene und ſilberne Medaillen) wurden den Herren Gebr. Mardner, Humann, Franz Hock, Bohland, Rau, Probſt und einigen Andern von Mainz, dem Hrn. Möllinger von Monsheim, einem Einſender von Früchten von Speier und zwei Einſendern von Gemüſen von Gonſenheim unter Trompeten- und Paukenſchall zuerkannt. Dann wurde ein Toaſt abgeleſen, den Hr. Superintendent Oertel von Sobernheim „aus der Ferne an die Männer des Vereins, der die Blumen pflegt im lieben Mainz“, eingeſendet hatte, an deſſen Schluſſe er ſagte:

„Wollt froh die Feſtpokale heben!
Ein froh Gedeihen gilt es eurem Streben,
Ein dreifach Hoch den Gliedern des Vereins,
Der Blumen pflegt im heitern, biedern Mainz.“

Als die durch dieſe Ableſung erregte Heiterkeit ſich etwas gelegt hatte, ſo brachte Hr. Humann einen Toaſt auf den ſo allgemein verehrten Hrn. Regierungspräſidenten Freihrn. v. Lichtenberg aus, der den lebhafteſten Beifall hervorrief; die Erwiederung des Hrn. v. Lichtenberg, verbunden mit einem Toaſte auf den Verein, war voll witziger Anſpielungen und verſetzte alle Anweſende in die munterſte Gemüthsſtimmung. Acht Geſänge, von den Herren Pfiſter und Neus zu dieſem Feſte gedichtet, die abwechſelnd zwiſchen Toaſten geſungen wurden, welche die Vorigen und die Herren Präſ. Pitſchaft, Neus, Metz, Homioden und Sieglitz ausbrachten und Lieder, welche der Gonſenheimer Geſangverein vortrug, machten aus dieſem Abende einen der geſelligſten und unterhaltendſten, den man hier in Mainz, wo unterhaltende Abende doch nicht zu den Seltenheiten gehören, nur immer haben konnte. Die guten Speiſen und Getränke des Gaſtwirths Hrn. Reis, ſo wie die prompte Bedienung trugen auch das Ihrige zur Annehmlichkeit der Anweſenden bei.

Bad Ems, 17. Sept.

Welche reichhaltige Quelle reiner Freude uns der Geſang darbietet, das beweiſ't das am 13. d. M. auf der Ruine Stein bei Naſſau ſtattgehabte Sängerfeſt. Zwei Sängervereine, der eine aus den Lehrern des Amtes Naſſau, der andere aus jungen Männern des Badeortes Ems beſtehend, vereinigten ſich an dem zur Feſtlichkeit beſtimmten Orte. Eine ſehr erfreuliche Erſcheinung war das zufällige Zuſammentreffen jenes Feſtes mit der Anweſenheit des Hrn. Profeſſors Arndt aus Bonn bei Sr. Erl. dem Grafen von Giech. Beide Herren beehrten die Sänger mit ihrer hochgeſchätzten Gegenwart. — Das Feſt wurde eröffnet mit einem von beiden Vereinen rühmlichſt ausgeführten Männerchore. Nachdem noch einige Geſänge, theils gemeinſchaftlich, theils von jedem Vereine für ſich, wacker vorgetragen worden waren, ſangen die Lehrer mit wahrem Enthuſiasmus „das deutſche Vaterland.“ Unvermerkt trat Hr. Arndt, der Verfaſſer jenes Liedes, in die Mitte der Sänger und hielt eine zwar kurze, aber alle Herzen ergreifende Rede, worin er beſonders des für deutſche Freiheit ſo verdienſtvollen Freihrn. v. Stein erwähnte. In einer darauf folgenden Pauſe brachten alle Anweſenden, nachdem Hr. Schulinſpector Bender aus Dauſenau einige Worte geſprochen, dem Hrn. Profeſſor ein dreimaliges Lebehoch, worauf dieſer wieder einige bedeutungsvolle Worte an die Geſellſchaft richtete, in welchen deutlich der für Deutſchlands Wohl durchglühte Mann zu erkennen war. — Bald darauf entfernte ſich derſelbe, ſo wie auch Se. Erl. der Graf v. Giech. Die noch erfolgten Geſänge gereichten beiden Vereinen zur größten Ehre. Um 7 Uhr begab man ſich in den freiherrl. Stein'ſchen Garten, um Hrn. Prof. Arndt noch ein Ständchen zu bringen. Derſelbe zeigte ſich gleich bei der Ankunft der Sänger am Schloſſe an dem Fenſter. Mit vieler Begeiſterung, erzeugt durch die auf dem Steine von Hrn. Arndt geſprochenen Worte, wurden drei paſſende Geſänge ausgeführt. Nach Beendigung derſelben erſchien jener ehrwürdige Greis mit entblöſ'tem Haupte in dem Garten und ſetzte durch folgende Rede der Feſtlichkeit die Krone auf: „Liebe Herren und Freunde! Wir ſtehen hier im Abendſchimmer und im herabdämmernden Abendroth: ein Bild deſſen, der dankend vor Ihnen ſteht und deſſen Tage mehr und mehr zu ſeinem letzten Tage herabſinken. Er ſieht gleichſam junge Morgenröthe vor ſich, ein jüngeres Geſchlecht, deutſche Wanderer und Jünglinge, die ſich hier heute zum fröhlichen Geſange verſammelt haben. Liebe Freunde, das hier iſt ein heiliges Land und wir ſtehen auf heiliger Erde. In dieſen Räumen hat ein edler und großer Mann*) gewandelt, dieſe Bäume haben den beſchattet, dieſe Himmelsſterne den beleuchtet, der unſterblich im Gedächtniß der Nachwelt leben wird, ſo lange im deutſchen Liede und aus deutſchen Herzen noch ein Laut erklingt. Ja, dieſes Haus, dieſer Garten, dieſe Bäume werden vergangen ſeyn, die Steine dieſer Hügel und Berge werden im Laufe der Jahrtauſende zerbröckeln und ſich ſenken — und der Name Stein wird noch in jugendlicher Friſche leben. Bei dieſem Namen und bei den Erinnerungen, die er weckt, ziemt ſich wohl ein ernſtes Wort und ein fröhlicher Wunſch. Wie ich um mich her ſchaue und des gebrauchten Gleichniſſes der Morgenröthe gedenke, darf ich, der wahrſcheinlich Aelteſte der hier Anweſenden, wohl einen deutſchen Wunſch und Gruß ausſprechen: Wir ſtehen hier, vergängliche Menſchen, verfließende Schatten, aber die da ein Ewiges glauben und hoffen. Beten und rufen wir denn dem lieben deutſchen Vaterlande ein Ewig, wie Sterbliche ſolchen Gedanken ausſprechen dürfen: Es lebe das deutſche Vaterland! Es leben ſeine Söhne! Mögen ſie durch die alte deutſche Treue und Liebe, mögen ſie durch die alten deutſchen Tugenden, durch Redlichkeit, Tapferkeit und Sittlichkeit von Geſchlecht zu Geſchlecht fortleben und blühen. Möge Ehre, Freiheit, Glück ihnen nimmer mangeln! Möge der Freude und Luſt des Liedes und Wortes, welche fremde Liſt und Herrſchaft uns weiland ſo theuer machten, in deutſchen Gauen nimmer der fröhliche und ſtolze Klang fehlen. Mit dieſem Gruße ſcheide ich von Ihnen, mit dieſer Hoffnung gehen wir ſtill auseinander.“ Wer hätte dieſen feurigen Greis verlaſſen, ohne ſich für das Erhabene begeiſtert zu fühlen? Wohl Niemand. Alle, welche dem Feſte beiwohnten, zählen gewiß jenen Tag zu den ſchönſten ihres Lebens. Dank beiden Sängervereinen, die durch ihre Leiſtungen ſich den Beifall aller Anweſenden erworben! Dank Herrn Profeſſor Arndt, der durch ſeine Reden ſich ein ſchönes Denkmal in unſern Herzen errichtet!

*) Freihr. v. Stein, ehemals naſſauiſcher Miniſter.

Auflöſung der Charade in Nro. 267.

Regenſchirm.

Theater-Anzeige.

Wegen der Vorbereitungen zu: Antigone, Tragödie von Sophokles, Muſik von Mendelſohn-Bartholdy, bleibt das Theater Freitag 29. Sept. geſchloſſen.

Samſtag, 30. Sept. Doctor Weſpe, Luſtſpiel in 5 Abth., von Benedix. (Preisſtück.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 270. Samſtag den 30. September 1843.

Czerny-Georg.

Eine ſerbiſche Novelle.

(Fortſetzung.)

„Kaum acht Tage ſpäter, erwachten wir eines Morgens frühe unter dem wildeſten Lärmen. Denkt Euch, mein Haus war umſtellt von wüthenden Janitſcharen. Vergebens vertheidigte ich mich. Drei fielen von meiner Hand — aber die Uebermacht ſiegte, und ſie brachen herein in mein ſtilles Haus, wie eine verheerende Fluth. Mein Sohn war noch ein Knabe. Er verkroch ſich, daß ſie ihn nicht fanden; aber mein Weib und meine kaum zu Jungfrauen gereiſten Töchter erlagen den viehiſchſten Mißhandlungen, und ich, ich mußte Zeuge ſeyn! Und als das Werk vollbracht war, ſtachen ſie mir die Augen aus, daß ich nur das Bild des Entſetzlichſten im Geiſte ſehen ſollte, ſtießen mich hinaus und brannten mein Haus nieder; meine Güter aber wurden zum Beſten des Paſcha's verkauft. Ich fand meinen Sohn wieder. Er wurde mein Pfleger und Führer bis heute; Gott ſegne ihn!“

„Jug Bogdan!“ rief Czerny-Georg, „Jug Bogdan, nun kenne ich Euch! Ihr lebt im Munde des Volkes, im Liede und in der Sage. Heil mir, daß ich Euch fand!“

Der Greis drückte dem Jüngling die Hand, und aus den leeren Augenhöhlen träufelten Thränen. Der Anblick war herzzerreißend.

„Fluch, Fluch über die Schändlichen!“ rief Czerny-Georg voll Gluth der Rache. „Hier in Eure Hand, edler Jug Bogdan, ſey es geſchworen, ich will nicht raſten, nicht ruhen, bis ich an den Verruchten gerächt, was ſie an Euch vollbracht haben!“

„Liebling der Wila!“ rief der Greis, „das iſt das Wort, das Dir ziemt. Du biſt erkoren zu Serbiens Rettung. Rufe, und Dein Ruf dringt in die fernſten Wälder und Schluchten der Berge Serbiens, und die Hajducken folgen Dir zu Kampf und Sieg.“

„Ich will nicht werben um des Lebens ſüßes Glück,“ rief der Jüngling, und ſein glühender Blick ruhte auf der liebreizenden Melinka, „bis ich würdig bin des ſüßeſten Lohn's. Ja, Väterchen,“ ſprach er, „Dir ſey es geſtanden, die Wila hat mich geweihet zum Streiter für Serbiens Freiheit, die Wila, deren himmliſches Bild ich in Melinka wieder finde. O Melinka, ſprach er dann in ſüßem Tone der Liebe, verbirg dein Antlitz nicht vor mir. Du biſt der Preis meines Lebens. Melinka, willſt Du die Meine ſeyn, wenn ich einſt als Sieger wieder hier eintrete? —“

Er ſtand vor ihr, und hielt die kleine Hand in der ſeinen. „Melinka, ſprich!“ flehte er. „Sieh, hier Dein Großvater und Dein Vater ſind Zeugen meines Flehens.“

Da konnte das Mädchen, das ihn liebte, ſeit ſie ihn ſah, nicht widerſtehen. Sie legte das ſchöne Haupt an ſeine Bruſt und liſpelte ein leiſes Ja, und die Väter ſegneten den Bund der Liebe, der ihren Wünſchen ſo ganz entſprach.

Aus den ſchönſten Träumen erwachte Czerny-Georg am andern Morgen. Was er am Tage vorher erlebt, das erſchien ihm wirklich auch nur als ein ſchöner Traum; aber die fremde Umgebung kam dem Gedächtniſſe zu Hülfe, und als er an das Fenſter ſeines Schlafgemaches trat, und Melinka über den Vorplatz ſchwebte und den leuchtenden Blick zum Fenſter erhob, da begriff er erſt das volle Glück der Wirklichkeit.

Als er nun herab kam und in das Speiſegemach trat, erſtaunte er nicht wenig, an zwanzig bewaffnete Männer hier zu finden. Es waren aber ſolche, die, der türkiſchen Verfolgung entflohen, nun in der Wildniß der Berge lebten und einen Hordenkrieg mit den Türken führten. Man nannte ſie Hajducken in Serbien, und das Volk ſtand insgeheim mit ihnen in einer innigen Verbindung. Türkenfreunde hatten ſich wohl des Schlimmſten von ihnen zu verſehen; denn ſie waren ja als Verräther in ihren Augen geächtet.

Ein vollſtimmiges Hurrah begrüßte den Jüngling. „Sieh uns hier,“ ſprach einer der Aelteſten, „als die, welche Deiner Befehle harren. Was Du geſtern in Jug Bogdan's Hand geſchworen, das iſt bis zu uns gedrungen in dieſer Nacht. Lernen magſt Du, Knes von Manaſia, wie blitzſchnell der Hajducke iſt, wenn es gilt, da zu ſeyn, wohin ihn ſeine Pflicht ruft. Befiehl Du, wir folgen Dir. Rufe, und wir ſind da. In Deine Hand ſchwören wir Dir Treue und Gehorſam.“

Czerny-Georg, beſtürmt von all' den Ereigniſſen, die ſo wunderſam und tief in ſein innerſtes Leben eingriffen, nahm den Schwur an, und erhob ſich alſo zum Führer der kühnen Kämpfer, welche keine Furcht kannten.

Sie gingen erſt am Abend dieſes Tages auseinander, nachdem ſie manches Wichtige verabredet, und Czerny-Georg ging, nachdem Melinka's erſter Kuß ihn beglückt, geleitet

Digitized by Google

von Jwo, aus dem Hauſe weg, das ſo entſcheidend für ſein Leben geworden war, um in die Thäler hinabzuſteigen, durch welche ſich die Reſſawa windet.

(Fortſetzung folgt.)

Das Duell zwiſchen Hrn. J. v. Göler und Hrn. v. Wereſkin.

(Schluß.)

Nach Abmeſſung der Entfernungen looſten Herr Stolipin und ich um den Platz; da ich gewann, wählte ich die Schattenſeite, und Hrn. v. Wereſkin blieb die der Sonne. Hr. von Stolipin lud zuerſt die von ihm mitgebrachten Piſtolen in meiner Gegenwart, hierauf lud ich die meinigen. Eine Piſtole von jedem Paar wurde rechts, die andere links gelegt; ich fragte Göler, ob er die zur Rechten oder Linken wolle, und gab ihm die verlangten. Hr. v. Göler und Hr. v. Wereſkin ſtellten ſich an die ihnen angewieſenen Plätze. Hr. v. Stolipin legte, getroffener Abrede gemäß, die Frage vor: „Sind Sie bereit, meine Herren?“ — „Ja!“ war die Antwort der beiden Gegner. Hr. v. Stolipin kommandirte weiter: „Macht Euch fertig!“ — Hr. v. Göler und Hr. v. Wereſkin ſpannten den Hahn. — „Feuer!“

Bei dieſem Kommando ſtand es Jedem frei, ſeine beiden Schüſſe nach Gutdünken abzufeuern. Die Gegner zielten auf ihrem erſten Platze (22 Schritte), aber der Schuß des Hrn. v. Wereſkin ging dem des Hrn. v. Göler um eine Sekunde voran und fehlte. Hrn. v. Göler's Schuß folgte, wie geſagt, unmittelbar darauf, und ſtreifte die rechte Seite des Hrn. von Wereſkin. Wenigſtens glaubte ich es ſo von meinem Platze aus wahrzunehmen. Dies geſchah mit dem erſten von mir mitgebrachten Paar Piſtolen; ich hatte ſie von Herrn von Baumbach.

Jeder der beiden Gegner rückte nun um 2 — 3 Schritte vor, und vertauſchte die entladene Piſtole gegen die andere, die ſie in der linken Hand hatten, und welche Hr. v. Stolipin mitgebracht hatte. Dießmal drückte Hr. v. Göler zuerſt ab; der Schuß verſagte — Hr. v. Wereſkin ſchoß hierauf, und traf meinen Freund in die Bruſt. Ich fragte: „Wer iſt verwundet?“ worauf Göler mir antwortete: „Ich bin verwundet, aber es macht nichts!“

Jetzt warf Hr. v. Wereſkin die zuletzt entladene Piſtole zu Boden, nahm die andere, deren er ſich zuerſt bedient hatte, in die rechte Hand, und trat, der Abſprache gemäß, bis zur Barriere vor, mit einer Kaltblütigkeit, die ſeinem Muth Ehre macht. Hier erwartete er, was weiter kommen ſollte; denn es wurde auf Antrag des Hrn. v. Stolipin feſtgeſetzt, daß jedes Verſagen des Schuſſes nicht gelten, folglich jeder Theil zwei *wirkliche* Schüſſe haben ſolle (gewöhnlich gilt nämlich auch das Verſagen für einen Schuß). Hr. v. Göler zog, obgleich ſchwer verwundet, ein anderes Zündhütchen aus der Taſche, ſetzte es auf, zielte und drückte ab. Der Schuß verſagte abermals. Jetzt rief er mir zu: „Georg, ſieh einmal, was an dieſer Piſtole iſt!“

Ich nahm die Piſtole, rieb Pulver in die Piſtonröhre, bis ſie voll war, ſetzte ein Zündhütchen auf, und gab ſie meinem Freunde zurück, der, außer Stande, ſich länger auf den Beinen zu erhalten, durch die Güte des Fürſten Trubezkoi geſtützt wurde, welcher einige Schritte davon ſtand und weder Sekundant noch Zeuge in dieſem Duell war; denn er ſollte nur Sekundant gegen mich ſeyn, falls Wereſkin erhalten bliebe. Er hat ſich durch dieſe edelmüthige Hülfe meine aufrichtige Dankbarkeit erworben. Hr. v. Göler nahm die Piſtole aus meiner Hand, zielte, drückte ab, und der Schuß verſagte zum dritten Male. Ich wiederholte daſſelbe mit der Piſtole, wie oben beſchrieben, und hörte zum vierten Male das fürchterliche „Metſch“, denn der Schuß verſagte abermals. Jetzt ſagte ich zu meinem Freunde: „wirf die Piſtole von Dir, ich will eine andere laden!“ — „Ja“, erwiederte er, „aber mache ſchnell, denn ich werde ſehr ſchwach, ich habe faſt keine Kraft mehr!“

„Meine Herren“, rief ich, „ich gebe mein Wort, daß ich mich mit dieſen Piſtolen nicht ſchlage!“

Ich ſuchte nach einer andern Piſtole, und da ich keine fand, ſo wandte ich mich an Hrn. v. Wereſkin mit den Worten: „Herr von Wereſkin, haben Sie die Gefälligkeit, mir Ihre Waffe zu geben!“ Dabei griff ich nach derjenigen Piſtole, die er noch in der Hand hatte.

„Dieſe nicht“, antwortete er mir, „nehmen Sie aber jene!“ dabei zeigte er auf die von ihm zu Boden geworfene; es war dieſelbe, die bereits Hrn. v. Göler verwundet hatte. Ich hob ſie auf, that eine ſehr ſtarke Pulverladung und die Kugel ohne Pfropfen hinein, weil Göler immer bläſſer ward und mir zurief: „Mach' ſchnell, mach' ſchnell, ich kann nicht mehr!“ was natürlich meine Dienſtleiſtung beſchleunigte. Als das Zündhütchen aufgeſetzt war, gab ich Göler die Piſtole, der noch immer von dem Fürſten Trubezkoi gehalten wurde, indem ich ſagte: „Ziele gut, lieber Freund, und ruhig!“ Er nickte mir bejahend mit dem Kopfe zu und zielte zum fünften Male mit jener unglaublichen Ruhe und Kaltblütigkeit, die ihm in allen Situationen ſeines Lebens eigen war und ihn auch in dieſen kritiſchen Augenblicken nicht verließ. Dieſer Beweis ſeiner hohen moraliſchen Kraft, ſchon mit der tödtlichen Kugel in der Bruſt, hat überall die ausgezeichnetſte Anerkennung gefunden. Dießmal ging der Schuß los, und ſogleich ſprang ich meinem Freunde zu Hülfe, um ihn zu halten. In dieſem Augenblick ſagte er zu mir: „Ich habe ſcharf gezielt; er muß todt ſeyn.“ Und im nämlichen Augenblicke ſank Hr. v. Wereſkin, ſprach noch die Worte: „Ich bin todt!“ und hauchte nach wenigen Sekunden ſeinen letzten Seufzer aus.

Ich ging mit Hrn. v. Göler einige Schritte, wobei ich von dem Fürſten Trubezkoi fortwährend unterſtützt wurde. Wir machten etwa zehn Schritte, als Hr. v. Göler ſich nicht mehr aufrecht erhalten konnte; wir ſahen uns daher genöthigt, ihn auf den Boden zu ſetzen: „Mein einziger Troſt, lieber Freund“, ſagte er hier zu mir, „iſt der, daß Du nun nicht mehr nöthig haſt, Dich zu ſchlagen.“ Bei dieſen Worten verlor er das Bewußtſeyn. Die Aerzte wurden herbeigerufen; ſie unterſtützten die Verwundeten, und als der, der ſich um Wereſkin beſchäftigte, dieſen bereits todt fand, rief ich ihm zu: „Wenn Hr. v. Wereſkin ſchon todt iſt, ſo leiſten Sie Ihre vereinte Sorgfalt meinem Freunde.“

Man öffnete Julius eine Ader, und drei Viertelſtunden lang ſchwebte ich in der ſteten Angſt, er werde in meinen Armen verſcheiden. Ich war in Verzweiflung; denn wer je das Glück gehabt hat, einen Charakter, wie der Göler's, Freund zu nennen, wird den gerechten Schmerz verſtehen, der mein Inne-

Digitized by Google

tes zerriß. Ich kannte ihn ſeit langen Jahren, und er hatte mir mehr als ein Mal durch die That bewieſen, daß das Wort „Freund“, mit dem er mich beehrte, kein leerer Schall in ſeinem Munde war.

Oft hatte er mir in trauten Stunden mit Kummer davon geſprochen, daß er von vielen Leuten verkannt werde; es linderte daher meinen Schmerz nicht wenig, als ich an der allgemeinen Theilnahme an ſeinem Schickſal erkannte, daß dieſes Vorurtheil verſchwunden war.

In dieſer Zeit der Trauer und bangen Beſorgniß kam der Sekundant des Hrn. v. Wereſkin, Hr. Major v. Stolipin, auf mich zu, drückte mir freundſchaftlich die Hand, und ſagte zu mir, er ſey ſo zufrieden mit mir, daß er Nichts weiter wünſchen könne, als ich möchte dieſelben Geſinnungen in Betreff ſeiner hegen. Ich verſicherte ihn meiner Hochachtung, eben ſo den Fürſten, dem ich meinen verbindlichſten Dank für die meinem Freunde geleiſteten Dienſte erneuerte. Nachdem ſie noch das Benehmen des Hrn. v. Göler als ganz ausgezeichnet gerühmt, und Beide dem Ohnmächtigen die Hand gedrückt hatten, zogen ſie mit ihrem unglücklichen Freunde ab.

Was Hrn. v. Wereſkin betrifft, ſo muß ich ſagen, daß er in allen Momenten dieſes unheilvollen Duells ſich als ein Mann voll Muth benahm. Es iſt nichts Geringes, wenn man einen tödtlich beleidigten Feind mehrmals mit Genauigkeit, Ruhe und Kaltblütigkeit auf ſich anlegen ſieht, einen Feind, der als vortrefflicher Schütze bekannt iſt. Hr. v. Wereſkin hat nicht gewankt, und ſtarb den Tod eines Braven.

Nach drei Viertelſtunden ſchlug Julius die Augen wieder auf, und die Aerzte gaben mir Hoffnung. Wie unendlich glücklich war ich! aber ach! meine Freude war zu groß, ſie konnte nicht von langer Dauer ſeyn. Julius ward in das Haus des tapfern Oberſten v. Göler, ſeines Vaters, gebracht, deſſen Gefühle am Schmerzenslager ſeines geliebten Sohnes zu ſchildern ich mich enthalte, wo er nur noch zwei Tage zu leben hatte; er ſtarb in Folge ſeiner Verwundung am 4. September um 2 Uhr Nachmittags.

Dies die getreue Darſtellung von dem ganzen Verlaufe dieſer Trauergeſchichte, welche ſo viele Gemüther in Bewegung geſetzt hat. Die in meiner Erzählung benannten Zeugen ſind, außer den beiden Opfern des Duells, ſämmtlich noch am Leben, und können ſprechen, ob ich den Auftritt, bei dem ſie erſchienen, unparteiiſch und der Wahrheit gemäß ſchilderte oder nicht. Die Briefe und Aktenſtücke, auf die ich mich berufen, und die ich wörtlich oder in wortgetreuen Ueberſetzungen wiedergab, liegen entweder im Originale in meiner Hand, und Jeder kann ſich von ihrer Aechtheit überzeugen, oder ſind es Abſchriften von ſolchen Beweisſtücken, die bei Gericht hinterlegt wurden.

Ich konnte mich füglich jeder Erläuterung, jedes eigenen Urtheils enthalten, wo die Zeugniſſe Anderer und wo Thaten ſo laut ſprechen. Ich will dem Urtheile des Leſers nicht vorgreifen, ſondern überlaſſe es Jedem, nach Vergleichung des Haber'ſchen Exposé mit gegenwärtiger Darſtellung ſich ſein freies eigenes Urtheil zu bilden.

Georg von Sarachaga.

Im „Journal des Debats“ lieſt man folgende, an deſſen Redakteur gerichtete Zuſchrift: „Mein Herr! Für eine troſtloſe Mutter erbitte ich hiermit von Ihrer Gefälligkeit die Einrückung nachſtehender Zeilen in eine Ihrer nächſten Nummern. Herr v. Wereſkin, der kürzlich in einem Zweikampf bei Baden blieb, war ohne Zweifel einer der tapferſten Offiziere des ruſſiſchen Heeres, das in ihm einen unerſetzlichen Verluſt erlitten hat. Er hat mehr als eine Probe ſeines tapfern Muthes im Kaukaſus gegeben. Seine Doppelbüchſe hatte eine wahre Berühmtheit erlangt, und war der Gegenſtand mehr als einer tödtlichen Ueberraſchung für die Bergbewohner, die — mit gewohnter Ungeſtüm ſich auf ihn ſtürzend — im Augenblicke, wo er gerade abgedrückt hatte, in bangem Schrecken beim Anblicke deſſelben Laufs, der zum zweiten Male den Tod gab, zurückwichen. Es war vor den Augen des ganzen Heeres, daß ein berühmter tſcherkeſſiſcher Parteigänger ſich in einen Zweikampf zu Roß und mit einem Feuerrohr mit Wereſkin einließ; als jenem ſein Pferd verwundet wurde, grüßte er achtungsvoll ſeinen geſchickten Gegner, kehrte von ihm ſeine Waffe ab, und verwundete nun gefährlich den einige Schritte von ihm befindlichen Fürſten Trubezkoi. Wieder war es Herr v. Wereſkin, der Leib an Leib mit einem der ſtämmigſten Krieger des Gebirgs ſich maß und dieſem, als er von ihm einen Schlag mit dem Flintenlauf auf den Kopf erhielt, den Schädel mit dem Säbel ſpaltete. In jenem mörderiſchen Gefecht, worin die Mehrzahl der ruſſiſchen Offiziere umkam, erhielt Hr. v. W. eine Kugel aus einem ganz nahe an ihm abgedrückten Gewehr ins Bein. Mit Orden und Jahrgehalt von Sr. Maj. dem Kaiſer und dem Großfürſten-Thronfolger begnadigt, hielt er ſich ſeit zwei Jahren zur Wiederherſtellung von ſeiner Wunde im Auslande auf. Hr. v. Wereſkin hatte zwei Brüder, welche ihren Zoll dem traurigen Vorurtheil des Zweikampfes entrichteten. Der ältere wurde degradirt, weil er ſeinen Gegner getödtet hatte. Er ertrug ſein Unglück mit ſeltener Ergebung und bereicherte, unter dem rauhen Mantel des gemeinen Soldaten das Herz des Edelmanns bewahrend, die ruſſiſche Literatur mit mehreren Hervorbringungen, die ſich durch eine ſeltene Lebhaftigkeit und ein ureignes Feuer der Schreibart auszeichnen. Er verhieß, einer der beſten Satyriker und ein guter Dichter zu werden, da raffte ihn, vor der Zeit, eine Bruſtkrankheit hinweg. Sein zweiter Bruder hatte letztes Jahr zu Nowgorod einen Zweikampf und wurde gefährlich verwundet. Die arme Mutter dieſer drei Söhne lebt noch. Cauterets (bekannter Geſundbrunnen im Bezirk Bagneres de Bigorre im franzöſiſchen Departement der Oberpyrenäen), am 15. Sept. 1843. Iwan Golowina.“

Mannichfaltigkeiten.

(Trier, 20. Sept.) Gegen Anfang des nächſten Monats wird hier die Verſammlung der für Wein- und Obſtbau gebildeten Sektion der deutſchen Land- und Forſtwirthe ſtattfinden, und ſchon zeigt eine raſtloſe Thätigkeit der hier beſtehenden Vereine für Wein- und Ackerbau ſowohl von einer regen Theilnahme der Bewohner Triers, die dabei betheiligt ſind, als auch dieſe wieder gewiß dazu beitragen wird, viele Auswärtige herzuziehen. Schon iſt die Liſte der an der Zuſammenkunft von hier Theilnehmenden mit hundert von Unter-

Digitized by Google

ſchriften bedeckt, und ſchon haben einige der bedeutendſten Landwirthe Süddeutſchlands ihre baldige Ankunft ſchriftlich gemeldet.

(Nürnberg, 25. Sept.) Geſtern Vormittag um 11 Uhr fand, der unterm 20. v. M. erlaſſenen Aufforderung des hieſigen Stadtmagiſtrats gemäß, die erſte öffentliche Verſammlung zur Konſtituirung eines Vereins wider den Kleiderluxus ſtatt. Es waren zu derſelben ungefähr 200 Individuen zuſammengekommen, unter welchen man, außer den Mitgliedern des Magiſtrats, namentlich viele Vertreter des Gewerbſtandes bemerkte. Den Vorſitz führte der erſte Bürgermeiſter, Hr. Dr. Binder, welcher in einem ausführlichen Vortrag den Zweck und die Nothwendigkeit des zu bildenden Vereins auseinander ſetzte. Nürnberg, bemerkte derſelbe, habe wohl vor Allen den Beruf, ſich in dieſer Reformſache an die Spitze zu ſtellen, da die hier vorherrſchende Liebe zum Kleiderluxus ſogar die Aufmerkſamkeit der Regierung erregt habe. Anlangend die Ausſichten und Hoffnungen des Vereins äußerte er, daß bereits ähnliche in Frankreich und England mit gutem Erfolge beſtünden; übrigens ſey demſelben nicht nur der Schutz der Regierung, ſondern auch die Unterſtützung der Freimaurergeſellſchaften zugeſagt. Hierauf wurde die Subſcription eröffnet, welche 14 Tage lang fortdauern ſoll; nach Schließung der Liſten wird zur Wahl eines Ausſchuſſes und zur Abfaſſung der Satzungen geſchritten werden.

Korreſpondenz.

Wiesbaden, 22. Sept.

Unſere Bühne wurde am 19. d. M. geſchloſſen mit einer Benefizvorſtellung für die hier weilende, von allen Subſiſtenzmitteln entblößte franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft eines gewiſſen Rouca. Derſelbe entfernte ſich heimlich von hier, nachdem er zuvor die Reiſeeffecten der Geſellſchaft, welche einige gute Subjecte zählt, zu Geld gemacht hatte. Die Einnahme aus der Benefizvorſtellung war unbedeutend; denn außer einigen in der Mitte des Parterre placirten Polizeidienern zählte daſſelbe kaum fünfzig Zuſchauer. Eben ſo leer waren die übrigen Zuſchauerräume. Kein beſſeres Reſultat lieferten die ſpäteren Privatſpenden der hier wohnenden Franzoſen für die ſchiffbrüchig gewordenen dramatiſchen Künſtler und Künſtlerinnen ihrer Nation.

Kaiſerslautern, 25. Sept.

In den letzten Tagen feierten wir in unſerer Stadt ein Feſt, wie ſich die Pfalz eines ähnlichen noch nie zu erfreuen hatte. Die unter dem Protectorat Sr. Maj. des Königs v. Baiern ſtehende pfälziſche Geſellſchaft für Pharmazie und Technik und deren Grundwiſſenſchaften eröfnete mit Allerhöchſter Genehmigung eine Ausſtellung der Producte der Induſtrie der Pfalz in den ſehr geräumigen Localitäten der Gewerbſchule — allwo ſich die reichhaltigen naturhiſtoriſchen Sammlungen dieſer Geſellſchaft ſchon ſeit längerer Zeit befinden — und die aufgeſtellten Gegenſtände von mehr als ſechshundert Einſendern gaben das erfreuliche Reſultat, wie ſehr die Gewerbe in der Pfalz mit denen anderer Länder in die Schranken der Concurrenz treten können, welchen Aufſchwung mehrere Fabriketabliſſements gewonnen und wie ſelbſt dieſer kleine Kreis von etwa einer halben Million Einwohner, zunächſt auf Agricultur hingewieſen, rückſichtlich ſeiner induſtriellen Thätigkeit in ſtetem Wachſen begriffen iſt. In dreizehn geräumigen Sälen ſind die größtentheils ſehr gelungenen Arbeiten aus den verſchiedenſten Gewerben in angemeſſener Ordnung vertheilt und die Beſucher, welche aus dem ganzen Regierungsbezirke ſowohl als auch aus den Nachbarſtaaten täglich und oft in großer Anzahl herbeiſtrömen, verlaſſen höchſt zufrieden mit dieſem erſten Verſuche die freundliche und rührige Stadt. Aber nicht nur für ernſte Betrachtung, ſondern auch für angenehme Unterhaltung war reichliche Sorge getragen. Am 17. Sept., ſechs Tage nach der Eröffnung der Ausſtellung, wurde ein großartiges Vokal-Konzert, von mehr denn 300 Männerſtimmen ausgeführt, gegeben, das nach dem Urtheile von Sachkennern ſehr befriedigend ausfiel und der Abend ſchloß mit gentilen und heiteren Bällen. Beiden Feſtlichkeiten wohnte des Hrn. Regierungs-Präſidenten Fürſten Wrede Durchl. bei, die Freude der verſammelten Gäſte theilend. Des folgenden Tages fand unter des Hrn. Regierungs-Präſidenten Vorſitze eine feierliche Preisvertheilung des Kreis-Comité's des landwirthſchaftlichen Vereins für die Pfalz auf einem geſchmückten öffentlichen Platze ſtatt. Kurz vorher war von Seite des pfälziſchen Gartenbauvereins eine ſehr anſprechende und reichhaltige Ausſtellung von Blumen und Früchten aus der Pfalz eröffnet worden, welche ſich eines zahlreichen Beſuches zu erfreuen hatte. Des Nachmittags ſtrömten die Bewohner der Stadt mit den äußerſt zahlreichen Fremden, welche die bedeutungsvolle Feſtlichkeit herangezogen hatte, nach einem ſinnig und in jeder Weiſe anſprechend vorbereiteten Vergnügungsplatze in einer der benachbarten Laubwaldungen. Hier verſammelte ſich die Elite der Bewohner der Pfalz und nur Derjenige, welcher einmal das Feſt in der Brigittenau bei Wien oder am Pfingſtmontag zu Großheſſelohe bei München und ähnliche beſuchte, kann dieſe zahlreiche, lebensfrohe und doch ſtreng in den Gränzen des Anſtandes gebliebene zahlreiche Verſammlung gebührend würdigen. — War der Zudrang der Fremden an dieſen beiden Tagen auch ungemein groß, ſo dauern dennoch die Beſuche noch immer fort und es iſt die erfreuliche Ausſicht gegeben, daß ſowohl die mit der Ausſtellung verbundene Verlooſung günſtig ausfallen, als auch bis zum Schluſſe, welcher auf den 4. Oktober feſtgeſetzt iſt, viele Gegenſtände der Einſender Käufer finden werden. Dankbare Anerkennung verdienen vorzüglich die Bemühungen der hieſigen Einwohner, welche die thätigſte Mithülfe ſowohl beim Auspacken und Aufſtellen u. ſ. w. leiſteten, als auch während der ganzen Periode der Ausſtellung die Ueberwachung derſelben als Ehrenſache von freien Stücken übernahmen. Möge dieſes vaterländiſche Unternehmen den Grund zum blühendſten Aufſchwunge der pfälziſchen Induſtrie für alle künftige Zeiten gewähren!

Bensheim a. d. Bergſtraße.

Am 27. Sept. fand dahier die Eröffnung und Weihe des neuen Schulgebäudes ſtatt. Es iſt nun hier nicht nur einem ſchon längſt im hohen Grade fühlbaren Bedürfniſſe abgeholfen, ſondern Bensheim hat ſich auch für die Zukunft ein ehrendes Denkmal geſetzt. Nur dadurch, daß man die Elementarſchulen und die Verhältniſſe der Lehrer derſelben mit der größten Aufmerkſamkeit und in der That verbeſſert, kann eine auf Vernunft und Moral begründete Bildung — alſo das Glück der Gemeinden — vollkommen erzielt werden, was auch immer mehr und mehr in unſern deutſchen Landen von Fürſten, Staatsregierungen und Landſtänden, Ortsbehörden und einflußreichen Perſonen anerkannt wird. Wie ſollte auch ein Gebäude, welcher Art es ſey, ſeine Beſtimmung erfüllen, wie ſollte es Wetter und Sturm Trotz bieten können, dem ein haltbares Fundament fehlt?!

Theater-Anzeige.

Samſtag, 30. Sept. Doctor Weſpe, Luſtſpiel in 5 Abth., von Benedix. (Preisſtück.)

Montag, 2. Oct. Antigone, Tragödie von Sophokles, überſetzt von J. J. C. Donner. Die Compoſition der Chöre, Melodramen u. ſ. w. iſt von Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: Dr. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN
Google

Digitized by Google

Digitized by Google